053
NO
v.83-84

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class
053

Book
NO

Volume
83-84

F 11-20M

Dreiundachtzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1897.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Dreiundachtzigster Band.

Mit den Portraits von:
Eugen Richter, Franz Wüllner, Ernst Freiherr von Wolzogen.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

053
NO
v.33-89

Inhalt des 83. Bandes.

October — November — December.

1897.

Seite

Hans Benzmann in Berlin.
Gedichte 98

Carola Blacker in London.
Ophelia 347

Hugo Böttger in Steglitz bei Berlin.
Arbeitslos 173

Felix Dahn in Breslau.
Kaiser Ottos des Dritten Ende. Ballade 195

Salvatore Farina in Mailand.
Pater Agostinos letzte Kämpfe 139. 277

Heinrich Funck in Gernsbach in Baden.
Lavater und Cagliostro 41

L. Fürst in Berlin.
Schwindel 64

M. Galster in Kiel.
Zur Flottenfrage. (Erwiderung.) 84

Jakob Jakobsen in Kopenhagen.
Shetland und die Shetländer 211

Wilhelm Jensen in Prien am Chiemsee.
Ein Heilmittel. Novelle 1

Adolph Kohut in Berlin.
Friedrich Justus Bertuch 73

Otto von Leixner in Groß-Lichterfelde bei Berlin.
Die Aufgaben eines Kulturwerkes am Ende des 19. Jahrhunderts. 316

187831

Seite

Paul Lindau in Meiningen.
Der König von Sidon. Erzählung. (Schluß.) 100

Raphael Löwenfeld in Berlin.
Eine deutsche Tafelrunde in Kopenhagen 165

Otto Neitzel in Köln.
Franz Wüllner. Sein Leben und Wirken 197

Hans Schmidkunz in Pasing bei München.
Eine Quelle Richard Wagners 331

Paul Schüler in Berlin.
Bad Santum 364

Albert Traeger in Berlin.
Eugen Richter 32

E. v. Tymen in Breslau.
Francesco Valori. Erzählung aus der Zeit Savonarolas 239

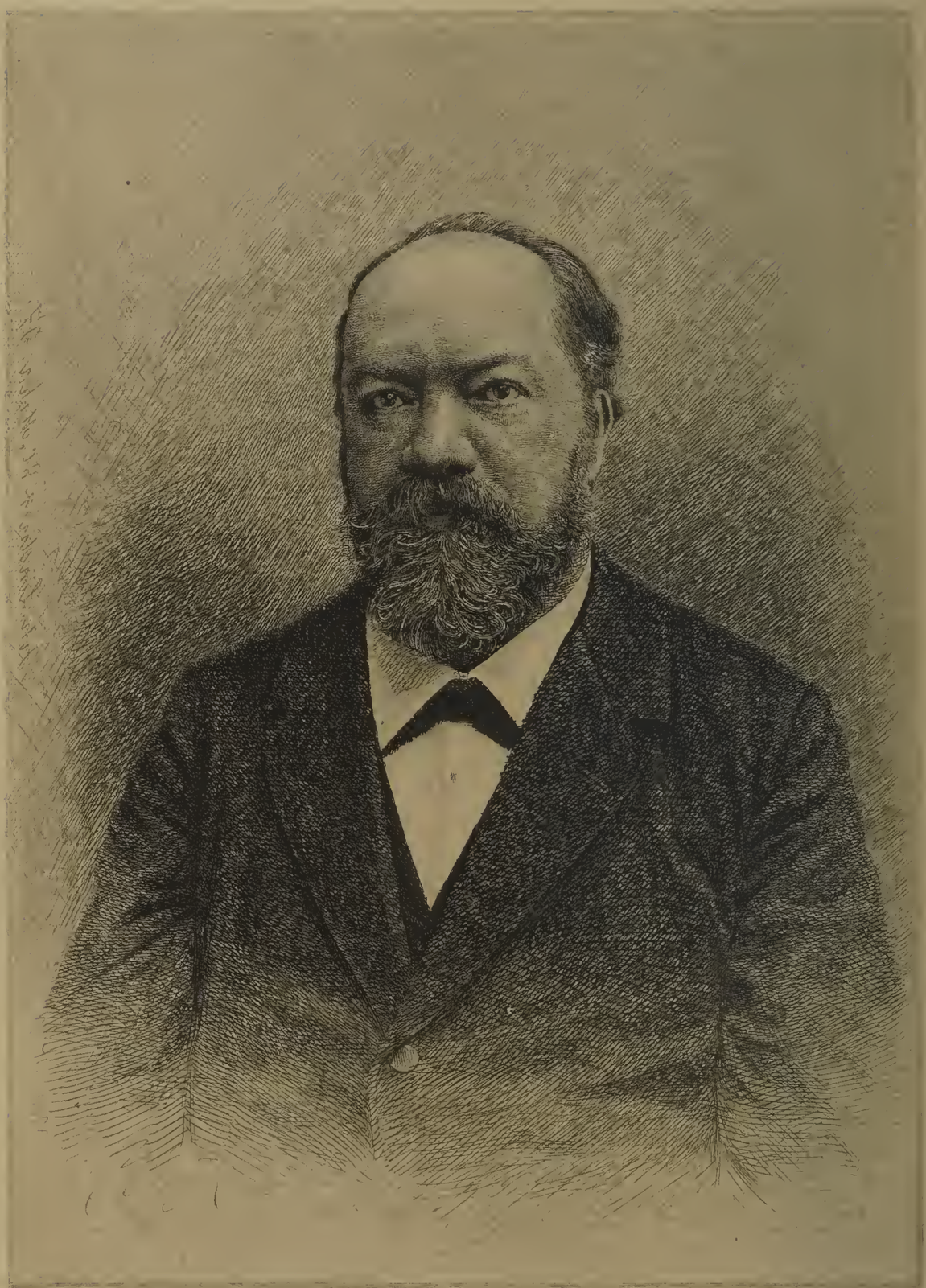
Ernst von Wolzogen in München.
Das Lustspiel. Ansichten und Aussichten 305

Bibliographie 134. 268. 404

Bibliographische Notizen 137. 272. 412

Mit den Portraits von:

Eugen Richter, Franz Wüllner, Ernst Freiherr von Wolzogen, radirt von Johann Lindner in München.



Eugen Richter

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottländer in Breslau.

Ein Heilmittel.

Novelle.

Von

Wilhelm Jensen.

— Prien am Chiemsee. —

Er ward beneidet, der junge homo literatus. Nicht um äußerer Glücksgüter willen, mit denen war's nicht übermäßig bestellt; seine Arbeiten trugen ihm bei unterlaßlosem Fleiß eben so viel ein, als die Lebensnothdurft forderte. Auch ihren sonstigen Erfolg traf keine Scheelsucht, sie führten da und dort in Zeitschriften ein Kryptogamendasein, nur von wenigen Liebhabern bemerkt und beachtet. Der Welt war der Name Vollrad Althammer etwas noch völlig Unbekanntes, und seine Befugniß, ihm bei Aufsätzen wissenschaftlichen Inhalts einen Doctortitel vorzusetzen, änderte nichts daran.

Aber trotzdem flößte er Neid ein. Mit fünfundzwanzig Jahren hatte er sich ungeachtet seiner dürftigen Umstände mit kühnem Einsatz am Glücksspiel des Lebens betheiligt und ein großes Loos gewonnen. Wenigstens erschien es fast ausnahmslos allen Männeraugen so, doch auch die von Frauen und Mädchen mußten sich zu der gleichen Anschauung bekennen, wenn sie nicht einen Verdacht kleinlicher Gesinnung auf sich laden wollten. Und dazu thöricht sich selbst des Mangels an Schönheitssinn zeihen, denn auch die Böswilligkeit hätte nichts auffinden können, um es an Frau Walfriede auszustellen.

Ja, so kaum glaubhaft es den ihr auf der Straße Begegnenden vorkommen mochte, sie war kein Mädchen, sondern, und schon seit Jahresdauer, eine junge Frau, die Frau des jungen Schriftstellers Vollrad Althammer. Sie hatten sich einmal in die Augen gesehen und nur ein paar Monate später, im Mai, Hochzeit gehalten. Keine prunkende, ohne viel Theilnehmer und ohne Schaumwein, still und bescheiden im kleinstädtischen Elternhause Walfriedes; sie brachte ihrem Bräutigam nichts mit als sich

selbst und ein wenig einfache, von sorglicher Mutterhand hergerichtete Aussteuer. Große Liebe und großer Muth hatten für das junge Paar dazu gehört, so in die fremde rauhe Welt hinauszugehen, und Vollrads Jugendfreund Erwin, der einzige Hochzeitsgast, seinen Trinkspruch auf die Erfüllung der furchtlosen Zuversicht ihres Herzensbündnisses ausgebracht. Doch ein Tag war's gewesen und geworden über allen Glanz des Reichthums hinaus.

Das ließ sich ihr freilich nachsagen: Viel Würde behauptete sie anfangs nicht, wenn sie am Arm ihres Mannes ging, und dadurch bestärkte sie noch mit die Annahme, daß sie nicht verheirathet sein könne. Sie bewegte sich, sprach, leiser oder lauter, lachte, sah mit den weit aufgeschlagenen Augen Alles an wie ein ahnungsloses, noch halb in den Kinderschuhen steckendes Mädchen. In ihrem hellen Sommerkleid aus billigstem Stoff machte sie einen Eindruck, als gehöre ihr die Welt, oder wenigstens, als stehe es bei ihr, sich in jedem Augenblick Jegliches zu kaufen, wonach ihr ein Wunsch aufwache. Reich toilettirte Damen konnten sich allerdings geringschätzig über das „Kleidfähnchen" äußern, doch machten sie die Erfahrung, derartige Bemerkungen seien in Gegenwart von Herren für sie selbst nicht einträglich. Und nicht günstigeren Erfolg trug sich die gelegentlich aufgeworfene Frage einer würdigen reiferen Jungfrau ein: „Schämt denn ein so junges Geschöpf sich nicht, schon eine Frau zu sein und das öffentlich zur Schau zu tragen?"

Walfriede Althammer blieb um eine halbe Kopflänge unter ihrem Manne zurück, doch wenn sie nicht unmittelbar neben ihm stand, ließ ihr schlank-anmuthvoller Wuchs sie ihm an Größe ebenbürtig erscheinen. Ihre immer weitoffenen Augen aber waren von einer wunderbaren Farbe, als seien sie aus Blau und Gold gemischt; sie erinnerten an das Wasser des Mittelmeers, wenn Sonnenfunken darauf spielen. Und Gold schien auch in das braune Haar gestreut, das ihr, von einem leichten Netz zusammengehalten, in weichen Wellen über den Nacken fiel. Es geschah nicht leicht, daß selbst ein Eiliger ihr begegnete, ohne ihr nachzusehen. Sogar in der großen Stadt, wo das junge Paar seinen Aufenthalt genommen.

Hier wohnten sie gleich einem auf hoher Pappelspitze bauenden Vogelpaar im vierten Stockwerk in einigen Zimmern mit zum Theil mansardenhaft abgeschrägten Wänden. Ihre Einnahmen erlaubten keine bequemere und vornehmere Behausung, doch sie selbst wünschten sich auch keine andere. An Platz litten sie nicht Mangel, geräumig und luftig war's, aus den Fenstern ging der Blick über weit ausgebreitete Dächer und Giebel in blaue Fernen. Sonne und Mond besuchten sie bei Tag und Nacht; sie waren dem Himmel näher als Andere, freilich unnöthiger Weise, denn der Himmel war zwischen ihren Wänden.

Eine anspruchsvolle Köchin verstatteten die Mittel gleichfalls nicht, Walfriede behalf sich mit einem für billigsten Lohn gemietheten jungen

Dinge, das nichts wußte und nichts konnte. Vollrad hatte ein bedenkliches Gesicht dazu gemacht, doch sie ihn angelacht: „Wozu bin ich denn eine Frau?“ Und auf seine Frage: „Kannst Du denn kochen?“ bekam er Antwort: „So gut wie gar nicht, es wird Dir schlecht schmecken bei mir. Aber was man nicht kann, muß man zu lernen suchen.“

Ein bischen nicht ganz nach den Regeln zubereitet waren die Gerichte in den ersten Tagen vielleicht gewesen, doch schlecht gemundet hatten sie ihm auch damals nie; sie that zu Allem eine köstliche Würze, ohne Wissen und Willen, aber sie konnte es nicht anders. Ein Zauber war's, wenn sie hochrothen Gesichts vom Herdfeuer kam, sich noch mit der weißen Schürze vor der Brust an den Tisch setzte; ein Zauber, wenn ihre langgefingerte feine Hand ihm die Suppe auf den Teller schöpfte. Er blickte unverwandt darauf hin, daß sie fragte: „Wonach siehst Du?“ Er antwortete lachend: „Ich hatte Dich verkannt, nicht geahnt, wie schnell meine Frau lernen könne.“ — „Zu kochen, meinst Du?“ — „Alles, meine ich.“ Und sie sahen sich in die Augen und lachten Beide.

Ja, so war's, er hatte sie nicht gekannt, unterschätzt und nicht allein als Hausfrau; ganz anders noch ward er von ihr überrascht. Ihr Aeußeres glich wohl noch völlig dem früheren, aber sonst, war sie das junge Ding, in das er sich willenlos um ihres Gesichtes, ihrer leiblichen Anmuth willen verliebt gehabt? Eigentlich hatte er an das, was sie geistig in sich tragen möge, nicht weiter gedacht, als daß ihm gefalle, was sie spreche, und noch mehr, wie sie es sage. Ihre Kenntnisse und Bildung konnten bei dem Unterricht in der kleinen Stadt, der den Mädchen überhaupt in Töchterschulen zu Theil wurde, nicht weit reichen, waren ja auch für eine Frau nicht nothwendig. Ihr Vater, ein gering besoldeter Beamter, mußte sich den Tag hindurch mit seinen Geschäftspflichten mühen, kam außer an Sonntagen fast nur zu den Mahlzeiten in's Familienzimmer herab. Die Mutter freilich war eine Frau von einer gewissen stillen Lebendigkeit, mit den eigenartigen schönen Augen ihres Kindes. Doch sie sprach nicht viel, heimlich fertigte sie für Geldertrag manche Handarbeit, um, so weit sie's vermochte, ihrem Mann, ohne sein Wissen, den mühevollen Unterhaltserwerb etwas zu erleichtern. Aus solchem Hause konnte nicht wohl über das übliche Maß hinausreichende geistige Bedeutung hervorgehen.

Und dennoch mußte drin eine eigene Luft gewesen und unvermerkt eine Saat ausgestreut worden sein, die bei Walfriede auf einen von der Abstammung her fruchtbar vorbereiteten Boden gefallen. Ihre in der Schule erworbenen Kenntnisse waren in der That nur gering, doch die Natur hatte ihr eine werthvollere Mitgift gegeben, den Drang zum Lernen und die Fähigkeit des Verständnisses. Dazu war Bestes in ihrem Elternhause gekommen, Unberührtheit vom Niedrigen, auf das Edle und Schöne gerichteter Sinn, von früher Kindheit auf zarte Pflege des Gemüths.

Mit Staunen und klopfenden Herzens erkannte Vollrad Althammer

von Tag zu Tag deutlicher, daß er eigentlich blindlings, ohne Bedacht in Wahrheit ein großes Loos gezogen habe. Er hatte geglaubt, ein hübsches, liebenswürdiges, geistig auf der allgemeinen Stufe stehendes Mädchen zu heirathen, und mit ihm zusammen lebte jetzt eine feinfühlende, Alles auffassende und mit ihm theilende, nach jeder Richtung zu höchster Ausbildung veranlagte Frau; eine ebenbürtige Genossin seines Lebens war's mit dem Aeußeren eines eben erwachsenen Kindes. Ein geheimes Erschrecken über die Huld, die das Schicksal ihm zugewandt, konnte ihn überkommen; er empfand, sie sich nicht verdient zu haben, und er fürchtete das, was die Alten den Neid der Götter genannt. Dies Gefühl spornte ihn zu höchster Anstrengung, Alles, was in seiner Macht lag, zu thun, um sich zu beruhigen, daß er wenigstens danach trachte, seines hohen Glückes nicht vor sich selbst unwerth zu sein. Er arbeitete rastlos und wie beflügelt, immer nur Eines vor sich sehend, eine Einnahme über den nothwendigen Tagesbedarf hinaus, seine junge Frau damit zu überraschen. Dann schlich er sich fort und kam mit einem besonderen Kleidungsstück, einem Schmuck für sie zurück. Sie schalt seine Verschwendung, doch aus ihren Augen sprach, das Zeichen seiner Liebe beglücke sie.

Sie verband Alles in sich, Sorglichkeit und Sorglosigkeit, Vernunft und Uebermuth, Gedankenernst und Schalkheit, zugleich ein Kind, ein Mädchen, eine Hausfrau und Ehefrau. Die Gesundheit ihres Körpers erstreckte sich bei ihr gleicherweise auf Geist und Gemüth; unbewußt war sie selbstherrlich, es gab für sie kein anderes Gebot, als das ihrer eigenen Natur. Der überließ sie sich ohne Bedenken, der Führerin, die nichts heischte, was nicht gut und schön war. Ernste Bedachtsamkeit und Freude, die Pflichterfüllung und den heiteren Genuß des Augenblicks. Die Tage glichen sich in stetigem Gang und waren doch immer neu, denn das Leben war so unerschöpflich reich in seinem gleichmäßigen Verlauf.

Vollrad hatte zahllose Namen für sie, schöne und närrische, oft täglich einen neuen; zumeist irgend einen Anklang an ihren wirklichen bietende, so fehlten auch „Walfisch" und „Waldkauz" nicht darunter. Gewissermaßen ihr offizieller Name aber war „Wala", und stets am Sonntagmorgen lag ein kürzeres oder längeres Gedicht mit der Ueberschrift: „An Wala" an ihrem Platz auf dem Frühstückstisch. Zuweilen schlief sie noch, wenn er leise vor ihr aufstand, um die Verse auf das Blättchen zu schreiben, meistens indeß hörte sie's, doch that, als merke sie nichts und schlafe; erst bei seinem Hinausgehen auf den Fußspitzen öffnete sie blinzelnd die Lider und sah ihm mit dem Lächeln um die Lippen nach, das die neue Sonne seines Lebens war. Eine Frühlingssonne, die zwei selige Kinder in weichen Wellen von Licht und süßer Wärme badete. Denn auch Vollrad in all' seiner Kraft, mit seinem Wissen und Können war nichts Anderes, in wunderbarer Rückbildung wieder zu einem großen Knaben geworden.

Am Sonntagmorgen verstattete er sich stets die Zeit für das Ge-

dicht, doch manchmal konnte er auch zu anderen Stunden dem Antrieb dazu nicht widerstehen. Sein Arbeitszimmer stieß an die Schlafstube; nach dem Abendessen las er seiner Frau eine Weile vor, dann setzte er sich noch wieder an den Schreibtisch, und sie blieb mit einer Beschäftigung bei ihm. Wortlos, ihn nicht zu stören, bis sie aufstand, zu ihm hintretend, „Gut' Nacht" sagte und ihn dazu auf die Stirn küßte; nur flüchtig, denn sie war eine vernünftig bedachte Frau, die sich hütete, ihn aus seinen Gedanken herauszubringen. In's Nebenzimmer hinübergehend, ließ sie die Verbindungsthür offen, begab sich zu Bett und löschte ihr Licht aus, während er fortarbeitete. Ihr Fußtritt, das leise Geräusch vom Ablegen ihrer Kleider war verklungen, kein Ton kam mehr von drüben, sie schien rasch eingeschlafen zu sein. Aber trotzdem wollte es ihm nun bisweilen nicht mehr gelingen, seine Gedanken bei der Arbeit festzuhalten, sondern er griff plötzlich nach einem leeren Blatt und schrieb darauf: „An Wala." Darunter füllte es sich allmählich mit Verszeilen; nachdenkend saß er, mit traumhaft glänzenden Augen auf die Kuppel der kleinen Lampe blickend. Er hörte nicht, daß einmal ganz leis ein Brett der Diele hinter ihm knarrte, aber dann klang eine Stimme über seine Schulter her: „Ich dachte, Du wärest fleißig, und statt dessen treibst Du Allotria." Da fuhr er leicht zusammen, ihm kam's, das Knacken des Bodens müsse von einem bloßen Füßchen hergerührt haben, und er gewahrte dies jetzt neben seinem Sitz unter sich, ein langes, schneeweißes Nachtkleid fiel darauf nieder. Sein Kopf bog sich zurück, so sah er in ihre sich über ihn bückenden Augen und fragte: „Du Schelm — schläfst Du noch nicht? Oder nachtwandelst Du? Und sind das Allotria, wenn ich an Dich denke?" Sie antwortete lachend: „Wär' ich weit fort von Dir, da fänd ich's lobenswerth, aber so dünkt's mich unnöthig und ist's mir eher, als dächtest Du nicht an mich." Wie weich umschmiegten ihre Arme ihm Nacken und Hals, wie weich und warm lag seine Schläfe gebettet; ihm war's, als ruhe er, von nickendem Blüthengewoge einer sonnbestrahlten, duftausströmenden Sommerwiese umgeben, und durch ihre süße Stille klopfte ein schneller Herzschlag ihm am Ohr. Ueber seinem Scheitel aber klang die Stimme Walas wieder: „Ich bin kein Schelm, sondern eine vernünftige Frau, die es einsieht, daß es mit Deiner Arbeit heut doch nicht mehr vorwärts geht. Da ist's besser, Du hörst auf, und Zeit dazu ist's auch, und Du kannst's mir erzählen, was Du auf das Blatt geschrieben hast und was Du noch darauf schreiben wolltest. Wozu hast Du eine Frau, wenn sie nicht auch einmal klüger sein könnte als ihr Mann?" Und den Arm um sie schlingend, antwortete er: „Ja, welch' ein Glück ist's, eine so vernünftige kluge Frau zu haben! Nur grenzenlos thöricht ist's von ihr, auf bloßen Füßen zu gehn und sich zu erkälten. Da muß der Mann doch wieder der Klügere sein!" Und sich bückend, hob er rasch ihre schlanke, biegsame Gestalt wie ein Kind auf die Arme und trug sie in's Nebenzimmer zurück.

Alles an ihr war menschlich Echtes, Gesundes und Natürliches. Und doch, wie wußte diese „vernünftige" junge Frau sich am anderen Tage vor den Augen der Welt zu benehmen, wie schnell hatte sie auch das erlernt! Es lag dennoch eine lächelnde Würde darin, die sich nichts vergab, nicht für sich selbst, oder für das Ansehen ihres Mannes; man konnte doch nicht in Zweifel bleiben, sie sei kein Mädchen. Mochte sie, nach Haus zurückgelangt, köstlich mit Vollrad drüber lachen, wie sie diese und jene ältere Respectsperson draußen begrüßt, sich verneigt, auf inhaltslose Reden schicklich und ebenso nichtssagend erwidert hatte, es war gewesen, als wenn sie dies immer so gethan. Ihn überkam die Empfindung, er habe eine ganz Andere am Arm geführt, als wie sie nun wieder vor ihm stand, sich schaukelnd auf seine Knie setzte, eine junge, graziös-gewandte Weltdame, die sich nicht mehr ohne den neuen eleganten Ueberwurf denken lasse, den er ihr glücklich von einem günstigen Ertrag seiner Arbeit heimgebracht hatte. Und er erschrak fast über die Vielgestaltigkeit, zu deren Annahme ihr Wesen fähig war; ihn durchlief's, er kenne sie immer noch nicht, und sie könne plötzlich einmal in völlig neuer Erscheinung ihm zu einer Fremden werden. Das ängstigte ihn, er bat sie in zitternder Hast, das Gewand, das ihn in Unruhe setzte, abzulegen und ihr Hauskleid anzuziehen. „Gefalle ich Dir so nicht?" fragte sie. Sein stumm erwidernder Blick sagte, auch in dieser Erscheinung sei sie von wunderbarem Reiz für ihn, doch anders wie sonst, nicht für ihn allein, sondern als müsse er sie mit Anderen, Allen, die sie bewundernd ansähen, theilen. Ob sie diese wortlose Entgegnung verstehen mochte, sie lächelte: „Du bist ein sparsam bedachter Mann, und Dein Wunsch hat Recht, daß ich das neue Kleid schonen soll." Um es abzulegen, glitt sie, vorher einmal rasch ihre Lippen auf die seinigen drückend, ihm von den Knieen herab und lief in die Nebenstube davon. Ihr durch die offene Thür nachschauend, blieb er zurück, schwer athmend, halb verworrenen Sinnes. Doch dann trieb's ihn unwiderstehlich auf, er folgte ihr nach, und nun klopfte sein Herz erlöst mit seligem Schlag. Das zu thun, war nur sein Recht, durfte er allein auf der Welt. Was jetzt, der fremden Hülle entkleidet, dort vor ihm stand, war *seine* Frau. Ob er sie sich auch nicht verdient, wie das Wunder eines Himmelsgeschenkes empfangen hatte, sie gehörte nur ihm.

Das junge Paar hielt wenig Umgang mit anderen Leuten; sie waren sich selbst genug, bedurften fremder Menschen nicht. Doch durch seine schriftstellerische Thätigkeit gerieth Vollrad mit Diesem oder Jenem in Verbindung, ward zur Abstattung eines Besuches genöthigt und konnte sich aus praktischen Rücksichten nicht entziehen, einer Einladung, die sich auf Wala mit erstreckte, Folge zu leisten. Junge Männer nahmen mannigfach an den Gesellschaften Theil, von denen sichtlich keiner dem Anmuthszauber Walas widerstand. Alle huldigten ihr, offener oder im Stillen, und gegen Jeden betrug sie sich gleich artig und freundlich. Unmöglich konnte ihr

verborgen bleiben, welcher Anziehungsreiz von ihr ausgehe, doch kein Anhauch von Eitelkeit kam über sie, und Gefallsucht war ein Wort, mit dem sie keinen Begriff verband. Vollrad aber vermochte nicht zu zweifeln, er werde von Allen beneidet; manchmal rührte das Gefühl ihn an, hinter seinem Rücken zucke der Eine und der Andere die Achsel, daß diese Frau sich diesen Mann gewählt habe. Doch in's Gesicht wetteiferte man gegen ihn an Liebenswürdigkeit, drückte ihm bewundernde Anerkennung seiner Schriften aus, bemühte sich in jeder Weise um ihn, unverkennbar zu dem Zweck, Zugang in seinem Hause zu gewinnen. Dann und wann theilte er Wala nachher mit, daß Einer ihm nahe gelegt, ihn einzuladen, fragte, was sie dazu meine. Ihre Antwort war stets: „Wenn Du Dich mit mir allein langweilst — freilich würde ich's wohl begreifen." — „Was?" — „Daß es Einem überdrüssig wird, Tag und Nacht immer nur mit einem einzigen Geschöpf zusammen zu sein, als ob man, wie sagt man doch, — als ob man mit ihm verheirathet wäre." Das klang so schalkhaft drollig und Vollrad zugleich doch auch wie das jubelnde Hochzeitslied einer Nachtigall, daß er nach der Hand seiner Frau griff, ihre schmächtigen Finger mit den seinigen durchflocht und ebenso närrisch erwiderte: „Weißt Du, wir könnten uns eigentlich heirathen, dann würden wir unserer vielleicht nicht so überdrüssig."

Er litt nicht Zweifel, sie wollte Niemand um sich haben, außer ihm, gleichgiltig und nichtig fielen Alle mit ihren Huldigungen von ihr ab. Mit gleichem Blick sahen Beide die Außenwelt, die ihnen gleich entbehrlich, für sie keine Wirklichkeit war. Hin und wieder mit anderen Menschen zu verkehren, besaß nur den Reiz einer kurzen Unterbrechung ihres wirklichen Lebens, einer Trennung, der das Wiederfinden erhöhtes Glück zum Ersatz verhieß. So komisch und freudig zugleich war's, zwischen den Fremden zu sitzen, mit ihnen zu sprechen, scheinbar achtsam auf ihre Worte zu hören, und Jeder vom Andern zu wissen, er rede nur mit den Lippen, sein Herzschlag denke dabei einzig an die stille Welt über den Dächern, wo nach der Heimkehr das Glück wohnte.

Jahr und Tag waren seit ihrer Hochzeit vergangen, als zum ersten Mal eine Verschiedenheit der Meinung und des Wunsches zwischen ihnen eintrat. An einem köstlichen Sommerabend nach Hause zurückkommend, fanden sie einen Brief Erwin Neanders vor, jenes Jugendfreundes Vollrads, der allein an ihrer Hochzeit theilgenommen hatte. Er schrieb, eine Nöthigung führe ihn für einige Tage in ihre Stadt, fragte, ob sie dort seien, und schloß, wie sehr er sich auf ein Wiedersehen freue. Gleiche Empfindung rief die Nachricht bei Vollrad wach, sein erstes freudiges Wort war: „Da muß er doch bei uns wohnen, sonst haben wir zu wenig von ihm." Wala erwiderte: „Bei uns? Wo sollten wir ihn aufnehmen?" In ihrem Ton klang etwas Befremdetes mit Ablehnendem gepaart, ihr Mann fiel ein: „Du kennst ihn nicht, sonst würdest Du meine Freude

theilen. Er ist mein einziger wahrer Freund und der edelst-vollendete Mensch, den ich im Leben angetroffen habe." Die junge Frau erwiderte: „Dann ist's ja allerdings sehr bedauerlich für Dich, daß wir ihm keine Unterkunft anbieten können. Du willst wohl noch arbeiten, ich bin sehr müde heut und möchte schlafen. Gute Nacht."

Nun lag etwas Trauriges in ihrer Stimme, sie ging, und er blieb verstimmt zurück. Sie hatte seine Freude, seinen Wunsch erkennen und mitfühlen müssen, doch sich dagegen verschlossen; das kränkte ihn, war nicht liebevoll von ihr. Vielleicht fühlte sie sich auch gereizt, weil er gesagt, daß ihm kein vollendeterer Mensch im Leben vorgekommen sei. Das war freilich ein wenig unbedacht gewesen; aber wie konnte sie so thöricht sein, es auf sich mitzubeziehen?

Dawider aber klopfte sein Herz. War's nicht doch grade Liebe, die aus ihr gesprochen? Er wollte, wenn auch nur für wenige Tage, das verschwiegene Glück ihres Beisammenseins unterbrechen, einen Dritten, Fremden dazwischen stellen. Sie hatte recht, sich im Innern dagegen aufzulehnen, über seinen Wunsch traurig zu sein.

Er stand auf, um zu ihr zu gehen. Doch da öffnete sich die Thür, die sie in ungewohnter Weise hinter sich geschlossen, und sie kam wieder. Noch angekleidet trat sie zu ihm heran und sagte, die Hand auf seine Schultern legend: „Verzeih mir, ich war selbstsüchtig und häßlich und hatte unrecht. Dein bester Freund muß natürlich bei Dir sein, so lange er hier ist, schreib's ihm gleich, ich bäte ihn auch darum. Mit ein bischen Nachdenken läßt sich's auch leicht machen, wir haben ja die Kammer, aus der die Sachen so lange auf den Boden fort können, daß sich unser Gastbett darin aufschlagen läßt. Platz hat sie genug, und wenn an's Fenster ein paar nette Vorhänge kommen, wird sie ganz hübsch und behaglich. Du wolltest mir gestern etwas kaufen, was ich gar nicht nöthig habe, schenke mir dafür den Stoff zu den Vorhängen, dann machst Du mich glücklich."

Sie hielt beim Sprechen reuig die Wange auf sein Haar gelegt. Unverkennbar hatte es sie drüben in der Stube eine Ueberwindung gekostet, aber nun wollte sie's, verlangte es von ihm, wäre unglücklich gewesen, wenn er ihr jetzt nicht willfahrt hätte. Er schlang den Arm um sie, und hielt sie einige Augenblicke stumm an sich. Dann küßte er ihre warmen Lippen und sagte: „Du bist meine liebe Frau."

* * *

Da Erwin Neander mit Vollrad bereits auf der Schulbank zusammen gesessen, Beide während der Gymnasialzeit und nachher jahrelang auf der Universität unzertrennlich gewesen waren, kannte er den Freund bis in's Innerste hinein, dessen edle Sinnesart, hohe Geistesbegabung, seine Mitgift an seltenen Eigenschaften. Doch von früh auf hatte sich diesen Vorzügen

gleichsam ein hemmendes Gegengewicht angehängt, ein Mangel an Vertrauen in sich selbst, der zu krankhaftem Mißtrauen anwachsen konnte. Er verschloß dies in sich, aber der Freundestheilnahme ward es fühlbar und brachte zuweilen Vollrad in entscheidenden Augenblicken um die Ernte, die Talent und Fleiß sich bereitet. Sein Abgangszeugniß von der Schule war erheblich unter dem von ihm verdienten ausgefallen, weil er bei der Prüfung nicht an sein Wissen und Können geglaubt, bei Fragen, die er besser als jeder Andere zu beantworten vermocht hätte, gestockt und geschwiegen hatte. Aehnliches betraf ihn später mehrfach auf der Universität; eine Erklärung mochte darin liegen, daß er aus engen, bedrückten Verhältnissen hervorgegangen, sich in der Dranglage befunden, als Lernender schon lehren zu müssen, um sich den Besuch der höheren Schule und danach ein Studium zu ermöglichen. Damit war für ihn das schweigsame Erdulden mancher demüthigenden Mißachtung verbunden gewesen, freilich auch der Gewinn des frühen Einsammelns umfassender Kenntnisse. Die hatten ihm, im Verein mit innerem Trieb, eines Tags plötzlich den Muth eingegeben, aus dem Geleise des Hergebrachten heraus auf eine freie Lebensbahn zu treten. Zwar mit Zagen und einem Erschrecken über seine Vermessenheit, und eigentlich war der Entschluß nicht aus ihm selbst gekommen, sondern unvermerkt durch Erwin Neander gereift worden, der nicht Zweifel drein setzte, daß der Freund für solchen Lebensweg von der Natur bestimmt und wie Wenige ausgerüstet sei. Das bestätigte sich auch noch über die Erwartung, als Vollrad seinen Mangel an Selbstvertrauen zum Einschlagen der neuen Richtung überwunden, und nicht ohne tiefere Bedeutung hatte am Hochzeitstisch Erwins Trinkspruch der „furchtlosen Zuversicht" gegolten.

Mit weit größerer Gunst der Umstände war der Letztere vom Leben bevorzugt worden; durch äußere Mittel völlig unabhängig, von keinerlei Nöthigung gedrängt, sah er die Wahl seines Berufes ganz der eigenen Neigung überlassen. Sie führte ihn den Naturwissenschaften zu; er hatte Medicin studirt und vor Kurzem sein Examen bestanden, doch ohne die Absicht, diese Bahn weiter zu verfolgen; auf der befestigten Grundlage stand ihm jede vom Wunsch eingegebene offen. In seinem Briefe hatte er kurz angedeutet, daß er mit einem Zukunftsplan umgehe, der seine Anwesenheit in der Stadt erfordere. Um was es sich handelte, ließ sich jedoch dem Schreiben nicht entnehmen; in seiner Natur lag's, von einem Vorhaben nicht eher etwas kundzuthun, bis er sicheren Boden zur Durchführung unter sich fühlte.

Und nun befand er sich als Gast in der freundlich hergerichteten Kammer der Behausung des jungen Paares, eine männlich-kraftvolle, ungemein gewinnende Persönlichkeit; er hatte auf die Einladung sogleich bejahend erwidert, schien sie sicher erwartet zu haben. Obgleich Wala ihn nur an ihrem Hochzeitstage ein paar Stunden lang gesehen, war sie ihm herzlich, wie einem eigenen alten Freunde entgegengekommen; sie trachtete

danach, vor Vollrad und vor sich selbst ihr Verhalten bei der ersten Ankündigung des Besuchs gutzumachen. Und sie fand keinen Anlaß, der ihr das Fortbeharren bei dieser Beflissenheit erschwerte. In Wirklichkeit war ihr nichts mißliebig Aufgenöthigtes zwischen die Wände eingezogen, vielmehr eine heitere Bereicherung der stillen Wohnung. Mannigfach andere Gesprächsgegenstände als bisher wurden von Erwin aufgebracht, Meinungsverschiedenheiten traten zu Tage, blieben bestehen oder fanden einen Ausgleich, führten jedoch in allen Fällen zu lebhafter und lehrreicher Unterhaltung. Nun ernst, nun fröhlich, zeigte der neue Hausgenosse sich von ebenso feinem Tact als anregender geistiger Begabung; er zog sich aus dem gemeinschaftlichen Wohnzimmer zurück, sobald ihn die leiseste Empfindung eines Wunsches seiner Wirthe, unter sich allein zu sein, anrührte. Von einer Belästigung oder auch nur Beeinträchtigung des Zusammenlebens Vollrads und Walas durch ihn konnte nicht die Rede sein; den Vormittag und Nachmittag ging er außer dem Hause der Angelegenheit, die ihn hergeführt, nach. Von dieser ward nicht gesprochen; auf eine leichte Erkundigung Vollrads hatte er entgegnet: „Du weißt, daß Du mir einen Gefallen thust, nicht zu fragen, bis ich in der Lage bin, mitzutheilen, ob mein Vorhaben geglückt oder mißrathen ist.“ So unterließ das junge Paar eine weitere Berührung der Sache, doch Beide erwarteten stets freudig seine Heimkunft zum Mittag und Abend. Er war durch seine reichhaltigen Mittel jedenfalls an opulentere Lebensführung gewöhnt, aber es ließ sich kein anspruchsloserer Gast denken. Und unverkennbar gab er sich nicht den Anschein, als ob die einfachen Mahlzeiten ihm mundeten, sondern sie schmeckten ihm wirklich auf's Vortrefflichste. Seine schlichte Kammer mit dem weit über die Dächer hingehenden Blick in die Ferne nannte er das entzückendste Stübchen, in dem er je gehaust habe, und er sagte nicht nur, daß er sich glücklich in dem Freundeshause fühle, es konnte kein Zweifel bleiben, er sei's auch.

Als die Drei sich am zweiten Abend zur Nachtruhe auseinander getrennt hatten, drehte Vollrad sich im Schlafzimmer lächelnd zu seiner Frau mit der Frage: „Hast Du mir meine Freude über seine Besuchsanmeldung verziehen, und sagte ich Dir zu Gutes von ihm?“ Sie antwortete fröhlich: „Mußt Du es nochmals hören, daß ich thöricht war? Du hattest in Allem recht, er ist in Wahrheit der edelst-vollendete Mensch, der sich denken läßt. Bist Du nun zufrieden?“

Die Bezeichnung war's, die er auf den Freund angewandt, sie hatte es behalten und bestätigte es mit dem nämlichen Wort; halb ernst gemeint, halb schelmisch fragte sie das Letzte hinterdrein. Doch er antwortete nicht, sondern fuhr leicht zusammen, so daß sie nachfügte: „Was hast Du? — „Mir ist“ — er bückte sich — „mein Uhrschlüssel aus der Hand—.“ Er war im Begriff gewesen, seine Uhr aufzuziehen, und es hatte leicht am Boden geklirrt; tastend fand er nun den niedergefallenen, richtete sich auf und entgegnete jetzt auf ihre Frage: „Ja — mich freut's, daß Du es

auch erkennst. Es konnte auch nicht anders sein — Du hattest ihn nur zu flüchtig gesehen. Schlaf' gut — mir fällt ein, ich muß noch etwas zu morgen fertig schreiben; über uns'rer Unterhaltung heut Abend hab' ich's vergessen, und es läßt sich nicht aufschieben."

Er ging in's anstoßende Zimmer zurück, setzte sich an den Schreibtisch und griff nach der Feder. Doch nach einem seiner aufgeschlagenen Arbeit hinzugefügten Satz hielt er, in die Lampe blickend, an und kam nicht weiter. Sein Ohr horchte auf, ob es hinter sich ein leises Knacken der Fußdiele vernehme, aber obwohl die Uhr ein paarmal schlug, kein Laut ward in seinem Rücken hörbar. Drüben hatte Wala sich einmal im Bett aufgerichtet und im Begriff gestanden, leise, wie sonst, zu ihrem Manne hinüber zu gehen. Doch ihr fiel noch rechtzeitig ein, das könne sie heut' nicht, da es nicht unmöglich sei, daß Erwin noch einmal, um etwas zu holen, in's Wohnzimmer zurückkehre. So wartete sie auf Vollrads Kommen, wie er auf das ihrige. Darüber aber ward sie müde, und als er, seine nicht weiter geförderte Arbeit zur Seite schiebend, sich wieder hinüber begab, war sie eingeschlafen.

* * *

Nicht allein in der äußeren Erscheinung Erwins, auch in seinem Wesen lag, unbeschadet des von ihm erregten männlich-kraftvollen Eindrucks, etwas von der Anmuth, die man wohl durch das Beiwort einer poetischen kennzeichnet. Damit stand seine Neigung zu feinsinniger Dichtung im Einklang; er beschränkte sich nicht nach Art der meisten Gelehrten einseitig auf wissenschaftliche Interessen, sondern maß der Schönheit menschlicher Empfindung gleichen Werth wie dem Ernst des Denkens zu. So bewegte das Gespräch am Tisch sich oftmals um Erzeugnisse der schönen Litteratur, auf dem eigensten Gebiete Vollrads, und es kam am nächsten Tag der Wortlaut eines Verses von Mörike zwischen den Freunden in Frage. Wala meinte: „Das läßt sich rasch entscheiden; ich glaube, daß Erwin recht hat; Du hast mir ja die Mörike'schen Gedichte zur Hochzeit geschenkt." Sie stand auf, den Band vom Gestell herunterzunehmen; wie sie ihn öffnete, fiel eine gepreßte rothe Rose heraus, und die Blume vom Boden hebend, sagte sie, zu Erwin gewendet: „Kennen Sie die noch? Sie stammt auch von meinem Hochzeitstage her." Der Angesprochene versetzte, die Rose betrachtend: „Ja, mir scheint's fast, als hätte ich sie gekannt. Wie ist sie von so vielen zu dem günstigen Loos gekommen, bei der ‚Rosenzeit, wie schnell vorbei!' nicht mit zu verwehen?" Die junge Frau erwiderte: „Sie kam allein, ohne Begleitung zu mir und war besonderer Art, denn die Hand eines Freundes hatte sie für mich gepflückt und gab sie. Darum erschien sie mir werthvoller als die Dutzende, die von gleichgiltigen Gärtnerhänden in Spitzenpapier zusammengebunden werden, und ich wollte sie nicht

mit den andern vergehen lassen. Hier ist das Gedicht, Vollrad; sieh, der Vers lautet so, wie Erwin gemeint."

Nach der Abendmahlzeit war's gewesen; als die Andern sich zur Nachtruhe fortbegeben, blieb Vollrad noch allein im Zimmer zurück. Er müsse noch mit seiner Arbeit weiter kommen, und sie drängte allerdings, denn er war gestern nicht mit ihr fortgeschritten. So nahm er sein Manuscript und schrieb eine Zeit lang, aber dann drehte sein Kopf sich einmal um und richtete den Blick auf Walas kleinen Bücherbord. Etwas wie eine Scheu lag in den Augen, er wandte sie ab, wieder auf sein Schriftwerk. Doch sie kehrten nochmals nach dem Gestell zurück, blieben darauf haften, und nun trat er geräuschlos auf den Fußspitzen hinan, nahm die Mörike'schen Gedichte herab. Der Band schlug an der Stelle auseinander, wo die getrocknete Rose wieder hineingelegt war, aber es zeigte sich keine Spur ihrer Pressung dort auf dem Papier, sie mußte sich vorher an einer anderen befunden haben. Seine Hand blätterte, und da kam er an eine Seite, die Anzeichen eines Abdruckes kundgab. Auf ihr stand das Gedicht: „Aus der Ferne":

„Weht, o wehet, liebe Morgenwinde!
Tragt ein Wort der Liebe hin und wieder!"

Dann sprach „Sie" in dem nachfolgenden Dialog:

„Weder Freude hab' ich, die mich freute,
Weder Kummer, der mir nahe ginge,
Als nur jene, daß Du mein gedenkest,
Als nur diesen, daß ich Dich nicht habe."

Zwischen diesen Versen deutete ein leichter röthlicher Schimmer auf dem Blatt, daß die frische Rose hier eingelegt gewesen. Vollrad Althammer las die Strophe und ließ den Blick des vorgebückten Gesichtes unverwandt drauf ruhen, bis er einmal verworren aufsah. Er gewahrte die Buchstaben nicht mehr, Schatten legten sich darüber. Knisternd mit rothem Docht verglühte die Lampe vor ihm; er stellte das Buch auf den Bord zurück und tastete sich im Dunkel leise in's Schlafzimmer hinüber.

* * *

Als der Morgen wieder gekommen, that Vollrad etwas, was er kaum je, wenigstens so noch nie gethan. Er hatte sich angekleidet, während seine junge Frau, schon vor ihm aufgestanden, zur Herrichtung des Frühstücks hinausgegangen war, und er trat an den Wandspiegel, blieb vor diesem, sein zurückgeworfenes Bild anblickend, reglos stehen. Dann schrak er zusammen, denn Wala kam, etwas zu holen, herein, sah ihn in seiner ungewohnten Stellung und lachte: „Hab' ich's auf dem Gewissen, daß mein Ehegespan eitel geworden und sich betrachtet, wie er vor der Mit- und Nachwelt dasteht?" Er verließ, sich abkehrend, schnell den Platz, und sie

nahm jetzt rasch einmal den Stand vor dem Spiegel ein, am Halssitz ihres einfachen, doch blüthenhellen Morgenkleides etwas zu ordnen. Dazu sagte sie: „Ich habe Erwin schon gehört und muß hurtig den Tisch in Ordnung bringen," und sie eilte wieder davon.

Er folgte noch nicht; ihre erste Aeußerung klang ihm im Ohr nach und nahm darin einen eigenen Ton an. Das Wort Ehegespan war ein altväterisch-drolliges, doch Vollrad kam an ihm heut plötzlich die Stammesbedeutung zu Gehör, daß es etwas Zusammengespanntes, an einem Joch Zusammengekoppeltes bezeichne. Er athmete ein paar Mal rascher, suchte sich gleichfalls den Tonfall der Worte Mit- und Nachwelt wieder zu vergegenwärtigen. Und deutlich empfand er's, ein leicht spöttischer Klang war's, der in ihnen gelegen hatte.

Zögernd trat er wieder gegen den Spiegel hin, betrachtete nochmals sein Bild. Ja, so stand er — nicht vor der Mit- und Nachwelt — doch vor sich selbst und den Augen derer, die um ihn lebten. Wie Schuppen war's ihm vorhin von den eigenen Augen gefallen, daß er zum ersten Mal erkannt, er sei häßlich. Nacheinander ging er alle Theile seines Gesichtes durch, und jeder verdiente die gleiche Bezeichnung, wie ihr Gesammtausdruck. Er war ein häßlicher Mann, seine Eitelkeit hatte es ihn selbst nur bisher nicht sehen lassen, aber sonst wußte es Jeder. Und eine besondere Ironie hatte in der Frage Walas gelegen, ob er eitel geworden sei.

Nicht die einzige Selbsterkenntniß war's, die der Tag ihm brachte; im Verlauf desselben kam ihm noch eine andere hinzu. Er saß zeitweilig verstummt am Tische, dann empfand er, daß er sich auffällig benehme, und er begann plötzlich laut und hastig zu sprechen. Doch in ihm stieg dabei das Gefühl an, was er sage, sei alltäglich, flach und leer, die beiden Zuhörenden mußten innerlich die Achsel darüber zucken. Sie hätten das volle Recht dazu besessen, denn er ward sich bewußt, er habe bis heut Alle, mit denen das Leben ihn zusammengebracht, geschickt über seine innere Nichtigkeit weggetäuscht, im persönlichen Umgang, wie mit seinen Schriften. Er war auch ein gewöhnlicher Mensch von geistiger Bedeutungslosigkeit.

Als sie vom Mittagstische aufstanden, äußerte Erwin: „Das war denn meine Henkersmahlzeit bei Euch," und auf die rasch vom Munde Vollrads fliegende Frage, ob seine Angelegenheit in der Stadt erledigt sei, gab er Antwort: „Das noch nicht, doch länger will ich Euch nicht belästigen, nennt's aus Egoismus, nicht nur um Euret-, sondern um meiner selbst willen. Auch bei seinen besten Freunden soll man nicht warten, bis sie wünschen, daß man davongeht, und ich will mir heut' Nachmittag für die Zeit, die ich noch bleiben muß, ein Gasthofquartier —"

Doch bei diesem Wort fiel Wala ein: „Davon kann gar keine Rede sein, das wäre eine directe Beleidigung für uns, für mich — wär's das nicht?"

Sie blickte zu der Frage ihren Mann an, der indeß nicht Zeit zu einer Erwiderung fand, da sie schnell fortfuhr: „Ein Zeichen, daß Sie es in Ihrer Kammer, bei meiner Küche, Gesellschaft, Unterhaltung, Allem und Jedem, nicht länger aushalten können. Aber dann sollen Sie kennen lernen, wozu eine im Innersten gekränkte Frau fähig ist, daß sie sich nicht scheut, polizeiliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, und, bis diese kommt, selbst sich der Festhaltung des Beleidigers zu versichern."

Das Letzte sagte sie lachend und mit der Hand den Arm Erwins fassend. Dieser versetzte gleichfalls lachenden Tons: „Das ist offenkundige Freiheitsberaubung vor einem Zeugen. Machst Du Dich ihrer mitschuldig, Vollrad?"

Nun fand der Angesprochene Worte, erwiderte, sie hastig, etwas gestottert hervorbringend: „Ja — selbstverständlich — nein, natürlich kann keine Rede davon sein, daß Du fortgehst."

* * *

Erwin kam nicht mehr auf den Gedanken zurück, seine Unterkunft in der Wohnung des Freundes aufzugeben. Die Aussprache seiner Befürchtung, durch längeres Verbleiben dem jungen Paare lästig zu fallen, hatte Scherz und Ernst in sich vereint. Doch Walas Gegenrede war unzweifelbar von Herzen gekommen, und merklich ließ er sich gern halten, indem er zum Schluß lächelnd gesagt: „Da müßte ich eigentlich dem Aesculap einen Hahn opfern, daß er mir einen Praxisfall bei Euch bescheert, damit ich Kost und Unterstand als ein verdientes Doctorhonorar ansehen könnte." Freudige Stimmung sprach aus ihm, und seine Gegenwart belebte stets das Zimmer mit einer schönen Heiterkeit, die sich auf Wala mit übertrug, sie zu Spaßlust anregte. Auch Vollrad suchte während der Stunden des Beisammenseins an der frohsinnigen Laune theilzunehmen, doch eine aufmerksame Beobachtung hätte etwas Gezwungenes daran erkannt, und sobald er sich allein befand, nahm seine Miene einen veränderten Ausdruck an. Dann saß er, reglos vor sich hinsehend, oder ging in unruhvoller Hast lange hin und wieder. Mehrmals verließ er unter der Vorgabe einer geschäftlichen Nöthigung das Haus, doch lief, was er nie bisher gethan, zeitvergeudend ziel- und zwecklos durch die Straßen, immer aus einer in die andere weiter, bis er vor die letzten Häuser der Stadt hinausgerieth, sich plötzlich einmal mit geistesabwesendem Blick umsah, und Stunden vergingen, eh' er zurückkam. Wenn er sich dann wieder mit den Anderen zusammenbefand, schloß er manchmal die Augen und gab auf eine Frage Antwort, die Sonnenblendung draußen in der heißen Luft habe ihn müde gemacht. Doch ein Zögern lag in seinem Wiederaufschlagen der Lider, als scheue er sich davor, wie wenn er fürchte, auch in dem gedämpften Licht

der Stube könne sein Blick auf etwas ihm Schmerz Verursachendes fallen. Erwin schrieb ihm ein Fenchelwasser-Recept zum Waschen der Augen auf, reichte das Blättchen Wala, damit sie es durch die Magd zur Apotheke tragen lasse. Sie nahm's, und Vollrads Blick ging seitwärts an dem Stückchen Papier vorüber, aber ihm war's doch, als sehe er, daß beim Erfassen desselben die Hand seiner Frau die Fingerspitzen des Freundes einen Augenblick streifend berühre. Hastig brachte er eine kurze Dankäußerung für das Recept hervor, es werde ihm sicher wohlthun, und er knüpfte rasch eine andere Bemerkung daran.

Am Abend des Tages versprach sich Erwin einmal, indem er während einer Unterhaltung zu Wala gewendet sagte: „Glaubst Du nicht auch? — Er verbesserte es indeß sogleich: „Verzeihen Sie den Zungenmißgriff, ich meinte, ob Sie nicht auch glauben —", doch die junge Frau fiel fröhlich ein: „Bedarf das so sehr der Verzeihung? Mir kommt's nicht wie ein Mißgriff, eher viel natürlicher vor, als die dritte Person. Denn wir sind doch nicht dritte Personen für uns, sondern Menschen, die sich zunächst stehen. Das heißt, selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß Sie mir die Auszeichnung zu Theil werden lassen, Herr Doctor, solches Verhältniß zwischen uns auch Ihrerseits anzuerkennen."

So vertrauensvoll sicher und zugleich schalkhaft-reizvoll kam's ihr vom Mund, der „Herr Doctor" erwiderte: „Da scheint wohl eine Prädestination der Gegenseitigkeit gewaltet zu haben; ein derartiges Sich-Versprechen legt gemeiniglich unbewußtes Zeugniß davon ab. Aber es bedarf noch einer Voraussetzung, der Genehmigung des Vertrags an höchster Stelle."

Er wandte sich dabei gegen Vollrad, der ihm kurz wortlos in's Gesicht blickte und danach schnell entgegnete: „Ja — selbstverständlich — mir kommt es auch unnatürlich vor, daß Ihr Euch nicht Du nennt —"

„Also mit Deiner und allerhöchster Verstattung —" Erwin streckte Wala die Hand entgegen, die sie zu herzlichem Druck mit der ihrigen faßte, während er lächelnd nachfügte: „Ich will hoffen, daß die Duzgeschwisterschaft bei uns nicht die Folgen mit sich führt, die man ihr nachsagt. Was hast Du, Vollrad? Fürchtest Du, es könnte ein weniger schicklicher, um nicht zu sagen ein Ton von Grobheit zwischen Wala und mir Platz greifen?"

Der Befragte antwortete, leicht anstoßend: „Nein — gewiß nicht. Aber!" — Athemschöpfend hielt er inne, aus seinen Augen sprach etwas verhalten Unruhvolles, das dem Freunde zu der Frage Anlaß gegeben. Da er nicht fortfuhr, wiederholte der Letztere: „Aber — was meinst Du?"

Nun stieß Vollrad über die Zunge: „Ich meine, daß Ihr Euer neues Verhältniß nur mit der Hand, nicht nach der üblichen Weise — damit es Bestand haben soll —"

Erwin fiel, Wala den Blick zurichtend, ein: „Nach Studentenbrauch freilich nicht, allein der kann doch nicht von mir ausgehen."

Die junge Frau stand auf. „Ich bin zwar nicht auf der Universität

gewesen, aber von den Brüderschaftsbräuchen kommt Einem doch zu Ohren, und Vollrad hat wohl recht, daß ich mich einer Uncommentmäßigkeit — heißt's nicht so? — schuldig gemacht habe. Verarg's mir nicht, lieber Bruder, daß ich meine Commentpflicht reumüthig erst nachhole."

Dazu trat sie an den Sitz Erwins heran, stützte leicht die Hand auf seine Schulter, küßte ihn rasch einmal auf die Lippen und sagte, sich aufrichtend: „Ich bin eben noch ein Fuchs, mit dem Du Nachsicht haben mußt."

Die heitere, bezaubernde Anmuth ihres Wesens war im höchsten Maß bei dem kleinen Vorgang zum Ausdruck gelangt, in jeder Bewegung, wie im Klang der Stimme und der Anwendung der von ihr aus dem Gedächtniß zusammengesuchten studentischen Floskeln. Erwin Neander sagte in frohsinnigst angeregter Stimmung: „Zu einem solchen glücklichen Ereigniß, Freund, das ich Deiner hochherzigen Freigebigkeit verdanke, könntest Du Dich eigentlich obendrein noch mit einer guten Flasche in der Gebelaune finden lassen." Wala holte aufspringend hurtig aus dem kleinen Vorrath die gewünschte herbei und schenkte drei Gläser voll, deren Aneinanderklang durch's Zimmer tönte. Das Voraufgegangene hatte Erwin auf spaßhafte Studentengeschichten gebracht, die er launig vortrug; hin und wieder drehte er sich dem Freunde zu: „Erinnerst Du Dich noch?" Doch was er mittheilte, richtete sich hauptsächlich an Wala, die ihn heut' Abend von einer ihr noch fremd gewesenen Seite kennen lernte und sichtlich sich an seinem Erzählertalent und lustigen Humor erfreute. Ein paar Mal suchte er durch Wachrufen einer gemeinsamen Erinnerung auch Vollrad zum Mitreden zu veranlassen, doch dieser stimmte nur durch kurze Aeußerungen bei, in das Lachen nur flüchtig und halb als über ihm bekannte Dinge ein und leerte danach zu öfteren Malen rasch sein Glas. Er saß, das Gesicht nach Erwins Seite gekehrt haltend, nur wenn er trank, ging sein Blick verstohlen über den Rand des Glases einmal nach dem Antlitz seiner Frau hinüber, aber schnell und scheu schlugen die Augenlider sich wieder herab. Später als gewöhnlich ward's heute, bis man sich trennte, doch trotzdem blieb er unter einer Vorgabe, wie stets in den letzten Tagen, noch allein im Wohnzimmer zurück.

Eine Viertelstunde verbrachte er auf und abgehend, danach setzte er sich beschäftigungslos, wie auf etwas wartend, hin. Es klopfte ihm im Ohr, täuschte ihn ein paar Mal, als ob ein leises Geräusch hinter seinem Rücken klinge, und unwillkürlich drehte er den Kopf. Doch in den Augen stand zu lesen, er wisse, ein grundloses Thun sei's, seine Frau komme, so lange Erwin sich nebenan befinde, nicht mehr wie früher im Nachtkleid herein. Er schien sich durch ein Hilfsmittel von seinen Gedanken losmachen zu müssen, nahm wie vor einigen Abenden den Mörike vom Bord und blätterte drin. Aber er las achtlos, merkbar ohne Theilnahme und Verständniß, bis sein Blick einmal von einer Seite gefesselt festgehalten

wurde. Eines von den Gedichten aus dem „Maler Nolten" stand darauf, das dritte mit den Anfangsversen:

„Ein Irrsal kam in die Mondscheingärten
Einer einst heiligen Liebe.
Schaudernd entdeckt' ich verjährten Betrug,
Und mit weinendem Blick
Hieß ich das schlanke,
Zauberhafte Mädchen
Ferne gehen von mir —"

Auf den Versen blieben die Augen Vollrads haften, bis einmal die Wanduhr zum Schlag ausholte. Das ließ ihn mechanisch vom Sitz aufstehen, sein Gesichtsausdruck war der eines Nachtwandelnden, und auch sein Thun stimmte damit überein. Er streckte sich auf das Sopha hin, als ob er dies für sein Bett halte und die Nacht darauf zubringen wolle, lag einige Minuten unbeweglich. Doch dann sprang er plötzlich wieder in die Höh', um an den Tisch zu treten. In der Flasche befand sich noch ein Rest, den schenkte er sich in's Glas und trank ihn in hastigem Zuge aus. Und ohne an das Auslöschen der Lampe zu denken, ging er nun, wie er das Glas abgesetzt, in's Schlafzimmer hinüber.

In diesem war's dunkel und still; der Eintretende schritt vor, hielt aufhorchend an und fragte: „Schläfst Du schon?" Seine Stimme hatte, muthmaßlich vom Wein, einen lauteren Klang als sonst; aus der Richtung, in der sich Walas Bett befand, antwortete es leise: „Nein, ich bin noch wach." Er tastete sich zu ihr hin, suchte nach ihrer Hand und sagte mit dem gleichen starken Klang: „Bist Du sehr müde?" Gedämpft, beinahe flüsternd, versetzte sie: „Bitte, sprich weniger laut, die Wand ist so hellhörig." Nun hatte er ihre Hand gefunden, hielt sie mit der seinigen umfaßt und erwiderte: „Warum — weshalb meinst Du?" Wie vorher gab sie leise zur Antwort: „Man vernimmt jeden Ton hindurch, ich hörte vorher deutlich Erwin seinen Stuhl rücken, und sein Bett steht an dieser Wand." Einen Augenblick hielt sie an, dann fügte sie, ihre Hand aus seiner ziehend, nach: „Ich bin auch sehr müde, es muß schon spät sein."

„Ja — spät — dann — dann schlafe —."

Im Dunkel die Kleider ablegend, begab Vollrad sich gleich zu Bett. Draußen auf der Straße und im Hause tönte keinerlei Geräusch mehr, so lautlos war's, daß er durch die geschlossene Thür des Nebenzimmers das Ticken der Uhr vernahm und dabei den Herzschlag in seiner Brust. Beide schienen in die Wette zu gehn, nun zusammentreffend, nun auseinandergerathend. Er hörte darauf hin; bald kam's ihm vor, daß sein Herz das schnellere sei, in fiebernder Hast schlage, bald, als ob es langsam schleichend zurückbleibe. Allmählich fielen ihm die Lider zu, und verworrene Betäubung legte sich auf seine Sinne. Aber dann öffnete er noch einmal die Augen, eine Stimme hatte gesagt: „Erwin — laß —

er merkt es —." Oder hatte er's geträumt? Er horchte, Alles war todtenstill. Auf seinen Herzschlag hörte er nicht mehr, nur statt dessen jetzt neben dem Pendelgang der Uhr den leisen, regelmäßigen Athemzug seiner schlafenden Frau.

* * *

Wala verließ früher als sonst das Bett; wie Vollrad in's Wohnzimmer trat, stand sie in einem leise geführten Gespräch mit Erwin am Fenster. Beim Knarren der Thür drehte sie sich schnell um, ihr entfloh: „Bist Du schon fertig?" und sie schritt auf den Frühstückstisch zu, etwas daran zu ordnen. Vollrad ertrug's im Hause nicht, unter einem Vorwand begab er sich noch vor dem Fortgang des Freundes in's Freie; erst gegen die Mittagsstunde kehrte er zurück. Doch fand er seine Frau nicht in der Wohnung anwesend; sie war, wie die Magd antwortete, bald nach ihm in Begleitung des Herrn Doctors ausgegangen. Dann jedoch kam sie, eilig und erhitzt, begab sich, ihrem Manne nur ein flüchtiges Grußwort zurufend, sogleich in die Küche. Am Tisch bat sie, die Verspätung des Mittagessens zu entschuldigen, sie habe nothwendige Haushaltsbesorgungen gehabt und für diese weit in der Stadt umhermüssen. Ihre Mittheilung hierüber richtete sich an Erwin, der darauf mit einem etwas gewöhnlichen Compliment für ihre hausfrauliche Thätigkeit entgegnete. Beide sprachen es nicht aus, doch nach ihren Worten mußte man schließen, sie hätten sich seit dem Frühstück nicht mehr gesehen.

Am Abend wiederholte sich noch einmal der Morgenvorgang, daß sie in einer Zimmerecke sich rasch auseinandertrennten, als Vollrad unerwartet hereintrat. Es war ihm bisher gelungen, von heiterer Unbefangenheit wie in den ersten Tagen nach der Ankunft Erwins zu erscheinen, doch heut machte sich sein schweigsames Verhalten so auffällig bemerkbar, daß es eine Nachfrage, ob er sich nicht wohl fühle, veranlassen mußte. Er antwortete hastig: „Völlig — durchaus — mir geht nur eine Schwierigkeit meiner Arbeit im Kopf um — da ist man nicht recht brauchbar für die Unterhaltung. Wenn ich erst darüber weg, ganz im Klaren bin, wird's besser sein." Dazu lachte Erwin: „Ich sah heute gelbes Mehl unter Deinem alten Schreibtisch und vermuthe, der Wurm klopft drin. Der setzt sich in Dir wahrscheinlich zum Kopfzerbrechen um; such' ihn einmal mit Deiner Berufsstahlwaffe aufzuspießen und tauch ihn in die Dinte, wo sie am schwärzesten ist. Der alte Spruch sagt: Cessante causa cessat effectus."

Wie Vollrad nun eine Stunde später allein an seinem Schreibtisch saß, klang's ihm in der That, als höre er in diesem das Klopfen des Bohrwurmes, doch es war das seines ihm bis in den Kopf hinaufhallenden und zitternden Herzschlages. Nach einer Weile nahm er die Feder,

ein Blatt und begann darauf zu schreiben. Hinter ihm knarrte ganz leis einmal die Diele, aber das Herzklopfen und seine Gedanken erfüllten und umhüllten ihm das Ohr mit einem Summen; er vernahm's nicht und ahnte nicht, daß es Wala heut doch getrieben, ihre Scheu außer Acht zu lassen, im Nachtkleid zu ihm herüberzuhuschen. Geräuschlos bewegte sie sich auf den bloßen Füßen näher, so daß sie ihm über die Schulter blicken konnte. Seine Feder ging auf dem Blatt weiter; doch nun gewahrte sie an den abgesetzten Zeilen, er befinde sich nicht an seiner Arbeit, sondern schreibe ein Gedicht. Einige Augenblicke stand sie unschlüssig, dann spielte ihr ein Lächeln um die Lippen. Unverkennbar wollte sie ihn nicht unterbrechen, denn, sich umwendend, kehrte sie lautlos auf den Zehen in's Schlafzimmer zurück.

Wie sie sich am andern Morgen an den Frühstückstisch setzte, zeigte sich eine Verwunderung in ihren Mienen, sie schien etwas erwartet zu haben und zu vermissen; ihre Hand hob einmal den vor ihr stehenden Teller auf, doch es lag nichts unter ihm verborgen. Als Vollrad sich eingefunden, schwebte ihr einmal die Frage auf der Zunge, aber sein stumm-seltsames Behaben ließ auch sie stumm bleiben; sichtlich vermied er dabei, sie anzublicken. Bald vom Tisch aufstehend, ging er hinaus; Erwin äußerte: „Mir macht es doch den Eindruck, daß er sich nicht wohl fühlt; er will's nicht zugeben, aber ich werde ihn heut Mittag einmal ärztlich sondiren." Die junge Frau begab sich jetzt ebenfalls hinaus, nach ihm zu sehen; er war nicht zu finden, die Magd sagte, er habe den Hut genommen und geäußert, er komme wahrscheinlich heut nicht zu Mittag heim. Unruhig kehrte Wala in das inzwischen auch von dem Gast verlassene Zimmer zurück, trat eilig an den alten Schreibtisch Vollrads, öffnete ein Schubfach und suchte darin.

Erwin richtete sich in seiner Kammer zum Fortgang, als zu seinem Erstaunen plötzlich die Thür geöffnet ward und die junge Frau, ohne angeklopft zu haben, auf der Schwelle stand. Ueberrascht sah er sie an, ihr Gesicht war bleich verändert, sie hielt ein beschriebenes Blatt in der zitternden Hand. Er wollte fragen, was ihr sei, indeß eh' er sich soweit gesammelt, reichte sie ihm das Blatt entgegen und sagte: „Lies —"

Das that er und las; ein Gedicht war's, über dem „Wala" gestanden hatte, doch es war durchstrichen und daneben „Vale" geschrieben:

Du sprachst ein Wort, und ich vernahm's,
Im Traum Dir von der Lippe kam's.
Ich schlief nicht mehr, ich hab' die Nacht
Zum kalten Dämmergrau durchwacht.

Nun liegt im Sonnenschein der Tag,
Und stumm geht Deines Herzens Schlag;
Wohl horcht mein Ohr, doch hört es nicht,
Was lautlos in der Brust es spricht.

Du kommst und gehst, wir treiben Beid'
Gewohntes Thun der Täglichkeit;
Im Zimmer Alles um uns her
Ist so wie sonst und ist's nicht mehr.

Ich weiß nicht, ob Dein Blick vielleicht
Dem meinen scheu vorüberweicht,
Nur daß mein Blick ihn meidet heut',
Um nicht zu sehn, ob er sich scheut.

Mein Auge wagt nur dann und wann
Verstohlen sich zu Dir hinan,
Wie etwas Fremdem, das nicht mir
Mehr angehört, so folgt es Dir.

Und Alles ist doch, wie es war;
Die feine Hand, Dein dunkles Haar
Weich fluthend auf des Nackens Schnee,
Und schöner dünkst Du mich, als je.

Mir will ein zitternd Wort hervor,
Doch tönt vorauf mir schon im Ohr
Dein Wort: „Was fragst Du mich danach?
Ich weiß nicht, was im Traum ich sprach."

So kommst und gehst Du, treiben Beid'
Wir unser Thun der Täglichkeit;
Du selbst und Alles um uns her
Ist so wie sonst, und ist's nicht mehr.

Erwin war an den letzten Vers gelangt, ließ das Blatt in der Hand sinken und sagte laut vor sich hin: „So — das ist's — und mit solcher Herzkrankheit kann man also noch dichten."

Die junge Frau hatte es nicht ertragen, sein Lesen stehend abzuwarten, sondern sich unwillkürlich wahllos auf seinen neben ihr befindlichen Koffer gesetzt. Nun kam ihr bangen Tons vom Mund:

„Begreifst Du das?"

„Nein." Doch sie anblickend, voll mit den Augen umfassend, änderte er seine Antwort um. „Ja, ich begreife es wohl."

Erschreckt hob sie den Kopf, fragte aus athemversetzter Brust: „Habe ich etwas — mich einer Schuld —?"

Rasch einfallend wiederholte Erwin: „Nein!" fügte diesmal nach: „Du verstandest mich eben nicht. Es heißt, ich sei vielleicht der Einzige, der es zu begreifen im Stande ist."

Kaum merklich war eine leichte Röthe über sein Gesicht gekommen, kurz sich abkehrend legte er das Blatt auf einen Tisch, dann drehte er den Kopf wieder, trat zu der jungen Frau hin und sprach:

„Ich sagte, glaub' ich, neulich einmal, daß ich dem Aesculap einen Hahn opfern möchte, und er scheint es gehört zu haben. Wenn Du zu meiner Befähigung, seine Kunst auszuüben, Vertrauen hast, gieb mir einmal Deine Hand, Frau Wala, zum Zeichen, daß Du Dich einverstanden mit dem Heilmittel erklären willst, dessen Anwendung ich für nöthig halte. Ein gewöhnlich-übliches hilft in diesem Fall nicht, ich kenne die Constitution des Kranken und darf mich bei ihm als Specialist empfehlen. Hab' Dank für Deine Hand — das Mittel wird etwas seltsamer Art sein, denn es wird dem, der es darreicht, bitter auf der Zunge brennen, doch ein Arzt muß nicht an sich, nur an seinen Patienten denken. Dies Blatt wollen wir erst gleich wieder an seinen Platz legen; er soll, wenn er zurückkommt, nicht merken, daß Du es entdeckt hast."

Wala entflog angstvoll: „Glaubst Du, daß er zurückkommt?"

Erwin versetzte: „Gewiß — darauf verstehe ich mich — als Arzt — auch, er kann nicht anders und kommt heut' sicher noch einmal wieder."

Er begleitete seine Antwort mit einem halben Lachen oder überdeckte sie mehr damit und wandte sich abermals um, die Hand wieder nach dem zur Seite gelegten Blatt zu strecken.

* * *

Vollrad fand sich zu Mittag nicht ein, und auch weitere Stunden vergingen, ohne daß er nach Haus kehrte. Sie steigerten Walas Bangniß, die sich immer weniger verbergen konnte; sie war zu keiner Beschäftigung fähig, als im Zimmer hin und wieder zu gehn, an's Fenster zu treten und auf die Straße hinunterzublicken. Erwin bemühte sich, sie durch lebhafte Unterhaltung über die Zeit wegzutäuschen, fast in ununterbrochener Reihe meistens spaßhafte Dinge vorbringend, zu denen er selbst hell lachte. Doch that er's in einer eigenthümlichen Weise; er hatte sich in der entlegensten Ecke des Raumes einen Sitz gewählt, von dem er sich stundenlang nicht regte, und er sprach zumeist mit geschlossenen Augen, als ob sie sich vom Licht der nachmittägigen Sonne geblendet fühlten. Merkbar vermied er dabei, eine Lautlosigkeit im Zimmer eintreten zu lassen; wenn seine Stimme für einen Augenblick verstummte, hob er eilig wieder an. Als aber die Dämmerung graue Fäden zu spinnen begann, vermochte auch er die Zeichen einer in ihm anschwellenden Unruhe nicht zu verbergen. Die junge Frau trat jetzt einmal zu ihm hin und fragte:

„Glaubst Du noch, daß er —?"

Die Fortsetzung blieb ihr erstickt auf der Zunge; wie einen Halt suchend, faßte sie nach der Hand Erwins, auf den sich deutlich wahrnehmbar ihre zitternde Erregung übertrug. Eine Angst sprach auch aus seinem Gesicht, aufspringend riß er seine Hand fort, trat mit hastigen Schritten in die Stubenmitte. Sein Ausdruck überfiel Wala mit Schreck, sie stieß aus:

„Was ist — was willst Du?"

Er antwortete: „Ich will —" doch stockte, schien nicht zu wissen, was er wolle, bis ihm gelang, hinterdrein zu fügen: „Es wird zu dunkel — ich will fort — nach ihm suchen."

Da klang draußen ein Geräusch, die Vorplatzthür ward mit einem Schlüssel von außen her geöffnet, und ein Fußtritt tönte. Vom Mund Erwin Neanders flog: „Gottlob, das ist er!"

Er athmete einmal tief auf, die Furcht schwand aus seinen Zügen ab, doch nur die Aufregung der jungen Frau ließ diese nicht erkennen, andere Angst als um das Ausbleiben des Freundes habe ihn übermannt gehabt. Nun setzte er rasch hinzu: „Geh', Wala, ich gebe Dir ein Zeichen, wenn Du kommen sollst."

Sie ging schnell durch die Schlafzimmerthür davon, der Zurückbleibende drückte kurz beide Hände fest gegen sein Gesicht, dann wendete er sich um.

Die Thür vom Flur her öffnete sich, Vollrad trat herein, und Erwin empfing ihn mit der Ansprache: „Kommst Du endlich? Dein ungewohntes Ausbleiben war mir räthselhaft."

Ihm klang als Antwort zurück: „Ich war heut' Morgen mit heftigem Kopfschmerz aufgewacht und habe versucht, ihn durch einen weiten Gang zu bessern."

„Das scheint nach Deiner Stimme nicht gelungen. Mir fiel Dein Wesen schon seit gestern auf, und ich wartete auf Dich, um als Arzt mit Dir über Deinen Zustand zu sprechen."

„Ja, ich bin auch hier — noch — wieder — um mit Dir zu sprechen."

Müden Tons kam es von Vollrads Lippen, er mußte auch körperlich ermattet sein, denn er ließ sich auf einen Stuhl sinken. Der Andere setzte sich ebenfalls; so tief dämmernd war's geworden, daß Beide gegenseitig nur mehr ihre Umrisse unterscheiden konnten. Nach einer flüchtigen Pause fuhr Erwin fort:

„Ich darf es nicht länger hinausschieben, mir steht keine Zeit mehr zu Gebot, da meine Angelegenheit sich in für mich günstiger Weise erledigt hat und ich morgen abreisen muß."

„Du willst — willst fort?"

In der Frage that sich eine jähe Ueberraschung kund, doch mehr noch Ungläubigkeit, und ein Schreck paarte sich hörbar mit beidem. Erwin versetzte bestätigend:

„Ja, weit und für lange. Ich habe schon seit dem vorigen Jahre den Entschluß gefaßt, mir die Zoologie zum Lebensberuf zu setzen, und es handelte sich darum, ob meine Bewerbung, die Stelle des begleitenden Arztes bei einer wissenschaftlichen Expedition nach dem Obergebiet des Amazonenstroms Erfolg haben würde. Der ist mir zu Theil geworden, etwas Unschätzbares für meine künftige Laufbahn, und ich muß mich beeilen, meine Ausrüstung für mindestens zweijährige Abwesenheit in Hamburg zu besorgen, da die Expedition schon im nächsten Monat aufbricht."

Nun lag Schweigen im Zimmer, nur ein Gefühl rührte an, daß Vollrad etwas sagen wolle, doch es nicht hervorbringe. Dann indeß klang von seinem Sitz her stockend die Frage:

„Und Du willst — allein —?"

Aber er brach ab: „Ich meine, das allein wolltest Du mir sagen?"

Erwin fiel ein: „Nein, denn ich bin nicht allein wegen meiner Angelegenheit hierhergekommen, sondern ebensowohl — oder es war mir noch wichtiger — aus Freundschaft, um Deinetwillen. Auch darüber habe ich bis heute geschwiegen, doch nun nöthigt mich mein Fortgang, eher als es in meiner Absicht lag, zum Sprechen. Ich dachte, meine Beobachtung noch länger fortzusetzen, sie reicht indeß vollständig für meine Erkenntniß aus.

Verzeih', wenn ich sie Dir unvorbereitet ausdrücke, aber ich halte es für meine Pflicht, unumwunden zu sagen, daß ich in Deiner Ehe kein Glück für Dich sehe und solches noch weniger von ihrer Weiterdauer erwarten kann. Es fällt mir schwer, doch meine Freundschaft für Dich fordert von mir, daß ich Dir auf's Dringlichste den Rath gebe, Dich von Deiner Frau trennen zu lassen."

Aus dem Dunkel kam ein schwerer Athemzug, dem die Worte folgten: „Ja — ich weiß — daß ich ihrer nicht werth bin —"

„Du ihrer nicht?"

Von den Lippen Erwins flog ein halbspöttisches Lachen, er war aufgestanden, doch setzte sich wieder und fügte nach: „Ich wußte nicht, daß Du in so humoristischer Stimmung seist. Aber ich habe auf Dich gewartet, um ernsthaft mit Dir zu sprechen, und bitte Dich, mich auch ernsthaft anzuhören. Seit Deiner Hochzeit konnte ich den sorgenvollen Gedanken nicht los werden, daß Du vorschnell gewählt, vorher nicht genügend erkannt hast, mit wem Du Dein Leben vereinigtest, und mein Gefühl von damals ist mir leider nur zu sehr während meines Hierseins bestätigt worden. Um Deine Frau im Innersten kennen zu lernen, mußte ich mich freundlich gegen sie betragen, doch die Verstellung fiel mir mit jedem Tage mühsamer. Ich hätte schon deshalb nicht länger unter Deinem Dach zu bleiben vermocht."

Vollrad hatte lautlos zugehört, nun, da der Freund inne hielt, sagte er mit einem von Verworrenheit zeugenden Stimmenklang:

„Du hast Dich — ihr gegenüber — verstellt — bist gekommen, um sie zu beobachten — und hast — was hast Du erkannt?"

„Daß sie — nein, ich will nicht gradezu das Wort ‚zu niedrig' gebrauchen, dafür sagen, daß sie zu gering für Dich ist. Ihr Aeußeres lasse ich außer Betracht, das ist Geschmackssache, und es mag ja Augen geben, denen es besser entspricht, als meinen. Aber ich denke, einem Manne Deiner hohen Begabung und Bedeutung, die sich überall Anerkennung zu erringen begonnen, müssen doch vor Allem geistige Eigenschaften einer Lebensgefährtin in's Gewicht fallen, und es ist mir nur aus der Verblendung einer über Dich gerathenen Leidenschaft erklärlich, daß Dir nicht zum Bewußtsein gekommen, wie tief sie unter Dir steht. Mit der Zuversicht, Dich aus diesen unwürdigen Banden befreit zu haben, möchte ich von Dir Abschied nehmen."

„Zu — gering — " stammelte Vollrad Althammer, „— unter mir — womit —?"

„Nennst Du etwas gefällige Manier eine Dir ebenbürtige Bildung? Glaubst Du denn, daß sie ein wirkliches Verständniß für Deine Arbeiten, Deine Dichtung, für das besitzt, was Dir das Werthvolle und Höchste des Lebens ist? Sie weiß einige erlernte Phrasen im Munde zu führen, die Deinem bestochenen Sinn anders klingen als meinem aufachtenden Ohr,

das aus ihnen das Alltägliche, Flache und Hohle heraushört. Und ich meine, Du bist verpflichtet, auch auf Deine Zukunft Rücksicht zu nehmen; Du wirst voraussichtlich schnell in vornehme Kreise gerathen, wo es Dich schwer bedrücken würde, zu empfinden, daß man hinter Deinem Rücken die Achsel zuckt, Dich ihrer schämen zu müssen. Mir sind zwar Beispiele hervorragender Männer bekannt, die der geistigen Beschaffenheit ihrer Genossin keinen Werth beigemessen, denen nur daran gelegen, in ihrer Thätigkeit nicht durch eigene Gedankennöthigung an die täglichen Lebensbedürfnisse beeinträchtigt zu werden. Ihnen genügt — freilich mir unbegreiflicher Weise — Geringfügiges, aber sie wählen sich dann mindestens mit Bedacht eine gute und zuverlässige Hauswirthschafterin."

„Ich meine — erinnere mich doch — daß Du sie als Hausfrau öfter gelobt hast."

Eine unwillkürliche, halb unbewußte Erwiderung von Seiten Vollrads war's. Doch die Stimme klang etwas anders als vorher, nicht unter einem so schweren Druck der Brust heraufgerungen. Der junge Arzt horchte einen Augenblick dem veränderten Ton nach, dann antwortete er:

„Ich ließ mich anfänglich täuschen, allein sehr bald erkannte ich, daß ihre Fürsorglichkeit für Dich in dieser Richtung nur eine scheinbare, aus Eigensucht entspringende sei. Das steht mit Allem an ihr im Einklang; sie hat Dich geheirathet, um besser als bei ihren Eltern leben zu können, und um dies zu ermöglichen, ist sie genöthigt, Dich an dem, wonach ihr Begehren steht, theilnehmen zu lassen. Daß Du mit mühevoller Arbeit die Mittel dazu erwerben mußt, bekümmert sie nicht, denn sie denkt einzig an sich, an ihr eigenes Wohlbefinden. Das fiele noch weniger in's Gewicht, wenn nicht Schlimmeres hinzukäme. Aber Du wirst mit ihr nie zu einem Wohlstand gelangen, da sie zugleich eitel und putzsüchtig ist und ihr Egoismus sich nicht scheut, jeden ihrer Wünsche auf Deine Kosten zu befriedigen. In Deiner Vertrauensseligkeit achtest Du jedenfalls nicht darauf, welchen Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch sie zweifellos von Deiner Kasse macht."

„Einen Mißbrauch —?"

„Natürlich kann sie sich mit dem, was sie heimlich für sich anschafft, nicht vor Deinen Augen zeigen. Doch es genügt solchen Naturen, sich im Besitz zu wissen und die Augen an dem sicher im Schrank Verborgenen zu weiden. Ich habe leider nur zu ausreichenden Beweis dafür, da ich gestern Vormittag sie auf einem Ausgang begleitete, mich bald von ihr trennte, doch ihr unbemerkt nachfolgte, um zu erkunden, was sie im Sinn habe. Da sah ich sie in einen Juwelierladen eintreten und bin überzeugt — Du willst nicht hören, scheint's?"

Vollrad war aufgestanden und schritt durch's Zimmer. Anhaltend, versetzte er auf das Letzte:

„Ja — ich höre — Du sagtest, einen — was war's noch? —

einen Laden. — Wenn Du noch Weiteres — ich höre Alles — wissen Du sie sonst etwa noch fähig hältst —"

Eine Aufforderung, ein Verlangen klang daraus, Erwin entgegnete: „Sonst noch — ist's Dir nicht genug?" Doch danach schwieg er, und es schien ihn eine Ueberwindung zu kosten, nach einer Pause fortzufahren:

„Allerdings habe ich, um mir die Kenntniß ihres Charakters zu vervollständigen, meine Verstellung noch weiter getrieben — obwohl es mir kaum möglich ward — mir den Anschein zu geben versucht, daß ich ihr den Hof mache —"

Mit einem jäh umbiegenden Schritt trat Vollrad gegen den Sprecher hinan. „Du —? das thatest Du —? Und —?"

Seine Stimme, die zuvor erleichtert geklungen, rang sich wieder schwer herauf, versagte ihm. Der Befragte gab mit einem halblachenden Tone Antwort:

„Unter anderen Umständen würde ich mir eingestehen müssen, der Versuch sei nicht grade schmeichelhaft für mich ausgefallen, wenigstens wäre, wenn ich es ernst gemeint, meine Selbstschätzung ziemlich stark dabei zu kurz gekommen. Ich hätte meine Mühe ebenso gut an einer Porzellanpuppe verschwenden können."

„Sie blieb — Du — Du gewannst den Eindruck —?"

„Daß sie auch nichts weiter ist, als eine Porzellanpuppe, der Niemand Gleichgiltigkeit gegen einen Courmacher als Verdienst anrechnen wird. Hätte ich mich früher um sie beworben, würde sie mir in Anbetracht meiner günstigeren Vermögenslage wohl den Vorzug vor Dir gegeben haben — aber so bleibt kein Vortheil von mir zu erwarten. Ich bin aus dem Ernst unserer Unterredung herausgefallen; was ich aber scherzhaft sagte, galt als ausdrücklichste Warnung für Dich, daß Du Dich hütest, ihr diese Gleichgiltigkeit als eine gute Eigenschaft anzurechnen. Es liegt keinerlei Werth drin, denn sie ist eine kalte, fischblütige Natur, die keiner Erregung des Gemüthes und der Sinne fähig. Sie mag ja, wie das schließlich geschieht, aus Gewohnheit zu Dir eine gewisse Zuneigung gefaßt haben, die Dir als Liebe erschienen ist. Doch ich hoffe, Du läßt Dich nach dem, was ich Dir offen auszusprechen als Freundespflicht hielt, von einem so ärmlichen Surrogat für wahres Lebensglück nicht beirren, schnellmöglichst Schritte zu thun, Deine Scheidung von ihr herbeizuführen. Wie ich seit Tagen gefühlt, hast Du im Innern ja Alles selbst schon so empfunden und gewußt, Dir nur nicht gestehen gewollt, daß Uebereilung Dich verleitet, Dein Leben mit einer Deiner durchaus Unwürdigen zu verbinden."

Vollrad kam etwas über die Lippen, ohne daß er es wollte und wußte. „Heut' Nacht hörte ich sie im Traum sprechen: Erwin — laß — er merkt es —"

„So?" — Der junge Arzt stand jetzt ebenfalls auf. „Also im Traum hat sie sich verrathen? Ich vermuthete, daß sie ahne, ich sei ihr Wider-

facher, doch mir gegenüber wußte sie sich ebenso zu verstellen, wie ich, nur für einen minder guten Zweck. Ja — Erwin hat es allerdings gemerkt — aber er läßt sich nicht bewegen, von seinem Vorsatz abzulassen. Was willst Du, Vollrad?"

Im Dunkel tastete dieser nach der Hand des Freundes, faßte sie mit krampfhaften Druck und sagte:

„Und das Alles ist Deine Ueberzeugung?"

„Meine volle Ueberzeugung."

Erwin erwiderte den Händedruck, und Vollrad entgegnete mit sonderbarem Ton, etwas erstickend, doch als sei's ein Jauchzen, das er in die Brust zurückpresse:

„Ich danke Dir! Und Du willst —?"

„Wenn Du es wünscht, ihr das Alles in's Gesicht wiederholen; gieb Acht, ob sie darauf erwidern kann, sich zu rechtfertigen wagt."

„Nein — nein — ich selbst will — wo ist Wala?"

Ein klirrendes Geräusch tönte in's letzte Wort, es war etwas vom Tisch zu Boden gefallen und zerbrochen. Entschuldigend äußerte Erwin: „Ich bin, glaub' ich, ungeschickt mit dem Arm gewesen nnd habe ein Glas heruntergestoßen;" doch zugleich klang draußen auf dem Flur eine Stimme, welche ängstlich die Magd befragte: „Ist mein Mann immer noch nicht zurückgekommen?" Im selben Augenblick ward die Thür geöffnet, von der Schwelle hob sich gegen einen Lichtschein auf dem Vorplatz die Gestalt der jungen Frau im Hut und Ueberwurf ab, die in's dunkle Zimmer hineinrief: „Bist Du drinnen, Erwin? Ich muß wieder fort, ich habe umsonst nach ihm gesucht."

Und nun fiel ein anderer, wie von trunkenen Lippen hervorbrechender Ruf ein: „Wala!" und sie stieß mit einem Freudenschrei aus:

„Vollrad — gottlob — Du bist's — was hast, was willst Du?"

Er war auf die Eingetretene zugestürzt, kniete, mit den Armen ihre Knie umschlingend, vor ihr auf den Boden und jubelte: „Ich habe Dich so lange nicht gesehen und habe Dich wieder, Wala —"

Sie antwortete lachend: „Ist das denn etwas Besonderes? Aber wenn's Dir das wäre, warum bist Du den ganzen Tag von mir fortgegangen?"

Doch zugleich bog sie sich nieder, glitt neben ihm zu Boden, umschlang seinen Nacken fest mit den Armen und fuhr mit schluchzender Stimme fort: „Gottlob, ich habe Dich wieder — das ist etwas Besonderes, ist das Höchste, Einzige auf der Welt."

Und seinen Kopf heranziehend, suchte sie seine Lippen, die ihrigen wohl minutenlang nicht von ihnen zu trennen.

Und wohl eine Stunde lang blieben sie so nebeneinander in lichtlosem Dunkel auf dem Boden sitzen, zweien mit einer Wundergabe beschenkten, traumhaft seligen Kindern gleich. Sie sprachen nicht viel, und was sie

sagten, wiederholte nur, daß sie sich liebten, daß sie sich niemals wieder so lange trennen wollten; Keiner fragte den Andern, warum er so ergriffen und nicht endend zärtlich sei, doch Beide waren es, schlossen sich immer auf's Neue in die Arme, und Beide weinten vor Glück. Als sie sich endlich vom Boden aufrichteten, verblieb Vollrad noch in einem Zustand süßer Betäubung und Vergessenheit, die ihn an nichts denken, wie die Lampe gebracht worden, nichts thun ließ, als seine Frau anblicken. Erst nach langer Zeit rührte ihm etwas undeutlich das Gedächtniß an, daß er sich ungewiß umsah und fragte: „War Erwin nicht hier — wo ist er geblieben?"

Wala wußte es nicht, die wieder eintretende Magd gab Auskunft, der Herr Doctor sei noch ausgegangen. Er habe den Hausschlüssel mitgenommen und gebeten, zu sagen, daß er von dringlicher Angelegenheit fortgenöthigt werde und erst spät zurückkommen könne. Vollrad erwiderte, dazu nickend: „Ja — wegen des Amazonenstroms — ich erinnere mich." Er blickte seine Frau wieder an und fügte schnell nach: „Es wird wohl Zeit, daß wir zu Abend essen — ich bin sehr hungrig."

Ihren Mund umflog ein schelmisches Lächeln. „Du hast wohl den ganzen Tag gefastet? Mir geht's wie Dir — ich sterbe auch fast vor Hunger."

Sie begab sich eilig hinaus, die Abendmahlzeit herzurichten; während ihrer Abwesenheit ging sein Blick im Zimmer umher, ruhte wie staunend auf den Dingen in diesem, als ob er geglaubt, daß sie nicht vorhanden seien, sondern er nur einmal von ihnen geträumt habe. Dann saß er mit Wala am gedeckten Tisch, doch obwohl Beide von ihrem starken Hunger gesprochen hatten, gaben sie sich gleicherweise nur den Anschein, einen solchen zu befriedigen; einem heimlichen Liebespaare ähnlich, hielten sie sich während des Essens unter dem Tisch an den freien, nicht in Anspruch genommenen Händen. Manchmal lachten sie ohne irgend einen Grund, und es regte den Eindruck, als wolle ihnen Beiden etwas über die Lippen, das sie zurückhielten. Dann sagte Vollrad einmal: „Erwin —," und Wala nahm ihm das Wort vom Mund: „Ja, Erwin — was meintest Du?"

„Wir werden nicht auf ihn warten können, da er den Schlüssel mitgenommen."

„Ja, nach dem, was er dem Mädchen gesagt, ist es wohl ungewiß, wann er kommt."

Beide schienen über sein spätes Fortgehen weder verwundert noch bekümmert, und ihnen kam nicht in den Sinn, nach einem Grund seiner Abwesenheit zu fragen; sie hatten nur wie zufällig seinen Namen genannt und dachten offenbar nicht weiter an ihn. Die Augenlider sinken lassend, äußerte Vollrad: „Ich bin auch recht müde heut' Abend," und Wala erwiderte: „Das ist wohl begreiflich, nach dem weiten Gang, den Du gemacht. Da wird das Ausruhen Dir gut thun; ich bin's übrigens auch."

„Ja, Du bist's leicht in letzter Zeit, es kommt wohl von der Sommerluft."

Darüber zu lachen, war gewiß wieder kein Anlaß vorhanden, indeß unter den Augen, die sich ansahen, wurden die Lippen Beider abermals von der grundlosen Lachlust angewandelt. Nun standen sie miteinander auf, gingen Hand in Hand der Schlafzimmerthür zu. Doch um sie lag eigenthümlich etwas, als seien sie nicht Mann und Frau, sondern ein Brautpaar, das voraussetzen lasse, er werde sich vor der Thür von ihr verabschieden. Allerdings befanden sich keine Augen zugegen, die es Wunder nehmen konnte, daß er mit eintrat, aber er verweilte auch nur kurz, kehrte nach einigen Minuten mit einer Kerze in's Wohnzimmer zurück. Hier trat er rasch an seinen Schreibtisch, öffnete leise ein Schubfach und suchte draus ein mit Versen beschriebenes Blatt hervor. Mit dem ging er zum Ofen, hielt es an die Lichtflamme und warf das Angezündete durch die Ofenthür. Einige Augenblicke sah er nach, wie das Papier sich krümmte, schwarz überlief, flüchtig die Buchstaben weiß hervortreten ließ und verlodernd in ein Aschenhäufchen zerging. Mit einem diamantenhafte Lichter werfenden Glanz in den Augensternen sagte er dazu tonlos vor sich hin: „Dir geschieht's recht — Du warst blind — Du hast's ja gehört, sie ist Deiner thörichten Thränen nicht werth." Noch einen, die Brust in letzter Tiefe ausdehnenden Athemzug lang stand er, dann begab er sich eilig wieder in's Schlafzimmer hinüber.

Wie zuvor der Hunger, war indeß auch die Müdigkeit ihm wieder vergangen, denn er hörte noch um Mitternacht Erwin heimkommen, danach aber schlief er lange und fest, so tief, daß er in bereits vorgerückter Morgenstunde nichts von kurz ungewöhnlich auf dem Flur dröhnenden Fußtritten vernahm. Wala war behutsam schon seit geraumer Zeit aufgestanden und beschäftigt, einen großen Strauß wundervoll duftender rother Rosen zu ordnen; im Wohnzimmer hatte sich etwas verändert, doch fiel nicht gleich in's Auge, was. Nun trat Erwin ein, und die junge Frau flüsterte deutend: „Dein Schreibtisch ist gekommen, er macht sich prächtig." Sie wies nach einem an die Stelle des alten gerückten neuen, umfangreichen, kunstvoll und reich ausgeschnitzten Eichentisch, auf den sie die Rosen stellte; Erwin fiel ihr gedämpften Ton's in's Wort: „Keine Irrung, Frau Wala! Dein Schreibtisch ist's, den Du für Vollrad von Ersparnissen Deines Haushaltgeldes gekauft. Im Traum hättest Du fast unsere Geheimhaltung verrathen, denn Du riefst nach mir, wolltest mich warnen, daß unser leises Sprechen über den Tisch ihm auffalle. Ich hoffe, der Bohrwurm aus dem alten wird nicht in ihn übersiedeln; das zu verhüten, laß Deine oberste Sorge sein. Für diesmal haben wir ihn glücklich still gemacht, aber es ist ein gefährlicher Gesell, bei dessen Bekämpfung man vor einem heiklen Mittel nicht zurückscheuen darf, wenn man weiß, daß sein Gift keine Wirkung übt. Persische Weisheit sagt: Besser eine Lüge, die Wohlfahrt

begründet, als eine Wahrheit, die Zwietracht entzündet. Und auch im Abendland muß man zuweilen davon abstehen, dem, was man denkt und fühlt, Ausdruck zu geben."

Er schwieg einen Augenblick, dann fügte er nach: „Ich habe mein Gepäck den Leuten schon zur Beförderung mitgegeben und will mich gleich jetzt von Dir verabschieden. Gedenke freundlich an meinen Besuch zurück; wenn Du ihn auch lieber entbehrt hättest — habe Dank, daß Du es mich nicht merken ließest — war er doch gut und nothwendig für Euch. Laß mich, wenn Vollrad kommt, ein paar Minuten mit ihm allein — so lebe wohl und lebe glücklich!"

Er reichte der jungen Frau die Hand, die sie herzlich nahm, mit einem Druck des Dankes umschloß. Nun bückte er sich rasch, legte flüchtig seine Lippen auf ihre feine Hand und ging schnell in seine Kammer hinüber. Doch wie er Wala sich in die Küche fortbegeben hörte, kehrte er in's Wohnzimmer zurück, stand in diesem, als Vollrad eintrat, dessen Blick zunächst auf den Rosenstrauß fiel, der ihn verwundert fragen ließ: „Woher sind die über Nacht hier aufgegangen?"

Sonnenhaftes lag in seinem Gesicht, und die Frage klang, als ob er zugleich selbst sie sich heimlich mit einer märchenartigen Erklärung beantworte. Unverkennbar aber sprach dabei aus seinen Mienen, daß kein Gedanke mehr an das in ihm sei, was gestern Abend zwischen diesen Wänden vom Munde des Freundes durch das tiefe Dunkel zu ihm herübergeklungen. Als ob aus seinem Innern eine leuchtende Morgenröthe aufstrahle, stand er da.

Erwin versetzte: „Du scheinst vergessen zu haben, daß heute Dein Geburtstag ist, die Rosen werden vermuthlich von Deiner Frau herrühren."

„Mein Geburtstag? Heute? Wahrhaftig, daran hatte ich nicht gedacht. Und was ist das?"

Erstaunt heftete Vollrad die Augen auf den neuen Schreibtisch, der Andere zuckte leicht die Schulter. „Ich hörte, als er gebracht wurde, daß Deine Frau ihn bestellt habe; es scheint, daß sich in dem Haus, in das ich sie vorgestern hineingehen sah, neben dem Juwelierladen auch ein Möbelmagazin befand. Das Zimmer dünkte sie jedenfalls mit dem alten Tisch nicht vornehm genug eingerichtet; Du wirst die Befriedigung ihrer Eitelkeit wohl an einem tüchtigen Mangel in Deiner Kasse empfinden."

Das Gesicht des Sprechers ging vom Ausdruck der Gleichgiltigkeit zu einem tiefernsten über, und er fuhr fort:

„Leider hast Du mir keinen Zweifel gelassen, daß ich gestern umsonst zu Dir gesprochen habe. Mehr konnte ich nicht thun, fühle nicht die Pflicht, Dich nochmals vergeblich zu warnen, und muß Dich der eigenen Bestimmung Deines Lebensschicksals anheimgeben. Wenn nicht heut gerad' Dein Geburtstag gewesen wäre, würde ich nach dieser Erkenntniß meiner Einflußlosigkeit auf Dich, nicht mehr für die Nacht hierher zurückgekommen sein. Aber so wollte ich vor meinem Weggang Dir noch an dem Tage, den ich so oft

froh mit Dir zusammen verbracht habe, die Hand reichen. Meine alte Gesinnung wünscht wenigstens Dir Gutes."

Seine Hand streckte sich Vollrad entgegen, der sie erfaßte und eilig, doch ohne einen Ausdruck innerlichen Bedauerns erwiderte:

„Ja so, — ich dachte im Augenblick nicht daran. Du willst — aber doch nicht heute — doch nicht jetzt? —"

„Ich muß fort, in dieser Stunde, habe nur auf Dich gewartet, Dir Lebewohl zu sagen."

„Da will ich meine Frau rufen — ich glaube — was Du mir gestern gesagt — Dein Aufenthalt bei uns war doch wohl etwas zu kurz, als daß Du im Stande gewesen, sie wirklich und richtig kennen zu lernen. Aber Aufrichtigkeit ist gut — auch wenn sie fehlgreift — und Du hast als Freund an mir gehandelt. Ich will Wala —"

„Nein, laß — Du wirst begreifen, daß ich lieber das Haus verlasse, ohne eine Abschiedsphrase mit ihr zu tauschen. Du triebst ein gefährliches Spiel, Freund — ich meine, Du treibst es — möge Dir schließlich noch Gewinn von ihm beschеert sein! Wenn ich in Jahren nach Europa zurückkomme, — ich werde inzwischen viel erlebt haben, und das Gefühl in mir abgedämpft worden sein, mit dem ich heut fortgehe, — dann will ich wieder bei Dir einkehren, in der, wenn auch schwachen Hoffnung, daß ich mich getäuscht habe, und daß Deine Frau Deiner doch noch besser werth geworden. Leb' wohl! — Du erlaubst wohl, daß ich aus Deinem Ueberfluß an Rosen mir eine zum Gedächtniß mit auf den Weg nehme."

Rasch die Hand streckend, that er's, hatte im nächsten Augenblick, noch einmal kurz zurückwinkend, die Thür gefaßt, und gleich danach klang auch die vom Flur zum Treppenhaus hinausführende. Um einige Secunden später trat Wala herein und fragte: „Ist Erwin schon endgültig fortgegangen?"

Ein wenig ungewisse Verlegenheit flog Vollrad an. „Ja — er läßt sich bei Dir entschuldigen — er hatte die größte Eile und meinte, Du wärest noch nicht fertig —"

Die junge Frau versetzte: „Die Meinung fiel ihm wohl nicht schwer; ich fühl's, er mag mich im Grunde nicht, ist eifersüchtig, glaub' ich, auf mich, denn er möchte Deine Liebe wie früher allein haben. Mir thut's leid, weil ich ihn doch gern habe —"

Lachend brach sie ab: „Und darüber vergesse ich den Morgengruß für mein Geburtstagskind!" Die Arme um Vollrad schlingend, küßte sie ihn, bis sie wieder zu Worte kam: „Gefallen Dir die Rosen und der Tisch unter ihnen? Er ist freilich von Deiner Hand verdient und von meiner nur hingestellt, aber ich habe und bin ja nichts, als wozu Du mich machst."

„Du bist —"

Er verstummte im Uebermaß der Glücksempfindung, nur ein hoher

Glanz in seinen Augen sprach weiter. Auch Wala stand einen Moment, wie sich in den leuchtenden Strahlen badend, ohne Worte, dann sagte sie:

„Du, Vollrad, ich glaube übrigens, daß ich noch ein Geburtstagsgeschenk und ein wenigstens halbwegs eigenes für Dich habe. Das heißt, Du bekommst es erst zu Weihnacht, vielleicht auch noch ein bischen später, zum neuen Jahr."

Von der in Romanen herkömmlichen Schicklichkeitsvorschrift, dies erröthend zu sagen, machte sie jedoch durchaus nicht den leisesten Gebrauch, sondern lachte ihrem Mann dabei fröhlich grad' in die Augen. Er sprang auf sie zu, faßte sie mit beiden Händen über den Hüften, hob sie wie ein Kind in die Luft und jubelte: „Ist es wahr?"

„An Deinem Geburtstag werde ich Dich doch nicht in den April schicken. Laß — Du kannst nicht — ich muß Dir zu schwer sein."

Sie ließ sich behend in seine Arme niedergleiten, ihm flog vom Mund: „Hast Du mir nie etwas gesagt, was Dein Herz und Dein Kopf nicht gedacht?"

„Doch —" sie zog ihn neben sich auf's Sopha — „denn ich habe Dir etwas nicht gesagt — seit unserem Hochzeitstag bis heute, habe ich Dir noch nie ganz genug gesagt, wie ich Dich liebe!"

Glücktrunken sah sie auf. „Du — wenn es ein ‚Er' ist, wollen wir ihn nicht Erwin nennen?"

„Erwin?"

Vollrad Althammer wiederholte es überrascht, doch kein leisester Schattenanflug überglitt den Sonnenglanz in seinen Zügen, und um einen Augenblick später fügte er nach:

„Willst Du in Amerika ihm Kohlen auf den Kopf häufen? Die Sonne wird ihm dort schon genug für Hitze sorgen, und er hat es um Dich nicht verdient, aber — aber, Du hast recht — Du hast immer den richtigen Gedanken, Wala, — ja, wir wollen ihn Erwin benennen."

Eugen Richter.

Von

Albert Traeger.

— Berlin. —

Hochsommer und hochgradige politische Aufregung, ein glücklicher Weise äußerst seltenes Zusammentreffen. Auch in der hohen Saison, wenn das Berliner Leben nach allen Richtungen wogt und fluthet, liegt das Abgeordnetenhaus am Ende der Leipzigerstraße äußerlich in beschaulicher Ruhe, Nichts in seiner Umgebung läßt auf die Kämpfe schließen, die doch zuweilen da drinnen sich erhitzen; achtlos hastet der Menschenstrom vorüber, auch der der Zeit scheint wenig Notiz von dem unscheinbaren Gebäude zu nehmen. Wohl gab es eine Periode, da das anders war, aber die liegt schon weit zurück, über dreißig Jahre. Die wohlbekannten ältesten Leute, deren Erinnerungsvermögen mit Vorliebe bei außergewöhnlichen Erscheinungen herangezogen wird, mögen am 24. Juli dieses Jahres lebhaft jener längst vergangenen Tage gedacht haben. Schon in den Morgenstunden eine dichtgedrängte Menschenmasse vor dem sonst so stillen „Landtag", die zusehends mehr und mehr anwächst, so daß die blauen Hüter der Ordnung, gewöhnlich reicht ein einzelner Ruheposten vollkommen aus, die ganze Strammheit aufbieten müssen, die Möglichkeit des Verkehrs aufrecht zu erhalten. Lebhafteste Spannung in allen Mienen, aufgeregter Meinungsaustausch, überall Berechnungen und Prophezeiungen, wird doch der Schlußact eines politischen und parlamentarischen Spectakelstückes erwartet; die Zuschauerplätze im Innern sind längst mit Sturm genommen. Schon nahen auch die Abgeordneten, und ist genau ersichtlich, ob die einzelnen erkannt, und wie sie geschätzt werden. Da hält eine Droschke, dicht drängt sich unaufhaltsam die Menge heran, voll stürmischer

Erregung und freudiger Bewegung, die sich in lauten Begrüßungen und begeisterten Vivatrufen Luft macht — hoch Richter! Eugen Richter ist es, der in der Nacht aus seiner Pfälzer Sommerfrische zurückgekommen, nur um pflichtgemäß seine Stimme abzugeben, eines weiteren Wortes scheint ihm die Sache nicht werth. Während er aber still auf seinem Platze verharrt, kommt unten im Saale, wie oben auf den Tribünen die Frage nicht zur Ruhe, ob Richter reden wird oder nicht. Plötzlich, in weit vorgerückter Stunde, erhebt er sich, er hält es für nöthig, dem Minister zu antworten. Während schon lange kein Anderer das Ohr des Hauses mehr zu gewinnen vermocht, und eine Ungebundenheit und Rücksichtslosigkeit der Conversation, wie sie nur Parlamenten eigenthümlich, überlaut geworden, tritt mit einem Schlage tiefe Stille ein, und Alles hängt im weiten Raume an des Redners Munde; in den dröhnenden Beifall, der den Schluß der Rede begleitet, stimmen auch sehr lebhaft, aber äußerst hausordnungswidrig, die oberen Regionen ein. Und der gethanen Arbeit froh, kehrt er in selbiger Nacht zurück in seiner Wälder Schatten, noch eine kurze Weile der wohlverdienten Ruhe zu pflegen, — was er so Ruhe nennt.

Der Pfeifenkopf und die Postkarte sind nicht minder Prüfsteine der Volksthümlichkeit, als die Caricatur. Seit langer Zeit schon ist, namentlich im Kreise Hagen, Richter's Portrait der beliebteste Schmuck der Pfeifenköpfe, eine wohlverdiente Huldigung für den nicht rauchenden Beschützer des Tabaks, und die Ansichtskarte macht seine Züge aller Welt und jedem Album zugänglich. Nicht in seinem Sinne, der vor allem äußerlichen Hervortreten eine unüberwindliche Scheu hegt, sich nur im Nothfall dem Photographen preis giebt, dem Maler aber völlig unerreichbar bleibt; keine Ueberredung und nicht die verschmitzteste List haben ihn vermocht, für eines der historischen Reichstagsgemälde zu sitzen. Um so unerbittlicher hat die Caricatur seiner sich bemächtigt, in ihrer Galerie nimmt er unter den hervorragendsten Zeitgenossen einen der allerersten Plätze ein, und wie viele Bilder neben ihm verblaßt und gewechselt, er ist immer modern geblieben. Entstellung heißt die Kunst des Caricaturenstiftes, an Richter hat er sie stets mit besonderer Geflissentlichkeit und meist nicht in launiger Absicht geübt, auch die Federn haben sich vielfach an dieser Arbeit betheiligt und ein dem verzerrten Aeußeren entsprechendes Charakterbild herzustellen sich bemüht. Verwirrung genug haben solche Versuche angerichtet, aber der wahren und großen Volksthümlichkeit Richters gegenüber sich wirkungslos erwiesen. Und er hat niemals um die Volksgunst gebuhlt, durch keine Schmeicheleien und lockende Versprechungen Augenblickserfolge gesucht, keiner Stimmung und Rücksicht Rechnung getragen, unerschrocken geht er geradeaus seinen Weg. So kennt ihn das Volk nun schon länger als dreißig Jahre, in keinem Augenblick hat es ihn schwanken oder zurückweichen sehen und hat die felsenfeste Gewißheit, daß er auf

diesem Wege Nichts für sich selber sucht, der Allgemeinheit sind seine Ziele gesteckt. Die selbstloseste Uneigennützigkeit, die nicht einmal nach Anerkennung oder Ruhm begehrt, ist die unerschütterlichste Grundlage der Popularität Eugen Richters.

Niemand kann seinem Schicksal entgehen, er war für den Kampf des öffentlichen Lebens ausgehoben, Anlage, Erziehung und eigene Ueberzeugung haben dem Volksvertreter und Parteiführer seinen Platz gebieterisch angewiesen. Noch heute verräth manch' leiser Anklang in der Rede den Rheinländer. Er ist am 30. Juli 1838 in Düsseldorf geboren und hat seine Ausbildung in Koblenz erhalten, wohin sein Vater als Generalarzt versetzt war. Der rechte Vater für diesen Sohn. War auch in jener vormärzlichen Zeit das preußische Beamtenthum eine Heimstätte des Liberalismus, so zegute es doch von ungewöhnlichem Muthe, wenn ein Militärarzt öffentlich in Zeitschriften und Broschüren unter seinem Namen die Mißstände im Militär-Medicinalwesen zu geißeln wagte. Seinen unablässigen Anregungen — auch nachdem er in den Ruhestand getreten, blieb der Unermüdliche an der Arbeit — sind die Reformen zu danken, die sich im letzten Kriege so trefflich bewährt. Auf den lebhaften Knaben, der dem Vater häufig als Secretär dienen mußte, machten die dem verdienstvollen Manne dargebrachten Anerkennungen bleibenden Eindruck, schon erkannte er aber auch die großen persönlichen Opfer, sowie die mannigfachen Zurücksetzungen, Kränkungen und Anfeindungen, die von jeder öffentlichen Thätigkeit unzertrennlich, auch wenn sie in lauterster Absicht nur der Sache und dem Vaterland geweiht ist. Der damals in Koblenz residirende Prinz von Preußen interessirte sich für die Bestrebungen des Generalarztes, und die Prinzessin nahm wohlwollenden Antheil an dem Sohne, bei dem sie, in Uebereinstimmung mit dem Schloßprediger, späteren Feldpropst Thielen, entschiedene Anlage für den geistlichen Beruf wahrzunehmen glaubte. Der jugendliche Gymnasiast hatte wiederholt Gelegenheit zu öffentlichem Auftreten gefunden, mit so glücklichem Erfolge, daß er schnell jede Scheu überwand und schon frühzeitig das dem Redner unerläßliche Selbstvertrauen gewann. Die Theologie dagegen vermochte ihn nicht anzuziehen. Freimüthig wurden im Elternhause die öffentlichen Angelegenheiten besprochen, die an besonderem localen Interesse gewannen, als der neuernannte Oberpräsident von Kleist-Retzow den lebenslustigen Frohmuth der Rheinlande mit allen Schergen und Bütteln der Finsterniß zu scheuchen trachtete. Die „Kölnische Zeitung" leistete ihm heftigen Widerstand, sie wurde die Lieblingslectüre des zukünftigen Oppositionsführers, der, nach beendigten Schularbeiten, namentlich die scharfen Parlamentsreden von Vincke, Wentzel und den Gebrüdern Reichensperger mit Heißhunger verschlang. Er selbst hat später noch schärfere gehalten. Als ihn sein Vater eines Tages dem braven August Reichensperger auf einem Rheindampfer vorstellte, sah der Knabe mit Bewunderung an seinem Lieblingshelden empor, dessen freundliche Worte

die jugendliche Seele mit freudigem Stolz erfüllten. Nach langen Jahren gab einmal im Deutschen Reichstag eine Polizeimaßregel, in welcher der volksfeindliche Geist Kleist-Retzows spukte, Anlaß zu lebhaften Erörterungen, und Eugen Richter, der den Kampf eröffnete, citirte eine jener damaligen Reden August Reichenspergers. Da dämmerte in dem ehrwürdigen Greis der kräftige Mannesstolz wieder auf, in seinem Auge spiegelte sich des Rheines feurige Sonne, und mit dem ganzen Temperament seiner besten Jahre secundirte er dem jugendlichen Bewunderer von einstmals.

Die Eltern waren nicht ganz einverstanden, als der Sohn sich für das Studium der Rechts- und Staatswissenschaften entschied, äußerlich wie innerlich erschien ihnen das Beamtenthum eher abstoßend, als verlockend. Dem angehenden Studenten schwebte freilich von Anfang an weit weniger eine bestimmte Laufbahn vor, als der Wunsch, die öffentlichen Zustände in ihrem Wesen und Zusammenhang kennen zu lernen, und so ermöglichten ihm denn die Eltern, unter schweren persönlichen Opfern, die Erfüllung dieses Wunsches. In Heidelberg besuchte er die Collegien nicht minder fleißig, als die Reitbahn und die herrlichen Umgebungen, am eifrigsten aber die staatsrechtlichen Vorlesungen Robert von Mohls und die nationalökonomischen des alten Rau, dessen Seminar ihn ganz besonders fesselte. Mit bestem Erfolg, der Zwanzigjährige wurde ständiger Mitarbeiter der „Illustrirten Zeitung" für Volkswirthschaft, erfreute sich des Honorars und gewann schon in dieser Zeit Vertrauen zu seinem schriftstellerischen Beruf. In Berlin übte Gneist eine besondere Anziehungskraft auf ihn aus, die später einigermaßen nachließ, weit mehr aber noch interessirte ihn das Abgeordnetenhaus, hatte doch damals gerade die „neue Aera" begonnen. Nachdem er noch dem eben begründeten „volkswirthschaftlichen Congreß" beigetreten, bestand er im Herbst 1859 das erste juristische Examen beim Landgericht in Düsseldorf, wurde alsdann bei der dortigen Regierung zugelassen und anderthalb Jahre später zum Regierungsreferendar ernannt, nachdem er die Prüfung mit dem Prädicat „ausgezeichnet" bestanden.

Bald darauf ward er mit der commissarischen Verwaltung des Landrathsamtes Mettmann betraut und feierte den Triumph, die Erleuchtung der bis dahin in tiefstes nächtliches Dunkel versenkten Kreisstadt durchzusetzen. Inzwischen haben die Straßenlaternen, deren erste, in dankbarer Anerkennung, vor seinem Absteigequartier angebracht worden, wohl schon dem elektrischen Licht weichen müssen, immerhin bleibt ihm der Ruhm, der Prometheus Mettmanns gewesen zu sein. Eine andere Neuerung dürfte sich schwerlich erhalten haben. In jene Zeit fiel die Abgeordnetenwahl. Das Amt des Wahlcommissars hatte die Regierung dem stellvertretenden Landrath, der selbst noch nicht einmal das gesetzliche Alter des Urwählers erreicht, nicht übertragen, wohl aber nahm er an dem Festmahl der Wahlmänner Theil und ließ dem Trinkspruch des Wahlcommissars auf den König ein Hoch auf die Verfassung folgen. Die Königliche Regierung

attestirte ihm, daß er die commissarische Verwaltung des Landrathsamtes zu Mettmann zu ihrer Zufriedenheit wahrgenommen habe. Die Zufriedenheit ging schnell zu Ende.

„Ueber die Freiheit des Schankgewerbes, ein Beitrag zur Reform der preußischen Gewerbepolizei, insbesondere des Concessionswesens, von Eugen Richter, Regierungsreferendarius. Düsseldorf 1862. Schaub'sche Buchhandlung." Gewerbliche Fragen standen damals auf der Tagesordnung, in der Volksvertretung bemühte man sich für eine freisinnige Gewerbeordnung, dem Verfasser war die Materie nicht minder vertraut, als sympathisch, mit heißem Bemühen und standhaftem Fleiß hatte er alle ihm zugänglichen Quellen, namentlich auch das ganze Actenmaterial, durchstudirt und war fest überzeugt, mit seiner Broschüre eine brauchbare Anregung zur Beseitigung offenbarer Mißstände gegeben zu haben. In dieser Zuversicht überreichte er schön gebundene Exemplare persönlich dem Regierungspräsidenten und dem Abtheilungsdirigenten. Ihr huldvolles Lächeln mag zunächst dem Einband gegolten haben, der Inhalt trug dem übereifrigen Reformator einen scharfen Verweis nebst Verwarnung zu den Personalacten ein. Dieses Werkchen wurde ihm nicht minder verhängnißvoll, als eine andere feuilletonistische Arbeit, die er bald darauf verbrach. Der Domänenabtheilung bei der Regierung in Magdeburg überwiesen, studirte er mit dem ihm eigenen Eifer die dortigen Verhältnisse möglichst genau und gerieth auch in eine Versammlung des „conservativen Vereins", die über eine an den Kriegsminister von Roon in Sachen der Armeeorganisation zu erlassende Adresse verhandelte. Die ergötzlichen Anregungen verarbeitete er mit guter Laune zu einem politischen Feuilleton für die „Niederrheinische Volkszeitung" in Köln, die der ihm befreundete „rothe Becker", nachmaliger Oberbürgermeister, redigirte. Die „Eine Magdeburger Spukgeschichte aus dem Jahre 1862" betitelte Humoreske machte schnell die Runde durch alle Tagesblätter und in der „Magdeburger Zeitung", am Orte der That, wo die weitbekannten Persönlichkeiten sofort festgestellt wurden, allgemeines heiteres Aufsehen. Aber auch das Incognito des Verfassers, der sich als Kölner Handlungsreisender vorgestellt, hielt hier nicht vor, und der Oberpräsident von Witzleben ergoß die ganze Schale seines Zornes über den frevelhaften, durch die in seinen Personalacten befindliche Schankgewerbe-Broschüre schon hinlänglich gekennzeichneten Regierungsreferendar. Das eingeleitete Disciplinarverfahren führte den Verbrecher dicht am Abgrunde der Entlassung vorüber. So hatte er auf zwei ganz verschiedenen Gebieten seine glänzende schriftstellerische Begabung, zugleich aber auch seine gänzliche Unfähigkeit zum mustergiltigen Beamten erwiesen, der „ausgezeichnete" Referendar brachte es mit Müh' und Noth zum „genügenden" Assessor. Dagegen fanden seine Prüfungsarbeiten, die Otto Michaelis, ein gediegener Sachkenner und strenger Beurtheiler, in seiner „volkswirthschaftlichen Vierteljahrsschrift" abdruckte, allgemeine Anerkennung.

Bei anderen Verwaltungsgebieten, auf denen er, zur Vermehrung seiner Kenntnisse und Erfahrungen, ein Unterkommen suchte, überall abgewiesen, wurde seine Wahl zum Bürgermeister von Neuwied regierungsseitig nicht bestätigt und der unbesoldete Assessor nach Bromberg gemaßregelt. Seine Weigerung hatte die Einleitung der Disciplinaruntersuchung zur Folge, kurz entschlossen reichte er seine Entlassung ein, die ihm unter dem 8. December 1864 bereitwilligst gewährt wurde. So hatte es Eugen Richter denn glücklich bis zum Regierungsassessor a. D. und nicht bestätigten Bürgermeister gebracht. Nichts zeugt aber von einer gründlicheren Verkennung seiner Persönlichkeit und erheitert ihn so sehr, als die hie und da geäußerte Meinung, er wäre auf dem städtischen Thronsessel zur Ruhe gekommen, und die Regierung, die ihn davon zurückgehalten, habe den gefährlichen Opponenten auf dem Gewissen. Er war dem Parlament verfallen, und aus welcher Stellung er hineingekommen, wäre er derselbe geworden und geblieben, der er heute ist und immer war.

Nun hinderte ihn Nichts mehr, seinem eigentlichem Berufe zu folgen, war doch auch seine ganze, jäh abgebrochene Beamtenlaufbahn nur eine Vorbereitung darauf gewesen. Noch während des Assessorexamens hatte er sich den Arbeiterbildungsvereinen und den wirthschaftlichen Bestrebungen von Schulze-Delitzsch angeschlossen, Consumvereine begründet und geleitet und eine ebenso vielseitige, als rege schriftstellerische Thätigkeit entfaltet. Sie verschaffte ihm in Berlin, wo er sich niederließ, eine mehr als auskömmliche und vollkommen unabhängige Stellung, so daß er jeden Versuch, ihn für eine öffentliche Anstellung zu gewinnen, von vornherein zurückwies und selbst die ihm angebotene Professur für Nationalökonomie an einem süddeutschen Polytechnikum ablehnte. Auf der Journalistentribüne des Abgeordnetenhauses, im engsten persönlichen Verkehr mit den Führern der Opposition, die dem parlamentarischen Lehrling die vollste Würdigung und wärmste Theilnahme zuwendeten, fühlte er sich in seinem eigentlichsten Lebenselemente und schloß sich besonders eng an Schulze-Delitzsch an, der seine theoretische und praktische Mitarbeit sehr zu schätzen wußte. Dringend empfahl er auch, im Verein mit den angesehensten und zuversichtlichsten Männern des Abgeordnetenhauses, die Candidatur Eugen Richters für den constituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes. Den also Empfohlenen überraschte plötzlich der Ruf nach Nordhausen, am 23. Januar 1867 hielt er in der alten Harz- und weiland freien Reichsstadt seine Candidatenrede und errang schließlich den heiß umstrittenen Wahlsieg, der um so schwerer wog, als in ganz Preußen, mit Ausnahme von Berlin und Breslau, nur drei Fortschrittsmänner aus der Urne kamen. In jener kurzen Session hat er das Wort nicht ergriffen, er wollte sich erst an die Aeußerlichkeiten gewöhnen, und dazu reichte die Zeit nicht aus. Bei den nachfolgenden ordentlichen Reichstagswahlen blieb er auf der Strecke. In Nordhausen fühlte sich der hochangesehene und persönlich

äußerst beliebte Landrath des Kreises veranlaßt, in eigener Person und mit Anwendung des gesammten Apparates ihm entgegen zu treten, und einer anderweiten Candidatur vermochte er nicht erforderlichen Nachdruck zu verleihen, da die Leitung des Wahlbüreaus für Rheinland-Westfalen seine ganze Thätigkeit beschlagnahmte. Dafür wurde er 1869 für Königsberg i. d. N. in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt und drei Jahre später vom Kreise Hagen, der ihm, mit einer einzigen, von Berlin ausgefüllten Unterbrechung, bis heute treu geblieben, und den er auch seit 1874 im deutschen Reichstag vertritt, 1871 war er, als Erwählter des ganzen Fürstenthums Rudolstadt, nach vierjähriger Pause wieder eingezogen.

„Der Abgeordnete Richter hat das Wort," so erklang es zum ersten Male im preußischen Abgeordnetenhause am 13. Februar 1869. Der Aufgerufene hielt seine Jungfernrede über die Annahme ausländischer Kassenscheine, und schon dieser stenographische Bericht verzeichnet mehrfach „Heiterkeit" und „Unruhe rechts", oder „Oho rechts". Unzählige Male hat seitdem jener Aufruf sich wiederholt, der, wie ein Commandowort, das Haus zur Sammlung zwingt. „Das Schweigen ist der Gott der Glücklichen," auch im Parlament, wo so viele Unglückliche sich niemals Gehör verschaffen. Wenn die kräftige Gestalt mit dem bedeutenden Kopf und den charaktervollen Zügen von dem bekannten Eckplatze sich erhebt, wird es still, und ob auch bald hüben und drüben heftige Erregung sich entfesselt, der Redner läßt sich nicht beirren, und keines seiner Worte fällt daneben. Der Töne volles Register steht ihm zu Gebote, vom donnernden Zorn und der vernichtenden Ironie bis zum gutmüthig treuherzigen Spott, nur ein Talent blieb ihm gänzlich versagt, das der Phrase. Sachlichkeit ist der Kern seines ganzen Wesens, wie seiner Rede. Wahrhaft erstaunlich ist die umfassende Fülle seines gediegenen Wissens, worüber er auch spricht, der Gegenstand ist ihm genau bekannt, um keinen Preis würde er es über sich gewinnen, in's Blaue hinein noch so schöne Worte zu machen. Das ist das Geheimniß seiner verblüffenden Sicherheit und nöthigt auch den Gegnern Aufmerksamkeit und Anerkennung ab. In den Militärcommissionen des Reichstags setzten seine bis auf die geringsten Details sich erstreckenden Kenntnisse die Vertreter des Kriegsministeriums in helles Erstaunen, seine bezüglichen Broschüren fanden bei dieser Behörde die eifrigste Abnahme, und der erste Bronsart nannte ihn einstmals in vollem Ernst seinen „Gegenkriegsminister". Auch dafür war er vorgebildet, hatte er doch im Vaterhause von militärischen Dingen viel gesehen und gehört, und den mißliebig gewordenen Regierungsreferendar ein aufsässiger Vorgesetzter zum Memoriren der Militärersatzinstruction genöthigt. Von Jugend auf eignete seiner positiven Richtung eine gewisse „Zahlenwuth", sie hat ihn zu einem Budgetredner gemacht, der kaum seines Gleichen finden dürfte. Die Trockenheit der Materie verschwindet vollkommen, er weiß die Zahlen zu beleben, läßt sie sprechen und beweisen und stellt mit ihnen ein Bild unserer gesammten Zustände. Sein aus-

dauernder Spürsinn hat schon manches Milliönchen in den versteckteſten Winkeln ausgestöbert, und seinen Klarlegungen schon mancher Finanzminister widerwillig sich beugen müssen. Groß als Redner, ist er nicht minder hervorragend in der Debatte, mit Scharfblick erkennt er die Schwächen der gegnerischen Position und schlägt unbarmherzig auf jede sich bietende Blöße los, den Angriff benutzt er nicht selten zur Abwehr. Die „persönliche Bemerkung" handhabt er mit Virtuosität und hat dabei immer die Lacher auf seiner Seite. Von ihm stammen viele geflügelte Worte, besitzt er doch die Gabe, für jede Erscheinung sofort den packenden Ausdruck zu finden. All diese Eigenschaften haben ihm auch als Volksredner ungewöhnlichen Ruf verschafft; wo er sich hören läßt, vermag selbst der größte Raum dem Ansturm nicht zu genügen, und feiert er wahre Triumphe. Aber auch in Volksversammlungen hält er sich gewissenhaft an die Sache, und ist auch hier die Ueberzeugung sein einziges Pathos. Der anerkannte Führer der Parteigenossen, ist er ihr fördernder und aufmunternder Freund, nachgiebiger, als vielfach geglaubt wird, stets bereit, andere Verdienste anzuerkennen und in den Vordergrund zu stellen, unduldsam nur gegen Lässigkeit und Schwachmüthigkeit.

Mit dem Parlamentarier geht der Schriftsteller Hand in Hand, die Vorzüge des Einen sind auch die des Anderen, an der Spitze ein beispielloser Fleiß. Zu alledem giebt Eugen Richter seit 1885 auch die „Freisinnige Zeitung" heraus, deren werthvollster und angestrengtester Mitarbeiter er selbst. Kein anderes Blatt sieht man in den Parlamenten so häufig in den Händen der Minister und der gegnerischen Parteien, dafür wird auch keines so oft und so heftig angegriffen. Daß ein in solch aufreibender Thätigkeit tief vergrabener Mann auf die Freuden dieses Lebens verzichten muß, versteht sich von selbst, er thut es ohne Bedauern, die Arbeit ist sein einziger Ehrgeiz und Genuß. Im Privatleben von der Außenwelt fast gänzlich abgeschlossen, findet er die einzige Erholung im engbegrenzten Kreis vertrauter Freunde, wo er sich in ungebundener Laune gehen läßt und auch mit den Frauen, die ihn allesammt verehren, in liebenswürdigster Weise verkehrt. Eifrig wird im Leben bedeutender Männer den Spuren der Frau nachgeforscht, bei Richter dürfte sich das kaum der Mühe lohnen. Von einer vortrefflichen Mutter erzogen, an der er mit innigster Liebe gehangen, hat auch er den wohlthuenden Zauber echter Weiblichkeit erfahren, ob aber ein anderes weibliches Wesen tieferen Eindruck auf ihn gemacht, bleibt undurchdringliches Geheimniß, wie auch nicht festzustellen, ob er jemals lyrisch gesündigt. Hingegen macht er aus seiner Liebe zu Kindern kein Hehl, die sie dem „Onkel Richter" auch reichlich vergelten.

Diese Züge entsprechen so wenig dem Bilde, das so geflissentlich verbreitet wird und das so grundfalsch ist. Der ewig unzufriedene Nörgler, der hämische Anfeinder, dessen grimmige Lust einzig Verneinen und Ver-

folgen, ist im tiefsten Grunde eine naiv ehrliche, temperament- und gemüthvolle Natur. Das Volk und die Kinder haben in dieser Beziehung ein zutreffendes Erkenntnißvermögen. Wenn es auch Richters Eigenart von jeher entsprochen, politische Ueberzeugungen in scharfer Form zu vertreten, und diese Neigung in der Hitze fortwährender Kämpfe und gegenüber den unablässigen Angriffen, denen er ausgesetzt, naturgemäß sich gesteigert, hat er sich doch nicht verbittern lassen und niemals seinen Haß auf die Personen übertragen. Auch wäre er der Letzte, einem wahrhaft bedeutenden Gegner die gebührende Würdigung zu versagen. Richtiger kann er nicht gewürdigt werden, als mit den Worten, die der Freiherr von Hoverbeck, dieses leuchtende Vorbild eines Edel- und Volksmannes, in der Reichstagssitzung vom 11. December 1874 zu seiner Vertheidigung sprach:

„Nun, meine Herren, ich habe immer gefunden, daß seine Angriffe, wenn sie auch bisweilen in der Form bitter waren, sich doch hauptsächlich auf das Wahre der Sache bezogen: und wenn auch in diesem Augenblicke eine solche Empfindlichkeit herrscht, daß in gewissen Kreisen dieses Hauses man dies nicht anerkennt, so werden doch auch jetzt schon im Hause eine gute Anzahl Mitglieder sein, die darüber anders urtheilen. Ich glaube, wenn über diese persönlichen Empfindlichkeiten die Geschichte längst geurtheilt hat, werden seine verdienstlichen Arbeiten immer noch anerkannt werden."

Lavater und Cagliostro.

Von

Heinrich Funck.

— Gernsbach (Murgthal) in Baden. —

Im vorigen Jahrhundert, dem philsophischen, geistreichen Jahrhundert, dem Jahrhundert der Aufklärung, feierte — nach dem Gesetz des Gegensatzes und der Ergänzung — die Zauberei, Magie, Geisterseherei ihre größten Triumphe. Viele Tausende wußte der Wunderdoctor und Teufelsbanner Joseph Gaßner, Pfarrer zu Klösterle im Bisthum Chur, mit den unsinnigsten Gaukeleien für sich zu begeistern. Von allen Enden von Europa kamen die Preßhaften aller Stände zu dem Urinpropheten Michael Schuppach nach dem schönen Langenau im Canton Bern. Um Mesmers „magnetischen Baquet" versammelte sich in geschmückten vollgedrängten Assembleen die vornehme Pariser Welt. Des nordischen Sehers Swedenborg visionäre Lehre fand in fast allen europäischen Ländern die weiteste Verbreitung. Der Schwarzkünstler Saint Germain, der u. a. sich der Ehre rühmte, bei der Hochzeit zu Kana anwesend gewesen zu sein, ward für einen Gott ausgegeben und erregte die Aufmerksamkeit vieler Fürsten und anderer durchaus nicht geistlosen Köpfe. Das berüchtigte Buch „Des erreurs et de la vérité" des Theosophen Saint Martin, dessen Inhalt wir heutzutage nur als höheren Blödsinn zu bezeichnen vermögen, ward von dem vortrefflichen Volksschriftsteller Matthias Claudius übersetzt und empfohlen und von vielen Tausenden als eine neue Bibel und Quelle des geheimsten Christenthums betrachtet. Und Cagliostro, ein hergelaufener sicilianischer Abenteurer, der berüchtigtste aller Schnapphähne und Beutelschneider des 18. Jahrhunderts, dieses Universalgenie in der Kunst des höheren Schwindels, zwang Millionen, sagt er, Tausende behaupten seine Zeitgenossen, ihn als Halbgott anzubeten.

Cagliostro war von der Mode der Zeit getragen. Der originelle Gang seines fahrenden Schwindlerthums lehrt uns so recht eigentlich die damalige Zeit verstehen. Insbesondere ist es lehrreich, uns die Gesellschaft etwas näher anzusehen, auf die des Wundergrafen Wirksamkeit sich erstreckte, den Geisteszuständen und Seelenstimmungen nachzuspüren, welche das weiche Wachs abgaben, in das Josef Balsamo aus Palermo, genannt Alexander Graf Cagliostro, sein Siegel drückte.

Das abenteuerliche, theosophische, kabbalistische System, mit dem Balsamo angeblich die Welt beglücken wollte, in der That aber am Narrenseil herumführte, war auf Lug und Trug begründet, und darum war nirgends lange seines Bleibens. Am längsten und glänzendsten spielte er seine Rolle in Straßburg. Hier kamen ihm zwei Factoren als mächtige Bundesgenossen entgegen: die Begier nach dem Pikanten und Neuen, welche in der blasirten französischen Modewelt herrschte, und die dem germanischen Geist anhaftende sinnige Neigung zum Wunderbaren und Uebernatürlichen.

Der Typus eines nach allem Pikanten lüsternen Franzosen war der damalige Fürstbischof von Straßburg, Louis René Eduard Cardinal von Rohan. Der leichtlebige, durch körperliche Schönheit ausgezeichnete Prinz hatte seine Jugend genossen; in Cagliostros Mysterien gedachte der durch Sinnlichkeit verzehrte Mann die physische und moralische Wiedergeburt, die der geheimnißvolle Fremdling seinen Eingeweihten verhieß, zu erlangen. Der Kirchenfürst war trotz seiner vielen Einkünfte unaufhörlich in geldlichen Verlegenheiten; Cagliostro spiegelte ihm vor, er könne Geld und Diamanten aus dem Nichts entstehen lassen, er wolle ihn zum reichsten Fürsten von Europa machen. Der Cardinal war mit Leidenschaft der Alchemie ergeben und zugleich sehr abergläubisch. Cagliostro besaß in seinen Augen nicht nur das Geheimniß der Goldmacherkunst, sondern auch Macht über das Geisterreich und ungewöhnliche Kenntnisse in der Magie, mit Hilfe deren er die Zukunft zu erforschen und das Innerste der Menschenseele zu ergründen vermöchte; infolge dieser Ueberzeugung zog Louis von Rohan, der nachmalige Held der Halsbandgeschichte, den fremden Abenteurer, der eine dämonische Gewalt auf ihn ausübte, bei allen seinen wichtigeren Unternehmungen zu Rath und hatte vor ihm kein Geheimniß.

Unter den hervorragenden Männern deutscher Zunge, mit denen Cagliostro in Straßburg in Berührung kam, war die bedeutendste Persönlichkeit ein evangelischer Geistlicher, der berühmte Pfarrer Lavater aus Zürich, für den in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine ganz besondere Begeisterung in der Welt herrschte.

Das Verhältniß, welches zwischen Lavater und Cagliostro bestand, beschäftigte lebhaft die Geister der damaligen Zeit. Aber weder die Feinde noch die Freunde Lavaters, weder die Anhänger des reinen Vernunftchristenthums, welche, indem sie Cagliostro entlarvten, zugleich Lavater,

diesen Heros des religiösen Glaubens, öffentlich zu discreditiren trachteten, noch die bibelfrommen, glaubensbedürftigen Seelen, die den Züricher Propheten, ihren Wahrheitslehrer und Führer durch beängstigende Zeit- und Geistesverwickelungen, gegen die Vorwürfe und Schmähungen der sogenannten Berliner Aufklärer in Schutz zu nehmen suchten, weder die Pasquillenschreiber noch die Schutzschriftsteller, unter welch' letzteren sogar ein regierender deutscher Fürst figurirte, vermochten über das in Rede stehende Verhältniß Positives vorzubringen. Denn Lavater hat sich über dieses nur wenigen Auserwählten gegenüber ausgesprochen, eingehender darüber nur mit einem, auch Cagliostro treu ergebenen Herzensfreunde — mit dem edeln Jakob Sarasin in Basel — verhandelt, und diese Vertrautesten der Vertrauten hüteten sorgfältig das Geheimniß, in das Lavater die Sache gehüllt wissen wollte. Und Lavaters Tochtermann und Biograph, Georg Geßner, der mittelst der ihm zu Gebote stehenden Quellen in der dreibändigen Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters über dessen Beziehungen zu dem merkwürdigsten Abenteurer des Jahrhunderts leicht hätte den Schleier lüften können, wollte, daß seine Leser über diese interessanten Beziehungen nicht mehr erführen, als was Lavater selbst einst dem Publicum davon mitzutheilen für gut befunden hatte.

Lavater erklärte nämlich im Jahre 1786 in der „Rechenschaft an seine Freunde", während Cagliostro in der Bastille gefangen saß, Folgendes über seinen einstigen Verkehr mit ihm: „Drey oder vier mahle, vor drey bis vier Jahren, hab' ich diesen Mann gesehen, ihn über einige Kranke konsultiert, einige wenige Stunden, größtentheils in Gesellschaft mit Andern, höchstens eine Stunde mit ihm allein, zugebracht und seine Theorie über gewisse sogenannte geheime Wissenschaften von ihm vernommen, ihn so gut wie möglich beobachtet und sondiert, einige Fragen an ihn geschrieben, die nicht beantwortet, und einige Versprechen von ihm erhalten, die nicht erfüllt werden konnten. Seit der Zeit ist zwischen ihm und mir das völligste „mir nichts, dir nichts". Nie waren wir in dem allergeringsten societätischen Verhältniß; in keiner Art von besonderer Liäson steh' ich mit ihm — das dürfen alle meine Freunde in meinem Namen mit der furchtlosesten Zuversicht, wo sie wollen, behaupten. Ueber viele mir sehr wesentliche, sehr heilige Dinge kann kein Mensch diametralverschiedner denken als er und ich. Ganz fürchterlich überwarfen wir uns einmahl, da ich ihm widersprach und gegen einige seiner Aeußerungen, wie ich glaubte, bescheiden Zweifel zu äußern genöthigt ward. So lang er seine Stirne behält und ich die meinige, werden wir gewiß hienieden nie vertraute Freunde werden, wie sehr die Leichtgläubigsten aller Leichtgläubigen uns unaufhörlich zusammenstellen. Dieser Erklärung ungeachtet sey's fern von mir, dem scharfklugen und scharfurtheilenden Genius Saeculi (deutsch: Weltgeist, Zeitgeist, Modeton) zu lieb zu verhehlen, daß ich ihm den einen und andern wichtigen Dienst zu danken habe, daß ich ihn theils um seiner

Bildung, theils um des Glaubens willen, den einer meiner einsichtsvollsten und redlichsten Freunde auch bey seinem jetzigen Unstern mit einer preiswürdigen Standhaftigkeit gegen ihn äußert, für einen Mann halte, gegen welchen hunderte, die seiner spotten, ohn ihn je gesehen zu haben, nichts mehr und nichts weniger als Knaben zu seyn scheinen. Ich glaube, die Natur formt nur alle Jahrhunderte Eine Gestalt, wie diese — Und ich mögte Blut weynen, daß ein solches Produkt der Natur durch so viele Prisen, die es über sich gab und giebt, theils so sehr mißkannt, theils durch so viele unläugbare Hartheiten und Kruditäten so drückend werden muß. Wahrheit bleibt übrigens Wahrheit, wie sehr sie von obengenanntem Weltgeist, dem es nie um Wahrheit, sondern nur um sich selbst zu thun ist, angegrinzt werde. Ich sage, Wahrheit ists immer, daß er unter Andern meines Freundes Frau auf meine Veranlassung hin mit unsäglicher Müh und Treu von einer unheilbaren Krankheit, die man gesehen haben muß, um sich einen Begriff davon zu machen, gerettet hat."

Diese lange, im bekannten Lavater'schen Clair-obscur — Dämmerung lautete ein Schlagwort der Stürmer und Dränger — gehaltene Erklärung ist keineswegs geeignet, unsere Wißbegierde zu befriedigen. Daher müssen wir, wenn wir uns über das seiner Zeit vielbesprochene und doch so dunkel gebliebene Verhältniß unterrichten wollen, zu den Quellen selbst hinabsteigen, uns an Lavaters handschriftlichen Nachlaß und vor Allem an den Nachlaß des Lavaterfreundes und Cagliostroverehrers Sarasin wenden, wo allerdings noch viel, aus Briefen und Tagebüchern bestehendes Quellenmaterial über unseren Gegenstand ungehoben liegt*).

Nach unseren Quellen empfing Lavater die erste ausführliche Nachricht über Cagliostro von seiner Freundin Elisa von der Recke, geb. Gräfin von Medem, welche zu jenen Auserwählten gehörte, auf deren Gemüth der sicilianische Abenteurer während seines Aufenthaltes in Mitau im Jahre 1779 so tief eingewirkt hatte. Sie schrieb im Herbst 1780 dem Züricher Gottesmann, der sie eben auf das Auftreten eines Swedenborgs, eines Schrepfers, eines Gaßner hingewiesen, Folgendes: „Vor ohngefähr anderthalb Jahren erhielt ich zu meinem größten Erstaunen die Bekanntschaft eines Mannes, der in einigen vertrauten Gesprächen mit sehr gelehrten Männern vom Umgange mit Geistern als von etwas sehr Gewöhnlichem sprach; er sagte: Jeder, der zu den magischen Geheimnissen eingeweiht würde, könnte zu diesem Glücke kommen. Die Bibel hielt er für das größte magische

*) Die im Folgenden benützten ungedruckten Papiere sind: zahlreiche, zwischen der Familie Lavater und der Familie Sarasin gewechselte Briefe, ferner Briefe der Frau von der Recke an Lavater, der Frau von Branconi, Frau Professor Schweighäuser, Rey de Morandes an Sarasin, G. K. Pfeffels und Karl Matthäis an Lavater und Sarasin, endlich Tagebücher Sarasins, sowie Lavaters Kurze Geschichte seiner Reise im Junius und Julius 1783.

Buch und Christus nicht nur für den gottseligsten Menschen, sondern für den ersten aller Magisten. Dieser wunderbare Mann war ein durchreisender Maçon, der sich hier einen Kreis Freunde unter einigen Gelehrten gemacht hatte; weil er als Maçon in meines Vaters und meines Vaterbruders Hause sehr angesehen war, so machte ich auch seine genauere Bekanntschaft. Er hatte sich einen kleinen Zirkel gewählt, in welchem er offenherzig über die Magie sprach und denen er auch zu verschiedenen Malen magische Versuche vormachte; zwey ausgenommen, habe ich allen Vorstellungen beygewohnt. Professor Ferber, ein großer Naturforscher, nichts weniger als Enthusiast, ein vorurtheilsfreyer Mann, ein Mann, der durch seine chemischen Schriften in der gelehrten Welt viel Aufsehen gemacht, war mit in dem von unserem Wundermann gewählten Zirkel und staunte nicht wenig über alle die Versuche. Der erste Versuch, dem ich nicht beywohnte, war folgender: Er fuhr mit meinem Vater, meinem Vaterbruder und dessen fünfjährigem Knaben nach dem Hause eines unserer Freunde, um dort ganz unbemerkt den ersten Versuch zu machen. Dieser bestand in folgendem: Er gab den fünfjährigen Knaben seinem Vater auf den Schoß, ließ das Kind in der einen Hand ein brennendes Wachslicht halten, die andere Hand salbte er mit Oel und hieß das Kind beständig nach der gesalbten Hand sehen. Darauf ging er mit meinem Vater nach dem anderen Zimmer und fragte diesen und noch einen Freund, welche Erscheinungen er dem Kinde machen sollte. Sie kamen darin überein, Mutter und Schwester sollten dem Kinde in der Beschäftigung, welche sie haben, gezeigt werden. C. — so will ich unseren Magist nennen — ging also mit den beyden Herren wieder zu dem Kinde, warf sich auf die Knie, las, ich weiß nicht welchen Psalm aus der Bibel, stand darauf von der Erde auf, betete ein Vaterunser, nahm einen bloßen Degen, machte einige Figuren in der Luft, sprach fremde Namen, mit einem Male rief das Kind: „Sehen Sie, Vaterchen, sehen Sie, Mama sitzt mit Louischen auf dem grünen Sopha, die Recken steht bey ihnen, Louischen greift sich an's Herz. Sehen Sie, sehen Sie, Louischen steht auf, mein Bruder Carl ist gekommen, da küßt Louischen ihn." Nachdem das Kind das gesagt hatte, nahm C. dem Kinde das Licht weg, nahm es auf den Schoß, küßte es und sagte: „Nun, mein lieber Kleiner, werde ich mehr durch Dich machen." Die Herren allerseits sagten zu C., etwas Unwahres hätte sich bey dieser Vorstellung eingestellt. Denn der Bruder des Kleinen wäre 14 Meilen entfernt, er könnte unter acht Tagen die Reise seiner Geschäfte wegen nicht zurücklegen; bey dieser Entfernung hätte die Schwester also ohnmöglich dem Bruder einen Kuß geben können. C., der Carl Medem nie gesehen, nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte, behauptete, der, den der Kleine gesehen hätte, müßte angekommen seyn. Sie fuhren darauf allerseits zu meinem Onkel: wie staunten sie, da sie meinen Vetter mit uns sprechend fanden; gewisse Angelegenheiten hatten ihn verbunden, eiligst nach Mitau zu kommen.

Und so, wie das Kind von uns das Gesicht gehabt hat, so saßen und standen wir in der nämlichen Stunde.

Eh' ich Ihnen die andern Experimente sage, will ich Ihnen erst sagen, C. gab vor, er wäre von seinen Oberen nach Norden geschickt worden, um gewisse vergrabene magische Schriften und Instrumente ausfindig zu machen, die zum Wachsthum ihrer Wissenschaft nothwendig wären; außer ihm suchten drey Männer von einer andern Sekte eben die Schriften; wenn der eine von diesen sie bekäme, so würde viel Unheil in der Welt entstehen. Mich hatte er auch zu diesen geheimen Unterredungen zugelassen, und da ich ihm sagte, da so viele Geister zu seinem Gebote ständen, so wunderte mirs, daß sie ihm nicht ohne Umschweif die verlangte Entdeckung machten, antwortete er mir: Das Ey will immer klüger seyn als das Huhn, aber um Sie nicht durch diese Antwort allein abzuspeisen, so will ich Ihnen sagen: Der oberste Geist hat allen Geistern Schranken gesetzt und hat es den Geistern, die mir zugeordnet sind, noch nicht entdeckt, wo das, was ich suche, eigentlich verborgen liegt. — Einen Nachmittag, da einige von uns bey ihm waren, wir uns mit seiner Gemahlin unterhielten und er in seinem Zimmer mit seinen Arbeiten beschäftigt war, kam er sehr froh zu uns und sagte mir: Vielleicht find ich, was ich suche, ich bin eben im Wilzenschen Walde gewesen; dort liegen magische Schriften und Instrumente nebst einem ansehnlichen Schatze begraben, vielleicht kann ich dies alles haben. Morgen müssen wir nach Wilzen fahren, und heute noch will ich dem Kinde den Wald zeigen. Ich sagte: Mein Gott, was reden Sie da, Sie sind in dem Wilzenschen Walde gewesen? Wilzen ist über 3 Meilen von hier! Er lächelte und sagte, er habe sich von seinen Geistern den Wilzenschen Wald zeigen lassen und wollte diesen Abend noch dem Kinde auch den Wald durch seine Geister zeigen, weil das Kind zur Hebung der Schriften nöthig wäre. Da der Abend kam, fuhren wir zu meinem Vaterbruder, denn Wilzen ist das Gut meines Vaterbruders. Die Gewählten von C. seiner Gesellschaft waren da. Er ging mit mir und noch einem Freunde nach einem Zimmer, in welchem nichts als ein Tisch und 2 Lichte waren. Dort schrieb er viel mit Charakteren, hieß mich und seinen Freund das Geschriebene verbrennen. Die Asche streute er an der Erde und kam mit uns nach dem Nebenzimmer, in welchem unsre andre Freunde waren, hinaus, bat die Mutter, sie mögte das Kind in das Zimmer, aus welchem wir gekommen waren, hineinführen und dem Kinde sagen, daß es dort schöne Sachen sehn würde, wenn es alles das thun würde, was C. ihm sagen würde. Das Kind wurde in diesem Zimmer, welches klein und ohne Maubelar war, allein gelassen. Nur die verbrannte Asche, ein Tisch und 2 Lichte waren da, alles war von uns durchgesehen, und wir waren es gewiß, daß kein Betrug vorgehen konnte. Nachdem die Mutter das Kind dort allein gelassen hatte, wurde die Thüre zugemacht. Wir setzten uns alle im Kreise, C. blieb in der Mitte

bei uns stehen, machte mit dem bloßen Degen einen Zirkel um uns, schrieb an die Thüre des Zimmers, in welchem das Kind stand, einige Charaktere mit dem Degen, darauf hieß er das Kind mit lauter Stimme sich niederknien. Das Kind sagte: Ich knie schon, ich knie schon! Nun gebot er dem Engel Anachiel dem Kinde zu erscheinen. Das Kind schrie: Oh, ich sehe einen schönen langen Mann mit einem weißen Kleide und einem rothen Herzen auf der Brust. Nun gebot er dem Kinde diesem Manne die Hand zu küssen und zu bitten, daß er ihm den Wilzschen Wald zeigt. Wir hörten das Kind seine Bitte anbringen und den Handkuß geben. Mit einem Male sagte das Kind: Ich bin in einem Walde. Nun hieß C. das Kind die Gänge des Waldes recht behalten, weil es ihm morgen die Stelle, die der weiße Mann ihm zeigen würde, zeigen müßte. Das Kind sagte, der weiße Mann hätte ihn zu einem abgebrochenen Baume geführt. Nun hieß C. das Kind den weißen Mann bitten, er mögte ihm durch seine untergeordnete Geister zeigen, was unter dem Baum vergraben wäre. Das Kind brachte wieder seine Bitte an und sagte darauf: Der weiße Mann ist weg, aber zwei hübsche Kinder halten mich an meinen Händen und zeigen mir nicht weit von dem Baum ein tiefes Loch, und da ist auch eine Treppe bey dem Loche. C. hieß das Kind die Treppe hinuntergehen und die Stufen zählen. Wir hörten das Kind zählend zehn Schritte machen, mit einem Mal sagte das Kind: Ich sehe viel Gold und Silber, viele Papiere und noch allerley, was ich nicht weiß, wie es heißt. C. fragte, ob die beyden Kinder noch bey ihm wären? Das Kind sagte: Ja. Er hieß das Kind den Kindern befehlen, daß sie ihm die Beschützer dieses Schatzes zeigen sollten. Das Kind sprach den durch C. gegebenen Befehl nach. Mit einem Male sagte das Kind: Ach! Da sitzen 10 weiße Männer, auch der, den ich zuerst gesehen habe, der mit dem rothen Herzen auf der Brust ist da, die andern haben nur rothe Kreutze auf der Brust, und der eine hat eine goldne Krone auf dem Kopfe. C. hieß das Kind diesen 10 Männern nach der Reyhe die Hand küssen und sie bitten, daß sie ihm aus der Höhle und dem Walde hinauslassen mögten. Wir hörten, daß das Kind 10 küßte und die Bitte 10 Mal that, und bald darauf sagte das Kind: Izt bin ich wieder in Papa seinem Schreibzimmer, da wo Mama mich einführte. Darauf machte C. die Thüre auf, wir gingen alle zum Kinde, das Kind war sehr erhitzt, bat die Mutter, sie mögte es doch machen, daß es wieder so schöne Sachen zu sehn bekäme. — Den andern Tag fuhren wir nach Wilzen, ich fuhr mit C. in einem Wagen; wir sprachen viel über der Magie und Geisterlehre, und da bat ich ihn um die Erlaubniß zweyen abwesenden Freunden meine Erfahrungen und Beobachtungen mitzutheilen, nämlich Ihnen und Parthay. Er ertheilte mir diese Erlaubniß mit gewissen Einschränkungen. Das Wunderbarste mit war dies. So wie wir nicht weit von Wilzen, einem Ort, den er nie gesehen hatte, waren, veränderte er die

Farbe. Ich fragte, ob ihm nicht wohl wäre. Er sagte: Mir fehlt nichts, aber wir näheren uns dem Walde. Wie er in Wilzen angekommen war, so führte er, der diesen Ort nie gesehen hatte, unsre Freunde durch allerley Gänge nach dem Orte, wo der abgebrochene Baum stand. Dort blieb er eine Weile allein, hieß seine Freunde sich entfernen und kehrte mit ihnen zu uns zurück. Von uns ließ er den Vater das Kind an der Hand nehmen und bis zu dem Anfange des Waldes führen. Da das Kind da war, sagte es: Dies ist der Wald, den der weiße Mann mir gezeigt hat, und ging nun durch alle Kreutzwege ganz allein voran und führte die andern zu dem Baume, den C. ihnen zuerst gezeigt hatte.

Noch wohnten wir verschiedenen magischen Experimenten, die nicht weniger wunderbar waren, bey. — C. reiste von hier nach 3 Monaten mit seiner Gemahlin nach Petersburg, weil, wie er sagte, die Zeit noch nicht da wäre, da er den Schatz heben könnte. In Petersburg hat er noch größere Experimente gemacht, sich dort über ein halbes Jahr aufgehalten und so wie hier nur in einem gewissen Zirkel gelebt. Von dort ging er nach Warschau, passierte Curland, aber reiste so schnell, daß er keinen von uns sprechen konnte. Seit Johannis haben wir keine Nachricht von ihm.

Er war der sonderbarste Mensch, hatte eine ganz außerordentliche Physiognomie. Die ganze Bibel enthielte, wie er sagte, nichts als magische Geschichten und Geheimnisse. Henoch und Elias waren seine Helden. Er stand seiner Aussage nach unter ihnen. Alle Wunder Christi wären nichts als Wirkungen der Magie gewesen. Diese hätte er bey seinem langen Aufenthalt in Egypten gelernt. Moses und alle Propheten wären nur schwache Vorgänger Christi gewesen. Unter den heidnischen Philosophen war Pythagoras sein Held. Salomon wäre auch Magist gewesen, hätte aber mehr die Kräfte der Körper als des Geistes gekannt und wäre durch diese Kenntniß zu seinem unermeßlichen Reichthum gekommen. Die Kenntniß und der Umgang mit Geistern wäre zweyerley, gut und böse. Sie grenzten nah aneinander, er erklärte so auch den Fall der bösen Geister. Außer seinen magischen Kenntnissen war er ein eingeschränkter Mensch, vor dessen Charakter ich gar keine Achtung habe. Entsetzliche Widersprüche fanden sich in ihm, und ich kann es Ihnen sagen, seine Gesellschaft war schwer zu ertragen. Bey aller Aufmerksamkeit unserer gelehrtesten Männer war es nicht möglich bey seinen magischen Experimenten nur den geringsten Betrug zu entdecken. Zwanzig Personen hatte er sich hier mitgetheilt, wir waren in gewissem Verstande alle gleich unzufrieden mit ihm, aber über seine Experimente waren wir alle gleich erstaunt."

Als diese Mittheilungen, welche von Frau von der Recke, einer der aufgeklärtesten Damen ihrer Zeit, in vollem Glauben an die Wunderkraft ihres Helden niedergeschrieben worden waren, zu Lavater gelangten, war aus Straßburg bereits Cagliostros Ruf zu ihm gedrungen, und es war ihm sofort klar, daß der in der elsässischen Metropole Wunder wirkende,

menschenfreundliche Arzt, der sich Graf Cagliostro nannte, mit dem von der kurländischen Dame ihm geschilderten Wunderthäter identisch sei. Beruhte aber das, was man ihm von dem außerordentlichen Manne berichtete, auf Wahrheit, so hatte Lavater für seine Ueberzeugung von der noch nicht erloschenen Wunderkraft des Glaubens und von der Erkennbarkeit des Zusammenhanges der sichtbaren und unsichtbaren Welt die längst gesuchte, unwiderlegliche Bestätigung in Händen. Darum war ihm keine Mühe zu groß, in dieser Sache klar zu sehen und das innerste Wesen des geheimnißvollen, so großes Aufsehen machenden Menschen zu erforschen.

Am 22. Januar 1781 brach er mit seinem Freund Dr. Hotze, dem hochangesehenen Arzt und Menschenfreund aus Richterschwyl, nach Straßburg auf. In Basel, wo sie vom 22. auf den 23. bei ihrem gemeinsamen Freunde, dem edlen Jakob Sarasin, übernachteten, schloß sich ihnen der junge Tobler an. Am 24. Januar sah Cagliostro Lavater bei sich, dessen Vortrefflichkeit jenem zuerst in Mitau von Elisa von der Recke geschildert worden war. Der Graf konnte ein sehr einnehmendes, liebenswürdiges Wesen entfalten, wenn er sich ganz sicher fühlte; er konnte aber gänzlich aus der Rolle fallen und grob und zurückstoßend sein, wenn ihn irgend Etwas genirte. Bei Lavaters Besuch aber störte ihn zweierlei. Zum Ersten wußte er nicht, was er aus Dr. Hotze machen sollte, der seinen Stand, Charakter und wahre Verhältnisse mit aller Sorgfalt vor ihm verbarg. Zum Andern vermochte er nicht einzusehen, warum auch noch der junge Tobler dabeisaß. So konnte es zwischen ihm und Lavater — wie er danach der Lavaterschwärmerin Frau von Branconi erklärte — zu einer ernsthaften, secreten, würdigen Unterhaltung, wobei Oeffnung der innersten Seele stattfindet, nicht kommen.

Am anderen Morgen soll Lavater einen Zettel mit den Fragen: Woher kommen Ihre Kenntnisse? Wie haben sie diese erlangt? Worin bestehen sie? an Cagliostro geschickt und die lakonische, in Goethes Groß-Cophtha sich wiederfindende Antwort: In verbis, in herbis, in lapidibus! erhalten haben.

Als Goethe durch eine schweizerische Freundin — Barbara Schultheß — erfuhr, daß Lavater Cagliostro gesehen, wünschte er von dem Manne, den er damals noch Freund und Bruder nannte, hierüber ein Wort aus der ganzen Tiefe zu vernehmen. Lavater suchte Goethes Wißbegierde in folgenden Worten zu stillen: „Cagliostro ist ein höchst origineller, kraftvoller, unerhabner und in gewissem Betracht unaussprechlich gemeiner Mensch; ein Parazelsischer Sternnarr, ein hermetischer Philosoph, ein Arkanist, ein Antiphilosoph; das ist nun wohl das Schlimmste, was von ihm gesagt werden kann. Ohn alles, was von ihm erzählt wird. — So, wie er dasteht, gewiß ein erzfester, höchst prägnanter Mann. Was mir die Recke von Mitau von ihm erzählt und an sich allen Glauben überstieg, wenn sie's nicht umständlich und zum Theil als Augenzeuge erzählte, wird einem so-

gleich wahr, wenn man den Mann eine Viertelstunde gesehen und gehört hat. Die sieben Geister Gottes stehen ihm zu Dienst, sagt er, diese könne er sehen, hören, fühlen wie mich. Auf den Wahrsagergeist macht er unzweydeutigen Anspruch. Ich glaube ganz ruhig, provisionell, was er sagt, obgleich ich sicher bin, daß der Mann oft über seinen Glauben hinauswill und anprellt.

Ohne Charlatanerie ist er gewiß nicht, obgleich er dennoch kein Charlatan ist. Ist er so schrecklich mit medizinischen Consultationen beschäftigt, daß er nichts hören, nichts antworten kann? Eigentlich anziehendes, amuroses hat er nichts. Uebrigens steht er neben andern Menschen wie ein ewiger Fels neben Strohhütten. Seine Stimme ist physisch so stark, daß es einem wie natürlich scheint, daß ihr die Geister gehorchen müssen. Auf meine Fragen hat er mir nicht geantwortet. — Es ist doch scharfes Schicksal, daß alle großen Menschen solchen Zusatz von Rohheit oder Starrheit haben müssen, daß man ihnen nicht nahe kommen kann, ohne gedrückt, verwundet oder befleckt zu werden."

Der Dichter zu Weimar antwortete dem Züricher Propheten: „Cagliostro ist immer ein merkwürdiger Mensch. Und doch sind Narr mit Kraft und Lump so nah verwandt. Ich darf nichts darüber sagen. Ich bin über diesen Fleck unbeweglich. Doch lassen solche Menschen Seiten der Menschheit sehen, die im gemeinen Gange unbemerkt bleiben."

Lavater hatte Cagliostro gegenüber den Wunsch geäußert, mit ihm in Correspondenz treten zu dürfen, und von demselben eine zusagende Antwort erhalten. Aber gleich der erste Brief, den er von Zürich aus an den Priester der Geheimnisse richtete, wurde von diesem keiner Antwort gewürdigt. Den Gottesmann bekümmerte der Wortbruch sehr, und er beklagte sich darüber wiederholt bitter bei Frau von Branconi, weil sie viel Macht über den Grafen zu haben schien. Frau von Branconi jedoch war der Ansicht, daß Cagliostro Lavaters Fragen gar nicht verstanden habe, und ließ dem Züricher Freunde durch Tobler rathen, mit dem Wundermanne abzubrechen.

Cagliostro wollte es aber keineswegs zum Bruche mit dem Manne kommen lassen, dessen übersinnliches Wesen und Treiben und Einfluß auf Unzählige der Ausbreitung seines eigenen Wundersystems nur förderlich sein konnte. Er überraschte daher am 22. März die Frau von Branconi mit einem Bildniß Lavaters, das bis dahin über seinem Kamin gehangen; er hatte die Physiognomie des Mannes mit dem Evangelisten-Johannes-Gesicht und mit dem hohen Seelenflug wohl getroffen und brachte nun das gelungene Conterfei über dem Schreibtisch der feurigen Freundin Lavaters an. „Wenn das Lavater wüßte," äußerte der hinzutretende Geheimschreiber der geist- und schönheitsreichen Frau, „so wäre dies für ihn consolant und auf seine letzten Briefe die beste Antwort." Der Graf erwiderte: „Schreiben Sie es ihm und daß ich ihn estimire," und weiterhin erklärte er der Frau

von Branconi und ihrem Secretär Carl Matthäi: er wolle, so sehr seine Geschäfte sich häuften und so wenig er Zeit übrig hätte, dem Züricher Propheten doch, wenn dieser wieder einmal käme zwei, drei, vier Abende ganz geben, um ihm zu zeigen, daß er gerne ihn befriedigen wollte, wo er nur könnte. — Dem schlauen Italiener war es ernstlich darum zu thun, öfters von Lavater besucht zu werden; denn seinem Scharfblick war es natürlich nicht entgangen, wie durch den einen Besuch des berühmten Gottesgelehrten sein Ansehen vergrößert worden war.

Lavater freute sich, von Freund Matthäi zu vernehmen, daß der große Mann ihn nicht verachte, und da Frau von Branconi sich erbot, die Vermittlerin zwischen ihm und seinem Orakel machen zu wollen, schrieb er ihr frohgemuth: er möchte wissen, welche Schritte zunächst ein Mensch thun müsse, um sich aus der sichtbaren Welt zu entfernen und den reinen Geistern sich zu nähern und deren Vertrauter zu werden. Wenn diese Frage zu kühn sei, dann solle sie fragen, was man lesen müsse, um in den Besitz übernatürlicher Kenntnisse zu gelangen. Ferner früge er ihren Freund gern, ob die Macht der Seele über irdische Dinge immer in demselben Grad zunehme, wie ihre Vereinigung mit den höheren Geistern vollkommener werde. Als Gläubiger aber an die Lehre der Schrift von „den Engeln als dienstbaren Geistern ausgesandt zum Dienste derer, welche die Seligkeit ererben oder errettet werden sollten," wollte er von Cagliostro hören, ob jeder Mensch einen besonderen Freund unter den höheren Geistern habe, welcher ihm näher stehe als die anderen. Auch möchte der Graf sagen, ob er glaube, daß es Geister gebe, durch die man verlorene Gegenstände wiederfinden könne, und ob er glaube, daß es böse Geister gebe, die uns eine Sache entwenden oder verbergen, um unsere Seelenruhe zu stören. Cagliostro klagte der schönen Frau: Noch Niemand habe ihn so scharf fragen dürfen als Lavater — und blieb auch diesmal die Antwort schuldig.

Im April empfing Lavater wieder ein Schreiben aus Kurland, in welchem ihm seine dortige Verehrerin unter dem 15. März Folgendes schrieb: „Innigen, herzlichen Dank für Ihnen lieben Brief vom 9. Januar und Ihre mir mitgetheilte Gedanken in selbigem. Der C., von welchem ich Ihnen all' die magischen Stücke schrieb, ist eben der Graf Calliostro, von welchem Sie mir schreiben. Käm er jemals in Ihre Gegend, so wünscht ich, daß Sie, um die Wahrheit zu erforschen, seine Bekanntschaft machten. Vor seinem Charakter kann ich Ihnen, liebster Lavater nicht genug warnen. Unbegreiflich ist der Mann! Bei solch' einem Charakter solche Kenntnisse! — Was mich das erste Mal über seinen Charakter stutzig machte, war ein magisches Experiment. Er hatte sich an einem Courtage über den Herzog geärgert. Als er zu uns kam, zog er gewaltig über den Herzog los. Gegen Abend machte er mit dem Kinde wieder ein magisches Experiment, unter anderm zeigte er dem Kinde unsern Herzog in Ketten und hieß das Kind die Ketten am Halse des Herzogs festziehen und fragen, wie er sich befände.

Das Kind sagte darauf: „Der Herzog sagt, er ist auf seinem Lustschlosse Würzau gefahren und hat erstaunliche Gliederschmerzen und vorzüglich Halsweh. Den anderen Morgen hörten wir, der Herzog wäre in Würzau an heftigen Glieder- und Halsschmerzen krank geworden und hätte seinen Arzt ausholen lassen. Dies traf mit eben der Stunde zusammen, da er dem Kinde die Erscheinung gemacht hatte. — Noch eins habe ich vergessen. So wie die Erscheinung gemacht war, sagte C.: „Nun bin ich zufrieden, nun hab ich den Herzog meine Macht fühlen lassen. Ich erschrak über den Rachegeist bey einer kleinen Beleidigung und sagte ihm draußen, es mißfiele mir sehr, daß er seine Wissenschaft so herabwürdigte und statt gutes zu würken schädlich würke. Er hieß mich vorwitzig, gab mir einen Ausputzer und sagte: „Auch Strafen sind Wohlthaten." Ich antwortete: „Ja, wenn sie bessern oder zur allgemeinen Sicherheit nützen, aber hier wäre der Fall gar nicht." Hierauf sagte er, der Jünger sollte sich nicht weiser dünken als sein Meister, und wir könnten gewiß seyn, daß er noch seine geheimen Bewegungsgründe zu diesem Experiment gehabt hätte, welches zum Nutzen vieler nothwendig gewesen wäre.

O! Liebster Lavater, könnt ich da so an Ihrer Seite sitzen, über diese so interessante Materie aus voller Seele mit Ihnen sprechen, nach Wahrheit forschen und mich von Ihnen, wenn ich irre, zu rechte weisen zu lassen. Die Gradation, welche Sie zwischen Wunderkraft, Zauberei, Gaukelei und Abgötterei machen, eröffnet meinem Forschungsgeist ein neues Feld. Nun fasse ich das zweite Gebot deutlicher noch! C. sagte mir einst, Jehova wäre das kraftvollste Wort der Schöpfung, niemand hätte die Bedeutung dieses Wortes besser als Christus verstanden. Er hätte alle seine Wunder durch selbiges verrichtet, denn er hätte den Wert jedes Buchstabens genau verstanden, und durch diese genaue Kenntniß der sieben Buchstaben wären ihm die sieben Hauptengel, die echten Diener Jehovas, unterthan gewesen. Die Kenntniß dieses Wortes und die Zahlen 3—7 und 9 wären die Pfeiler der Magie. Was das für mystische Reden sind! Auch war Jehova immer das erste Wort seiner Beschwörungen. — Dann sagte er wieder, wenn man sich zur Magie wollte einweyhen lassen, müßte man zuerst sich mit der mittleren Natur bekannt machen, sich durch gewisse Einweyhungen Geister aus dieser Sphäre zuordnen lassen und so immer zu höheren Kenntnissen vom Wesen aller Dinge hinansteigen. Ich fragte, woraus diese mittlere Natur bestünde. Er sagte: Aus gewissen Geistern, die zum Dienste der Menschen geschaffen wären, mit Menschen in Verbindung treten könnten, die auch Körper annehmen könnten, alle Körper durchschauen, in allen geheimen Wissenschaften unterrichten und zuletzt eine nähere Vereinigung mit den sieben Hauptengeln der Schöpfung bewürken und uns so Jehova, das ist den Schöpfer aller Dinge, näher bringen.

Man könnte bey diesen Versuchen leicht scheitern und zur schwarzen Magie hinübertreten, wenn man gewissen Versuchungen nicht widerstünde.

Er führte das Exempel Christi an, Matthäi im 4. Capitel vom ersten bis zum elften Vers. Er sagte hierauf, in Genf wäre eine Loge unglücklicher Brüder, die sich der schwarzen Magie ergeben hätten, unbegreifliche Dinge verrichteten, die aber ein unglückseliges Ende nehmen würden. Mich schauderte bey dieser Erzählung, denn ich fürchtete, daß dieser C. selbst zur schwarzen Zunft gehörete.

Welche Figur hat C. bis zu Ende seines Aufenthalts in Straßburg gespielt? Auch in unserer Versammlung spielte er den Arzt. Selbst ich habe von ihm gebraucht, aber keine Besserung gespürt. — Er gab vor, daß er 400 Jahre alt und ein Freund von St. Germain wäre. Wenn man sich seinen Lebensregeln unterwerfen und zu seinen spirituellen Wissenschaften einweyhen lassen wollte, so müßte man ein eben so hohes Alter erreichen und am Ende lebendig zur Gemeinschaft mit Henoch und Elias aufgenommen werden. Dieser Geschichte gab ich meinen Glauben nie, aber äußerst stutzig machte all der Mischmasch mich. — Außer seinen magischen Wissenschaften und der Stärke in der Zeichenkunst besaß C. keine einzige wahre Kenntniß oder Wissenschaft. — Diesen Brief bitte ich Sie inständigst zu verbrennen. — Haben Sie schon jemals etwas von einer Loge der schwarzen Magie, die in Genf ist, gehört?"

Der Gedanke der Frau von der Recke, daß Cagliostro ein Abgesandter des bösen Princips sein möchte, schien dem Züricher Propheten näheren Eingehens werth, zumal auch Frau von Branconi angefangen hatte, an dem Wunderthäter irre zu werden. Er schrieb seinem vertrauten Freunde Jakob Sarasin, der seit Kurzem wegen seiner schwer kranken Frau mit dem Grafen auf Lavaters Veranlassung in Verbindung getreten war, am 11. April, daß ihm Frau Elisa einen Zug von Cagliostro erzählt habe, der reell schwarzmagisch sei und gewiß zu der Zauberei gehöre, die vom Himmelreich ausschließe, und trug Sarasin auf, den Grafen daraufhin zu prüfen. Allein der Baseler Freund konnte nichts Nekromantisches an dem räthselhaften Mann finden.

Indessen hatte Frau von der Recke einen in Straßburg wohnenden Freund ihres verstorbenen Bruders Johann Friedrich, den Professor der Theologie Dr. J. L. Blessig, um ausführlichen Bericht über Cagliostros Leben und Treiben in Straßburg gebeten. In dem eingehenden Schreiben, mit welchem der achtungswerthe Gelehrte am 7. Juni 1781 dem Wunsche der wahrheitsuchenden verehrenswürdigen Freifrau zu willfahren suchte, stand u. a.: „Cagliostro ist wirklich ein großer Menschenkenner und hat unter andern unsern größten Physiognomisten, den vortrefflichen Lavater, sehr gut physiognomisch aufgenommen." Aus diesem Satze schloß Elisa, daß ihr Züricher Freund den Wundergrafen in Zürich gesprochen, und sie bat ihn unter dem 25. Juli, wenn ihre Vermuthung richtig wäre, ihr zu sagen, was er von dem sonderbaren Menschen halte. Lavater machte seiner kurländischen Correspondentin gegenüber kein Hehl daraus, daß er

Mißtrauen gegen Cagliostro hege. Insbesondere schrieb er ihr von dem beleidigenden Stolz und der drückenden Rohheit des Grafen Cagliostro und bat sie um ihr offenherziges Urtheil über ihn, falls sie ihm weiter nachgespürt haben sollte. Frau von der Recke aber gab Lavater unter dem 14. September 1781 Folgendes zur Antwort: „Es ist mir ausnehmende Freude, daß Sie dies Original kennen. Und wenn er auch nur bloß Charlatan wäre, so ist er immer dem Menschenkenner merkwürdig, weil er die Kunst besitzt, die Klügsten jedes Orts an sich zu ziehen und selbst bey seinem gewissermaßen niedrigen Betragen ihre Aufmerkamkeit zu fesseln. Hier haben Sie, Freund meiner Seele, so viel ich weiß, den Verlauf seiner Geschichte:

Er verließ uns, wie ich Ihnen schon gesagt habe, unter großen Versprechungen, theils für unser Vermögen und theils für die Erhöhung unserer Seelenkräfte zu sorgen, nur gab er vor, er müßte noch zuerst eine Reise nach Petersburg machen, um dort einen Freund zu sprechen, durch dessen Hilfe er einen hier vergrabenen Schatz und wichtige magische Schriften haben könnte. In Petersburg machte er eben das Aufsehen, welches er hier gemacht hatte. Ich habe zwey Durchreisende von Verstand gesprochen, die einigen seiner Experimente beygewohnt hatten und die von ihm außerordentlich eingenommen waren. Am Ende hat er sich in Petersburg mit allen seinen Anhängern verzürnt und ist nach einem 10monatlichen Aufenthalt von dort aus weggereist, ohne eine seiner Versicherungen erfüllt zu haben. Doch haben alle seine dortigen Anhänger ihn als einen außerordentlichen Mann nachgestaunt, ohne irgend eine Betrügerey entdeckt zu haben.

Darauf reiste er in aller Stille, ohne einen von uns zu sprechen, durch Curland nach Warschau. Dort ist er über einigen Betrügereyen, die ich Ihnen gleich sagen werde, ertappt worden. — Das Gerücht seiner außerordentlichen Wissenschaften war schon vor ihm nach Warschau gelangt. Bey seiner Ankunft drängten sich also eine Menge Menschen ihm zu; er wählte einige hieraus, die er so wie hier und in Petersburg zu seinen Schülern machte und denen er Wunderdinge erzählte. Dort hat er sich vorzüglich darauf eingelassen, Gold machen zu wollen, den Mercurius zu fixieren und einem alten Manne seine Jugend wiedergeben zu wollen. Auch hat er mit letzterem wirklich eine Cour angefangen, aber sich mitten in der Cour so mit ihm verzürnt, daß dieser ihm nicht mehr vor Augen hat treten dürfen. — Bey den verwandelten Metallen hat sich's gezeigt, daß Caliostro einen Taschenspielerstreich angebracht hat. Dazu kommt noch, daß er ein 16jähriges Mägdchen, der er große Versprechungen von Reichthümern gemacht hatte, dahin brachte, daß sie vorgab, daß er ihr Erscheinungen von Geistern gemacht hätte. Mit diesem Mägdchen nun verzürnte er sich, weil er sie mit Gewalt hat mißbrauchen wollen, und diese entdeckte der ganzen Gesellschaft seine Betrügerey und seine schändliche Absicht gegen sie. Da

hat Graf Poninsky, der sein vorzüglicher Anhänger war und in dessen Hause sich dies alles zugetragen hat, ihn durchaus hinausprügeln und es dahin bringen wollen, daß er öffentlich Landes verwiesen würde. Aber Graf Muschinsky, der auch zu seinen Anhängern gehört hatte und der bey dieser Scene gegenwärtig gewesen ist, hat Poninsky durch die Vorstellung davon abgehalten, daß sie allerseits selbst lächerlich werden würden, wenn diese Geschichte bekannt würde, weil sie Cagliostro mit so vieler Anhänglichkeit und so vielen Vorzügen begegnet hatten, sie sollten also suchen ihn lieber mit Gutem aus Warschau hinauszubekommen. Sie haben also Cagliostro zuerst gedroht, ihm bittere Vorwürfe gemacht, dann 500 # geboten, wenn er Warschau sogleich verlassen wollte. Er hat darauf gegen sie getobt, sie mit seinen Kräften bedroht und hat sie selbst augenblicklich verlassen, sich einen anderen Anhang gemacht und ist ihnen zum Trotze noch 4 Wochen in Warschau geblieben und darauf ganz unerwartet abgereist.

Diese Nachrichten hab' ich von unserem Professor Ferber, der als Naturforscher vom Könige von Polen auf einige Monate nach Warschau berufen war, der hier in unserem Kreise alle Cagliostrosche Experimente mit uns angestaunt hatte und der alle die Warschauschen Nachrichten aus Graf Muschinsky seinem Munde hat. Vor 3 Wochen erst haben wir die Freude gehabt, unsern Ferber aus Warschau zurück zu erwarten. Ob zwar wir uns seine hier gemachten Experimente nicht erklären können, so vermuten wir doch mit aller Gewißheit, daß auch hier Betrügerey gewesen ist. Nur ist's zu bewundern, daß er diese hier so fein gemacht hat, daß so viele verständige, tiefgelehrte, an Geistergeschichten ungläubige Männer ihre Vernunft gefangen genommen und an seine höhere Kräfte geglaubt haben.

Aus seinem Betragen gegen Sie, liebster Lavater, erkenne ich ihn ganz wieder. Wir haben hier alle viel von seiner oft harten Begegnung zu dulden gehabt. — Daß ich Ihnen alles über Cagliostro als Geheimniß gesagt habe, könnt daher, weil ich mein Wort darüber gegeben hatte, gegen und mit niemanden über Cagliostro als mit Personen aus unseren Kreisen zu sprechen. Auch hätt' ich es nie gewagt, selbst izt da ich Cagliostro für einen Betrüger halte, mit Ihnen, Verehrungswerther, über diese Angelegenheit zu sprechen, wenn ich nicht von Cagliostro die Erlaubniß dazu erhalten hätte."

Mit solchen Kenntnissen über Cagliostros Wesen und Treiben war Lavater ausgestattet, als er am 22. October 1781 zum zweiten Male mit ihm zusammentraf. Es geschah dies in Basel, wo der Graf vom 21. bis zum 27. des genannten Monats als Gast Jakob Sarasins weilte, nachdem er ein halbes Jahr lang mit hingebender Sorgfalt und erstaunlichem Erfolge an der Genesung der liebreizenden, von den Aerzten für unheilbar erklärten Frau Sarasin gearbeitet hatte. Cagliostro ließ sich herbei, durch eine magische Operation Sarasin und seinen Freunden gewisse Aufschlüsse

zu geben. Nachts bekam Lavater einen höllischen Streit mit dem Magier; allein dessen unnachahmliche Kunst, das Falsche so mit Wahrem zu mischen, daß daraus das Plausible entsteht, und dadurch den ihm persönlich gegenüberstehenden Gegner zu entwaffnen, ja für sich zu gewinnen, verfehlte auch bei Lavater nicht ihre wunderbare Wirkung. Schon in der nächsten Nacht äußerte sich zwischen dem Propheten und dem Wunderthäter keine Feindschaft mehr. „Nachts Lavater und Cagliostro Freundschaft," lautet Sarasins Tagebucheintrag vom 23. October 1781. Am 24. kehrte der Gottesmann von seiner zweiten Zusammenkunft mit Cagliostro nach Zürich zurück. Welchen Eindruck er mit nach Hause nahm, können wir einem jener Circularschreiben entnehmen, welche des Propheten Alterego J. K. Pfenninger von Zeit zu Zeit an dessen besondere Anhänger ausgehen ließ. Danach soll Lavater nach seinem damaligen Basler Aufenthalt gegen seine nächste Umgebung sich über den berühmten Geisterbanner also geäußert haben: „Ein Mann, und ein Mann wie wenige, an den ich aber nicht glaube. Oh, daß er einfältig und demüthig wäre, wie ein Kind, daß er Sinn hätte für die Einfalt des Evangeliums und für die Hoheit unseres Herrn, wer wäre größer als er! — Cagliostro erzählt oft, was nicht wahr ist, und verheißt, was er nicht hält. Demohngeachtet halte ich seine Operationen nicht für Betrügereien, obgleich lange nicht für das, wofür er sie ausgiebt."

Cagliostro zeigte um diese Zeit viel Interesse für Lavater. Karl Matthäi, das Factotum der Frau von Branconi, schrieb dem Propheten: „Cagliostro, dem ich bisweilen auf der Straße begegne, frägt mich alsbald nach Lavater, ob ich keine Nachricht von ihm hätte, ob er wohl ist, was er vorhat." Sarasin, der am 28. October mit seiner ganzen Familie nach Straßburg übergesiedelt war und seitdem den Wunderthäter nahezu täglich, meist mehrmals am Tage sah und sprach, war in freundschaftlicher Liebe bemüht, den Antheil, welchen der Graf an den Anliegen Lavaters nunmehr zu nehmen schien, warm zu halten. Lavater selbst hielt den Moment für günstig, es wieder mit einem Briefwechsel mit Cagliostro zu versuchen. Wie ihm der Freund anvertraute, nahm dieser seine Briefe sehr gut auf, und hoch stieg seine Erwartung, als ihm der Freund verrieth, daß des Grafen Antworten auf seine Fragen äußerst merkwürdig seien. Er schrieb den 15. Januar 1782 an seinen Vertrauten in Straßburg: „Daß Du nicht sogleich letzthin mir die äußerst merkwürdigen Antworten auf meine Fragen sandtest, war eine schöne Prüfung meiner Geduld, die ich Dir gern verzeihe, wenn ich morgen d. i. Mittwoch abends den 16. dieselben erhalte und so außerordentlich finden werde, als Du. Sei ruhig, Lieber, und ganz sicher vor allen étourderies pieuses. Ich werde gewiß an mich zu halten wissen. Sei ganz ruhig. Hier ist ein höflicher Brief, wie ich noch keinen in meinem Leben geschrieben, an Cagliostro. Ich gedenke darin der Frage, die ich Dir hier noch beilege. Meinest Du aber, daß es ihn müde mache, so frage nur die Eine Hälfte. Lehre Du mich

den Grafen weidlich, treffend, zum Ziele führend fragen. Gieb ihm den Brief à lui zurück und sag' ihm alles Verbindliche, das in dem Brief an Dich steht. Mich dürstet nach Wahrheit und Gewißheit!" Und in der Woche darauf richtete er folgende Worte an den Freund: „Eh' ich was erhalte, gieb diese Zeile ihm. Sie enthält nichts als ein Souvenir des 24. Januars 1781. Ich dürste nach Gewißheit! Die Wahrheit soll keinen lernendern Schüler haben als mich." Als aber auch fernerhin statt der ersehnten Antworten Cagliostros nur Verheißungen, freimüthige Warnungen und Ermahnungen des vermittelnden Freundes bei ihm eintrafen, und als auch eine Zusammenkunft mit Sarasin in Brugg die großen Hoffnungen, die er auf sie gesetzt, ihm keineswegs erfüllt hatte, da erging er sich in herzdurchbohrenden Klagen, denen Sarasin unter dem 10. April 1782 endlich also begegnete: „Was Deine Klagen anbelangt, Bruder, so erlaube mir Dir geradzu zu sagen, Du bist ungerecht. Wie viele Menschen hast Du nicht mit dem besten Willen von der Welt und trotz aller gegebenen Versprechungen ungetröstet von Dir lassen müssen, denen Du in Allem nicht hast geben können, was Cagliostro Dir gab. Wann Du auch gar nichts hättest, als meiner Frauen Genesung — Oh! Bruder, ich kenne Dein Herz — Du hättest vorm Jahre einen Finger von der Hand dafür gegeben. Doch was noch viel Worte. Bei kaltem Blut wirst Du's selbst finden. Und wann Du allen Muth und allen Glauben ganz verloren hast, so hoff ich Dir in künftigen Zeiten die Hand zu halten, daß Du ihn wieder findest." Lavater aber erwiderte dem Freunde: „Wo einmal Mißverstand ist, da heiterts sich durch Briefe nicht auf. Aber, daß Mißverstand zwischen Dir und mir über Cagliostro ist, ist mir, Gott weiß so klar, als $2 \times 2 = 4$. Dies einzige noch, wenn Du hören kannst, ich bin kalt und glaube, aber ich möchte nur Nutzen, Belehrung, Wachsthum, Fortgang, und dann noch dies: Es werden Tage kommen, wo ich vergelten kann hundertfältig; denn Christus blitzt mir Blicke seiner unausdenklichen Erbarmung zu. Doch ich schweige und schwöre Dir vor dem Allwissenden: Du kennst mich nicht!"

In dieser zwischen Hoffen und Bangen getheilten erwartungsvollen Stimmung konnte Lavater trotz aller Enttäuschungen von dem Wundermanne nicht loskommen. Er hatte dem Grafen schon wieder einen Brief gesandt; er äußerte am 2. Mai gegen Sarasin: „Antwort auf meinen Brief nach unserer Entrevue in Brugg wär mir das Wichtigste, was Du mir nach Baden bringen könntest, weil ich auf Olten nicht kommen kann. Doch ich will's nicht erzwingen." Und geduldig in Demuth und hoffender Geduld noch immer der Antwort auf den bewußten Brief harrend, schrieb er einige Wochen später an den vertrauten Freund: „Mit Cagliostro will ich warten, bis es ihm auf Deine Erinnerung beliebt, mir einmal zu antworten. Der Hauptgedanken steht felsenfest in meiner Seele: dem Weisen ist Alles Religion.

Am 6. Juli 1782 kam Lavater auf einer Reise, die er bis Karls-

ruhe mit dem Fürsten von Dessau gemeinsam machte, wieder nach Straßburg. Er und Sarasin aßen an dem bezeichneten Tage bei Cagliostro zu Nacht, „der sehr ernsthaft gegen Alles entschied, was wider heilige Obrigkeit schreibe, sehr wenig von den sieben Geistern merken ließ, Lavatern menschlicher und edler erschien". Am Nachmittag des folgenden Tages besuchte der Züricher Prophet den Duc de Caylus, einen Mann, der von immerwährenden Mittheilungen der Geister, die ihm jedes Schicksal sagten, gedrückt wurde, der viel von Cagliostros Wissen, aber wenig von seinem Charakter hielt, und darauf ging er abermals zu Cagliostro, der — als ein schlauer Empiriker — seit seinem Zusammenleben mit Lavater in Basel offenbar genau wußte, wie er Aug in Aug dem Propheten begegnen müsse. Wie ein Jahr zuvor, so mußte Lavater auch jetzt Freund Goethe, der über Cagliostro indessen „auch an Frau Schultheß einen herrlichen Brief geschrieben[1])," über den „innerhin merkwürdigen Menschen" ein Wort sagen. — Der Graf hatte aber diesmal dem gar so sehnsüchtig und bedürftig gestimmten Gottesmann ein großes, fast zu großes Versprechen gemacht, an das ihn ehrerbietigst und vertrauensvoll zu erinnern Sarasin im nächsten Monate von Lavater gebeten wurde.

Am 21. September kehrte Sarasin mit Sack und Pack, mit Weib und Kindern, Knecht und Mägden, Wagen und Roß wieder in seine Vaterstadt zurück. Von ihm eingeladen, nahm Cagliostro in der Folge wiederholt in Basel Aufenthalt. Den 28. September 1782 und den 5. März des folgenden Jahres kam er mit Friedrich von Planta, einem protestantischen Edelmann und Günstling des Cardinals von Rohan, und blieb bis zum 3. October resp. 25. März. Bei einem Besuch, den er vom 30. October bis zum 8. November 1782 ausdehnte, waren der Duc de Caylus, Planta, ein Herr von Luternau und Andere seine Begleiter; damals wurde auch Lavater von Sarasin erwartet, aber vergebens. — Cagliostro gab im Sarasin'schen Hause Audienzen und half daselbst ein Laboratorium zur Herstellung seiner Heilmittel einrichten. Im nahen Dorf Richen ward nach seinen Plänen auf dem Bischoff'schen Landgute ein Kiosk erbaut, worin die in Basel zu errichtende ägyptische Loge ihre Sitzungen abhalten sollte. Bei seinen magischen Experimenten gebrauchte er, was Lavater besonders interessirte, Sarasins 1771 geborenen Sohn Felix als s. g. Waise, als visionäres Medium.

Als Lavater einst Cagliostro zu mißtrauen anfing, hatte er Sarasin zugerufen: „Nichts kann mich mit ihm versöhnen als Herstellung Deiner Frau!" Nun da des Freundes Gattin glücklich wiederhergestellt war, begann Lavater zwar den Heilkünstler in dem Grafen zu verehren, auf anderm Gebiete aber war und blieb für ihn der Graf ein positiver Lügner, ein stolzer irrender Mensch. Noch im Jahr 1785 nennt er in einer Aus-

---

[1]) Lavater an Sarasin 15. XII. 81 (handschriftlich).

einandersetzung mit Sarasin Cagliostro den ausdrücklichsten Versprecher, der ihm auch nicht das Mindeste hielt, und denkt dabei nicht ohne Beschämung an die sehr höflichen, ja demüthigen Erinnerungen zurück, mit denen er den Wortbrüchigen nach Sarasins Meinung geplagt haben sollte. Immer und immer wieder aber kommt Lavater mit Sarasin auf die „incurable Erudität" des gefeierten Wunderthäters zu reden.

Lavaters Gattin hingegen war in Folge der Heilung ihrer theueren Freundin Sarasin gänzlich zu dem modernen Aeskulap hingerissen, und da auch sie seit Jahren an einem qualvollen Uebel litt, über das die Aerzte nicht Herr zu werden vermochten, glaubte sie, davon ebenfalls durch Cagliostro befreit werden zu können. Doctor Hotze und Lavaters Bruder, Doctor Diethelm, riefen deshalb den Beistand dieses neuen Gottes der Arzneikunde an, und die Anwendung der von ihm in Vorschlag gebrachten Mittel war von so trefflicher Wirkung, daß es der armen Frau in kurzer Zeit schon himmlisch ordentlich gegen früher ging. Am 9. Februar 1783 aber schrieb Lavater an Sarasin: „Grüß Cagliostro und sag ihm: Ich verehre den Arzt immer mehr in ihm — oder sag' es Dir, wenn Du es ihm nicht sagen magst. Ueber alles übrige, bis Bedürfnis da ist, altum silentium. Meine Frau ist gesund. Ist Cagliostro nie hier zu sehen? Ich rufe nicht, wünsche kaum. Könnt er, so nehm ichs dankbarruhig und demütigfroh an." Doch es kam ein schwerer Rückschlag bei Frau Lavater, und ihre Schmerzensnacht erleuchtete der eine Hoffnungsstrahl: wenn der große Mann sie selber sehen würde, so könnte ihr vielleicht noch geholfen werden. Am 12. und 13. Juni hielt sich Lavater, auf einer größeren Reise mit seinem Sohne begriffen, bei Sarasin in Basel auf, der soeben (vom 6.—11. Juni) erst Cagliostro bei sich gesehen hatte. Sarasin kündete an einem der nächsten Tage der lieben Patientin in Zürich an, daß er expreß mit Cagliostro zu ihr kommen wolle. Da freute sich die unsäglich Leidende über die Maßen, daß der Herr ihr Flehen erhört hatte. In einem Briefchen voll glühender Dankesworte bat sie den Herzensfreund ihres Gatten, ihr „um Gotteswillen vorher, und wanns nur 1 Stunde wäre, zu sagen, wann er mit dem Edlen Großen komme", damit sie sich fassen könne; zugleich beschwor sie Sarasin, von dem Brieflein Nichts bei ihrem Manne verlauten zu lassen, da dieser wohl wisse, wie sehr sie den Grafen ehre und liebe, ihr aber auch schon gesagt habe, daß sie gar zu voll von dem Grafen sei.

Am 14. Juni kam Lavater nach Straßburg. Er hätte gern die traurigen Gesundheitsumstände seiner treuen Lebensgefährtin Cagliostro persönlich vorgetragen; dieser aber war verreist. Noch am 12. hatte ihn in Straßburg Frau Professor Schweighäuser, die Psyche des Sarasin'schen Kreises, aufgesucht und war von ihm wie eine Freundin empfangen worden; er sagte ihr, daß er auf eine Zeit lang nach Basel reisen werde. Lavater blieb bis Dienstag den 17. Juni in Straßburg; Cagliostro kam nicht zurück. Als Lavater seine nahezu fünfwöchentliche Reise beendet hatte, war der Graf

noch nicht wiedergekehrt. Doch wurde er im Hotel la Marche, das er zuletzt in Straßburg bewohnt hatte, noch immer jeden Tag erwartet.

Am 16. August meldete Sarasin nach Zürich, daß Cagliostro noch nicht da sei und daß er deshalb zu seinem großen Schmerze Frau Lavater nicht Wort halten und ihn ihr bringen könne. Den 10. September schrieb der Prophet dem Freunde zurück: „Ich komme, lieber Sarasin, selten zu einer ruhigen Viertelstunde des Schreibens. Dennoch geht manches in meinem Innern vor, aus dem was werden muß, wenn je aus Etwas Etwas wird. Ich schweige aber und harre der Stunde, da ich reden darf und soll. Wo Ruhe ist, da ist Gottes Geist. Sobald Gottes Geist über den chaotischen Wassern schwebt, erschallt die Stimme: Werde Licht, und es wird Licht. In Ansehung Cagliostros verlier ich gegen keine Seele kein Wort. Ich mag wohl warten. Ist sein Werk und Wesen aus Menschen, so wird es zerstört werden. Ist es aber aus Gott, wer wird es zerstören? Gottlob, daß sich etwas in mir regt, das höher und lichter ist als alles, was außer mir ist. Möge mir das Werde Licht bald erschallen!" So blickte Lavater, der von den geheimen Künsten des Cagliostro in kühnem Hoffnungsfluge erwartet hatte, daß sie seine feste Ueberzeugung von einem organischen Zusammenhang des gläubigen gotterfüllten Menschen mit der ganzen Lichtnatur und Geisterwelt zur unumstößlichen Wahrheit machen werden, bereits nach Anderem und Höherem verlangend aus. Was er eben mit verzehrender Sehnsucht suchte, das konnten ihm die Wunderthäter seiner Zeit, selbst ihr König Cagliostro nimmermehr darbieten. Es ging ein faustischer Zug durch seine Religiosität, ein ungeduldiges Ueberspringenwollen der unserer Natur gesetzten Schranken, ein aufreibendes Hinanstreben zum Unerreichbaren. Der faustische Zug aber, welcher in Lavaters religiösem Charakter auf das Bedeutsamste in die Erscheinung getreten war, wurzelte tief in der ganzen Stimmung der damaligen Zeit, in jener Zeitstimmung, welche den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts eine so eigenartige Signatur verlieh, und welcher kein anderer als der heute beinahe vergessene Swedenborg den leitenden Accord gegeben hatte. Swedenborg war auch eine der Urquellen, die durch unseres Dichterfürsten Goethe ganzes Leben flossen.

Am 4. September erhielt Sarasin endlich ein Lebenszeichen von Cagliostro, das er am 6. erwiderte; es kam dasselbe vermuthlich aus Italien, wo der große Abenteurer nach seinem urplötzlichen Verschwinden aus Straßburg zuerst wieder auftauchte. Im December 1788 hatte Sarasin Briefe von Cagliostro aus Bordeaux, im Jahr darauf solche aus Lyon. In einem Schreiben vom 24. Januar 1785 ließ der fahrende Zauberer durch seinen damaligen Begleiter und Correspondenzführer Rey de Morande dem Basler Freunde seinen bevorstehenden Einzug in Paris ankündigen. In Frankreichs Hauptstadt wurde er bekanntlich in die verhängnißvolle Halsbandgeschichte, die größte Lüge des Jahrhunderts, verwickelt, neun Monate lang in der Bastille gefangen, von den Gerichten jedoch freigesprochen,

aber auf Befehl des Königs aus dem Lande gewiesen. Aus London, wohin der Verbannte sich begeben, empfing Sarasin im December 1786 einen Brief, worin der Graf, von den Häschern abermals verfolgt und von Gläubigern bedrängt, den treusten seiner Anhänger bat, ein Asyl für ihn in der Schweiz zu ermitteln. Sarasin, dessen Sympathie für Cagliostro durch den Halsbandproceß und die Enthüllungen, welche dieser im Gefolge hatte, nicht vermindert, vielmehr noch vermehrt worden war, miethete im März 1787 in Biel für seinen verehrten Freund, Erretter und Meister den nahe vor dem Thore der Stadt gelegenen Herrschaftssitz Rockhalt. Am 5. April langte Cagliostro aus London im Sarasin'schen Hause an und wohnte daselbst bis zum 28. Juni, an welchem Tage er dann mit seiner Gattin, der schönen, mit ihrer Schönheit wuchernden Donna Lorenza, Gräfin Seraphine genannt, nach Biel zog.

In London hatte er die Leitung einer theosophical Society übernommen, welche für Swedenborgs visionäre Lehre Propaganda machte. In der genannten Gesellschaft war man vor Allem bemüht, die Apokalypse zu erklären, und suchte nach dem neuen Jerusalem. Dieser Beschäftigung lag Cagliostro jetzt auch in Basel mit Vorliebe ob, und er wollte, daß auch seine dasigen Jünger ihm bei der Errichtung des neuen Jerusalems behilflich seien. Nach dreiwöchentlichen Vorbereitungen wurde im Sarasin'schen Hause eine glänzend eingerichtete ägyptische Loge eröffnet; in dem phantastisch ausgeschmückten Raum, worin die schöne zu Paris gearbeitete Büste des göttlichen Cagliostro auf die Brüder herniederschaute, wurden die mysteriösen Versammlungen häufig und, wie durch Sarasins Tagebuch überliefert wird, unter zahlreicher Betheiligung abgehalten. Wenn aber eine Lebensbeschreibung Cagliostros der andern es nachschreibt, daß damals auch Lavater mit dem Meister verkehrt, mit ihm an der Herstellung des neuen Jerusalems gearbeitet habe, so beruht diese Behauptung, welche zuerst in einem 1790 zu Königsberg erschienenen Büchelchen, „Cagliostro einer der merkwürdigsten Abenteurer unseres Jahrhunderts", aufgestellt wurde, auf einer falschen Annahme. Denn aus unseren Quellen, insbesondere aus Lavaters Briefwechsel mit Sarasin und aus den Tagebüchern des Letzteren geht mit Bestimmtheit hervor, daß der Züricher Prophet mit dem zum zweiten Male in seiner Nähe weilenden Wundermanne keinen persönlichen und keinen schriftlichen Umgang mehr gepflogen hat. Wohl aber zeigte Cagliostro Freund Sarasin gegenüber noch immer viel Anhänglichkeit für Lavater; er ließ den Gottesmann von Basel und von Biel aus durch Sarasin bestens grüßen — auch die Frau Gräfin grüßte herzlich — er bezog den 1786 herausgekommenen dritten Band von Lavaters französischer Physiognomik, und man kam schlecht bei ihm fort, wenn man ein Antilavaterianer war.

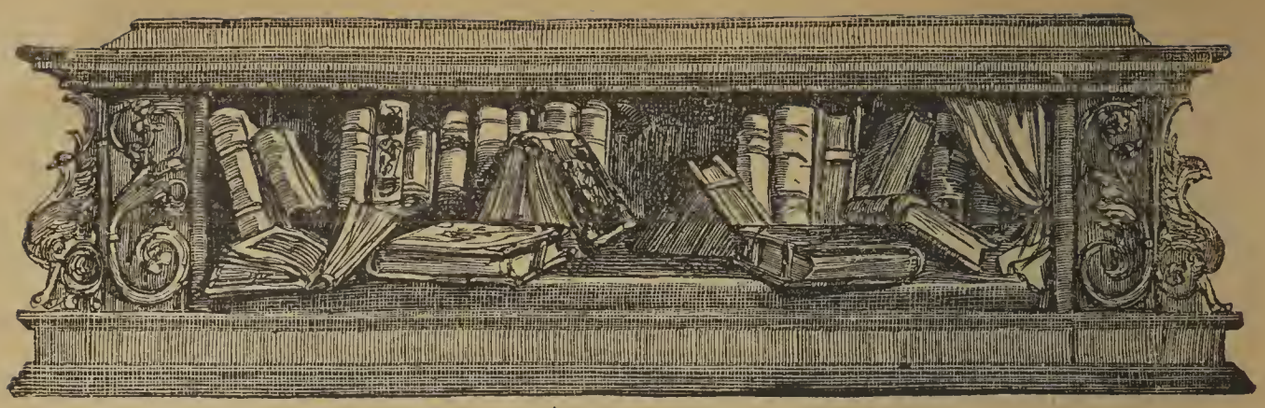
Lavater aber suchte, was er ehemals bei Cagliostro nicht gefunden hatte, bereits wieder wo anders. Von den anscheinend wunderthätigen Wirkungen des Magnetismus und des Hellsehens wähnte er die Aufschlüsse über die

Connexion des menschlichen Geistes mit der Geisterwelt zu erhalten, die er von den Wundern Cagliostros nicht hatte erlangen können. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und mit den höchsten Erwartungen verfolgte und untersuchte er selbst seit Herbst 1785 das neue, noch immer erst halb enträthselte Phänomen. Freilich ging er später wie an Cagliostro so auch an den Magnetiseurs seiner Zeit, an Mesmer und Puisegur, unbefriedigt vorüber; den ungestümen Drang seiner Seele, die Fülle der eigenen Persönlichkeit durch eine höhere Macht zu kräftigen, konnte keine Erscheinung der Welt und des Lebens ihm stillen.

Die schöne Seele in Kurland, die einst dem Züricher Freunde unter dem Versprechen der Geheimhaltung die Zweifel, die sie gegen Cagliostro hegte, mitgetheilt hatte, hatte mit der Zeit immer mehr in dem Wunderthäter den Charlatan herausgefunden und machte dies in einem 1787 erschienenen Buche öffentlich bekannt. Diese „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau im Jahr 1779" wurde auch in der Schweiz viel gelesen, ohne daß jedoch dadurch den Anbetern Cagliostros in diesem Lande die Augen aufgingen. Sarasin u. A. war so verblendet, daß er nach der Lectüre der Recke'schen Anklageschrift an Lavater schreiben konnte: „Wenn ich's den Berlinern zu Gefallen thun möchte, ich könnte sie ganz widerlegen." Die von ihrem Wunderglauben gründlich geheilte und zum Vernunftglauben übergegangene Dame sah nunmehr auch in Cagliostros Arbeiten mit den sog. Waisen Nichts als Taschenspielerkunststücke. Sie erzählte in ihrer Publication, wie sich in Mitau nachträglich herausgestellt, daß Cagliostro immer vorher dem Kinde seine Lection eingeprägt, ihm Alles gesagt hatte, was es antworten sollte, und es mit dem Degen in der Hand gedroht hatte, es Glied vor Glied zu zerschneiden, wenn es darüber gegen Jemanden plaudern oder sich nach seinen Vorschriften nicht ganz richten würde. Was der kleine Vetter der Frau von der Recke seinen Angehörigen schließlich hatte eingestehen müssen, das konnte aber von Sarasins Sohn Felix, mit dem, wie wir wissen, Cagliostro auch operirt hatte, nicht behauptet werden. Voll Wißbegier frug Lavater nach des Magiers Weggang aus Straßburg Freund Sarasin: „Vermißt Felix die Visionen nicht? hat Felix keine Visionen mehr?"

Dem Züricher Weisen, dem Goethe in Dichtung und Wahrheit es nachrühmt, daß seine Einsicht in die einzelnen Menschen wirklich über alle Begriffe ging, war es nicht gegeben, in Cagliostro den Erzcharlatan, der er war, zu ergründen. Zwar hatte er den entschiedenen Lügner in ihm erkannt, aber seine magischen Operationen hielt er mit Sarasin nicht für Betrug. Auch mußte er sich sagen, daß der Graf als Heilkünstler viel Gutes thue. Die Originalität seines Charakters reizte ihn, in dessen Inneres einzudringen, aber seine Rohheit und Unverschämtheit stießen ihn stets wieder zurück. Cagliostros rohe Natur war wohl dazu geeignet, die große Masse der blasirten vornehmen Welt, die durch eine grelle Erscheinung geblendet

sein will, mit crassem Gaukelspiel zu bezaubern, vermochte es jedoch nicht, die zartgesponnenen Saiten von Lavaters Wesen durch schwärmerische Accorde zu berühren. Den nach höherer Offenbarung schmachtenden christlichen Seher suchte der unverlegene Gaukler immer nur zu vertrösten, durch immer neue Versprechen, die er alle nicht erfüllen konnte, hinzuhalten. Nach solchen Erfahrungen hatte der nach wie vor dem Unerreichbaren athemlos nachjagende Gottesmann, als der weltberühmte vergötterte Wunderthäter auf seiner kometenartigen Lebensbahn im Jahr 1787 wiederum in seine Nähe kam, begreiflicherweise kein Verlangen mehr, mit ihm brieflich oder persönlich zu verkehren.



Schwindel.

Von

L. Fürst.

— Berlin. —

Es ist recht bezeichnend, daß, wenn man heutzutage einen im öffentlichen Leben stehenden Menschen fragt: „Was ist Schwindel?“ er zunächst nicht an das bekannte Körperleiden denkt, sondern uns die Definition giebt: „Schwindel ist eine Mischung von Aufschneiderei, Täuschung und Betrug, wie sie in unserer Zeit, mit ihrem Jagen nach Gewinn, mit ihren laxen Begriffen von Reellität und Solidität, von Treue und Glauben sehr verbreitet, in Handel und Wandel täglich anzutreffen ist.“ Der Mann wird als Kind seiner Zeit und von dem vulgären Standpunkt aus gar nicht Unrecht haben, wenn er in erster Linie an die auf sociale Mißstände übertragene Anwendung des Wortes „Schwindel“ denkt. Denn liest er nicht täglich von Schwindelgeschäften und Schwindel-Ausverkäufen, von Hôtel- und Zech-Schwindlern, vom Schwindel durch gefälschte Papiere oder Telephongespräche? Die „Auri fames“, der Hunger nach dem Golde, das bekanntlich trotz unlauterer Herkunft weder erröthet noch übel riecht, die Macht des Geldes und des Besitzenden, die ihm täglich vorpredigt: „C'est le sussès qui réussit,“ hat es zu Wege gebracht, daß der tolle, wirbelnde Tanz um das goldene Kalb nicht etwa als der Typus des Schwindels, sondern als die höchste Lebensklugheit, der Schlüssel zu allen Genüssen des Lebens angesehen wird. „Unde habeas quaerit nemo; sed oportet habere,“ lautet eine vielgebrauchte Sentenz, zu Deutsch: „Habe nur Geld! Woher Du's hast, fragt Niemand.“ Vom Riesenschwindel Laws bis zum Massen-Schwindel der Panamisten zieht sich durch die zwei letzten Jahrhunderte, speciell aber durch die zweite Hälfte des zur Neige gehenden eine ununterbrochene Kette solcher Beispiele des bildlichen Schwindels, der seinen Namen sicher von dem hervorstechendsten Kennzeichen

des wirklichen, physischen Schwindels hat, von dem unsicheren Schwanken, der optischen Täuschung, dem Mangel festen, sicheren Auftretens, eines geraden, bestimmten Sehens, einer Uebereinstimmung zwischen Wirklichkeit und Schein.

Der Schwindel im medicinischen Sinne ist eine Erscheinung, ein Symptom, keine Krankheit an sich. Er ist für den, welchen er befällt, meist beunruhigend, ja beängstigend, weil er ihm, wenn auch nur für Momente, das Gefühl des unbedingten Selbstvertrauens raubt, und weil Jeder weiß, daß Schwindel nicht selten ein Vorbote ernsterer Ereignisse, eine Art von Warnungszeichen ist. Das Gefühl, als ob man selbst schwanke oder sich im Kreise drehe, oder als ob die Umgebung sich um den Menschen bewege oder drehe, ist gleich peinlich und lästig. Es wirkt erregend oder drückend auf die Gemüthsstimmung, und diese beruhigt oder hebt sich erst wieder, wenn man auf's Neue Herr seiner selbst ist, wieder weiß, daß man fest steht und zielbewußt geht, daß alle Dinge um uns keine andere Bewegung mehr zeigen, als die, welche ihnen eigenthümlich ist. Nicht umsonst hat man diese Macht- und Hilflosigkeit „Ohnmacht" genannt, wenn dies Wort auch im üblichen Sprachgebrauche nur den höchsten Grad der Erscheinung, das bewußtlose Umsinken, bezeichnet. Diejenigen, welche selbst eine Ohnmacht überstanden haben, geben meist an, daß diese durch ein Schwindelgefühl eingeleitet wurde, d. h. durch eine passive Scheinbewegung des eigenen Körpers oder der Außenwelt.

In welcher Richtung dieser Dreh-Schwindel erfolgt, ist praktisch gleichgiltig. Am häufigsten vollzieht er sich horizontal, also um eine senkrechte Axe, weniger häufig vertical, also um eine horizontale Axe. Bisweilen erfolgt die scheinbare Rotation in schräger Richtung. Worauf diese Unterschiede beruhen, ist noch nicht sicher bekannt. Die Vermuthung, daß sie, worauf wir noch zu sprechen kommen, der Richtung der halbcirkelförmigen Kanäle im Ohr-Labyrinth entspricht, ist noch keineswegs erwiesen und sicher für manche Fälle nicht heranzuziehen.

Daß die Ursachen des Schwindels höchst mannigfaltig sind, kann nicht verwundern, wenn man sich gewöhnt, im Schwindel keine Krankheit zu erblicken, sondern — wie gesagt — nur einen Krankheits-Trabanten, ein Symptom, eine Erscheinung. Die Physiologie hat uns zunächst mit dem Wesen dieser Erscheinung näher vertraut zu machen, sie hat die vom Menschen angestellten Beobachtungen durch den Thierversuch zu ergänzen gesucht. Gerade weil der Schwindel eine rein subjective Empfindung ist, beim Thier aber von Subjectivität nur in beschränktem Sinne die Rede sein kann, ist es schwer, vom Thierexperimente Schlüsse auf den Menschen zu ziehen. Dieser ist sich über eine Störung seines Bewußtseins, seines Gleichgewichts und seiner Orientirung im Raume meist klar, das Thier jedoch ist außer Stande, sich selbst zu beobachten und diese Wahrnehmungen mitzutheilen. Immerhin gelingt es uns, wenn wir die vom Menschen mitgetheilten Selbstbeobachtungen und die am Thier künstlich hervorgerufenen

Erscheinungen zusammenhalten, das Wesen des Schwindels bestimmter zu fixiren. Nehmen wir ein Beispiel an. Ein Mensch wird auf einer Drehscheibe einer raschen Rotation ausgesetzt. Wenn er die Augen dabei nicht schließt, so fallen fortwährend andere Bilder auf seine Netzhaut. Seine Augen haben kaum Zeit, durch die Muskelbewegung schnell genug der Drehungsgeschwindigkeit zu folgen; sie bleiben immer etwas zurück, um ruckweise wieder der Körperbewegung zu folgen. Während dieser passiven Drehung, die wir als die primäre bezeichnen können, erfolgt nun für unseren Gesichtssinn und das Gehirn eine eigenartige Erscheinung, nämlich eine scheinbare (secundäre) Drehung unserer Umgebung im entgegengesetzten Sinne. Bekanntlich hat man schon bei einer schnellen Bewegung in einer bestimmten Richtung, zumal bei einer Eisenbahnfahrt, Gelegenheit, diese Beobachtung zu machen. Nicht wir durchfliegen die Felder und den Wald — so scheint es uns —, sondern diese jagen an uns vorüber. Selbst der Fluß, der neben den Schienen in gleicher Richtung, aber langsamer, fließt, scheint in gewissen Momenten still zu stehen, oder sich rückwärts zu bewegen. Erfolgt unsererseits ein plötzlicher Stillstand, so verstärkt sich jene Erscheinung, oder wir selbst glauben uns jetzt eine kurze Zeit lang in der secundären (entgegengesetzten) Richtung zu bewegen. Durch derartige Versuche läßt sich künstlich ein Schwindelgefühl, eine Unsicherheit des Ganges erzeugen, wie wir solche auch nach einer Carrousselfahrt, nach hohem Schaukeln, nach dem Hinunterstarren auf einen rasch dahinziehenden Fluß, von einer Brücke aus nach den „eilenden Wolken, den Seglern der Lüfte" empfinden. Wenn Knaben beim Turnen die sogenannte „Welle" (das Ueberkugeln) häufig wiederholen, tritt bei ihnen bisweilen ebenfalls ein nachträgliches Schwindelgefühl ein, ebenso wie mancher Erwachsene, wenn er nach einer Bootfahrt auf See wieder festen Boden unter den Füßen hat, oft einige Zeit braucht, um die „secundären, unwillkürlichen Zwangsbewegungen" zu überwinden. Wohl Jeder kann sich aus seinem Leben solchen Erscheinungen erinnern, und wäre es nur, daß er als flotter Tänzer auf einem Balle, nachdem er achtzig bis hundert Mal in einem Walzer dahingewirbelt ist, nach glücklichem Aufhören Mühe hatte, seine Tänzerin festen Schrittes wieder zu ihrem Platze zu geleiten. In allen solcher Fällen sind es großentheils optische Eindrücke, die in ihrer sehr raschen Folge unsere „Orientirung im Raume" beeinträchtigen, uns vorübergehend verwirren und das erzeugen, was die Physiologie als „Dreh-Schwindel" bezeichnet. Empfindliche Leute können mit demselben schon Bekanntschaft machen, wenn sie rückwärts fahren, so daß sich die Landschaft immer von ihnen zu entfernen scheint oder wenn sie in einem völlig verdunkelten Saale dem reizenden Schauspiel der Chromatropen folgen, oder rasch und lange an einem Tannenwald, oder an einem hellbeleuchteten Stacket dicht vorbeifahren.

Die Desorientirung, der wir im Schwindelanfalle, wenn auch nur für Momente, unterliegen, hängt auf's Engste zusammen mit einer Schwächung

unseres Muskelgefühls, mit unseren unwillkürlichen, unbewußten, aber zweckmäßigen (coordinirten) Bewegungen, wie wir sie jeden Augenblick, z. B. beim Gehen ausführen, und mit der Erhaltung unseres Gleichgewichts. Denn alle diese Functionen unseres Körpers sind im Schwindel gestört. Es ist also nothwendig, sich darüber Rechenschaft zu geben, daß dies je nach dem Grade, der Dauer und der Grundursache des Schwindels in sehr verschiedenem Maße der Fall sein kann. Eine leichte Congestion, die rasch vorübergeht, wird solche begleitende Störungen nur flüchtig zeigen, eine Apoplexie aber dauernd und so schwer, daß sie sich nie oder nur nach Monaten wieder ausgleichen. Es kommt in erster Linie darauf an, ob und wie weit unsere Willenskraft, unser Bewußtsein in solchen Fällen geschwächt oder ausgeschaltet sind.

Jeder normale, schwindelfreie Mensch steht und geht völlig sicher. Was speciell das Gehen betrifft, so erfolgt dieser complicirte Vorgang der Muskelbewegung, bei welchem der Körper fortdauernd seinen Schwerpunkt ändert und sich dennoch im Gleichgewicht erhält, oft so unbewußt, so rein mechanisch und dabei doch so zweckmäßig, daß wir, selbst in tiefste Gedanken versunken, correct gehen, Hindernissen ausweichen oder solche überschreiten, Stufen steigen u. s. w. Das Bewußtsein ist anscheinend dabei ganz unbetheiligt. Unser Auge sieht allerdings etwaige Hindernisse auf der Straße, es bemerkt uns entgegenkommende Menschen, der Sinneseindruck wird auch zum Gehirn geleitet, aber dieses veranlaßt ohne unser Zuthun zweckmäßige, coordinirte Bewegungen. Gewiß wirkt auch unser „Muskelgefühl" hierbei mit, welches ohne unbedingte Zuhilfenahme unseres Willens und Bewußtseins, auf äußere Erregungen hin uns nicht blos über die jeweilige Thätigkeit unserer Muskulatur, die Lage und Stellung unserer Gliedmaßen orientirt, sondern auch jene coordinirten Bewegungen reflectorisch ganz so vermittelt, als wenn unser Wille, unser Bewußtsein sie veranlaßten. Viele staunenswerthe Leistungen der Virtuosen-Technik und der Equilibristik sind nur so zu erklären. Wir stehen und gehen im normalen Zustand sicher, weil unser Muskelgefühl uns jeden Augenblick über diese Sicherheit Rechenschaft giebt. Ist das Centrum, das Gehirn irgendwie, wenn auch nur ganz vorübergehend, afficirt, besteht ein Schwindel, so wird diese reflectorische Thätigkeit nicht mehr sicher ausgeführt; die Leitung der Empfindung selbst ist zwar nicht gestört, wohl aber dasjenige Organ, welches die Empfindung in Bewegung umsetzt. Neben der Störung des Muskelgefühls besteht aber fast immer eine solche des Gleichgewichts, das wir im gesunden Zustand ganz unbewußt und stets zuverlässig beherrschen. Wohl hat man durch den Thierversuch, zumal an Tauben, sowie durch Beobachtungen am Menschen festgestellt, daß eine Verletzung oder krankhafte Zerstörung eines der drei halbcirkelförmigen Bogengänge, welche im Labyrinth jedes Ohres rechtwinklig zu einander angeordnet sind, (wie Flourens gezeigt hat), Pendel-, Dreh- und Fallbewegungen in der betreffenden Ebene erregt. Bei der

sogenannten Menière'schen Krankheit, die mit einseitigem schrillem Ohrensausen und einer Art Sturz-Schwindel-Empfindung anhebt, ist der Schwindel sicher auf das Labyrinth zu beziehen. Das Individuum verliert sein Gleichgewicht; aber in sehr vielen Fällen tritt ein Gleichgewichtsverlust beim Menschen auch ein, ohne daß an der betreffenden Stelle eine Störung, eine krankhafte Veränderung vorliegt, während andererseits Gleichgewicht bestehen kann, selbst da, wo der Gehörnerv oder das Labyrinth zu Grunde gegangen ist. Wenn ein Mensch das Gleichgewicht vorübergehend einbüßt, wie dies fast bei jedem Schwindel der Fall ist, so fehlt uns also zur Zeit noch eine unbedingte Sicherheit, dies immer mit Störungen im Ohr in Verbindung zu bringen; wir dürfen eher annehmen, daß Kreislaufsstörungen in bestimmten Gegenden der Hirnrinde mindestens eben so oft die Ursache unserer Orientirungsstörung bilden.

Suchen wir uns ein Bild von den mannigfachen Ursachen des Schwindels, von den verschiedenen anomalen und krankhaften Zuständen zu machen, deren Begleiter er zu sein pflegt. Theils sind es psychische Zustände, die ihn hervorrufen können, theils physische (körperliche) Störungen oder Veränderungen. So angenehm es wäre, diese Sonderung in voller Schärfe aufrecht zu erhalten, so sind wir doch dazu derzeit außer Stande. Manche psychische Erregungszustände gehen beispielsweise mit Blut-Kreislaufs-Störungen, Congestion oder dergleichen einher, andere mit Blutmangel oder Stockung der Circulation; in letzter Linie sind also selbst Vorgänge, die uns rein psychisch erscheinen, wie geistige Anstrengung, Beschäftigen mit schwierigen Problemen, aufregende Träume, fast immer auch mit physischen Veränderungen — allerdings meist vorübergehender Natur — verbunden. Es ist bekannt, daß Angst, Sorge, Aufregung, geistige Ueberanstrengung Schwindel verursachen können. Die Nothwendigkeit z. B., einen größeren Platz zu überschreiten, ruft bei sensiblen Naturen Schwindel hervor, ebenso das Hinabsteigen von einer steilen Treppe, das Hinunterblicken von einem hohen Balcon, Dach, Thurm oder Felsen. Werden doch auch diejenigen, welche „auf der Menschheit Höhen" stehen, am leichtesten von dem Schwindel der Selbstvergötterung, des Größenwahnes befallen.

Neben der schon erwähnten optischen Ursache wirken beim Höhenschwindel überall psychische Momente, ängstliche Vorstellungen, mangelnde Orientirung u. s. w. mit. Vielleicht gehört auch das bei der Seekrankheit auftretende Schwindelgefühl hierher, das neben den Gleichgewichts-, Augenmuskel- und Kreislauf-Störungen durch psychische Einflüsse begünstigt wird. Daß die hallucinatorischen Psychosen, sowie die Hysterie gar nicht selten mit Schwindel einhergehen, ist wenigstens für viele Fälle nicht durch nachweisbare örtliche Veränderungen zu erklären.

Eine eigenartige Mittelform zwischen psychischen und physischen Störungen, denen sich gern Schwindel beigesellt, sind die traumatischen Neurosen, auf die man erst in neuerer Zeit mit Rücksicht auf die Möglich-

keit einer Simulation bei Unfallsansprüchen besonders aufmerksam geworden ist. Man hat nach besonders schweren Contusionen, die z. B. während der Eisenbahnfahrt, auf dem Bau, beim Maschinenbetrieb u. s. w. sich ereigneten, langwierige Nervenleiden, zumal Krampf- und Lähmungsformen entstehen sehen, und damit verbunden auch sehr häufig Schwindel. Es hat sich im Einzelfall oft als ungemein schwer erwiesen, festzustellen, ob es sich hier wirklich um ein positives Leiden, um thatsächliche Nachwirkungen des Schrecks oder der Schmerzen, oder um Uebertreibungen handelt, welche theils auf dem Bestreben, eine Unfallsrente zu erlangen, theils auf einer gewissen Auto-Suggestion beruhen. Immerhin ist die Frage noch streitig, in wie weit den hierbei angegebenen Schwindelempfindungen ein faktisches Leiden der nervösen Central Organe zu Grunde liegt.

Von nicht geringem Interesse sind diejenigen Formen des Schwindels, welche sicher auf Störungen des Blutkreislaufes beruhen. Die leichteste Art ist von so kurzer Dauer, gleicht sich so rasch wieder aus, daß man sie als Moment-Schwindel bezeichnen könnte. Er kann entstehen, wenn man sich rasch im Bett von einer Seite auf die andere legt, wenn man sich plötzlich erhebt oder vom Sitzen in die liegende Stellung übergehend, auch selbst im Schlafe (Vertigo nocturna) oder kurz nach dem Aufstehen, wenn man beim Gurgeln den Kopf stark nach hinten überbeugt oder beim Ankleiden nach oben wendet (Vertigo matutina). Auch sonst kann er bei Tage durch momentanen Haltungswechsel des Kopfes mit schneller Veränderung in der Richtung der Augenaxen entstehen. Gewiß sind manche Menschen mehr, andere weniger dazu disponirt; auch mögen etwas zu reichlicher Fettansatz, Vollblütigkeit, ungenügende Darmthätigkeit, starke Inanspruchnahme des Gehirns dazu disponiren. Daß aber Schwankungen in der Gefäßfüllung beider Gehirnhälften, zumal des Kleinhirns, sowie geringe Veränderungen im Blutkreislauf des Schädels die Hauptursache sind, geht schon aus der Flüchtigkeit der Erscheinungen, die nach wenigen Secunden spurlos wieder verschwinden, hervor. Es liegen solchen durchaus vorübergehenden Schwindelformen weder organische Veränderungen noch Reflexe (von Ohr, Nase ꝛc.) zu Grunde. Schwerere Formen sind allerdings solche, die acut, zu ganz verschiedenen Tageszeiten, nach stärkeren Störungen der Circulation entstehen. Wenn der Mensch in Folge heftiger Erregung starken Blutandrang nach dem Gehirn bekommt, wenn häufig wiederholt psychische Ueberreizungen sogar zu dauernder Blutüberfüllung des Schädels führen, oder wenn plötzliche starke Blutverluste eine acute Anämie des Gehirns erzeugen, so entstehen Schwindelgefühle, welche oft lange Zeit anhalten und in anderweite ernste Symptome (Bewußtlosigkeit, Ohnmacht, selbst Apoplexie) übergehen können.

Unter den Lebensjahren, die zu Schwindel besonders geneigt sind, steht das Alter obenan. Führt doch der Schwindel des Greisenalters ausdrücklich den Namen Vertigo senilis. Auch hier spielen zweifellos

Kreislaufs- und Ernährungsstörungen des Gehirns, veranlaßt durch Altersveränderungen der Blutgefäßwände, eine Hauptrolle. Neben diesen Schwindelformen, die man als functionellen Gehirn- und Gefäßschwindel zusammenfassen könnte, stehen nun andere, bei denen ohne nachweisliche Erkrankung des Gehirns Reflexe, welche von z. Th. entfernten Regionen des Körpers auf das Gehirn einwirken, bei dazu geneigten Constitutionen Schwindel auslösen. Vor Allem wird das Auge leicht der Ausgangspunkt des Reflexschwindels. Wenn Jemand an Lähmung eines oder mehrerer Augenmuskeln einer Seite leidet, so entsteht nicht nur Schielen, sondern auch gleichseitiges oder gekreuztes Doppelsehen. Hierdurch aber wird der Betreffende leicht in seiner Beurtheilung der Lage und Stellung von Gegenständen oder von Personen im Raume verwirrt, er projicirt die zu seiner Netzhaut gelangenden Bilder auf falsche Punkte der Außenwelt. Hiergegen sucht er sich zunächst dadurch zu schützen, daß er das kranke Auge schließt. Damit aber beraubt er sich wieder des mit beiden Augen ausführbaren stereoskoptischen Sehens, welches für unsere Beurtheilung der Tiefe, des Körperlichen nothwendig ist; und um dies zu erreichen, nimmt er doch wieder das kranke Auge zu Hilfe. Die Folge dieses ungemein lästigen Zustandes ist oftmals ein Reflex-Schwindel. Auch das Gehörorgan kann zu einem solchen Veranlassung geben, nicht nur durch Erkrankung der erwähnten Labyrinth-Partien, sondern selbst durch Affection des äußeren Gehörganges, durch Ansammlung von verhärtetem Ohrenschmalz und durch katarrhalische Zustände im Mittelohr. Ferner gehen manche Schwindelformen wohl auch von Reizungen der feinen Nervenendigungen in der Nasenschleimhaut aus, die bekanntlich für Reflexe sehr empfänglich sind. Allerdings ist es ebenso bekannt, daß die Reflex-Erregbarkeit, welche angeblich von der Nase ausgeht, zur Zeit, der herrschenden Moderichtung entsprechend, vielfach überschätzt wird und daß Manche nicht nur das Asthma, sondern auch ganz abseits liegende Vorgänge, die absolut Nichts mit den Nasen-Nerven zu thun haben, auf Nasen-Reflexe beziehen, eine Sucht, die bisweilen die sonderbarsten Früchte zeitigt.

Auch die Magen- und Darm-Nerven können durch besondere Reizung (z. B. durch unverdauliche Speisereste, Bandwurm 2c.) Schwindel auf reflectorischem Wege hervorrufen. Nicht minder ist es bekannt, daß die Anwendung von Instrumenten in Körperhöhlen bei empfindlichen Personen Schwindel, lediglich durch Reflexe, hervorrufen kann. Da jeder Reflex eine rein functionelle Erscheinung der Nervenbahnen ist, so fallen die Reflexschwindel im Grunde mit den nervösen Formen zusammen. Auch derjenige Drehschwindel, welcher künstlich erzeugt werden kann, indem man den galvanischen Strom durch den Kopf leitet, ist zu den nervösen Formen zu rechnen. In wie weit die leichten Schwindelanfälle der Neurastheniker hierzu gehören, läßt sich, da die Neurasthenie ein nicht immer rein functionelles Leiden ist, nur schwer bestimmen.

Alle diese Zustände sind verhältnißmäßig leicht und unbedeutend gegenüber solchen Schwindelformen, welche mit thatsächlichen schweren Gehirnleiden, mit anatomischen Veränderungen des nervösen Centralorgans verbunden sind.

Eine ungemeine Verbreitung hat zunächst die Epilepsie, und zwar keineswegs in ihrer ausgesprochenen, schweren Gestalt, sondern gerade in leichteren, rudimentären Formen, die man aber gegenwärtig — in weiterer Fassung des Begriffs — als epileptoïd bezeichnet. Wenn Leute, die nicht gerade an Altersschwäche, an körperlicher oder geistiger Uebermüdung, an den Folgen erschöpfender Krankheiten leiden, bei der einfachsten Unterhaltung, bei einem Vortrag in Worten oder Tönen, bei einem harmlosen Spiel, wie Karte, Domino 2c., mit einem Male eine Pause machen, einige Augenblicke wie geistesabwesend vor sich hinstarren, ohne in ihrer Thätigkeit fortzufahren oder in diesen Momenten sogar etwas Verkehrtes, Unzusammenhängendes sagen, unrichtig spielen oder sonst Unzweckmäßiges thun, dann aber wieder ebenso schnell in der gewohnten Thätigkeit weiter fortfahren, fast ohne von dieser Unterbrechung selbst eine Ahnung zu haben, so ist dies, nach den heutigen Anschauungen ein epileptiformer Schwindel, auch wenn er nicht mit einer leichten Ohnmacht einhergeht. Ein kurzer, blitzartiger Bewußtseinverlust ist aber fast immer dabei, zuweilen auch ein plötzliches Einschlafen und ein ebenso plötzliches Wiedererwachen, Zustände, die der Umgebung meist unangenehm auffallen, während derjenige, dem sie begegnen, sie manchmal kaum bemerkt. Gegenüber diesem leichten, aber doch sehr zu beachtenden Schwindel sind die mit schwersten, lebensgefährlichsten Groß- und Kleinhirnleiden (Geschwülsten, Blutungen, progressiver Paralyse der Irren, Hirnabscessen, Lähmungen 2c.) verbundenen Schwindel-Erscheinungen immer ernster Natur. Meist sind sie, neben Sprachstörungen, Kopfschmerz, Erbrechen, eines der frühesten und anhaltendsten Nervensymptome, das sich an dem unsicheren, taumelnden Gang auch dem Laien bemerkbar macht. Natürlich sind in solchen Fällen die physischen und psychischen Krankheitserscheinungen so bedeutungsvoll, daß der Schwindel unter ihnen gar nicht den wichtigsten Platz einnimmt.

Schließlich können noch Giftwirkungen auf das Gehirn sich durch Schwindel äußern. Es ist sehr bekannt, daß manche Pflanzengifte (Fingerhut, Herbstzeitlose, Mutterkorn, Stechapfel, Tollkirsche, Nicotin) vor dem Eintritt schwerer Symptome häufig Schwindelgefühl erregen, daß das Gift verdorbener Kartoffeln, Fische, Seemuscheln und gewisser Pilze ähnliche Erscheinungen machen kann. Natürlich können auch die Toxine von Bacteriengiften in gleicher Weise auf das Gehirn einwirken; wenigstens darf man wohl den im Beginn des Typhus auftretenden Schwindel darauf zurückführen. Auch der Schwindel, welchen der an geistige Getränke nicht Gewöhnte oder der, welcher ihnen allzu reichlich zugesprochen hat, empfindet und der sich — den verschiedenen Stadien des Rausches vom leichten

Spitz bis zur tiefsten Betrunkenheit entsprechend — als leichte Unsicherheit der Füße, als gemüthlicher Torkel mit Zickzackgang, aber auch als völliger Drehschwindel mit gänzlichem Mangel an Orientirung und Gleichgewicht äußern kann, ist eine Central-Intoxications-Erscheinung. Bekanntlich ist dieselbe in dem schönen Liede: „Grad' aus dem Wirthshaus komm' ich heraus" ganz charakteristisch geschildert.

Ob ein Schwindel Nichts zu sagen hat, ob er ernst zu nehmen ist oder gar das Leben bedroht, vermögen wir nur durch sorgsame, ärztliche Untersuchung zu entscheiden, und erst auf dieser können sich Vorbeugungsrathschläge und Verhaltungsmaßregeln aufbauen. Man kann, das sei zur Beruhigung gesagt, sehr viele Schwindelformen verhüten, sowie erfolgreich bekämpfen und braucht keineswegs, in der Art ängstlicher Gemüther, einen Schwindel sofort für den „Anfang vom Ende" zu halten. Wenn Madame de Staël elegisch sagt: „La vie est un éternel adieu", so hat dies für manche Menschen wohl eine Berechtigung; für sehr viele aber würde ich Voltaires Wort: „La vie est un combat" vorziehen; denn wir haben im Kampfe wider den Schwindel recht wirksame Waffen: Eine nüchterne, einfache Lebensweise, Vermeidung heftiger Erregungen und unverminderte Energie unseres Willens.

Friedrich Justus Bertuch.

Mit 4 ungedruckten Briefen Bertuchs.
Zu seinem 150. Geburtstage (30. September 1897).

Von

Adolph Kohut.

— Berlin. —

In den meisten deutschen Litteraturgeschichten wird der Name Friedrich Justus Bertuchs nicht erwähnt. Höchstens wird er als unternehmender Buchhändler genannt, der mit den dii majorum et minorum gentium des Dichterparnasses im vorigen Jahrhundert mehr oder weniger intime Beziehungen hatte. Er gehört eben, weil er kein Genius ersten Ranges war und auch als Verleger sich nicht mit den berühmt gewordenen Verlegern Cotta, Goeschen und Nicolai messen konnte, zu den erloschenen Sternen am Himmel der deutschen Nationallitteratur. Und doch verdient er diese Vergessenheit nicht. Ein vielseitig veranlagter Geist, ungemein rührig, von den edelsten Absichten geleitet, ein höchst geschickter und erfolgreicher buch- und kunsthändlerischer Unternehmer, ein findiger Industrieller, hat er Jahrzehnte lang segensreich gewirkt, die Litteratur und die Kunst wesentlich gefördert und encyklopädische Schöpfungen in's Leben gerufen, die uns noch jetzt mit Bewunderung erfüllen. Ueberdies ist er mit so zahlreichen führenden Geistern im vorigen Säculum in Berührung gekommen, daß er es schon aus diesem Grunde verdient, daß seiner anläßlich seines 150. Geburtstages, am 30. September d. J., eingehender gedacht werde.

Friedrich Justus Bertuch wurde am 30. September 1747 in Weimar geboren und widmete sich anfänglich, auf der Universität zu Jena, der theologischen Laufbahn, aber alsbald zogen ihn die Rechtswissenschaften mehr an; da er jedoch mit Armuth zu kämpfen hatte, mußte er seine Studien

unterbrechen und wurde, gleich Klopstock, Lessing und Herder, „Hofmeister", wie man die Hauslehrer jener Zeit nannte. Mit 22 Jahren übernahm er die Erziehung der Söhne des früheren dänischen Gesandten in Spanien, Freiherrn Bachoff von Echt bei Altenburg, durch die er auf die spanische Litteratur geführt wurde. Mit dem ihm eigenen Eifer studirte er Spanisch, und er erkannte bald die dramatischen Schätze der spanischen Litteratur und war entschlossen, dieselben dem deutschen Publicum zugänglich zu machen. Epochemachend in dieser Beziehung war seine 6 Jahre darauf erschienene deutsche Uebersetzung des „Don Quixote" von Cervantes. Seitdem sind weit mehr als 70 Uebersetzungen des spanischen Meisterwerks erschienen. Die Zahl der Bearbeitungen ist Legion. Namhafte Zeichner haben das klassische Buch illustrirt, und es ist Gemeingut des deutschen Volkes geworden — aber vor 122 Jahren wußten nur Wenige in Deutschland den Werth dieses köstlichen Juwels der Welt-Litteratur zu schätzen. Die Uebersetzung war allerdings nicht vollkommen, sie ließ viel zu wünschen übrig, aber aller Anfang ist schwer — und wie viele Uebersetzungen bezw. Bearbeitungen des „Don Quixote" können überhaupt auf das Prädicat der Vollkommenheit Anspruch machen? Ich bitte jedoch, mich nicht mißzuverstehen. Ich weiß sehr wohl, daß „Don Quixote" schon früher in's Deutsche übersetzt war — ich erinnere nur an die älteste Uebertragung des ehrlichen Pahsch Basteln von der Sohle — eines Zeitgenossen von Cervantes — erschien 1648 —, aber ganz abgesehen davon, daß der gute Pahsch Basteln nur etwa ein Siebentel des ganzen Werkes übertragen hat, weil — wie er sich im Vorwort ausdrückt — „des Narrwerks einsten ein Ende gemacht werden muß", ist er auch mit dem Text sehr willkürlich umgesprungen. Bertuch hingegen bekundet überall neben Sach- und Fachkenntniß ein gar feines Sprachgefühl und zeigt sich überhaupt als berufener Uebersetzungskünstler. Die im „Verlage der Classiker" 1838 in Stuttgart erschienene illustrirte Prachtausgabe des Don Quixote beruht auf einer Bearbeitung der Bertuch'schen Uebersetzung.

Der Erfolg, den Bertuch mit dieser Arbeit erzielte, ermunterte ihn zu neuen Unternehmungen auf dem Gebiete der spanischen Uebersetzungslitteratur. Er veröffentlichte u. A. das „Magazin der spanischen und portugiesischen Uebersetzungslitteratur" (Dessau, 1780—82, 2 Bde.), „Das Theater der Spanier und Portugiesen" (Weimar 1782) und ein „Spanisches Lesebuch" (Leipzig 1792, 2 Bde.). Im „Theater der Spanier und Portugiesen" (Ladenpreis des Buches, 334 Seiten in 8^0, war, nebenbei bemerkt, 18 Groschen) finden wir spanische Schau- und Lustspiele zum ersten Mal übersetzt, auf die ich hiermit die Aufmerksamkeit deutscher Bühnenleiter lenken möchte; ich nenne nur von Lope de Vega: „Der schmerzliche Zwang", „Der Teufel aus der Kohlenkammer", Posse in 1 Act von Cervantes und „Bristo", Lustspiel in 3 Acten von Antonio Ferreira. Sehr werthvoll sind die litteraturhistorischen und kritischen Bemerkungen und

Einleitungen Bertuchs. So weist er z. B. nach, daß Lope de Vega, ähnlich wie Shakespeare, seinen Stoff aus Landeschroniken, Volksmärchen und Liedern schöpfte. Das Schauspiel: „Der schmerzliche Zwang" habe er einer alten Volksromanze, betitelt: „Romanze vom Grafen Alarcos und der Infantin Solisa", entlehnt. Diese Erläuterungen haben auch einen theater- und culturgeschichtlichen Werth, indem Bertuch auf so manche Krebsschäden jener Zeit in dem Bühnenleben hinweist. So sagt er einmal (a. a. O. S. 244 ff.) aus Anlaß der beiden Trauerspiele: „Ignez de Castro" von Ferreira und Jurta u. A.: „In den Chören der Alten liegt eine Art Zauberkraft. Ihre Chöre waren wie die Sprache des Gewissens, und das Gewissen ist allgemein in dem Menschen und spricht, erwacht, so laut. Daher die schreckliche Wirkung dieser Chöre, und daß es uns scheint, als sei es eine überirdische Stimme. Hierzu kommt die Musik, die hier ihre ganze Gewalt zeigen kann und so bereite Herzen findet. Wie unanständig dagegen auf unseren Theatern das Niederfallen des Vorhangs, der Stücklein Musik, die inzwischen gespielt werden, die Refraichissements, die herumgehen, und die Liebescorrespondenz, die nun zwischen den Logen und dem Parterre sich eröffnet!" Auch eifert er gegen die ästhetischen Fanatiker, die mit aller Gewalt an der Einheit des Ortes und der Zeit festhalten wollten, und sucht sie ad absurdum zu führen.

Der weimarische Hof schätzte den fleißigen und fruchtbaren Schriftsteller und Uebersetzer sehr, und Carl August ernannte ihn 1775 zum Cabinetssecretär; 10 Jahre darauf avancirte er zum Legationsrath, in welcher Stellung er 11 Jahre verblieb; 1796 trat er in's Privatleben zurück.

Als Dichter versuchte er sich auf dem Gebiet des Dramas und des Epos, ohne jedoch hier bleibende Spuren seines poetischen Schaffens zu hinterlassen. Am meisten wurde sein 1775 erschienenes Trauerspiel „Elfriede" beachtet, welches 1789 sogar in zweiter Auflage erschien (Berlin im Verlag der königlichen preußisch-akademischen Kunst- und Buchhandlung), 88 Seiten in 8°. Der Verfasser schrieb das dreiactige Trauerspiel im Jahre 1773 für die Seyler'sche Theatergesellschaft, welche das Stück am 4. September des genannten Jahres aufführte, und zwar im Weimarer Hoftheater. Der berühmte Schauspieler Eckhof spielte die Rolle des Grafen Olger. Bertuch schöpfte seinen Stoff aus David Heines: „Geschichte von England", und die Tragödie wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Sie erhielt sich einige Jahrzehnte auf dem Repertoire. Er schuf auch die Musik dazu, und es ist interessant, die Gesichtspunkte kennen zu lernen, die es ihm nahe legten, die Musik zu „Elfriede" zu componiren. Er schreibt: „Kenner wissen, wie unausstehlich es ist, wenn die Wahl der Musik zu Anfang und zwischen den Acten eines guten Trauerspiels ganz der geschmacklosen Willkür eines oft zusammengestoppelten Orchesters überlassen ist, und der Zuschauer, anstatt in Gefühl und Stimmung, in welche ihn der vorige Act erhalten, gleichsam zum

folgenden sanft hinübergetragen und vorbereitet zu werden, mit einem schnurrigen à la Polacca oder einem musikalischen Hick-Hack, daraus Niemand klug werden kann, regalirt und aus allem Genusse der Wirkung herausgerissen wird. Diese werden mir also hoffentlich dafür danken, daß ich auch von dieser Seite meinem Stücke soviel als möglich Bestimmtheit und Vollendung zu geben suchte." Er schrieb ferner ein lyrisches Monodrama: „Polyxena" (mit der Musik des Capellmeisters Wolf), Weimar 1776. Dasselbe zeichnet sich durch eine begeisterte, schwungvolle Diction aus. Das im antiken Geist gehaltene Monodrama wurde seiner Zeit oft von Recitatoren vorgetragen. „Das Märchen von Bilboquet" — Altenburg, in der Richter'schen Kunsthandlung, 1772 — steht unter dem Einfluß Wielands und zeichnet sich durch Humor und Grazie aus; das Büchlein ist mit reizenden Vignetten geschmückt. Im Prolog ironisirt er die klassische Götterwelt; sie sei ein trefflich Ding für Dichter und Poeten:

Die Herren haben oft Ideen von Nöthen
Und oft keine bei der Hand;
Was thut man da? Wer wird noch lange fragen?
Nicht wahr, wen durst's, der trinkt? Nun gut.
Der Dichter greift also nach seinem Flügelhut,
Schnallt die Talaren an, reist, ohne Pferd und Wagen,
In's Land — ihr wißt's ja schon, von dem der Grieche singt,
Wo man statt Wasser Nectar trinkt,
Ambrosia zum Nachtisch bringt."

Wie um die Verbreitung der spanischen und portugiesischen Litteratur in Deutschland, so machte er sich auch um die Wiederbelebung der Dichtungen von Hans Sachs hoch verdient. Von Hans Sachs' seit dem 17. Jahrhundert nicht gedruckten Schriften veranstaltete F. J. Bertuch sehr geschmackvoll ausgewählte „Proben aus des alten teutschen Meistersängers Hans Sachsens Werken" (Weimar, bei Carl Ludwig Hoffmann, 1778), die außerordentliches Aufsehen machten und aufs Neue die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf den größten deutschen Dichter des 16. Jahrhunderts lenkten. Diese Proben sind mit einem originellen, von G. M. Kraur verfertigten Kupferstich im Titel, „Der Narrenfresser", geschmückt. Ueber die Ziele, welche Bertuch bei dieser Herausgabe verfolgte, spricht er sich in einer sehr bedeutsamen Einleitung aus, der ich die nachstehenden Stellen entnehme: „Wie Viele sind wohl unter uns Teutschen, die mehr von diesem Mann wissen, als daß er Hans Sachs hieß? aber seinen Geist, sein Herz, seinen hohen Dichtergenius, seine Art, „Natur zu sehen", jeden ihrer Eindrücke auf ihn treu, wie der reinste Spiegel, wieder darzustellen? Wer kennt dies — als vielleicht nur wenige, denen es keine zu beschwerliche Mühe ist, nach versunkenen Schätzen unserer vaterländischen Litteratur in alten staubigen Bibliotheken umzukramen. Jeder Bücherkenner weiß, daß Hans Sachsens Werke dermalen unter die raren Bücher gehören; sie

aber vollständig zusammenzubringen, ist ein ganz besonderes Kaufglück, das einen, der selbst darauf lauert, nur selten trifft. In den größten und vollständigsten Bibliotheken fanden sich nur einzelne Theile davon, und selbst diese noch, wie ich oft gefunden habe, zerrissen und defect. Ich selbst sammle nun schon fast acht Jahre lang, mit möglichster Mühe und gütiger Unterstützung vieler meiner Freunde, in Teutschland daran und doch glückte mir es nicht eher als heuer, aus vielen einzelnen defecten Theilen ein vollständiges Exemplar zusammenzubringen. Viele, die ich darüber gesprochen, oder die mir darüber geschrieben haben, führen dieselbe Klage: Aus diesen und noch manch anderen sicheren Anzeichen schließe ich mit Sicherheit, daß Hans Sachsens Werke dem Untergange nahe sind, und übernimmt's nicht itzt jemand diesen wahren Schatz unserer poetischen Litteratur zu retten, vielleicht in nicht langer Zeit gar nicht mehr sein werden. Nun fragt sich's, Ihr Teutschen, wollen wir dies geschehen lassen oder nicht? Sollen uns einmal unsere späteren Urenkel der Sünde zeihen, daß wir unsern Genius untergehen und seine Werke, aus schlaffer Unthätigkeit, dahinsterben ließen? Sollen uns unsere Nachbarn, Engländer und Franzosen, die jedes Bruchstückchen ihrer älteren poetischen Litteratur mit großer Sorgfalt aufsuchen, sammeln, bewahren und in hohen Ehren halten, länger hierin beschämen? Und wollen wir uns, und unseren lesegierigen Freunden, nicht so viel als möglich Speise schaffen, woran Jeder von gesundem Kopf, Herz und Sinn sich laben kann? Nein, Ihr Teutschen, Ihr seid zu bieder und edel und Ihr habt, so wie ich, unser Vaterland zu lieb, als daß ich so etwas befürchten könnte. Wohlan, Ihr fünfhundert Edle, Freunde ihres Vaterlandes und der Musen in ganz Teutschland, dürfen mir ihr Wort geben, mich zu unterstützen, und ich will gern, auch ohne Hoffnung einiger Belohnung oder Gewinnes, die dreijährige Arbeit einer neuen Ausgabe von des vortrefflichen Hans Sachsens poetischen Werken übernehmen. Daß dies kein Unternehmen für einen Buchhändler sei, fällt jedem, der nur wenig die Sache selbst und die Lage des Buchhandels in Teutschland kennt, sogleich in die Augen. Da ich nun Last und Kosten des Verlags ganz allein übernehmen muß, so verdien' ich, glaub ich, umso mehr sicher gestellt und durch Subscription und Pränumeration unterstützt zu werden." Bertuch kündigt nun eine Ausgabe der Hans Sachs'schen Werke, mit erläuternden Noten, acht Bände in groß Quart an.

Und hier ist der Platz, von Bertuch als Buchhändler und Verleger ein Wort zu sagen. Er hatte sich Ende der siebziger Jahre in Weimar als Verlagsbuchhändler etablirt und zeichnete sich durch seine kühnen Unternehmungen, seinen weiten Horizont, seine Opferfreudigkeit und seinen feinen Geschmack aus. Schon Hans Sachsens Schriften sollten in einem würdigen Gewande vor dem deutschen Publicum erscheinen: auf gutem Papier, mit ganz neuen Lettern, mit einem guten nach gleichzeitigem Original gestochenen

Bilde des Dichters. An Hans Sachsens alter und charakteristischer Sprache und Rechtschreibung sollte Nichts geändert werden, und er wollte deshalb dafür sorgen, daß das Werk unter seinen Augen gedruckt und von ihm selbst corrigirt würde. Den Preis seiner Bücher stellte er für die damalige Zeit sehr billig fest. So sollte z. B. jeder Band von Hans Sachs blos 1 Rthlr. kosten; um die Zahlung noch mehr zu erleichtern, wurde sie auf 3 Termine vertheilt.

Mit den Nachdruckern führte er natürlich heftige Fehde; nur bei den Werken von Hans Sachs gab er ihnen freie Hand mit den ironischen Worten: „Und nun ein Wörtchen an Euch, Piraten Deutschlands. Hier ist wieder ein Werklein von 21 Alphabeten, auf das Ihr Jagd machen könnet, wenn's Euch beliebt. Ich gebe es Euch freiwillig preis. Tastet's an, wenn Ihr könnet; denn ich verschanze es mit keiner einzigen allerhöchsten oder allergnädigsten Freyheit oder Privilegio."

Großen Einfluß gewann Fr. J. Bertuch namentlich durch die Herausgabe und den Verlag von Zeitschriften, da er bei Zeiten den großen Werth der periodischen Presse erkannte. Mit seinem Freund Wieland und Schütz entwarf er den Plan zu der „Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung", welche bald die „namhaftesten" deutschen Dichter und Gelehrten jener Zeit zu ihren Mitarbeitern zählte, und zwei Jahre darauf gab er mit Kraus das „Journal des Luxus und der Mode" heraus, das bis 1827 bestand und für die Sitten- und Culturgeschichte zur Zeit der französischen Revolution und des Kaiserreichs von hohem Interesse ist. Einen außerordentlich volksthümlichen Namen verschafften ihm die von ihm herausgegebenen Kunst- und geographischen Werke, namentlich sein in tausenden von Exemplaren verbreitetes „Bilderbuch für Kinder" (Weimar 1720—92), sowie „Die Blaue Bibliothek aller Nationen" (Gotha 1790—97), Werke, zu deren Herstellung und Betrieb er das „Landesindustrie-Comptoir" begründete.

Wie nützlich und gediegen alle diese Unternehmungen waren, beweist schon die Thatsache, daß zu Bertuchs „Bilderbuch für Kinder" ein sechsbändiger Commentar für Eltern und Lehrer, welche sich jenes Werkes bei dem Unterricht ihrer Kleinen und Schüler bedienen wollen, erschienen ist (Weimar, im Verlage des Industrie-Comptoirs, 1798) und gleichfalls lebhaften Anklang gefunden hat. Mit berechtigtem Stolz konnte Bertuch in der vom 24. März 1798 datirten Vorrede des „ausführlichen Textes" sagen: „Als ich vor neun Jahren mein „Bilderbuch für Kinder" herauszugeben anfing, war, außer dem Wunsche, unserer Pädagogik ein noch mangelndes Hilfsmittel zu liefern, auch noch mein Zweck, diese so unentbehrliche und unsere Mühe so reich belohnende Wissenschaft spielend einzuflößen. Dies ist mir beinahe über Erwartung gelungen, und ich muß bekennen, daß mir diese Freude eine süße und ermunternde Belohnung für manche Mühe war, die ich bei Herausgabe dieses Werkes am Anfange zu übersteigen hatte. Ich hatte das Vergnügen, zu sehen, daß Eltern und

Lehrer die Tafeln meines Bilderbuches zur Grundlage ihres Unterrichtes machten; ja, oft sogar so weit gingen, mein Bilderbuch als eine ordentliche Naturgeschichte zu betrachten."

Wie die Kunst, Pädagogik und Naturgeschichte, so förderte er auch die Ethnographie und Linguistik durch seine zahlreichen, mit schwarzen und colorirten Kupfern und Karten versehenen Publicationen. Zu diesen zählte das von ihm in Gemeinschaft mit Dr. J. S. Vater herausgegebene „Allgemeine Archiv für Ethnographie und Linguistik" (Weimar, Landesindustrie Comptoir, 1808). Dasselbe wurde selbst von Männern, wie Alexander von Humboldt und Blumenbach, mit großem Beifall aufgenommen. Ueberdies enthält dieser Band eine bisher noch unbekannte, sehr interessante Abhandlung des großen Naturforschers Humboldt: „Ueber amerikanische Sprachen", die man gewiß auch jetzt noch mit Interesse lesen wird. Noch ein anderes bedeutsames Werk ethnographischen Inhalts ist aus seinem Verlage hervorgegangen, nämlich die „Mythologie der Inder" von Polier (Weimar, Industrie-Comptoir 1809). Ueberaus lehrreich für die Karten- und Kupferstiche zu Bertuchs Zeit sind die schon erwähnten, dem „Allgemeinen Archiv für Ethnographie und Linguistik" beigefügten Kupfern und Karten, welche zugleich für die Costümkunde sehr wichtig sind. Die Bilder sind von großer Lebenswahrheit und zuweilen sehr drastisch, man sehe nur das Portrait von Nuba-Leba, dem König von Salor auf Timor — in seiner Nachthaube.

Bald verbanden sich mit dem Landesindustrie-Comptoir verschiedene andere Anstalten, welche zahlreiche Schriftsteller, Künstler und Handwerker beschäftigten, darunter das „Geographische Institut" für Kartenverlag. Seine „Geographischen Ephemeriden" (1798—1824) trugen außerordentlich viel zur Förderung der geographischen Studien bei.

Für die bildende Kunst that er außerordentlich viel, nicht allein in Weimar, sondern auch in ganz Deutschland. So war er z. B. Mitstifter der chalkographischen Gesellschaft in Dessau und Förderer der von dem Großherzog von Sachsen-Weimar gestifteten Zeichenakademie, die unter des Hofraths Heinrich Meyer Direction — des Herausgebers von Winckelmanns Werken und thätigsten Theilnehmers von Goethes „Propyläen" — viel Nutzen gestiftet hat. Bertuchs Neider nannten ihn spöttisch den „Bilderfabrikanten Deutschlands", was in gewissem Sinne wahr war, denn, einige Nürnberger und Augsburger Bilderhändler abgerechnet, mag wohl schwerlich in den letzten Jahrzehnten des vorigen und ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts Jemand so viel Kupfer zu Kupfertafeln verbraucht haben. Natürlich mußte hier Vieles fabrikmäßig betrieben werden, aber diese Fabrik ernährte viele hundert Menschen in dem damals so fabrikarmen Weimar. Er selbst hatte einen feinen Tact und richtigen Geschmack für jede höhere Leistung der Kunst und verwendete ungeheure Summen auf sehr solide und rühmliche Unternehmungen, die aber nicht selten eben deshalb fehlschlugen und das verschlangen, was er durch Fabrication für kleine

und große Kinder gewonnen hatte. Er hatte ein sehr scharf ausgeprägtes Gefühl für deutsche Kunst und deutsche Ehre, und Carl August, der sein wahres Verdienst nie verkannte, wußte dies auch gehörig zu schätzen und ihn, wie schon erwähnt, auszuzeichnen.

In den letzten Jahren seines Lebens zog er sich, kränkelnd und schwach geworden, von seinen weitverzweigten Geschäften zurück und übergab die Leitung derselben seinem Schwiegersohne, dem Ober-Medicinal-Rath Ritter von Froriep, einem klugen und geschäftskundigen Manne, welcher im Geiste ihres Schöpfers die verschiedenen Unternehmungen fortführte bezw. neu organisirte.

Am 3. April 1822 starb er, 75 Jahre alt, und wurde unter großer Betheiligung seiner Freunde aus Fern und Nah in seiner Familiengruft, in seinem eigenen Garten, zur Erde bestattet. Die Mitglieder der Freimaurer-Loge zu Weimar, deren Mitglied auch er war, schlossen den nächsten Kreis um sein Grab, an welchem der Kanzler von Müller eine sehr bedeutsame Rede hielt und darin die Verdienste des merkwürdigen Mannes nach Gebühr würdigte.

Bertuch war mit dem ganzen Weimarer Dichterkreis sehr befreundet. Sein gütiges und liebenswürdiges Wesen erwarb ihm den intimen Verkehr mit Goethe, Wieland und Herder. Es ist zu bedauern, daß der rege Briefwechsel, den er mit diesen Geistesheroen und anderen namhaften Männern und Frauen seiner Zeit führte, nur zum geringen Theil veröffentlicht worden ist. Auch mit den Dichtern des Hainbundes, speciell G. A. Bürger, führte er einen reizenden und anregenden Briefwechsel. Interessant ist das Urtheil des Letzteren über ihn. Bürger schreibt an Boie*) — Willmershausen, den 9. März 1778 —: „Bertuch hat sich in fleißige Correspondenz mit mir gesetzt; er scheint ein gutherziger Knabe zu sein, als welchen ihn mein Gleim schon ehedem gerühmt hat."

Zu einer Zeit, wo selbst ein Schiller ein solch' vernichtendes Verdict über Bürger abgegeben und dieser überhaupt nur von Wenigen nach Gebühr gewürdigt wurde, ist es wahrhaft wohlthuend, das gerechte und sympathische Urtheil Bertuchs zu vernehmen, und so mag denn das Schreiben desselben an Bürger**) hier abgedruckt werden.

„Weimar, den 21. März 1778.

Eine kurze Abwesenheit von hier, lieber, trauter Bürger, hat mich gehindert, Ihnen eher als jetzt zu sagen, welche Herzensfreude Sie mir mit der Zusage machten, dies Frühjahr nach Weimar zu kommen und bei mir zu hausen. Kommen Sie, kommen Sie, mein Theuerster, mit offenen Armen wird Sie Ihr Bertuch empfangen, und von unserem Wieland kann

*) Briefe von und an G. A. Bürger, herausgegeben vom Strodtmann, Berlin 1874, 2 Bde., S. 246.

**) Aus Bürgers Nachlaß.

ich Ihnen ein Gleiches versichern, denn der freut sich nicht minder auf Ihr Kommen. Streifen Sie den ganzen alten Balg der Geschäftssorgen, Grillen, Unmuth, Trübsinn und wie das Teufelsgeschmeiß noch sonst heißt, rein ab, und kommen Sie mit offenem Herzen und fröhlichem Sinn zu mir; Sie sollen mich auch so finden, und ich will Alles, was ich kann, thun, es Ihnen zu erhalten. Da wollen wir manches schöne Stroh zusammen durchdreschen, und uns einmal unseres Daseins freuen. Amen!

Das liebe Publicum hält sich also gut in den Subscribenten-Listen! Dank's ihm der Henker, daß es nur gerecht gegen Sie ist! Das ist seine Pflicht und Schuldigkeit. Aber leider ist's in diesen jammervollen Zeiten auf Erden dahin gekommen, daß die Welt sich das Gerechtsein als Verdienst angerechnet wissen will und Bücklinge dafür verlangt. Ich kenn's ein bischen, das feine teutsche Publicum, denn ich habe mich nun auch etliche Jahre mit ihm herumgezerrt, bin aber doch noch ganz fein und wohlbehalten weggekommen. Auch davon wollen wir eines schwatzen, und sonderlich von Ihrer trefflichen Idee, dem Nachdruck zu steuern. Mein Geld für Sie ist zusammen und liegt da. Sagen Sie mir, soll ich's Ihnen schicken oder wollen Sie's selbst holen?

Mir steckt auch wieder so was von einem litterarischen Friesel zwischen Fell und Fleisch, das zum Ausbruch kommen soll, weiß aber nicht, ob's geschieht. Ich kranke schon seit 6 Jahren daran; doch es ist zu weitläuftig, als daß ich jetzt, da mir die Post aufm Nacken sitzt, davon schwätzen könnte. Ade, Herzallerlieber! Gott befohlen!

F. J. Bertuch."

Für die Allgemeine Litteraturzeitung zahlte Bertuch seinen bedeutenderen Mitarbeitern 15 Reichsthaler oder 3 alte Louisdors für den Druckbogen, was damals ein recht ansehnliches Honorar war.

Briefe Bertuchs sind nur wenige erschienen, und Autogramme von ihm gehören zu den Seltenheiten. Deshalb wird man auch die nachstehenden 4 Briefe, die sich in der Handschriften-Abtheilung der königlichen Bibliothek in Berlin befinden und bisher ungedruckt sind, gewiß mit Interesse lesen.

I.

Weimar, den 27. März 1776*).

Armer, lieber Freund! Soweit sind Sie genesen. Empfangen Sie mein ganzes Mitleiden und meine Freude, daß Sie wieder hergestellt sind. Ich schicke Ihnen dies Zettelchen, bei Gelegenheit, daß ich an Herrn Chodowiecky**) schreibe, um Ihnen nur den Empfang des Geldes für die 2 Exemplare Don Quixote**) und daß unsere Rechnung nun völlig

*) Aus der Radowitz'schen Sammlung.

**) Wie schon oben erwähnt, hat Bertuch den Don Quixote übersetzt.

berichtigt ist, zu melden. Wollte Gott, ich könnte zu Ostern wieder Theile liefern, aber es sieht nicht aus! Mein unglaublich beschwerliches Amt raubt mir jetzt fast alle meine Zeit! — Unser Wieland kann Ihnen diesmal — weil er Kindtauf-Lärm im Hause hat — nicht schreiben, aber er bittet mich, ihn Ihrer Freundschaft zu empfehlen und Ihnen für Ihre gütigen Bemühungen für den „Mercur" zu danken. Ich soll Sie ausschmälen, daß Sie noch zweifeln können, ob ein Exemplar Ihnen gehöre. Wenige Jahrgänge des „Mercur" können allerdings Liebhaber und um den Preis des heurigen haben. Das Oberpostamt darf nur von der Erfurter fordern, soviel es deren bedarf. — Die 3 letzten Monate des vorigen Jahres, die Ihnen fehlen, werden Sie in wenig Tagen erhalten. Das ganze Quartal war durch ein unvorsichtiges Versehen des Spediteurs in der Speditionstabelle ganz zurückgeblieben, ist aber jetzt berichtigt Leben Sie wohl, theurer Freund, empfehlen Sie mich Ihrem lieben Weibchen und Herrn Senator Auer und lieben Sie ferner

Ihren

Bertuch.

Dem Herrn Professor Müchler in Berlin."

II.

Weimar, den 30. Aug. 1790*).

Ich war im April und Mai, als Ew. Hochwohlgeboren Zuschrift und Artikel — das Pasquill auf die schönste Frau — bei mir einging, verreist und gleich bei meiner Zurückkunft überfiel mich ein rheumatisches Nervenfieber, was mich an den Rand des Grabes brachte und nach meiner Rettung mich über 2 Monate lang zu allen litterarischen Geschäften unfähig machte, denn mein Schreibtisch lag unter dem strengsten Interdikte des Arztes. — Dies allein wird mich hoffentlich giltig bei Ihnen entschuldigen, daß Ihre werthe Zuschrift bis jetzt unbeantwortet blieb.

Ich habe den kleinen Aufsatz, den Sie die Gütigkeit hatten, für das Journal der Moden zu bestimmen, — gelesen und muß Ihnen denselben, ungeachtet ich ihm seine Verdienste nicht abspreche, dennoch zurückschicken, weil ich ihn dem Plane unseres Journals nicht genug entsprechend finde. So wie er jetzt ist, fehlt ihm Einheit und bestimmter Umriß seines Gegenstandes; er hat keine Hauptfigur, auf die sich alle Nebengruppen der Exposition beziehen, sie unterstützen und herausheben und ist mehr eine Art von Rhapsodie als moralisches Tableau. Der Titel „Pasquill" ist unrichtig, denn Pasquill ist nur persönliche individuelle Satire; das ist hier nicht der Fall. Ich wünschte, Sie hätten wirklich eine Satire auf

*) Aus Jean Pauls Nachlaß. Ob der Brief an ihn gerichtet war, weiß ich nicht; der Adressat fehlt.

das schönste Weib in abstracto gemacht und dabei den unlöschbaren Durst des weiblichen Geschlechts, das Ringen, die Künste und unzähligen Versuche, körperliche Schönheit zu haben, den leichtsinnigsten Aufopferungen moralischer Schönheit, Gesundheit und Lebens für den eitlen Zweck, das schönste Weib zu sein, gegeißelt. Dann wäre Ihr Aufsatz unserem Plane anpassender gewesen sein. Sie werden selbst finden, daß dies ein reicher Stoff zu einem geistreichen Gemälde, etwa in Hogarths oder Sternes Manier, sein würde, der zugleich der Composition mehr Einheit und Haltung geben könnte.

Verzeihen Sie, daß ich über einen Gegenstand der Schriftstellerwelt frei und unbefangen rede, weil ich der Meinung bin, daß wahre Kunst Kritik vertragen kann und sogar durchaus verlangt.

Ich bin mit vollkommener Hochachtung

Ihr gehorsamster Diener

J. F. Bertuch,

H. S. Weimarischer Legationsrath."

III.

Weimar, den 18. Juni 1817*).

Lassen Sie und Freund Besser sich den Ueberbringer dieses, unseren Herrn Kammermusikus Eberwein und seine liebe Frau, beides brave Künstler und schätzbare Mitglieder unseres Theaters, welche jetzt eine kleine Kunstreise über Hannover nach Hamburg machen, bestens empfohlen sein, werthester Freund. Leiten Sie ihn mit Ihrem guten Rath für seinen Zweck und seien Sie meines wärmsten Dankes gewiß.

Vielleicht existirt eine gute, treue Büste in Gips von unserem verewigten vortrefflichen Schröter in Hamburg. Ich wünsche sie für unsere Loge zu haben. Ist sie zu haben, so bitte ich, sie für meine Rechnung zu kaufen und wohlverpackt durch Fracht zu schicken.

Gott befohlen, lieber Freund!

Ganz der Ihrigste

J. F. Bertuch."

IV.**)

Zwölf Thaler gnädigst bewilligter Beitrag zur Erhaltung denen Stadtlaternen von Ostern 1787 bis dahin 1788 werden anbei aus hochfürstlicher Herzoglicher Chatouille an die Laternen-Institutsannahme in Laubthalern à 1 Thaler 15 Groschen baar überliefert und zur Rechnung gehörig bescheinigt.

Weimar, den 8. März 1788. J. F. Bertuch.

---

*) Aus der Radowitz'schen Sammlung. — Adressat nicht genannt.

**) Quittung. Aus der Radowitz'schen Sammlung. Als Curiosum mitgetheilt.

Zur Flottenfrage.

(Erwiderung.)

Von

M. Galster,

Kapitän zur See z. D.

— Kiel, August 1897. —

Bei Jedem, welcher heutzutage in der Flottenfrage das Wort ergreift, um seiner Meinung nach Theile des Volkes, welche dem Meere ferner stehen, zu belehren oder für seine Ansichten zu gewinnen, möchte man gern voraussetzen können, daß er in Folge näherer Beziehungen zum Seehandel, zum überseeischen Verkehr oder zur Marine Fachmann in seemännischen und Seehandelsfragen wäre und daß ihn eigene Erfahrungen befähigten, die große Bedeutung des gesicherten Seeverkehrs und Seehandels für die wirthschaftliche Weltmachtstellung eines Volkes genügend zu schätzen. Daneben müßten ernste Studien in der Geschichte und der deutschen und fremden Fachlitteratur ihn überzeugt haben, daß der Schutz und die Zukunft eines großen Seehandels und damit auch des Wohlstandes des Vaterlandes nur im Besitz einer der Größe dieser Güter angemessenen Seemacht bestehen kann und daß deren Einfluß auf die Geschichte und Geschicke der Völker von jeher entscheidend war. Dann würden ihm die Beispiele aus älterer und neuerer Zeit genügende Beweise liefern, daß zu Lande starke Staaten gegenüber den Rücksichtslosigkeiten zur See stärkerer Völker, welche nicht unmittelbar benachbart sind, im Handel und in der Politik so gut wie machtlos sind. Die Macht Genuas und Venedigs im Mittelalter beruhte auf ihrer rücksichtslosen Ausnutzung der Seemacht, das Frankreich Napoleons I. war England gegenüber machtlos, eine zur See noch ebenso kräftige Türkei, wie sie es zu Lande ist, wäre nicht derart den Entscheidungen anderer Staaten über ihr Schicksal und Bestehen preisgegeben.

Den sich zur Besprechung von solchen Lebensfragen des Volkes berufen fühlenden Männern kann nicht dringend genug nahe gelegt werden, daß sie über das Wohlbefinden der jetzigen Generation hinaus die Zukunft und das Gedeihen des Vaterlandes im Auge behalten. Jedes Jahr, welches wir schon versäumt haben und noch versäumen, uns auch zur See angemessen zu wappnen, verschlimmert bei den stetigen Fortschritten unserer Handelsrivalen in der Stärkung ihrer Seemacht unsere Lage und kann uns soweit herunterbringen, daß wir, wenn uns endlich der Seekampf als letzte Schlußfolgerung der Handelsrivalität aufgezwungen wird, wie Frankreich England gegenüber, mit Schrecken entdecken, daß es zu spät geworden ist, das Versäumte nachzuholen. Wie sehr sich oft der Niedergang der Völker mit dem ihrer Seemacht deckt, sei es, daß dieselbe in falscher Sparsamkeit im Frieden nicht genügend unterhalten wurde oder, daß das durch leichten Geldgewinn aus den Colonieen der Arbeit entwöhnte Volk die Seemacht und den Handel zugleich verfallen ließ, beweisen uns Holland einerseits und Spanien und Portugal andererseits. Das Beispiel Hollands ist außerdem noch dadurch besonders lehrreich, daß Frankreich in kurzsichtiger Weise durch fortwährende Bedrängung des an Land zu kleinen Hollands, dieses zur See aber mächtigsten Rivalen Englands, letzterem unbeabsichtigt den Weg zu seiner von da ab herrührenden Seeherrschaft ebnete.

Ein stolzes Selbstgefühl als Abkömmlinge deutschen Stammes müßte uns vor der kleinmüthigen Auffassung bewahren, daß wir in Fragen über die Theilung der Erde, soweit dieselbe nicht leider ohne uns schon vollzogen ist, nicht mitsprechen dürften, und daß wir in Fragen des Weltverkehrs nur durch eine sanfte, nachgiebige Politik unser gutes Recht an allen irdischen Gütern uns erhalten könnten. Leider sind manche so kleinmüthig, daß sie von einer Stärkung unserer Macht zur See Conflicte befürchten, vor denen unsere Schwäche zur See uns bewahrt hätte. Diese Kleinmüthigen könnten, wenn ihren bescheidenen Ansprüchen auf gute Behandlung im Verkehr der Völker Rechnung getragen würde, erleben, daß uns bald das junge Japan bewiese, wie ohnmächtig ein zu Lande mächtiges, zur See aber Kleinstaat gebliebenes Deutschland ist, sobald es sich um Bedrohung eines Hauptquells seines Wohlstandes, des Seehandels, handelt. Man muß die aus Höflichkeit oder aus anderen triftigeren politischen Gründen öfters vorgekommene Annahme unserer Mitsprache in außercentraleuropäischen Fragen nur nicht als baare Münze für unser Ansehen im Auslande nehmen. Dort macht man aus seiner Freude und dem Spott über die Schwäche des starken Deutschen Reiches zur See kein Hehl, rechnet stets damit und nimmt uns manchmal ein unparteiisches, gerechtes Mitsprechen recht übel.

Es ist ferner ein aus vergangener Zeit leider noch mithinübergenommenes Schwächlichkeitsgefühl und ein kurzsichtiger Geiz, bei uns stets von einem Deutschland zu sprechen, welches zu arm sei, um die Zukunft seines zu

immer größerem Wohlstand beitragenden Seehandels angemessen zu schützen. Bei dem stetigen Aufstreben unseres Handels kann es nicht ausbleiben, daß man uns denselben mißgönnt, ja ein weiteres Ausdehnen unserer Handelsbeziehungen kann möglicherweise dahin führen, daß ein zur See mächtiges Ausland zur Aufrechterhaltung seiner Weltmachtstellung die Vernichtung des deutschen Handels durch Verkehrsmaßnahmen oder selbst durch Krieg in's Auge faßt. Wären wir dann aber zur See stärker als jetzt, also als Bundesgenossen werthvoller, so würden wir unter anderen Seemächten, welche in ähnlicher Lage sind, leichter Genossen finden und uns gemeinsam gegen das Erdrücken wehren können. Die Zeichen mehren sich, daß man unserer Colonialausbreitung und unserem Handel, welchen man, als er ebenso wie das früher in Einzelstaaten zersplitterte Deutschland klein und unbedeutend war, herablassend und in eigenem Interesse begünstigte, nicht mehr wohl will, und sind Zollschwierigkeiten, sowie Maßnahmen gegen das Gedeihen unserer afrikanischen Colonien wohl Beweise dafür.

Wir sehen, daß wir schon reich genug sind, um beneidet zu werden und daß unser Handel bei weiterem Gedeihen uns noch wohlhabender machen kann. Französische Blätter sprechen es oft aus, wie wohlhabend ihnen Deutschland vorkommt und besonders, wie es gedeiht, und doch wird bei uns das nicht so bevölkerte Frankreich mit seinem geringeren Handel stets citirt als reicheres Land, welches sich eine größere Seemacht leisten müsse und könne. Wir haben weit mehr in unseren Handelsschiffen und Handelsverbindungen einzubüßen wie Frankreich, unser zu Uebervölkerung neigendes Land hat die Ausfuhr seiner starken Industrie zur Erhaltung der Bevölkerung und des Wohlstandes dringend nöthig, und werden wir auch im Kriege die Seezufuhr von Lebensmitteln auf die Dauer nicht entbehren können. Daß wir bis jetzt ohne starke Seemacht ausgekommen sind, liegt in politischen Verhältnissen, in der Eifersucht anderer Nationen auf einander; doch kann sich dies in kurzer Zeit und um so wahrscheinlicher ändern, je nutzbringender unser Niedergang anderen Völkern erscheint. Ebenso dankbar, wie unser Volk stets der Generation sein wird, welche durch ihr Blut und ihre Siege zu Lande den Grund zu Deutschlands Einigung und seinem Aufblühen gelegt hat, ebenso sicher würde die jetzige Generation den Fluch der Nachkommenschaft verdienen, wenn sie um des eigenen ungetrübten Wohlergehens halber die Sorge für die Erhaltung des Erworbenen und die Sicherung der Zukunft durch Stärkung der Seemacht vernachlässigt hätte.

Opfer müssen wir ebenso bringen, wie es unsere Vorfahren für uns gethan haben; daß sich Geldopfer für die Seemacht aber gut verzinsen, zeigt uns kein Beispiel besser als die frühere Blüthe Hollands, die Macht der Hansastädte und schließlich der Reichthum des seine Seeoberherrschaft nunmehr voll ausbeutenden Englands.

Wie schwer es für einen Nichtfachmann ist, aus den ihm zu Gebote stehenden Tabellen, Listen und ausländischen Zeitungen ein richtiges Urtheil

in Marinesachen zu gewinnen und sachlich klar darüber schreiben zu können, ersehen wir fast täglich in deutschen Zeitungen. Selbst Schriftsteller, welche wie der Verfasser des Aufsatzes „Zur Flottenfrage", im Augustheft von Nord und Süd, ein warmes Herz für das Wohl des Vaterlandes haben und unparteiisch das Für und Wider im Interesse der wahren Wohlfahrt des Volkes prüfen wollen, kommen leicht durch nicht völliges Verstehen marinetechnischer Angaben, sowie durch Lesen absichtlich gefärbter, für besondere politische Zwecke einseitig geschriebener Artikel in Auslandszeitungen zu Ansichten und Folgerungen, welche von Fachleuten unmöglich getheilt werden können und welche leicht verwirrend auf die dem Stoff noch ferner stehende Menge wirken können. Die nachstehenden Auslassungen sollen daher weder die gute Absicht des Verfassers obengenannter Arbeit in Frage stellen, noch längere Streitfragen entfesseln, sondern versuchen, einige nach diesseitigem Erachten durch das Nichtfachmannsein des Verfassers hervorgerufene Irrthümer und Folgerungen zu widerlegen.

Gleich im Anfang wird die Ansicht vertreten, daß es fraglich sei, ob Deutschland schon in jeder Hinsicht reif sei für das Eintreten in die Stellung einer Seemacht zweiten Ranges. Dem gegenüber ist nur zu erwidern, daß die anderen Staaten schwerlich auf diesen Zeitpunkt warten werden, sondern ihre Seestreitkräfte immer weiter vermehren, so daß später, wenn sich Deutschland unter Druck von außen reif fühlen müßte, das Nachholen der Rüstung unmöglich oder doch mindestens vielfach kostspieliger als jetzt sein würde. Wenn wir nicht jetzt, nach der leider in den achtziger Jahren begangenen Versäumniß anfangen wollen, uns zu der uns schon seit 1871 zustehenden Seemachtstellung aufzuarbeiten, so wird uns das später immer theuerer und schwieriger werden, zumal das Personal, wie an anderer Stelle richtig bemerkt ist, dann nicht plötzlich geschaffen werden kann. Wir standen in den Jahren 1874—84 im Vergleich zu andern Seemächten günstiger als jetzt und konnten unsern Auslandhandel mit mehr Schiffen schützen als in der Neuzeit. Hätten wir damals weiter gebaut, anstatt uns auf eine Küstenvertheidigungsflotte zu beschränken, so hätte sich Niemand im Auslande darüber gewundert, sondern es für natürlich gehalten, daß das auch im Handel größer gewordene Deutschland seine ihm als Rüstung zu eng gewordene Seemacht vergrößern müsse. Daß unsere Einsicht dazu etwas spät kommt, ist noch besser, als wenn sie gar nicht käme, und unsere Schiffbauwerkstätten könnten stets, und unser Personal auch jetzt noch allen Anforderungen für Vergrößerung der Seemacht gerecht werden. Unser Handel ist reif und werthvoll genug, um angemessenen Schutz für seine Zukunft verlangen zu können, und unser Schiffbau beweist durch seine Oceandampfer und Schlachtschiffe I. Klasse, daß er voll auf der Höhe für jede Aufgabe steht. Erst jüngst hat seine Leistungsfähigkeit durch die Uebernahme der Germania-Werft in Kiel und die beabsichtigte Ueberführung der Germania-Maschinenbaufabrik von Tegel nach Kiel durch

Krupp bedeutend zugenommen. Da alles Geld für Neubauten im Inlande bleibt, so wird unser Arbeiterstand auch wohl reif genug sein, um dies größere Feld der Thätigkeit mit Freuden zu begrüßen. Haben wir erst eine größere Seemacht, so wird sich das Ausland auch daran gewöhnen und nicht aus Mißtrauen andauernd seine Rüstungen unverhältnißmäßig hoch treiben. Man überschätzt im Auslande, wo, wie in Frankreich und England, gerade in diesem Jahre ungeheure Flottenvergrößerungspläne unter Beifall des Volkes vorgelegt und genehmigt sind, durch die eigne Volksstimme verwöhnt, jetzt noch die Opferwilligkeit der Deutschen für das Gemeinwohl.

Auf die verschiedenen Muthmaßungen über die beabsichtigte Größe der Flotte einzugehen, ist hier nicht Raum; wünschenswerth muß es aber jedem Deutschen erscheinen, wenn ihm seine Flotte in einem Kriege gegen fast jeden Gegner die eignen Thore seines Seehandels, die Ost- und Nordsee offen halten kann. Daß nur eine Hochseeflotte mit starken Kreuzern solches vermag, ist selbstverständlich; auch beweisen die Kriege Englands und Frankreichs, daß die Unterhaltung einer starken Hochseeflotte genügt hat, um England gegen feindliche Angriffe zu schützen, während im Secessionskriege die Südstaaten ohne Hochseeflotte die eignen Küsten nicht gegen die damals recht schwache Flotte der Nordstaaten schützen konnten. Die Anforderungen, welche jedes Volk an seine Seestreitkraft stellen muß, damit deren Vorhandensein überhaupt begründet ist, sind: „Schutz der eigenen Küsten, Offenhalten derselben, ihrer Handelsplätze und der nächsten Verkehrswege dorthin, Vertretung des Reiches und Schutz des Seehandels im In- und Auslande, Schutz der Colonien, Vertretung des Staatsinteresses bei überseeischen Verwickelungen und schließlich Darstellen eines erziehlichen Elementes für einen Theil des Volkes und einer Hilfsschule für das Personal der Handelsflotte." Für die Stärke der Flotte muß diejenige unserer wahrscheinlichsten Gegner als Anhalt dienen, und wir thun gut, wenn wir dabei nicht auf vergängliche Bündnisse, sondern nur auf unsere eignen Kräfte rechnen.

Die Etats verschiedener Staaten kann man nur im Ganzen, einschließlich der für Bauten und Neubauten, Umbauten und andere, für Marine- und Küstenschutz bewilligten Summen und Extrabewilligungen, vergleichen. Alles Andere ist eine mißliche Sache, weil bei der Aufstellung der Etats bei jeder Nation andere Gesichtspunkte gelten. Es ist nicht so einfach, wie es nach den vom Verfasser gegebenen runden Summen scheinen könnte, aus dem französischen und englischen Etat nur diejenigen Positionen und Capitel zusammenzustellen, welche annähernd denjenigen entsprächen, für welche in unserm Etat 1897—98 für fortlaufende jährliche Ausgaben eine bestimmte Summe bewilligt ist, in der bei uns weder Neubauten noch Baufortführungen oder Umbauten einbegriffen sind. Andere Marineetats

trennen nicht so scharf wie wir oder in anderer Weise; an die fremden Marineverwaltungen treten je nach der Größe des Colonialbesitzes und der darin vorhandenen befestigten Marinestützpunkte, der dortigen Werft- und Dockanlagen ganz andere und mehr Verpflichtungen zum Unterhalten dieser und eines größeren Flottenschutzes heran, wie an uns. Die Etats der fremden Marinen, welche jedem Fachmann, besonders in Kriegshäfen leicht zugänglich sind, können nur dazu dienen, einzelne ganz bestimmte Positionen mit einander zu vergleichen, nicht aber, um für den Laien einen Anhalt für die künftigen Unterhaltungskosten einer größeren Flotte zu schaffen. Solche, in Tageszeitungen vielfach auftretenden Zahlen, welche man je nach der politischen Absicht mit der größten scheinbaren Berechtigung um viele Millionen höher oder niedriger aus den Etats zusammenstellen kann, können als Agitationsmittel sowohl für, wie gegen die Flottenvergrößerung benutzt werden; sie besitzen aber nicht mehr wirklichen Werth als die untrügliche Wahrheit, daß demselben Volk eine größere Flotte mehr kostet als eine kleinere. Ein ungefähres Bild der Mehrkosten nach Veranschlagung der Vergrößerung kann nur die zuständige Marinebehörde geben, welche aber auch hierbei wegen unerwarteter Aenderungen und Fortschritte der Technik, sowie politischer Gründe halber nicht engherzig für alle Zukunft dadurch verpflichtet werden darf.

Die Angabe, daß die russische baltische Flotte schwächer sei als zur Zeit die deutsche, ist nicht ganz zutreffend, besonders wenn man die bereits 1895 von Stapel gelaufenen Schiffe, deren endgiltige Vollendung im Kriegsfalle Sache weniger Wochen wäre, einrechnet. Panzerkreuzer, gegenüber der darin starken russischen Flotte, besitzen wir gar nicht, denn „Ersatz Leipzig" steht noch auf Stapel, und den drei ausrangirten alten Schlachtschiffen „König Wilhelm", „Kaiser" und „Deutschland", fehlen die beiden Haupteigenschaften der Kreuzer, „die Schnelligkeit und das Kohlenfassungsvermögen". In großen Panzerschlachtschiffen allein ist uns Rußland außerdem in kurzer Zeit in der Ostsee überlegen, zu welcher Uebermacht im Kriege leicht in wenigen Wochen trotz Bosporus und Dardanellen die starke Flotte des Schwarzen Meeres treten könnte.

Ebensowenig ist die gute Meinung von der Stärke unserer Küstenplätze mit Ausnahme der, übrigens auch zeitgemäßer Verstärkung bedürftigen Reichskriegshäfen zu theilen. Die Panzerschiffe tragen gegenwärtig meist schwerere und weitertragende Geschütze, als wir ihnen in den Küstenbefestigungen entgegen stellen können, und Städte, welche, wie z. B. Danzig, früher gegen Bombardement von See aus durch ihre Entfernung vom Meer gesichert waren, können jetzt mit Leichtigkeit von den auf 10000 und mehr Meter schießenden langen Schiffskanonen erreicht werden. Wollten wir unseren Küstenbefestigungen allein, ohne Verstärkung durch eine starke Flotte vertrauen, wir müßten noch viele Millionen nur für den unmittelbarsten Küstenschutz anlegen. Durch eine derartig starke Küstenbefestigung

zwingen wir aber noch keinen Feind, dagegen zu kämpfen, noch verjagen wir ihn von unseren Küsten. Will er uns durch Abschluß von dem Seeverkehr schädigen, so läßt er seine Kreuzer und Panzerkreuzer auf den Verkehrswegen zu unseren Meeren kreuzen und sperrt durch ebensolche Schiffe die Zugänge zu den Häfen und der Küste. Letzteren Schiffen wird er selbstredend durch Schlachtschiffe und Geschwader den nöthigen Rückhalt geben müssen, um ihr Abdrängen zu verhindern. Es wird dadurch für uns die Unterhaltung einer Schlachtschifffflotte, welche offensiv gegen die den Seeverkehr verhindernden Schiffe und Geschwader vorgehen und uns die Seeherrschaft in deutschen Meeren erhalten kann, zur dringenden Nothwendigkeit.

Auch gegen Landungen in größerem Stil gewähren die Küstenbefestigungen kaum Schutz. Die schnellen Transportflotten, welche heutzutage fast Armeecorps fassen können, sind Nachts innerhalb weniger Stunden an Punkte der Küsten zu dirigiren, an denen sie nicht erwartet werden, und könnten dort unter dem Schutz einer Schlachtflotte mit dem Ausschiffen beginnen, ehe der durch eine Scheinlandung an einem ganz anderen Ort beschäftigte Vertheidiger genügende Abwehrstreitkräfte gesammelt hat. Ist diese Gefahr für uns auch nicht groß, so ist sie doch nicht so völlig ausgeschlossen, wie es ältere Strategen bei den früheren Transportmitteln annahmen.

Die Hoffnung, daß beim Ausbruch eines Seekrieges unsere Handelsschiffe sich noch rechtzeitig in neutralen Häfen bergen können, wird leider sich bei vielen nicht bewahrheiten, weil fast alle Seemächte in den großen Verkehrsplätzen und auf den Hauptverkehrswegen des Meeres schnelle Kreuzer haben. Ob außerdem in einem ernsten Zukunftskriege die chinesische Neutralität oder diejenige der meisten amerikanischen Republiken besonders geachtet würde, ist doch eine Frage. Wirklich neutral wird immer nur derjenige sein können, der diesem Wunsch bewaffnet genügend Nachdruck geben kann. Schon eine nachhaltige Störung der Handelsbeziehungen Deutschlands zum Auslande ist ein so großer Schaden für uns, daß wir uns diesem am wenigsten gern durch Veranlassung eines zu Lande minderwerthigen oder gar außereuropäischen Gegners ausgesetzt wissen möchten. Handelsbeziehungen, in welche sich in diesem Zeitalter des Verkehrs Jemand unter günstigeren Anerbietungen eindrängen kann, wie z. B. das billig producirende Japan, sind meistens für die Zukunft verloren. Mit Japan, dessen Kaiserliche Post auf einmal drei Dampferlinien nach Europa mit 10625000 Mark jährlicher Subvention gründen kann, welches binnen 9 Jahren eine der stärksten Kriegsflotten und eine schnelle Kreuzerflotte haben wird und nach dem Muster der „Russischen Freiwilligen Flotte" eine ähnliche für Kapereizwecke im Seekriege baut, können wir als Handelsconcurrenten in Ostasien leicht in absehbarer Zeit in Conflict gerathen und müssen dessen Maßnahmen stetig verfolgen. Glücklicherweise wird das Inter-

esse anderer Nationen ebenso wie das unsere durch Japans doch allzu kühne Unternehmungslust bedroht, so daß möglicher Weise gemeinsame Schritte dafür sorgen, daß seine Bäume nicht bis in den Himmel wachsen.

In der Frage der Lebensmittelzufuhr, welche bei der stetigen Volkszunahme und Abnahme des ackerbautreibenden Theils der Bevölkerung bei uns von Jahr zu Jahr wichtiger ist, hofft der Verfasser sehr viel von der Einfuhr aus Süden und Osten. Selbst wenn die dortigen Grenzen im Kriege für uns offen wären und die dortigen Staaten wegen der drohenden politischen Lage keine Ausfuhrverbote erlassen hätten, würden doch bei Versagen der Seezufuhr die Getreidepreise so hoch steigen, daß der Staat Millionen zur Unterstützung von Familien hergeben müßte, deren Ernährer im Felde stehen. Dies könnte bei nicht völligem Ersatz der Kriegskosten uns schon allein so theuer werden wie große Flottenvermehrungen.

Wenn jetzt schon von Gegnern der Flottenvergrößerung durch Inaussichtstellen einer Erhöhung der Biersteuer Stimmung gegen Bewilligung von mehr Mitteln zu Marinezwecken gemacht wird, so könnte die Androhung eines vom Verfasser sehr begründet in's Auge gefaßten vollständigen Brau- und Brennerei-Verbotes beim Aufhören der Seezufuhr unser trinkfrohes Volk leicht zu den größten Marine-Bewilligungen bewegen. Besser ist es jedoch, wenn derartige Mittel ganz bei Seite bleiben.

Daß die von einer amerikanischen Zeitschrift nur im Interesse der Anspornung der eigenen Nation zu einer energischeren Flottenvergrößerung gebrachte Annahme einer Minderwerthigkeit der Flotte der Vereinigten Staaten Nordamerikas (U. S.) gegenüber der spanischen Flotte bei Fachleuten oder in Amerika selbst Glauben verdienen sollte, ist nicht zu verlangen. Auch, abgesehen vom Material, hat die Geschichte die Verschiedenheit beider Nationen in der Veranlagung zum Seekriege doch zu oft klar gestellt. Läßt man auf beiden Seiten die veralteten minderwerthigen Schiffe fort, wobei noch zu Gunsten Spaniens verfahren wird, so hat die spanische Flotte zunächst nur ein gutes Schlachtschiff, den Pelayo, welcher, 1887 im Auslande gebaut, auch jetzt wieder im Auslande neue Kessel und Armirung erhält. Dann hat sich Spanien seit 1890 auf Panzerkreuzer, mit nur schmaler Panzerung in der Wasserlinie und Panzerschutz für die Geschütze, von zwanzig Knoten Geschwindigkeit beschränkt und besitzt deren fünf fertige, zwei noch nicht vollendete und zwei noch auf Stapel stehende. Zu diesen treten außer anderen minderwerthigen schwachen Kreuzern nur zwei schnelle geschützte Kreuzer mit Panzerdeck ohne geschützte Geschützstände. Spanien selbst baut so langsam, daß seine Schiffe vielfach schon auf Stapel veralten, und ist deshalb oft auf's Ausland angewiesen, nachdem es vor Kurzem erkannt hat, daß ihm seine Colonien ohne Flottenschutz bald verloren gehen müssen. Die Rücksicht auf Spanien allein hätte weder Nordamerika noch Japan abgehalten, in Bezug auf Cuba und die Philippinen energisch vorzugehen.

Der spanischen Seemacht ständen von, nach 1890 von Stapel gelassenen

Schiffen der U. S. gegenüber „sechs fertige Schlachtschiffe, von denen drei über zehntausend Tons haben, drei moderne Panzerkreuzer, (von denen die „New York" zur Kanaleröffnung 1895 in Kiel war), sieben schnelle geschützte Kreuzer mit Panzerdeck und geschützten Geschützständen, (von denen „Columbia" und „San Francisco" 1895 gleichfalls in Kiel waren), sowie sieben geschützte Kreuzer mit Panzerdeck". Die Geschwindigkeit der Panzer- und Panzerdeck-Kreuzer ist zum Theil noch größer als die der spanischen und liegt zwischen achtzehn und dreiundzwanzig Knoten. Außerdem sind jetzt zugleich fünf Schlachtschiffe von je mehr als elftausend Tons im Bau begriffen.

Das wären die Angaben, zu denen man als unparteiischer Fachmann käme, und aus denen man beim besten Willen keine Ueberlegenheit Spaniens ableiten kann. Dabei ist noch zu bemerken, das die U. S. im Schiffbau unabhängig vom Auslande sind.

Ebenso werden wir hoffentlich nicht so bald die Probe abzulegen haben, ob Deutschland oder die U. S. leistungsfähiger zur See sind. Zum gegenseitigen Angreifen der Küstenplätze sind beide Flotten vorläufig nicht stark genug, und unsere vielen und die dortigen wenigen Torpedoboote würden auch so wie so in den heimischen Gewässern bleiben. In Hochseeschlachtschiffen stehen wir jetzt ungefähr gleich, werden aber bei Vollendung der beiderseitigen Neubauten weit überholt sein. Den Kreuzervergleich, bei dem wir außer unseren wenigen mittelgroßen Panzerdeckkreuzern nur einen noch auf Stapel befindlichen Panzerkreuzer aufweisen könnten, können wir gänzlich unterlassen. Wir sind also im Schiffsmaterial, besonders, was die Geeignetheit desselben zur Verwendung fern von der Heimat anbetrifft, gegen Nordamerika gänzlich in Rückstand getreten. Unter Zugrundelegung der von Wislicenus vorgeschlagenen Gefechtswerthe ständen die Flotten der Staaten in folgender Reihenfolge: 1. England, 2. Frankreich, 3. Rußland, 4. Nordamerika, 5. Japan, 6. Italien, 7. Deutschland, 8. Spanien. Was nun das etwas bunte Mannschaftspersonal der Amerikaner anbetrifft, so ist im Ganzen unsere Mannschaft disciplinirter und hat mehr soldatisches Pflichtgefühl; aber die amerikanischen angeworbenen, etwas abenteuerlichen Besatzungen, die im Frieden nur mit großer Strenge in Ordnung zu halten sind, haben im Kriege stets viel Wagemuth und Zähigkeit bewiesen. Was die Führung anbetrifft, so werden wir, bei aller hohen Meinung vor uns selbst, diejenige der amerikanischen Schiffe nicht minderwerthiger als die unserige erwarten dürfen. Die Siege der amerikanischen Fregatten gegen die englischen im Unabhängigkeitskriege, die Thaten Faragouts und seiner Gegner, sowie die Führung der Kaperschiffe im Secessionskriege beweisen, welche Fülle von Muth und Geschicklichkeit von amerikanischen Seeoffizieren entwickelt ist. Auch können wir bei einem Seeoffiziercorps, zu welchem Kapitän A. T. Mahan, der Verfasser des Musterwerkes „Einfluß der Seemacht auf die Geschichte" gehört, auf strategische Fähigkeiten rechnen. Den

Stolz, daß unsere Flotte derjenigen der U. S. überlegen sein könnte, müssen wir nach unserer fast zehnjährigen Pause im Schlachtschiff- und Panzerkreuzerbau (1880—90) vorläufig leider aufgeben. Das an Hilfsquellen und Fabriken so überreiche Nordamerika würde bei etwas längerer Kriegsdauer selbst für England der gefährlichste Gegner werden. Es kann, wenn es rüsten will, wie kein anderes Land der Erde sich in kurzer Zeit eine Flotte schaffen.

Unser Verhältniß zu Japan ist schon im Anfang erörtert. Die große Seestreitkraft Japans nach Beendigung seiner Thätigkeit im Kriegsschiffbau erkennt der Verfasser an, doch kann ihm darin nicht beigestimmt werden, daß der geringen Zahl von deutschen Unterthanen in Japan auch eine geringe Wahrscheinlichkeit ernster Meinungsverschiedenheiten entspräche. Japan will seine Handelsbeziehungen zum Schaden der in Ostasien bereits im Handel stark betheiligten Nationen rücksichtslos in China und im ganzen Stillen Ocean ausdehnen, will die Europäer daraus verdrängen und sie selbst auf europäischen Märkten durch die Billigkeit seiner Industrie unterbieten. Das sind doch Gründe genug, um mit europäischen Nationen, und zwar gerade mit uns bei unserem so wichtigen ostasiatischen Handel, zusammenzutreffen. Japan ist uns gegenüber dabei mehrfach im Vortheil, weil es einmal seine Seestreitkraft in der Nähe der Heimat behält, weil jene aus starken Schlachtschiffen und einer schnellen Kreuzerflotte besteht und weil seine eigene Handelsflotte, als neuentstanden, schnell und trotz geringer Zahl schon bedeutend ist, während wir unserer großen, noch mit vielen alten Dampf- und zum Theil auch Segelschiffen untermischten Handelsflotte in Folge der großen Entfernung von der Heimat bei dem jetzigen Stand unserer Kriegsflotte nur wenig Schutz angedeihen lassen können. Schon deshalb ist ein Schutz unser dortiger Interessen durch starke, schnelle, den japanischen Kreuzern überlegene Kriegsschiffe dringend erwünscht, zumal auch andere Nationen, besonders aber Rußland, immer mehr schnelle Kriegsschiffe in den ostasiatischen Gewässern ansammeln.

Die darauf ausgesprochene Sorge, daß Deutschlands seefahrende Bevölkerung zu gering für eine starke Flotte sei, ist zum Glück nicht begründet. Wir können jetzt Handelsseeleute mehr als in den früheren Jahren der Segelschiffahrt entbehren und schädigen auch wiederum die Kauffahrtei nicht durch zeitweise Entziehung eines Theiles ihrer Mannschaft für den Marinedienst. Im Gegentheil, wir führen der Handelsflotte mehr brauchbare, durch ihre Dienstzeit ausgebildete und an Gehorsam gewöhnte Leute zu, als sie der Kriegsflotte abgiebt. Dann können wir bei dem großen Andrang stets die Schiffsjungeneinstellung steigern, was die für die Marine vortheilhafteste Personalvergrößerung wäre. Die Zahl unserer Seefischer nimmt, dank der schnellen Entwickelung unserer für das Land so wichtigen Hochseefischerei, andauernd zu und liefert uns ein sehr brauchbares Personal. Daß wir in der Hochseefischerei im Befischen des Oceans

ohne Kleinmuth frisch in Concurrenz mit anderen Nationen getreten sind, nachdem die unsere Küsten bespülenden Meere von Nichtdeutschen leider schon fast ausgefischt waren, ist hoffentlich von guter Vorbedeutung für unsere ebenso verspätete Entwickelung als Seemacht.

Die Verantwortung für die genügende und noch rechtzeitige Ausbildung eines vermehrten Personals von Offizieren, Beamten und Mannschaften, wenigstens wenn die Vermehrung nicht zu lange auf sich warten läßt, können wir getrost der Marine überlassen. Wenn diese sich der Aufgabe gewachsen fühlt, so ist umso weniger Grund zur Besorgniß vorhanden, als bei uns über mangelhafte Ausnutzung von militärischen Schulen und Ausbildungsanstalten, über zu wenig auf die Ausbildung verwendete Mühe oder zu wenig Erfolge darin noch niemals gegen Armee oder Marine Klage erhoben ist.

Die Frage der Nothwendigkeit der Vertretung im Ausland in nutzbringender Weise möchten wir dahin erweitert wissen, daß außer der dazu nöthigen starken Kreuzerflotte die Schlachtflotte Deutschlands derart zahlreich und so beschaffen sein müßte, daß bei politischen Verwickelungen auch zeitweise durch Entsendung eines Theils letzterer Flotte ein größerer Druck ausgeübt werden könnte. Denjenigen Leuten, welche meinen, daß der deutsche Handel sich auch ohne Schutz der Flotte bis zur zweiten Stelle aufgearbeitet habe, also des Schutzes auch später wenig bedürfe, kann eigentlich nur Geschichtsstudium und Lesen ausländischer Fachschriften empfohlen werden. Zugleich wäre von ihnen zu bedenken, daß wir trotz unseres Verbleibens an zweiter Stelle doch unseren Handel noch immer weiter ausdehnen können und müssen. Wir sind zwar jetzt die Zweiten, werden kaum jemals die Ersten werden, aber der Abstand zwischen der ersten und zweiten Handelsmacht ist doch recht groß, indem Englands Handelsflotte siebenmal größer als die unsrige ist. Ebenso giebt die Statistik des Verkehrs durch den Suez-Kanal für das Jahr 1896 das Verhältniß des Gesammt-Nettotonnengehaltes der englischen und deutschen Schiffe im Kanalverkehr zahlenmäßig in demselben Abstande wieder. Es passirten den Kanal im letzten Rechnungsjahr die englischen Schiffe mit im Ganzen 5817768 net. tons und die deutschen mit 806279 net. tons; dann folgen die anderen Nationen mit weniger. Dieser immerhin noch starke Unterschied unseres Handelswerthes im Vergleich zum englischen wird im Stolz auf das so schnell Erreichte oft übersehen und verschwiegen. Wir müssen und können deshalb uns noch mehr Welthandel für unser bald übervölkertes Deutschland und seine starke Industrie erwerben, und gerade dies Streben schafft uns Feinde.

Was die Beziehungen zwischen den im Auslande lebenden, theils ausgewanderten, theils nur handeltreibenden Deutschen und der Marine betrifft, so ist Deutschland gegenüber diesen Landsleuten sehr in seinen Verpflichtungen zurückgeblieben und hat ein gutes Theil Mitschuld an der un-

erfreulichen Thatsache, daß der Deutsche im Auslande verhältnißmäßig leicht seine Nationalität aufgiebt. Unmittelbar nach Deutschlands Einigung ging zunächst ein frischer Zug durch's Land in der Fürsorge für seine fernen Söhne; gern folgte damals die Marine, mit mehr Schiffen als jetzt, überall dorthin, wo die rege Unternehmungslust deutscher Kaufleute Fuß gefaßt hatte. Gewissenhaft und unerbittlich sorgte unsere Vertretung für Entschädigung und Sühne bei allen gegen Deutsche in Ländern mit unzuverlässiger Regierung begangenen Ungerechtigkeiten. Das Wort „Ich bin ein Deutscher" hatte den Klang wie das „Civis Romanus sum" im Alterthum. Wir konnten damals noch so auftreten; unsere Kreuzerfregatten und Corvetten waren noch gleichwerthig denen der meisten anderen Nationen, und ihre Flagge wehte damals in allen Meeren. Wir blieben leider seit 1883 dabei stehen, der Auslandsdienst der Marine ging zurück; bei der nicht mehr friedlichen Lage der europäischen Politik mußte die in Geldmitteln nur mehr knapp gehaltene Marine durch Schlagfertigkeit den Mangel an Schiffen ersetzen, das Panzergeschwader blieb fortan Sommer und Winter bei rastloser Thätigkeit in Dienst. Wir mußten uns auf eine Vertheidigungsflotte der unmittelbaren Küsten beschränken, unsere Kreuzerfregatten veralteten, und während bei anderen Nationen die starken, schnellen und geschützten Panzerkreuzer, sowie die großen Hochseeschlachtschiffe entstanden, bauten wir nur Torpedoboote, die kleinen Kreuzer des Schwalbe-Typus und begannen den Bau der Panzerschiffe der Siegfriedklasse. Die amerikanischen Stationen blieben unbesetzt, und über ein Jahrzehnt sah dort der Deutsche kein Kriegsschiff seiner Nation, trotzdem er dort noch am treuesten deutsche Art und Sitte aufrecht hielt. Das Ansehn deutscher Macht hat dadurch im außereuropäischen Ausland gelitten, die Stellung unserer Landsleute im Auslande wird dadurch unsicherer, und gar Mancher von ihnen sucht bei einem neuen Vaterlande den ständigen Schutz, den ihm das eigene nicht gewähren konnte. Diesem Zeitabschnitt und der darin vertretenen, leider selbst heute noch vorkommenden Ansicht, welche in den des Handels halber im Ausland weilenden Deutschen nicht deutsche Pioniere, sondern nur Leute sieht, welche ohne Nutzen für das Gesammtwohl nur des eigenen Gewinnes halber in der Fremde sind, verdanken wir die Spärlichkeit der Mittel für das Gedeihen der Seemacht, unser Zurückbleiben darin und den Mangel an Verständniß dafür im Volke. Zugleich war es auch vielleicht nicht richtig, daß früher andauernd jedes Bekanntwerden der Leistungen und Thätigkeit unserer Marine von Seiten der oberen Behörden als unerwünscht bezeichnet wurde, wodurch die Antheilnahme und das Verständniß des Volkes für diese der Nation ebenso nahe wie das Volksheer stehende Waffe nicht fortschreiten konnte. Die Seestädte nahmen in ihren Ansichten über den Werth der Seemacht eine andere Stellung ein, und es wurde und wird in ihnen oft Klage über unzureichende Vertretung der Flagge im Ausland geführt und

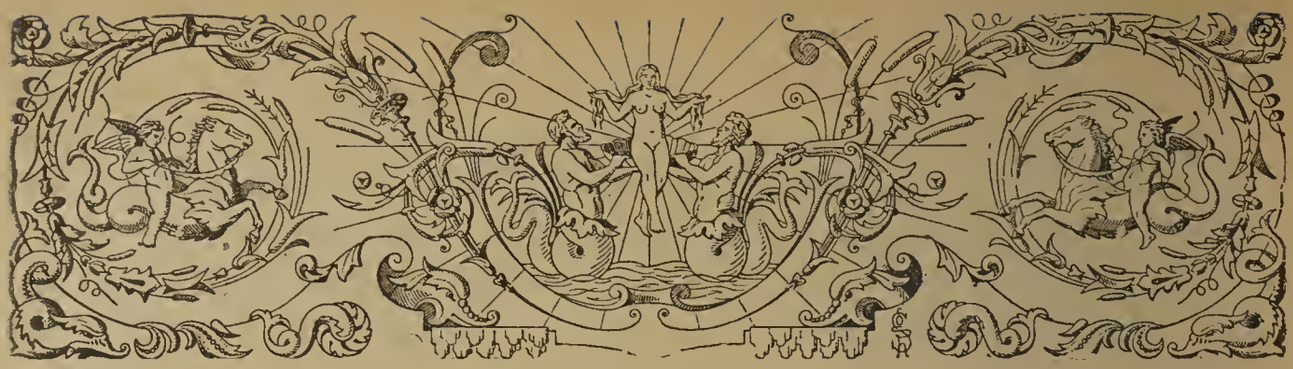
zeitweise im Verein mit dem im Ausland lebenden Deutschen der Plan besprochen, dem Reich durch freiwillige Sammlungen Mittel zur Vergrößerung der Flotte zu bieten.

Die Gründe, welche der Verfasser in dem Abschnitt über die Auslanddeutschen und zum Schluß gegen die unbedingte Nothwendigkeit einer Flottenvergrößerung anführt, sind bereits mehrfach in gegentheiliger Ansicht der Sachlage besprochen worden. Daß es eine Frage sei, ob der finanzielle Ueberschuß zunächst besser zur Heilung von Sonderschäden, Wahrnehmung der Sonderinteressen einzelner Stände, Aufbesserung der Lage einzelner Theile des Volkes und auf einzelnen Sondergebieten oder zur Stärkung der für das Heil des ganzen Volkes so wichtigen Seemacht zu verwenden sei, ist nicht zu begründen. Wollten wir, wie in alten deutschen Zeiten, immer zuerst alle, wenn auch berechtigten Wünsche Einzelner und einzelner Theile des Volkes erfüllen, ehe wir für das Gedeihen des ganzes Volkes Etwas thäten, wir würden niemals die Mittel zu irgend einer Vervollkommnung unserer Seestreitkräfte übrig haben. Die Sorge um die Zukunft des Volkes muß jetzt umso mehr vorangehen, als der durch Schutz der eigenen Küsten und Seestädte, durch angemessene Vertretung des Reiches im Auslande und Schutz der Handelsschiffe im Auslande gestärkte und gesicherte Handelsverkehr uns die größeren Ausgaben für eine stärkere Flotte später wieder einbringen würde.

Die gerade jetzt entstandenen riesigen Flottenvermehrungspläne und ihre Durchführung in England, Frankreich, Rußland, Japan und Nordamerika, die andauernden Vermehrungen der Marinen der Republiken mit schnellen geschützten Kreuzern drängen uns zur Entscheidung, ob wir uns durch Pfennigsparsamkeit um unsere wirthschaftliche Weltmachtstellung bringen und uns verzagt mit einer immer mehr sinkenden Stellung im Verkehr und in der Achtung der Völker begnügen wollen, oder ob wir das Erworbene festhalten, vertheidigen und vermehren wollen. Sollte die Entscheidung für freiwilligen Verzicht auf Fortschritt und Ansehen lauten, so würde die wieder steigende Liebe des Auslandes dem guten, bescheidenen deutschen Michel diesen Verzicht eine kurze Zeit lang lohnen, das Blut unseres Volkes seit Beginn des Jahrhundertes wäre aber umsonst geflossen. Für kurzes Wohlergehen aus Scheu vor Geldopfern hätten die Enkel und Söhne der Kämpfer für Deutschlands Freiheit und Macht die Zukunft ihres Volkes vernachlässigt, welches dadurch dem schnellen Sinken von Wohlstand und Macht preisgegeben wäre.

Sieht jedoch unser Volk die Nothwendigkeit einer stärkeren Seemacht ein, so würden allerdings die Vielen so angenehmen, allmählichen, kleinen Mittelchen nicht mehr verschlagen, um das Versäumte wieder gut zu machen, denn das Erworbene bedarf als großer Schatz vielleicht schon bald des kräftigen Schutzes gegen die inzwischen in Stärkung ihrer Seemacht fortgeschrittenen Rivalen. Daß die Regierung, welche zwar in Hinblick

auf das hohe Ziel vor scheinbar großen Anforderungen an das Volk nicht zurückschrecken darf, doch dabei ebenso gut wie der Reichstag das Wohl und die ferner liegende Zukunft des Volkes im Auge haben und jede unnöthige Ausgabe vermeiden wird, daran ist nicht zu zweifeln. Es ist daher vor Allem zu hoffen, daß vor der Wichtigkeit dieser Entscheidung im ganzen Reich Partei- und Confessionshader und aller Zank und Streit um Sonder- und Standesinteressen verstumme, damit auch wir der Welt beweisen können, daß wir in Fragen um des Volkes Zukunft ein einiges Deutschland sind, welches, stolz auf seine jüngste Vergangenheit, für seine Güter und seinen friedlichen Fortschritt überall, wenn nöthig auch waffenkräftig, eintreten will. Si vis pacem, para bellum, ist eine Wahrheit, welche kaum jemals zutreffender war als am Ende dieses Jahrhunderts.



Gedichte.

Von

Hans Benzmann.

— Berlin. —

Judas.

> Jesus antwortete: Der ist es, dem ich den Bissen eintauche und gebe. Und er tauchte den Bissen ein, und gab ihn Judas Ischarioth. Und nach dem Bissen fuhr der Satan in ihn. Da sprach Jesus zu ihm: Was Du thust, das thue bald. Dasselbe aber wußte Niemand über dem Tische, wozu er ihm dies sagte.
>
> Ev. Joh. 13.

Als er das Brod bricht in gewohnter Weise,
Sinkt ihm die Hand wie kraftlos in den Schooß —
Da flüstern Angst und Schmerz im Jüngerkreise,
Und eine Traurigkeit, unendlich groß,
Ein Todesahnen schauert durch den Saal . . .
Indeß steht Judas, dumpf und leichenfahl,
Am Fenstersims und brütet in die Nacht:
Blauschwarze Finsterniß und fern die Pracht
Entfesselter Gewitter! . . . Dumpf und schwer
Dringt nun die Rede Christi zu ihm her:
Er hört der Jünger rathlos wirre Fragen,
Er fühlt den Haß, fühlt seine Liebe zagen, —
Er rafft sich auf, und langsam, felsenstarr
Tritt er in's Licht! Sein Auge funkelt klar
Und taucht tief in des Heilands milde Augen,
Die sich in seine starke Seele saugen — —
In diesem Augenblick fährt er zusammen:
Dicht vor ihm steht in lauter Licht und Flammen
Christus der Herr — die wunderbare Macht,
Die beider Seelen dienstbar sich gemacht,

Und er erkennt den Gott, der nun gebot:
Für Euren Glauben, Euren Wahn den Tod! —
Er sieht vor sich mit weitem, klarem Blick
Der Weltgeschichte wechselndes Geschick! —
Er sieht, was Niemand sieht, — indeß spricht mild
Christus der Knecht: „Thu bald, was Dir beliebt!“
Und bricht das Brod und taucht es ein und giebt
Es dem Verräther. Schweigen rings. Und wild
Ein Rufen fern! Ein Licht erlischt im Saal . . .
Ein Todesgrauen schauert durch den Saal . . . . .
— — — — — — — — — — —
Und Judas stürzt wahnsinnig durch die Nacht.
Blauschwarze Finsterniß. Gewitterpracht.
„Ich selbst ein Knecht, und er ein Knecht! Entfachen
Will ich die Kraft und ihn zum Herren machen!“

Stille Fahrt.

Ich stand an einem dunklen Meer,
Da kam vom grünen Eiland her
Ein stiller Kahn geschwommen.
Mir ward so leicht, mir ward so schwer,
Mein Herz ward aller Unrast leer,
Der Schmerz ward mir genommen.

Still stieß das Schifflein an den Strand,
Sein Lenker winkte mit der Hand,
Er lachte wie im Traume
Und lud mich ein zum andern Land,
Das in der Ferne unbekannt
Grün glänzte aus dem Schaume.

Und ich stieg ein. Der stille Mann
Zog stumm die schwarzen Ruder an,
Wir schwammen aus dem Hafen.
Er sang ein seltsam Liedchen dann
Und nickte müde dann und wann,
Und ich bin eingeschlafen . . . . . .

Abendsegen.

Das ist des Abends Segen
Und seine stille That,
Daß Sturm und Kampf sich legen,
Wenn seine feuchten Schwingen
Hinschatten über'n Pfad.

Das hat er vor dem Tage,
Daß er des Herzens Drang,
Daß Sorgen er und Plage
Besänftigt still mit mildem,
Mit süßem Schlafgesang, —

Daß er mit dichtem Schleier
Des Landmanns Pflug verhüllt,
Mit stiller Dankesfeier
Die Hütten und die Herzen.
Allüberall erfüllt. . .

Der König von Sidon.

Erzählung

von

Paul Lindau.

— Meiningen. —

(Schluß.)

Andreas schlief traumlos, lange und fest. Er fühlte sich ganz beschämt, als er durch leises beharrliches Pochen von Handy geweckt wurde. Die Sonne stand schon hoch am Himmel.

Die Arbeiten waren, wie Andreas sah, als er mit Handy Bey am ersten Tage bei Sonnenlicht die Ausgrabungsstätte besichtigte, unter den Weisungen des umsichtigen und begeisterten Leiters schon weit vorgeschritten, wenn auch noch viel, sehr viel zu thun blieb, um sie zu gutem Ende zu führen. Mit der Aufräumung war man so ungefähr fertig. Das in den Gewölben aufgelesene Geröll und der Kehricht waren zum Theil schon sorgfältig durchsucht und durchsiebt, zum andern Theil zusammengekehrt, um mit aller Genauigkeit geprüft zu werden.

Denn vor langer, langer Zeit, — wie man aus gewissen Anzeichen mit annähernder Sicherheit schließen durfte: wahrscheinlich nicht allzulange nach der Bestattung, — also vor etwa zweitausend Jahren — hatten leichenschänderische Räuber den geheimgehaltenen Weg zu diesen Todtenkammern zu finden gewußt. Da es ihnen nicht möglich gewesen war, die schweren Deckel bei Seite zu schieben, so hatten sie mit frevelhafter Rohheit die Sarkophage stellenweise zertrümmert und Löcher geschlagen, die groß genug waren, um es den Verbrechern zu ermöglichen, die Leichen heranzuzerren und der ihnen mitgegebenen Kostbarkeiten zu berauben.

Die Trümmer dieser ruchlosen Zerstörungsarbeit lagen zerstreut am Boden unter Geröll im Schutt. Es galt nun diese Bruchstücke herauszulesen, um sie später an gehöriger Stelle wieder einzufügen. Durch einen

wunderbar glücklichen Zufall waren die größten Schönheiten des bildnerischen Ausschmucks der Vernichtung entgangen, und die abgeschlagenen Stücke wurden fast sammt und sonders aus dem Moder und Staub wieder aufgelesen.

Diese Aufräumung und Sichtung war aber eben nur ein Theil der Arbeit, die hier zu leisten war, und der verhältnißmäßig leichtere und schnellere.

Was Hamdy Bey und seinen technischen Beirath, den Ingenieur Bechara Effendi, nun vor Allem beschäftigte, war die Lösung der Frage: wie diese Steinkolosse von ihrem Fundorte an den Strand zu schaffen seien, wo ein Staatsschiff sie aufnehmen sollte, um sie nach Constantinopel zu bringen.

Der Gedanke, sie auf demselben Wege, auf dem sie dereinst versenkt worden waren, wieder an's Sonnenlicht zu fördern, sie also aus den Grüften in den Schacht zu schieben und von da hinaufzuheben, mußte von vornherein als völlig undurchführbar aufgegeben werden. Das Gewicht einzelner dieser Sarkophage war ungeheuer. Der größte, reichst geschmückte, der auch als der schönste gilt, der sogenannte Alexander-Sarkophag, wog allein 25 Tons oder 500 Centner. Eine Maschine, die auch nur annähernd stark genug gewesen wäre, um eine solche Last dreißig Fuß hoch aus der Tiefe zu heben, war nicht zu beschaffen. Und damit, daß man die Sarkophage auf die Höhe des felsigen Hügels gebracht hätte, wäre auch noch nicht viel erreicht worden. Die Schwierigkeiten der Locomotion nach dem Meere wären immer noch zu überwinden gewesen.

Es wurde also beschlossen, da das Grundstück Mehmed Scherifs etwa dreißig Meter über dem anderthalb Kilometer entfernten Spiegel des Mittelländischen Meeres liegt, nach der nächstgelegenen geeigneten Stelle am Strande von den Grüften aus in einer sich sanft senkenden schiefen Ebene einen eigenen Weg zu bauen, auf dem dann die Sarkophage auf Walzen vorsichtig herabgeschoben werden sollten. Zu dem Ende mußten bei der Unebenheit des Terrains zeit- und kostspielige Arbeiten vorgenommen, Tunnels gesprengt, Trancheen gelegt, Bodenaufschüttungen und Abtragungen vorgenommen werden. Und trotz der angespanntesten Anspannung aller verfügbaren Arbeitskräfte — es waren über hundertundfünfzig Araber und Syrier beschäftigt — vergingen lange Wochen, ehe man an das heikle Werk, die Marmorsärge von ihrem zweitausendjährigen Standorte an den improvisirten kleinen Hafen zu schaffen, herantreten konnte.

Je mehr Andreas sich mit den unvergleichlichen Funden vertraut machte, desto höher lohte seine Begeisterung. Jeder Tag rückte die wunderbaren Schönheiten heller in's Licht. Und je mehr er davon in sich aufnahm, desto verzehrender wurde sein Wissensdurst. Er gönnte sich keine Ruhe und Rast. Das völlig Bekannte betrachtete er immer wieder, mit dem brennenden Verlangen, doch noch etwas noch nicht Gekanntes und

Beobachtetes wahrzunehmen, überall zu spüren, zu forschen, von bisher Verhülltem den Schleier zu lüften, unscheinbare Symptome aufzulesen, die am Ende doch irgend welche neuen Aufschlüsse geben und als Spuren auf einen noch nicht betretenen Weg führen könnten — Aufschlüsse, die eine nähere Bestimmung der Zeit, der Ereignisse, der Persönlichkeiten ermöglichten. Denn keine Inschrift kam der Forschung zu Hilfe.

Mit dieser rastlosen Thätigkeit des Suchens, Tastens, Combinirens hatte er seine Geisteskräfte bis zur äußersten Erschöpfung angespannt. Und auch sein Körper litt unter dieser unmäßigen Anstrengung.

Seine Nächte waren qualvoll. In peinigendem und marterndem Halbschlaf warf er sich auf seinem Ruhebett, von dem die Ruhe geflohen war, hin und her, und seine überhitzten Sinne spannen thöricht und kindisch die Fäden weiter, die er in wachem Zustande zufällig eingeschlagen hatte, und verknoteten und verwusteten sie zu einem unentwirrbaren Knäuel.

In solchen trügerischen Hallucinationen sah er, kunstvoll in die Ornamente des Randes eingeflochten und um die ganze Länge des Sarkophags laufend, eine umfangreiche griechische Inschrift, die über den Namen, die Abkunft und die Lebensschicksale des darin Gebetteten erschöpfenden Bescheid gab; sie enthielt überdies eine Art von testamentarischer Verfügung, aus der über gewisse, bisher unklar gebliebene Einzelheiten in der Geschichte der Diadochen mit voller Sicherheit Schlüsse von unschätzbarem Werthe für die Wissenschaft gezogen werden durften. Auf der Innenseite des Deckels, den er im Halbschlaf aufhob, als sei er federleicht, entdeckte er herrliche Strophen, als deren Verfasserin sich in der Schlußzeile Sappho selbst bekannte, und im Rachen eines der Löwen, die aus den Enden des Deckels hervorsprangen, fand er unter der Zunge den Namen des Meisters, der den Sarkophag gefertigt hatte. Es war ein gewisser Hippophilos, der sich einen Schüler des Praxiteles nannte.

Solche und ähnliche Gebilde seiner überreizten Phantasie umschwirrten ihn, wenn er sich in der stillen Nacht ruhelos auf seinem Lager hin und her wälzte. Beim ersten Morgengrauen war er schon wieder auf den Beinen, und noch bevor die frühesten der Arbeiter zur Stelle waren, kletterte er auf der hölzernen Treppe, die jetzt im Schacht angebracht war, zu den geheimnißvollen Todtenkammern hinab und spähte umher, im kindlichen Glauben, daß ihm das narrende Gaukelspiel des Halbtraums am Ende doch richtige Spuren gewiesen habe.

Manchmal wurde er wiederum von bleischwerem Schlafe überfallen, aus dem er gar nicht zu ermuntern war. Wenn er vom getreuen Hassan zur bestimmten Stunde geweckt wurde, so starrte er ihn blöde an. Er brauchte lange Zeit, bis es in ihm aufdämmerte, wo er war, und was der braune Mann mit den glänzend weißen Zähnen und den Waffen im breiten Gürtel eigentlich von ihm wollte.

Er aß und trank wenig, ohne Appetit, sogar mit Widerstreben.

Hamdy Bey hatte sich zunächst über den Feuereifer des jungen Professors herzlich gefreut, aber allmählich mischte sich in diese Freude doch ein Gefühl väterlicher Sorge.

„Sie sind unermüdlich, lieber Professor, aber Sie übernehmen sich, wie ich befürchte," hatte er ihm eines Abends gesagt, als sie im Kiosk einander gegenüber saßen und Andreas das aufgetragene Essen wieder einmal kaum berührte. „So dürfen Sie's nicht weiter treiben! Sie müssen mit Ihren Kräften etwas haushälterischer umgehen. Ich lobe mir Ihren Eifer. Sie haben die richtige sacra fames auri — ich meine natürlich nicht die schnöde Goldgier des niedrigen Genußmenschen: die scheußliche Sucht nach dem Ansammeln von Mitteln, die die Befriedigung gemeiner Lüste ermöglichen, — ich meine die sacra fames, die den richtigen Gelehrten ausmacht: den vornehmen Heißhunger nach den verborgenen Schätzen des Wissens, die der ganzen Menschheit zu gute kommen sollen. Das ist löblich und schön, und stündlich habe ich mich meiner Wahl mehr zu freuen. Sie machen der Empfehlung unseres Meisters Renan Ehre. Sie sind mir ein treuer, gewissenhafter, umsichtiger und rastlos fleißiger Mitarbeiter, ein Freund geworden. Aber, aber! ‚Ne quid nimis', ‚pas trop de zèle', ‚allzu viel ist ungesund'. Die Alten und Neuen aller Länder haben diese philisterhafte Mahnung zu rationeller Zügelung auch respectabler Leidenschaften, zum Maßhalten auch im Guten zu geflügelten Worten gemacht. Das ist gewiß kein Zufall . . . Sie müssen unbedingt ein etwas bedächtigeres Tempo annehmen. Sie müssen sich mehr schonen. Sonst werden Sie mir hier noch ernstlich krank."

Andreas gelobte nach dieser freundschaftlichen Strafpredigt, die Hamdy öfter wiederholte, Besserung. Er hielt sich denn auch ein paar Tage ganz vernünftig, aber dann ging die Leidenschaft wieder mit ihm durch, und bald trieb er's ärger denn je zuvor.

Die Arbeit, die Hamdy ihm besonders überwiesen hatte, fesselte ihn zwar ungemein, aber seinem Ehrgeize genügte sie doch noch lange nicht!

Wohl hatte er sich gewissenhaft mit dem Meister in der Ueberwachung der langwierigen und verwickelten Veranstaltungen getheilt, die zur Befreiung der Sarkophage aus ihrer Gruft und zu ihrer Beförderung an's Ufer getroffen werden mußten. Er hütete die seiner Obhut anvertrauten Sarkophage wie seinen Augapfel und stand mitten in der Nacht auf, um die an den unterirdischen Grüften aufgestellten Wachen zu inspiciren. Wohl durchsiebte er selbst den Schutt, war glücklich, wenn er irgend eine werthvolle Kleinigkeit: die Ueberreste eines vom Rost zerfressenen Bronzeschmucks, ein paar Goldrosetten, die die Diebe verloren hatten, ein von der Feuchtigkeit verbogenes und verunstaltetes Geräth fand, am glücklichsten, wenn er ein Bruchstück von den Sarkophagen selbst aus dem werthlosen Gebröckel herauslas. Am

stolzesten war er auf die Aufstöberung zweier alten Bronzelampen, deren sich unzweifelhaft die gewaltthätigen Leichenschänder bei ihrer Beraubung der Eingesargten zur Beleuchtung der Todtenkammern bedient hatten. Die geringe Qualität der Lampen machte das nahezu zur Gewißheit, und ihre Form berechtigte zu dem Schlusse, daß die Beraubung wahrscheinlich von Zeitgenossen der Bestatteten verübt worden sei, was überdies um so wahrscheinlicher erschien, als man damals noch wissen konnte, welches Versteck die verstorbenen Großen für ihre Beisetzung sich ausersehen hatten.

Aber Alles das gewährte ihm noch nicht die volle Befriedigung.

Inmitten all der Freuden, die ihm jede Stunde seines angestrengten Wirkens bereitete, überkam ihn immer wieder eine tiefe Traurigkeit. Als er eingetroffen war, war ja all das Herrliche und Schöne, das nun an's Licht der Sonne geschafft werden sollte, schon aufgefunden!

Schon in der ersten unvergeßlichen Nacht auf syrischem Boden hatte er beim Kerzenlicht die kostbare Truhe mit den klagenden Weibern in der Tiefe des Schachtes erblickt, und am anderen Morgen all die anderen wundervollen Sarkophage: den des „Satrapen" mit den von der durchgesickerten Feuchtigkeit sanft abgestumpften Contouren des Reliefs, den gewaltigen „lykischen" mit dem hohen, mit wundervollen Sphinxen geschmückten Deckel, an den Wänden in flachem Relief Thiergestalten, Eber, Bären und Löwen, vor Allem die vor die Quadriga gespannten, sich hoch aufbäumenden Rosse, die zu dem Vollendetsten gehören, was die antike Bildnerkunst überhaupt geschaffen hat, und endlich der größte, kostbarste, im verschwenderischen Reichthum seines farbigen Reliefsschmucks einzig dastehende „Sarkophag des Alexander" mit den großartig componirten wilden Kampf- und Jagdscenen.

Hätte doch auch ihm das gütige Geschick die höchste Gunst gewährt, eines dieser Kunstwerke in der Nacht des Felsengewölbes zu finden!

Der Gedanke ließ ihn nicht los. Er folterte ihn unausgesetzt und unbarmherzig.

Es war nicht thörichte Eitelkeit, die ihn quälte. Ob die Welt es je erfuhr, daß er es gewesen, der den Schatz gehoben habe, war ihm vollkommen gleichgiltig. An seinen „Ruhm" dachte er dabei nicht. Aber er sehnte sich, sehnte sich mit aller Kraft seiner Seele, mit einem Ungestüm, das er nicht zu zügeln vermochte, nach dem Einzigen, was in Jahrhunderten unter ungezählten Millionen Sterblicher kaum Einem beschieden ist: der Erste zu sein, der diesen ehrwürdigen Gebilden aus grauer Vergangenheit gegenübertritt, der Erste, der vom Zauber ihrer Schönheit umschlungen wird, der Erste! Ein Beglücker der Menschheit, zu dessen andächtiger Freude, Erhebung und dauerndem Genuß er diese Herrlichkeiten wieder von der Sonne beschienen lassen würde.

Das dünkte ihn der höchste Augenblick des Glücks. Danach strebte

er in wildem Sehnen. Und trotz aller Mahnungen der nüchternen Vernunft steigerte sich von Stunde zu Stunde sein thöricht vermessenes Ikarus-Verlangen.

* * *

Inzwischen hatte der geschickte Ingenieur Bechara Effendi die sinnreichen, umfassenden und schwierigen Arbeiten zur Beförderung der Sarkophage nach dem Einschiffungsplatze vollendet. Schon lag der von der Regierung entsandte Dampfer „Dschadik", der mit allem zur Hebung der schwersten Lasten erforderlichen Material ausgestattet war, mit Krahnen und Winden und Hebeln, vor Anker. Nur noch wenige aufregende Tage, — vielleicht die aufregendsten von allen, und die mächtigen Sarkophage waren am Strande, waren mit äußerster Vorsicht in gewaltigen festen Kisten wohl verpackt und an Bord des Staatsschiffs gehoben.

Alles war wohl geborgen, und auf den heutigen Abend war die frohe Abfahrt angesetzt.

War es in Wahrheit eine frohe Abfahrt?

Ohne Zweifel. Aber auch tiefe Wehmuth bemächtigte sich der Scheidenden. Sie nahmen Abschied von dem Strande, der ihnen die vollsten und ergreifendsten Freuden ihres Daseins gebracht hatte, von unvergeßlichen und unwiederbringlichen Stunden. Es war ihnen zu Muthe wie dem Alternden, der die Jugend scheiden sieht. Und wenn er nun auch des Ersehnten die Fülle hat, Eines fehlt ihm doch und kommt nicht wieder: eben die Jugend, die sich mitleidlos von ihm wendet! „Brüderlein fein, es muß geschieden sein!"

So saßen sie denn am Morgen des Abschiedstages zum letzten Mal in dem traulichen Kiosk zusammen, Hamdy Bey und Andreas Möller. Und all die wechselvollen, ergreifenden und erschütternden Begebenheiten der letzten zwei Monate zogen an ihrer Seele vorüber. Und eine tiefe Rührung erfaßte sie.

„Und Sie, mein junger Freund," sagte Hamdy endlich, „haben rechtschaffen Ihre Pflicht gethan. Wir brauchen nicht viel Worte zu machen. Reichen Sie mir die Hand! Sie wissen, was der Händedruck Ihnen sagen soll. Wir sind in den gesegnetsten Stunden in gemeinsamer Arbeit Freunde geworden und wollen es bleiben bis zu unserm letzten Athemzuge."

Er hatte die zitternde Hand des jungen Freundes ergriffen und sah ihn besorgt an.

„Ihre Hand ist brennend heiß und trocken . . . Es ist die höchste Zeit, daß Sie sich endlich in wohlverdienter Ruhe pflegen. Die sollen Sie bei mir finden! Sobald wir unsere Sarkophage ausgeschifft und sie in ihrer vorläufigen, aber sichern Herberge zu Stambul geborgen haben,

kommen Sie mit mir nach Gebseh . . . Da in der köstlichsten Ruhe, in meiner bescheidenen, aber lieblichen Niederlassung am Golf von Ismid, inmitten blühender Rosen und Azaleen, unter düstern Cypressen, mit der Aussicht auf den Hügel, der nach einer alten Sage, die wir grausamen Wissenschafter nicht zerstören wollen, Hannibals Gebeine deckt, auf die herrliche Burgruine des Palaiokastron am Ufer, auf das blaue Wasser des Golfs und auf die malerischen Höhenzüge — da wollen wir Sie wieder frisch und gesund machen. Und dann kehren Sie mit Gott in Ihre Heimat zurück! Und im Gedenken an unsere Gemeinschaft unter Syriens glühender Sonne bearbeiten Sie dann in Ihrem behaglichen Stübchen das unschätzbare Material, das Sie gesammelt haben . . . Abgemacht . . . Nun? Sie antworten nicht? Sagt Ihnen mein Vorschlag nicht zu?"

Andreas saß unbeweglich da, wie in sich versunken. Er hatte den Kopf geneigt, seine Hände hingen schlaff herab, seine großen Augen leuchteten in unheimlichem Glanze, und ohne zu seinem väterlichen Freunde aufzuschauen, hatte er den Blick starr vor sich hingerichtet.

„Was fehlt Ihnen?" fragte Hamdy, nun wirklich beunruhigt.

Da sprang Andreas jäh auf, als würde er von einer Feder emporgeschnellt, schüttelte den Kopf und sagte mit trotziger Entschlossenheit, lauter, als er sonst zu sprechen pflegte: „Ich bleibe hier!"

Er ließ sich wieder auf seinen Sitz fallen und starrte vor sich hin.

„Um Gottes willen!" rief Hamdy erschrocken aus. „Was fehlt Ihnen?" wiederholte er dringlich.

„Ich kann nicht von hier fort!" entgegnete Andreas. „Ich kann nicht! Ich kann nicht!" Im Tone seiner Stimme lag etwas nervös Eigensinniges, Weinerliches. Hamdy glaubte, es spräche ein anderer Mensch.

„Ich verstehe Sie kaum . . . Sie wollen hier zurückbleiben? Allein?"

„Ja! Ich bin zu krank!"

„Dann müssen Sie erst recht von hier fort! Die Hitze ist jetzt schon am Tage kaum zu ertragen, und es wird noch viel schlimmer! Die nächsten Wochen sind geradezu fürchterlich! Mit dem syrischen Klima ist nicht zu spaßen, namentlich nicht, wenn man, wie Sie, vom Norden kommt. Raffen Sie sich auf, lieber Freund! Sie sind immer tapfer gewesen. Sie werden sich doch im letzten Augenblicke nicht von der Schlaffheit unterkriegen lassen. Lassen Sie sich nur erst einmal gehörig von der frischen Seeluft durchwehen. Sie werden sehen, wie Ihnen das gut thut. Unser braver Capitän, der Ingenieur und ich — wir wollen Sie schon pflegen. Und wenn wir unser Ziel erreicht haben, sind Sie nirgends besser aufgehoben als in Gebseh. Da haben Sie Ruhe und Frische und im Sommer zufällig auch einen sehr tüchtigen Arzt, der in Deutschland studirt hat, meinen nächsten Nachbarn . . ."

„Ich danke Ihnen herzlich! Aber ich kann nicht fort! Es ist mir nicht möglich, glauben Sie mir! Bitte, quälen Sie mich nicht! Und machen Sie sich meinetwegen keine Sorgen! Was soll mir denn hier zustoßen? Mein alter Hassan ist mir ergeben wie ein Hund. Alle Leute, die ich hier kennen gelernt habe, sind mir wohlgesinnt. Unser Wirth, Mehmed Scherif Effendi, würde mir jeden Dienst, den ich von ihm erbitten könnte, freudig erweisen. Aerztliche Hilfe brauche ich nicht. Ich brauche nur Ruhe, vollkommene Ruhe! Und die finde ich nirgends so vollkommen wie hier, selbst nicht in Ihrem verlockenden Landsitze zu Gebseh. Ihre Einladung nehme ich herzlich dankend an! Sobald ich mich ausgeruht habe, mache ich einen kleinen Abstecher nach Damascus, auf den ich mich sehr freue. Ich kenne die herrliche Stadt. Und dann nehme ich in Beirut das erste Schiff, das mich nach Constantinopel bringt. Dann wollen wir ein fröhliches Wiedersehen feiern."

Er hatte sich sehr zusammengenommen, um seine innere Unruhe und nervöse Gereiztheit zu verbergen. Es war ihm auch wirklich gelungen, Hamdy durch seine ruhige und bedächtige Rede einigermaßen zu täuschen. Von der Nutzlosigkeit seines weiteren Drängens überzeugt, gab er schließlich, wenn auch nicht leichten Herzens, seinen Widerstand auf.

Andreas reichte ihm die Hand und sagte mit einem mühsamen Lächeln: „Und Sie geben mir also einen regelrechten Urlaub. Die Schlacht ist gewonnen, und wenn ich beim Siegeseinzug fehlen muß, werden Sie mich nicht der Fahnenflucht zeihen?"

„Das bei Gott nicht, mein guter Kamerad!" erwiderte Hamdy wirklich gerührt und drückte ihm fest die Hand.

* * *

Es war Andreas gar nicht unerwünscht, als dieser peinlichen Scene durch Hassans Eintreten ein Ende gemacht wurde. Hassan sagte etwas in türkischer Sprache, das Andreas nicht verstand. Hamdy erhob sich lachend. In demselben Augenblick hatte Hassan die Thür geöffnet, und herein trat Dr. Goldap, der deutsche Generalconsul aus Beirut.

Die Drei begrüßten sich freundlich.

„Also endlich lassen Sie sich sehen! Ein bischen spät!" rief Hamdy vergnügt.

„Ja, die verwünschten Berufsgeschäfte!" seufzte Goldap. „Und dann und vor Allem die niederträchtige, verächtliche, aber himmlische Faulheit, die man sich hier im Orient angewöhnt. Nichts lernen wir zappeligen Menschen der nordischen Cultur schneller als das gemächliche Tempo des morgenländischen Daseins. Ich hab's nun auch schon dahin gebracht, daß mir ein eiliger Mensch ungesittet, beinahe unanständig vorkommt. Des-

wegen habe ich mich auch nicht beeilt. Als ich aber hörte, daß die ‚Dschadik' hier angelaufen ist, da sagte ich mir doch: nun ist es die höchste Zeit, wenn ich Ihre Herrlichkeiten überhaupt sehen will, und da habe ich mich denn schleunig auf mein Roß geworfen, und da bin ich!"

„Wann haben Sie denn von der Ankunft der ‚Dschadik' Kenntniß erhalten?" fragte Hamdy belustigt.

„Wann? Nun, das kann doch wohl ein acht Tage her sein."

„Acht Tage. Das stimmt ganz genau. Und heute Abend dampfen wir ab."

„Heute noch?"

„Heute noch! Der Capitän, der uns vor einer halben Stunde verlassen, hat uns gesagt, daß wir etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang in See gehen werden."

„Dann haben Sie also wohl schon alle Sarkophage an Bord gebracht?"

„O ja! schon lange!" erwiderte Hamdy immer lächelnd.

„Aber man wird sie doch an Bord noch sehen können?"

„Das leider nicht! Sie sind alle recht gut verpackt!"

„Ja natürlich!" versetzte Goldap etwas beschämt. „Das hätte ich mir eigentlich selbst sagen können! Das ist ja heiter! Da bekomme ich sie also gar nicht mehr zu sehen? . . . Na, wie Allah will! Uebrigens komme ich ganz sicher im Herbste nach Constantinopel. Und mein erster Besuch gilt den Sarkophagen! Das versteht sich! Wer konnte denn aber auch ahnen, daß man sich hierzulande mit der Expedition so fabelhaft beeilen würde? Daran sind Sie ganz allein schuld, Excellenz! Mit Ihrem Enthusiasmus, mit Ihrem Eifer, mit Ihrer Liebe zur Kunst . . . ja, mit solchen Factoren rechnet man hier gewöhnlich doch nicht!"

Er mußte über sein selbstverschuldetes Mißgeschick auch lachen.

„Und Sie, Herr Professor!" fügte er, sich an Andreas wendend, hinzu, „was müssen Sie von mir denken? Aber um des Himmels willen verrathen Sie mich nicht! Bewahren Sie das Geheimniß meiner Schwäche. Machen Sie in Ihrem Reisetagebuch keine Bemerkung über den kunstsinnigen Generalconsul in Beirut. Ich würde mich todtschämen, wenn meine Landsleute von meiner Besichtigung der Sarkophage von Sidon etwas erführen!"

„Ich verspreche es Ihnen!" sagte Andreas lächelnd. „Ich habe Sie um etwas Ernsteres zu bitten: verzeihen Sie mir, wenn ich mich auf eine Stunde zurückziehe. Ich habe einen langen und wichtigen Brief zu schreiben, den ich meinem Freunde mitgeben möchte, um ihn in Constantinopel auf die Deutsche Post zu geben." Und einen erstaunten Blick des Generalconsuls beantwortend, fügte er hinzu: „Ich bleibe nämlich noch einige Zeit hier. Hamdy Bey wird Ihnen Alles erzählen. Ich

fahre über Beirut zurück, und es versteht sich, daß ich Sie da aufsuchen werde."

„Und da werden Sie ein paar Tage . . . oder noch lieber, ein paar Wochen unser Gast sein! Das ist ja reizend! Sie werden uns eine große Freude bereiten. Meine Frau hat mir natürlich an ihren Landsmann tausend schöne Grüße aufgetragen, die ich ebenso natürlich um ein Haar vergessen hätte."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar! . . . Und für jetzt nochmals: verzeihen Sie mir, wenn ich Sie verlassen muß . . . Sie bleiben doch noch ein paar Stunden hier?"

„Das ist nun sehr fraglich geworden . . . Ich denke doch, daß ich hier ein frisches Pferd finden werde. Mein Diener kann hier übernachten und mit dem Pferde ohne Reiter morgen nach Beirut zurückreiten. Ich mache mich dann bald wieder auf den Heimweg. Es ist mir schließlich noch lieber, wenn ich mich gleich heute von meiner Frau auslachen lasse, dann habe ich's wenigstens hinter mir."

„Dann also auf alle Fälle: auf Wiedersehen in Beirut!"

„Auf Wiedersehen!"

Sie drückten sich die Hand, und Andreas wandte sich zum Gehen.

„Uebrigens . . . der von Ihnen erwartete Brief ist noch immer nicht eingetroffen."

Andreas nickte mit müdem Lächeln und trat in sein kleines Stübchen. Er räumte von dem schmalen Tisch am Fenster die Bücher und Schreibereien, die ihn bedeckten, nahm einen großen Briefbogen und schrieb . . .

„Der Professor kommt mir so . . . so anders vor, so gedrückt. Hat er sich nicht recht bewährt?" fragte Goldap, nachdem Andreas die Thür geschlossen hatte.

„Ganz im Gegentheil!" rief Hamdy. „Er hat das Ausgezeichnetste geleistet. Er hat nur zu viel gearbeitet. Und nun bricht er zusammen. Er ist krank, wirklich krank. Er will sich hier erholen . . ."

„Aber das ist doch ein Unsinn!" fiel der Generalconsul ein.

„Natürlich ist es ein Unsinn! Ich habe meine ganze Beredtsamkeit erschöpft, um ihm das klar zu machen. Er will durchaus keine Vernunft annehmen. Er will bleiben. Er ist eben wirklich krank! Und da ich nicht bei ihm bleiben kann . . ."

„So nehme ich ihn mit nach Beirut! Mit tausend Freuden!"

„Sie werden ihn nicht von der Stelle bringen. Geben Sie sich keine Mühe! Er hat sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß er hier und nur hier wieder ruhig werden könne. Dagegen ist nicht anzukommen. Uebrigens ist er hier Gottlob relativ nicht schlecht aufgehoben. Der Kiosk ist, wie Sie sehen, sehr wohnlich. Wir haben hier am Abend und in der Nacht immer die kühle Luft vom Meere. Der Besitzer des Grundstücks,

Mehmed Scherif Effendi, spricht ganz gut Französisch und wird es wohl auch ungefähr schreiben. Er kennt Möller und hat ihn gern. Ihm werde ich vor Allem die Pflege meines armen Freundes an's Herz legen. Außerdem ist der alte Hassan, der Möller hier bedient hat, ein durchaus zuverlässiger Mensch. Wenn ich in der Beziehung nicht beruhigt wäre, würde ich Möller sogar unter Anwendung von Gewalt an Bord schleppen. Aber — nun kommt meine Bitte — ich möchte doch noch ein Uebriges thun. Ich möchte auch Ihnen noch empfehlen, sich Ihres Landsmanns anzunehmen."

„Darauf dürfen Sie sich verlassen. Und da soll mir die orientalische Bequemlichkeit keinen bösen Streich spielen, das verspreche ich Ihnen. Wenn Sie erlauben, begleite ich Sie zu Mehmed Scherif. Ich bitte ihn, mir ganz regelmäßig, wenigstens alle Wochen einmal, ein ganz kurzes Bulletin zu geben, nur eine Zeile. Ich selbst werde in vierzehn Tagen wieder hierher kommen und meine Besuche so lange fortsetzen, bis wir ganz beruhigt sein können. Sollte der Professor, was hoffentlich nicht eintreten wird, wirklich bedenklich krank werden, so würde ich ihn sofort zu mir bringen. Wir haben ein sehr nettes Gartenhaus, das für Fremdenbesuch eingerichtet ist. Da ist er ganz ungestört, und wenn er von uns nichts wissen will, bekommt er von uns nichts zu sehen und nichts zu hören."

„Das ist mir wirklich eine große Beruhigung!"

„Sehen Sie, nun habe ich meinen Ritt nach Sidon doch nicht vergeblich gemacht!"

Bald darauf brachen sie auf, um mit Mehmed Scherif Effendi alles Erforderliche zu besprechen.

* * *

Andreas saß an dem unbequemen, kleinen Tischchen am Fenster und schrieb. Er war oft aufgestanden, hatte die Linke an die heiße Stirn gedrückt und den kleinen Raum unruhig durchmessen. Dann hatte er wieder hastig weiter geschrieben. Er schrieb noch lange. Als er endlich damit fertig war, seufzte er tief auf, lehnte sich auf den Stuhl zurück und streckte, die Hände zur Faust ballend, beide Arme wagerecht aus. Dann legte er die Handflächen aufeinander und faltete die Hände. Mit vorgebogenem Oberkörper starrte er lange Zeit auf die vollgeschriebenen Seiten. Es kostete ihn einen ernsthaften Entschluß, das Geschriebene noch einmal durchzulesen.

Der Brief war an Fräulein Sabine Kreutzer bei Frau Steuerinspector Wittig, Mittelstraße, Berlin NW., adressirt und lautete so:

„Sidon, am 2. Juli 1887.

Geliebte Freundin!

Auf meinen Brief, den ich unmittelbar nach meiner Ankunft auf syrischem Boden von Beirut aus an Sie abgesandt habe, habe ich noch keine Antwort erhalten. Unser dortiger Generalconsul, an den ich Sie Ihren Brief zu richten bat, hat mir auf meine wiederholten Anfragen mitgetheilt, daß er regelmäßig Briefe und Zeitungen aus Deutschland erhalten habe, — aber nichts für mich. Ich weiß indessen, daß Sie mir antworten werden, und suche nicht nach müßigen Deutungen Ihres Schweigens. Ich will geduldig warten.

Zwischen dem Tage, an dem ich Ihnen zum letzten Male schrieb, und heute liegt für mich eine Zeit, die ich als die genußreichste und freudenvollste, aber auch als die anstrengendste Zeit meines Lebens bezeichnen darf.

Was hier in meiner Gegenwart und unter meiner bescheidenen Mitwirkung für die dauernde Freude der Welt gewonnen worden ist, ist unsagbar. Es hat mich stürmisch erregt. Ich darf sagen: das Fieber hat mich am ersten Tage ergriffen und seitdem nicht wieder verlassen. Ich muß der Wahrheit gemäß auch bekennen: das Neue, Ungeahnte und Gewaltige hat mich zeitweise losgelöst von Allem, was bisher mein ganzes Sinnen und Trachten ausmachte. Ich muß Anstrengungen machen, um mich auf das zu besinnen, was mich jahrelang früh und spät beschäftigte, was mich ganz erfüllte, ehe ich hierher kam, ehe ich hinabstieg in den mehr denn zwei Jahrtausende alten Schacht und in den stickigen, dunklen Grüften vor den herrlichen Marmorschreinen der alexandrinischen Großen stand.

Wie klein und armselig erscheint mir angesichts dieser Größe und Fülle jetzt Alles, was ich früher getrieben habe! Ach, liebe Freundin, der Aufsatz, den meine plötzliche Abreise aus Berlin abbrach, wird nie vollendet werden!

Ich weiß auch nicht, wie ich es im Hörsaale der Universität werde aushalten können, wie ich es anfangen soll, um meinen Schülern Dinge vorzutragen, die mir jetzt so reizlos, so hölzern und nichtig erscheinen.

Was hier auf mich eingedrungen ist, war auch zu überwältigend. Ich weiß, ich werde dergleichen nimmer wieder schauen, nie wieder erleben, nie wieder empfinden. Ich werde mich, wie in etwas verhaßtes Altes oder unerwünscht Neues, in die gewöhnlichen Bedingungen meines Daseins hineinfinden müssen. Eine trostlose Zukunft! . . .

Nur Eines würde sie mir erträglich machen können, ja goldig aufhellen: die Erwiderung eines ehrlichen Gefühls, das von Allem, was meine Seele in diesen letzten Monaten erschüttert hat, unberührt geblieben ist.

Ja, unberührt und unversehrt! Diesem Gefühle bin ich nie untreu geworden, und die stärksten Eindrücke, die ich empfangen habe, haben mich nicht von ihm abzulenken vermocht. Dieses Gefühl ist für mich ein schützendes Obdach gewesen, unter dem ich meine Seele aus dem Getümmel der Erregungen ruhig bergen konnte. In diesem sichern Hafen ankerte mein Schiff, dem auf den stürmisch aufgepeitschten Wogen der Untergang gedroht hatte.

Denn mein Dasein war ebenso schrecklich wie schön: in dem, was es bot, wie in dem, was es versagte — mir versagte!

Es war eine kindliche Ueberhebung, als ich von meiner Mitwirkung an diesem großen Werke sprach. Was habe ich denn gethan? Nichts! In günstiger Beurtheilung: wissenschaftliche Handlangerdienste, die mein theurer Freund und Gönner Hamdy Bey weit über Gebühr gepriesen hat. Nichts, nichts habe ich gefunden! Und die höchste Wonne, die stolzen Schläfer aus ihrem langen Schlummer zu neuem Leben in Gegenwart und Zukunft zu erwecken — sie ist mir versagt geblieben!

Und doch ruhen gewiß noch unter diesem Boden, auf dem ich jetzt täglich thöricht und unwissend einherschreite, wunderbare Schätze, die zu ihrer Auferstehung nur des hellsehenden Meisters harren. Mir aber kündet kein Irrwisch, der auf ihrem Grabe tanzt, ihre Stätte.

Und diesen Boden soll ich verlassen? Soll heimkehren mit leeren Händen und mit dem demüthigenden Gefühl, daß nur meine Thorheit und meine Blindheit daran schuld sind, daß ich diese Schätze nicht aus ihrer Grabesnacht zum goldenen Lichte der Sonne emporhebe?

Nein, das vermag ich nicht!

Mit ehernen Klammern hält es mich hier zurück. Wie eine feige Flucht würde es mir erscheinen, wollte ich mich hier davonstehlen . . . wie ein verächtlicher Betrüger, der dem Schicksal seine Schuld nicht zahlen will.

Sie müssen das begreifen! Es wäre traurig, wenn Sie es nicht begriffen.

Leben Sie wohl, geliebte Freundin. Meine Adresse bleibt bis auf Weiteres: Dr. Goldap, deutscher Generalconsul in Beirut.

Ihr

Andreas Möller."

Der Brief war sehr ungleichmäßig geschrieben: zuerst mit fester kleiner Handschrift, dann in unruhigen, unregelmäßigen Buchstaben, zuletzt zitterig und schieflinig. Auch ein wenig geübtes Auge konnte diesem Schreiben die fieberhafte Erregung seines Urhebers ansehen.

Andreas gab es seinem Freunde Hamdy, als sie Beide Arm in Arm durch den schönen Garten, dessen Bäume jetzt von der Sonnengluth versengt waren, nach dem Strande hinabgingen. Der Consul war schon vor einer

Stunde nach Beirut zurückgeritten. Sie waren Beide tief ergriffen und sprachen nicht. Von Zeit zu Zeit drückte Hamdy Andreas' Arm mit dem seinigen an sich.

Sie waren unten angekommen. Die Maschine ließ zischend hellgrauen Dampf ausströmen. Auf dem Deck herrschte geschäftiges Treiben.

Hamdy Bey hatte sich von den braven Arbeitern schon mit reichen Geschenken verabschiedet, aber sie hatten es sich nicht nehmen lassen, dem davonziehenden Chef eine letzte Huldigung darzubringen. Sie alle — ihrer zweihundert an der Zahl — standen an der improvisirten Rhede in Parade aufgestellt, in ihren schönsten und buntesten Trachten.

Und nun war die Stunde des Abschieds gekommen. Der Ingenieur Bechara, der in Anerkennung seiner hohen Verdienste von Hamdy mit der Einladung beehrt worden war, die Sarkophage mit nach Stambul zu geleiten, hatte dem zurückbleibenden Professor warm die Hand gedrückt. Sie hatten einige herzliche Worte gewechselt, und Bechara Effendi war an Bord gestiegen.

Und nun trat Hamdy Bey an Andreas heran. „Pflegen Sie sich, lieber Freund! Und auf baldiges frohes Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen! Und glückliche Reise!"

Sie umarmten sich. Dann wandte sich Hamdy schnell ab, legte die wenigen Schritte bis zur Brücke fast im Laufschritt zurück, erfaßte das Seil und kletterte hinauf. Als er oben angekommen war und den Fuß auf's Deck setzte, stießen die Arbeiter am Ufer einen hohen, gellenden, langanhaltenden Schrei aus, und mit mächtigem, mißlautendem Brüllen setzte die Dampfpfeife ein.

Die Landungsbrücke wurde aufgezogen. Der Capitän stand schon oben auf seinem Posten. Das Zischen des ausgelassenen Dampfes hatte aufgehört. Der Anker wurde unter tactmäßig rhythmischem Geschrei der Matrosen gelichtet, die eisernen Ketten schlugen rasselnd auf die Planken, die in langsame Bewegung gesetzte Schraube strudelte gurgelnd wollig schaumige Wassermassen auf, und bedächtig, feierlich glitt das Schiff ab, im tiefblauen Meere eine breite, von schneeig weißem Schaum eingefaßte türkisblaue Furche hinter sich her ziehend.

Vom Deck her flatterten zwei weiße Tücher. Andreas schwenkte das seine.

Als er das schöne Schiff, das vollen Flaggenschmuck angelegt hatte, mit der kostbaren Last und dem edlen Freunde an Bord sich immer weiter vom Ufer entfernen sah, bis es in nördlicher Richtung seinen Blicken ganz entschwand, zog tiefe Schwermuth in sein Herz . . .

Er hatte lange dagestanden. Die Arbeiter hatten sich längst zerstreut und ihre Hütten aufgesucht. Endlich entschloß auch er sich heimzukehren und schritt langsam seiner Behausung zu. Er hatte gar nicht gemerkt, daß Hassan ihm folgte.

* * *

Der Kiosk kam ihm erschrecklich ungemüthlich, wie ausgestorben vor. Da duldete es ihn nicht länger.

Er trat in's Freie zurück. Da standen Hassan und der jüngere Sadi, des Befehls ihres Herrn gewärtig. Er bedeutete ihnen, ihm zu folgen.

Er nahm den alten wohlbekannten Weg. Als sie am Schacht angelangt waren, rief Andreas ihnen zu: „Wartet!"

„Pek eji, Effendim!" antwortete Hassan wie gewöhnlich.

Er stieg die hölzerne Treppe hinab. Er zündete seine Lampe an, die an der gewohnten Stelle stand, und suchte noch einmal die ihres kostbaren Inhalts entleerten Grüfte auf. Mit Wehmuth betrachtete er die verwaisten Stätten, die am Boden deutlich wahrnehmbaren Spuren der früheren Standorte der Sarkophage, die jetzt auf dem Meere schwammen.

Seitdem die zur Beförderung nöthigen Arbeiten unternommen worden waren, waren die Grüfte nicht mehr gesäubert worden. Die Trümmer des eingerissenen Felsens lagen wüst auf dem Boden umher. Hier war abgewirthschaftet. Und ohne Reue wandten die undankbaren Menschen diesen Stätten, denen sie ihr Herrlichstes entrissen hatten, den Rücken.

Wie lange würde es wohl noch dauern, und der Schacht und die Grüfte, in denen der glückliche Spürsinn des Forschers die königlichen Marmorsärge entdeckt hatte, würden wieder verschüttet sein! Und mit den Jahren würde sich wieder über die verschütteten Höhlen vegetabilische Erde schichten und deren Spuren verdecken. Der Wind würde ihr befruchtenden Samen zuführen, und Halme und Unkraut würden hier grünen und welken, um wieder zu erblühen. Und in später Zeit würde nur noch die Ueberlieferung mehr oder minder genau die Stelle bezeichnen, unter der die kostbarsten Sarkophage der Welt geborgen waren.

Er durchleuchtete noch einmal das Gewölbe, in dem er gerade stand. Er wollte das Bild, das er wohl zum letzten Mal sehen würde, tief in sein Gedächtniß eingraben.

Der Boden war mit Schutt und ausgebrochenen Steinen bedeckt.

Er leuchtete noch einmal, wie so oft, die Wände ab und beklopfte sie noch einmal wie täglich mit dem Hammer, ob nicht etwa der hohle Klang einen benachbarten Raum verriethe. Nichts! Der dumpfe Hammerschlag stellte es außer Zweifel, daß diese Gruft keine andere Nachbarschaft hatte als die felsige Hülle.

Nach allen Seiten hin ließ er den im Reflector concentrirten Lichtstrahl gleiten . . .

Auf einmal trat er einen Schritt zurück. Er machte eine heftige Bewegung. Dann trat er zögernd wieder einen Schritt vor.

Er hatte den Kopf erhoben. Jetzt reckte er den Hals. Die Lampe beleuchtete hell den südöstlichen Winkel der Todtenkammer, und zwar den oberen Theil an der Decke. Es schien ihm, als sähe er da ein Loch . . .

Es war doch kein Schattenspiel, keine Täuschung? Es war wohl auch

keine zufällige Vertiefung, die dadurch entstanden, daß der Axthieb etwas tiefer in den Sandstein eingedrungen war? Die Wände der Todtenkammer zeigten freilich so manche narrende Unebenheit. Aber nein! Das war wirklich ein Loch, da oben, gerade unter der Decke, und gerade im Schnittpunkt . . . etwa in der Größe eines Fünfmarkstücks.

Daß es dem wachsamen Auge des Meisters, wie seiner eigenen rastlos und sorgfältigst forschenden Thätigkeit bis zu dieser Stunde hatte entgehen können, war allerdings nicht zu verwundern. Die eigenthümliche Erscheinung, die er jetzt wahrzunehmen glaubte, war so geringfügig, daß er selbst noch an der Richtigkeit seiner Beobachtung zweifelte. Er erspähte die verdächtige Oeffnung nur manchmal, wenn das Licht in dem sonst dunkeln Raume in einer gewissen Richtung, die er zufällig gefunden hatte, gerade auf diese Stelle fiel; sie entzog sich der Wahrnehmung aber sogleich wieder, wenn er die Lampe nur ein klein wenig bewegte. Bei der gleichmäßig hellen Beleuchtung, wie sie für die bisher vorgenommenen Arbeiten unerläßlich geworden war, war sie überhaupt nicht zu erkennen.

Wenn nun aber wirklich eine Oeffnung da war, was hatte sie für einen Zweck? Was für eine Ursache? Wie tief war sie? Wohin führte sie? Das mußte auf alle Fälle untersucht werden. Es konnte ja eine Spur sein, die weiter leitete.

Gewohnt, einer jeden irgendwie ungewöhnlichen Erscheinung, und sei sie auch noch so geringfügig, eine ernste Beachtung zu schenken, trat er an die Thür der Todtenkammer, die in den Schacht mündete, und rief hinauf, man solle ihm eine kleine Leiter bringen.

„Pek eji, effendim!“ gab Hassan zur Antwort.

Schon nach wenigen Minuten, die Andreas lang genug erschienen, kamen Hassan und Sadi mit der Leiter heran.

Er kletterte hinauf. Und jetzt, da er die beobachtete Stelle ganz genau und ganz in der Nähe prüfen konnte, fand er zu seiner unbeschreiblichen Freude seine Wahrnehmung völlig bestätigt. Es war ein Loch. Er steckte zwei Finger hinein. Kein Widerstand. Die Finger hatten auf der andern Seite mehr Spielraum. Die Oeffnung schien sich zu erweitern.

Nun schlug er mit dem Hammer an die Wand, rechts und links, nach oben und unten. Einmal . . . zweimal . . .

Die Stelle, die unmittelbar an der kleinen Oeffnung war, hatte einen andern Klang, als der andere Theil der Felswände. Hier etwas hohler, dort ganz dumpf . . . Hohl . . . dumpf . . .

Er klopfte und klopfte.

Die Araber, welche die Leiter hielten, horchten auf . . . Sie zogen die Brauen bis in die Mitte der Stirn. Hassan hob den Zeigefinger der Rechten und blickte nach oben. Sadi nickte und grinste.

„Stein ausbrechen . . . Loch erweitern . . . schnell!“ rief Andreas. Sein Herz klopfte mächtig.

Hassan, der dreimal sein stereotypes: „Sehr wohl, Herr!“ dazwischengeworfen hatte, rief Sadi einige Worte zu, und dieser entfernte sich schleunig.

Andreas stieg herab. Hassan schien sehr glücklich zu sein. Er verbeugte sich tief vor Andreas, ergriff dessen Rockschooß und küßte den Saum. Er zeigte wieder seine weißen Zähne und wies mit bedeutungsvollem Lächeln nach oben.

Sadi kam athemlos wieder und brachte eine Axt und ein Stemmeisen. Geschickt wie eine Katze kletterte Hassan hinauf, während Sadi die Leiter hielt, und begann sogleich sein Zerstörungswerk. Abgeschlagene Felsstücke kollerten herab . . .

In fieberhafter Erregung sah Andreas von unten dem Alten zu, der, von der Ungeduld seines Herrn angesteckt, mit aller Wucht seine wohlgezielten Schläge führte.

„Stößt Du auf den Felsen?“

Die Oeffnung war jetzt schon so weit, daß Hassan mit der ganzen Hand durchfahren konnte. Sein Arm drang bis zur Achselhöhle vor, ohne einem Widerstande zu begegnen.

„Nein . . . Loch . . . Effendim!“

„Vorwärts! Vorwärts!“ schrie Andreas.

Hassan hatte in kürzester Zeit eine Oeffnung gebrochen, die groß genug war, um einen schmächtigen Menschen einzulassen.

„Komm herunter!“ rief Andreas.

„Pek eji, Effendim!“

Nun kletterte Andreas wieder hinauf. Er ließ sich die Magnesiumlampe reichen und das blendende Licht in den eben erschlossenen Raum fallen, aus dem ein fader, widriger, feuchter, stockiger Moderdunst drang.

Eine starke Enttäuschung bemächtigte sich Andreas'. Der Raum war leer. Er war auch viel zu eng und zu niedrig, um einen Sarkophag aufnehmen zu können — im Ganzen in seinem kubischen Inhalt überhaupt nicht größer als einer der mittleren Sarkophage.

Andreas leuchtete nach allen Richtungen hin. Eine schmutzige, dunstige, viereckige Höhlung, etwa ein Meter hoch und breit, kaum drei Meter lang, deren Boden etwa zwei Fuß tiefer lag, als die Decke der Gruft, in der er sich befand.

Er zwängte sich durch die Oeffnung und kroch in den ungastlichen Raum hinein. Er mußte den Kopf tief ducken, um nicht an die Decke zu stoßen. Die Lampe stellte er in die Ecke und kroch nun, überall herumtastend, am Boden.

Schutt und Staub . . und da: Ueberreste von menschlichem Gebein. Ein Schädel, der noch ziemlich gut erhalten war, einige Rippen, ein Stück vom Beckenknochen . . . Es war ein Felsengrab.

Aber wie konnte die Leiche hier bestattet worden sein? Auf welchem

Wege war sie hier hereingekommen? Es mußte doch irgendwo ein Zugang vorhanden sein! Von der Gruft her, aus der er kam, konnte die Leiche natürlich nicht hereingeschafft worden sein. Durch das kleine Loch hatte sie nicht schlüpfen, und der Felsen hatte hinter ihr nicht wieder zuwachsen können . . .

Also: von oben! Entweder unmittelbar durch einen darüberliegenden Schacht, oder mittelbar von der Seite her durch einen daneben liegenden.

Er legte sich auf den Rücken und blickte zur Decke auf.

Da war die Bestätigung seiner Voraussetzung! Die Decke war von gleichmäßigen, sorgfältig behauenen, größeren Felsblöcken gebildet. Dies Grab hatte nur gesprengt werden können, wenn ein zweiter Schacht von oben herabführte. Von oben waren die Steine, welche die Decke bildeten, aufgelegt.

Er machte sich auch sogleich klar, daß das Felsengrab, in dem er jetzt auf dem Rücken ausgestreckt lag, älter sein mußte, als die Todtenkammer, aus der er eingestiegen war. Jetzt verstand er auch, weshalb die Wand jener Todtenkammer gerade an der Stelle, wo er das Loch erspäht hatte, einen Winkel machte, und er erklärte sich nun auch die Ursache des Lochs. Die Steinbrecher, welche die Gruft, aus der er gekommen war, gehöhlt hatten, waren offenbar bei ihrer Arbeit auf das alte Felsengrab gestoßen, in dem er jetzt lag. Als sie das durch das Einschlagen der Wand, durch das kleine Loch, gemerkt, hatten sie ihre Arbeit sogleich nach der anderen Richtung fortgesetzt. Sie hatten die Heiligkeit des Todes, den Wunsch der hier Bestatteten, in tiefer Verborgenheit den ewigen Schlummer zu schlafen, respectiren wollen.

Der Aufenthalt in dem engen, heißen, luftleeren, stickigen Raum war so furchtbar, daß ihm die Sinne zu schwinden drohten. Der Kopf war ihm von dem Moder- und Verwesungsgeruche benommen, er litt an Athemnoth, es summte und rauschte ihm in den Ohren. Unter Anspannung aller Willenskraft rappelte er sich auf und machte Versuche, wieder durch die Oeffnung, durch die er eingedrungen war, hinauszukriechen. Aber er war von Schwindel und Uebelkeit so hinfällig und elend, daß es ihm erst mit Hilfe Hassans, der gesehen hatte, wie sich sein armer Herr abquälte, und eilends hinaufgeklettert war, gelang, sich durchzuquetschen und den Fuß auf die oberste Sprosse zu setzen.

Von Hassan gestützt, beinahe getragen, kam er unten an. Er taumelte durch die Gruft.

Als er im Schacht angelangt war, in freier Luft, den Himmel über sich, machte er einige tiefe Athemzüge und stieg dann langsam und mühsam die hölzerne Treppe hinauf.

Damit hatte er seine letzte Kraft erschöpft. Oben auf dem Hügel konnte er nicht weiter. Er ließ sich auf den Boden fallen, legte sich auf den Rücken, streckte die Arme wagerecht von sich und keuchte.

Hassan, der ihm auf dem Fuße gefolgt war, war sehr besorgt und wollte sich um ihn bemühen.

„Laß nur, Hassan!“ wehrte ihm Andreas freundlich mit matter Stimme. „Es ist nichts. Nur etwas ruhen!“

Inzwischen war auch Sadi aus dem Schachte heraufgestiegen. Hassan gab ihm einen Befehl. Sadi stürzte davon. Nach kurzer Zeit kam er in vollem Lauf zurück. Er brachte in einem irdenen Kruge von der nahen Quelle kühles Wasser. Andreas dankte mit einer schwachen Bewegung des Kopfes. Er richtete sich halb auf und trank begierig einige Schluck. Dann ließ er sich Wasser in die Hände gießen und wusch sich die Stirn.

Es that ihm sehr wohl. Er stand nun ganz auf und sagte zu Hassan: „Bestelle zu morgen ganz früh, zu Sonnenaufgang, Arbeiter ... so viel wie möglich, wir wollen graben!“

Seine ursprüngliche Absicht, noch einmal hinabzusteigen, mußte er aufgeben, denn er fühlte sich noch sterbensmatt. Um die paar Schritte zum Kiosk zurückzulegen, mußte er sich auf Hassan stützen. Ohne sich zu entkleiden, warf er sich auf sein Lager und schlief sogleich ein ...

* * *

Vor Morgengrauen fuhr er aus seinem schweren Schlafe jählings auf. Er fühlte sich noch wie zerschlagen, aber die Kraft seines Willens besiegte seine körperliche Hinfälligkeit. Er rieb sich mit eiskaltem Wasser ab und tauchte den Kopf zu wiederholten Malen lange und tief in's Becken. Mit Besorgniß sah Hassan diesem Treiben zu und schüttelte das würdige Haupt.

Die Arbeiter kamen früh, — noch immer zu spät für Andreas' Ungeduld. Er hatte inzwischen die erforderlichen Messungen vorgenommen und die Stelle auf der Oberfläche des Felsengrabes genau bezeichnet.

Die Leute entfernten die vegetabilische Erdschicht, auf der das Unkraut gerade hier besonders üppig wucherte ... Sie stießen auf die harte felsige Unterlage. Von einem Eingange zu einem Schacht war keine Spur zu ermitteln.

„Er muß da sein, der Schacht!“ rief Andreas, der mit gierigen Blicken den Arbeiten der Gräber folgte. „Nur weiter ... nach der Richtung hin!“

Auf einmal stieß einer der Arbeiter einen gellenden Schrei aus. Alle stürzten herbei ... Zerbröckeltes Geröll, festgebackte Erde ... es war der Schacht! Andreas schrie laut auf vor Freude.

„Vorwärts, vorwärts, Leute! Heute giebt es doppelte Löhnung! Nur schnell vorwärts!

Hassan verdolmetschte die Worte des Herrn, die jubelnd aufgenommen wurden. Mit wahrem Feuereifer machten sich die Leute an die Entleerung des Schachts.

Aber es war eine langwierige und schwierige Arbeit, und Andreas war ganz verzweifelt, als er beim Sonnenuntergang constatiren mußte, wie wenig trotz aller Anstrengungen geleistet worden war, wie viel noch zu thun übrig blieb!

So schnell die Aufräumung auch erfolgte, die Dauer erlegte Andreas kaum erträgliche Qualen auf. Eine kindische Ungeduld verzehrte ihn. Auch am zweiten Tage war er von früh bis spät am Schacht und feuerte seine Leute durch seinen Eifer zu übermenschlichen Anstrengungen an.

Dies Warten und Warten, dies Gefühl der Ohnmacht, durch eigene Thätigkeit die Sache zu fördern, die niederdrückende Erkenntniß, daß sie sich eben nicht beschleunigen ließ, — das war vielleicht die größte der Qualen, die Andreas zu erdulden hatte. Es war beinahe als ein Glück zu preisen, daß sein Schwächezustand ihn einige Tage an's Bett fesselte.

Der Besitzer des Grundstücks, Mehmed Scherif, dem Andreas von Hamdy Bey und vom Generalconsul Dr. Goldap auf's Wärmste empfohlen war, nahm sich seiner liebevoll an. Er verbrachte täglich mehrere Stunden am Bette des jungen Gelehrten, verplauderte ihm die Zeit mit hübschen Geschichten aus dem Morgenlande, — Mehmed Scherif war ein vorzüglicher Erzähler und sprach recht gut französisch, — und konnte der Wahrheit gemäß nach Beirut berichten, daß Professor Möller zwar recht schwach sei, daß aber sein Zustand nicht beunruhigen dürfe, daß er in guter Pflege und folgsam sei.

Hassan hatte seinen Herrn in der Beaufsichtigung der Arbeiten vortrefflich vertreten. Am selben Tage, an dem Andreas sich kräftig genug fühlte, um sein Lager zu verlassen, konnte ihm Hassan auch die freudige Mittheilung machen, daß der Schacht bis auf den Grund von Schutt, Geröll und fester Erde befreit sei.

Im ersten Augenblicke der Besichtigung gewahrte Andreas zu seiner Linken die mit kleinen Felsstücken wieder verschlossene Oeffnung zu dem Grabe, in das er neun Tage vorher durch den früher aufgedeckten Schacht von der anderen Seite her gelangt war.

In viel höherem Maße aber wurde seine Aufmerksamkeit gefesselt durch eine andere Einsprengung in den Felsen zu seiner Rechten. Diese Thür war beträchtlich größer und viel sorgfältiger versperrt. Sie entsprach in ihren Verhältnissen und in der Art ihrer Verschließung durch größere und kleinere Felsstücke durchaus den Zugängen zu den Todtenkammern, in denen die herrlichen, von Hamdy Bey entdeckten Sarkophage gestanden hatten.

Auch in diesem Punkte hatte sich seine Voraussetzung und Folgerung als richtig erwiesen: der neu aufgethane Schacht führte noch zu anderen Verborgenheiten!

Die Blöcke und Steine waren bald soweit beseitigt, daß Andreas und Hassan durch die ungeschlachte Thür eindringen konnten.

Ein leerer, quadratischer Raum, etwa fünf Meter im Geviert, zwei Meter hoch. Die Decke war durch den Felsen mit den charakteristischen Brüchen des Sandsteins gebildet. Aber der Boden! Er wies eine Art von roher Pflasterung auf. Andreas ließ die grob behauenen Steine sofort aufbrechen. Sie ruhten auf einer Erdschicht, die steinhart geworden war. Die Arbeiter verdoppelten ihre Anstrengungen, um auch dieses Hinderniß zu beseitigen. Da stießen sie mit ihren Schippen und Schaufeln auf harten Widerstand.

„Der Felsen," sagten sie und ließen ihre Geräthe auf der steinigen Unterlage klirren.

Andreas furchte die Stirn. Eine tiefe Entmuthigung befiel ihn.

So sollte denn wirklich die so viel verheißende Spur zu keinem Ziele führen?

Nein, das war undenkbar! Die gewaltige Arbeit, die hier in einer noch nicht annähernd bestimmbaren Vergangenheit geleistet worden war, mußte doch einen vernünftigen Zweck gehabt haben. Einer müßigen Spielerei und Fopperei halber hatte man doch sicherlich nicht den Felsen mit unsäglicher Mühe kunstvoll gehöhlt, um ihn dann wieder zu verschütten.

„Vorwärts! Schafft die Erde weg! Säubert den Boden!"

Jetzt hatte man den steinernen Grund etwa zwei bis drei Quadratfuß breit von seiner irdenen Decke befreit. . .

Andreas jauchzte auf. Es war nicht der Felsen:

Es war ein künstlich geschaffener Boden, in der Mitte ein mächtiger, sorgfältig behauener Block. Als die ganze Erdschicht beseitigt war, ergab die Messung, daß er über drei Meter lang und anderthalb Meter breit war. Ringsum war er von größeren Felsstücken und kleineren Steinbrocken eingefaßt. Auch diese wurden im Laufe des Tages noch zum großen Theil herausgeschafft. Jetzt konnte Andreas feststellen, daß der kolossale Monolith ebenso dick wie breit war — anderthalb Meter.

Aber wie dies Ungeheuer bewegen? Diesen trägen, plumpen, steinernen Riesen, der den ihm anvertrauten Schatz so wohl hütete?

Andreas wußte freilich, daß Mehmed Scherif für seine Bauzwecke einige der praktischen Winden und Hebevorrichtungen, die Hamdy Bey mitgebracht, käuflich von diesem erstanden hatte. Aber zur Hebung eines so kolossalen Gewichts waren sie sicherlich nicht ausreichend. Da gab es also nur ein Mittel, um dieses Hinderniß zu überwinden: der gewaltige Stein mußte zerkleinert werden. Zum Glück war er nicht hart. Die Steinsägen arbeiteten unausgesetzt, den ganzen Abend, die ganze Nacht hindurch.

Am andern Mittag war der Steinblock um die Hälfte verdünnt.

Jetzt die Haken eingeschlagen, Winden und Hebel in Bewegung gesetzt!

Die Räder und Schrauben und Walzen knarrten und ächzten und stöhnten. Und langsam, langsam hob sich der gewaltige Block, hob sich so hoch, daß er von der vereinten Kraft der Arbeiter unmerklich, aber stetig,

Centimeter um Centimeter aus seiner centralen Lage näher an die Wand der Felsenhöhle geschoben werden konnte . . .

Und nun ward es zur Gewißheit; unten war ein hohler Raum, eine Kammer! Zwischen dem Rande des Felsblocks in seiner jetzt veränderten Lage und seiner alten Einfassung öffnete sich ein Spalt . . .

Mit pochendem Herzen sah Andreas diesem Schauspiel zu. Sein feuriges Wort beflügelte den unermüdlichen Eifer seiner willigen Leute.

Nun klaffte bereits zwischen dem Rande des riesigen Steinblocks und seiner früheren steinernen Umrahmung, von der er abgedrängt wurde, ein langer dunkler Spalt von etwa einem halben Meter Breite . . .

Was barg die steinerne Decke, die jetzt mit unsäglicher Mühe gelüftet wurde?

Unwiderstehlich trieb es ihn an den Rand des Spaltes, und er blickte hinab in die Finsterniß da unten, die ihn gewaltsam an sich riß, wie den Schwindelnden der Abgrund. Schon griff er nach der Magnesiumlampe, um helles Licht in diese Nacht fallen zu lassen — den ersten Strahl seit sicherlich mehr denn zwei Jahrtausenden.

Aber ein unerklärliches Gefühl — war es thörichte Angst, oder war es heilige Scheu vor der Majestät des Todes? — zügelte seine stachelnde Wißbegier. Eine unsichtbare Gewalt lähmte seine Hand. Er ließ von seinem Vorhaben ab und starrte schaudernd in die geheimnißvolle Tiefe.

Langsam, langsam rückte, unter dem Stöhnen der Hebel und den rhythmisch ausgestoßenen Schreien der keuchenden Arbeiter, der steinerne Koloß der Wand näher und näher . . .

Da faßte sich Andreas ein Herz.

„Eine Leiter!“ schrie er Hassan zu.

Aber seine Hand zitterte, als er nach der Lampe griff, und seine Beine schlotterten, als er neben der langen und weiten Oeffnung, die bis zu dieser Stunde so wohl verschlossen gewesen war, niederkniete.

Und nun fiel das grelle Licht in die nächtliche Tiefe.

Und da sah er auf dem Boden, inmitten des unterirdischen Gemachs, das auf sein Geheiß widerwillig das steinerne Thor vor ihm hatte öffnen müssen, einen mächtigen Sarkophag, staubbedeckt, — wie es schien, aus schwarzem Gestein . . .

Ein eisiger Schauer lief ihm über den Rücken. Er zitterte und bebte.

Der Augenblick des höchsten Glücks, nach dem er sein ganzes Leben mit fieberndem Ungestüm gelechzt hatte, — nun war er da! Aber er war von der Macht des Eindrucks so überwältigt, in tiefster Seele so erschüttert, daß er dessen nicht froh werden konnte.

Wer war der stolze, einsame Schläfer, der sich hier in den harten Felsen, mehr denn dreißig Fuß tief unter der Oberfläche in unfindbarem Versteck, zu dem nur ein Zufall die scharfsinnige Forschung geführt, hatte einscharren lassen?

Wer war dieser stolze, einsame Mann?

In dieser gewaltigen Abgeschiedenheit von Allem, was das Licht der Sonne schaut, in diesem eigenwilligen Eindringen in den Schoß des Felsens, in dieser nächtigen Verborgenheit, von Felsen umschlossen und von Felsen verrammelt, lag doch eine erschütternde Größe, etwas Erhabenes.

War es nicht eine Grausamkeit, war es nicht ein Frevel, diesen schwarzen Schrein aus seinem Gewahrsam herauszuzerren und dem so gebieterisch bekundeten Willen des darin Gebetteten zum Trotz das Tageslicht, vor dem es sich in undurchdringliche Nacht geflüchtet hatte, darauf fallen zu lassen?

Siedend heiß stieg ihm das Blut zu Kopf, seine Pulse hämmerten, und dicke Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn. Ein nie gekanntes Angstgefühl schnürte ihm die Kehle zu . . .

Und das war der Augenblick des höchsten Glücks, nach dem er sich in Wachen und Träumen gesehnt hatte.

* * *

Es währte lange, bis er die Herrschaft über sich zurückgewann.

Mit trotziger Entschlossenheit stieg er die Leiter, die inzwischen eingesetzt war, hinab.

Er wehrte Hassan, der ihm folgen wollte. Mit dem Todten wollte er allein sein . . .

Und nun stand er vor dem Sarkophag.

Es war ein anthropoïder Todtenschrein aus schwarz-grünlichem Stein in ägyptischem Stile: eine Truhe mit menschlichem Antlitz, die in ihrer Form in groben Andeutungen ungefähr den Verhältnissen in der Modellirung der menschlichen Gestalt entsprach. Das plattgedrückte Gesicht mit den weit geöffneten Augen hatte einen lächelnden Ausdruck. Die großen, abstehenden Ohren lagen flach auf. Halslos steckte der Kopf im Rumpfe. Die Schultern waren abgerundet.

Andreas entfernte mit seinem Tuche oberflächlich die dicke Staubschicht, die sich auf der ganzen oberen Seite des Sarkophags gelagert hatte. Er entdeckte am oberen Theile eingegrabene Ornamente — zwei Adlerflügel . . . Und da waren auch die Schriftzeichen!

Eine Inschrift! — Das war es vor Allem, was ihn in diesem Augenblick erregte und mit hoffnungsvollem Ungestüm ganz erfüllte.

Wie hatte er auf jenen herrlichen Sarkophagen, die jetzt sicherlich schon an ihrem Bestimmungsort gelandet waren, nach einer Inschrift gespäht! Umsonst! Kein Wort, kein Zeichen hatte über die Gewaltigen, deren Gebeine in diesen wundervollen Truhen geruht hatten, Aufschluß geben wollen.

Hier aber war, wie er jetzt schon deutlich erkennen konnte, der ganze

Deckel mit eingeritzten Schriftzeichen bedeckt! Hieroglyphen auf dem ganzen Rumpf des steinernen Gehäuses . . .

Und da — am Fußende, dessen Erhöhung die aufrecht stehenden Füße der liegenden Gestalt veranschaulichen sollte, war eine umfangreiche phönizische Inschrift eingemeißelt. Waren auch die Eingrabungen, in die sich der Staub eingefressen hatte, noch nicht deutlich zu erkennen, so täuschte er sich doch nicht: es waren wirklich phönizische Zeichen!

Er entzifferte sogleich einen ihm wohlbekannten Namen: Tabnit.

Tabnit, der Vater des Eschmunasar! . . .

Bei welchem besonderen Anlasse hatte er diese Namen doch zum letzten Male genannt? Tabnit . . . Eschmunasar? . . .

Die Frage schoß ihm pfeilschnell durch das Gehirn. Er suchte kaum eine Antwort darauf. Seine Erregung war furchtbar. Das Fieber durchschüttelte ihn. Mit blödem Ausdruck starrte er die Zeichen an, die sich vor seinen Augen zu spukhaftem Unsinn verwirrten und einen gräulichen Ringeltanz ausführten, der sein krankes Hirn umkreiste.

Ihm war, als ob in dieser stickigen Moderluft der Hauch des Todes aus dem schwarzen Schreine dränge und ihn verpestend anwehte. Er schwankte.

„Wasser herbei!“ rief er kreischend, mit Anspannung aller seiner Kräfte. „Wasser! Und Tücher! Und Bürsten! Reinigt den Deckel! Hebt den Deckel! Hassan, hörst Du? Hebt den Deckel!“

„Pek eji, effendim!“ kam es von oben.

Das waren die letzten Worte, die er dumpf und wie aus weiter, weiter Ferne vernahm. Dann schwanden ihm die Sinne, und er brach neben dem schwarzen Sarkophag zusammen.

* * *

Er hatte eine lange Ohnmacht . . .

Als er wieder zu sich kam, riß er die Augen weit auf. Ein niedriger Raum, felsige Wände, die Decke durchbrochen. Er wußte nicht, was mit ihm geschehen war, wo er sich befand. Er betastete sein Gesicht. Es war feucht. Auch seine Kleider waren besprengt. Ueber sich erblickte er das treue, braune Gesicht eines alten Mannes, der sich liebevoll über ihn beugte. War das nicht der treue Hassan? Was hatte der Alte am Boden zu kauern? Und weshalb ruhte sein Kopf auf des Alten Schooß?

Und da waren ein Dutzend Araber geschäftig. Und an mächtigen Tauen, die aus einer dunkeln Oeffnung von oben herabgelassen waren, schwebte ein unförmiges schwarzes Ding, das all die merkwürdigen Leute da mit äußerster Vorsicht langsam auf den Boden herabgleiten ließen.

Was sollte das Alles bedeuten?

Er richtete sich auf.

„Was das heißen soll, frage ich?“ rief er ungeduldig, als ob er die Frage schon gestellt hätte, und man ihm die Antwort schuldig geblieben wäre.

„Der Deckel gehoben, wie Du befohlen, Herr!“ erwiderte Hassan unterwürfig. „Jetzt Reinigung.“

Andreas nickte. Das dämmernde Bewußtsein hellte sich auf.

„Lange geschlafen, Herr! Sehr lange! Gute Gesundheit?“ erkundigte sich Hassan theilnahmvoll.

„Ganz gut, Alter!“

Andreas trat festen Schrittes an die nun geöffnete Truhe heran, deren Deckel jetzt daneben auf den Boden niedergelassen war. Während sich die Arbeiter bemühten, den Schutt und Staub abzuwaschen und aus den eingegrabenen Verzierungen und Schriftzeichen auszubürsten, beugte sich Andreas über die Wanne des offenen Todtenschreins und prüfte deren Inhalt.

Aus einer Schicht gelblichen Sandes, der sich feucht anfühlte, blickten schaurig die sterblichen Ueberreste dessen, der einst ein Großer dieser Erde gewesen war. Auf einem an den Seiten durchlochten Brett der Sykomore lag die Leiche, die früher angeschnallt gewesen war. In zweien der Löcher staken noch die silbernen Ringe, durch die die Schnüre gezogen worden waren. Der Schädel war entfleischt, das Gebiß bis auf einige Vorderzähne gut erhalten. Das Gerippe hatte dem Zerstörungswerke der Zeit nahezu vollkommen widerstanden, die Beine waren sogar noch zum Theil mit zähem lederartigen Fleisch bedeckt. Ein Theil der Eingeweide, Herz, Lunge, Nieren und Magen, — Alles bräunlich grün, mumienartig hart und straff, — waren von der Verwesung verschont geblieben.

Mit tiefem Ernst, aber jetzt völlig gefaßt, blickte Andreas auf den Eingesargten. Bei jeder Betastung des feuchten Sandes überlief es ihn. Er betrachtete die Leiche lange. Er hörte die Arbeiter nicht, die unmittelbar neben ihm geschäftig waren, er sah sie nicht. Er sah aber, wie sich aus den leeren Augenhöhlen der Mumie ein entsetzlicher, zorniger, drohender Blick auf ihn richtete. Er wich unwillkürlich einen Schritt zurück und wandte sich ab.

Jetzt sah er sich in dem vom Magnesiumlicht hell beleuchteten Raume mit gefurchter Stirn finster um. Er befahl den Leuten, sich zu entfernen, — allen, auch Hassan! Sie gehorchten stumm und kletterten hinauf.

Nun war er wieder allein mit dem Todten, der ihn so grausig böse angeglotzt hatte.

Er wollte dem strafenden, dem fürchterlichen Blicke ausweichen und kniete wieder neben dem Deckel. Da fiel sein Auge auf die phönizische

Inschrift, deren Züge jetzt nach der Säuberung des Deckels in wunderbarer Schärfe hervortraten.

Er strich mit der flachen Hand über die Stirn, und sein Gesicht nahm nun, während er sich über die Erhöhung am Fußende des Deckels beugte, plötzlich einen völlig veränderten Ausdruck an. Er war wie losgelöst von all dem Unheimlichen, das ihn soeben noch beängstigt hatte. Seine Lippen öffneten sich ein wenig, und ein freudiger Zug umzog sie, seine Stirn glättete sich, und seine Augen, die sich in die Zacken und Spitzen der eingeritzten Zeichen ganz versenkten, leuchteten.

Denn sie waren ihm wohl vertraut, diese Zeichen, die mit der Inschrift auf dem Sarkophage des Eschmunasar völlig übereinstimmten, und er wußte deren Sinn zu deuten.

Hassan hatte sich im oberen dunkeln Raume hart am Rande der Oeffnung auf den Boden gestreckt und beobachtete geduldig und erstaunt das sonderbare Treiben seines Herrn. Was starrte er nur immer auf die eingekratzten Kritzeleien? Weswegen lächelte er jetzt? Weshalb verdüsterte sich nun plötzlich seine Stirn? Weshalb wich er jetzt wie scheu von dem schwarzen Steine zurück und strebte dann wieder dahin, als ob er von einem Magneten angezogen würde? Weshalb sprang er jetzt wieder auf, um alsdann abermals neben dem Steine niederzuknieen? Und so trieb es der gute Herr nun schon lange, lange Zeit. Es mußten wohl Stunden vergangen sein! Und der arme Herr hatte nichts genossen, seit früh am Tage! . . .

Ja, es waren Stunden vergangen. Nun aber hatte Andreas die ganze Inschrift entziffert, und mit heftig zitternder Hand schrieb er, während er sich immer wieder über den Stein beugte und mit der Linken eine Zeichengruppe nach der andern betastete, die nachstehende Uebersetzung in sein Notizbuch:

„Ich, Tabnit, Priester der Astarte, König von Sidon, ruhe allein in diesem Schrein. Wer du auch seiest, der diesen Schrein entdeckt, — Mensch, öffne nicht mein Todtengemach. Störe meine Ruhe nicht. Du findest bei mir weder Silber noch Gold noch andere Kostbarkeiten. Ich bin allein in meinem Kämmerlein. Oeffne es nicht, denn ein solches Thun ist ein Gräuel vor Astarte. Oeffnest du aber gleichwohl meinen Todtenschrein und störst du meine Ruhe, so sollst auch du keine Ruhe finden auf Erden! Das Blut soll dir in den Adern kochen. Verlassen soll dich das Weib, das du liebst. Deine Sinne sollen sich verwirren. Erstarren sollen deine Glieder. Du sollst lebend todt sein, und wenn du stirbst, ruhelos weiter leben! Das will Astarte. Und also verkündet es dir ihr Priester Tabnit, König von Sidon.“

* * *

Als Andreas die Niederschrift vollendet hatte, schob er das Buch, als habe er einen Diebstahl zu verbergen, in die Seitentasche und erhob sich ängstlich. Er schlich sich behutsam an der offenen Wanne des Sarkophags vorbei und legte die linke Hand wie eine Scheuklappe an die Schläfe, um nur den nicht zu sehen, der einst ein König von Sidon war und ein Priester der blutgierigen Astarte — Tabnit, dessen ergrimmter Blick aus den augenlosen Höhlen ihn überall verfolgte, dessen grausige Verwünschung er aus den Schriftzeichen herausgelesen hatte, und die in seinem Innern dröhnend widerhallte.

So schnell er es vermochte, kletterte er die Leiter hinauf. Er stürmte und stolperte durch den oberen Raum, der durch das Licht, das von unten her aus der Todtengruft drang, und von der Seite durch die Oeffnung nach dem Schacht eigenthümlich schummerig beleuchtet war. Er bemerkte nicht einmal Hassan . . .

Nur hinaus, hinaus! In Gottes freie Luft, in's goldige Sonnenlicht.

Andreas war ganz betroffen, als er in den Schacht trat. In der heißen, blendenden Mittagssonne war er in die unterirdischen Höhlungen eingedrungen. Jetzt stand hoch am nächtlichen Himmel der fast volle Mond und goß sein schimmerndes Licht auf die schlummernde Erde. Es war um Mitternacht.

Elf Stunden hatte Andreas da unten im Reiche des Schattens und der Verwesung verbracht.

Es trieb ihn mächtig nach dem Kiosk. Es dünkte ihn, er sei da geborgener. Er legte die erste Strecke des kurzen Wegs fast im Laufschritt zurück. Auf einmal blieb er stehen. Auf dem hellen mondbeglänzten Boden zeichneten sich die schwarzen Schatten der hohen Cypressen und weitverzweigten Platanen, der Rosen- und Bananensträucher scharf ab. Die Schatten verwirrten ihn. Er glaubte Löcher und Gräben vor sich zu sehen. Hunderte von Malen, bei Tag und Nacht, hatte er den Weg genommen. Jetzt kam ihm Alles so wunderlich verändert vor. Er wandte sich jäh um . . .

Unmittelbar vor ihm, Angesicht an Angesicht, stand ein alter Mann in heller Gewandung.

Andreas prallte zurück.

„Was willst Du?“ fuhr er den Alten barsch an.

„Dir dienen, Effendim,“ antwortete Hassan ehrerbietig.

„Gut, gut,“ sagte Andreas, wie aus einem Traume erwachend. „Du bist es, Hassan? Mir dienen? Ganz recht! So stelle Wachen auf! Dort an der Gruft! Und daß Niemand wage, ihn zu berühren! Hörst Du? Er ist ein Priester und ein König von Sidon!“

„Sehr wohl, Herr!“

„Gieb mir Deinen Arm! Führe mich!“

Er stützte sich auf den Alten und ging einige Schritte neben ihm her. Aber der Alte kroch ja wie eine Schnecke! Ihn aber drängte es fort —

fort von hier! . . . Denn hier folgte ihm auf Schritt und Tritt der zornige Blick dessen, der da unten lag.

Die Wanne des Sarkophags stand offen, die Decke der Gruft war gesprengt, die Thür zum Schacht war geöffnet, und durch den Schacht hatte er freien Zugang zum Garten. Hier konnt' er ihm freilich eilends nachsetzen! Hier konnte er ihn beängstigen durch den schrecklichen Blick aus den grausigen Augenhöhlen. Hier konnte er ihm den Fluch, der den Leichenschänder treffen sollte, in die Ohren schreien.

Und Andreas schloß seine Augen, um den Blick nicht zu sehen, und hielt sich die Ohren zu, um den Fluch nicht zu hören . . . Umsonst! Er sah den ingrimmigen Blick und hörte die entrüstete Stimme des Todten:

„Du sollst keine Ruhe haben auf Erden!"

Er riß sich vom Arme des Alten los und stürmte vorwärts . . . nach dem Kiosk! Da wollte er die Fenster fest verschließen, die Thür verrammeln und sich verbarrikadiren gegen jeden frechen Eindringling von außen. Da wollte er endlich der heiß ersehnten Ruhe pflegen.

„Du sollst keine Ruhe haben auf Erden!" dröhnte es ihm wieder in den Ohren.

Keuchend riß er die Thür auf.

Auf dem Tische in der Mitte brannte die Lampe, friedlich wie immer. Seit langen Stunden schon war da das Mahl aufgetragen: kaltes Fleisch, frische und eingemachte Früchte, Wasser, Milch und Cyperwein.

Da lag aber auch von der Lampe hell beschienen ein großer Brief, — der erste Brief seit seiner Abreise aus Europa!

Er ergriff ihn hastig und las die Adresse. Eine unbekannte Handschrift. Er wandte ihn um und betrachtete den Stempel, mit dem das Schreiben verschlossen war: „Deutsches Generalconsulat in Beirut." Er riß den Umschlag auf.

Als er das Schreiben hervorzog, fiel ein anderer Brief heraus, auf den Teppich. Er wollte sich danach bücken. Aber das Blut stieg ihm so gewaltig zu Kopf, daß ihn schwindelte. Er mußte sich auf den Stuhl stützen, um nicht umzufallen.

Er setzte sich und stieß kurze, leise schnarrende Athemzüge hervor. Seine Stirn war brennend heiß, und seine Pulse schlugen hart und schnell. Er hielt das Schreiben fest in der bebenden Hand. Er führte es vor die Augen und wollte es lesen. Es war ihm nicht möglich. Es schoß ihm glühend heiß durch die Adern, und vor seinen Augen wirbelten Ringel und Kreise in hellbläulichem und scharlachrothem Schein.

Angstvoll führte er die beiden Hände an die brennende Stirn und fragte: „Mein Gott, was ist das?"

„Das Blut soll Dir in den Adern kochen!" antwortete eine fürchterlich dröhnende Stimme.

Er schloß die Augen . . .

Nach einer Weile erhob er sich schwerfällig. Er füllte das Glas mit frischem Wasser und leerte es in einem Zuge.

Nun las er den Brief.

„Beirut, 17. Juli 1887.

Lieber und verehrter Herr Professor!

Es macht mir große Freude, Ihnen den soeben für Sie hier eingetroffenen Brief übersenden zu können. Hoffentlich ist es der von Ihnen längst erwartete. Uebermorgen, am 19., besuche ich Sie. Lassen Sie mich durch meinen Kawaß, der morgen nach Beirut zurückreitet, wissen, ob ich Ihnen gelegen komme. Es wird alsdann meiner Ueberredungskunst gewiß gelingen, Sie mit mir hierher zu schleppen. In unserm kühlen Gartenkiosk finden Sie Schutz vor der sengenden Sonne Syriens und Ruhe, deren Sie, wie ich von Mehmed Scherif Effendi zufällig gehört habe, noch immer bedürfen.

Meine Frau schließt sich meinen Wünschen und Grüßen an.

Ihr

ergebenster

Goldap."

Er bückte sich nach dem Brief, der noch immer neben ihm am Boden lag.

Als er den Poststempel „Berlin" las und die schöne, feste, gleichmäßige Handschrift Sabinens erkannte, überfiel ihn eine tiefe Wehmuth. Das gelbe Haus in der Mittelstraße, die gesprächige Wirthin, das Fenster mit den Levkojen und Hyacinthen, dem blauen Flieder und den Maiglöckchen, und Sabine selbst! — wie fern, wie weltenfern lag ihm Alles das!

Ja, das war das Glück gewesen! Und das hatte er verlassen können! Das ruhige bescheidene Glück, um in frevelhaftem Ehrgeiz einem Schemen nachzujagen, das ihm damals als das Herrlichste erschien, und das ihn jetzt, da er es endlich mit gieriger Hand gepackt hatte, als höhnisches Spukgespenst so grausam folterte . . .

Arme Sabine! Armer Andreas!

Er löste sorgfältig den Umschlag und las:

„Berlin, 4. Juli 1887.

Verehrter Herr Professor!

Ihr Brief, den Sie unterwegs geschrieben und am Tage Ihrer Ankunft in Beirut aufgegeben haben, liegt nun seit sechs langen Wochen vor mir. Was müssen Sie von mir gedacht haben, daß ich Sie so lange habe warten lassen und erst heute den Muth finde, ihn zu beantworten! Zunächst muß ich Ihnen danken für die Aufrichtigkeit, die aus jeder Zeile spricht, und die mich tief bewegt hat. Ihr Schreiben

hat die Gefühle des Respects und der Verehrung, die ich vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an für Sie gehegt habe, nur verstärken können. Und deshalb geht es mir so sehr nahe, daß ich Ihnen vielleicht Kummer und Schmerz bereiten muß. Ihr Antrag ehrt mich in hohem Grade, aber ich kann ihn nicht annehmen. Es soll gewiß kein Vorwurf sein, wenn ich Ihnen sage: daß Sie es eigentlich wohl hätten merken können, — wenn Sie eben nicht durch Ihre Studien von der Beobachtung Ihrer Umgebung abgezogen würden, — wie mein Herz nicht mehr frei war, als ich die Ehre und Freude hatte, von Ihnen beschäftigt zu werden. Damals mußte es noch ein Geheimniß meines Herzens bleiben. Gestern aber habe ich mich mit Dr. Scholl, der meine Verehrung für Sie, hochgeehrter Herr und Gönner, völlig theilt, verlobt, und nun darf ich nicht länger . . ."

Der Brief entfiel seinen Händen.

Er starrte vor sich hin und nickte unheimlich.

Da hörte er eine dumpfe, schadenfrohe Stimme:

„Verlassen soll Dich das Weib, das Du liebst!"

„Ich weiß es!" schrie er wüthend. „Da hab' ich's ja, schwarz auf weiß! Da! da!" Und er stieß zornig mit dem Fuße den Brief von sich. „Verlassen soll Dich das Weib! . . . Was willst Du hier?" rief er überlaut den eintretenden Hassan an, der durch das erregte Sprechen seines Herrn erschreckt, behutsam die Thür geöffnet hatte. „Was Du willst? frage ich!" wiederholte er ungehalten.

„Die Wachen sind gestellt, Effendim," antwortete Hassan etwas betroffen.

„Ah, Du sollst mich bewachen? Das hat Dir wohl der jämmerliche Deutsche, der in unseren Grüften herumstöbert, geboten? Aber ein solches Thun ist ein Gräuel vor Astarte! Und ich bin Dein Herr, Knecht!" Er richtete sich stolz auf. „Weißt Du, vor wem Du stehst? Ich bin der König von Sidon . . . Hinaus!" fügte er mit einer gebieterischen Handbewegung hinzu.

Tieftraurig verneigte sich Hassan. Wenn er den Herrn auch nicht verstanden hatte, so ahnte er doch Schlimmes. Er kreuzte die Arme über der Brust und entfernte sich langsam.

„Der König von Sidon?" wiederholte Andreas zweifelnd. „Oder wer denn? Wer denn? . . . Mein Gott, gieb mir Klarheit! Astarte, Dein Priester fleht zu Dir und . . . seine Sinne verwirren sich!" Und mit einem bittern, höhnischen Lächeln fuhr er fort: „So erfüllt er sich denn in Allem! Der Fluch, der den Schänder meiner Leiche treffen soll . . . Schon fühle ich, wie mir die Finger steif werden und wie meine Gelenke ihre Geschmeidigkeit verlieren. Aber bevor meine Glieder völlig erstarren, will ich der Mit- und Nachwelt noch sagen, wer ich bin! Zu fürchterlicher Mahnung!"

An die Wand gelehnt stand ein Carton, auf dem Hamdy Bey früher den Durchschnitt des ersten Schachts und der daran anliegenden Grüfte flüchtig skizzirt hatte. Den nahm Andreas jetzt zur Hand und legte ihn auf den Tisch. Auf der noch leeren Rückseite malte er bedächtig seltsame Zeichen: Haken, kantige Striche und runde Linien.

Er erledigte die Arbeit mit angespannter Aufmerksamkeit und anscheinend mit vollkommener Ruhe. Es schien, als habe er nun Alles vergessen, was ihn soeben noch bewegt hatte.

Er saß steif und gerade. Die Beine und Füße hatte er fest an einander geklemmt, so daß sich Kniee und Knöchel und Ballen berührten. Den linken Oberarm hatte er an die Seite gedrückt, und die Fläche der linken Hand dicht an den Oberschenkel gepreßt, während er mit der Rechten langsam die spitzen Winkel und Zacken und Rundungen malte, ruckweise wie ein Automat. Die Lippen hielt er geschlossen, und kein Muskel seines steinernen Gesichts zuckte.

Nun hatte er seine Schrift vollendet. Er erhob sich, als würden seine Bewegungen von unsichtbaren Drähten regiert. Er löschte die Lampe. Das hellgrünliche Licht des anbrechenden Sommertags drang durch das Fenster. Er nahm den Carton unter den Arm und schritt nun mit erhobenem Haupte majestätisch in sein kleines Schlafgemach, dessen Thür er hinter sich verschloß.

* * *

Hassan war auf der Schwelle des Kiosk eingeschlafen. Als der erste Strahl der aufgehenden Sonne auf ihn fiel, fuhr er jäh auf. Er war beruhigt, als er sah, daß die Lampe im Mittelzimmer gelöscht war. Der Herr hatte sich also zur Ruhe begeben. Vorsichtig öffnete der Alte die Thür. Das Essen stand noch unangerührt da. Er horchte an der Thür zum Nebengemach. Kein Laut. Der Herr schlief.

Der Herr schlief lange und fest. Kein Wunder nach einem Tage wie dem gestrigen!

Der Herr schlief noch immer, als der Kawaß des Generalconsuls nun schon zum zweiten Male bei Hassan sich erkundigte, ob er denn keine Botschaft des Professors nach Beirut mitzunehmen habe. Sein Herr habe ihm ausdrücklich anbefohlen, darauf zu warten. Er wolle nicht unverrichteter Sache heimreiten, aber er könne auch nicht länger verweilen.

Hassan schlich wieder in den Kiosk und legte das Ohr an die Thür.

Achselzuckend brachte er Bescheid: der Herr schlief noch immer . . .

Während sich die Beiden nun beriethen, ob der Bote noch bleiben oder davonreiten solle, kam Mehmed Scherif bei seinem Morgenspaziergange am Kiosk vorüber. Hassan trug ihm die Sache vor.

„Ich werde den Herrn wecken," sagte Mehmed Scherif nach kurzem Besinnen.

Er trat geräuschlos in den Kiosk ein und drückte die Klinke an der Thür zu Andreas' Schlafgemach behutsam nieder. Die Thür war verschlossen. Sonderbar! Der Professor pflegte sich doch sonst nicht einzuschließen!

Mehmed klopfte leise . . . keine Antwort.

Er klopfte etwas stärker . . . keine Antwort.

Er klopfte laut . . . Er pochte und rief . . . Er schlug mit der Faust an die Thür und schrie . . . keine Antwort.

Der Kawaß und Hassan waren herangetreten. Die Drei sahen sich groß an.

„Erbrich die Thür!" befahl Mehmed Scherif.

Der alte starke Hassan stemmte sich mit aller Kraft an die leichtgezimmerte Thür. Die Bretter ächzten und krachten. Er drückte den lose eingefügten Bügel aus den Pfosten, und die Thür sprang auf.

Die Drei blieben betroffen stehen.

Auf seinem Lager ausgestreckt lag Andreas da, auf dem Rücken. Um den Kopf hatte er ein Tuch gebunden, das die Haare völlig und die Stirn fast bis zu den Brauen faltenlos bedeckte und hinter den Ohrmuscheln, die unverhüllt blieben, an beiden Seiten in gleicher Länge glatt auf die Brust herabgezogen war. Die verglasten Augen standen weit auf und starrten wild und schauerlich grimmig in die Leere. Der Mund aber war halb geöffnet, wie zu einem müden Lächeln, das dem Antlitz des Todten etwas Mildes und Versöhnliches gab. Er hatte das Leintuch über die Schultern gezogen und die Arme hart an die Seiten gepreßt. Das weiße Tuch umhüllte dicht anliegend den Körper des Entseelten, dessen Formen sich in den wenigen Falten nur andeutungsweise abzeichneten. Die beträchtliche Erhöhung unten zeigte jedoch deutlich die auf die Fersen gestützten Füße mit den nach oben gerichteten Spitzen der Zehen. Da, am Fußende des Lagers, stand ein weißer Carton mit einem architektonischen Riß auf der einen und semitischen Schriftzeichen auf der andern Seite.

Die Leichenstarre war schon eingetreten. Die Sonne beleuchtete goldig den Todten.

Mehmed Scherif war tief ergriffen, und dem alten Hassan liefen die Thränen in den grauen Bart.

Noch am selben Tage sattelte Dr. Goldap, dem der Kawaß die traurige Nachricht vom Tode des deutschen Gelehrten überbracht hatte, sein Pferd und ritt nach Sidon. Am anderen Tage überführte er die Leiche nach Beirut und ließ sie dort auf dem christlichen Kirchhofe beisetzen.

Der Geistliche schloß sein Gebet mit den Worten: „Er ist zur ewigen Ruhe eingegangen. Amen!" . . .

* * *

Ein Vierteljahr war seitdem vergangen. Es fügte sich, daß das gastfreie Haus des deutschen Generalconsuls wieder einen jungen Archäologen beherbergte, der sich durch seine gründliche Kenntniß der semitischen Sprachen in fachwissenschaftlichen Kreisen einen guten Namen gemacht hatte und in officieller Mission das Gebiet des alten Phöniziens bereiste. An einem schönen Herbstabend saßen Goldaps mit ihrem Gaste behaglich plaudernd auf dem altanartigen Vorbau, von dem eine Treppe in den Garten hinabführte.

„Haben Sie Andreas Möller gekannt?“ fragte Frau Goldap.

„Persönlich nicht. Aber sein Name ist mir natürlich bekannt. Hamdy Bey hat ihm mit seinem Nekrologe in der ‚Revue archéologique‘ ein herrliches Denkmal gesetzt. Möller ist ja wohl in Sidon selbst gestorben?“

„Und wir haben ihn hier begraben!“ sagte Frau Goldap. „Ich habe ihn freilich nur einmal im Leben gesehen, aber ich habe ihn nicht vergessen. Er machte auf uns Beide einen ungemein sympathischen Eindruck. Wir sprechen noch oft von ihm.“

„Er starb ganz plötzlich?“

„Ja . . . und nein! Er hatte sich bei den Ausgrabungen überanstrengt, die Sommerhitze war mörderisch . . . er hatte schon ein paar Wochen gekränkelt . . .“

„Und da kam noch ein bischen Liebesgram dazu,“ fiel der Consul ein, „und da war es aus.“

„Liebesgram?“ fragte die junge Frau. „Das ist doch blos eine Vermuthung von Dir?“

„Mehr als eine Vermuthung. Ich habe nur nicht davon sprechen wollen. Ich habe den Brief, den ich ihm am Tage seines Todes übersandte, bei ihm gefunden. Er hatte ihn längst ungeduldig erwartet. Ich warf einen Blick hinein. Die ersten Worte sagten mir, daß der Brief Möller wahrscheinlich Schmerz bereitet hat. Ich habe ihn natürlich vernichtet.“

„Der arme Mensch!“ sagte die junge Frau mit wirklicher Trauer.

„Ja, der arme Mensch!“ widerholte der Gast. „Aber zu beklagen ist er gleichwohl nicht. Sein tragischer Tod hat in unserer Gelehrtenwelt die schmerzlichste Theilnahme geweckt. Die Auffindung des Tabnit-Sarkophags mit der werthvollsten phönizischen Inschrift, die wir überhaupt besitzen, hat seinen Nachruhm für alle Zeit gesichert.“

„Ist Ihnen bekannt, wie wir ihn todt aufgefunden haben?“ fragte Goldap.

„Nein,“ antwortete der Archäologe. „Darüber ist wohl nichts veröffentlicht worden?“

„Ich glaube kaum. Es war sehr merkwürdig! Er hatte sich selbst eingebettet, wie ein alter Aegypter in seinen Mumienschrein. Als ich ihn sah, mußte ich unwillkürlich an einen anthropoïden Sarkophag denken.

Am Fußende seines Lagers hatte er einen Carton angebracht mit Schriftzeichen, ganz im Charakter der phönizischen. Eine Inschriftenspielerei noch in der letzten Stunde, der grausige Humor eines sterbenden Gelehrten! Ich habe den Carton übrigens mitgenommen und aufbewahrt. Wenn Sie ihn sehen wollen . . ."

„Es würde mich lebhaft interessiren."

Nach einigen Minuten brachte Goldap den Carton.

Der Archäologe betrachtete ihn lange und mit großer Aufmerksamkeit. Die schöne Gestaltung der phönizischen Schriftzeichen erfreute sein Herz.

Er wandte keinen Blick von dem Blatte. Mit den Fingern der beiden Hände betupfte er bald einzelne Zeichen, bald größere Gruppen derselben.

Endlich sagte er ernst: „Das ist keine Spielerei! Es ist eine schön gebildete und, wie ich glaube, auch ganz correcte Inschrift."

„Und es ist Ihnen gelungen, sie zu entziffern?" fragte Frau Goldap.

Der Archäologe nickte und sprach langsam, während er mit der Rechten größere Gruppen der Zeichen zusammenfaßte und so von rechts nach links tastend die drei Zeilen ablas, mit fast feierlichem Ausdrucke:

„Wage Niemand meine Ruhe zu stören! Ich bin der König von Sidon!"

Illustrirte Bibliographie.

Meisterwerke der Holzschneidekunst. Neue Folge. 3. Heft. 12 Zeichnungen von Sascha Schneider. Leipzig, J. J. Weber.

Es gab und giebt einseitige ästhetische Rigoristen, die es als eine Verirrung, ja als eine Entweihung erachten, wenn auch die bildende Kunst Gedankenprobleme zu bewältigen strebt, realistische Naturen, die für „gemalte und gezeichnete Philosophie" nur ein Achselzucken und Hohnlächeln übrig haben. Gewiß birgt diese Richtung die Gefahr in sich, den Boden des Wirklichen zu verlieren, statt lebenathmender Gestalten abstracte Schemen und statt unmittelbaren, warmblütigen Lebens mehr oder minder fragwürdigen und unverständlichen Symbolismus und frostigen Allegorismus zu bieten. Eine Consequenz dieser Richtung ist auch die Verdrängung des malerischen Elements durch das zeichnerische, der Farbe durch die Linie. Aber es ist thöricht, die Auswüchse einer an sich berechtigten künstlerischen Richtung — und wir halten diese für durchaus ebenso berechtigt, wie jede andere — diese Richtung selbst entgelten zu lassen und sie im Princip zu verwerfen. Im Hause der Kunst giebt es — um ein Bibelwort zu variiren — viele Wohnungen, und ein echter, großer Künstler wird sich schließlich immer Geltung zu verschaffen wissen, mögen einseitige ästhetische Doctrinäre seine „Richtung" auch noch so sehr als Verirrung brandmarken. Auch dem bildenden Künstler sei es unverwehrt, sobald er ein Denker ist, der uns Etwas zu sagen hat, mit den Mitteln seiner Kunst, mit dem Stifte, dem Pinsel und dem Meißel es zu thun; daß er seinen Gedanken ein lebensvolles, leibliches Gewand zu geben, das Abstracte in concrete Gestalt zu verwandeln, Geist und Körper in organischer lebendiger Einheit zu geben vermöge, das freilich verlangen wir von ihm, und darin beweise er, daß er ein Künstler, nicht ein bloßer Denker und Philosoph sei.

Ein junges verheißungsvolles Talent dieser Art in die Oeffentlichkeit eingeführt zu haben, dieses Verdienst darf der Verlag der bekannten Leipziger Illustrirten Zeitung, in der zuerst die Zeichnungen von Sascha Schneider die allgemeine Aufmerksamkeit erregten, für sich in Anspruch nehmen. Nunmehr liegen 12 Zeichnungen dieses jungen, eigenartigen Künstlers zu einer Mappe vereinigt vor, die als drittes Heft der Neuen Folge der von der Verlagshandlung J. J. Weber in Leipzig herausgegebenen Meisterwerke der Holzschneidekunst herausgegeben sind.

Sascha Schneider ist — wie wir der Einleitung entnehmen — in Petersburg geboren (daher die russische Form seines Vornamens), stammt aber von deutschen Eltern ab. Er hat seine Kindheit in Rußland, Tirol und der Schweiz verlebt, seine Heimat aber in Dresden gefunden wo er 1889 in die Akademie eintrat, die er nach dreijährigem Besuch unbefriedigt verließ. —

Wir stimmen mit dem Verfasser der vortrefflich geschriebenen Einleitung überein, der die Anschauung: der Schöpfer der Zeichnungen „Judas Ischarioth", „Eines thut noth", „Ein Wiedersehen" (Christus und Judas) sei berufen, der religiösen Kunst

Der Herr der Erde.
Aus: Meisterwerke der Holzschneidekunst. Neue Folge. 3. Heft. Leipzig, J. J. Weber.

neue Wege zu eröffnen, als eine irrige bezeichnet. Um das Religiöse im engeren Sinne ist es Sascha Schneider offenbar nicht zu thun; es bildet nicht das Wesentliche seiner Schöpfungen; es giebt ihm nur die Einkleidungsform für seine Gedanken, nicht den Gedankengehalt selbst. Er bedient sich der Gestalten des Heilands und des Judas als verständlicher Symbole, mit denen er das Allgemeinmenschliche, Seelenzustände und Weltanschauungen auszudrücken bemüht ist. Zu bewundern ist es, wie der Künstler den menschlichen Körper, insbesondere den männlichen Körper — nur diesen finden wir in seinen Zeichnungen — zu beseelen, mit den Linien desselben zu uns zu reden weiß. Das symbolische Beiwerk auf den Zeichnungen, so auf den von uns hier reproducirten — wir können des Formats unserer Zeitschrift wegen nur die zwei kleinsten Zeichnungen als Probe bringen — die Gestalt der Sphinx und das Bild des gekreuzigten Erlösers, des Sinnbilds der aufopfernden Menschenliebe, der selbstlosen Hingabe — ergänzt und unterstützt nur, was die Linien der beiden Gestalten so beredt ausdrücken, während bei so manchen anderen Kunstwerken erst die Attribute die Bedeutung einer Gestalt unzweideutig offenbaren. Hier drückt die letztere das Wesentliche erschöpfend aus; die scharfen Linien der bärtigen, kalt blickenden Männergestalt, mit den gekreuzten Armen, die den Verkünder der Mitleidslehre mit Füßen tritt, verkörpert ebenso ausdrucksvoll die kaltherzige Ichsucht, die einsame Größe gefühllosen Uebermenschenthums, wie die an die Sphinx gelehnte Jünglingsgestalt, welche mit dem nach aufwärts gewandten träumenden Blicke, die Hand auf das von dem Weltenräthsel durchschauerte Herz gepreßt, die Wunder des Sternenhimmels sucht, den „Gedanken an das Unendliche“. Die Blätter „Der Anarchist“ und das „Gefühl der Abhängigkeit“ zeigen, wie gründliche Actstudien der junge Künstler gemacht hat; aber er ist dabei nicht, wie es Andern ergeht, im Acte stecken geblieben; er hat ihm Seele und Leben eingehaucht und jede Linie mit der Idee, die zu bewältigen war, erfüllt. Doch nicht nur durch den Fluß der Linien, sondern auch durch die zweckgemäße Vertheilung von Licht und Schatten weiß der Künstler zu wirken und zu uns zu reden, so namentlich in den Zeichnungen „Um eine Seele“, „Vision“, „Triumph der Finsterniß“. — Selbstverständlich sind nicht alle Blätter gleichwerthig; „Christus in der Hölle“ ist in der Composition conventionell, „Sklave des Mammons“ wirkt äußerlich. Aber was will das besagen bei dem Gesammteindrucke, den man von dieser Mappe erhält, die einen so eigenartigen Geist, eine Selbstständigkeit

Der Gedanke an das Unendliche.
Aus: Meisterwerke der Holzschneidekunst. Neue Folge. 3. Heft. Leipzig, J. J. Weber.

des Denkens und Gestaltens und eine solche Sicherheit der zeichnerischen Technik offenbaren, daß man von dem erst im 27. Lebensjahre stehenden Künstler Höchstes zu erwarten berechtigt ist. — Die Verlagshandlung J. J. Weber hat mit den Holzschnitten, die auf dem dünnen japanischen Papier eine unvergleichliche Feinheit und Weichheit aufweisen, wieder eine ehrenvolle Probe ihrer künstlerischen Leistungsfähigkeit geliefert. Die zwölf Zeichnungen sind in einer ebenfalls aus japanischem Material hergestellten Mappe vereinigt. Der Preis von 4,00 Mk. für das interessante und werthvolle Werk ist als ein sehr mäßiger zu bezeichnen. —l—

Bibliographische Notizen.

Ostasiatische Fragen. China, Japan, Korea. Altes und Neues. Von M. von Brandt. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel (Elwin Paetel).

Die in diesem Bande vereinigten Aufsätze stammen aus den Jahren 1873—96; sie sind mit Ausnahme von zweien: „Die japanische Invasion von Korea in 1592" und „Die Ermordung der Königin von Korea in 1895" bereits früher in den „Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens", der „Gegenwart", der „Deutschen Revue" und der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht worden. Man kann dem Verfasser nur dankbar sein, daß er sie dem Leser noch einmal zusammen vorlegt. Denn die Fragen, mit denen er sich während fünfunddreißig Jahren theoretisch und praktisch beschäftigt hat, nehmen heute in höherem Maße denn je zuvor das Interesse weiterer Kreise in Anspruch, und auch Deutschland kann sich den commerziellen, finanziellen und politischen Erwägungen und Entschließungen nicht länger entziehen, die sich ihm durch den Verlauf der ostasiatischen Fragen aufdrängen. Der letzte Aufsatz behandelt den französisch-siamesischen Friedensschluß und ist zum besseren Verständniß des fünften Aufsatzes „China und seine Beziehungen zu Hinterindien und den Vertragsmächten" nachträglich hinzugefügt. — Die Schreibweise des Verfassers hat etwas Fesselndes und Glänzendes, um so störender wirkt der Ausdruck z. B. „in 1895" statt „im Jahre 1895" oder blos „1895". hj.

Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Von Dr. Henrici, Wirkl. Geh. Rath und Reichsgerichts-Senats-Präsident a. D. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der Verfasser ist erst nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst der von verschiedenen Seiten an ihn ergangenen Aufforderung, eine Schilderung seiner Erlebnisse zu veröffentlichen, nachgekommen. Wie er in der Vorrede hervorhebt, hat es nicht in seiner Absicht gelegen, eine vollständige Selbstbiographie zu liefern, sondern in erster Linie die Vorgänge in Schleswig-Holstein, namentlich in dem kritischen Jahre 1864, in das des Verfassers wichtigste Ereignisse fallen, in ein richtiges Licht zu stellen und so etwaigen auf unvollständiger und unzuverlässiger Quelle beruhenden Irrthümern vorzubeugen. In einzelnen Capiteln behandelt er, immer im Anschluß an seine persönlichen Erlebnisse, als geb. Schleswig-Holsteiner, die Zeit vor 1848, sowie die Zeit von 1848—1863, die Bundesexecution, den Herzog Friedrich, Rückblicke auf das Jahr 1864 unter Berücksichtigung der Geschichtswerke von Sybel und Maurenbrecher und die Zeit nach 1864 bis zur Eröffnung des Reichsgerichts am 1. October 1879. Das Schlußcapitel ist dem Reichsgericht gewidmet, dem der Verfasser als Senats-Präsident bis zum 1. October 1891 angehört hat. — Das Buch enthält viele interessante Details. Hervorzuheben ist namentlich das Capitel, in welchem die Auslassungen v. Sybels und Maurenbrechers hinsichtlich ihrer zuverlässigen Grundlage einer Beurtheilung unterzogen sind. K.

Wana. Von Willy Pastor. Leipzig, Kreisende Ringe.

Das Buch entspricht so recht der jetzt in Litteratur und Kunst herrschenden Richtung, jenem unklaren Mysticismus, der ein so crasses Gegengewicht gegen die früher gepredigte realistische Darstellung bildet. Wana ist mit Geist und Phantasie geschrieben, es ist ein Roman, dessen Inhalt gar oft zum Widerspruch herausfordert, der aber doch in Folge des eigenartigen Geistes, der ihn durchweht, zum Denken anregt. Ein bedeutender junger Gelehrter, der sich mit spiritistischen Experimenten befaßt hat, verliert das Einzige, was ihm auf Erden theuer war, seine Braut — Wana. Vermittelst eines Mediums will er sie entgeistigen, materialisiren. Aber Allen, die er in seine Kreise zieht, bringt er Unglück. Tod oder Irrsinn wird ihr Loos. Auch ihn umfaßt der Wahn immer stärker, bis er sich schließlich auf einer öden Nordlandsinsel in's Meer stürzt. Die Fabel ist knapp, wie man sieht, recht knapp, desto ausführlicher sind die Gedanken wiedergegeben, die das anormale Gehirn Heinrich Hardangers, des Helden, im Sturme durchfluthen und die viel des Interessanten bieten. Der Dichter scheint selbst so ein „Vorläufer" zu sein, wie er seinen Helden bezeichnet, er scheint Vieles zu glauben, worüber Andere die Achseln zucken. Jedenfalls hat er in Wana einen trefflichen Beweis seines Könnens gegeben und ein gutes Buch geschrieben, — wenn auch nicht für die große Masse.

L. S.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift. 1897. Heft 13. 14. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Bormann, Edwin, Die Komödie der Wahrheit. Lustspiel in drei Acten. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag.

Bourgeois, Emil. Ludwig XIV. in Bild und Wort. Mit ca. 550 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Caricaturen und Autographen. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern damaliger Zeit, übertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. Lief. 13 bis 20. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.

Bruck, Dr. jur., **Felix Friedrich,** Die gesetzliche Einführung der Deportation im Deutschen Reich. Erstes Tausend. Breslau, M. & H. Marcus.

Deutsche Nationalfeste. Mittheilungen und Schriften des Ausschusses. Heft 3. 1. Juli 1897. Inhalt: Aufruf. Die Satzungen I. II. Stimmen vom Tage VI. VII. Nachrichten. München. R. Oldenbourg.

Edward, Georg, Balladen und Lieder. Grossenhain, Baumert & Ronge.

Ewald, Carl, Eva. Autorisirte Uebersetzung von Dr. H. v. Lenk. Leipzig, Georg H. Wigands Verlag.

Handbuch, Encyklopädisches, der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein. Jena, III. Band, 1. Hälfte, III Band, 2. Hälfte und IV. Band, 1. Hälfte. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.

Hauschner, A., Abschied. Roman. Berlin, August Deubner.

Hausschatz moderner Kunst. Heft 2 u. 3. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Hepner, Adolf, Goethe's „Dedication" of „Faust". On the 24. of June 1897. The German Text with an Introductory, a correct Interlineary Translation and Copious Notes. St. Louis, Adolf Hepner.

Hirth, Aufgaben der Kunstphysiologie. 2. Auflage. Circa 40 Bogen. 8. Mit 17 Illustrationen. Lieferung 4 und 5. München, G. Hirths Kunstverlag.

Holmgred, Ann' Margret, Frau Strahle. Autorisierte Uebersetzung von Marie Kurella. Leipzig, Georg H. Wigands Verlag.

Jahrbücher, Preussische. Herausgegeben von Hans Delbrück. 89. Bd. Heft 2. August 1897. Berlin, Georg Stilke.

Keben, Georg, Feinde des Reichs. Roman aus dem Süden Deutschlands. Dresden, E. Piersons Verlag.

Kritik, Die. Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgeber: Richard Wrede. No. 145, 146, 147, 148. Berlin, Kritik-Verlag.

Kommersbuch, Kleines, für den deutschen Studenten. Herausgegeben von Franz Ewald Thiele. Leipzig, B. G. Teubner.

Künstler-Monographien, in Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuss. Band XXIV. Botticelli. Mit 90 Abbildungen nach Gemälden und Radirungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

— Band XXV. Ghirlandajo. Mit 65 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Künstler-Postkarten. I. Serie. Karlsruhe, J. Velten.

Lanzky, Paul, Sophrosyne. Neue Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag.

Linke, Oskar, Venus Divina. Liebesgeschichten aus drei Jahrtausenden. Grossenhain, Baumert & Ronge.

Monatsblätter für deutsche Litteraturgeschichte. I. Jahrgang. Heft 10. Leipzig, Erich Schelper.

Nebehay, Carl, Aus dem Lande Carmens. Autor. Uebersetzung aus dem Spanischen. Erfurt, Eduard Moos.

Neeff, Gotthold, A., Primula Veris. Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag.

Philippi, Adolf, Die Kunst der Renaissance in Italien. Zweites Buch: Die Frührenaissance in Toscana und Umbrien. Mit 95 Abbildungen. Leipzig, E. A. Seemann.

Renschild, Carl, Aus einer oberschlesischen Kleinstadt. Skizzen. Kattowitz, G. Siwinna.

Rüthning, Paul, Vergangenheiten. Gedichte und Skizzen. Dresden, E. Piersons Verlag.

Schomacker, Anna, Bunte Märchen. Zweite Auflage. Leipzig, G. Fock.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Atlas der Himmelskunde auf Grundlage der Ergebnisse der cölestischen Photographie. 62 Kartenseiten (mit 135 Einzeldarstellungen), 62 Folio-Bogen Text und ca. 500 Abbildungen. Mit Unterstützung hervorragender Astronomen, Sternwarten und optisch-mechanischer Werkstätten. Lfg. 2—8. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Schwalb, Karl, Kynast. Ein Sang aus Rübezahls Bergen. Dresden, E. Piersons Verlag.

Skram, Amalie, Konstanze Ring. Leipzig, Georg H. Wigands Verlag.

Strauss, Julius Jakob, Gedichte. Leipzig, P. Friesenhahn.

Terberg, Hugo, Verse. Grossenhain, Baumert & Ronge.

Thossan, O. Eugen, Beim Kommiss zwei Jahre Volkserziehung. Leipzig. Georg H. Wigands Verlag.

Trinius, A., Durch's Moselthal. Ein Wanderbuch. 1.—3. Auflage. Minden i. Westfalen. J. C. C. Brun's Verlag.

Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeb. von Baronin Bertha von Suttner. Sechster Jahrg. No. 7. Dresden, E. Piersons Verlag.

Wiederum sagt Jesus — Von Amicus Veritatis. Tübingen, Selbstverlag des Verfassers.

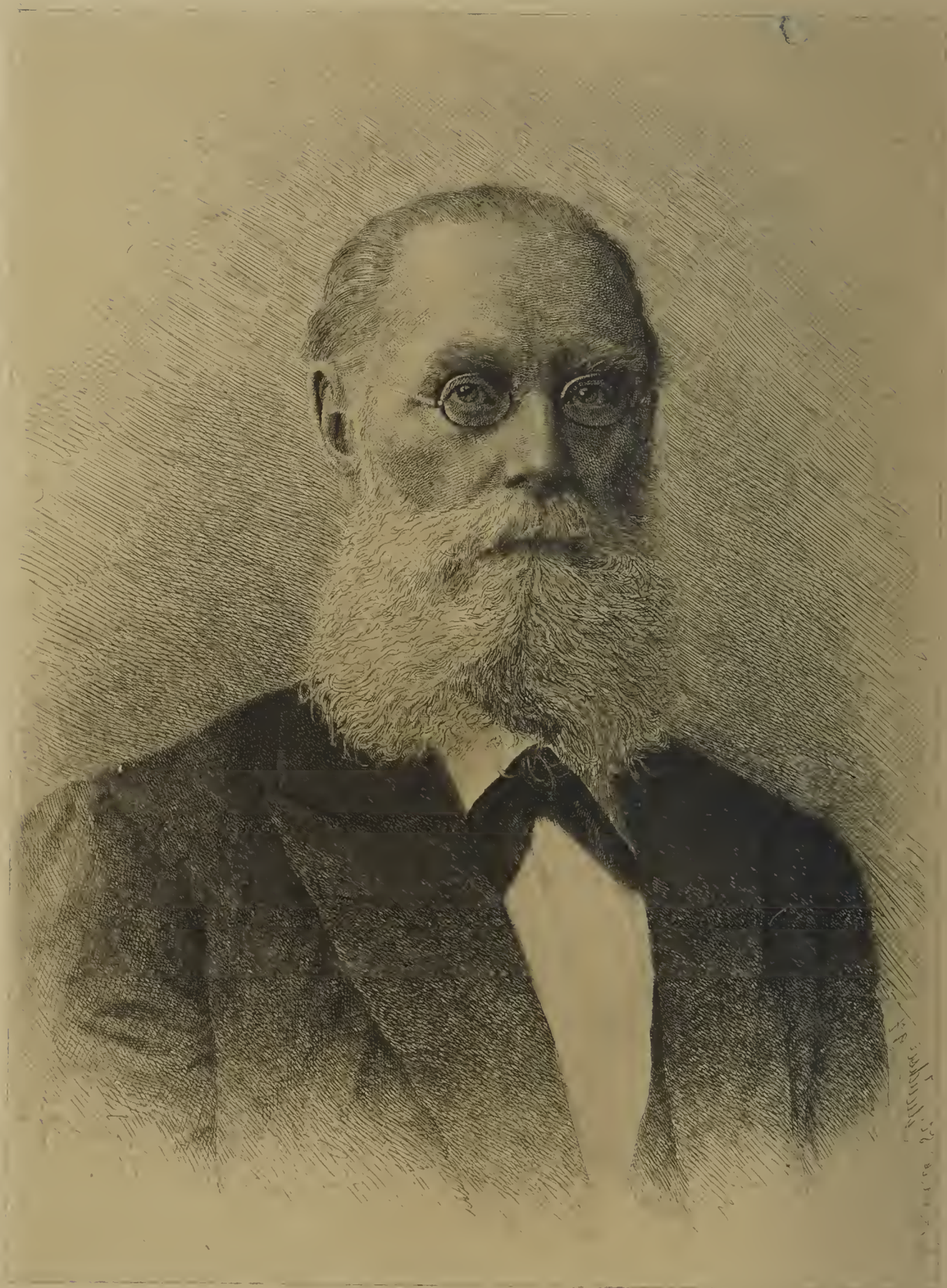
Wrede, Friedrich Fürst, Blaue Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag.

Zeitschrift, Deutsche, für Geschichtswissenschaft, begründet von L. Quidde. Neue Folge, im Verein mit G. Buchholz, K. Lamprecht, E. Marcks, herausgegeben von Gerhard Seeliger. II. Jahrgang 1897/98. April—Mai. Monatsblätter No. 1/2. Freiburg, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

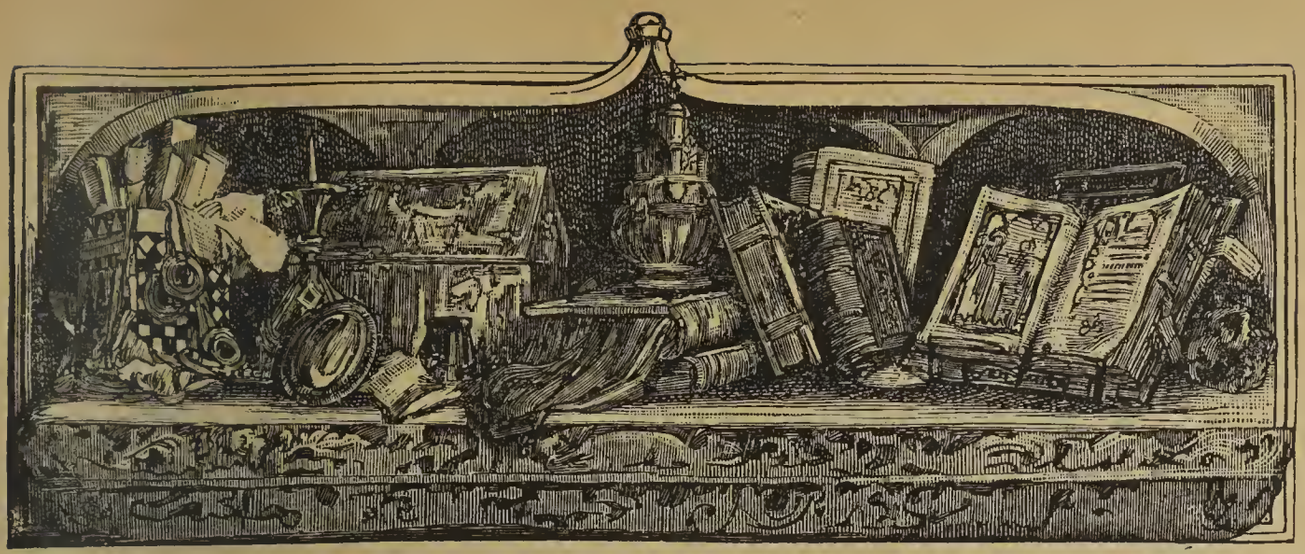
— — April—Juni. Vierteljahrsheft 1.

Zimmermann, J. Ad., Geschichte der Stenographie in kurzen Zügen vom klassischen Alterthum bis zur Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung d. Gabelsberger'schen Redezeichenkunst. Mit 4 Tafeln. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Königliche Verlagsanstalt v S Schottländer in Breslau.



Pater Agostinos letzte Kämpfe.

Von

Salvatore Farina.

— Mailand. —

I.

Ein rechtes Glück war's, daß Priester Agostino als Kostgänger in die Familie Amatore gekommen; ein Glück für die Familie, ein Glück für den Priester Agostino.

Man weiß ja, wo in einer Häuslichkeit ein wohlgesinnter Geistlicher sich niederläßt, der, ohne Nebenabsichten, Nichts begehrt, als sein Frühstück und Mittagessen einzunehmen und zu schlafen, dabei am Ende des Monats pünktlich bezahlt, da geht Alles mit günstigem Wind. Hat man doch erlebt, daß Priester als Kostgänger alle guten Gaben des Himmels auf das Haus des Wirthes herabriefen; sie bewogen den Bäcker, das Brot auf Credit zu liefern; sie brachten den Erstgeborenen in ein öffentliches Amt, verschafften der Tochter einen Gatten; zuweilen hat es sogar auf ihre Fürbitte eine Erbschaft in die Familie geregnet, oder wenigstens eine Lotterie-Terne; mehrerer Amben nicht zu gedenken, die eben zu rechter Zeit kamen, um einen unentbehrlichen Flicken auf irgend ein schlimmes Loch zu setzen.

Ich will nur Eines anführen, ohne zu weit in Raum und Zeit abzuschweifen: der Hausherr selbst, Severino Amatore, bei dem Betrieb der oberitalienischen Eisenbahnen angestellt, hatte sich ein Jahr zuvor in der Verlegenheit befunden, dem Bureau-Vorsteher seine Neujahrsaufwartung entweder nicht machen zu können, oder sie ihm ohne Handschuhe machen zu müssen. Und um sich mit Anstand aus der Klemme zu ziehen, hatte Severino Amatore lieber ein heftiges Fieber bekommen und sich den Tag über

in sein Zimmer eingesperrt, damit im Bereich der oberitalienischen Bahnen von seiner Bedrängniß Nichts ruchbar würde.

Damals war Priester Agostino noch nicht in's Haus aufgenommen. Er beherbergte vielmehr seit längerer Zeit einen alten pensionirten Beamten, der anscheinend keiner Seele Etwas zu Leide that, nur beharrlich an der süßen Gewohnheit des Lebens festhielt, aber dadurch, ohne es zu wissen, dem Priester Agostino den Weg versperrte. Kaum hatte dieser das Zimmer des Verstorbenen und dessen Platz am Tisch eingenommen, so begann die Reihe kleiner Begünstigungen, die ein Priester, wenn er den guten Willen hat, vom ewigen Vater erlangen kann. Der letzte Gunstbeweis, man darf ihn fast ein Wunder nennen, hatte darin bestanden, daß es der Signora Bernarda einfiel, am Freitag vor jenem kritischen Tage, wo Severino die Handschuhe zur Neujahrsvisite anlegen mußte, in die Lotterie zu setzen.

Und in der That, wenn Bernarda ihren Gatten auch nur oberflächlich betrachtete, so wurde es ihr klar, daß nicht nur dessen Hände, sondern auch die Füße und der Kopf dringend einer neuen Bekleidung bedurften, wie der Beamtenstand sie fordert. Und mahnt der Anstand vergebens, so muß man sein Glück mit einer bescheidenen Ambe versuchen.

Also dachte, also that Signora Bernarda; sie setzte in die Lotterie auf die Alterszahl Priester Agostinos: 69; auf das Tagesdatum, an welchem sich der geistliche Herr vor 8 Monaten bei ihnen in Wohnung und Kost gegeben hatte: 15, auf das Datum der feierlichen Gelegenheit, wo der Cylinder, die neuen Stiefeln und die chocoladefarbenen Handschuhe ihren Dienst thun sollten: nämlich Eins.

Bernarda hatte den Einsatz gemacht, ohne dem Priester in ihrem Haus davon zu sagen; ersuchte ihn aber, vor dem Schlafengehen für den günstigen Erfolg eines Unternehmens zu beten.

Priester Agostino hielt kein langes Gebet, aber er betete gut; der durch ihn freundlich gestimmte Himmel sendete die Ambe auf 15 und auf 69, nämlich ein Sümmchen von vierzig Liren, die dem oberitalienischen Eisenbahnbeamten außerordentlich gut thaten. Es ist bemerkenswerth, daß die Eins nicht herauskam, weil Bernarda, wäre sie einsichtiger gewesen (dies gab sie selber zu), die Zahl 8 hätte wählen müssen, die in der That gewann, und welche die Anzahl der von Seiner Ehrwürden bis zum 15. December berichtigten Monate bezeichnete.

Man konnte also mit Recht sagen, es sei für die Familie Amatore ein glückliches Geschick gewesen, einen Kostgänger in's Haus zu bekommen, der gelegentlich das Ohr des ewigen Vaters einem fürsprechenden Wörtchen offen fand; aber auch Priester Agostino hatte an diesem Glücke Theil; sowohl dem Geist wie dem Körper nach. Das von ihm bewohnte Zimmer hatte den Ausgang nach dem Flur, so daß Nichts ihn nöthigte, beim Betreten und Verlassen des Hauses seine Zeit mit dem Anhören von Ver-

nardas Klagen zu verlieren, wenn er nicht wollte; gefiel es ihm, in seinem Brevier zu lesen, ohne sich vor den Stunden der Mahlzeiten sehen zu lassen, so konnte er sicher sein, daß Bernarda in der Nebenstube keinen Stuhl rückte, während sie Se. Ehrwürden in die heiligen Bücher vertieft glaubte. Aber Priester Agostinos Art war es nicht, das Maß zu überschreiten, selbst nicht im Gebrauch der heiligen Bücher, und er gewährte sich schwerlich so ausgiebig den Vorschmack des Paradieses, wie Bernarda annahm. Nicht nur verweilte er ganz gerne auf der Erde, sondern man durfte auch immerhin sehen, daß er die Küche aufzusuchen wußte.

Der geistliche Herr wäre sogar noch häufiger dort erschienen, hätte die priesterliche Würde es erlaubt und wäre die Signora Bernarda bei seinem Eintritt nicht jedesmal in Entzücken gerathen über so viel Herablassung. Er pflegte mit aufgenommener Soutane in die Küche zu treten, die Tonsur von einem schwarzwollenen Käppchen bedeckt, ein abgenutztes Büchelchen in der Hand. Fast sah es aus, als komme er nur, um der Kochmaschine seinen Segen zu ertheilen. Zuweilen jedoch, an festlichen Tagen, wo, wie er wußte, der Casserolle ein kleiner Tiegel zugesellt war, wagte er Tiegel und Casserolle vorsichtig aufzudecken. Darauf deckte er mit wundervoller Haltung Alles wieder zu, und wenn er sich umwandte und scherzend laus Deo sagte, so war es fast so gut, als hätte er Dominus vobiscum gesprochen, erstens weil Bernardas religiöse Stimmung auch in der Küche fortdauerte, und dann, weil unmöglich Jemand alle Morgen die Messe lesen kann, ohne daß fromme Augen den Celebrirenden auch bei weniger feierlichen Handlungen in ihm erblicken.

Priester Agostino las die erste Messe in Sant' Angelo, wofür er etwas über 2 Lire erhielt; und wenn der heilige Mann sich mit dem Morgengrauen erhob, aller Unbill des Wetters trotzend, so that er es, um den jungen Geistlichen ein gutes Beispiel zu geben, um sein Fleisch zu kreuzigen, welches übrigens keiner besonderen Abtödtung bedurfte, so alt und mager war es; kurz, er that es, um desto sicherer in's Paradies zu kommen.

Das war Signora Bernardas feste Ueberzeugung.

Hingegen war's die feste Ueberzeugung ihres unwürdigen Lebensgefährten, des so glaubenslosen Severino Amatore, daß Priester Agostino die frühe Messe celebrire, weil er ein Geizhals sei und sich vielleicht mit 2 Lire oder noch wenigerem begnügen müßte, wenn er mit größerer Bequemlichkeit die spätere zweite abhielte. Ob Bernarda denn nicht wisse, daß man auch schon für 1 Lire Messe liest?

Ja, das wußte sie wohl, aber dennoch . . . Kein „aber" fand Geltung. Uebrigens brachte Priester Agostino mit seinem Frühaufstehen durchaus kein Opfer; denn die alten Leute leiden sämmtlich an Schlaflosigkeit; ferner trinken die alten Priester gern Kaffee; und das wußte Bernarda. War sie es etwa nicht, die sich jeden Morgen nach St. Angelo begab, um die erste Messe zu hören, nachdem sie ganz sacht aus dem

warmen Lager geschlüpft, neben welchem ein Amatore, ihr gottloser, aber wohlberechtigter Gatte, schlummerte, und einen nicht minder berechtigten kleinen Amatore, ihr Kind, ihr eigenes Blut, in seinem Bettchen schlafend verlassen hatte? War sie es etwa nicht, die beim Ite missa est nach Haus eilte, damit Priester Agostino seinen heißen Kaffee finde? War sie das, oder war sie es etwa nicht?

Unleugbar war es wirklich Bernarda, welche dies Alles that. Sie vollbrachte es in der mächtigen Hoffnung, dafür eines noch sehr fernen Tages in das Reich der Auserwählten einzugehen, und den Weg dahin den beiden Amatore, Vater und Sohn, zu weisen, die beide Spötter, beide Ketzer waren. Denn ach! Auch Bartolino hatte bereits als zwölfjähriger Junge mit der scherzlustigen Laune des Vaters zugleich dessen ketzerische Neigung im Blut und wollte Nichts vom Studium des christlichen Katechismus hören, unter dem Vorwand, daß er ihn nicht verstehe.

Vergebens versicherte ihm seine Mutter, man müsse den Inhalt des Katechismus auswendig wissen, auch ohne ihn zu verstehen; denn manche dieser Heilswahrheiten begreife auch sie selber nicht.

„Ich auch nicht!" entfuhr es einst dem Vater Amatore.

„Nun also," schloß Amatore der Sohn, und sah dabei aus, als sei er schon lange mit sich im Klaren, und die Sache werde nächstens für ihn abgethan sein.

Aber nun vermittelte die väterliche Autorität durch den Ausspruch, daß es viele Dinge im Leben giebt, welche wir nie oder erst sehr spät verstehen. Er führte zwei Beispiele an.

„Als ich bei der Eisenbahn damit anfing, den Reisenden am Ausgang die Fahrbillets abzunehmen — denn so habe ich angefangen und rühme mich dessen — war ich sehr zugänglich für den boshaften Wunsch, Einen zur Bestrafung zu bringen, der etwa gratis reisen und mir und der Verwaltung ein Schnippchen schlagen wollte; aber die Nothwendigkeit sah ich nicht ein, nachher die Handvoll eingesammelter Billets dem Unterinspector einzuhändigen. Ich sagte mir: wozu können sie noch dienen? Sie sind durchlöchert und mit dem Tag und dem Zug abgestempelt, für welchen sie benutzt worden. Damals war ich 20 Jahre alt . . . So könnte es mir jetzt auch mit religiösen Dingen gehen; denn, lieber Junge, die Religion und die Verwaltung haben das Gemeinsame, daß wir viele ihrer Verordnungen deshalb nicht begreifen, weil wir nicht genügend darüber nachdenken. Frage nur einmal den Onkel Priester. Das ist ein heiliger Herr, der viel studirt hat; er weiß das ganze Latein wie am Schnürchen und wird Dir sagen, daß der Katechismus ganz leicht ist und daß er ihn von A bis Z versteht. Wohl ihm!

Große Gewalt hatte er sich anthun müssen, um das Alles ohne Lachen zu sagen; aber schließlich ging dennoch der angeborene Humor mit ihm

durch, und er mußte sich räuspern, um den Ausgang seiner launigen Rede hinter dem Taschentuch zu verstecken.

Dem schlauen Bartolo erschien der Ernst des Urhebers seiner Tage nicht lauteres Gold, und er lauerte ein Weilchen, ob er wohl ein wenig lachen dürfe; Bernarda, die in vielen Dingen ihre schlichte Klugheit besaß, wartete, bis ihr Sohn zur Schule gegangen war, bevor sie ihre unschuldige Seele öffnete.

„Du hast es recht gemacht," sagte sie; „wenn unser Windbeutel von Sohn es noch eine Weile so treibt, dann wird nichts Gutes aus ihm."

„Meinst Du?"

„Ich glaube es, ja, ich bin dessen gewiß; wenn die Religion fehlt, so geht es mit der Tugend schief, und wenn . . ."

„Du giebst mir's gut," sagte Severino Amatores Lächeln, „aber nur weiter."

„Und wenn die Tugend fehlt," fuhr Bernarda fort, „dann eilt Alles dem Verderben zu."

In Severinos Lächeln lag auch jetzt noch Etwas, das die gute Frau nicht ganz sicher war zu verstehen.

„Ich meinte Dich nicht, ich meinte uns nicht; um uns steht es gut, weil Du stets ein braver Ehemann warst, ohne Raupen im Kopf . . ."

„Die Raupen haben Besseres zu thun, als sich einem Beamten der oberitalienischen Bahn in den Kopf zu setzen."

„Du bist ein musterhafter Vater," fuhr Bernarda ohne Bitterkeit fort.

„Das allerdings; Bartolino verdankt mir das Leben; hätte ich nicht daran gedacht, ihn in die Welt zu setzen, so wartete er noch darauf."

Bernarda ließ sich zu einem Lächeln herbei, fuhr aber fort:

„Du hast es immer gut mit ihm gemeint."

„Ja, er hat nicht viel Schläge bekommen, ich habe ihn frühzeitig lachen gelehrt."

„Aber wenig, sehr wenig."

„Du hast mehr, als Du denkst. Du glaubst . . ."

„Und es ist nicht wahr, daß Du keine Religion hast . . ."

„Nicht allzu viel."

„Du glaubst an Gott . . . Du glaubst an die Tugend. ."

„Das wollte ich meinen, daß ich tugendhaft bin; mir ist meine Tugend fix und fertig von der Eisenbahnverwaltung zurecht gemacht worden: wenn man den halben Tag über und einen Theil der Nacht seine Arbeit hat; wenn es Einem am Gelde fehlt, um den Lastern zu fröhnen, dann bleibt einem wohl nichts Anderes übrig, als tugendhaft zu sein. Ach ja, ich werde mich schon fleckenlos erhalten!"

„Und wenn sich die Dinge günstig für uns anlassen, so ist's, weil der Herr gnädig auf uns blickt."

„Und wenn der Herr ein gnädiges Auge für uns hat," entschied Vater Amatore mit vielem Ernst, „so ist's, weil Priester Agostino ihm auf lateinisch gesagt hat, er möge es auf uns richten und sich an dem Anblick eines Menschen erfreuen, der von Natur zwar ungläubig ist, aber den Versuchungen nothgedrungen unzugänglich bleibt und in müßigen Stunden gern einmal lacht."

Und da es seine Zeit eben erlaubte, that er es von Herzen.

Auch Bernarda lachte mehr, denn nöthig war, als wollte sie einen gut eingeleiteten Scherz weiterspinnen.

„Weißt Du, was ich thun werde? Willst Du es wissen? . . . Ich werde Sr. Ehrwürden sagen, er möge Euch Beide bekehren, Dich und Bortolino, er möge den Himmel bitten . . . daß die Gnade Euch erfasse."

Unter dem forschenden Blick ihres Gatten brachte Bernarda den Satz nicht zu Ende.

„Sprich die Wahrheit, Bernarda; Du hast Priester Agostino schon gesagt, daß Dein Gatte ein Verlorener ist, daß auch Bartolino in die Hölle fahren wird, wenn er den Katechismus nicht lernt."

„Und wenn dem so wäre? . . . Was hätte ich damit Schlimmes gethan?"

Severino dachte einen Augenblick nach.

„Du hast nichts Schlimmes damit gethan. Und was hat der Priester gesagt? Daß noch nicht alle Hoffnung verloren ist . . . daß auch dem verhärtetsten Sünder der Weg zum ewigen Heil offen bleibt, daß ein Augenblick aufrichtiger Reue genügt, um aus der Hölle in das Fegefeuer zu gelangen. Soll ich wetten, daß er so gesprochen hat?"

„Das hat er auch gesagt . . ."

„Laß mich ausreden . . . er hat ferner gesagt, daß Deine Gebete zum Schutzengel beim Schlafengehen und beim ersten Erwachen, das andachtsvolle Hören der Frühmesse in Sant' Angelo bis zum Ite missa est und der warme Kaffee, den Du ihm nach dem Celebriren der Messe in Bereitschaft hältst, den Seelenzustand Deines Gatten und Deines Sohnes zu bessern vermögen. Das ist noch nicht Alles? Und was kann er weiter gesagt haben?"

Bernarda wartete seit ein paar Tagen auf solche Gelegenheit und hatte die Bemerkung bereit:

„Er sagte, wenn Du Nichts dagegen hast — Bartolino werde den Katechismus schneller lernen, als wir uns denken können."

„Was soll ich dagegen haben? . . . Er weiß doch, daß ich mich in diese religiösen Dinge nicht mische, habe ich Dich je mit einem Wort gehindert, Deinem Gott zu dienen?"

„Darum handelt es sich nicht; unser Sohn will Nichts vom Katechismus hören, weil das Beispiel seines Vaters . . ."

„Thu' mir den Gefallen und sage, das Blut . . ."

„Wir mögen sagen, was wir wollen, aber das Resultat wird immer dasselbe bleiben — nämlich die Verdammniß."

Anstatt zu lachen, fragte Severino Amatore:

„Hat das Alles Priester Agostino gesagt, oder ersinnst Du es?"

„Der Priester hat es gesagt; und er äußerte auch: wüßte ich, daß Ihr Gatte mir nicht durch ein tüchtiges Gelächter die ganze Sache über den Haufen würfe, ich hätte wohl ein Mittel, um Bartolino in weniger als einem Monat den Katechismus beizubringen."

„Das hat er wirklich gesagt? . . . Nun, wenn es weiter Nichts ist, dann verspreche ich Dir, nicht zu lachen; spricht Bartolino vom Katechismus, so will ich mir die herzzerreißendsten Dinge in's Gedächtniß rufen: die nächtlichen Fahrstunden, den Bureau-Chef im Zorn; Gehaltsentziehung für eine Woche. Ich will ihn wahrhaftig zufrieden stellen, den guten Priester Agostino."

„So kann ich Sr. Ehrwürden denn sagen, daß Bartolino die Messe in Sant' Angelo bedienen darf?"

„Nein."

II.

Der Gedanke, daß seine Bernarda eines Tages den Muth haben werde, ihm solchen Vorschlag zu machen, war Severino Amatore niemals gekommen. Daß er immer ein zu schwacher Ehemann gewesen, er mochte es zugeben; wohl fühlte er's, Ober-Italiens Eisenbahn mit ihren Bureaustunden und dem knappen Gehalt hatte ihn so herunter gebracht, daß er nicht mehr der Severino von ehemals war; aber er glaubte sich noch nicht Schwächling genug, um innerhalb der häuslichen vier Wände, fern von den Augen seiner Vorgesetzten nicht den alten Egoismus wiederzufinden, seine tolerante Ketzerei, das liebenswürdige „Nein" seiner guten Zeit.

Nach einer flüchtigen Gewissensprüfung mußte er jedoch zugestehen, daß er seit einiger Zeit „ja" sage, wo sein erster Impuls der war, „nein" zu sagen; er sagte „ja", um sich den Verdruß eines Zwistes zu ersparen, und das geschah vielleicht aus Gutmüthigkeit, damit Alle daheim heiter sein möchten, wann er lachte; aber es war ihm auch begegnet, aus Trägheit ja zu sagen, und dies sollte nicht wieder vorkommen.

So hatte denn S. Amatore auf Bernardas zaghafte Frage „nein" geantwortet, aber ein so überzuckertes, so nachgiebiges „Nein", daß ihm wenig zu einem „Ja" fehlte.

Bernarda blieb denn auch im Zweifel darüber.

„Entschuldige, lieber Mann, sagtest Du wirklich nein?"

„Ich habe wirklich „nein" gesagt — „n—e—i—n — nein," erklärte

er mit seiner alten Liebenswürdigkeit; und die brave Gattin erwiderte kein Wort weiter.

Aber als Severino mit diesem deutlich buchstabirten „Nein" sich vor seinem eigenen Gewissen hinreichend wieder zu Ehren gebracht hatte, glaubte er sich verpflichtet, eine Erläuterung zu geben.

„Meine Gründe sind diese; Du wirst gewiß sagen, daß sie leidlich gut sind. In die Kirche gehe ich zwar nicht, aber meine Absicht ist, meinen Sohn in dem Glauben seiner Mutter erziehen zu lassen. Bartolino wird es seiner Zeit wie sein Vater machen, ich zweifle nicht daran; aber einstweilen gehört er Dir an, ich wasche meine Hände in Unschuld, was ihn betrifft. Mache, innerhalb des christlichen Glaubens, was Du willst aus ihm; weihe ihn in alle Sacramente ein, und laß ihn mit Maßen Theil daran nehmen. Er mag Sonntags die Messe besuchen, alle Monate beichten, zu Ostern zum Abendmahl gehen. Aber wenn Du vergißt, wie Deines Sohnes Vater, der ich bin, darüber denkt, wenn Du aus meinem Sprößling einen Frömmler oder einen Sakristan machen willst, so werde ich stets „n—e—i—n — nein" sagen, wie ich es diesmal sagte."

Die Auseinandersetzung war klar, und der oberitalienische Eisenbahnbeamte fühlte seine Würde vollkommen wieder hergestellt.

„Deine Gründe sind sehr gut . . ."

„Genügend . . . mehr nicht."

„Deine Gründe sind vortrefflich; aber vielleicht nimmst Du die Dinge zu ernst . . ."

„Vielleicht . . . es mag wohl sein; aber ich bin nun einmal so . . . und bin, wie mich dünkt, nicht so ganz übel . . . ich lache sogar ernsthaft . . ."

„Wenn Bartolino die Messe bedient, so übernimmt er dadurch keine Verpflichtung; seiner Zeit wird er vermuthlich ein Ketzer sein wie Du, aber wenigstens hat dann das arme Mutterherz sein Möglichstes versucht, um ihn auf einen guten Weg zu bringen."

„Daran zweifle ich nicht, daß Bartolino fähig wäre, bei Sr. Ehrwürden Alles durchzusetzen . . ."

„Wozu wäre Bartolino nicht fähig? . . . Und Du hast nicht bedacht, daß unser Junge, um die erste Messe zu bedienen, früh aufstehen muß; es wird ein reiner Gewinn für Seele und Leib sein; und dann, wenn er sich Priester Agostinos Gunst erwirbt, . . . Du verstehst mich."

„Es ist möglich, daß ich Dich verstehe; aber Du kennst mich; Du weißt, wie ich gesonnen bin, weißt, daß Nichts mich bewegen kann, Etwas zu thun oder zu sagen, was ich nicht empfinde; mag Agostino, der Geizhals, immerhin sein Geld festhalten, mag er sparen, um es zu vermehren, so lange er noch lebt, und es nach seinem Tode hinterlassen, wem er will; die armen Amatore, die ihm Frühstück und Mittagessen und zwei Mal des Tags Kaffee gegeben, die ihm seine schwarzen Strümpfe gestopft und seine

zerschlitzten Soutanen ausgebessert haben — das heißt, Du hast das Alles gethan, ich habe Nichts damit zu schaffen . . ."

„Aber Se. Ehrwürden bezahlt uns 80 Lire für den Monat."

„Also die armen Amatore werden sich verteufelt ärmlich bei der Eisenbahnverwaltung durchschlagen, in der Hoffnung, daß Priester Agostino ihnen ein gutes Plätzchen im Paradies zubereitet . . . Wenn Du es übrigens zu Bartolinos ewigem Heil für erforderlich hältst, so werde ich meine Grundsätze zum Opfer bringen, und hat Bartolino Nichts dagegen, so mag er auch die Messe bedienen . . . Es wird herrlich anzusehen sein . . ."

Bernarda sandte aus voller Ueberzeugung einen dankenden Blick zum Himmel, und Severino Amatore rieb sich die Hände.

„Gewiß . . . Es wird ein herrlicher Anblick sein, und er soll uns nicht entgehen, nicht wahr, Frau? Ich bin im Stande, die erste Messe meines Sohnes auch zu hören . . . Denke Dir, Bernarda, Bortolinos ‚Erste Messe'!"

Diese Worte riefen einen alten Traum Bernardas wach, einen vergessenen, unmöglichen, aber einen schönen Traum. Mit einem flüchtigen Blick nach oben sprach die gute Frau in ihrem Herzen: „Ich vermag Nichts, denn ich bin nur eine elende Sünderin, aber Du, Herr . . ."

„Herr, der Du allmächtig bist, schicke den armen Amatore, Vater und Sohn, einen guten Gedanken!" sagte Severino ganz ernsthaft.

Bernarda war es, als habe sie laut gedacht, und sie lachte zuerst, um ihre Verlegenheit zu verbergen — aber es gelang ihr nicht, denn Vater Amatores forschendes Auge durchschaute sie ganz.

„Hier haben wir," sagte sich der oberitalienische Beamte, „hier haben wir eine brave Frau, die mit ganzer Treuherzigkeit denkt und roth wird, wenn sie ihre Gedanken verbergen will; diese gute Frau hat einen äußerst schlauen Gatten, der Alles bemerkt, erräth und weiß; diese arme wehrlose Frau würde aber den Gatten ganz und gar nicht verstehen, wenn er sich ihr nicht zuweilen deutlich erklärte."

Und er sprach laut:

„Höre, was ich Dir sage, Bernarda; ich bin ein aufrichtiger Mensch, das weißt Du; zuweilen bin ich vielleicht auch derb, aber aufrichtig will ich sein. Der Gedanke, der Dir jetzt durch den Sinn fuhr, der Gedanke, der in Deinen Kopf Eingang fand, als wir Priester Agostino in's Haus nahmen, ist einer Mutter unwürdig."

„Was für ein Gedanke?" stammelte Bernarda.

„Du weißt es, Frau; Du hast es Dir selbst schon oft gestanden; bekenne ihn noch einmal vor dem Schlafengehen und bitte Gott, daß er Dir Reue sende und Dich nicht mehr in diese Sünde verfallen lasse. Du hast mich verstanden? Weiter sage ich Nichts; ich gehe jetzt auf's Bureau.

Als Bernarda allein war, dachte sie über Severinos Worte nach, fiel

in der Küche im Geist auf die Kniee und bat den Herrn, ihr Reue zu schicken; aber der Herr lächelte ihr zu, richtete sie auf, zeigte ihr den lichten Himmel und sagte ihr mit Nichten, daß sie eine schlechte Mutter sei, weil sie mit der Vorstellung liebäugelte von einem Sohn, welcher Messe läse, Beichte hörte, Pfarrer von Sant' Angelo wäre, Domherr würde und Priester Bartolo hieße.

Bernarda ging noch weiter; sie meinte, ihr Gatte, derer so scharfsichtig die geheimen Gedanken Anderer durchdrang, möchte sich doch am Ende über seine eigene Festigkeit täuschen; die Vorsätze zerfielen ja vor dem Hauch des Allmächtigen; und da ihr Mann gestattet hatte, daß Bartolino die Messe bediene, so würde es ihm vielleicht einst nicht unlieb sein, den Sohn als Priester zu sehen, gesichert vor Versuchungen und vor dem Mangel, seinen Sohn eine Säule der Kirche und eine Stütze für die alten Eltern zu wissen.

Während Severino nach dem Bureau eilte, rieb er sich zufrieden die Hände und dachte:

„Ich bin nachgiebig gegen Bernarda gewesen, wie es meine Gewohnheit ist, aber ich habe deutlich zu ihr gesprochen; sie weiß jetzt, wie ich denke. Ich würde sie unnütz betrübt haben, hätte ich ihr gesagt, daß, wenn Bartolino den Einfall bekäme, Priester zu werden, ich ihn lieber todt sehen möchte. Es ist die Wahrheit, aber wozu es ihr sagen?"

Er durfte mit sich zufrieden sein . . . wenn nur der Bureauvorsteher nicht schon gekommen war; denn Severino hatte sich um zwanzig Minuten verspätet.

Ach leider, die armen Beamten der oberitalienischen Bahnen müssen in Hast ihre paar Bissen hinunterschlucken; sie eilen fort im schnellen Schritt, kommen athemlos an, um dennoch oft eines halben Tages Gehalt einzubüßen.

III.

Und was that indessen Priester Agostino?

Als Bernarda sich vorsichtig der Thür näherte, die aus dem Eßzimmer in das des geistlichen Herrn führte, vernahm sie keinen Ton; hätte der heilige Mann in seinem ihn nie verlassenden Büchlein gelesen, so würde er laut gesprochen und sie würde aus dem us und um entnommen haben, daß er die Sprache der Messe und der heiligen Litaneien lese; aber der fromme Mann ließ keinen Laut hören. Vielleicht hatte er unabsichtlich Etwas von Severinos ketzerischen Reden vernommen und sann jetzt traurig über die armen Menschenkinder nach, welche nach einer guten Mahlzeit, statt den Herrn zu preisen, lästerliche Gedanken über ihn hegen . . . Oder vielleicht schlief der heilige Mann.

Ja wohl, Priester Agostino schlief.

Das Frühstück war üppig gewesen. Bernarda hatte ihrem Gatten und ihrem Priester ein paar Hammelnieren vorgesetzt, gerade richtig gebräunt, mit gehackter Zwiebel und Petersilie bestreut; eine reichliche Sauce, und ein Stückchen Gorgonzola-Käse. Das Mahl wurde durch ein Gläschen sardischen Weines gewürzt, ein Geschenk Priester Agostinos an Bernarda, die nur leider keinen Wein trank. Severino Amatore hätte gern für Zwei getrunken, was aber nicht anging, weil die Tage des von Priester Agostino geschenkten Weins gezählt waren.

Nach dem Essen hatte der alte Priester sich noch ein Viertelstündchen bei Tische verweilt, hatte Bartolino und auch Bartolinos Vater, falls dieser noch in sich gehen wollte, viele bequeme und leichte Wege gewiesen, um zu ihrem Seelenheil zu gelangen. Sie waren in der That leicht und bequem, denn nicht umsonst hatte Priester Agostino so lange gelebt; er hatte eingesehen, daß man, um den Sünder auf den Weg zum Paradies zu lenken, schlau sein muß, wenn auch nicht so wie der Versucher, denn der ist erzschlau, aber doch klug und behutsam. Indem er von der himmlischen Gerechtigkeit sprach, erinnerte er daran, daß sie voller Erbarmen ist; gern gab er Bartolino zu hören, daß Jesus Christus die Kinder sehr liebt und einst gesprochen hat: sinite parvulos venire ad me, d. h.: lasset die Kindlein zu mir kommen; und er erläuterte, daß auch die schlimmen Kinder zu Christo kommen dürfen, weil er sie zu guten macht, Severino erinnerte er an die Parabel vom verirrten Schaf, um daran die Versicherung zu knüpfen, daß im Himmel mehr Freude ist über Einen Sünder, der Buße thut, denn über hundert Gerechte, und um damit nicht einen schlechten Begriff von der himmlischen Gerechtigkeit zu geben, setzte Priester Agostino hinzu, daß die hundert Gerechten sich am allermeisten über das Insichgehen des Sünders freuen, also keine Zurücksetzung erleiden.

Nachdem Priester Agostino diese und andere wohlmeinende Gedanken ohne erheblichen Widerspruch seiner Tischgenossen ausgesprochen, war er in sein Zimmer gegangen, hatte sich auf das Sopha gestreckt, den Halskragen gelüftet und eine Horazische Ode laut gelesen, bis das Buch ihm auf die Brust gesunken war. Und jetzt schlief Priester Agostino.

Von Ungeduld getrieben, näherte sich die gute Signora Bernarda mehrmals vergeblich der Thür, und als sie fand, daß Ehrwürden allzu lange verweile, erlaubte sie sich, zuerst ungenirt im Nebenzimmer umherzugehen, dann leise zu trällern und endlich einen Stuhl umzuwerfen.

Priester Agostino nickte nach dem Frühstück gern ein wenig ein, aber sein Schlummer war leicht; noch bevor Bernarda ihr Liedchen anstimmte, war er wach, hatte den Kragen wieder zugeknöpft, seinen Horaz aufgenommen und lauschte still. Als er den Stuhl umfallen hörte, fragte er nicht, wie Bernarda erwartete, „was giebt's?“ sondern begnügte sich, mit dem Dichter des Augustus laut zu sprechen: „illi robur et aes triplex circa pectus erat . . .“ Und Bernarda war es, welche ausrufen mußte:

„Wie war ich erschrocken, Sie vielleicht aufgeweckt zu haben! Darf ich hineinkommen, Ehrwürden?"

„Kommen Sie nur" . . . Trotz der Erlaubniß trat Bernarda nur zögernd ein.

„Es ist ein Glück, daß Sie noch wach waren, ich hatte mit dem Umwerfen des Stuhls solchen Lärm gemacht, nicht wahr? und Sie wissen ja, man sagt: „Im April schläft es sich süß."

Priester Agostino erwiderte weder ja noch nein. Wäre er ein Laie gewesen, so hätte er, um die Schwachheit eines Vormittagsschläfchens nicht einzugestehen, wohl unbefangen gesagt: „Ich habe ein wenig geruht"; aber als Priester wählte er den passenden Ausdruck:

„Ja, Signora Bernarda, ich hatte mich einen Augenblick ‚gesammelt' . . . Und was haben Sie mir Schönes mitzutheilen?"

„Etwas so Schönes, daß ich noch gar nicht daran glauben kann: ich wollte Ihnen sagen, daß mein Mann einwilligt, wollte Ihnen sagen, daß Bartolino die Frühmesse in Sant' Angelo bedienen wird.

Diese sensationelle Nachricht wurde von Priester Agostino mit der Ruhe aufgenommen, welche die Diener Gottes und der Kirche selbst bei den bedeutendsten Ereignissen bewahren.

„Schön," sagte er, „wir wollen morgen anfangen."

„Warum morgen? Warum nicht schon heut?" Diese Frage sprach deutlich aus dem Schweigen der frommen Frau; weitere Fragen ließen sich ahnen oder errathen. Wie konnte Ehrwürden so wenig neugierig darauf sein, zu hören, auf welche Art Bernarda ihrem Gatten dies erstaunliche „Ja" abgewonnen hatte? Und nun sie die Einwilligung vom Vater Amatore erlangt, wie würde es jetzt Priester Agostino anstellen, um sich den guten Willen seines künftigen Chorknaben zu gewinnen? Vielleicht hatte der geistliche Herr zu viel versprochen, als er sagte, wenn Bartolino nur erst wisse, daß er die Messe bedienen dürfe, so würde er den Katechismus im Umsehen lernen. Schicken Sie Bartolino nur zu mir, sobald er aus der Schule kommt; und er soll den Katechismus mitbringen.

Priester Agostino bewahrte seinen Gleichmuth, und Etwas von dieser himmlischen Ruhe drang auch in die Seele der guten Mutter.

Erst als der geistliche Herr wieder allein war, kam auch ihm der Argwohn, daß er ruhmredig gewesen sei, und dieser Gedanke schob sich mehrmals als lästiger Eindringling zwischen die Verse des Horaz.

Zum Glück brauchte er nur den Band bei der dritten Ode des zweiten Buches aufzuschlagen, um der Mahnung des Dichters zu begegnen, die Herrschaft über seinen Kopf auch bei den schwierigsten Veranlassungen nicht zu verlieren; nicht einmal zu lesen brauchte es Priester Agostino, er wußte jene Ode auswendig: Aequam memento rebus in arduis servare mentem, etc. etc.

Und so konnte denn der geistliche Herr auch an diesem Tage, der sich von so vielen vorhergehenden unterschied, seinen Spaziergang machen, ohne allzuviel an Bartolino zu denken.

Der Tag war strahlend schön.

Die Sonne lachte am wolkenlosen Himmel. Im lauen Frühlingshauch küßten die Kastanienbäume des Walles einander mit verschlungenen Händen, unverstandene Worte flüsternd, die am Ende der langen schattigen Alleen in eine Liebesmahnung ausklangen.

Der Priester war alt; ohne Furcht, zu sündigen, durfte er sich dem einladenden Geflüster hingeben.

Jetzt, wo ihn die tiefe Stille des Alters umfing, lauschte er willig den lockenden Stimmen der Natur, wie sie zusammenklangen mit hundert Stimmen, die einst auch in ihm gesprochen hatten. So manche davon war ein Schmerzensschrei gewesen. Wenn Priester Agostino eine vergessene wiederfand, so freute es ihn, daß er nicht mehr die stürmische Bewegung von damals fühlte, und er sagte sich, der große Kampf sei ausgekämpft. In dieser ruhigen Sicherheit, welche der vom heil. Thomas verheißene Lohn ist, fand er täglich eine unerwartete Süßigkeit. Einst hatte er geglaubt, der Jugend und der Jugendkraft sei ausschließlich das bessere Theil beschieden, und jetzt auf der Höhe des Alters, welche sein fleischliches Ich müde erreicht hatte, fand er, daß die Müdigkeit für die Schwachen ein Genuß sein kann, während sie für die Starken eine Qual ist. Wie er so die Welt aus der Ferne betrachtete, beklagte Priester Agostino sich nicht darüber, daß er weitsichtig geworden; sein geschwächtes Auge umfaßte von oben her eine Fülle von Dingen, welche ihm entgingen, als er sich für stark hielt, als er in der Ebene inmitten der Menschen wandelte. Und es nahmen die Menschen, die Gefühle, die Ideen und selbst die Sinnesempfindungen, die ganze einstige fast vergessene Welt nahm an manchen sonnigen Tagen einen neuen Glanz, einen Farbenschimmer an, den er früher nicht wahrgenommen hatte. Und dann offenbarte sich ihm der Zauber, den die lebendige Gegenwart nie oder selten hat, den aber das Durchlebte stets besitzt.

Traf der alte Priester an solchen Sommertagen ein Sperlingspärchen an, das sich in den Baumwipfeln verfolgte, oder auf ein Liebespärchen, das plötzlich verstummte, während es ihn vorübergehen ließ, dann fühlte er sich versucht, stehen zu bleiben und den vier Liebenden ein herzliches Wort zu sagen. Und da es nicht anging, weil die Leute ihn für närrisch gehalten hätten, so löste er, um schneller fortzuschreiten, den Gürtel des Mantels und ging, den Segen spendend, aufgerichteten Hauptes vorüber. Aber weiter hin, am Ententeich, war er sicher, ein Häuflein Kinder zu finden, denen er sich mit freundlichem Bezeigen nähern konnte.

Darunter waren einige, die ihn kannten und ihm entgegeneilten oder auf dem Arm der Wärterin die Händchen nach ihm ausstreckten.

Sie erbettelten Nichts von ihm, und er gab ihnen auch Nichts, froh darüber, daß sein Stand ihn wenigstens gelehrt hatte, man brauche dem kleinen Volk nur ein Lächeln, ein paar Liebkosungen zu spenden, um Lächeln und Liebkosung dafür zurück zu empfangen, und ein zärtliches Wort werde oft so reich durch ein kindliches Stammeln belohnt.

So füllte er sich denn die Taschen nicht mit Zuckerwerk, das wenigstens manches Kind armer Eltern mit großen Augen angestaunt hätte; auch kaufte er nie Kuchenbrot, um es in's Wasser zu bröckeln und die Enten eine Regatta danach schwimmen zu lassen; nein, Priester Agostino that Nichts dergleichen, denn er war arm, im wahren Sinn des Wortes arm.

Severino Amatore, vielleicht auch Bernarda, und vielleicht sogar die sardischen Freunde, die weiter Nichts über ihn wußten, als daß er ihr Landsmann, daß er aus Osilo gebürtig war und seine dortige Pfarre aus irgend einer Altersgrille verlassen hatte — sie ahnten gar nicht, wie arm dieser arme Priester war.

Er war arm, aber heiteren Gemüths. Wenn er sich nicht unter dem Zwang der priesterlichen Würde fühlte, dann ließ er ein gutmüthiges Lächeln umherschweifen, das, durch große Schweigsamkeit pikant gemacht, Allen voll feiner Schelmerei erschien. So hatten sich denn seine weit schlaueren Freunde in den Kopf gesetzt, der geistliche Herr sei schlauer, als sie Alle. Ein Tempieser war es, ein Vertreter des militär-fiscalischen Anwalts, der einen Domänenbeamten aus Sedini und einen Zollbeamten aus Cagliari darauf aufmerksam machte . . .

„Wir sind hier unser Vier; ich repräsentire den Fiscus und glaube, daß es nicht allzu leicht ist, mich hinter's Licht zu führen; Sie, Gevatter Efisio, sind Apotheker, und Niemand weiß besser als Sie, was das Wasser aus dem Leitungsrohr, in Fläschchen gefüllt, werth ist; und Sie, Signor Fenu, kennen den Schmuggelbetrieb durch und durch — wir stehen in dem guten Glauben, äußerst pfiffig zu sein, aber Seiner Ehrwürden gegenüber sind wir vier unschuldige Kinder. Er spielt in tiefem Schweigen und gewinnt stets, und wenn er gewonnen hat, entschuldigt er sein Glück mit einem lateinischen Vers. Schließlich, anstatt mit den Leuten vom Fiscus und einem großen Theil von Domänen- und Zollbeamten in die Hölle zu fahren, wird er sich auf schlaue Weise in das Paradies bringen.

Wenn wir uns dessen so sicher fühlten, wir, die nicht durch die geistliche Soutane gehemmt sind, wer weiß, welche Teufelswerke wir hienieden vollbringen könnten.

Ich, das gestehe ich, würde nicht mehr die Forderungen für den Staat eintreiben, und Sie, Signor Fenu, spielten gewiß nicht länger den Zollbeamten."

Der Signor Fenu, welcher nahe daran war, die Tarok-Partie zu gewinnen, feuerte eine Rakete ab und erweckte damit die allseitige Heiterkeit:

„Ich würde Schmuggler."

Aber wenn sie auch zugaben, daß der Priester von Osilo allen Laien der Insel, auch die von Sedini nicht ausgenommen, Etwas zu rathen aufgeben könne, so waren sie doch Alle dem Priester Agostino zugethan, gönnten ihm von Herzen das Wiener Bier, das er sich beim Tarok erspielt hatte, und wären nach seiner Wohnung geeilt, wenn er einen Abend bei der Zusammenkunft gefehlt hätte.

Und es hatte keine Gefahr, daß er ausgeblieben wäre. Das Leben Priester Agostinos war geregelt wie ein gutes Uhrwerk: die Frühmesse in Sant' Angelo, nach der Frühmesse Bernardas Kaffee, dann Horaz oder auch Catull; eine Viertelstunde vor ein halb Zwölf las er im Brevier, um mit ruhigem Gewissen an das Frühstück gehen zu können; nach dem Frühstück die Sammlung und dann der Spaziergang, das Mittagessen und die Tarokpartie in dem Stübchen hinter der Apotheke. Das Alles war hergebracht. Man konnte sicher sein, daß Priester Agostino jeden Abend mit einem lateinischen Autor im Bett lag, daß er um elf Uhr sich von Lesbia oder von der Freundin oder von der Muse, die des Dichters andere Freundin ist, getrennt hatte, um sich dem Herrn zuzuwenden; endlich, daß er um ein Viertel auf zwölf Uhr sanft schlummerte.

Selten geschah es, daß ein unruhiges Begehren in das methodische Leben unseres armen Priesters Eingang fand, so gut hatte er all' seine Wünsche zu regeln verstanden. Die einzige Schwierigkeit, die einzige außerordentlich große Schwierigkeit für ihn war die gewesen, seine magere Börse auch so zu regeln, daß sie für all' seine Lebensbedürfnisse ausreichte. Es war ihm gelungen, nicht über neunzig oder fünfundneunzig Lire monatlich auszugeben; aber dadurch fühlte er sich doch noch nicht gesichert; ein weniger philosophischer Priester, ein Priester, dem die heidnische Lectüre nicht so zur Seite gestanden hätte, würde nicht jeden Monat so ruhig die paar Lire erwartet haben, die an seinem Budget fehlten. Er erwartete sie von einer gelegentlichen Begräbnißgebühr und ergab sich darein, falls sie nicht einkämen, auf den Schnupftabak und die Tarokpartie zu verzichten.

Aber es gab immer ein De profundis, wenigstens eines, in der Kirche abzuhalten; zuweilen wünschte der Verstorbene, auf den Kirchhof begleitet zu werden, und zahlte dafür etwas über das Doppelte. So brachte sich denn Priester Agostino mit Hilfe der Messe und der Trauerstola ohne ernste Gefährdung durch das Kalenderjahr.

Er hatte sogar Ersparnisse gemacht: fünfundsiebzig Lire in Billets der Nationalbank, in einen alten Strumpf gesteckt und außer Rechnung gelassen, für den Fall, daß ein seiner Garderobe zustoßendes Mißgeschick ausgeglichen werden müsse.

Kurz, Priester Agostino beklagte sich niemals über die Vorsehung, vielmehr war er häufig versucht, auf die von Horaz in der ersten Satire

aufgestellte Frage mit Mäcenas zu antworten, daß es auf Erden einen Menschen gebe, der weder den Soldaten, noch den Kaufmann, noch den Ackerbauer beneide; einen Menschen, der ein armer Priester, aber mit seinem Loos zufrieden sei; einen Menschen, der seine Freude habe an einem Sonnenblick, am ersten Frühlingsgrün, an den Kindern, den jungen Entchen, an den Jamben und den asklepiadischen Strophen, welche ihm im Gedächtniß summten, an dem Mittagessen, das ihn nach vollbrachtem Gesundheitsspaziergang erwartete.

Nur an jenem Tage drängte sich ein Schatten in seine Gedanken. Er kam ab und zu und verschwand gleich wieder; aber als die Stunde zur Rückkehr schlug, ward dieser Schatten aufdringlicher und nannte laut seinen Namen. Er hieß Bartolino.

Der geistliche Herr verweilte einen Augenblick bei dem Gedanken an den kleinen Schlingel, wurde unsicher in Bezug auf sein gegebenes Wort, und da er wegen solcher Kleinigkeit den heiligen Geist nicht bemühen wollte, so ergab er sich darein, für eine halbe Lira Bonbons von verschiedenem Geschmack zu erstehen, um Bartolino durch Pfefferminz-, Nelken- und Rosenwürze zu reizen, falls er zu diesem äußersten Mittel greifen müsse.

In demselben Augenblick stellte sich der vom Bureau heimgekehrte Beamte der oberitalienischen Bahn an die Thür zum Stübchen seines Kostgängers und bewunderte die große Unordnung darin, die selbst Bernardas täglichen Bemühungen nicht wich.

Und er dachte: „Im Kleiderschrank nicht, denn er schließt schlecht; in der Commode auch nicht, denn sie ist gar nicht zu verschließen; und ebenso wenig im Tischkasten, denn er läßt ihn stets offen; aber ich lasse mir's nicht ausreden, es ist da . . ."

Er meinte den Schatz des Priesters und hatte die in einer Ecke gegen die Wand lehnende Reihe abgenutzter Bücher im Sinn. Es waren Bücher aller Art; die größten standen unten, um den kleineren zum Fußgestell zu dienen; aber vor Allem fesselte eins sein Auge, ein großes, schwarz eingebundenes, die Ecken mit rostigem Stahl beschlagen, verschließbar und auf dem Rücken mit rother Schrift bedruckt.

Das war das einzig geheim Gehaltene in Priester Agostinos Stube: eine Bibel von Anno 1500. Sie blieb verschlossen, weniger weil es eine durch herrliche Holzschnitte werthvolle Ausgabe war, die Bartolino hätte beschädigen können, als weil der geistliche Herr sie nicht zu öffnen vermochte, da er den Schlüssel verloren hatte.

Während dessen kam Priester Agostino nach Haus, und von der Küche her vernahm man Bernardas Ruf der Bestürzung; aber der Beamte der oberitalienischen Eisenbahn gerieth nicht außer Fassung. Er hätte die in das Eßzimmer führende Thür noch wieder zumachen können und fühlte sich auch dazu versucht; aber Severino wollte sich selbst beweisen, daß er

wahrheitsliebend sei, und ließ es sich gefallen, auf dieser Sünde der Neugier ertappt zu werden.

„Guten Tag, Signor Amatore!“ sprach der geistliche Herr im Rücken seines Wirthes.

Dieser wendete sich um und sagte:

„Sie betreffen mich bei einem Fehltritt; ich hörte Sie zwar kommen, wollte aber von Ihnen so gesehen werden; ich habe nicht viel Religion, wie Sie wissen, aber ich bin aufrichtig; wenn es im Paradies einen Platz für einen aufrichtigen Sünder giebt, den fordere ich.“

„Sie sollen ihn haben,“ antwortete Priester Agostino, auf den Scherz eingehend, „aber ich begreife nicht, welchen Fehltritt Sie begangen haben . .“

„Ach, Sie merken es nicht, weil Sie ein Heiliger sind. Wenn Sie es wissen wollen: aus Neugier habe ich gesündigt, was ein arges Vergehen ist; ich habe Ihre Zelle betrachtet, Ihre Bibliothek bewundert und habe mir gedacht, daß ich dafür sogar eine Verbesserung anbieten kann, indem ich Ihnen ein Gestell überlasse, das in unserer Stube zu Nichts dient. Bei Ihnen wird es wenigstens zu Etwas nützen. Wollen Sie es haben, Ehrwürden? Schlagen Sie es mir nicht ab, Sie würden mich zu hart bestrafen. Da . . . sehen Sie, dieser Haufen Bücher nimmt sich nicht gut aus, und sollen sie etwa zuweilen gelesen werden, so meine ich, man könnte nichts Unvortheilhafteres erdenken, als sie gegen die Wand zu lehnen. Habe ich Recht?“

„Vollkommen Recht.“

„Nun, das ist mir lieb. Sie sollen einmal sehen, wie gut sich Ihre Bücher auf einem Gestell machen werden; diese hier müßten an den Seiten stehen und den kleinen Kram halten. Was für ein Buch ist dieses? man möchte es für ein Zauberbuch halten, eine Sammlung von Beschwörungsformeln etwa . . . es ist verschlossen. Was es enthält, weiß Gott und Priester Agostino.“

„Es enthält das Evangelium, die Psalmen, die Apostelgeschichte; eine sehr werthvolle lateinische Bibel ist es; aber ich kann den Schlüssel dazu nicht mehr finden.“

„Ich kann mir denken . . . daß es ein werthvolles Buch ist; aber Sie sollten es besser verwahren; das Büchergestell, welches ich Ihnen geben werde, ist dazu wie gemacht. Ein Glück, daß in diesem Hause keine Mäuse sind — noch diebische Dienstboten.“

Jedes Wort Severino Amatores war ein Lichtstrahl, den er in das Gehirn des Priesters senden wollte. Obwohl er nicht einsah, was es schaden würde, durfte er Sr. Ehrwürden doch nicht geradezu sagen, daß sein Schatz entdeckt sei; daß jene Bibel, zu welcher der Priester den Schlüssel verloren habe, von dem ersten besten Sünder gestohlen werden könne, der die erforderliche Bücherwuth und die Gelegenheit dazu habe.

Lächelnd hörte Priester Agostino die sybillinischen Worte des Hausherrn an und bemühte sich nicht, in deren geheimen Sinn zu dringen — weil er ihn schon längst durchdrungen hatte. Schließlich, mit dem Bewußtsein, etwas Wahres zu sagen, das für eine Lüge gelten würde, sprach er:

„Bester Signor Amatore, Diebe können Priester Agostino Nichts anhaben; ich würde mehr die Mäuse fürchten; aber das Büchergestell nehme ich mit Dank an."

Bartolino drang singend, springend und schnaufend in des Priesters Stube; es ist schwer zu begreifen, wie er diese drei Dinge vereinigen konnte; aber er hatte vom gedeckten Tisch ein halbes Brötchen genommen und verspeiste es als Vorbereitung, während er ziemlich unverständlich das Ritornell „Rosa vieni abbasso" zum Besten gab.

„Was ist das für ein Betragen?!" begann Severino.

„Zu Tische!" forderte mit vollem Mund der kleine Amatore auf und hielt mit allem Recht diese Verkündigung für wichtig genug, um seinen Vater und den Onkel Priester zu entwaffnen.

„Wir haben gehört; aber was für ein Betragen ist das, so in Sr. Ehrwürden Zimmer zu kommen?"

Bartolino erwiderte mit natürlicher Schlauheit ganz einfach:

„Es giebt Klöße, es giebt Klöße!"

Und nun vermittelte Priester Agostino, gutmüthig lächelnd:

„Wenn es Klöße giebt, so darf man schon ein wenig die Haltung verlieren."

Diesem Zugeständniß gegenüber verlor Severino die seine gänzlich und lachte laut.

„Höre, Bartolino, hat Deine Mutter Dir nicht gesagt, Du möchtest den Katechismus mitbringen?"

„Hier ist er," sprach das Bürschchen und ließ in die Oeffnung seiner Hosentasche blicken, aus der sich ein Apfel und der Katechismus drängten.

„Gut," sagte der geistliche Herr, ohne Rüge; wir wollen davon nach dem Essen reden."

„Es giebt auch gebratene Leber."

Und nicht genug an der gebratenen Leber, auch ein Braten erschien, denn heut wollte Bernarda den Katecheten anfeuern und in Bartolino den zukünftigen Meßdiener ehren und den einstigen Kirchenfürsten.

IV.

Nach den Klößen, die sich in der That so erwiesen, wie sie sein müssen, weder zu groß, noch zu klein, gerade hinreichend gekocht und reichlich mit Lodeser Käse gewürzt und oben auf mit Bratensauce vergoldet, nach solchen Klößen — wer konnte da des Katechismus gedenken?

Niemandem fiel es ein.

Aber am Schluß faßte Priester Agostino, durch Bernardas Kaffee angefrischt, den Stier bei den Hörnern.

„Bartolino, gieb wohl Acht auf das, was Onkel Priester Dir jetzt sagt . . .“

Auf diese plötzliche Mahnung sah Bartolino dem Priester groß in's Gesicht.

Bernarda wiederholte nachdrücklich:

„Ja, ja, höre recht zu . . .“

Und ohne zu lachen, stimmte Severino bei.

„Jawohl, höre den Onkel Priester aufmerksam an.“

Jetzt ging dem kleinen Bartolino eine unbestimmte Vorstellung auf, als erschließe sich vor ihm das ewige Leben, von welchem er so viel reden gehört.

„Du hast der Mama gesagt, daß der Katechismus Dir nicht in den Kopf will, weil Du ihn nicht verstehst; ist's nicht so? . . . nun wohl! wenn ich Dir aber erkläre, was Du nicht begreifst, so bin ich gewiß, daß Du ihn sehr schnell lernen wirst.“

Bartolino bezweifelte es.

„Ich sage Dir aber, Du würdest ihn bald inne haben; und dann hätte ich noch etwas Anderes für Dich; ich würde Dich lehren . . . errätst Du es? . . . die Messe zu bedienen.“

„Die Messe bedienen!“ stammelte Bartolino und sah seinen Vater an, der eifrig beschäftigt war, auf dem Tischtuch einen von ihm selbst herrührenden Kaffeefleck mit dem Theelöffel zu erweitern.

„Ja, bei der Messe zu assistiren! Ich weiß, daß geweckte Knaben wie Du es gern thun.“

„Wie macht man es denn?“ wagte Bartolino zu fragen, nachdem sein Blick vergeblich forschend den Vater und den Fleck auf dem Tischtuch angeblickt hatte.

„Das werde ich Dich lehren, sobald Du den Katechismus gut kennst,“ antwortete der geistliche Herr.

Aber durch des Priesters angenommene Gemessenheit, durch Bernardas bewundernde Geberden und ein paar geheimnißvoll auf den Tisch geträufelte Kaffeetropfen war Bartolino nicht sogleich besiegt. Als der kleine Amatore sah, daß er vergebens Beistand von dem Urheber seiner Tage erwartete, fragte er:

„Was für ein Vergnügen ist denn dabei, die Messe zu bedienen?“

„Recht so!“ dachte Severino; „ich darf Dir nicht zu Hilfe kommen, weil ich versprochen habe, die Sache nicht in's Lächerliche zu ziehen; aber ich erkenne mein Blut in Dir; man muß die Leute stets fragen, was für ein Vergnügen dabei ist, wenn man Etwas thut, oder was man dabei ge-

winnt; und antworten sie Einem, daß man gar Nichts davon hat, wenn man einen Kaffeefleck auf das Tischtuch macht und das Tischtuch durchaus Nichts dabei gewinnt, indem es vielmehr zweimal durchgewaschen werden muß — dann kann man thun und lassen, was man will."

„Recht so!" sprach auch Priester Agostino. „Um bei der Messe zu assistiren, mußt Du zunächst in der Sacristei das Untergewand und das weiße Chorhemd anlegen, vor dem Altar mußt Du dem Priester, der die Gebete spricht, auf lateinisch antworten, das Meßbuch umblättern, in den Kelch das Wasser und den Wein gießen, welche das Blut unseres Herrn darstellen, und bei der Elevation die Glocke läuten. Darin besteht das Bedienen der Messe; eine ganz leichte Sache, wenn Du willst; aber gut zu assistiren, ohne sich irgend einer Entweihung schuldig zu machen, und so, daß alle Andächtigen inne werden, der Ministrant und der Celebrirende verstehen ihr Amt, das ist dennoch schwer."

Priester Agostino hatte sich nicht getäuscht in der Annahme, diese Vorstellung werde Bartolino reizen. Gleich bei den ersten Worten seiner Erklärung ward er gewahr, daß die Idee vollen Eingang bei ihm fand; und ohne durch eine längere Pause seinem künftigen Meßdiener Zeit zum Aussprechen seiner Befriedigung zu lassen, sagte er würdevoll und eindringlich:

„Bortolino weiß nun, wie die Dinge stehen; will er binnen eines Monats bei der Frühmesse assistiren, so hängt das nur von ihm ab."

Die Antwort des kleinen Burschen fiel so aus, daß Bernarda erleichtert aufathmen und nach oben blicken konnte, ohne auf das Unheil zu achten, welches sich ungerügt auf dem Tischtuch vollzog. Das Bürschchen sprach: „Was muß ich denn thun?"

„Ich will es Dir gleich sagen; zeig' mir Deinen Katechismus; gut, sieh hier: das sind 36 kleine Seiten; jede enthält, eine in die andere gerechnet, 6 Fragen und 6 Antworten; täglich ein halbes Stündchen ernstliches Lernen, und man kann in einem Monat den ganzen Katechismus auswendig wissen. Fühlst Du Dich willig dazu?"

Bartolino antwortete nicht; er dachte nach.

Da fiel es Bernarda ein, ihrem Sohn einen indirecten, aber überflüssigen Antrieb zu geben.

„Nicht wahr, Ehrwürden, durch das Bedienen der Messe erwirbt man sich einen Sündenerlaß?"

Da ein ihr zugeworfener Blick Priester Agostinos seine Wirkung verfehlte, antwortete er kaum hörbar „ja".

„Bitte, sagen Sie ihm, wie viel Tage Ablaß für das Jenseits derjenige erlangen kann, welcher eine Messe bedient hat."

„Viele," bestätigt der Priester; damit aber das angestammte Blut dem kleinen Sünder nicht etwa eine arge Ketzerei in den Mund lege, setzte er eilig hinzu: „Bartolino kann Ablaß für's Fegefeuer und Bonbons auf

Erden gewinnen. Es wird Pfefferminz-, Gewürznelken- und Rosenbonbons, Bonbons aller Art geben."

Bartolino begriff nicht recht, und der heilige Mann gab ihm die nöthige Erläuterung, indem er ihm feierlich einen Bonbon für jede drei auswendig gelernten Fragen und Antworten des Katechismus versprach. Bartolino dürfe sich nach Belieben bei ihm einfinden, um die Lection aufzusagen und nach seiner Wahl Nelke, Rose oder Pfefferminz einzulösen.

Diese Auseinandersetzung wurde augenblicklich verstanden; so daß Bartolino, nachdem er den Katechismus zur Hand genommen und einen Blick hinein geworfen hatte, sofort in einem Athem hersagen konnte: „Bist Du ein Christ?" „Ja, ich bin ein Christ durch die Gnade Gottes." „Wann bist Du ein Christ geworden?" „Als ich die heilige Taufe empfing." „Wer ist also ein Christ?" „Ein Christ ist Derjenige, welcher die heilige Taufe empfangen hat und sich zur christlichen Lehre bekennt."

„Das sind drei!"

Weiter sagte er Nichts, aber auf dem runden, klaren Gesichtchen leuchtete die Schalkhaftigkeit.

Und nun griff Priester Agostino unbedenklich in die Tasche und zog eine Düte heraus. Die ganze Familie staunte das Wunder an.

„Willst Du Rose oder willst Du Nelke, oder Pfefferminz?" fragte voll Ernst der geistliche Herr.

„Pfefferminz, oder nein, warten Sie . . . lassen Sie mal sehen."

Bernarda war bewegt und blickte gen Himmel, Amatore, der Vater, hatte die Augen vom Tischtuch erhoben und lächelte.

„Ueberlege es Dir wohl," ermahnte Priester Agostino, „damit es Dir nachher nicht leid wird."

„Nelke," sagte Bartolino, und als er das Confect im Mund hatte versicherte er, es schmecke gut.

Dann wurde die Düte dem Ehepaar Amatore angeboten, damit auch sie kosten möchten, aber Bartolino bemerkte eilig, daß Papa und Mama Süßigkeiten nicht liebten.

„So werden sie also ganz für Dich bleiben," sagte Onkel Priester, „und wenn es nöthig ist, wird der Himmel mehr senden; ja, damit Du weißt, was Du wählen sollst, nimm auch noch diesen Rosen- und diesen Pfefferminzbonbon. Aber sei eingedenk, daß Du nicht nur die jedesmalige Aufgabe wissen mußt, sondern auch die vorhergehenden nicht vergessen darfst."

Severino kostete es Höllenpein, so lange schweigend zuzuhören. Nun benutzte er die Gelegenheit und sagte ernsthaft:

„Und merke wohl, Bartolino, Du mußt nicht nur jedes Mal für den Bonbon danken, sondern Dich auch all der vorhergehenden erinnern."

V.

Nach Tische und den ganzen Abend über war Priester Agostino in prächtiger Stimmung. Man brauchte ihn nur in das Hinterstübchen des Apothekers treten zu sehen, um zu begreifen, wie viele Niederlagen seinen Gegnern im Tarok bevorstanden. Und nicht nur diese, auch noch andere brachte er dem Fiscus, der Domänenverwaltung und dem Zollamt bei; es waren Wort-Scharmützel, worin Jeder seinen Schuß abgab, bis der siegreiche Priester sie sämmtlich zwang, sich zu ergeben.

Dazwischen erging er sich auch ein wenig in sardischen Erinnerungen, an die Pfarrei von Osilo und weiter zurück, bis in's Seminar von Sassari, bis zu den Knabenstreichen einer längst versunkenen Zeit, wo er, im Bewußtsein der nicht gelernten lateinischen Aufgabe und aus Furcht vor Hieben, das Straf-Instrument versteckte.

Es schien wirklich ein neues Leben über ihn gekommen; er war wortreich und witzig geworden, und seinen Gegnern genügte es nicht, ihm einfach zuzuhören, sie reizten ihn zum Fortfahren, wenn er sich abgeneigt zeigte, Alles herauszusagen, sie boten ihm den Zipfel zu einem neuen Schwätzchen, sobald das alte beendet war, und erinnerten ihn, sein Bier auszutrinken, wenn er einmal zu lange schwieg.

Aber die Zeit zum nach Hause Gehen kam, und der Priester aus Osilo sagte der Gesellschaft Gute Nacht. Jemand schlug vor, Ehrwürden ein Endchen zu begleiten, um ihn noch ein wenig zu genießen; aber Priester Agostino wollte nicht; er wünschte allein zu bleiben, wie sonst.

„Um den Rosenkranz zu beten," meinte der Apotheker.

„Vielleicht auch das."

„Der Abend ist windig," sprach der Fiscal-Anwalt; „hüllen Sie sich gut in den Mantel, Ehrwürden, und gehen Sie schnell."

„Ja, das will ich."

Aber als er so allein, im guten Schritt nach Haus wanderte, war es ihm, als würde er von einem Aufdringlichen festgehalten, der Gehör begehrte, und dieser Aufdringliche war ein Gedanke.

Er sprach:

„Priester Agostino, Du hast Deinen Tag wohl verbracht, brauchst Dich nicht zu beklagen; Du hast Dich an Klößen satt gegessen, und sie sind Dir gut bekommen; hast Bier getrunken, ohne daß es Dich einen Centesimo kostete; für die wenigen Soldi, um welche Du Bartolinos Bonbons erstandest, bist Du auf dem besten Wege, eine Seele zu retten; morgen wirst Du wahrscheinlich das Büchergestell bekommen, worauf Du Deine Schätze unterbringen kannst."

Also sprach jener Gedanke, und zuerst schien es, als müsse derselbe ihn auf dem Heimweg fördern; aber bei der nächsten Ecke stieß Priester Agostino auf Jemand, der noch eiliger als er zuschritt und in des

Priesters Weg einlenken wollte. Dieser blieb einen Augenblick stehen, um weder umgestoßen noch über den Haufen gerannt zu werden, und erst als der Hinderliche instinctmäßig seinen eiligen Lauf eine Strecke fortsetzte, wie um die Hast zu rechtfertigen, ging er langsamer weiter.

Der Aufdringliche verließ ihn nicht.

„Ich kenne Dich," fuhr er fort, während er ihn nach Haus begleitete; „Deine Seele ist zumeist ruhig, weil Horaz und Catull Nichts sagen, was Dich lebhaft erregt, oder aber es aus so weiter Ferne sagen, daß Du Dir einbilden kannst, sie hätten es nicht mit Dir zu thun; aber sobald in Dein eintöniges Leben ein gährendes Atom dringt, ist es um Deine Ruhe geschehen. Jetzt hast Du für eine Weile mit Dir zu thun.

Beim Tarok-Spielen hast Du Dich allerdings schweigend verhalten, weil es Dir daran lag, zu gewinnen; aber beim Bier hast Du vielleicht zu viel gesprochen. Machst Du Dir deswegen Gedanken? Rufe Dir Wort für Wort zurück, was Du gesagt, und Du wirst sehen, daß Du Dir in dieser Beziehung Nichts vorzuwerfen hast.

„Macht Bartolino Dir Kummer? Das ist ein muntrer, gesunder Bursche, der seinen Weg selbst recht gut finden wird; will er einst in's Paradies kommen, so muß er vor Allem in's Fegefeuer, wo es ihm sehr gut thun wird, wenn er sich durch den Dienst bei der Messe einen Vorrath von Ablaß gesammelt hat. Aber Du, mit Deiner ketzerischen Ader, wirst sagen, obgleich Du ein Priester bist, daß man auch ohne Bedienung der Messe und ohne vollkommenen Ablaß in's Paradies eingehen kann. Man braucht nur stets redlich zu sein, gütig gegen Andere, grausam nur gegen sich selbst, wie Du es zuweilen bist. Uebrigens darfst Du sicher sein, daß der Junge Dir in vierzehn Tagen den Katechismus aufsagt, also ist es nicht Bartolinos ewiges Seelenheil, was Dir trübe Gedanken macht. Dein Skrupel ist ein anderer.

Vielleicht könnte Jemand sagen, der Katechist sei träge gewesen, um schneller und sicherer zu gehen, habe er Pfefferminz-, Nelken- und Rosenbonbons zu Hilfe genommen, anstatt, wie Bernarda vorschlug, vom Sündenerlaß zu sprechen, anstatt die Seligkeit zu rühmen, welche die Auserwählten im Paradies erwartet. Aber Du wirst mit dem heiligen Ignatius sagen, der Zweck heilige die Mittel, und wenn Du Bartolino mit einer Todsünde, dem Zuckerwerk, und mit einer erläßlichen, der Eitelkeit, die Messe zu bedienen, eingefangen hast, so thatest Du es ja nur, damit seinem jugendlichen Alter die feste Grundlage des Katechismus nicht fehle, und weil Du gar Nichts erreicht haben würdest, hättest Du Dir in den Kopf gesetzt, es besser anzufangen."

„Ja, aber Du bist dennoch träge gewesen; hättest Du wenigstens einen Versuch gemacht!"

Eine Weile schwieg der lästige Gedanke, vielleicht in der Erwartung, Priester Agostino werde aus der Fassung kommen und den Weg in's Haus

nicht finden; der geistliche Herr hingegen ging langsam, aber unentwegt darauf zu. Es machte ihm sogar Vergnügen, daß jener Dämon sich ihm zugesselle, während er sich innerlich befriedigt fühlte; er hörte mit heiterer Seele zu und ließ sich durch dessen hämische Einflüsterungen gar nicht oder doch nur sehr wenig beirren.

„Nur immer weiter," redete er dem Dämon ergeben zu.

Der Dämon ließ sich das nicht zweimal sagen.

„Ein alter Geistlicher wie Du sollte nicht so viel Werth auf das Mittagessen, auf das Frühstück und den Kaffee legen, daß er sich mit seinem Gewissen abfindet und Bernardas Frömmigkeit schmeichelt; ein alter Geistlicher sollte nicht den Gedanken nähren, welchen Severino Amatore sich in den Kopf gesetzt hat, daß Du reich und geizig seiest; und endlich sollte ein alter Geistlicher die Wahrheit nicht in der Hoffnung sagen, daß sie für eine Lüge gehalten werde, wie Du, wenn Du Dich für blutarm erklärst. Denke darüber nach und antworte."

Priester Agostino dachte nach, bis er das Haus erreicht hatte. Angesichts der heimischen Thür gab er diese Antwort:

„Ueber fünfzig Jahre ist es nun, daß Du mich mit Deinen Anklagen heimsuchst; Du hast mich zu einem kreuzunglücklichen Seminaristen gemacht, indem Du mir ein ungesundes Ideal von Tugend und Religiosität einpflanztest; Du hast einen elenden Priester aus mir gemacht, indem Du mein Gewissen mit Bedenklichkeiten erfülltest; als die Zeit da war, mich der Fülle einer kräftigen Natur zu erfreuen, zwangst Du mich im Namen des Priesterthums, der schwächste der Menschen zu sein; Du raubtest mir alle Herzensneigungen, die Freundschaft mit einbegriffen, von welcher die heiligen Schriften nicht reden; wohl aber offenbartest Du mir zu um so größerer Qual die Liebe, von der die heiligen Schriften voll sind. Du schufest mir bittere Seelennoth, indem Du mir durch den Mund des heiligen Augustin von einem liebereichen Gott, durch den Mund des heiligen Hieronymus von einem strafenden Gott sprachst. Wenn ich am Rand der ewigen Verdammniß gewesen bin, so warst Du es, der mich dahin trieb. Du erschienst mir in Gestalt eines Schutzengels, und ich hielt Dich eine Weile dafür — jetzt kenne ich Dich schon lange. Du bist das Wüthen gegen die Natur, die fromme Selbstquälerei, Du bist die Gewissensangst und Reue; Du bist Alles, was vergeblich und nutzlos ist und wofür es keinen Namen giebt, was aber die Seele zermartert. Laß mich in Ruhe, böser Geist. Indem ich Mensch bleibe, weiß ich, daß ich mich gegen Niemand versündige, weder gegen die Menschen noch gegen Gott, vor den ich wieder hintreten werde mit all meinen Schwächen, wie er sie mir gegeben hat, auf daß er über den Gebrauch richte, den ich davon gemacht. Und soll der arme Priester in einem andern Leben dafür büßen, so wird er muthig dulden, wie er bisher gethan.

Hier beeilte er seinen Schritt und trat in's Haus. Auf der Treppe sah er einen Anderen langsam, schwer athmend hinaufsteigen.

Es war der Mitbewohner aus dem dritten Stock.

Nach Aussage der Pförtnerin, die es für eine Gewissenspflicht ansah, dem Nächsten die gehörige Auskunft zu geben, hatte dieser Miether triftige Gründe, um schweigsam zu sein, und der Hauptgrund war wohl, daß ihm das Sprechen sehr schwer wurde. Er war nicht gerade stumm, wobei er sich wenigstens durch Zeichen hätte verständlich machen können, aber in einer Krankheit, welche ihn vor einem Jahr befiel, hatte ihm die Sprache den Dienst versagt, und jetzt erst erlangte er sie nach und nach wieder. Auch mußte, der Pförtnerin zufolge, seine Wiederherstellung nur langsam fortschreiten, sonst hätte er wohl etwas mehr über die Lippen gebracht als „Danke, es geht mir leidlich."

Immer nach Aussage der Pförtnerin, war der Miether im dritten Stock den ganzen Tag über mutterseelenallein und auch Nachts.

Selten suchte ihn Jemand auf; aber alle Morgen kam früh die Aufwärterin, um seine geräumige und schöne Wohnung in Ordnung zu bringen; es war die, welche Doctor Achini seligen Andenkens bis an sein Ende inne gehabt hatte, und wohin von 3 bis 4 Uhr dessen arme Patienten kamen. Die Erben waren aus der Brianza herbeigeeilt, um den Verstorbenen zu beerdigen, und hatten sich wieder entfernt, nachdem sie das Glück gehabt, die möblirte Wohnung an Professor Giorgio zu vermiethen. Diese Brianzer Erben mußten, nach der Meinung, welche die Pförtnerin bei allen Miethern zu verbreiten suchte, filzige und herzlose Leute sein, denn sie hatten nicht einmal das Bett des armen Verstorbenen verschont; sie hatten die Matratzen oberflächlich aufpolstern lassen, ein Verzeichniß der Möbel, des Küchengeräths, der Teller, der Gläser, der Wäsche aufgenommen und hatten vor der Abreise der Pförtnerin kein Trinkgeld gegeben, wie es doch in jedem civilisirten Lande Brauch ist. Der Professor bezahlte monatweise; aber die Erben Achini hatten die Wohnung bis Michaelis inne.

Alle diese, von der Pförtnerin mit Mühe gesammelten Einzelheiten waren der Signora Bernarda überliefert worden, die sie eines Tages bei der Mahlzeit sämmtlich vor ihren Tischgenossen ausgeschüttet hatte.

Dessen gedachte Priester Agostino, als er so die Treppe hinter dem schwer athmenden Professor Giorgio hinaufstieg, dem in seinem dritten Stock Niemand mit wohlwollendem Gesicht entgegenkam, um ihm in seinem Zimmer das Licht anzuzünden, wie es die Signora Bernarda im vierten Stock that; und der die öden Räume mit Gott weiß welchen trostlosen Gedanken durchschreiten, und vielleicht nachdem er sich in's Bett gelegt, mit der erheiternden Vorstellung einschlafen würde, daß Doctor Achini darin gestorben war.

Der geistliche Herr nahm sich vor, die Entfernung einer Treppen-

flucht inne zu halten, aus Achtung vor einem Unglück, dessen Namen er nicht einmal kannte, das ihm aber größer als jedes andere erschien. Doch nun wendete sich Professor Giorgio auf dem Treppenabsatz um und wartete, bis Priester Agostino an ihm vorbei gehen würde.

„Guten Abend," sprach der alte Herr leise.

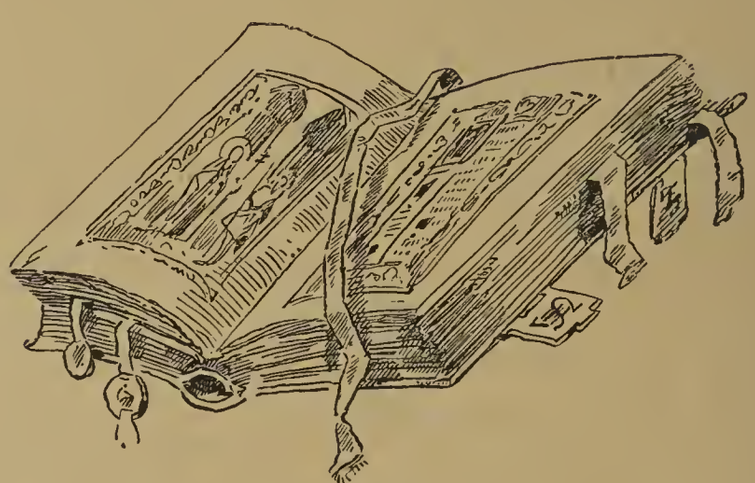
„Guten Abend," brachte der Professor etwas undeutlich heraus.

Priester Agostino bemerkte, daß der Bewohner des dritten Stockes ihm zulächelte, daß er noch jung war, daß er einen forschenden Blick hatte und sein Gesicht abgespannt aussah. Und er gab sich nicht eher zufrieden, bis er, an seiner Eingangsthür wartend, gehört hatte, daß auch der Professor eintrat und die Thür hinter sich schloß.

Bernarda zündete flink sein Licht an und verscheuchte durch ihren freundlichen Blick auch noch die wenigen düsteren Wolken, welche sich auf dem Weg und die Treppe hinauf über die Seele ihres Kostgängers gelagert hatten.

Das Uebrige that Horaz mit seiner bacchischen Ode. Kaum hatte Priester Agostino von der Amphora eine Spende alten Weines begehrt, da fühlte er schon den Schlummer nahen und löschte das Licht, um sein Gebet gesammelter zu sprechen.

(Schluß folgt.)



Eine deutsche Tafelrunde in Kopenhagen.

Von

Raphael Löwenfeld.

— Berlin. —

Dänemark hatte seine glänzendsten Tage. Durch die Verfassungsänderung vom Jahre 1660 war die Königsmacht wieder eine unbeschränkte geworden, und das Schicksal des Landes hing von den Tugenden seiner Fürsten ab. Friedrich V., der 1746 auf den Thron kam, war ein Freund der Wissenschaften und Künste; seine einheimischen Verehrer priesen das Land glücklich, das seit Erich dem Guten keinen Fürsten gehabt, der ihm an Milde, Leutseligkeit und Güte gleichgekommen wäre, und die Länder Europas sahen bewundernd zu ihm auf, denn sein Kunstsinn und seine Freigebigkeit wetteiferten mit dem Mäcenatenthum des Philosophen, der auf Preußens Throne saß. Im Hafen von Kopenhagen lag eine stattliche Flotte, die unter Friedrichs Regierung geschaffen worden war, die Stadt wurde durch ein glänzendes neues Viertel erweitert: durch die Friedrichsstadt oder Amalienburg. Die Sehenswürdigkeiten, die der Fremde bewunderte, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die nordische Hauptstadt betrat, waren unter Friedrichs Scepter entstanden: ein ausgezeichnetes Krankenhaus, ein botanischer Garten, reichhaltige Sammlungen im Dienste der Naturwissenschaften, die Kunstakademie. Oper und Schauspiel, die unter der vorigen Regierung verboten waren, ergötzten wieder die Bewohner der dänischen Residenz. Französische Trauerspiele und italienische Opern wechselten mit den Schöpfungen des dänischen Lustspieldichters Holberg, der, jetzt ein Greis, seine letzten Triumphe feierte.

Den Mittelpunkt dieses blühenden Lebens bildete der Hof. Hervorragende Adelsfamilien bewegten sich um diesen Mittelpunkt, und jede von

ihnen bildete wiederum das Centrum eines Kreises von Gelehrten und Künstlern, die theils als Angestellte des Hauses, theils als Beamte des Staates thätig waren und für ihre Leistungen ein Gehalt oder königliche Ehrenpensionen erhielten.

Der erste Rath des Königs war Graf Bernstorff, ihm zur Seite stand Graf Moltke, beide nicht blos Männer von hervorragenden Geistesgaben, sondern auch von seltenen Vorzügen des Herzens. Bernstorff war der Erste, der die leibeigenen Bauern seiner Güter in Freiheit setzte und sie mit einem genügenden Eigenthum versorgte, ein Beispiel, dem dann die Krone und der übrige Adel zu folgen genöthigt war.

Trotz einer großen Arbeitslast in seinem verantwortungsvollen Amte fand Bernstorff, weil es ihm ein inneres Bedürfniß war, stets Zeit für eine ernste Beschäftigung mit Künsten und Wissenschaften. Der Einigkeit der beiden Freunde des Königs, Bernstorff und Moltke, hat die Nation, wie Helfrich Peter Sturz sich ausdrückt, „den schnellen Fortgang ihres Geschmackes zu verdanken. Klopstock, Kramer und von Berger, der Arzt — oder nenn' ich ihn lieber mit einem mir viel theureren Namen — Berger, der Freund aller leidenden Menschen, wurden sämmtlich durch Bernstorff gerufen, von ihm geliebt und von seinem König gelobt. Niebuhr ward durch seinen Schutz aufgemuntert, den Verlust seiner unglücklichen Reisegefährten durch sein bescheidenes Werk zu ersetzen. Auch wichtige Unternehmungen auswärtiger Gelehrten hat Bernstorff unterstützt, denn die Sache der Wissenschaft ist ein allgemeines Geschäft der Menschlichkeit. Er unterhielt mit den Berühmtesten einen beständigen Briefwechsel und schritt mit den Kenntnissen seines Vaterlandes fort. Unter dem Gedränge seiner täglichen Pflichten gewann er Zeit, um wichtige Werke mit der Aufmerksamkeit eines Kunstrichters zu lesen. So hat er Klopstocks „Hermann", noch eh' er gedruckt ward, geprüft und Schlegels Geschichte der Könige des Oldenburgischen Hauses im Manuscript mit eigenhändigen Anmerkungen begleitet."

Wo es galt, aufkeimende Talente zu unterstützen oder ein wissenschaftliches Unternehmen zu fördern, wußte er immer die Mittel des Staates flüssig zu machen oder gab, wenn es nöthig war, persönlich mit stets offener Hand. Das edelste Vergnügen seines Lebens war ein freundlicher, von jeder Herablassung freier Verkehr mit den geistigen Kräften, die er nach Kopenhagen gezogen hatte. Im Winter in seinem Schlosse, im Sommer in seinem Landhaus versammelte er einen glücklichen Kreis von Hausgenossen und Gelehrten um sich. Hier war er und seine Gattin der Mittelpunkt; „wir hingen an Bernstorffs Munde und labten uns mit sokratischer Weisheit," erzählt Einer von denen, die mit zur Tafelrunde gehörten. „Hier entfaltete sich sein Herz und sein Geist, der Schleier der Würde fiel nieder, und die erhabene Seele glänzte in ihrer eigenthümlichen Schönheit. Wir verließen ihn nie, ohne wärmer für die Tugend zu empfinden, ohne unterrichtet oder gebessert zu sein."

„Zu der Tafelrunde in Bernstorffs Landhaus gehörten Klopstock, der Sänger Gottes und Freund und Liebling der Musen, der rechtschaffene und geistvolle Kramer, der seine Lehre und unsträflichen Wandel mit Witz und Munterkeit und ausgebreiteten Kenntnissen vereinigt." Gerstenberg, der Dichter des Ugolino, Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote, Peter Helfrich Sturz, der in Dankbarkeit in seinen „Erinnerungen aus dem Leben des Grafen Johann Hartwig Ernst von Bernstorff" dem Staatsmanne wie dem Freunde ein ehrendes Denkmal gesetzt hat, Gottfried Benjamin Funk und der Berliner Friedrich Gabriel Resewitz, Johann Heinrich Schlegel und der große Reformator des Erziehungswesens Johann Bernhard Basedow — ein stattlicher Kreis von deutschen Dichtern und Gelehrten, geschaart um ihren Landsmann, einen der erfolg- und einflußreichsten Minister Dänemarks.

Bernstorff hatte schon in Paris, wo er als dänischer Gesandter lebte, die ersten Gesänge der Messiade kennen gelernt und lebhafte Theilnahme für den Dichter gefaßt. Als er, von seinem Gesandtenposten zurückberufen, nach Kopenhagen gereist war, wo er die Stelle eines Staatsraths bekleiden sollte, erkundigte er sich durch einen Verwandten nach den Verhältnissen des Dichters und ließ ihm schreiben, er möge sich nicht eher für die Annahme eines anderen Postens entscheiden, als er ihm Nachricht gegeben haben würde. Klopstock bemühte sich gerade um eine Lehrerstelle am Braunschweiger Carolineum. Bernstorff konnte, nachdem er sich mit Moltke berathen und den König zu gewinnen vermocht, Klopstock schreiben, daß der König von Dänemark ihm ein jährliches Gehalt von 400 Reichsthalern gratificirt habe — wie es in einem Briefe Bodmers vom 5. September 1750 heißt — damit er die Messiade mit guter Muße und ohne Distraction verfertigen könne, zugleich sei ihm ein Reisegeld geordnet worden, damit er nach Kopenhagen könne, wo er ihn vor dem Winter erwartete. In den ersten Stunden schien Herr Klopstock von dieser königlichen Gnade ganz eingenommen, hernach aber machte er die Betrachtung, daß er sich in Kopenhagen würde einschließen müssen, daß er entfernt von seinen Freunden und in der Sklaverei würde leben müssen. Er ließ schier drei Wochen vorbeigehen, ohne daß er dem Mäcen von Bernstorff antwortete.

Im nächsten Jahre war Klopstock schon in Kopenhagen. Bernstorff und Moltke bezeigten ihm die freundschaftlichste Gesinnung und stellten ihn bei Hofe vor, den er dann öfters auf das nahe gelegene Lustschloß Friedensburg begleitete. Er konnte nun ganz der Förderung seines großen Gedichts leben, das er dem Könige mit einer Widmungsode darzubringen gedachte. Für Friedrich V. hatte Klopstock eine innige Verehrung, die von der häßlichen Unterwürfigkeit eines Hofmannes vollkommen frei war. Die Zeitgenossen rühmen sogar seine freimüthige Unabhängigkeit. Klopstock ist heiter in jeder Gesellschaft — sagt der schon oft erwähnte Sturz von ihm — fließet über

von trefflichem Scherz, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichthum seiner Dichtergabe aus, spottet nie bitter, streitet bescheiden und verträgt auch Widerspruch gern. Aber ein Hofmann ist er darum nicht, wenn ich auch nur einen gefälligen unter dem Worte verstehe, der sich geschwind bei Höheren einschmeichelt. Seine Geradheit hält ihn vielmehr von der Bekanntschaft mit Vornehmeren zurück; nicht daß er Geburt und Würde nicht schätzte, aber er schätzt den Menschen noch mehr. Er forscht tiefer nach innerem Gehalt, sobald ihn Erziehung und Glanz blenden könnten; aber er fürchtet als eine Beschimpfung die kalte Herablassung des Großen.

Darum muß nach dem Verhältniß des Rangs immer ein Vornehmerer einige Schritte mehr thun, wenn ihm um Klopstocks Achtung zu thun ist."

Aber für den König hegte Klopstock wie der ganze Kreis, wie Bernstorff und Moltke, aufrichtige Achtung. Er sah in ihm einen Fürsten, der nur das Glück seines Volkes anstrebte, der als Gottes Stellvertreter sozusagen Gottes Güte nachahmt:

Welcher König, der Gott über die Könige
Mit einweihendem Blick, als er geboren ward,
Sah vom hohen Olymp, dieser wird Menschenfreund
Sein und Vater des Vaterlands

— und als einen solchen Menschenfreund und Vater des Vaterlands sieht er Friedrich V. an.

Lange sinnt er ihm nach, welch' ein Gedank' es ist:
Gott nachahmen und selbst Schöpfer des Glückes sein
Vieler Tausend, er hat eilend die Höh' erreicht
Und entschließt sich wie Gott zu sein . . .
Winkt dem stummen Verdienst, das in der Ferne steht,
Durch sein Muster gereizt, lernt es Unsterblichkeit,
Denn er wandelt allein ohne der Muse Lied
Sicheres Wegs zur Unsterblichkeit.

So spricht er den König selbst an, da „leiseren Lautes tönte die Saite von ihm"; aber da er über ihn spricht, an Bernstorff und Moltke gewandt, sagt er sie ganz, „des vollen Herzens Empfindung, wie das Herz sie empfand ohne des Zweifels versuchenden Ton,"

Daß dem Sieger bei Sorr
Julianus zum Muster zu klein, und, ein Christ zu werden
Würdig Friederich ist . . .
Wecke zu Silbertönen die Leier, die frohere, wenn sie
Skandinaviens Stolz,
Auch der Deutschen besingt. Der nennt der Menschlichkeit Ehre,
Welcher Friederich nennt.
Völker werden ihn einst den Liebenswürdigen nennen,
Und der denkende Mann
Wird mit richtendem Blick sein schönes Leben betrachten,
Keinen finden wie ihn.

Bernstorff und Klopstock am nächsten stand Kramer, der in der berühmten Ode „Wingolf" Gefeierte. Er war auf Klopstocks Empfehlung im Jahre 1754 von Bernstorff als deutscher Hofprediger des Königs nach Kopenhagen berufen und lehrte später auch Theologie an der Hochschule der Residenz. Nach Bernstorffs Hingang wurde er durch Struensees Einfluß seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen, trat aber nach der Hinrichtung des Emporkömmlings wieder in dänische Dienste, indem er in Kiel die Professur der Theologie und 1784 das Kanzleramt der Universität erhielt. Kramer gab den „Nordischen Aufseher" heraus, und an seiner Zeitschrift betheiligte sich mitarbeitend der ganze Kopenhagener Kreis. Kramer selbst stand als Gelehrter, Prediger und Dichter in außerordentlichem Ansehen, und trotz Lessings ungünstigem Urtheil haben auch seine Gedichte zu ihrer Zeit eine zündende Wirkung hervorgebracht und sich bis heute in den Gesangbüchern der Landeskirche erhalten. Seine reiche Wirksamkeit nach allen Seiten und sein lauterer Charakter haben ihm bei dem engeren Kreise in Kopenhagen und den Zeitgenossen den Beinamen „Eyegode", zu deutsch der Durchaus-Gute, eingetragen. Kramers Gut Sandholm in der Nähe der Hauptstadt bildete neben Bernstorffs Landsitz und Gerstenbergs Häuschen in Lyngbye häufig den Ort der fröhlichen Unterhaltungen der deutschen Tafelrunde. Hier in einem Gehölz lag auch das Grab, aus welchem Gerstenberg in seinem „Gedicht eines Skalden" den Geist des Sängers heraufsteigen läßt.

Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, geboren zu Tondern, war ganz vorübergehend einmal im Jahre 1761 mit dem General von Gaehler, dessen Adjutant er war, nach Kopenhagen gekommen und war dort den deutschen Kreisen nahegetreten. Als er 1763 als Beamter ganz dahin übersiedelte, wurde er mit offenen Armen empfangen als ein lang herbeigesehnter Freund und litterarischer Mitstreiter. Gerstenberg ist es, der Klopstock von der antiken Götterwelt zu der nordischen Bardenpoesie hinüberführte, denn nicht Klopstock ist der Erfinder der Barden und der nach ihnen genannten Dichtungsgattung, wie oft irrthümlich behauptet worden, sondern Gerstenberg. Er hat nicht blos auf diesen engeren Kreis mit seinen neuen, barocken Ideen eingewirkt, sondern auch in ganz Deutschland durch das kritische Organ „Briefe über Denkwürdigkeiten der Litteratur," das er in den Jahren 1766 und 1767 in Schleswig herausgab, bei Freund und Feind vorübergehend großes Aufsehen erregt. Heute lebt Gerstenberg in unserem Gedächtniß nur noch durch sein seltsames Drama „Ugolino", das in falsch verstandener Shakespeare-Nachahmung der Göttlichen Komödie einen gänzlich undramatischen Stoff entlehnt. Die furchtbare Tragödie des Verhungerns, die Lessing einen „Knochen für kritische Hunde" nannte, ist vielleicht ein Spiegelbild der traurigen Verhältnisse des Dichters, der durch eine frühzeitige Heirath, durch reichen Kindersegen und den Verlust seines Amtes in die schwerste Nothlage kam. In Lyngbye, einem Dorfe

in anmuthigster Gegend, eine Meile von Kopenhagen entfernt, in der Nähe des Thiergartens und des Gutes Bernstorff, wohnte Gerstenberg mit seiner liebenswürdigen Gattin in einer bescheidenen Hütte. Wenn die Freunde bei ihm waren, sang ihnen das bewirthende Paar am Klavier „holde Wechselgesänge".

Vorübergehend traten auch Matthias Claudius und Basedow diesem Kreise näher, Claudius auf die kurze Zeit eines Jahres (1764—1765), Basedow als Gast aus dem nahen Soroe. Mathias Claudius hatte kurz nach Vollendung seiner Studien eine Sekretärstelle bei dem Grafen Holstein angenommen. Die Familie Holstein gehörte zu den ältesten im Lande, aber nur wenige von den bevorzugten Adeligen glichen an vornehmer Gesinnung dem Grafen Bernstorff. Matthias Claudius' Herr scheint von hochfahrender Art gewesen zu sein, und das verleidete dem bescheidenen, etwas scheuen Manne den Aufenthalt. Graf Holstein hatte ihm eine Stellung im Staatsdienste in Aussicht gestellt, aber Claudius verzichtete darauf und kehrte im Sommer 1765 wieder in seine holsteinische Heimat zurück. Das Glück aber hatte ihn auch mit der Bernstorffschen Tafelrunde zusammengeführt, und Klopstock, Kramer und Gerstenberg hatten nicht blos auf die Entwickelung seines dichterischen Talents Einfluß gewonnen, sondern blieben in persönlichen Beziehungen mit ihm auf lange Jahre des Lebens.

Basedow genoß die Freundschaft Bernstorffs, obgleich der Minister nicht ganz mit seinen Anschauungen übereinstimmte. Er hatte soeben, neunundzwanzigjährig, in Kiel die Magisterwürde erworben, als ihm schon die Professur der Moral und schönen Wissenschaften an der Ritterakademie in Soroe übertragen wurde. Von hier kam er öfter nach der Hauptstadt hinüber und erfreute sich des Umgangs der gelehrten Tafelrunde und der Gunst des einflußreichen Ministers.

Johann Heinrich Schlegel, der Bruder des Dramatikers Johann Elias und des Kritikers Johann Adolf, war in Kopenhagen Bibliothekar, Königlicher Historiograph, Justizrath und Professor der Geschichte. Er beschäftigte sich auch hauptsächlich mit der Vergangenheit der dänischen Lande und stand bei Hofe in außerordentlichem Ansehen. Wie sehr ihn der Minister schätzte, beweist, was wir schon oben Sturz nacherzählt haben, daß Bernstorff Schlegels „Geschichte der Könige Dänemarks aus dem Oldenburgischen Hause" im Manuscript mit eigenhändigen Anmerkungen versah.

Resewitz verlebte fast volle zwei Jahrzehnte in Kopenhagen. Er war 1767, nachdem er die „Sammlung einiger Predigten" herausgegeben hatte, als Prediger an die deutsche Sanct Petri-Kirche berufen worden. Hier ordnete er im Verein mit seinem Amtsgenossen Balthasar Münther, der als geistlicher Liederdichter und durch die Bekehrungsgeschichte Struensees bekannt ist, das Schul- und Armenwesen der Petrigemeinde. Seine Erfolge auf diesem Gebiet und seine Schrift über die Versorgung der

Armen, die 1769 in Kopenhagen erschien, veranlaßten den Nachfolger Friedrichs V., ihm die Leitung des gesammten Armenwesens Kopenhagens zu übertragen. Neben seinem Predigtamt hatte er auch die Lehrkanzel der Theologie an der Universität inne. Ob Abneigung oder Mangel an Zeit ihn dazu veranlaßte — auf der Kanzel ließ er sich meist durch einen Studenten der Theologie vertreten; auf dem Lehrstuhle indessen erschien er mit besonderer Vorliebe und las mit ausgezeichnetem Eifer.

Gottfried Benedict Funk, ein Geistesverwandter Kramers, Resewitzens und Basedows, lebte in der dänischen Hauptstadt von 1756—1769. Während er noch in der Wahl seiner Studien zwischen der Theologie, der Jurisprudenz, der Philologie und Philosophie, wie Faust, umherschwankte, erhielt er von Kramer eine Einladung nach Kopenhagen. Er sollte in Kramers Familie Lehrer und Erzieher sein und zugleich das aufgegebene theologische Studium unter seiner Leitung wieder aufnehmen. Kramer machte ihm auch Aussicht, seine Versorgung in Dänemark im geistlichen oder weltlichen Stande zu bewirken. Funks Hauptbedeutung besteht in seiner praktischen Wirksamkeit, in seinem großen pädagogischen Geschick, der Milde seines Wesens, in seiner väterlichen, aufopfernden Fürsorge für die ihm anvertrauten Zöglinge. So sehr er auch gründliche und vielseitige Kenntnisse schätzte, legte er doch noch größeren Werth auf den Charakter und den äußeren Wandel. Auch als Dichter von Kirchenliedern hat er sich bekannt gemacht, und an Kramers „Nordischem Aufseher" nahm er einigen Antheil.

Eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten der deutschen Tafelrunde in Kopenhagen war Helfrich Peter Sturz, ein Mann von ungewöhnlichen Sprachkenntnissen und ein Stilist, der damals in Deutschland nur von Lessing übertroffen wurde. Er machte zufällig im Jahre 1762 die Bekanntschaft Bernstorffs; in einem halben Jahre sprach und schrieb er dänisch. Bernstorff zog ihn, da er seine Fähigkeiten erkannte, als Privatsekretär in seine Nähe und förderte ihn auch in seiner ferneren Laufbahn im dänischen Staatsdienste. Sturz stand Klopstock am nächsten. In sieben Jahren, unvergeßlichen Jahren, wie er selbst sagt, verflossen nur wenige Tage, an welchen sich die Freunde nicht sahen. Sie förderten sich in ihrer geistigen Arbeit und theilten ihre Vergnügungen. Sturz war es, dem wir einen mehr als flüchtigen Einblick in den Kopenhagener Kreis verdanken.

In seiner Lebensbeschreibung Bernstorffs und in einem Briefe über Klopstock schildert er Art und Gesinnung dieser ernsten und doch so harmlosen Männer.

An den Abenden waren es die Gespräche um Bernstorffs Tisch oder abwechselnd in Kramers oder Gerstenbergs Häuslichkeit, welche die Freunde in geistiger Anregung zusammen hielten; am Tage sommerliche Ausflüge in die herrliche Umgegend Kopenhagens und winterliche Streifzüge über die

endlosen Eisflächen des Sunds. Männer und Frauen, Kinder und Diener — Alles mußte die Ausflüge auf das Land mitmachen. Unwegsame Orte, finstere, schauervolle Gebüsche, einsame, unbewanderte Pfade wurden aufgesucht, jeder Hügel wurde erklettert, jede Aussicht erspäht, bis sich der ganze Kreis endlich unter schattigen Eichen lagerte und an den Spielen der Kinder ergötzte, ja nicht selten auch an ihnen theilnahm. Oft zeigte Klopstock einen fernen Baum: „Dorthin", rief er, „aber geradezu!" — „Wir werden auf Morast und Gräben treffen." — „Ei, Bedächtiger, so bauen wir Brücken." Und so wurden Aeste gehauen; „wir rückten," erzählt Sturz, „mit Faschinen beladen als Belagerer fort, sicherten den Weg und erreichten das Ziel." Wenn Klopstock so an der Spitze einer Schaar Knaben einherzog, nannte man ihn den Mann von Hameln.

Aber die froheste Zeit für den Kreis war

„Wenn der Nachthauch glänzt auf dem stehenden Strom".

Klopstock predigte den Eislauf mit der Salbung eines Heidenbekehrers, und er wirkte Wunder auf seine Umgebung. Ihm waren um Kopenhagen alle kleinen Wassersammlungen bekannt, und er liebte sie nach der Ordnung, in welcher sie früher oder später zufroren. Eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Festnacht der Götter:

„Nur ein Gesetz: wir verließen nicht eh' den Strom,
Bis der Mond am Himmel sinkt."

Niemand durfte das Gesetz übertreten, denn Klopstocks Begeisterung für die Kunst Tialfs ertheilte ihm ein Hohngelächter, eine scharfe Rüge. Die Holländer schätzte Klopstock so hoch, weil sie ihre Tyrannen verjagten und — weil sie die besten Eisläufer sind.

Die Heiterkeit, die den Kreis beherrschte, stand mit ernster Arbeit im schönsten Bunde. Denn die Zeit der deutschen Tafelrunde in Kopenhagen ist, wie wir wissen, nicht nur nicht unfruchtbar geblieben für das deutsche Schriftthum, sondern reich an Anregungen und Fortschritten gewesen, die umgestaltend auf unsere Litteratur eingewirkt haben. Hier ward der Messias abgeschlossen, hier der Kampf für Shakespeare mitgekämpft, hier die Lyrik des Wandsbecker Boten erweckt, hier der Keim gelegt für die Umgestaltung unseres Erziehungswesens, hier mit der Aufhebung der Leibeigenschaft die erste Frucht von dem Baume der Aufklärung gepflückt in einer Zeit, da der französisch gebildete König auf Preußens Throne die fruchtbaren Keime noch nicht erkannte, welche ein halbes Jahrhundert später die Blüthe unserer Litteratur gezeitigt haben.

Arbeitslos.

Von

Hugo Böttger.

— Steglitz bei Berlin. —

Jemehr unsere Volkswirthschaft den Weltmarktschwankungen ausgesetzt worden ist und die Fortschritte der Technik und des Verkehrs die Gewerbe revolutioniren und umgestalten, um so schärfer und häufiger wird über den heutigen Arbeiter die Geißel der Arbeitslosigkeit geschwungen. Niemand weiß, ob er noch am nächsten Tage Stelle und Brot hat, von Fabrik zu Fabrik, von Werkstatt zu Werkstatt wandern die Tausende der Arbeitslosen, um ihre starken Arme und ihren guten Willen anzubieten, zu schaffen und zu wirken um jeden Preis. Ein kurzes abweisendes Wort, und die Reise geht fort in die düstere Ungewißheit. In unserer Socialpolitik ist darum zur Zeit das Problem der Arbeitslosigkeit das dringendste, die Parteien haben es aufgegriffen, die Volkswirthe durchforscht, und soeben hat auch die Statistik ihre Scherflein zur Lösung der Frage beigetragen. Da dürfte ein Rückblick auf das, was Theorie und Praxis bisher auf dem Felde der Bekämpfung der Arbeitslosennoth geleistet haben, an der Zeit sein. Noch Manches muß sich freilich in den Anschauungen und Vorschlägen klären, ehe aus ihnen die That, die segenspendende Lösung der schweren öffentlichen Sorge geboren werden kann.

Die deutsche Socialstatistik darf sich einer guten That rühmen, sie hat im Jahre 1895 zweimal, im Sommer bei Gelegenheit der Berufszählung und im Winter bei Gelegenheit der Volkszählung, einen ziffernmäßigen Ausdruck der Mißstände und Noth gefunden, welche das Wort Arbeitslosigkeit in sich birgt. Das hat bisher kein Staat zu Stande gebracht, und so ist es natürlich, daß die auf diesem Wege gewonnenen

Zahlen zur Grundlage für die Untersuchungen und Anregungen genommen werden, welche sich an das Problem der Arbeitslosigkeit knüpfen. Es ist weiter auch begreiflich, daß man aus ihnen Beweismittel und Schlüsse für die socialpolitischen Aufgaben auf diesem Gebiete, für die Bekämpfung, Einschränkung oder Milderung der Gefahren und Schrecken der Arbeitslosigkeit schöpft. Freilich nimmt keine Partei unbesehen oder kritiklos die neuen Zahlen auf, und Niemand darf auf Grund dieses Beweismaterials völlige Infallibilität für seine Folgerungen in Anspruch nehmen; im Allgemeinen dürften zunächst sowohl die bei der Berufszählung vom 14. Juni 1895 als auch die bei der Volkszählung vom 2. December 1895 erhaltenen Ziffern der Arbeitslosen zu groß sein, haben sich doch nicht nur Arbeiter, sondern auch Arbeitgeber, die ihren bisherigen Beruf aufgegeben hatten, eine neue Stellung suchten und zur Zeit der Erhebung noch Nichts gefunden hatten, als arbeitslos eingetragen. Auch viele zum Militär Eingezogenen haben sich als arbeitslos betrachtet, schließlich haben in der Statistik auch solche Unterschlupf gefunden, die zwar ohne Arbeit waren, denen aber auch die Arbeit überhaupt „Geschmackssache" ist, nämlich die sozusagen berufsmäßig Arbeitsscheuen: die Bettler, Vagabonden, Prostituirten und ihr unsauberes Gefolge. Daß alle diese verschiedenartigen Bestandtheile sich nicht schlechtweg als Arbeiter ohne Arbeit bezeichnen lassen, daß auch die Arbeitsunfähigen, Kranken und Invaliden, die ebenfalls oft in die Rubriken aufgenommen worden sind, nicht als Arbeitslose gelten können, liegt auf der Hand, und wenn auch hier und da im Wege von Nachprüfungen, so in Hamburg, Straßburg, Stuttgart, Berichtigungen vorgenommen worden sind, so ist es doch klar, daß die Gesammtergebnisse vielleicht als Maximalzahlen, aber nicht als völlig untrügliche Photogramme der wirklichen deutschen Arbeitslosigkeit behandelt werden können. Das mindert in den Augen derjenigen, welche überhaupt die Relativität aller Statistik voraussetzen, den Werth der Ergebnisse nur wenig und läßt auch sehr wohl einige vorsichtige social-politische Schlüsse, namentlich in Hinsicht auf die Frage zu, ob und wie es möglich sei, im Wege der allgemeinen Versicherung der Arbeiter diese gegen die Noth der Arbeitslosigkeit zu schützen.

Nachdem unsere Arbeiter gegen Unfall und Krankheit, gegen die Folgen der Invalidität und des Alters durch die staatliche Arbeiterversicherung geschützt und solche Erfolge erzielt wurden, welche immer mehr auch die radicalsten Arbeiterfreunde von der Brauchbarkeit und Nützlichkeit der Zwangs-Arbeiterversicherung überzeugen, ist es natürlich, daß neben dem Ausbau jener Gesetzgebung nach der praktischen Verbesserung auch bei vielen Socialpolitikern die Erweiterung der Staatsfürsorge auf alle die Gebiete des menschlichen Lebens angestrebt wird, wo die moderne Entwickelung den Arbeiter ohne sein Verschulden in Bedrängniß bringt. Das sind gewiß edle und hohe Ziele, und wir möchten diese Ideale in unserer

Politik um keinen Preis missen, da sie der nüchternen Tagesarbeit Schwungkraft und immer frische jugendliche Elasticität gewähren, nur wird man auch im gleichen Maße Nüchternheit und Klarheit bei der Prüfung der Mittel und der Leistungsfähigkeit menschlicher Einrichtungen wünschen, damit einmal den Illusionen keine unbarmherzigen Fehlschläge folgen und damit zum Zweiten unserer nationalen Arbeit nicht unnütze Opfer zugemuthet werden, die ihnen zur praktischen Mitarbeit an der Socialpolitik die Freude verderben und sie im Kampfe gegen die Concurrenz des Auslandes schwächen. Auch hierauf hin will die neue Arbeitslosen-Statistik unbefangen angeschaut und geprüft sein.

Was sagt nun mit ihren Vorzügen und Schwächen, so wie sie liegt und steht, jene Statistik? Es waren danach am 14. Juni 1895 arbeitslos: 299352, am 2. December desselben Jahres: 771005 Personen. Zieht man die wegen Krankheit Arbeitslosen ab, für die ja bis zu einem gewissen Grade schon durch Reichsgesetzgebung gesorgt wird, so bleiben für den Sommer 179004 (132737 männliche, 46267 weibliche), für den Winter 533640 (400017 männliche, 153623 weibliche) eigentliche Arbeitslose übrig, oder bei einer Arbeiterbevölkerung von etwa 16 Millionen 1,11 % bezw. 3,40 % der gesammten deutschen Arbeiterschaft. Im Winter war also demnach die Arbeitslosigkeit dreimal so groß wie im Sommer. Das ist durchaus erklärlich, wenn man berücksichtigt, wie sehr Land- und Forstwirthschaft die Gewinnung der Erde- und Thonproducte, die Schifffahrt und Fischerei, das Baugewerbe von Frost und Unwetter im Winter in der Bethätigung der Kräfte beschränkt werden und daß daher in diesen und verwandten Berufen schon ein Unterschied von $3\frac{1}{2}$ Hunderttausend Arbeitslosen im Sommer und Winter in Rechnung tritt. Es ergiebt sich also aus dieser Thatsache der einfache Schluß, daß zu gewissen Jahreszeiten ganz besonders starke Anforderungen an die Kassen einer Arbeitslosenversicherung herantreten müßten.

Sind demnach viele Arbeiter in der Ausübung ihres Berufes vom Wetter abhängig, so sprechen doch noch manche andere Umstände sehr bedeutend mit, um zu bewirken, daß gewisse Erwerbsarten mehr als andere der unfreiwilligen Unterbrechung ihrer Thätigkeit ausgesetzt sind. Professor Schanz hat sich das Verdienst erworben*), durch ein Vergleichen der Zahlen der eigentlichen Beschäftigungslosen mit denen der Arbeiter der einzelnen Berufe festzustellen, welche Berufe im Durchschnitt des ganzen Jahres besonders unter der Arbeitslosigkeit zu leiden haben, er hat dabei fünf Gruppen der mehr oder minder stark zur zeitweiligen Erwerbslosigkeit verurtheilten Arbeiter gebildet und damit den ersten Grundstein zu dem nothwendigen Aufbau von Gefahrenklassen in der Arbeitslosenversicherung

*) Neue Beiträge zur Frage der Arbeitslosenversicherung von Dr. G. Schanz, Berlin 1897.

gelegt. Die erste Gruppe umfaßt hiernach Berufe, welche durchschnittlich weniger als 1% Arbeitslose hatten, ihr gehörten 15,9% aller Arbeitnehmer an und zwar vor Allem die im Staats- und Gemeindedienst beschäftigten Lehrer, ferner Journalisten, die Lohnarbeiter des Bergbaues, des Hüttengewerbes, der Salzgewinnung, verschiedene Zweige der Textil-, Eisen-, Farben-, Glas-, Tabak- und Papierindustrie. Zur zweiten Gruppe, mit 1—2% Arbeitslosen im Jahre, welcher 5,44% aller Arbeitnehmer angehören, rechnen die Arbeiter der Land- und Forstwirthschaft, die Dienstboten, Schuhmacher, Gerber, Grobschmiede, die Arbeiter der Maschinenfabriken, Eisengießerei, Tuchmacher, Färber, Posamentiere, der Steinbrüche, Kalk-, Cement-, Gyps-, Porzellan-, Speditionsgeschäfte, Bürsten- und Korbmacher. Dann kommt als dritte Gruppe diejenige, welche mit 2—3% Arbeitslosen im Jahre 14,2% aller Arbeitnehmer umfaßt. Zu ihr steuern der Waaren- und Productenhandel, das Fracht- und Rollfuhrgewerbe, das Wirthschaftsgewerbe, die Tischler, Schlosser, Klempner, Drechsler, Glaser, Schneider und Schneiderinnen, Buchbinder, Buchdrucker, Braugewerbe, Böttcherei, Uhrmacher, Hutmacher 2c. In der vierten Gruppe, 3—5% Arbeitslose im Jahr, sind 8,6% aller Arbeitnehmer vereinigt und zwar die Bauunternehmer, Steinmetzen und Steinhauer, die Arbeiter der Ziegeleien und Thonröhrenfabriken, der Töpferei, der Gärtnerei, die Bäcker, Fleischer, die Näherinnen, die Arbeiter der Wäsche- und Kleiderfabrikation, der Kürschnerei, der Sattlerei, die Wäscher- und Plätterinnen, die Barbiere, Friseure, die Kupferschmiede und die Schiffsbauer. Die fünfte Gruppe, mit über 5% Arbeitslosen, zeigt den schärfsten Typus der Arbeitslosigkeit; sie enthält 6,9% aller Arbeitnehmer und zwar das Hilfsgewerbe des Handels, die Fabrikarbeiter, Gesellen und Gehilfen ohne nähere Bezeichnung, also wohl meist ungelernte Tagelöhner, ferner die Putzmacherinnen, die Kleiderreiniger, Schreiber, Ofensetzer, das Baugewerbe, Tapezirer, Maler, Bildhauer, die Schiffer und Fischer. Es ergiebt sich aus dieser Zusammenstellung als zweiter Schluß, daß je nachdem das betreffende Gewerbe den Conjuncturen ausgesetzt, überfüllt ist oder zu einer der Zersetzung anheimgefallenen Handwerksart gehört, in ihm die Gefahr der Erwerbslosigkeit für den abhängigen Lohnarbeiter größer oder geringer ist, daß man im Falle der Versicherung also verschiedene Risikenabstufungen einführen müßte, wollte man nicht die gesunden Gewerbearten ungerecht behandeln und übermäßig belasten. Zu beachten ist jedoch bei diesen Ziffern besonders die vielfache Unzuverlässigkeit der Angaben der Arbeitslosen in Bezug auf den Beruf, dem sie angehören wollen. Viele haben nachgewiesenermaßen, obwohl sie längst zu einer anderen Beschäftigung übergegangen waren, das erlernte Gewerbe angegeben, wiederum hatten manche die Nebenbeschäftigung als Hauptgewerbe bezeichnet oder das für ihr Gewerbe erklärt, was ihnen für den Augenblick vor der eingetretenen Arbeitslosigkeit den Lebensunterhalt gewährte.

Aber noch weit unsicherer werden die Daten, die in Bezug auf die Dauer der Arbeitslosigkeit aus den statistischen Erhebungen gewonnen worden sind, und gerade diese sind für die Pläne einer Versicherung gegen Arbeitslosigkeit von der größten Bedeutung, denn erst sie würden in Gemeinschaft mit den Risikenklassen Auskunft über die Frage geben, welche Opfer den verschiedenen Klassen je nach der wahrscheinlichen Dauer der Arbeitslosigkeit ihrer Angehörigen zuzumuthen sind. Man hat ja bei der Zählung nur danach fragen können, seit wie lange der einzelne Arbeiter ohne Beschäftigung war, aber nicht, wie lange noch nach dem Zähltage die Arbeitslosigkeit angehalten hat. Ebensowenig erfuhr man, wer schon einmal während des Zählungsjahres außer der Arbeitslosigkeit in jener Zeit um den 24. Juni und 2. December herum arbeitslos war. Schanz bildet nun aus den Angaben über die Dauer der Arbeitslosigkeit zwei Gruppen. Es waren arbeitslos

Tage	14. Juni	2. December
1—28:	79016 = 55%	339766 = 66,4%
29 und darüber:	64654 = 45%	171861 = 33,6%
	143670 = 100%	511627 = 100%.

Danach wäre also weit mehr als die Hälfte aller Arbeitslosen nicht über 28 Tage ohne Arbeit gewesen, ja am 2. December übertraf die Zahl derer, die nicht über 28 Tage arbeitslos waren, jene, die längere Arbeitslosigkeit hatten, fast um das Doppelte. Der Werth dieser Angaben ist, wie gesagt, nur gering, sie können nur insofern das sociale Problem beleuchten, als sie den dritten Schluß ergeben, daß eine starke Verschiedenheit der Dauer der Arbeitslosigkeit für die einzelnen Gewerbe besteht und demgemäß die Verschiedenheit in den Beiträgen zur Versicherung je nach dem Berufe des Versichernden ihren Ausdruck finden müßte.

Sodann verdient die Frage eine Beachtung, welcher Antheil der Arbeitslosen auf die großen Städte, auf die mittleren und auf die kleineren Gemeinden mit Einschluß des platten Landes entfällt. Hierüber ertheilt folgende Tabelle Aufschluß:

	Auf 1000 Einwohner in nebenstehenden Ortskategorien kommen eigentliche Arbeitslose		Auf 1000 Arbeitnehmer eigentliche Arbeitslose	
	14. Juni	2. Dec.	14. Juni	2. Dec.
Großstädte (100000 Einwohner und mehr):	11,2	16,9	33,8	50,5
Gemeinden von 10000—100000 Einwohnern:	4,5	10,7	7,6	33,2*)
Gemeinden unter 10000 Einwohnern:	1,7	9,6		

*) Die reichsstatistische Veröffentlichung giebt keine getrennten Daten für die mittleren und kleinen Gemeinden in Bezug auf das Verhältniß der Zahl der Arbeitslosen zur Zahl der Arbeiter.

Hiernach sind in den Großstädten unter 1000 Arbeitern im Sommer 34, im Winter 50, in den übrigen Gemeinden 8 im Sommer, 33 im Winter arbeitslos. Nimmt man die Zahlen der Arbeitslosen ohne Rücksicht auf ihr Verhältniß zu der Arbeiter- und Einwohnerzahl, so erhält man natürlich ein für das Land ungünstigeres Bild, da ja mehr als zweimal soviel Personen in den Gemeinden mit weniger als 10000 Einwohnern als in den mittleren und großen Städten wohnen.

	Arbeitslose	
	14. Juni	2. December
Großstädte (100000 Einwohner und mehr)	78911	116801
Gemeinden von 10000—100000 Einwohnern	38624	88349
Gemeinden unter 10000 Einwohnern	61469	348490

In Berlin und Hamburg giebt es so viele Arbeitslose, daß man daraus eine ansehnliche Stadt bilden könnte und die Arbeitslosen sämmtlicher 28 Großstädte reichen im Winter aus, um selbst wieder eine Großstadt zu füllen. Aus der Verschiedenartigkeit der Arbeitslosigkeit auf dem Lande und in den Großstädten ergiebt sich der vierte Schluß, daß eine gerechte Lastenvertheilung zwischen Stadt und Land bei der Versicherung, falls sie von Reichs wegen unternommen werden sollte, großen Schwierigkeiten begegnet. Von den übrigen statistischen Angaben interessirt noch die über den Civilstand sämmtlicher Arbeitslosen. Es waren:

	14. Juni	2. December
ledig	177781 = 50,39%	309177 = 51,77%
verheirathet	99810 = 33,34%	306594 = 39,77%
verwittwet oder geschieden	21761 = 7,27%	65234 = 8,46%

Der größte Theil der Arbeitslosen war sonach sowohl im Sommer als auch im Winter ledig.

Schanz beantwortet die Frage: Was bieten uns die neuen Zahlen für eine etwaige Versicherung gegen Arbeitslosigkeit? kurz dahin: die zwei Zählungen ergaben 179004 und 55364 eigentliche Arbeitslose, das sind durchschnittlich 366322. Nimmt man an, daß dieser Durchschnitt ungefähr der mittleren Jahresarbeitslosigkeit entspreche, daß also an jedem Tage im Jahre diese Anzahl von Arbeitslosen in Deutschland vorhanden sei, setzt man weiter voraus, daß im Wege der Versicherung jedem Arbeitslosen für den Tag mindestens 1 Mark zu verabreichen sei, so wäre der Gesammtaufwand 366322 × 365 = 133707530 Mark oder rund 134 Millionen Mark. Am 14. Juni 1895 waren nach Abzug der Arbeitslosen 15780349 Arbeiter vorhanden. Auf einen Arbeitnehmer treffen also 8,47 Mark oder pro Woche rund 16 Pfennige. Kommen nun auch noch annähernd 15 Millionen Mark Verwaltungskosten für eine staatliche Arbeitslosenversicherung hinzu, so sieht man von vornherein, daß an und für sich eine Versicherung gegen Arbeitslosigkeit nicht an den hohen Kosten scheitern würde, zumal da auch noch außer dem Arbeiter der Arbeit-

geber und die Allgemeinheit, der Staat mit Zuschüssen einspringen würden. Mit 30 Pfennig Wochenbetrag auf den Kopf eines Arbeiters läßt sich also die Versicherung finanziell sehr wohl decken. Liegen also Bedenken gegen eine Staatsarbeitslosenversicherung vor, so sind sie nicht eigentlich finanzieller Natur, sie müssen vielmehr auf eine andere Weise begründet werden.

Zunächst wird sich da allerdings die Frage aufdrängen: Besteht überhaupt ein Bedürfniß, daß die Gesetzgebung zur Abwendung der in Folge von Arbeitslosigkeit entstandenen Noth in Anspruch genommen wird? Mag auch in manchen Fällen eigene Schuld des Arbeiters vorliegen, wenn er außer Stellung kommt, sei es, daß er unbotmäßig oder den Anforderungen nicht gewachsen war, also nicht genügend gelernt hatte, im Großen und Ganzen wird, von den Vagabunden abgesehen, der Arbeiter nicht die Arbeitslosigkeit, die ihn harten Entbehrungen, dem Bettel oder der öffentlichen Armenpflege aussetzt, aufsuchen oder auch nur wünschen. In den meisten Fällen lag es nicht in seiner Macht, das Unheil der Entlassung abzuwenden, aber auch der Arbeitgeber ist meist von einem unmittelbaren Verschulden frei, auch er sieht sich einer vis major gegenüber. Daß gewisse Berufe, wie die Landwirthschaft, die Schifffahrt, das Baugewerbe 2c. Saisongewerbe und von der Witterung abhängig sind, haben wir bereits gesehen. Andere wieder sind von der Laune und von den Bedürfnissen des Publicums abhängig*). Die Modewaarenindustrie, die Mäntelfabriken, die sonstigen Bekleidungsbranchen und was damit zusammenhängt, haben ihre Saison vom Herbst bis Weihnachten und von März bis Juni. In der übrigen Zeit ist halber Betrieb oder Stillstand. Die Galanterieindustrie hat vom Sommer bis Weihnachten meist viel Arbeit, die dann plötzlich Mitte December unterbrochen wird; die Arbeiter in den Rübenzuckerfabriken und Branntweinbrennereien sind nur während der Campagne voll beschäftigt. Jedesmal entstehen bei dem Stillstand der Gewerbe acute Krisen, die Tausende von Arbeitern auf das Pflaster werfen. Dazu kommen noch die schleichenden Krisen, die durch die Zersetzung mancher Handwerksarten, durch die Erfindung neuer Arbeitskräfte sparenden Maschinen und durch die Conjuncturen des Weltmarktes erzeugt werden. Die Production arbeitet für den Weltmarkt, für unbekannte Käufer, jeder Unternehmer schafft, wenn er nicht mit den Berufsgenossen cartellirt ist, völlig unabhängig von andern. So lange nun jene räthselhaften „günstigen Conjuncturen", ein allgemeines Haussegefühl, in der Luft liegen, solange plötzlich überall Vertrauen herrscht, mag es vorübergehend begründet sein oder nicht, und die Preissteigerungen andauern, ist gute Zeit im Lande. Mit fieberhafter Anspannung aller Kräfte arbeiten Menschen und Maschinen. Der Markt sättigt sich inzwischen, er wird überfüllt, die Waarenmassen stauen sich auf,

*) Schanz, Zur Frage der Arbeitslosen-Versicherung. Bamberg, 1895.

sie fluthen zurück — die Absatzkrisis ist da, die Arbeitsräume entleeren sich, ganze Schaaren tüchtiger Arbeiter werden brotlos.

Dann stellt sich bald bei Vielen dieser Brotlosen, nachdem sie von Werkstatt zu Werkstatt, von Fabrik zu Fabrik gepilgert waren auf der „Umschau" nach Arbeitsgelegenheit und immer wieder Nichts gefunden hatten, Muthlosigkeit, Noth und Verkommenheit ein*). Almosen brechen Charakterstärke und Selbstgefühl, die unverheiratheten Arbeiter lernen „auf der Walze" den Müßiggang, die Unreinlichkeit und Trunksucht kennen, Laster werden aufgelesen, die „Noth schafft eigenthümliche Schlafgesellen". Die weiblichen Arbeitslosen werden von den Vermittelungsbureaus ausgenützt, die Prostitution breitet ihre Fangarme aus. Die Verheiratheten setzen ihre Ersparnisse daran, der Miethzins wird schuldig geblieben, der Krämer borgt schließlich nicht mehr, der Mann sucht im Wirthshaus dem Trübsinn aus dem Wege zu gehen, die Verzweiflung schaut mit hungerbleichem Gesicht in das Arbeiterdasein hinein. Was vermögen dann bei diesen Massenerscheinungen die Nothstandsarbeiten der Städte auszurichten. Die Arbeitercolonien und Verpflegungsstationen sind gewiß vortreffliche Einrichtungen, aber immer doch nur mangelhafte Nothbehelfe; die Bemühungen der Industriecartelle, die Arbeit auf längere Zeit zu vertheilen, können nicht umfassend genug wirken. Die Erschließung von Oedländereien, die Anweisung landwirthschaftlicher Arbeit vermögen immer nur einer beschränkten Zahl zu helfen. Gewiß ist eine besser organisirte Arbeitsvermittlung, die mit Hilfe eines weit ausgedehnten Netzes von communalen und körperschaftlichen Arbeitsnachweisen die Zeitverschwendung bei der Umschau vermindert und schnell über die Lage und die Bedürfnisse des Arbeitsmarktes unterrichtet, von sehr hohem Werth. Aber ein sehr großer Theil der überschüssigen Arbeitskräfte wird doch auch auf diese Weise nicht unterzubringen sein, weil sie eben überschüssig sind.

Daß nun hierbei der Staat nicht mit verschränkten Armen zusehen und die Dinge einfach ihren Lauf gehen lassen kann, muß auch der zugeben, der der Staatskunst keine ethischen Aufgaben anvertrauen mag, denn die Mehrung der Unsicherheit bei chronischer und wachsender Arbeitslosigkeit, das Anwachsen der Vergehen, das Anschwellen der Gefängnißkosten, die Vermehrung der Sicherheitsorgane belasten den Staatshaushalt und gefährden zudem das öffentliche Wohl in einem Maße, daß die Praxis des laisser faire auf die Dauer zu einer sehr kostspieligen und ungeschickten Politik führen würde. Es kann sich also nur darum handeln, was in der Macht des Staates liegt und wie weit er helfen kann, ohne Anderer Interessen zu durchkreuzen und zu schädigen. Das „Recht auf Arbeit", das bei uns Fichte in seinem geschlossenen Handelsstaate aus der Naturrechtslehre Rousseaus mit der Formel ausgezogen hatte: jedes Individuum

*) C. Liebig, „Arbeitslos" und „Im Abgrund".

hat einen Rechtsanspruch auf Gewährung lohnender Beschäftigung durch den Staat" und welcher Formel Fourier die packendere Form seines „Droit au travail" gegeben hatte, wurde in den Pariser Nationalwerkstätten gründlich discreditirt. Wird der Staat Arbeitgeber, so geht das nicht ohne Errichtung zahlloser Monopolgewerbe ab, und sollen alle Hände beschäftigt werden, so müssen es sich Viele gefallen lassen, zu der Arbeit verwandt zu werden, die sie nicht gelernt haben und die ihre Individualität auslöscht. Ueberproduction auf der einen Seite, ein harter Zwang zur Arbeit auf der andern würden demnach die gesammte Arbeiterschaft wohl mehr schwächen und bedrücken, als glücklich machen. Die Staatsgemeinschaft kann wohl vorübergehend Arbeit schaffen, in der Hauptsache wird sie sich darauf beschränken, die genossenschaftliche Selbsthilfe zu fördern und die Abwehrmittel gegen die Noth der Arbeitslosigkeit durch Zuschüsse, durch Indienststellung ihrer Einrichtung und Beamten zu verstärken.

Auf diese Punkte richten sich denn auch die Wünsche der neueren Socialpolitik, und zwar zielt die Mehrzahl unserer Volswirthe und Politiker, die sich mit der Arbeitslosenfrage befaßt haben, auf die Errichtung eines neuen Versicherungssystems hin, wobei der Staat seinen starken Arm und der Fiscus seinen Geldbeutel leihen soll. Der Gedanke der Vertheilung der Lasten und der Risiken auf die möglichst große Vielheit, damit dem Einzelnen ein Weniges, was er in guten und gesunden Tagen aufgebracht hat, in den Stunden der Krankheit und Noth, vielfach zurückerstattet werden kann, ist ja so sieghaft bei uns in den privaten Versicherungsanstalten und in unserer Arbeiterversicherung zum Durchbruch gekommen, daß man erstaunt sein müßte, wenn er nicht auch auf die Arbeitslosigkeit angewendet worden wäre. Zunächst haben nun bei uns die Arbeiterverbände die Arbeitslosenunterstützung genossenschaftlich zu organisiren versucht. Die socialistischen Gewerkschaften mit ihren rund 270 000 Mitgliedern im Jahre 1895 umfassen aber etwa nur 5 % der industriellen Arbeiterschaft. Sie gaben 1895 insgesammt für Reiseunterstützung 298 612,47 Mark und für Arbeitslosenunterstützung 196 076,10 Mark aus, das macht noch nicht ganz den vierten Theil ihrer gesammten Ausgaben, die sich außerdem noch auf Drucksachen, Strikes, Agitation, Rechtsschutz 2c. erstrecken. Namhaftes leisteten eigentlich nur die Buchdrucker, die Porzellanarbeiter, die Bildhauer, die Hutmacher und die Kupferschmiede. Die Metallarbeiter wollten neuerdings die Arbeitslosenunterstützung einführen, während bei den großen Verbänden der Textil-, Bau-, Böttcher, Holzschneider-, Schuhmacher-, Tabakarbeiter in dieser Hinsicht noch Alles schlief. Die Radicalen unter den Gewerkschaften erklären: Arbeitslosenunterstützung wirke wie Consumverein, Krankenkasse 2c., sie trage zu einer Verflachung des Klassenkampfes bei, züchte ein Denuncianten- und Simulantenthum; die Erhöhung der Beiträge, die durch die Arbeitslosenversicherung bei der Gewerkschaft nothwendig wird, schreckte Viele

ab und machte ihnen den Beitritt unmöglich. Der Staat habe solche Lasten zu tragen 2c.

Was ferner die nicht-socialistischen (Hirsch-Duncker'schen) Gewerkvereine leisten, schlägt ebenfalls bisher nicht hinreichend in's Gewicht. Sie hatten 1895: 67 226 Mitglieder und verausgabten für Reise- und Wanderunterstützung, Uebersiedelungsbeihilfe, Arbeitslosen- und Streikunterstützung, Beitragsdeckung für arbeitslose Mitglieder, Unterstützung in Nothfällen, für Alles in Allem 78 705 Mark. Schließlich haben sich die evangelischen Arbeitervereine, der deutsche Privatbeamtenverein und die Handlungsgehilfen zur Unterstützung ihrer arbeits- und stellenlosen Mitglieder bekannt. Mögen nun auch bei den Gewerkvereinen 1747 Mitglieder im Jahre 1895 und bei den Gewerkschaften noch einige Arbeiter mehr von der Einrichtung profitirt haben, sie wird hier doch immer nur einer kleinen Zahl organisirter und gelernter Arbeiter zu Gute kommen und kann, auf Freiwilligkeit beruhend, und bei der in Deutschland herrschenden Rechtslosigkeit der Berufsvereine, die jeden Tag der Auflösung durch irgend ein untergeordnetes Verwaltungsorgan anheimfallen können, einen planmäßigen Zusammenschluß aller Berufsgenossen und eine Vertheilung des Risicos, welche die Versicherungstechnik verlangt, niemals erreichen. Für gewisse Berufe läßt sich sicher auf dem Wege der einfachen Selbsthilfe viel ausrichten, wie das die Buchdrucker beweisen, und zur Vertiefung und Festigung der Gewerkschaftsbewegung mag ja auch die Arbeitslosenunterstützung unentbehrlich sein, weil anders eine acute Krisis eine Gewerkschaft, die nicht vorgesorgt hat, auseinandersprengt, aber das Gros der Arbeiter und Arbeiterinnen wird schon wegen der Unsicherheit der heutigen Gewerkschaftsbewegung, die zwischen politischer und wirthschaftlicher Thätigkeit hin- und herschwankt, nicht in freien Vereinigungen Schutz gegen die Noth der Arbeitslosigkeit finden.

Es würde demnach wieder nur die ultima ratio, der staatliche Zwang übrig bleiben? Wir wollen sehen, was auf diese Weise zu erreichen ist. Zwei Hauptanschauungen der Socialpolitik liegen hierüber im Kampfe mit einander: die eine vertritt den Versicherungszwang, die andere den Sparzwang. Fassen wir zunächst die Grundsätze in's Auge, auf denen eine Arbeitslosenversicherung aufgebaut werden soll. Die Arbeitslosenversicherung geht von dem allgemeinen und selbstverständlichen Grundsatz aus, daß derjenige, welcher den Schaden selbst herbeiführt, nicht entschädigungsberechtigt ist*), daß also keine Unterstützung erhalten sollten alle diejenigen, welche selbst verschuldet haben, daß ihnen gekündigt worden ist. Sie schließt also die Streikenden, Faulen, Lüderlichen und Unverträglichen von der Unterstützung aus. Aber auch die Schuldlosen sollen nach eingetretener Arbeits-

*) Schanz, „Zur Frage der Arbeitslosenversicherung." Georg Adler, Arbeitslosigkeit. Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Erster Supplementband. Jena, 1895.

losigkeit eine Zeit lang, ein oder zwei Wochen auf sich selbst angewiesen sein. Jeder, der seine Stelle verläßt, weiß dann, daß er einige Zeit für sich sorgen muß. Das ist nicht zu hart, da die Mehrzahl beim Verlassen der Stelle noch einen Lohn ausgezahlt bekommt und sich damit einige Zeit über Wasser halten kann. Außerdem würde die Verwaltung übermäßig erschwert werden, wenn auch die Arbeitslosigkeit weniger Tage gebucht und berechnet werden müßte. Als Voraussetzung der Bezugsberechtigung gilt weiter eine längere Mitgliedschaft oder Beitragszeit. Ein gewisser Fond muß für Jeden angesammelt sein, aus dem ein Theil der Unterstützung geschöpft werden kann. Die Unterstützung soll immer nur für eine begrenzte Zeit, 2—3 Monate etwa, gewährt werden. Der Arbeiter muß wissen, daß er über jene Zeit hinaus der Armenkasse zur Last fällt. Es muß sodann auch angeordnet werden, daß das festgesetzte Maximum der Unterstützungszeit sich nicht in kurzen Zwischenräumen wiederholt. Die Versicherung darf nur das bescheidenste Existenzminimum decken. Immer muß es der Betreffende als ein Unglück empfinden, arbeitslos zu sein, sonst fehlt der Antrieb, bald wieder in Arbeit zu kommen. Ein unerläßliches Correlat der Arbeitslosenversicherung ist die Vorschrift, daß der versicherte Arbeiter eine ihm angewiesene Arbeitsstelle annehmen muß und die Unterstützung verliert, wenn er nicht gewichtige Gründe gegen die ihm zugemuthete Arbeit geltend macht. Darin besitzt die Versicherungsanstalt ein Mittel, den Arbeitsscheuen auszuschalten. Der Versicherung muß also ein gut organisirter Arbeitsnachweis zur Seite stehen. Gegen groben Betrug schützt sich die Versicherungsanstalt dadurch, daß sie wissentlich falsche Angaben mit Verlust der Unterstützungsfähigkeit bestraft. Zur Controle ist bei der Ortsunterstützung Anzeige- und Abmeldepflicht zu regeln.

Die Frage, wer vorläufig in die Zwangsarbeitslosenversicherung einzubeziehen sei, beantwortet Schanz folgendermaßen: „Der gangbarste Modus, die Versicherung durchzuführen, wäre wohl der, sie vorerst überhaupt nur auf die Städte und stadtähnlichen Orte zu beschränken, also etwa für alle Gemeinden mit mehr als 10 000 Einwohnern obligatorisch zu erklären mit der Maßgabe, daß die Einzelstaaten berechtigt wären, noch Nachbargemeinden und Gemeinden mit viel Arbeiterbevölkerung einzubeziehen. Es kämen ohne letztere 376 Orte in Betracht. Es könnte dann diesen Gemeinden überlassen werden, entweder eine selbstständige Anstalt zu schaffen oder die Krankenkassen damit zu betrauen. In dem Rahmen der communalen Grenzen sind die Fragen bezüglich der Schuld der Arbeitslosigkeit, die Controle der Arbeitslosen, der Arbeitsnachweis, die Verbindung desselben mit dem der anderen Städte noch am ehesten möglich. Für diese Orte hat sich auch bis jetzt die Lösung der Frage als am dringendsten erwiesen; denn sie sind es, welche bisher die größten Opfer für die Arbeitslosen gebracht haben. Damit nun aber der Zuzug in diese Orte nicht noch gesteigert würde, wäre eine etwa einjährige Carenzzeit und

halbjährliche Beschäftigung am Orte von denen zu verlangen, welche aus Nichtversicherungsplätzen zuziehen."

Für die Aufbringung der Kosten der Versicherung hätten die Arbeiter, die Arbeitgeber, die Gemeinde und der Staat zu sorgen. Die Hauptlast fällt allerdings den Arbeitern zu, die ja bisher auch den ganzen Druck allein zu tragen hatten. Die Versicherung macht sie unabhängiger gegen Lohnverkürzungen, es ist also nicht mehr als billig, daß sie im Wesentlichen die Mittel der Versicherung aufbringen müßten. Sie müssen auch aus dem Grunde die Hauptträger der Last bleiben, weil sie nur unter dieser Voraussetzung das nöthige Interesse an der Einrichtung nehmen und bewirken werden, daß Mißbräuche unterdrückt werden. Die Heranziehung der Arbeitgeber etwa mit einem Drittel der Hauptlast läßt sich aus manchen Gründen rechtfertigen. Auch die Unternehmer müssen in guten Tagen für die schlechten ihrer Angestellten bis zu einem Grade vorsorgen. Die Beitragspflicht wird die Unternehmerschaft veranlassen, der Lehrlingszüchterei, der Arbeitshast mit Ueberstunden und Ueberproduction vorzubeugen. Die Zuschüsse der Gemeinden und des Staates bedürfen der weiteren Begründung nicht, außer den Arbeitern und den Arbeitgebern hat auch die gesammte Gesellschaft ein Interesse daran, daß die Noth der Arbeitslosigkeit gemildert werde.

Soweit stände also die ganze Frage recht einfach auf dem Papier und als nicht übermäßig schwer zu lösen — man müßte eigentlich erstaunt sein, daß das reformfreudige Deutsche Reich noch nicht mit beiden Händen zugegriffen hat. Nicht einmal in ein vollständig dunkles unaufgeschlossenes Land würde es mit dem Experiment gehen, da bereits einige Cantone und Gemeinden der viel kleineren Schweiz vorangeschritten sind. Es müssen also doch wohl noch einige Haken an dem Experiment sein, die zur Vorsicht mahnen. Die Erfahrungen der Schweizer können freilich für ein Volk von 53 Millionen nicht in ihrem ganzen Umfange maßgebend sein, die Zahlen sprechen da wirklich eine beredte unterschiedliche Sprache. Immerhin dürfen die Schweizer Versuche nicht unberücksichtigt bleiben, da wir wenigstens aus den Mißgriffen, die als unvermeidlich untergelaufen sind, das Eine oder das Andere lernen können. Daher mag auch von diesen lebenden Beispielen kurz Notiz genommen werden. Vorangegangen ist mit der Arbeitslosenversicherung die Stadt Bern. Die dort seit 1893 functionirende Einrichtung beruht auf Freiwilligkeit. Der monatliche Beitrag beträgt 150 Centimes. Die Unterstützung wird nur bei Arbeitslosigkeit während der Monate December bis und mit März, und immer nur höchstens auf die Dauer von 10 Wochen während eines Winters gewährt, sie besteht in $1^1/_2$ Francs täglich für den alleinstehenden und 2 Francs für denjenigen Arbeitslosen, welcher für weitere Familienmitglieder zu sorgen hat. Was waren die Ergebnisse? 1893 gehörten 354 Arbeiter, hauptsächlich Handlanger, 1895: 544 Arbeiter der Versicherungskasse an. Der Zuschuß der Gemeinde mußte auf 7000 Francs erhöht werden, die Beiträge der Mitglieder betrugen nur 1610 Francs, ähn-

lich hoch beliefen sich die Beiträge der Arbeitgeber, sodaß die Kasse bei einer Summe der ausbezahlten Tagegelder von annähernd 11000 Francs durchaus den Charakter einer Wohlfahrts- oder Wohlthätigkeitseinrichtung, aber nicht einer selbstständigen Versicherungsanstalt der Arbeiter trägt.

Eine Annäherung an eine solche Anstalt versucht denn doch wenigstens der Gesetzentwurf betreffend Versicherung gegen Arbeitslosigkeit im Canton Baselstadt. Er schwebt freilich bereits seit 3 Jahren, und erst im Laufe dieses Jahres soll der Großrath endgiltig Beschluß darüber fassen. Nach dem gegenwärtigen Stand der Angelegenheit soll die Versicherung zwangsweise die Fabrik- und die Bau- und Erdarbeiter (Bauarbeiter, die vorwiegend im Freien beschäftigt sind), umfassen. Die Beiträge der Arbeiter sind folgendermaßen festgesetzt:

Wochenlohn	I Fabrikarbeiter	II Bauarbeiter	III Bauarbeiter im Freien.
Bis und mit 15 Francs . .	10 Cts.	20 Cts.	30 Cts.
15—24 Francs	15 =	30 =	45 =
Ueber 24 Francs	20 =	50 =	60 =

Die Beiträge der Arbeitgeber betragen wöchentlich 10 Centimes für jeden versicherten Arbeiter. Bei Bauarbeitern (Gruppe II und III) 20 Centimes.

Je nach dem Familienstand sollen die Versicherten erhalten:

	I	II	III
Bei bis 15 Francs Lohn	0,80	1,20	1,50 Francs.
Ueber 15—24 Francs = ...	0,90	1,40	1,70 =
Ueber 24 = = ...	1,00	1,50	2,00 =

Hierbei fallen in Gruppe I: unverheirathete Mitglieder, verheirathete Frauen, Wittwen ohne Kinder, Ehemänner ohne Kinder; unter II: Ehemänner mit einem Kinde, die Wittwer und Wittwen mit einem oder mehreren Kindern; Ehemänner, deren Frauen eine Arbeitsstelle inne haben; unter III: Ehemänner mit mehreren Kindern. Für die drei Risicogruppen wird folgendes Verhältniß der Einnahmen und Ausgaben angenommen:

	Einnahmen	Ausgaben	
Fabrikarbeiter . . .	96886 Francs	52584 Francs	+ 44302 Francs.
Bauarbeiter	23715 =	35437 =	— 11722 =
Bauarbeiter im Freien	36340 =	48825 =	— 12485 =

Die erste Gruppe würde also einen erheblichen Ueberschuß, nämlich 44000 Francs, die zweite und dritte insgesammt ein Deficit von über 24000 Francs ergeben. Es soll nun nicht die erste Abtheilung das Deficit der zweiten und dritten decken, der ersten Ueberschuß soll vielmehr zu einem Reservefonds für etwaige Nothjahre gelegt und der anderen Fehlbetrag durch einen Staatszuschuß von 25000 Francs bestritten werden. Die Begründer und Träger der Einrichtung geben sich frohen Hoffnungen in Bezug auf deren Wirksamkeit hin. Wie sie thatsächlich functioniren wird, muß man abwarten.

Mißglückt ist der allerdings auf ziemlich leichtfertigem Grunde aufgebaute Versuch einer Arbeitslosenversicherung in St. Gallen. Auch sie war zwar obligatorisch, die Versicherung trat am 1. Juli 1895 in Kraft. Bis zum 30. Juni 1896 hatten sich 4220 Arbeiter eingetragen, davon wurden aber im Laufe des Jahres 1185, also über ¼ infolge Tod, Weggzug 2c. wieder gestrichen. 350 Mann waren bis zum Ende des Rechnungsjahres überhaupt nicht dazu zu bewegen, sich zur Einzeichnung in die Listen auf dem Bureau zu stellen. Das Statut hatte drei Gattungen von Arbeitern und zwar nach der Lohnhöhe unterschieden und dabei als Zahl der Versicherten 3000 angenommen. Beide Schätzungen waren falsch, die Lohngruppen der Schätzung und der Wirklichkeit verhielten sich folgendermaßen zu einander:

Lohn	Zahl der Arbeiter nach der Schätzung	Nach Angabe der Versicherten
Bis 3 Francs incl. . . .	20%	68,62% = 2895
Ueber 3—4 Francs . . .	60%	27,93% = 1179
Ueber 4—5 = . . .	20%	3,45% = 146

Es leuchtet ein, daß die optimistische Lohnberechnung die Bilanz der Versicherungsanstalt auf sehr schwankenden Fuß gestellt hat. Die größten Schwierigkeiten ergaben sich jedoch erst bei der Entrichtung der Beiträge; Tausende von Mahnzetteln mußten den Leuten in's Haus geschickt werden, schließlich wurde ein Art von „Weibel" angestellt, und dieser Beamte brachte mehr ein als die großen Stöße Mahnzettel. Die Beiträge der Arbeiter, (wöchentlich je nach der Lohnklasse 15,20 oder 30 Centimes) beliefen sich auf 21674,30 Mark. Unterstützungen wurden in der Gesammtsumme von 23504,15 Francs gewährt, wobei sehr nachsichtig und weitherzig verfahren wurde. Da aber die Stadt von ihrer in Aussicht gestellten Subvention (6000 Francs) 4000 Franes einzahlte und auch die Verwaltungskosten (über 5½ Tausend Francs) trug, so ergab sich ein Ueberschuß, der freilich sich über kurz oder lang bei gleichbleibendem niedrigen Stadtzuschuß in ein Deficit hätte verwandeln müssen. Vorläufig war aber doch ein Plus da. Und trotzdem hat nach einem Antrage aus der Mitte der versicherten Arbeiterschaft der Gemeinderath die Liquidation der Versicherungsanstalt für den 30. Juni 1897 mit großer Mehrheit beschlossen; und zwar waren es die gelernten und besten Arbeiter, die bei dem Beschluß den Ausschlag gegeben hatten; diese hatten es schließlich satt, aus lauter Solidaritätsgefühl die Prämien für die Versicherung der Anderen zu zahlen, während sie selbst wenig der Gefahr, arbeitslos zu werden, ausgesetzt sind. Die Hauptgründe für die Unvolksthümlichkeit der Arbeitslosenversicherung in St. Gallen lagen sicherlich in der Erhebungsart — die Sache hätte sich weit einfacher gestaltet, wenn man die Arbeitgeber verpflichtet hätte, den Versicherungsbetrag vom Lohn abzuziehen, — ferner in dem Befreitsein der Arbeitgeber von der Versicherungslast, in der mangelhaften Ausbildung der Lohnklassen und in der verkehrten Risicoberechnung. Hätte sich nun auch in allen diesen Stücken Vieles ver-

bessern lassen, so wäre es doch immer noch fraglich geblieben, ob die Anstalt in ihrer engen Begrenzung, bei dem fortwährenden Ab- und Zuwandern der Arbeiter auf die Dauer hätte zu Erfolgen kommen können.

Alles in Allem genommen dürfen die ersten Schweizer Versuche, zu denen demnächst noch die Stadt Zürich einen neuen hinzufügen wird, nicht als Gebrauchsmuster für die auf breiterer Grundlage aufzubauenden Organisationen einer etwa die Arbeiterschaft eines Millionenreiches umfassenden Arbeitslosenversicherung betrachtet werden. Ein kleinerer Verband hat jedoch auch in Deutschland das von der Schweiz gegebene Beispiel aufgenommen, nämlich der an die Arbeitsnachweis-Anstalt angegliederte Versicherungsverein gegen Arbeitslosigkeit in der Stadt Köln. Wie die Versicherungskasse der Stadt Bern beruht auch der Kölner Verein auf Freiwilligkeit. Als Versicherte können der Kasse beitreten männliche Arbeiter, welche mindestens 18 Jahre alt sind und wenigstens zwei Jahre ihren Wohnsitz in der Stadtgemeinde Köln haben. Jeder Versicherte hat während 26 auf einander folgenden Wochen zur Kasse wöchentlich einen Beitrag von 25 Pfennig, monatlich also 1 Mark zu zahlen. Die versicherten Arbeitslosen sind, so lange ihnen keine Arbeit nachgewiesen wird, in der Zeit vom 15. December bis zum 15. März zum Bezug von Tagegeldern berechtigt, jedoch nur 8 Wochen lang und erst vom sechsten Werktage nach der Anmeldung der Arbeitslosigkeit an. Das Tagegeld beträgt in Köln für die ersten 20 arbeitslosen Werktage für den verheiratheten Versicherten und den verwittweten, sofern letzterer für Kinder zu sorgen hat, 2 Mark, für andere Versicherte $1^1/_2$ Mark; vom 20. Tage wird nur noch die Hälfte gezahlt.

Auch die Kölner Unternehmung hat einen starken Zug der Wohlthätigkeit und der Erziehung der Arbeiter zur Sparsamkeit an sich. Aus sich selbst vermag sie sich nicht zu halten. Die Stadt schießt 25000 Mark zu, Ehrenmitglieder und Patrone, Corporationen haben im letzten Geschäftsjahre 78642 Mark zugesteuert, während die Versicherten selbst nur 1007 Mark aufbrachten. Die freiwillige Vereinigung umfaßt zudem nur die schlechten Risiken, die im Winter den Stadtbehörden so wie so starke Verlegenheiten bereiten müssen. Trotzdem verdient natürlich die humane und schöne Einrichtung als Wohlfahrtseinrichtung das höchste Lob, aber eine Arbeitslosen-Versicherung, die im größeren Maßstabe nachgeahmt werden könnte, ist sie nicht. Noch viel weniger gilt dies von dem aus geschäftlichen Erwägungen entstandenen Privatunternehmen des „Centralvereins gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit" in Stuttgart. Er will rein als kaufmännische Versicherungsgesellschaft beurtheilt sein und könnte seiner Natur nach im Wesentlichen nur die besten Risiken aufnehmen. Bei diesen ist aber wiederum das Interesse an der Versicherung sehr gering. Bis jetzt hat denn auch das Unternehmen noch nicht in's Leben treten können, weil die ersten nothwendigen Betriebscapitalien nicht aufzutreiben waren.

Soviel scheint aus den angeführten praktischen Beispielen hervorzugehen,

daß sich weder nach dem Bern-Kölner Muster der Freiwilligkeit, noch im Anschluß an die Zwangseinrichtungen vom Canton Baselstadt und von St. Gallen ohne erhebliche Umgestaltungen und Zusätze etwas generell Brauchbares und Dauerhaftes zur Versicherung einer großen, fluctuirenden Arbeiterschaft gegen Arbeitslosigkeit einrichten läßt.

Neben diesen Organisationsschwierigkeiten, die schließlich ja aber wohl selbst für ein Gebiet wie das Deutsche Reich überwunden werden könnten, treten aber noch solche auf, die in der obligatorischen Arbeitslosenversicherung selbst liegen, und die denn doch thatsächlich weniger leicht zu beseitigen sein werden. Wir können da dem Optimismus von Adler und Anderen nicht zustimmen, die an allen Bedenken leicht vorbeikommen und anzunehmen scheinen, daß der Stein, einmal in's Rollen gebracht, auch dahin laufen wird, wohin sie ihn haben wollen. Wir meinen, daß die Einwürfe, die Schanz gegen den Versicherungszwang macht, schwerwiegend genug sind, um die Angelegenheit der Arbeitslosenversicherung wenigstens noch nicht als völlig spruchreif gelten zu lassen. Es liegt gerade in dem Zwang zur Arbeitslosenversicherung so sehr viel, was die bestgemeinte Einrichtung in kurzer Frist unbeliebt, ja verhaßt bei den soliden und tüchtigen Arbeitern machen muß. Die unumgänglich nothwendigen Controlvorschriften, die Unterscheidung zwischen verschuldeter und unverschuldeter Arbeitslosigkeit, die Zuweisung von Arbeit, dies und noch einiges Andere werden die Volksthümlichkeit der Einrichtung bedenklich schnell erschüttern.

Bei einer Versicherung, die alle Arbeiter, gute und schlechte, vernünftige und bösartige, zwangsweise einschließt, muß doch bei der Arbeitsentlassung in zweifelhaften Fällen die Schuldfrage einigermaßen gewissenhaft geprüft und beantwortet werden, anders werden die Aufsässigen und Faulenzer unter den Arbeitslosen von den übrigen Arbeitern über Wasser gehalten. Wie vieler Mühe müßte sich aber ein Untersuchungsausschuß, ein permanentes Schieds- oder Gewerbegericht, unterziehen, um aus den mangelhaften Angaben der Arbeitgeber und Arbeiter ein sachgemäßes Urtheil über die Ursache der Entlassung aus der Stelle zu gewinnen. Ein schriftlicher Ausweis des Arbeitgebers würde schon um des lieben Friedens willen in der Regel möglichst allgemein gefaßt sein. Soll ferner nur der Unterstützung erhalten, dem gekündigt worden ist, so wäre auch der wegen grober Verfehlungen Entlassene vollständig geschützt; außerdem wird es der Arbeiter, wenn er einmal will, immer so anlegen können, daß ihm gekündigt werden muß. Das Zeugniß der Mitarbeiter in der Werkstatt ist auch nicht unanfechtbar. Schließlich kommt dann noch, wie ja auch beim Arbeitsnachweis, die schwierige Frage hinzu, was bei Arbeitsausständen zu geschehen sei. Die einfache Verweigerung der Unterstützung stärkt die Unternehmerpartei, das Gegentheil die Arbeiterpartei.

Der Arbeiter soll, das ist ein weiteres gerechtes Verlangen bei der Versicherung, wenn er Unterstützung bezieht, jede Arbeit annehmen, die ihm darge-

boten wird. Aber auch dies Axiom ist nicht ohne große Härten. Wird der Grundsatz streng durchgeführt, d. h. führt die Arbeitsnachweisstelle selbst die Verhandlung mit den Arbeitgebern, weil anders keine Gewähr geleistet wird, daß sich der Arbeitslose um die angebotene Stelle wirklich bemüht, so muß sie die Fähigkeiten des Arbeiters verdeutlichen, was sehr schwierig ist und nicht immer Vertrauen finden kann. Nun ist es für den besseren Arbeiter doch auch nicht gleichgiltig, auf welchen Posten er gestellt wird; kann er dann die angebotene Arbeit nicht leisten, und schlägt er das Angebot aus, so hat er trotz aller Aufwendungen keinen Anspruch auf Unterstützung. Damit ist der freie Arbeitsvertrag dann allerdings vollends zur Phrase gemacht und der Erbitterung ein neues breites Feld eröffnet.

Die mit der Arbeitslosenversicherung unlöslich verbundenen Controlvorschriften, die das ganze Arbeitsjahr in Bezug auf Warte- und Beitragszeit, auf Unterstützungsmaximum in's Auge fassen, das tägliche Vorstellen bei der Aufsichtsbehörde im Falle der Unterstützung, sind zwar lästig, aber am Ende doch wohl zu ertragen, jedenfalls nicht zu vermeiden. Mehr fällt schon in's Gewicht, daß gerade die Elite der Arbeiterschaft, die tüchtigsten und fleißigsten Kräfte, die nie oder selten entlassen werden, aber jahraus jahrein hohe Beiträge zur Unterstützung der minderwerthigen Concurrenten, die mitunter als Lohndrücker auftreten, zahlen müssen. Da können die besten Solidaritätsgefühle in die Brüche gehen. Aehnliche Mißstimmungen werden sich in denjenigen Berufsarten geltend machen, die der Gefahr der Arbeitslosigkeit weniger ausgesetzt sind, aber ihre Wochenbeiträge leisten müssen. Trotz subtiler Berechnung der Risiken werden bei unseren schwankenden Erwerbsverhältnissen Irrthümer in den Prämiensätzen, die dann begreiflicher Weise verstimmend wirken, nicht zu vermeiden sein.

Man kann bei allen diesen Mißständen leicht sagen, daß sie in gleicher Schwere schon jetzt der freiwilligen Arbeitervereinigung und deren Unterstützungseinrichtungen zur Last fielen, also doch wohl zu ertragen seien. Zum Theil werden sie allerdings auch je nach Temperament und Parteistellung von diesen heftig genug empfunden, aber es wirkt doch immer als Gegenmittel, daß diese Berufsvereine immer eine Auslese ziemlich gleichartiger Arbeiter darstellen, und daß von ihnen selbst Mißgriffe in der Verwaltung ihrer Kassen harmloser beurtheilt werden, als wenn sie sie sich von einer ihnen doch ferner stehenden Behörde gefallen lassen müßten. Steht ihnen die Behörde näher, oder haben sie gar auf ihre Zusammensetzung einen Einfluß, so würden die Klagen gegen sie noch um so mehr verschärft, je mehr dann Wahlkämpfe 2c. zu Parteibildungen Anlaß gegeben hätten.

Es läßt sich demnach nicht bestreiten, daß die Arbeitslosenversicherung mit Zwangscharakter ihre bedenklichen Seiten hat, wobei die Beschaffung der Mittel, die Abstufung der Gefahrengrade und Prämienklassen noch nicht einmal die größten Schwierigkeiten darstellen. Schanz und mit ihm Professor

Delbrück und Andere glauben jetzt den Mängeln der Arbeitslosenversicherung aus dem Wege gehen und denselben Zweck in anderer Weise erreichen zu können, indem sie in Deutschland für alle Personen, welche der Krankenversicherungspflicht unterliegen, den individuellen Sparzwang einführen wollen. Die Landarbeiter sind also bis auf Weiteres auch hier als ausgeschlossen gedacht, was durch deren eigenartige Lohnverhältnisse zum Theil begründet wird. Wie soll nun aber dieser Sparzwang durchgeführt werden? Jeder Industrie-Arbeiter soll angehalten sein, wöchentlich neben seinem Krankenkassenbeitrag wenigstens zwanzig Pfennig, Bauhandwerker und Saisonarbeiter 10% des effectiven Lohnes, sich vom Lohne abziehen zu lassen, welcher Betrag nebst einem Zuschuß von zehn Pfennig, bei Bauhandwerkern und Saisonarbeitern von 10% des Lohnes, vom Arbeitgeber durch Vermittelung der Krankenkasse einer öffentlichen Sparkasse zugeführt wird. Diese Wochenbeiträge bleiben gesperrt; die angesammelte Summe kann nur in bestimmten mäßigen Wochengeldern nach eingetretener Arbeitslosigkeit zurückgezogen werden. Die Arbeitslosigkeit wird controlirt, indem die Arbeitgeber verpflichtet sind, Beginn und Ende des Arbeitsverhältnisses der einzelnen Arbeiter anzumelden. Hat das Guthaben des Arbeiters bei der Sparkasse die Summe von hundert Mark erreicht, so hört für den die hundert Mark übersteigenden Betrag die Sperrung auf. Ist der Arbeiter arbeitslos und will er von seinem gesperrten Guthaben Gebrauch machen, so hat er von der Krankenkasse seine Sparkarte zu verlangen und dem Sparkassenamte vorzulegen. Das Sparkassenamt stellt im Sparkassenbuche den Betrag des verfügbaren Guthabens fest, das während der Inanspruchnahme außer Verzinsung tritt. Aus dem gesperrten Guthaben erhält der Arbeiter, sofern er nicht Krankenunterstützung, Unfall-, Invaliden- oder Altersrente bezieht, jedoch nicht vor dem fünften Tage der Arbeitslosigkeit, und für die Dauer der Arbeitslosigkeit bis zur Erschöpfung seines Guthabens:

5 Mark wöchentlich, wenn bei Beginn des Anspruchs das gesperrte Guthaben weniger als 70 Mark,
7 Mark wöchentlich, wenn es 70—100 Mark,
8 Mark wöchentlich, wenn es 100 Mark oder mehr beträgt.

Das ist der Kern des Sparzwangsvorschlages. Der wesentliche Unterschied zwischen sparen und sich versichern ist der, daß das Ersparniß ein von anderen getrenntes Vermögensobject des Sparers bleibt, während bei der Versicherung die Prämie in die Verfügungsgewalt einer Gesellschaft übergeht und der Versicherer dagegen ein neues Recht, einen Gefahrenschutz erwirbt. Die Sparkasse übernimmt weiter keine Verpflichtung, als die vertragsmäßige Verzinsung und Auszahlung des Guthabens, die Verantwortung trägt bei der Verfügung über das Guthaben der Sparer; das zweiseitige Rechtsverhältniß ist so einfach wie möglich; die Versicherungsgesellschaft hat dagegen ein sehr complicirtes Pflichtensystem zu erfüllen, sie will die „Zufälle“ und „Unfälle“, die hier auf Erden das Leben der

Menschen und alle Sachgüter treffen können, zwar nicht beseitigen, aber für den Einzelnen, dem sie eine rechtzeitige und ausreichende Vorsorge ermöglicht, den Schaden durch Vertheilung des Schadens auf Viele ausgleichen und beheben. Die Gesellschaft trägt also die Verantwortung, daß die Einzelnen ihren Verpflichtungen nachkommen, daß die Vorsorge der Gefahr der Zufälle, die den Einzelnen bedrohen, entspricht, und daß der Einzelne nicht eine Benachtheiligung der Anderen erwirken kann. Es liegt auf der Hand, daß man sich die Bekämpfung der Arbeitslosennoth schwerer oder leichter machen kann, je nachdem man das Versicherungs- oder das Sparsystem dazu wählt. Wie schwierig gerade gegenüber der Arbeitslosigkeit eine gute Versicherungstechnik zu erhalten ist, haben wir schon an einigen Punkten beleuchtet.

Beim Sparzwang verzehrt im Falle der Arbeitslosigkeit der Arbeiter immer nur seine eigenen Ersparnisse, die peinliche und selten erfolgreiche Prüfung der Schuldfrage bei dem Eintritt der Arbeitslosigkeit kann also fortfallen, der Arbeiter braucht auch nicht gezwungen zu werden, jede Arbeit anzunehmen, da er ja während der Arbeitslosigkeit keinem Anderen zur Last fällt. Die Controle ist, was den größten und peinlichsten Theil angeht, überflüssig. Die Soliden und Tüchtigen werden nicht gegen den Zwang auffässig werden, weil sie dessen Vortheile bald genug kennen und schätzen lernen.

Man hat nun aber verlangt, daß bei etwaigen Streiks die Guthaben nicht ausgezahlt werden dürften, weil ja auch die Arbeitgeber zu ihrer Bildung beigetragen hätten. Es ist richtig, daß diese Frage wie bei der Arbeitslosenversicherung und beim Arbeitsnachweis schwer zur Zufriedenheit beider Theile, der Arbeiter und der Arbeitgeber, zu lösen ist, und daß an diesem Problem, wenn sich Beide daran festbeißen, leicht die positive Reformarbeit scheitern kann. Darin liegt ja sicherlich Wahres, daß man den Arbeitgebern nicht zumuthen kann, zu Streikfonds beizusteuern. Es fragt sich aber doch auch, ob die Sparguthaben der Arbeiter in der Regel als Streikfonds wirken werden, und das wird bestritten, weil an sich sonst jeder Sparthätigkeit der Arbeiter eine das Arbeitsverhältniß gefährdende Nebenwirkung zugeschrieben werden könnte und müßte. Man darf doch im Gegentheil annehmen, daß ein kleines Sparcapital erziehend und versöhnend die Anschauungen der Arbeiter beeinflußt. Hat Jemand 100 Mark oder mehr zusammengebracht, so wird er das Erworbene doch nicht leichtfertig auf das Spiel setzen, um nur die geringe Unterstützung in der Zeit der Arbeitslosigkeit zu erwerben. Gerade weil, wenn ein Streik droht, der Eine mehr an Sparguthaben als der Andere besitzt, wird auch eine sorgfältigere Prüfung der Streikaussichten vorgenommen werden, der Eine kann es länger aushalten als der Andere, der Eine setzt aber auch mehr auf's Spiel als der Andere. Professor Delbrück empfiehlt den Ausweg, die Sparguthaben bei einem Streik nur dann gesperrt zu halten, wenn der Streitfall

nicht vorher einem Einigungsamte vorgelegt worden ist, oder wenn nicht dem Spruche des Einigungsamtes gemäß verfahren wurde. Das ist ein sehr verständiger Vorschlag, dem unseres Erachtens auch die Arbeitgeber zustimmen könnten.

Praktisch bedeutsamer ist der Einwurf, daß bei einem Sparbetrag von 30 Pfennig die Woche nur sehr langsam ein ansehnlicheres Guthaben zusammenzubringen ist. Ist ein Arbeiter ein ganzes Jahr nicht arbeitslos geworden, so hat er 15,60 Mark zusammengebracht, es sei denn, daß er als Saisonarbeiter zu höheren Beiträgen verpflichtet war. Die 15,60 Mark reichen also nach dem obigen Plane zur Unterstützung während 3 Wochen aus, der Arbeiter könnte demnach, wenn man die ersten 8 Tage hinzurechnet, wo er noch von der letzten Lohnzahlung zu leben hat, nur einen Monat arbeitslos bleiben. Auf diese Weise ist ja gewiß schon einer stattlichen Zahl von Arbeitslosen geholfen, aber ein sehr großer Theil wird dabei doch unversorgt bleiben. Um dem abzuhelfen, müßte ein Unterschied gemacht werden zwischen den verheiratheten und den unverheiratheten Arbeitern, die Ersteren könnten schwer einen größeren Abzug als 30 Pfennig per Woche vertragen, die Letzteren dagegen müßten weit kräftiger herangezogen werden. Damit würde aber wieder ein gutes Theil der Arbeitslosen auf längere Zeit der schlimmsten Noth entrissen sein. Beträgt doch die Zahl der ledigen Arbeitslosen, das sind vermuthlich auch zum größten Theil die Jüngeren, weit mehr als die Hälfte der Gesammtzahl. Dann aber steht auch Nichts im Wege, daß die Gemeinden und der Staat Zuschüsse zu den Sparguthaben leisten, ja, das ist sogar natürlich, denn mit der Uebernahme der Verwaltung der Sparguthaben und mit der Portofreiheit bei den Uebertragungen der Guthaben von einem Orte zum anderen haben Staat und Gemeinden ihre Pflichten gegenüber der Arbeitslosigkeit doch wohl nicht erschöpft. Je höher freilich diese Zuschüsse werden, um so mehr nähert sich die Einrichtung wieder einer öffentlichen Versicherung, und um so leichter und häufiger werden sich die Forderungen nach Controlvorschriften 2c. und die Streitgegenstände im Falle von Streiks einstellen, da alsdann die Arbeitslosen nicht mehr nur ihre Ersparnisse, sondern auch Staatsgelder verzehren. Immerhin muß es sich ermöglichen lassen, daß Arbeiter nach einjähriger Sparthätigkeit mindestens zwei Monate lang eine mäßige Arbeitslosenunterstützung beanspruchen können.

Legt die Gemeinde für jeden versicherungspflichtigen Arbeiter 3 Mark, der Staat 1 Mark hinzu, so käme für den Verheiratheten (nicht Bauhandwerker 2c.) folgende Summe im ersten Sparjahre zusammen:

Einlage des Arbeiters (à 30 Pfg. pro Woche)	15,60 Mk.
Zuschuß des Arbeitgebers, 10 Pfg. die Woche	5,20 =
Zuschuß der Gemeinde	3,00 =
Zuschuß des Staates	1,00 =
	24,80 Mk.

Bei dem Ledigen stellt sich die Rechnung folgendermaßen:

Einlage des Arbeiters à 40 Pfg.	20,80 Mk.
Zuschuß des Arbeitgebers	5,20 =
Zuschuß der Gemeinde	3,00 =
Zuschuß des Staates	1,00 =
	30,00 Mk.

Möglich und wahrscheinlich ist es auch, daß Zuwendungen und Legate reicher Menschenfreunde erfolgen, aus deren Zinsen dann wieder Sparprämien und Ergänzungen der Sparzinsen gebildet werden könnten, sodaß damit für den größten Theil der Arbeitslosen gesorgt sein würde. Der Einwurf, daß die Arbeiter die kleinen wöchentlichen Sparbeträge nicht aufbringen könnten, ist sicherlich nicht stichhaltig; das hat man bei den Versicherungsgesetzen auch behauptet, aber die Weissagungen haben sich nicht erfüllt; dort, wo die Kosten schwerer zu tragen waren, haben die Arbeitgeber den größeren Theil übernommen. Es ist möglich, daß dies auch beim Sparzwang zu einem Theile eintritt; fordern werden es die Arbeiter nicht können, denn im Gegensatze zur Invaliditäts- und Altersversicherung, bei der nicht alle Arbeiter die aufgebrachten Mittel zurückbekommen, kann beim Sparzwang keiner der Arbeiter seiner Ersparnisse und Rücklagen verlustig gehen.

Zum Schluß kann noch ein politischer Vorwurf gemacht, aber ebenfalls zurückgewiesen werden. Es wird vielfach von den Gewerkschaften mit Recht verlangt, sie sollten weniger in politicis machen, als die wirthschaftlichen Interessen der Arbeiter wahrnehmen. Nun hat bereits das Reich ihnen die Fürsorge für die Kranken, für die von Unfall, Invalidität und Alter Betroffenen abgenommeu, es soll ihnen jetzt auch das Gebiet der Arbeitslosenunterstützung aus ihrem Programm entfernt werden. Was bleibt da noch den Gewerkvereinen und Gewerkschaften? Nun, erstens bleibt ihnen noch ein großer Aufgabenkreis der Organisirung, Aufklärung und Erziehung der Arbeiter, der Verbesserung der Arbeitsbedingungen, der Controle der Schutzvorschriften, und zweitens scheinen die Ansichten der Arbeiter darüber sehr getheilt zu sein, ob die Arbeitslosenunterstützung überhaupt in ausreichender Weise von den Gewerkschaften besorgt werden kann oder ob dieser Fürsorgezweig mit ihren Controlvorschriften ꝛc. nicht die Organisation belästigt und beengt. Immerhin würde auch mit der Durchführung des Sparzwangs einer weitergehenden Arbeitslosenunterstützung durch die Gewerkschaften der Weg nicht verbaut sein. Bis jetzt haben sich aber doch an der gewerkschaftlichen Bewegung im Wesentlichen nur die besser gestellten Arbeiter betheiligt, diese werden auch wohl in der Lage sein, neben den Sparbeträgen die Gewerkschaftsbeiträge zur Arbeitslosenunterstützung aufzubringen und sich dadurch eine Zusatzunterstützung zu verschaffen, wenn sie arbeitslos werden sollten.

Nach alledem verdient der Sparzwang den Vorzug vor der obligatori-

schen Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, weil er einfacher sich handhaben läßt, keine lästigen und verbitternden Controlen bedingt, nicht unvolksthümlich wirkt, und jedem Arbeiter den Vollgenuß der von ihm aufgebrachten Geldmittel gestattet. Man soll nun allerdings die Wirkung des vorgeschlagenen Heilmittels gegen die Arbeitslosennoth nicht überschätzen und vor Allem nicht wähnen, daß damit die ganze Noth aus der Welt zu schaffen sei. Das ist nicht der Fall. Es wird immer noch selbst unter den Arbeitswilligen zu Zeiten Personen geben, die auch nach Erschöpfung ihrer Ersparnisse noch keine Arbeit finden und schließlich der Armenpflege anheimfallen, sei es, weil die fortschreitende Technik und die Umgestaltung ganzer Erwerbszweige ihr Können und ihre Kraft überflüssig gemacht hat, sei es, daß sie nicht genügend gelernt haben. Diesem Ueberschuß an Arbeitskräften im deutschen Reiche kann wohl nur ein großes, sociales System, mit dem wir ja auch schon begonnen haben, helfen: die Vereinigung von innerer Colonisation, die Oedländereien, versumpftes Land und die Latifundien dem befruchtenden Bevölkerungsstrome erschließt, mit einer nationalen Auswanderungspolitik, welche einen Theil des Ueberschusses des deutschen Volks in compacten Massen in fremden Ländern dort ansiedelt, wo sie nicht der Ausbeutung anheimfallen und in wirthschaftlicher Selbstständigkeit ihr Deutschthum bewahren können. Daß auch der Arbeitsnachweis bei uns noch besser zu organisiren ist, wurde bereits gesagt und wird von den Gemeinden und Staatsbehörden immer mehr erkannt. Vor Allem aber wird die gewerbliche Fachbildung noch mehr Gemeingut der breiten Volksschichten werden müssen, fehlt es doch vielen Handwerksarten an tüchtigen Arbeitskräften und gehen diese Gewerke gerade wegen dieses Mangels zurück. Die Arbeitslosenstatistik beweist ja auch, daß gerade die ungelernten Arbeiter am stärksten der Gefahr der Erwerbslosigkeit ausgesetzt sind, wird aber für die Verbreitung guter Fachbildung gesorgt, so können viele Arbeiter aus der Kategorie der „ungelernten" zu der der „gelernten" Berufe emporsteigen, eine größere Erwerbssicherheit erlangen und unserer Industrie und dem Handwerk zu Hilfe kommen. Ist also die Arbeitslosigkeit ein schweres socialpolitisches Problem, so ist es bei dem ehrlichen Zusammenwirken aller Kräfte des Staates, der Gesellschaft und der Arbeiterschaft selbst durchaus nicht unlösbar.

Kaiser Ottos des Dritten Ende.

Ballade.

Von

Felix Dahn.

—— Breslau. ——

Zu sterben kam der Kaiser Ott im Lenze seines Lebens.
Der Griechenärzte weise Kunst, an ihm war sie vergebens.
Ein räthselhaftes Leiden war's, ein zehrend Mark-Verbrennen:
Doch Ursprung, Name, Heilung — ach, die konnte Keiner nennen. —

Da rief er an sein Pfühl Herrn Gehrd, den vielgetreuen Sachsen,
In dessen Hut und Waffenzucht der Jüngling einst erwachsen.
Der strich sich aus dem weißen Bart verstohlen eine Zähre
Und sprach: „Das wende Gott der Herr, daß dies das Ende wäre!
Ihr seid so jung noch. Von Euch hofft das Reich noch hohe Thaten:
Ihr müßt dem Ahn — dem großen Ahn! — Herrn Otto, nachgerathen!"

Der Sieche seufzte: „Just das ist's. — — Dir, alter Freund, vererb' ich
Mein schwer' Geheimniß. — Was mir fehlt? — An Karl dem Großen sterb' ich." —

„Hilf, Gott! Ihr redet fieberwirr!" — „O nein! Nie sprach ich klarer. —
Vernimm! Du weißt: vom Knaben an, mein Traum, mein Vorbild war er,
Der große Karl, der da gewann die Kaiserkrone Romas! —
Von je hat mich berückt der Glanz des gleißenden Phantomas! —
Ihm ähnlich wollt' ich werden, — nein: viel größer noch als er.

So zog ich überhobnen Sinns nach Aachens Pfalz daher.
Und hier ergriff mich heiß der Drang: ich mußt' in seinem Grabe
Aufstören seine Heldenruh', ich maßlos eitler Knabe!
Ich drang hinab: nicht hielt mich auf all' meiner Besten Warnung:
Es zog mich an des Großen Grab ein Netz der Wahnumgarnung.

Nun stand ich in der düstern Gruft: rings schauerliches Schweigen.
Ich war allein: es wollte kaum die Fackel mir ihn zeigen.
Da saß die mächtige Gestalt, hoch aufrecht, auf dem Throne,
Das breite Schwert in knochiger Faust, am Haupt die Zackenkrone,
Der Heerschild hing am linken Arm, das Scepter lag im Schose,
Geschlossen war das Augenpar, das licht- und lebensloſe. — —

Wohl stockte mir der Athem erst, und Grau'n hielt mich befangen:
Bald aber riß mich hin zu ihm das frevle Wahnverlangen.
„Gieb her!" rief ich — wie scholl das laut im Steingewölbe wider! —
„Nicht taugen Kaiser-Schmuck und Wehr für Deine todten Glieder.
Gieb' Beide mir. Mir ziemen sie. Ich bin Dein größ'rer Erbe:
Nicht rast' ich, bis ich höh'ren Ruhm, denn Du, Herr Karl, erwerbe."

Und vorwärts sprang ich auf den Thron, riß ihm vom Haupt den Reifen,
Wand' aus der Faust das Schwert und zog den Schild vom Arm, dem steifen.
Doch wie ich nun so vor ihm stand, mit Schwert und Schild und Krone, —
O Grau'n! Mir war, als hob er sich empor von seinem Throne,
Die todten Augen schlug er auf, zu fürchterlichem Blick; — — —
Da riß Entsetzen zuckend mir den Kopf in das Genick!
Weh' mir! Der Schild verbrannte mir den Arm wie Flammenschimmer,
Das schwere Schwert erlahmte mir die Kraft der Hand für immer,
Die Krone aber schraubte mir zusammen Haupt und Stirn,
Mir war's, sie drückte mir zu Brei das innerste Gehirn! —
Aufschreiend fiel ich auf's Gesicht! — — —
So fanden mich die Meinen. —
Ein Todessiecher stand ich auf von jenen kalten Steinen.
Nicht konnt' ich deß' genesen mehr in allen meinen Tagen! — —
Der kleine Mann soll nicht Begehr nach des Großen Krone tragen!" — —

Franz Wüllner.

Sein Leben und Wirken.

Von

Otto Neitzel.

— Köln. —

Wenn man in Köln von dem stattlichen Kaiser-Wilhelm-Denkmal her den breiten, mit geschmackvollen Häusern bebauten Ring ostwärts einschlägt, der aus dem Glacis der alten Festung innerhalb zwanzig Jahren wie auf Zaubergeheiß emporgeblüht ist, so stößt man bald zur Linken auf ein schmuckes zweistöckiges Haus, in welchem es an jedem letzten Sonntagnachmittag in den Wintermonaten besonders lebhaft zugeht. Wer nur Sitz und Stimme hat im musikalischen Rath der Rheinmetropole, eilt dann dorthin, um einige Stunden, die sich bei außergewöhnlichen Anlässen, wie um den lustigen Carneval herum, zu halben Tagen dehnen, in fröhlichem Gedankenaustausch mit Gleichgestimmten zu verbringen. Den üblichen Thee verdrängt bald ein gediegener Tropfen vom Rhein- oder Moselstrande, häufig mit duftigen Kräutern oder Früchten gewürzt, ganze Berge von leichten Imbissen werden von zwei flinken jungen Damen, den Töchtern des Hauses, herumgereicht, während die Wirthin, unmerklich allgegenwärtig, wie ein guter Regisseur, bald die Kommenden empfängt und hineingeleitet, bald sich unter die Gäste mischt. Das erste Zimmer nehmen zwei, das zweite ein Flügel als Hauptmöbel ein, auf den Tischen, an den Wänden ist kaum ein Stück, das nicht eine Beziehung zur Tonkunst aufwiese, hier eine Partitur zum Parsifal, zu den Meistersingern, dort ein Facsimile von Händels Messias, von Beethovens erster As-Dur-Sonate, Büsten bedeutender Tonkünstler wechseln mit den altgriechischen Beschützern ihrer Kunst. Der erste Raum ist das eigentliche Musikzimmer, da alle tonverschlingenden Polster und Vorhänge in die Acht gethan sind,

das zweite mit seinen Bücherschränken, einem mächtigen Schreibtisch dient augenscheinlich der Geistesarbeit, über ihm liegt ein Hauch von Ernst und Gründlichkeit.

Vom Fenster aus sieht man in einen sauber gepflegten Garten hinab. Läßt man eine Stunde verstreichen, so entwickelt sich in einem kleinen anstoßenden Zimmer links eine nicht weniger angeregte, wenn auch eintönigere Unterhaltung als in den beiden Haupträumen, und Worte wie: Schellensolo, Grand, ich passe, deuten darauf hin, daß auch unter dem Musikantenvölklein die Lust am Kartenspiel noch nicht erloschen ist. Wir überlassen sie sich selber und ihren Havanas, um wieder in die geistig-höhere und physisch-reinere Atmosphäre, die wir kurze Zeit gemieden, zurückzukehren. Als gesellschaftlichen Mittelpunkt bemerken wir einen rüstigen Herrn mit weißem Bart und graumelirtem Haupthaar, der frisch wie ein Jüngling dreinblickt und mit einer Stimme, die zur Noth einen leidlichen Tenoristen abgegeben hätte, bald musikalische Fachfragen, bald solche allgemein ästhetischen Inhalts erörtert, bald aus seiner reichen Vergangenheit Einzelheiten erzählt, ja bisweilen sogar dem Damenkreise, der in Köln den Vorzug besitzt, von der Natur ziemlich verschwenderisch mit Reizen ausgestattet zu sein, Artigkeiten sagt. Das ist Vater Wüllner im Kreise seiner Familie und seiner Intimen.

Nicht immer gleitet ihm die Rede so mild und freundlich von den Lippen, und wenn er Morgens früh um acht im Conservatorium in der Wolfsstraße einem unpünktlichen Lehrer eine Lection ertheilt, indem er eine solche den harrenden Schülern ertheilt, Jenen also vertritt, so kann er gegen den endlich erscheinenden Säumigen recht kurz angebunden sein. Auch wenn in einer Orchesterprobe, wo ja der Bravste einmal strauchelt, eine Stelle falsch geblasen oder unrichtig phrasirt wird, so kommt es ihm gar nicht auf ein Kernwort an, das die Situation kurz und schlagend erläutert, jedenfalls nicht zum Schaden des Ziels, das er im Auge hat.

Ernst bei der Arbeit, aufgeräumt in den wenigen Augenblicken, die er sich zur Erholung gönnt, in Allem, was er thut, ein ganzer Mann, so hat es Franz Wüllner Zeit Lebens gehalten. Es ist nicht zu verwundern, daß man ihn überall, wo er wirkte, festhielt, so lange es die Verhältnisse erlauben wollten, ja in München gab es nicht lange Besinnens, als man eines Mannes bedurfte, der den Kirchenchor reformiren sollte, daß man ihn aus Aachen, wo er inzwischen als Chor- und Orchesterdirigent die Sporen und Lorbeeren dazu verdient hatte, zurückrief. Er wirkte Gutes und Heilsames, wo er weilen mochte, zwei Mal in Stellungen, die in einer gewissen Abhängigkeit vom Fürstenhofe standen. Aber so recht warm ist er doch erst jetzt in Köln als Hofkapellmeister der musikalischen Bürgerschaft, wie Bülow etwa sagen würde, geworden.

Sein gerades Wesen, seine strenge Thatkraft paßte schlecht zu den Compromissen, zu denen sich ein Hofbeamter stellenweise doch verstehen

muß, und wenige Jahre seiner Thätigkeit haben genügt, um auch den begeistertsten Lobredner der guten alten Zeit zu überzeugen, daß er gerade für Köln der geeignete Mann am rechten Orte ist, und ihm seitens seiner Helfer und Berather dasjenige Vertrauen zu sichern, das da sagt: Thue, was Du für gut befindest, wir werden das Unsere thun, um Dir den Weg zu ebnen.

Ein wenig mag dabei auch seine Abstammung mitsprechen, die ihn frühzeitig mit rheinischem Wesen in Berührung brachte, viel jedenfalls seine genaue Kenntniß des Chorgesangs, der ja am Rhein gepflegt wird, wie nirgends anders.

In den Lebensabrissen unserer Tonkünstler pflegt die Frage nach der Vererbung der musikalischen Fähigkeiten stets das Präludium zu bilden. Die Suche hiernach würde bei Franz Wüllner ziemlich mager ausfallen, um so lohnender diejenige nach Eigenschaften des Charakters: die zähe Energie seines Vaters ist in vollem Maße auf ihn übergegangen. Jener kostete im Alter von 18 Jahren eben die Freuden des Elementarlehrers durch, als in seinem waghalsig strebsamen Geist der Entschluß reifte, in die höhere Ordnung der Gymnasiallaufbahn aufzurücken. Dazu war nichts Geringeres als die Absolvirung des vollständigen Gymnasial- und Universitätscursus von Nöthen. Der Elementarschullehrer drückte bald die Bänke der Sexta des Münster'schen Gymnasiums, um freilich schon vier Jahre später das Reifezeugniß zu erlangen. Auf der Universität ging's natürlich bedächtiger, und nach weiteren vier Jahren sehen wir ihn als Ordinarius dieselbe Klasse leiten, in der er vor acht Jahren die Anfangsgründe der lateinischen Grammatik erfaßt hatte. Wieder vier Jahre darauf wird er als Gymnasialdirector nach Recklinghausen berufen, von wo er dann nach Düsseldorf versetzt wurde. Während des Umzugs, bei einem vorübergehenden Aufenthalt der Eltern in Münster, am 18. Januar 1832, kam Franz zur Welt.

In Düsseldorf, wo er die ersten Lebensjahre verbrachte, war ihm in der Person des Gymnasialmusiklehrers Schmidt ein sorglicher Wärter seiner musikalischen Frühreife beschieden. Mit echtem Pädagogensinn begabt, von der Erkenntniß ausgehend, daß im Anfang der Rhythmus sei, brachte er in des Dreijährigen Trommelstudien Ziel und Maß, und als ein Jahr verstrichen, drückte er dem Kleinen eine Geige in die Hand, um dessen Gehör zu bilden, und erst nach Jahresfrist lehrte er ihn die Kunst, das mechanischste aller Instrumente, das Clavier, zu behandeln. Es wird den Musikfreund interessiren, nebenbei zu erfahren, daß augenblicklich bei unsern im Rufe geringen musikalischen Verständnisses stehenden angelsächsischen Vettern sich eine gewichtige Verschiebung der Vorliebe für das Geigenspiel zu Ungunsten des Clavierspiels vollzieht. Man ziehe den Ernst in Rechnung, mit dem der Engländer ein selbstgestecktes Ziel zu verfolgen pflegt, und man wird sich in zehn Jahren über einen weiteren bedeutenden

Aufschwung der Musikpflege in England durch die Engländer, womit eine Emancipation vom Auslande gleichen Schritt halten wird, nicht verwundern dürfen. Als Geiger errang der junge Franz die ersten Virtuosenerfolge gelegentlich eines Concerts in Münster, das er im Alter von acht Jahren gab. Sehr anregend war nun freilich die für ihn gewählte musikalische Litteratur nicht, war doch damals die große allgemeine Geschmacksseichtheit über Deutschland hereingebrochen. Der Vater wurde ihm entrissen, als er zehn Jahre alt war, wodurch seine Mutter veranlaßt wurde, nach kurzem Aufenthalt in Köln, wo Franz das Gymnasium besuchte und bei dem trefflichen Concertmeister Hartmann Geigenunterricht nahm, in ihre Geburtsstadt Münster zurückzukehren. Hier sattelte Franz endgültig von der Geige zum Clavier um, hauptsächlich auf Veranlassung des damaligen Münsterer Musikdirectors Carl Arnold, der die Nachfolge des inzwischen nach Aachen berufenen Musikdirectors Anton Schindler, des wohlbekannten Schülers und, wie er sich selbst nannte, Freundes von Beethoven, angetreten hatte.

Durch Arnold wurde er in die Kunstgriffe der musikalischen Composition eingeweiht, die er mit seiner erstaunlichen Gelehrigkeit so schnell erfaßte, daß sich auf dem Arbeitstisch des Tertianers bald allerhand Compositionen, darunter acht bis zehn Kinderlieder, die heute noch gute Figur machen würden, ein Vaterunser, eine Messe, ein Streichquartett, sogar ein Opernfragment, mit den Caesar- und Ovidübersetzungen zusammen drängten. Gewaltigen Einfluß auf den ausübenden Musiker erlangte bald Schindler.

Es ist, nicht ohne Verschulden unserer musikalischen Heroen, Mode geworden, Schindlers Auslassungen über Beethoven abfällig zu beurtheilen und über den Ecken und Kanten, die jedes Original, das er war, besitzt, seine unleugbaren Verdienste zu übersehen. Hat er es auch vielfach nicht vermocht, Beethovens kühnem Gedankenflug zu folgen und seine monumentale Größe ganz zu ergründen, so hat er doch schon durch die Zusammentragung zahlreicher persönlicher Erinnerungen der Forschung einen wesentlichen Dienst erwiesen, und durch die Unterweisung eines so befähigten Zöglings, wie Franz Wüllner, ist er zum Verkünder und Ausdeuter des Vermächtnisses geworden, das Beethoven seinen Schülern auf dem Wege der mündlichen Anregung und Belehrung hinterließ. Von diesen praktischen Fingerzeigen, die Schindler getreu nach Beethovens Angaben seinen Schülern zu Theil werden ließ, besitzen wir einige schriftliche Belege, aus denen hervorgeht, daß sie sich mit der Vortragslehre, die wir einem Bülow verdanken, mit der rhythmischen und declamatorischen Prosodie, die ein Riemann systematisirt hat, zum großen Theil decken. Die eine dieser Schriften: „Für Verehrer und Studirende von Beethovens Claviermusik. Von Anton Schindler (gedruckt als Manuscript). Frankfurt a/M. im December 1849," ist kaum über einen engen Leserkreis hinausgegangen. Ein anderes Werk: „The Beethoven-Cramer-Studies. Selection of Studies by J. B. Cramer with comments by L. van Beethoven and preface, translation,

explanatory notes and fingering by J. S. Shedlock," ist neulich bei Augener in London erschienen.

Die Gegnerschaft, welche Schindler nicht allein den äußerlichen Tastenhelden der damaligen Zeit, sondern auch einem Liszt widerfahren ließ, über dessen schillernden Virtuosenkünsten er den tieferliegenden Kern des Clavierpoeten nicht erkannte, hat dazu beigetragen, daß er von den Zunftmusikern mehr, als es der Kunst dienlich war, über die Achsel behandelt wurde, und es ist um so mehr die Pflicht der Nachlebenden, auch ihm endlich gerecht zu werden.

Aus jeder Seite der ersten Schrift leuchtet hervor, daß Schindler mit der Ueberzeugtheit des selbstbewußten Vorkämpfers für die Durchgeistigung des Vortrags und für die Ausarbeitung desselben bis in die geringsten Einzelheiten eintrat, wie denn über das Clavierspiel seines Herrn und Meisters nie ein wahreres, fachkundigeres Wort gefallen ist, als aus dem Munde Clementis, eines der vornehmsten, wenn nicht des vornehmsten Clavierspielers der ganzen classischen Epoche: „Beethovens Spiel war nur wenig ausgebildet, nicht selten ungestüm (brusque), wie er selbst, immer jedoch voll Geist." Indem Beethoven zum guten Theil Clementis Rathschläge, die dieser ihm im persönlichen Verkehr mit der Aufrichtigkeit gab, die ein gereifter Künstler gegen den lernbegierigen Jünger sich zur Pflicht macht, zur Richtschnur nahm, haben wir in Schindlers Aufzeichnungen und Weisungen, nach denen sich wieder Wüllner gebildet, ein Erbtheil, das bis zu Clementi heranreicht und von Beethoven vervollständigt und vertieft worden ist. Schindler ist es, der auf den Zusammenhang zwischen Gesang und Instrumentalmusik hinweist und von jedem Instrumentalvirtuosen verlangt, er solle ordentlich zu singen verstehen. „Mit der Lehre der rhythmischen Gliederung, der Accentuation und des Anschlags verhält es sich überhaupt wie mit der Lehre der Perspective und Optik. Es können diese in einer Stunde Zeit gelehrt werden; es gehören aber Jahre unabläßigen Studiums dazu, bis sie in ihren unzähligen Beziehungen zur Natur und Kunst wahrhaft künstlerisch in Anwendung gebracht werden können . . . Der musikalische Köhlerglaube hält sich nur an die vom Componisten geschriebenen Notenzeichen, ohne zu ahnen, daß, so wenig unsere 24 Buchstaben in der Sprache ausreichend sind, alle die tausendfaltigen Schattirungen im Ausdruck damit zu bezeichnen, ebenso wenig die Schriftzeichen der Tonsprache ausreichen, die unendliche Scala menschlicher Gefühle und Seelenzustände damit klar und verständlich auszudrücken, daß, um diese anschaulich machen zu können, wir der 1600 Notenzeichen bedürften, deren sich die alten Griechen in ihrer Musik bedient haben." Er fordert wie vom Declamator auch vom musikalischen Vortrag sinn- und empfindungsvolle Gliederung, faßt mit Schilling (in dessen Aesthetik) jedes „kleinere oder größere Tonstück als ein Kunstwerk, als eine musikalische Rede auf, die gleich dem gewöhnlichen Wortvortrage besteht aus Haupt-, Zwischen- und Nebensätzen, Vor- und Nach-

sätzen, Einschaltungen u. s. w. . . . Und so müssen bei jedem besonderen Tonstück auch die besonderen inneren und äußeren Verhältnisse und Eigenschaften desselben in sorgfältige Betrachtung gezogen werden, um hinsichtlich der Modification des in so unbestimmter Weise allgemeinhin festgestellten Tempo gerade das Rechte, und zwar selbst bei jeder einzelnen Stelle das Rechte zu treffen." Er fordert mit Marx in dessen allgemeiner Musiklehre: „daß zwar nächst der technischen Geschicklichkeit eine vollkommene Kenntniß und Beachtung der Schriftzeichen zu rechtem Vortrag unentbehrlich ist, daß wir aber außerdem noch Empfänglichkeit und Einsicht für dasjenige nöthig haben, was durch keine Schrift erschöpfend ausgesprochen werden kann: für den Sinn und die Tendenz des ganzen Kunstwerks, wie aller seiner Theile, sie mögen niedergeschrieben und bestimmt, oder aus unserem Empfinden zu ergänzen sein."

Man vergleiche mit diesen Ausführungen die Grundsätze, nach denen die Cotta'schen Ausgaben unserer Classiker die Erläuterungskunst in bahnbrechender Weise gefördert haben, und man wird Früchte desselben Stammes erkennen und zugeben, daß Clementi, Beethoven, Schindler, Bülow, Lebert, Stark das gleiche Ziel, die Durchgeistigung des Vortrages, im Auge hatten.

Daraus, daß Schindler den langgesuchten Schüler, auf den er die von seinem Meister empfangenen Lehren weiter übertragen durfte, endlich in dem jungen Wüllner gefunden zu haben glaubte, ist zum großen Theil der wahrhaft rührende Antheil, den er an ihm nahm, zu erklären. „Bei einem Besuch," so berichtet er in der erwähnten Schrift, „im März 1845 zu Münster, lernte ich einen Schüler des dort lebenden Musikdirectors Arnold kennen. Der dreizehnjährige Knabe, Franz Wüllner, sollte zum Virtuosen dressirt werden. Die zu höherem Künstlerberuf dem Knaben innewohnende Fähigkeit alsbald erkennend, erlaubte ich mir, gegen diese Bestimmung eindringliche Bemerkungen zu machen, die Gehör fanden. Eine bestmögliche Bekanntschaft mit den alten Classikern sollte dem zu wählenden Künstlerberuf als feste Grundlage dienen." Auch in seinen Bemerkungen zu den Etüden Cramers kommt er wieder auf Wüllner, den er sechs Jahre lang berathen, zurück.

Im „tollen Jahr" 1848 siedelt Wüllner nach Frankfurt a. M. über, wo er die politischen Wirrsale aus nächster Anschauung kennen lernt. Hier war es, wo Schindler ihn als eine Art Musterknaben, als lebendes Beispiel wie er Beethoven aufgefaßt haben wollte, in öffentlichen Claviervorträgen vorführte. Nebenbei trieb Wüllner eifrige contrapunctische Studien bei Ferdinand Keßler, der, obschon fast blind, die ihm vorgespielten Arbeiten seiner Schüler mit dem feinsten, Fehler verbessernden, Lücken ergänzenden und die verwickeltsten Stimmführungen errathenden Gehör corrigirte. Im Winter 1850 endlich trennte er sich von Schindler, um auf eigenen Füßen zu stehen; er wandte sich zunächst nach der Beethovenstadt Bonn, wo er viel öffentlich spielte und beim Publicum, an dessen Spitze das ihm

freundschaftlich zugethane Haus Hansemann stand, zum Beethovenspieler promovirte, wenigstens beim unparteiischen Theil desselben. Denn eine zumeist aus Fachmusikern bestehende Opposition, die in der äußeren Glätte und in der Tempo-Engigkeit das A und O der ausführenden Musik ersah, die nämliche, die auch Schindlers Auslassungen mit Spott oder Schweigen erwiderte, fiel auch über Wüllner her. Mochte ihm dieser bestrittene Erfolg einige Bedenken erregen, mochte er auch fühlen, daß er unter des wohlmeinenden Schindlers Lehrerauge dennoch der unumgänglichen Virtuosität zu wenig Aufmerksamkeit eingeräumt — denn jede öffentliche Kunstleistung bedarf zunächst der äußeren Zuverlässigkeit und Plastik, um erst dann die Weihe des Geistes zu empfangen — kurz, Wüllner fühlte nicht Selbstvertrauen genug, um Schindlers Vorhaben zu verwirklichen, welches in nichts Geringerem bestand, als daß er in Paris, London und dann in Deutschland „Beethovenrecitals" geben und zum Verkünder der wahren Interpretation Beethovens werden solle. Dennoch vollzog sich auch unter den Fachleuten bald ein Umschwung zu seinen Gunsten, und so sehen wir ihn unter Fétis in Brüssel im Winter 1852—53 Beethovens damals noch herzlich unbekanntes G-dur-Concert mit vielem Erfolg bewältigen.

Der Sommer 1853 war für ihn insofern bedeutungsvoll, als er im Deichmann'schen Hause in Mehlem die Bekanntschaft von Johannes Brahms machte. Es läßt sich denken, daß die gemeinschaftliche Begeisterung für Beethoven bald eine innige Freundschaft zwischen ihnen zur Folge hatte, die auch nicht abriß, als Wüllner später die dramatisch-musikalische Größe Wagners bewundern lernte. Nach Hannover führte den jungen Beethovenspieler sein Wandertrieb, wo er an Joachim einen warmen Gesinnungsgenossen in Beethoven fand und mit seinem Vortrag der damals noch mehr berüchtigten als berühmten Sonate Opus 106 ein solches Staunen hervorrief, daß der anwesende Brahms ihm in seinem Reisepaß unter die besonderen Kennzeichen einschrieb: „Spielt die Sonate für das Hammerclavier, einschließlich der Fuge, auswendig," ein Vermerk, der ihm in Leipzig die wärmste Aufnahme sicherte, insbesondere bei dem Mozartbiographen Otto Jahn, mit dem er zwei Wochen in anregendem Verkehr verbrachte. Endlich stellte er den Wanderstab in München in die Ecke. Nachdem er dort zwei Jahre hindurch als geschätzter Clavierlehrer und in Concerten gewirkt, erhielt er am 1. Januar 1856 an dem von Franz Hauser geleiteten Staatsconservatorium eine feste Anstellung als Clavierlehrer. Das brachte ihm zwar bei acht Stunden wöchentlichen Unterrichts nur die bescheidene Summe von 200 Gulden Jahresgehalts, bot ihm aber genug Rückhalt, daß er ein Jahr darauf die ihm in feinstem Kunstverständniß gleichgestimmte Freundin seiner Jugend ehelichen konnte. Sie ist ihm fortan eine aufopfernde Gefährtin geworden, die manches Stirnrunzeln, das ihm widrige Verhältnisse erzeugten, glättete, die ihm in einer behaglichen Häuslichkeit Erholung gewährte von des Lebens Kämpfen und Mühen. Sie gebar ihm drei Kinder, zwei

Mädchen und einen Sohn, alle drei hochbegabte Jünger der Tonkunst, von denen der Sohn Ludwig, zuerst Gelehrter, jetzt Schauspieler und Sänger, als Liederinterpret in den letzten beiden Jahren zu hohem Ruhm gekommen ist. Im Jahre 1858 sandte er, ganz ohne den üblichen Ballast von Empfehlungen und Zeugnissen und daher ohne jeglichen Glauben an einen Erfolg, ein Bewerbungsgesuch um die erledigte Aachener Musikdirectorstelle ab. Das Unerwartete geschah, der junge Wüllner erhielt den Vorzug vor so vielen älteren und bekannteren Candidaten, und bald war er wohlbestallter Dirigent der städtischen Abonnementsconcerte und Leiter des mit ihnen verbundenen gemischten Chors.

Es war für Wüllner hier eigentlich Alles neu zu schaffen. Eine Aufführung der „Neunten" war erst einmal, im Jahre 1824 erfolgt. Schumann, den Wüllner namentlich durch Brahms und Joachim hatte lieben gelernt, war den Meisten nur vom Hörensagen bekannt, Bachs Matthäuspassion schlummerte im Bibliothekschrank, den Chor hatte er für die höchsten Aufgaben der Kunst heranzuziehen. Bei der ausgezeichneten Beschaffenheit der Aachener Sangeskehlen, bei der Empfänglichkeit des Publicums für schöne Musik, die ihm so lange verschlossen blieb und die es nun lechzend in sich aufnahm, verlebte er hier sieben Jahre freudigsten, segensreichsten Wirkens, als deren Gipfelpunkt sein Antheil am Musikfest 1864 gelten durfte. Hier schon bethätigte er seinen Lebensgrundsatz, daß für das Publicum das Großartigste und Erhabenste nicht zu schade sei, sondern im Gegentheil die musikalische Hauptkost bilden müsse, und daß die Kunstwerke lediglich nach ihrem inneren Werth, aber nicht nach dem Parteilager, aus dem sie stammten, zu prüfen seien. Hier auch schrieb er seinen „Heinrich der Finkler" für Männerchor, Soli und Orchester, nächst Bruchs Frithjof das beliebteste Chorwerk, seine bedeutenden vierhändigen Variationen, seine Chorlieder für Frauenstimmen, den 98. Psalm für Männerchor, Solo und Orchester.

So diente der Aachener Aufenthalt dazu, Wüllners Geschicklichkeit in der Leitung des Orchesters erheblich zu vermehren, sein zuerst mehr den Classikern und ihrem Leitstern Beethoven zugewandtes Verständniß auf die Altmeister und Romantiker auszudehnen und ihn in der Pflege des Chorgesanges sein Herz entdecken zu lassen, daneben auch die tiefen Eindrücke, die das Studium der Meister in ihm erzeugt, in eigenen Schöpfungen niederzulegen. Der Ruf seines Chors war unterdeß nach München gedrungen, wo nicht allein auf dem Gebiete des Theaters ein frischer Luftzug zu wehen anhub, seitdem Ludwig II. die Zügel der Regierung ergriffen hatte. Namentlich erheischte der den königlichen Ohren unmittelbar ausgesetzte Kirchenchor der Allerheiligenkirche eine schnelle Verbesserung. Wüllner wurde dem bisherigen Dirigenten Aiblinger zur Seite gestellt, jedoch mit aller wünschenswerthen Machtvollkommenheit, die ihm der verdienstreiche Generalintendant von Perfall erwirkte, ausgerüstet. Zwei Jahre später,

1867, wurde er auf Lebenszeit zum Hofkapellmeister ernannt — in München ist mit diesem Titel nicht durchaus die Wirksamkeit am Theater verknüpft — ein Beweis, wie schnell das gewünschte Reformwerk gelungen war. Ausflüge auf das weltliche Gebiet unternahm er, indem er als Pianist wieder eine eifrige Thätigkeit aufnahm und sich in Haydns Symphonien vertiefte, von denen er einen großen Theil für vier Hände einrichtete. Inzwischen ging es in den musikalischen Hofinstituten ziemlich kraus her, eine Umwälzung folgte der andern, und nur Wüllners Kirchenchor entging als unanfechtbar der Auffrischungslust der Männer des neuen Curses. Wagner, bekanntlich gleich nach Ludwigs Regierungsantritt dessen musikalischer Berather, plante eine vollständige Neuordnung der königlichen Musikschule, stieß dabei aber auf einen so geharnischten Widerstand der Ultramontanen, daß der verärgerte König die Schule einfach auflöste, bis sie im Jahre 1867 nach Wagners Entfernung von München als Privatmusikschule des Königs wieder auflebte.

Die Machtvertheilung der drei Hofkapellmeister wurde endlich in der Weise geregelt, daß Lachner das Theater, Bülow die Musikschule übernahm, während Wüllner den Kirchenchor behielt. Schon vorher hatte Bülow die Privatconcerte des Königs und einzelne Vorstellungen im Theater geleitet. Nun wurden ihm Tristan, Lohengrin, Tannhäuser dauernd übertragen, und zwar auf besonderen Befehl des Königs, der, unbekümmert um die Abgrenzung der Aemter, in seinem Hause Herr bleiben wollte.

Lachner, durch das verzwickte Verhältniß zwischen sich und dem Kapellmeister extra statum verletzt, nahm 1868 seine Entlassung, und jetzt wurde auch die Oper Bülows Leitung unterstellt. Seit 1867 wurde auch Hans Richter auf Wagners Betreiben nach München berufen und, weil gerade nichts Anderes für ihn frei war, zum Lehrer des obligaten Clavierspiels (d. h. obligatorisch für Nichtpianisten) ernannt, auch gelegentlich zu Hilfsdiensten in der Oper zugezogen, wo er denn eine erstaunliche Vielseitigkeit entwickelte, indem er einmal in der Generalprobe der Meistersinger das erste Horn blies, ein andermal in der Aufführung sogar den Kothner sang. An Reibungen zwischen dem nur vorübergehend anläßlich einzelner Aufführungen seiner Werke in München weilenden Wagner und der am Grundsatz: Quieta non movere! festhaltenden Münchener musikalischen Behörde konnte es denn nicht fehlen, es kam sogar zu einem kleinen Bruch zwischen dem König und seinem Liebling, als dieser im Sommer 1867 den 59jährigen Tichatschek für die Rolle des Lohengrin verschrieb. Der König war von der Generalprobe so wenig erbaut, daß er den Sänger als „unmöglich" erklärte und die Vorstellung nur durch Vogls Einspringen gerettet wurde. Im Jahre 1869 war der große Augenblick gekommen, wo „Rheingold" und „Walküre" zum ersten Mal das Bühnenlicht erblicken sollten. Die Proben zum Vorabend des Nibelungenringes hatten unter Bülow den besten Verlauf genommen, als die Gerüchte über allzu intime

Beziehungen zwischen Wagner und Bülows Gattin auch endlich von Bülow selbst nicht mehr widerlegt werden konnten. Die Folge war seine Erkrankung und sein dringendes Abschiedsgesuch. Ordnungsgemäß mußte nun Hans Richter den verwaisten Dirigentensitz einnehmen, der sich dessen jedoch, wie man bald erfuhr, auf Wagners ausdrücklichen Wunsch, entschieden weigerte und kurzer Hand entlassen wurde. Jetzt war ein Dirigent um so theurer, als der König auch durch Wagners persönliche Zwischenkunft in seinem festen Wunsch, das Rheingold und später die Walküre zu sehen, nicht umgestimmt wurde. Herrn von Perfalls Augen fielen auf Wüllner, und dieser stellte sich muthig in die Bresche. Alles schien sich zu vereinigen, ihm seine Aufgabe zu erschweren.

Da sich Betz, der den Wotan singen sollte, der Weigerung Richters, gegen Wagners Wunsch mitzuthun, anschloß, wurde ein Umlernen von nicht weniger als acht Rollen innerhalb zwei Wochen nöthig. Im Publicum gährte es von Parteiströmungen, von denen nicht eine den jungen Wagehals auf ihren Wellen trug; die Lachnerpartei war ihm nicht hold, weil sie die Wiederanstellung ihres Führers erwartete, die Wagnerpartei nicht, weil die Aufführung gegen die Absichten des Meisters verstieß, die Anhänger Bülows und Richters nicht, weil sie dem Anfänger jede Fähigkeit, in der doppelt fremden Welt des Theaterdienstes und des Musikdramas sich zurecht zu finden, absprachen, und jeder Morgen brachte in Wüllners Wohnung einen Haufen anonymer Zuschriften, in denen sich Spottsucht, Schadenfreude, im besten Falle mitleidiges Bedauern ablösten.

Dazu kam noch, daß das Orchester tiefgelegt war (eine Einrichtung, die sich nicht genug bewährte, um beibehalten zu werden), daß die Musiker mit den neuen Instrumenten, Baßtrompete, Baßtuba, nicht genug vertraut waren, um nicht alle Augenblicke einen „Kicks“ befürchten zu lassen, kurz, es ist zu verstehen, wenn dem muthigen jungen Manne das Herz pochte, als er am 22. September 1869 in's Orchester trat, um das Zeichen zum Einsetzen des tiefen Es zu geben. Nun, die Aufführung gelang über alles Erwarten gut, und die Schreier verstummten. Nun wurde auch die Aufführung der Walküre Wüllner übertragen, der diesmal die genügende Zeit zur Vorbereitung fand und mit Kräften arbeitete, die ebenso viel guten Willen wie Fähigkeit entfalteten. In dreißig Orchesterproben, außerdem in Einzelproben des Streichquartetts, von denen sogar die Geigen und Violoncelle besonders durch ihre Concertmeister unterwiesen wurden, gelangte das Orchester zu höchstmöglicher Vollendung, die Rollen waren durchweg in den Händen hervorragender Künstler, den Wotan sang Kindermann, Frl. Stehle die Walküre, das Vogl'sche Ehepaar Siegmund und Sieglinde, die Walküren waren sämmtlich mit Solistinnen besetzt. Mit dem musikalisch-dramatischen Theil wetteiferte die Scene. Den Walkürenritt vollführten junge Stallknechte des Hofmarstalls, die auf wirklichen Rossen über einem durch weiche Unterlagen abgedämpften Luftgrund, von elektrischen Blitzen beleuchtet, vorüberjagten

und die Illusion eines Ritts durch die Lüfte vollständig machten. Die Aufführung, die am 26. Juni 1870 erfolgte, ist heute noch allen Ohren- und Augenzeugen unvergeßlich, sie bildete zugleich den erhebendsten Augenblick in Wüllners ganzer Künstlerlaufbahn.

Zweifellos führt der Weg zur guten Kapellmeisterei durch die Theaterpraxis. Es läßt sich denken, daß die nunmehr dauernd erfolgte Anstellung Wüllners am Theater, zu der auch die Leitung der Königl. Akademie, das heißt der Concerte der Königl. Kapelle trat, aus Wüllner in kurzer Zeit einen gewiegten Orchesterdirigenten machte. Aber auch seine künstlerischen Anschauungen erhielten durch das sich Einleben in Wagners Partituren, dessen Individualität er erst jetzt bis in ihre geheimsten seelischen Regungen verstand, eine erhebliche Erweiterung.

Dennoch war seine Berührung mit dem Theater mehr ein Erzeugniß äußerer Umstände, als daß sie seinem innersten Verlangen entsprach. Sein Herz gehörte nach wie vor der symphonischen Musik und dem Chorgesang. Schon unter Bülows Directorat der Kgl. Musikschule war er, obschon von diesem ganz unabhängig, der Leiter der Chorclassen gewesen, und damals hatte er Muße genug, um seine reichen Erfahrungen in einem epochemachenden Werk, das für alle Lehranstalten zum Muster geworden ist, „Chorübungen der Münchener Musikschule" (in vier Abtheilungen) zu verwerthen. Seine Obliegenheiten hatten sich inzwischen derart gehäuft, daß die Wahl eines Stellvertreters wenigstens für die Opernleitung nicht mehr zu umgehen war: Levy wurde 1872 an's Theater berufen. Ohne Bedauern sah Wüllner, wie der größere Theil der Opern auf dessen Schultern gewälzt wurden, „um eine aber that's ihm weh," um die Walküre, die für ihn ein Stück seines eigenen Lebens bedeutete. Zu neuen Ehren und Würden wurde er 1877 nach Dresden berufen, um hier ebenfalls die Leitung des Kirchenchors an der Hofkirche, sowie neben Schuch die der Hofoper zu übernehmen, nicht ohne vorher von der Münchener Universität, die sonst mit solchen Auszeichnungen kargt, zum Ehrendoctor ernannt zu werden und vom Publicum die Beweise herzlichster Sympathie zu empfangen. Nebenbei übernahm er in Dresden auch die artistische Leitung der königlichen, im Gegensatz zur Münchener Schwester nur durch den Titel mit dem Staatsoberhaupt zusammenhängenden Musikschule. Im Jahre 1882 entstanden Rangstreitigkeiten hinsichtlich der Vertheilung der Opern zwischen ihm und seinem Collegen, die zur Entbindung Wüllners von der Leitung der Oper führten. Seine hierdurch gewonnene freie Zeit kam den Berlinern zu statten, für die er im Auftrage der Wolff'schen Concertdirection die „Wüllnerconcerte", die später von Bülow, jetzt von Nikisch geleitet werden, in's Leben rief. Auch die Aachener wurden wieder auf ihn aufmerksam und wählten ihn 1882 zum Dirigenten des Niederrheinischen Musikfestes in Aachen.

Im Herbst 1884 sah sich der greise Ferdinand Hiller gezwungen, sein Amt als Leiter des Conservatoriums und der Gürzenichconcerte in

Köln niederzulegen. Die Wahl eines Nachfolgers war nicht leicht, weil man eines ebenso ernsten Pädagogen wie kundigen Orchesterleiters bedurfte. Ein günstiger Stern leuchtete den Kölnern, als sie auf Wüllner verfielen, der nicht zauderte, die Stellung anzunehmen, gab doch sie erst ihm Gelegenheit, seine Kräfte ungehindert und nach eigenem reifsten Ermessen zu entfalten. Der conversative Sinn des alten Hiller, ein gewisses Gehenlassen, das in den Kunstinstituten Platz gegriffen, hatte dem ganzen Kölner Musikleben den Stempel der Stagnation aufgedrückt. Mit Wüllner kam ein reger Geist über die Rheinstadt. Das Conservatorium nahm bald einen mächtigen Aufschwung, neue Lehrkräfte wurden angestellt, ausscheidende ersetzt und in Allem bewies Wüllner den scharfen praktischen Künstlerblick. Insbesondere aber erwarb er sich ein mächtiges Verdienst um die Verbesserung des Orchesters, das heute mit den ersten Körperschaften dieser Art wetteifert, sodaß diejenigen Orchester, die pecuniär besser gestellt sind als Köln, mit Vorliebe aus ihm ihre Ersatztruppen recrutiren. Die Lage seiner Musiker verbesserte er, indem auf sein Betreiben das Orchester in ein städtisches verwandelt wurde, zu dessen Unterhaltung die Stadt eine gewisse Summe beisteuerte. Die Programme der Gürzenich-Concerte zeigten bald eine völlig veränderte Physiognomie. Richard Wagner der Spätere hielt siegreichen Einzug in den Gürzenich, Brahms, Berlioz wurden häufige Gäste, Tschaikowsky, Rubinstein kamen, um persönlich einige ihrer besten Werke vorzuführen, ihnen folgten später Richard Strauß, Weingartner, und was die Ausführenden anbetraf, so stand der Gürzenich-Chor hinter den Fortschritten des Orchesters nicht zurück. Von der Composition nahm er freilich immer mehr Abstand, höchstens daß er aus seiner Sommerfrische einige Liederhefte mitbrachte, die durch ihre Stimmungstiefe und ihren melodiösen Fluß fesselten und manchen auch wohl überraschten.

Denn wenn jede musikalische Reproduction sich aus einer Summe von Vorarbeiten und der Geschicklichkeit, diese im Moment der Wiedergabe zu fesselndem Ausdruck zu bringen, zusammensetzt, und das Verhältniß zwischen diesen beiden Factoren die Hauptunterschiede zwischen den einzelnen Leistungen ergiebt, so liegt bei Wüllner das Schwergewicht auf dem ersten Factor. Manche giebt es, die erst im Augenblick der Darstellung des Kunstwerks ihre ganze Kraft entfalten und dann anfeuernd und begeisternd oft dasselbe zu Wege bringen, wie die Andern, die erst die letzte Feile der Vorarbeit abwarten, bevor sie an die Oeffentlichkeit gehen, wie Wüllner. Bei Jenen ist die Ausführung stets auf die Spitze des Tactstocks gesetzt und bleibt oft genug ein Wagestück, bei der Wüllner'schen Art wird das Recht des Hörers um Nichts, was eine gründliche und reife Fassungskraft, was tüchtige Ausführende aus einer Partitur herausheben können, verkürzt, es ist Alles ermessen und vorbedacht. Dennoch fügt Wüllner von seinem individuellen Schönheitssinn, seiner reifen Vortragskunst stets soviel hinzu, um das Kunstwerk mit pulsirendem Lebensblut zu erfüllen. Er erreicht

hierdurch gerade diejenige Art der Objectivität, die Schindler im Verein mit den einsichtigsten Aesthetikern als kunstgemäßest erkannt hat.

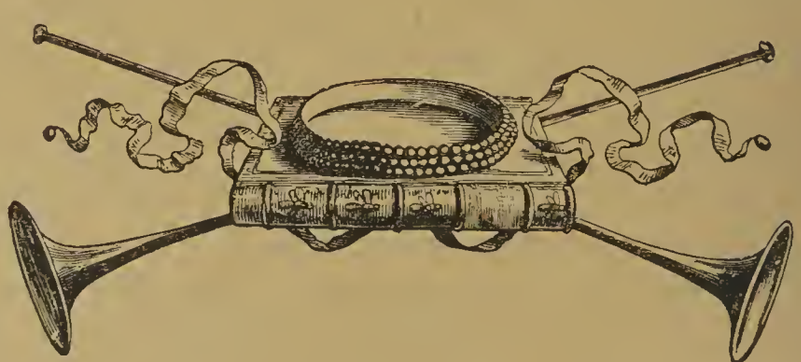
Diese Art mag Manchem zu wenig Impulsivität und Entflammbarkeit entwickeln, namentlich in den Werken der neuesten Schule. Jedenfalls wächst ihre Berechtigung mit der Höhe des Kunstwerks, und so sehen wir auch die Gesinnungsantipoden vor Wüllners Beethoven-Interpretationen die Segel ihrer Einwände streichen. Das herrlichste, unvergänglichste Werk was wir besitzen, Beethovens neunte Symphonie wirkt nach dem übereinstimmenden Urtheil aller Fachleute und Laien nie so ergreifend und entrückend, als unter Wüllners Tactstock. Aber auch seinem Berlioz (anläßlich des deutschen Tonkünstlerfestes im Jahre 1886) zollte kein Geringerer als Hans von Bülow begeisterte Anerkennung.

Auch in seinen Compositionen überwiegt die feine Ausarbeitung, die vorausschauende Abwägung den Einfall des Augenblicks. Seine Chorwerke zeugen alle von einer bewundernswerthen Kenntniß des Chorsatzes, von einer virtuosen Geschicklichkeit der Stimmführung, und erst in zweiter Reihe steht das freie, ungeahnte Pfade erschließende Schaffen der Phantasie. Es sind ernste, schönklingende Arbeiten, die auch der Laie mit Genuß hört, wenn ihnen auch blendende Schlaglichter fehlen. Freilich ist auch von ihnen mehr darin, als man nach der ruhig ernsten Persönlichkeit Wüllners annehmen sollte, und deswegen sprachen wir von Ueberraschungen, die er seinen Hörern in nicht wenigen gefundenen, nicht erdachten Liedern bereitet. Von seinen größeren Werken, die häufige Aufführungen erlebten, seien noch genannt „Die Flucht der heiligen Familie" für drei Solostimmen und kleines Orchester (op. 13), Miserere für Solostimmen und Doppelchor a capella (op. 26), der erste Psalm für vierstimmigen Chor a capella, der 127. Psalm für Soli, Chor und Orchester, sein Stabat mater (op. 45), sein durch poetischen Gehalt hervorragender, elegischer Gesang „Thränen" für Chor und Orchester, sein wirkungsvolles, von echt religiösem Geist erfülltes Tedeum für Chor, Orchester und Orgel, zahlreiche Motetten, Variationen für Clavier und Violincello über ein Thema von Schubert. Seiner Theaterthätigkeit verdanken wir die Recitative zu der Devrient'schen Bühnenbearbeitung von Webers Oberon, die durch dramatischen Zug und Pietät sich auszeichnen und an allen größeren Bühnen eingebürgert sind, sowie seine im Verein mit Grandaur, dem Text und Scene anheimfiel, bewirkte Redaction des Mozart'schen Don Juan. Seinen Studien in der altclassischen Litteratur entstammen 36 Bach'sche Lieder und 40 altdeutsche Lieder, die er vierstimmig gesetzt hat.

Es ist nicht zu verwundern, daß gerade der Pädagog Wüllner die glücklichsten Ergebnisse zeitigte; und durch die ganze Welt verstreut, wirkt in seinem Sinne eine Anzahl trefflicher Schüler. Von denen, die seiner Münchener Periode entsprossen, nennen wir die Musikdirectoren Gluth und Becht in München, Kliebert, Meyer-Olbersleben, dieser Professor, jener

Director der königlichen Musikschule in Würzburg, Kößler, Professor an der Landesakademie in Pest. In Dresden bildete er u. a. Buchmayer, Lehrer am Münchener Conservatorium, Seifert und Braun, Organisten in Dresden, Heubner, Musikdirector in Coblenz, Kurt Hösel, Dirigent des Philharmonischen Chors in Dresden, Röhr, Hofkapellmeister in München, Arens, Musikdirector in Detroit, Ernst Heuser, Lehrer des Conservatoriums in Köln. Von seinen Kölner Schülern erwarben allgemeine Anerkennung Gustav Lazarus in Berlin, die Musikdirectoren Möskes (Mühlheim), Faßbänder (Luzern), Frischen (Hannover), Sträßer (Köln), Mengelberg (Amsterdam), der erfolgreiche Operncomponist Karl von Kaskel, der hochbegabte Stipendiat der Meyerbeerstiftung Bernhard Köhler, Dietrich Schäfer, der den Compositionspreis der Mendelssohnstiftung erhielt, Hans von Vignau, Hans Gelbke (Aachen) und viele Andere.

So vollbringt Dr. Franz Wüllner in Köln seinen Labor cum dignitate mit einer Rüstigkeit und Frische, daß zur Freude seiner zahlreichen Verehrergemeinde sich der Labor noch lange nicht in ein Otium umwandeln wird, und daß der Mann, den man den ersten musikalischen Pädagogen oder Zuchtmeister unserer Zeit par excellence nennen darf, hoffentlich noch weit in's nächste Jahrhundert hinein der musikalischen Welt ein leuchtendes Vorbild eines ebenso gesinnungstreuen, wie thatkräftigen Apostels der schönen Tonkunst geben wird.



Shetland und die Shetländer.

Von

Jakob Jakobsen*).

— Kopenhagen. —

Aus dem Manuscripte des Verfassers übersetzt von Otto L. Jiriczek.

I.

Geographisches. — Lerwick — Erinnerungen an das alte Volksting. — Küstenlandschaften. — Das Innere des Landes. — Ackerbau- und Besitzverhältnisse. — Fischerei. — Das shetländische Haus. — Die Shetländer.

Der Shetlandarchipel, der etwa unter dem Breitegrade von Bergen liegt, besteht im Ganzen aus mehr als 100 Inseln, wenn man die kleineren Holme mitrechnet. Von größeren Inseln sind jedoch in Wirklichkeit nur ein bis zwei Dutzend vorhanden; die größte davon, die im Vergleich mit den übrigen gewissermaßen ein Festland darstellt, heißt the Mainland und ist 17—18 (dän.) Meilen lang und an der breitesten Stelle 7—8 Meilen breit. Die nächstgrößte, Yell, ist 5 Meilen lang; sie gehört zu der nördlichen Gruppe, the North Isles, die nordöstlich von Mainland liegt und aus den drei Inseln Unst, Fetlar und Yell besteht. Die übrigen Inseln gruppiren sich theils östlich, theils, und zwar überwiegend, westlich von Mainland. Die wichtigsten davon sind an der Ostseite (von Nord nach Süd): Whalsay, Bressay mit Noß, und Mousa (spr. Musa); an der Westseite (von Nord nach Süd)

*) Dr. Jakob Jakobsen, ein geborener Färing, hat in den Jahren 1893—95 die Shetlands bereist, um die Reste der alten nordischen Sprache und Traditionen zu sammeln. Eine Schilderung dieser entlegenen Inseln und ihrer eigenthümlichen ökonomisch-socialen Verhältnisse, sowie ihrer interessanten Geschichte und der Traditionen, die im Volke aus der alten Zeit fortleben, darf wohl, da sie von der Hand eines gründlichen Kenners geboten wird, auf Interesse rechnen.

Muckle Roe, Papa Stour (spr. Stuur), Trondra mit einem Complex von Inseln von der Scallowaybucht, Burra. Weit draußen im Westen, 4 Meilen von dem nächsten Land und 5 Meilen von der nächsten Ansiedelung (Walls auf Mainland) entfernt, liegt die Insel Foula (spr. Fula). Etwa in der Mitte zwischen Shetland und den Orkneys, doch noch zu Shetland gehörig, liegt Fairisle.

Die Inseln sind in 30 Kirchspiele eingetheilt, die zu 12 größeren Districten (ministries, Predigtämtern) vereinigt sind; jedes hat einen Kirchspielrath und Schulrath. Die wichtigsten von den Kirchspielen auf Mainland, deren Namen größtentheils noch von der älteren Eintheilung in Tingdistrikte herrühren, sind, von Nord nach Süd angeführt, folgende: Northmavine, Delting, Lunnasting und Nesting, Tingwall, Lerwick — Aithsting und Sandsting, Sandneß und Walls (diese vier faßt man gewöhnlich unter der Bezeichnung „Westseite" zusammen) — Cunningsburgh und Dunroßneß (Südshetland).

Die Gesammtanzahl der Einwohner beträgt gegen 29000, wovon 16 bis 17000 auf das weibliche und nur 12000 auf das männliche Geschlecht entfallen. Der Grund dieser auffälligen Erscheinung ist wohl darin zu suchen, daß die jungen Männer in die britischen Colonien auswandern und daß die Shetlands beständig ein unverhältnißmäßig großes Contingent von Matrosen für die britische Flotte stellen.

Von den sogenannten Städten verdient im Grunde nur eine den Namen Stadt, die Hauptstadt Lerwick mit ungefähr 4000 Einwohnern auf der Ostseite von Mainland, am Bressaysund und gerade gegenüber der Insel Bressay gelegen. Lerwick, wo die höchsten Beamten der Inseln, the provost (Bürgermeister) und the sheriff (eigentlich sheriff substitute) (Richter) ihren Sitz haben, erhebt sich amphitheatralisch auf dem Abhang eines Hügels, dessen Verlauf mit der Einbuchtung der Küste halbwegs parallel ist. Die Hauptstraße ist die längs des Fußes des Hügels sich hinziehende Commercial street, gewöhnlich nur the street genannt. Von dieser Straße gehen eine Menge paralleler steiler Gäßchen zu dem Gipfel des Hügels (Hillhead). Von den Sehenswürdigkeiten der Stadt steht an erster Stelle das Rathhaus, the townhall, das auch gelegentlich zu Versammlungen, dramatischen Aufführungen und Ballfesten benutzt wird, 1882 erbaut und mit außerordentlich kostbaren und prachtvollen Decorationen geschmückt. Namentlich die großen Mosaikfenster mit ihren zahlreichen Abbildungen von historischen Scenen und Personen aus der norwegischen Periode der Inseln, die Personen zum Theil in Lebensgröße, hauptsächlich norwegische Könige und orknöische*) Jarle, erregen die Aufmerksamkeit des Fremden. So sieht man auf diesen Fenstern u. a. die Könige Harald Harfager, Olaf Trygg-

*) Die Orknöer und Shetlands bildeten ein Jarlthum, dessen wichtigster Bestandtheil die erstgenannten Inseln waren.

vason und Königin Thyra, Olaf den Heiligen, Harald Hardrade, Magnus Erlingsson, Hakon Hakonsson und König Jakob III. von Schottland mit seiner Braut, der Prinzessin Margarete von Dänemark, welche ihrem Gemahl die Inseln als Mitgift zubrachte; ferner die Jarle Magnus, Rögnvald Brusesson und Rögnvald Kali (bekannt aus der Orkneyinga-Saga), die Erzbischöfe Eystein von Throndheim und Wilhelm den Alten, den ersten Bischof der Inseln, beide in vollem Ornat u. a. m. Von den historischen Scenen seien hervorgehoben Harald Harfagers Landung auf Shetland, die Belehnung des Jarls Rögnvald auf Möre mit dem orknöischen Jarlthum durch Harald Harfager, die Krönung Magnus Erlingssons und die Grundlegung des St. Magnus-Doms in Kirkwall (auf den Orknöern). Die Kostbarkeit des ganzen Baues steht in gar keinem Verhältniß zu der unbedeutenden Größe von Lerwick; die Stein- und Mosaikglasdecorationen sollen allein 2000 Pfund Sterling gekostet haben. An der Außenseite des Gebäudes ist das Wappen der Stadt in Stein ausgehauen: ein Drachenschiff in einem einzelnen Feld und darüber ein Helm, auf dem Odins Rabe angebracht ist. Schon diese Ausschmückung des Lerwicker Rathhauses ist ein sprechendes Zeugniß der großen Vorliebe der Shetländer für die altnordischen Erinnerungen ihrer Heimat; trotzdem die Inseln nun schon mehr als 400 Jahre mit Schottland vereinigt sind, ist das Bewußtsein der nordischen (norwegischen) Abstammung bei den Shetländern noch so lebendig, daß ein Skandinavier, der auf die Inseln kommt, im Allgemeinen wie ein Freund und Verwandter, ein Schotte dagegen als unwillkommener Fremder betrachtet und aufgenommen wird. Die Idee zu den obenerwähnten nordischen Motiven der Rathsausdecorationen ging von dem vor einigen Jahren verstorbenen, in Lerwick ansässig gewesenen Shetländer Arthur Laurenson aus, der durch seine eingehenden Studien auf dem Gebiete der altnordischen Sprache und Litteratur bekannt ist. Eine Gedächtnißtafel für ihn ist im Innern des Hauses angebracht und trägt als Inschrift die bekannte schöne Strophe des Eddaliedes Havamal:

Besitz vergeht, Verwandte sterben,
Auch Dich trifft der Tod,
Doch niemals kann der Nachruf sterben,
Den löbliches Leben schuf.

Von sonstigen erwähnenswerthen öffentlichen Gebäuden Lerwicks seien noch genannt: the county council buildings, wo the county council oder der Landrath seine Versammlungen abhält. Dieser Rath besteht aus erwählten Repräsentanten aller Gegenden des Landes und ist für das ganze Land dasselbe, was der Stadtrath für Lerwick ist; ferner die Lateinschule The Anderson-Institute, gestiftet von einem eingeborenen Shetländer, Anderson, der eine Zeit lang Mitglied des englischen Parlaments in London war, das gleichfalls von Anderson gestiftete Wittwenasyl, und endlich

das Fort Charlotte, ein von Cromwell zum Schutze Lerwicks erbautes Fort, jetzt nur mehr von einem Corps freiwilliger eingeborener Marinesoldaten (The royal naval reserve) zu gewissen Zeiten des Jahres zu Uebungen benutzt. An Kirchen besitzt die Stadt gegen ein Dutzend, da jede von den nur allzu zahlreichen religiösen Secten des Landes ihre eigene Kirche hat.

Lerwick ist als Stadt verhältnißmäßig jung. Vor ungefähr zweihundert Jahren bestand es nur aus ganz wenigen Häusern. Sein Aufblühen verdankt es namentlich dem vorzüglichen Hafen, der in den Sommermonaten den zahlreichen holländischen Heringsfischern als Ankerplatz diente. Die Holländer betrieben nämlich in früheren Tagen den Heringsfang an den shetländischen Küsten in großem Maßstabe; erst in jüngster Zeit hat diese Fischerei sehr stark abgenommen. Ende Juni wurde jährlich auf einem kleinen Hügel, the Hollanders' knowe, etwa dreiviertel Meilen von Lerwick, ein großer Markt abgehalten. Hier wurden große Quantitäten von shetländischen Wollwaaren verkauft oder gegen Colonialwaaren umgetauscht. Da die „Busser", wie man die holländischen Fischerfahrzeuge nannte, keine Boote mit sich führten, machte die Bevölkerung in und bei Lerwick ein sehr einträgliches Geschäft mit der Ueberführung der Fremden zum und vom Lande. Wie man sagt, lagen die fremden Schiffe bisweilen so dicht im Hafen und im Sunde zwischen Lerwick und der Insel Bressay, daß man sie wie eine Schiffsbrücke benutzen und trockenen Fußes quer über den Sund spazieren konnte. Zu den Lieblingsvergnügungen der Holländer gehörten Reitübungen, und besonders der Johannistag war zur Ausübung dieses Sportes sehr beliebt. Für zwei Pence konnte sich ein Holländer ein Pony zu einem Galoppritt vom Hillhead bis zu einer Klippe an der Küste südlich von Lerwick, genannt the Knab, miethen, und die Jugend lief von Weitem zusammen, um sich über die Fremden zu belustigen und sie vom Pferde fallen zu sehen. In einer kleinen Schrift aus dem vorigen Jahrhundert (Campbells Great White Herring-Fishery) findet sich eine unterhaltende Beschreibung dieses holländischen Reittages in Lerwick. Der Autor sagt unter Anderem: „Eine Nachfrage nach Miethspferden besteht hier nicht außer im Sommer, wenn die Holländer an den Küsten liegen; zu dieser Zeit bringen die Landleute ihre Pferde nach Lerwick, um sie den Holländern zum Reiten zu vermiethen, und ich muß gestehen, wären diese nicht bessere Matrosen als Reiter, so würde ich ihrem besten Boote mein Leben nicht weiter als bis Gravesend anvertrauen. Oberhalb der Stadt giebt es, was auf den Shetland-Inseln sehr selten ist, eine ziemlich ebene Strecke von der Länge einer Achtelmeile; dorthin kommen die Landleute mit ihren Pferden und fragen auf holländisch, wer reiten will. Gleich ist ein plumper Holländer da, giebt dem Mann einen „Dublekee" (= zwei Pence) und steigt auf. Der Besitzer sticht das Pferd mit dem spitzen Ende seines Stockes in das Hintertheil — und augenblicklich purzelt der Holländer herab. Ehe er wieder aufsteigt, muß er noch einen „Dublekee" entrichten,

und kaum ist er oben, so liegt er schon wieder auf der Erde, so daß der Besitzer des Pferdes oft einen ganzen Schilling vom Holländer herausschlägt, ehe dieser die Strecke zu Ende geritten hat. Dieses Geld ist, nebst dem Erlöse vom Verkaufe ihrer Wollwaaren, das einzige Baargeld, das sie von einem Sommer zum anderen besitzen, wenn nicht etwa ein Holländer Lust bekommt, eines ihrer Pferde zu kaufen; in einem solchen Falle machen sie einen vortheilhaften Handel, denn sie lassen ihn ein Pfund Sterling für ein Pferd zahlen, das sie ihren Nachbarn nicht für vier bis fünf Shilling verkaufen könnten." — Jetzt kommen nur mehr verhältnißmäßig wenige holländische Fischereifahrzeuge zu den Inseln, und das ganze eigenthümliche Leben, das die Ankunft der Holländer früher hervorrief, ist vollständig verschwunden.

Von Lerwick führen zwei Landstraßen, eine mehr gegen Norden, die andere gegen Süden ausbiegend, nach dem Dorfe Scalloway (Skalowa) an der Westseite, ziemlich gerade gegenüber Lerwick. Nachdem man einen mit Moos und Haidekraut bewachsenen Höhenzug und ein tiefes Thal passirt hat, gelangt man in die sogenannte Schlucht, de Skōrd o' Skalowa, eine Senkung in einem langen Hügelrücken, durch die sich plötzlich eine weite Aussicht auf den unten liegenden Ort und seine Umgebung, sowie auf das Meer und die vor der Scallowaybucht liegenden Inselgruppen, eröffnet. Wie ein Koloß ragt über seine Umgebung das Scalloway-Castell hervor, eine von Jarl Patrick Stuart auf einer Landzunge erbaute Burg, heute nur mehr eine Ruine. Weit draußen im Westen hebt sich die hohe Insel Foula mit ihren vier, eine Zickzacklinie beschreibenden Bergspitzen. Vor dem Aufkommen Lerwicks war Scalloway, das gegenwärtig 7—800 Einwohner zählt, die wichtigste Siedelung der Inseln. Der Name (ein älteres Skálawágr) rührt wahrscheinlich von den Tingbuden (nord. skálar) her, die in dem Thale, das nördlich von Scalloway zum See the lock o' Tingwall führt, ehedem gestanden haben. In dieser Gegend (Tingwall, ein altnordisches Wort mit der Bedeutung „Tingfeld") wurde nämlich früher zur Sommerszeit das Hauptting der Inseln abgehalten. Am nördlichen Ende des Sees wird noch die kleine Insel gezeigt, wo die Richter ihren Sitz hatten. Im vorigen Jahrhundert war noch ein Kreis von großen Steinen, auf denen der Tradition nach die Richter saßen, auf der Insel zu sehen; die Steine sind schon längst zu Bauzwecken verschleppt worden, doch kann man ihren Standort noch heute an den hinterlassenen Spuren erkennen. Eine lange Reihe von dicht neben einander gestellten Steinen führt als Brücke vom Ufer des Sees zur Insel; da der Wasserstand des Sees im Laufe der Zeiten bedeutend gesunken ist, liegt heute nur mehr ein Sumpf zwischen der Insel und dem Lande, und die Steine stehen im Trockenen. Noch heute giebt es eine Tradition, welche erzählt, daß ein zum Tode verurtheilter Verbrecher an das auf dem Tinge versammelte Volk appelliren durfte, und, falls es ihm einen Weg öffnete, versuchen konnte, sich durch Flucht von der Insel zu der Kirche von Tingwall unweit des Sees

zu retten. Erreichte er die Kirche, ohne von seinen Verfolgern eingeholt zu werden, so war sein Leben gerettet. In der Nähe der Pfarrei am Tingwallsee liegt ein Hof Namens Grista. Nach alter Localtradition war der Gristabauer in alten Tagen steuerfrei, wofür er während der Dauer des Tings die Reitpferde der Bauern auf seinen Wiesen grasen lassen mußte.

Die Shetlandinseln sind durchschnittlich höher als die südlicheren Orknöer, dagegen bedeutend niedriger als die nordwestlich liegenden Färöer Die höchsten Berge (oder wenn man so will, Hügel) erreichen mit wenigen Ausnahmen nicht tausend Fuß. Am höchsten ist Roenis*) hill (in North Roe) mit ca. 1500 Fuß, der sich auf einem Felsplateau (de Roenis) von rothem Granit in Form einer mächtigen Kuppel erhebt. Der Aufstieg auf Roenis erfolgt über eine schroffe Halde, genannt de Björgs (altnord. Wort = Berg, Felsen). Da der Berg so hoch über seine Umgebung emporragt und in weitem Umkreise nichts die Aussicht hindert, so genießt man von hier den Anblick des ganzen nördlichen Shetlands aus der Vogelperspective. Alle Außenpunkte des Landes sind sichtbar: im Norden Skaw auf Unst, weit im Süden Fair-Isle, im fernen Westen die Insel Foula mit ihren Zickzacklinien und im Osten die kleinen Inseln Out Skerries. Die zahlreichen Fjorde und Buchten, Inseln und Holme, über die das Auge gleitet, machen die Aussicht eigenartig und anziehend.

Nur wenig steht diesem Berge de Snjūg auf Foula mit einer Höhe von 1359 Fuß nach. Man hat, wenn man auf dem Gipfel steht, das Gefühl, sich auf einem großen Schiffe im Meere zu befinden, so nah heran drängt sich von allen Seiten der Atlantische Ocean. Im Osten erblickt man das shetländische Mainland in seiner ganzen Ausdehnung mit seinen wechselnden Erhebungen und Senkungen, weit im Süden Fair-Isle, ja bei klarem Wetter kann man sogar die Orknöer deutlich sehen.

Die westliche Küstenlinie der Inseln ist durchschnittlich höher und schroffer und zeigt mehr wilde und imponirende Felspartien als die Ostküste. Der Atlantische Ocean hat hier dem Lande sein Gepräge aufgedrückt. Besonders reich an eigenthümlichen und imposanten Klippen- und Strandpartien sind das westliche Northmavine und Foula. An der äußersten Westküste von Eshanes (Northmavine) steht de Grind o' de Navar, zwei hohe Felsensäulen, die sich in Form eines mächtigen Portals über die Küstenlinie erheben; zwischen beiden senkt sich ein Schlund cylinderförmig bis in das Meer hinein. Bei starker Brandung preßt sich die See durch diesen aufwärts, so daß man das Dröhnen weithin hört. In der großen bassinartigen St. Magnus-Bucht liegt, nahe der Südküste von Eshaneß, de Doorholm (der Thürholm), eine mächtige, auf dem Gipfel mit Gras

*) shetl. roeni = altnord. hraun, kahle steinige Strecke. Die gewöhnliche Schreibung Roeneß ist falsch.

bewachsene Klippe. Beide Flügel, derselben hat das Meer durchbrochen, so daß zwei große runde Portale entstanden sind, durch welche bei stiller See Boote rudern können.

Die für die Färöer so charakteristischen Vogelberge (hohe und steile Felswände am Meer, wo im Sommer Myriaden von Seevögeln nisten) sind auf den Shetlands ziemlich selten. Die wichtigsten besitzt Foula an seiner Westküste, welche stellenweise 11—1200 Fuß hoch ist und ehedem wegen des Vogelfangs unter alle Einwohner der Insel vertheilt war; auch das Vorgebirge Fitfulhead in Dunroßneß mag erwähnt werden. Der Vogelfänger ließ sich — wie noch heute auf den Färöern — an einem Seil herab, das an einem in der Nähe des Randes eingerammten Pfahl befestigt war; in der Hand hatte er eine Stange mit einem Netz. War der Abfall der Wand nicht sehr schroff, so begnügte sich mancher auch damit, ein größeres Messer bis zum Heft einzustoßen, und daran sein Seil zu binden. Diese Einnahmsquelle ist jedoch gradweise versiegt, und heute holt sich nur hie und da Jemand Eier von einer solchen Vogelwand.

Das Innere des Landes bietet größtentheils ein ziemlich triftes und düsteres Bild, da Haide und Torfmoor im Allgemeinen ganz über das Grüne dominiren. In dieser Beziehung bilden die Färöer mit ihren grünen, grasbewachsenen Bergabhängen einen starken und angenehmen Gegensatz zu Shetland mit seinen dunklen mit Haidekraut bewachsenen Höhen. An einzelnen Stellen, z. B. in großen Partien vom Delting, Aithsting, Sandsting u. a. ist die Haide so vorherrschend, daß grasbewachsene Stellen nur wie Oasen in einer Wüste auftreten. Die große Insel Yell ist in ihrer ganzen Ausdehnung fast nichts Anderes als Haide und Torfmoor mit ein paar grünen Oasen. Doch giebt es auch Gegenden mit sehr fruchtbarem Land und vortrefflichen Grasweiden von größerem Umfange. Besonders die Insel Fetlar ist für ihre schönen Pferdeweiden berühmt, die den Bewohnern den Scherznamen de rossi-foals o Fetlar (rossi vom altnord. hross Pferd) eingetragen haben, ebenso das Tingwallthal, der südliche Theil von Dunroßneß, Fedeland (die Nordspitze von Mainland) u. a. m.

Der Verkehr ist im Laufe der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts durch Anlage zahlreicher Landstraßen bedeutend erleichtert worden.

Da ganz Shetland unter ein paar Lairds (Gutsbesitzer) vertheilt ist, die alle fremder (schottischer) Abstammung sind, giebt es hier keinen selbstständigen Bauernstand, sondern nur eine Klasse kleiner Pächter, tenants. Ein shetländisches Pachtgebiet beläuft sich im Allgemeinen nur auf einige acres Korn- und Kartoffelland und ein paar acres Grasland*). Vor

*) Das Volk selbst rechnet mehr nach dem altskandinavischen Bodenmaß mark oder merk (altn. mörk). Diese marks sind sehr ungleich; früher theilte man die mark noch in acht örs.

dem crofters' comission act von 1886 waren diese tenants in Allem die Sklaven ihrer Lairds und die Pachtpreise waren sehr hoch. Beispielsweise sei angeführt, daß für ein ganz kleines Stück Boden, das höchstens 2—3 Kühe, ein paar Pferde und 5—8 Schafe ernähren konnte, jährlich 4—5 Pfund Sterling entrichtet werden mußten. Von einer regelmäßigen Erbfolge vom Vater auf den Sohn war nicht die Rede. Da der Pachtcontract nur für ein Jahr galt, stand es jederzeit im Belieben des Laird, einen ihm mißliebigen tenant zu entfernen. In diesen Dingen ist jetzt dank dem obenerwähnten unter Gladstones Aegide erlassenen Gesetz eine große Veränderung zum Besseren eingetreten. Dadurch wurden die Abgaben um durchschnittlich 30 Procent ermäßigt, und der Laird kann jetzt, da der Pachtcontract nunmehr für Lebenszeit gilt, einen Pächter nur auf Grund gesetzlicher Ansprüche von seinem Hofe entfernen. Nur ein geringer Theil des Landes ist cultivirt; darin stehen die Shetlands in starkem Gegensatze zu den Orknöern. Die cultivirten und mit Steinzäunen eingehegten Ländereien liegen, da die Fischerei von Alters her einen wichtigen Erwerbszweig der Bevölkerung gebildet hat und noch bildet, meist längs der Fjorde und Buchten. Die Häuser mit ihren Ländereien liegen sehr zerstreut, entweder ganz isolirt oder in kleinen Gruppen. Ein solches Haus mit zugehörigem Land heißt mit nordischem Worte a tun oder mit englischem a croft; die beim Hause befindlichen Grasweiden heißen tunwels oder tunmels (altnordisch túnvöllr). Von Getreidearten werden Hafer und Gerste gebaut, namentlich Hafer, da die Gerste weit mehr Dünger braucht und nur an einzelnen Stellen, namentlich auf sandigem Boden gut gedeiht. Außer Korn, Kartoffeln und Rüben pflanzt man auch sehr viel Kohl. Ehedem war das rigga-rendal oder run-rig-System allgemein, das darin bestand, daß die kleinen abgegrenzten Striche Acker- und Grasland, in die ein unter mehrere Pächter vertheiltes Gut zerfiel, von ihnen abwechselnd bewirthschaftet wurden, damit Niemand durch die ungleiche Qualität der einzelnen Stücke geschädigt werde. Jedes Stück hatte seinen eigenen Namen, und obwohl das System heute schon veraltet ist, sind noch tausende von solchen Namen, fast alle in dem heute ausgestorbenen localen nordischen Dialekt, erhalten.

Das unbebaute Land heißt de skattald (wahrscheinlich weil ursprünglich nur für die Grasweiden, nicht für das erbliche Ackerland Abgaben bezahlt wurden), oder, mit einem nunmehr halb veralteten nordischen Namen de hoga oder hogan (altn. hagi), „Hag". Man benutzt es theils als Weide, namentlich für Kühe und Schafe, theils zum Torfstechen. Die Weiden, auf denen die genannten Thiere das ganze Jahr frei herumstreifen, sind größtentheils gemeinsames Eigenthum. Jedes Schaf hat seine Besitzermarke, verschiedenartige Einschnitte in die Ohren, damit es der Besitzer aus der Heerde herausfinden könne. Zweimal im Jahre werden die Schafe mit Hilfe von dressirten Hunden in eine Hürde getrieben, im Früh-

jahr, wenn ihnen die Wolle ausgerupft wird (es ist nämlich nicht nothwendig, die Schafe zu scheeren, da die Wolle ganz lose sitzt, wenn man den richtigen Zeitpunkt zum Pflücken wählt) und zum zweiten Mal im Herbste, wo die Thiere zum Schlachten ausgesucht werden. Da die Wolle der kleinen shetländischen Schafe weit zarter und wärmer ist, als die der größeren schottischen und englischen, sind die shetländischen Wollwaaren in Schottland und England ein sehr begehrter Handelsartikel. Besonders auf Unst, doch auch sonst in Shetland versteht man sehr feine Wollshawle mit der Hand zu stricken. Für die feinsten davon, die namentlich von der englischen und schottischen Aristokratie gekauft werden, bezahlt man sehr hohe Preise, 10—20, ja sogar bis 30 und 40 Pfund Sterling. Einen solchen, besonders sorgfältig gearbeiteten Shawl erhielt die Prinzessin von Wales (als dänische Fürstentochter) von den shetländischen Frauen im Jahre 1863 als Hochzeitsgeschenk. — Die Pferde, die kleinen Ponies, sind wegen ihrer Ausdauer und ihres kleinen Wuchses für die Arbeit in den englischen und schottischen Kohlenbergwerken sehr begehrt und werden zu diesem Zwecke in großer Anzahl ausgeführt. Der Umstand, daß sie das ganze Jahr im Freien grasen, hat mitunter Veranlassung dazu gegeben, daß englische und schottische Sportsmen nach Shetland gekommen sind, um „Pferde zu jagen", und erst nach ihrer Ankunft darüber belehrt werden mußten, daß die Thiere nicht „wild" seien, sondern Eigenthümern gehören.

Um Grenzstreitigkeiten zu vermeiden, war es früher allgemein gebräuchlich, daß benachbarte Gutsbesitzer jährlich einen gemeinsamen Ritt über ihr Land vornahmen, um die Grenzzeichen, in der Regel große, auf die Kante gestellte Steine, um oder unter die Schutt, Scherben u. a. m. aufgehäuft war, zu revidiren und eventuell wiederherzustellen. Dabei nahmen sie immer einen Jungen aus einem der nächstgelegenen Dörfer mit. Bei jedem Grenzstein, zu dem sie kamen, erhielt der Junge eine tüchtige Tracht Prügel, um sein Gedächtniß zu schärfen, damit sich ihm die Stelle einpräge, und er später einmal bei eventuellen Grenzstreitigkeiten den Ort angeben könne, und zwar nahm man jedes Mal einen anderen Jungen mit, damit die Zeugen nicht ausstürben. Diese nunmehr ganz veraltete Sitte hieß to ride de hagri oder hageri.

Zu der im Frühjahr ausgeführten Feldarbeit benutzt man in der Regel den Handspaten und nicht den Pflug, da die meisten Parcellen so klein sind, daß es sich nicht auszahlt, Pferde zum Pflügen zu halten. Sowohl Frauen als Männer führen diese Erdarbeit mit dem Spaten aus; denn die Frauen auf Shetland sind von Jugend auf an schwere körperliche Arbeit gewöhnt. Doch war das Pflügen früher, ehe die Fischerei für die Lairds in größerem Maßstabe betrieben und in Folge dessen das Ackerland immer mehr parcellirt wurde (um die Mitte des 18. Jahrhunderts), weit allgemeiner, und zwar wurde ein mit vier Ochsen bespannter Holzpflug benutzt. Heute ist dieser alte shetländische Pflug, von dem nur noch

ein Exemplar in Conningsburgh Fremden gezeigt wird, durch den schottischen Eisenpflug verdrängt. Es war ehedem allgemeiner Brauch, die Feldarbeit nicht vor dem 17. März alten Stiles*), dem sogenannten Bogleday, zu beginnen; an diesem Tage mußte aber begonnen werden, wie auch das Wetter sein mochte, und zwar mußte mindestens ein so großes Stück Land bearbeitet werden, daß sein Ertrag zur Bereitung der Bogle-cakes ausreichte, Gersten- oder Haferkuchen, die man am Bogletag zum Abendbrot speiste.

Im Mai, wenn die Feldarbeit beendet ist, beginnt man mit dem Torfstechen, das mit dem tus(h)ker (altnordisch torfskeri) ausgeführt wird, einem Spaten mit einer sogenannten Feder, d. h. einem schmalen Blatt, das mit dem Hauptblatt einen rechten Winkel bildet; dadurch erreicht man mit einem Stich, wozu sonst zwei Stiche nothwendig wären. Die im Freien getrockneten und aufgestapelten Torfstücke werden in caishies (norwegisch kjessa), aus Stroh oder getrockneten Ampferstielen geflochtenen Körben, heimtransportirt, theils (von den Aermeren) auf dem Rücken — und zwar meist von Frauen, da die Männer zu dieser Zeit mit der Sommerfischerei beschäftigt sind, — theils auf Pferden; in letzterem Falle werden theils caishies benutzt, die in offenen Netzkörben, maishies (altnordisch meiss), zu beiden Seiten des Saumsattels angehängt werden, theils ausschließlich maishies. Dieser Transport findet meist im Juli statt.

Da die Ackerparcellen in der Regel nicht groß genug sind, um ihren Pächter zu ernähren, ist der Shetländer nicht nur Bauer, sondern noch viel mehr Fischer. Er hat auch in der Regel weit mehr Vorliebe für die Fischerei als für den Landbau, und erstere kann als die wichtigste Erwerbsquelle des Volkes bezeichnet werden. Tudor drückt den Gegensatz der zwei benachbarten schottischen Inselgruppen treffend so aus: der Shetländer ist ein Fischer, der einen kleinen Hof hat, der Orknöer ist ein Bauer, der ein Boot besitzt.

Die shetländische Tiefseefischerei, hauptsächlich der Fang des Lengs [Lota molva], mit localem Namen de haf-fishing, wurde ehedem noch weit mehr als heute in offenen Booten, den sogenannten sixareens, Booten mit sechs Rudern, betrieben. Rings um die Inseln gab es an den Küsten Fischereistationen, wo sich die Bootsmannschaften aus verschiedenen Ansiedelungen versammelten, um im Sommer gemeinschaftlich für ihre Lairds zu fischen. Hier hielten sich auch die Factoren auf, welche die Zubereitung, Einsalzung und das Trocknen der Fische übernahmen. Eine solche Station, wo sich bis über 100 Bootsmannschaften versammeln konnten, konnte den Charakter eines kleinen Dorfes haben, dessen Kennzeichen

*) Die Festtage werden noch heute vom shetländischen Volke nach dem alten Kalender berechnet; der Weihnachtstag fällt in einigen Gegenden auf den 5., in anderen auf den 6. Januar.

jedoch die vollständige Abwesenheit von Frauen war. Jede Bootsgemeinschaft hatte ihre eigene, aus rohen unbehauenen Steinen errichtete Hütte, in der ein Herd, ein Kessel und andere zur Speisebereitung nothwendigen Küchengeräthe nie fehlten. Die Betten bestanden aus einigen zusammengeschlagenen Brettern mit Stroh und ein paar Decken. Nach Abschluß der gemeinschaftlichen Fischerei wurde immer ein großes Fest, das sogenannte koy, gefeiert. Heute giebt es nur mehr wenige Fischereistationen, und auch bei diesen sammeln sich nur ein paar Boote. Die wichtigsten sind die Fedelandstation in North Roe und die Stenners-Station in Eshaneß. Das Ueberhandnehmen der Schiffsfischerei, namentlich des Heringsfanges und speciell des an den färöischen Küsten betriebenen Dorschfanges, haben diesen Rückgang veranlaßt. Die in offenen Booten aufgesuchten Fischbänke liegen oft weit vom Lande entfernt, de Fedeland-haf, z. B. 10 dänische Meilen von der Station, ja manche von den früher häufig besuchten Fischbänken sogar 15 Meilen. Nach Osten zu wagte man sich mitunter sogar noch weiter; so erzählt man, daß die Bootsmannschaften von the Skerries und von Fetlar Fischerboote von der norwegischen Küste in Sicht bekommen haben.

Zum Fischen benutzt man die lange Leine. Jeder Theilnehmer bringt ein Stück von einer gewissen Länge mit, und die einzelnen Stücke werden dann zusammengeknüpft. Ein Mann wirft die Leine aus, ein anderer steht mit dem Haueisen bereit, um jeden einzelnen Fisch, der über die Wasserfläche kommt, einzubringen, und ein dritter sitzt mit einem Stab, der einen kleinen Haken an einem Ende hat, bereit, um mit ihm den Angelhaken herauszuziehen, wenn ihn der Fisch zu tief verschluckt hat.

Bis zum Jahre 1712, in welchem auf Salz ein hoher Zoll gelegt und die erste Zollbude auf Lerwick errichtet wurde, war der Fischhandel der Inseln fast ausschließlich in den Händen von Kaufleuten aus Hamburg, Bremen und Lübeck, die jährlich im Frühjahr nach Shetland kamen und Vorrathshäuser sowie eine Strandpartie von den shetländischen Gutsbesitzern mietheten, um den Fisch an Ort und Stelle herrichten zu können. An diese deutschen Kaufleute verkauften die Shetländer ihren Fang oder nahmen dafür Haushaltungsartikel in Tausch. Deutsche und dänische Münzen waren lange das einzige gangbare Geld auf Shetland, ja noch im Jahre 1806 waren sie in Lerwick verbreiteter als englische. Der hohe Salzzoll vertrieb die hanseatischen Kaufleute und brachte mit sich, daß die Lairds die Zubereitung des Fisches für den Handel auf eigene Rechnung übernahmen. Die Lairds fanden den Handel bald so einträglich, daß sie die Fischerei auf Kosten des Ackerbaues zu begünstigen begannen. Das führte zu einer Zerstückelung der Höfe, wodurch das Volk in noch größere Abhängigkeit von den Gutsbesitzern gerieth. Kein Shetländer durfte für jemand Anderen als seinen Laird fischen, der den Preis selbst bestimmte. Was der Mann brauchte, mußte er in dem Geschäft des Lairds kaufen. Da Niemand ohne Erlaubniß einen Laden eröffnen durfte, war der ganze

Handel in den Händen der Gutsbesitzer. Heute ist es wesentlich besser; die Lairds lassen sich im Allgemeinen nicht mehr auf die Präparirung des Fisches auf eigene Rechnung ein, die Fischer sind nicht mehr gezwungen, den Lairds ihren Fang zu überlassen, und Kaufleute giebt es überall in Menge.

Bis zur Mitte unseres Jahrhunderts wurden alle Boote, die zur Tiefseefischerei bestimmt waren, aus Norwegen eingeführt, und zwar in losen nummerirten Stücken, die nur zusammengesetzt zu werden brauchten; heute baut man die Boote größtentheils auf den Inseln selbst.

Schließlich noch ein paar Worte über die dicht am Lande betriebene Fischerei auf den Kohlfisch. Die jungen Kohlfische halten sich gerne in starker Strömung knapp an den Küsten auf und werden das ganze Jahr hindurch massenhaft gefangen, theils vom Boot aus mit Handschnüren, theils vom Lande aus mit der Angelruthe (längs der Küste sieht man überall eine Menge craig-seats, Klippensitze zum Angeln), sie bilden die tägliche Nahrung der Bevölkerung während des ganzen Jahres. „Ein Lieblingskind hat viele Namen," sagt ein Sprichwort, und das trifft auch hier zu; im ersten Jahre heißt der Kohlfisch sillock (isl. silungr, Forelle); vom zweiten Jahre bis zum Stadium der vollen Entwicklung führt er den Namen piltock (wahrscheinlich = isl. piltr, Knabe), und ausgewachsen heißt er sēd (altn. seidr); außerdem giebt es noch andere (in verschiedenen Gegenden verschiedene) Namen, welche kürzere Perioden seiner Entwicklung bezeichnen, ja im nördlichen Unst und Dunroßneß werden verschiedene Namen, fast alle nordischen Ursprungs, für fast jedes Jahr seiner Entwicklungszeit, die sechs Jahr dauern soll, gebraucht; die Namen sind meist für die Form des Fisches in den verschiedenen Stadien bezeichnend.

Die shetländischen Häuser, die aus Stein erbaut sind, bestehen in der Regel aus drei zusammengebauten Flügeln, dem Stall, dem Wohnhaus und der Scheuer. Das Wohnhaus ist meist in zwei Räume eingetheilt, de but end und de ben end*); letzteres ist die feinere Stube, die zum Empfang von Gästen dient. De but, das Küche, Wohnzimmer und Schlafgemach zugleich ist, bildet das Centrum des Hauses und ist die größte Stube. Der Boden besteht meist — wenigstens in den ärmeren Häusern — blos aus gestampfter Erde oder Lehm. An der Giebelseite oder mitten im Zimmer befindet sich der Herd, ein großer flacher Stein, der häufig mit ein paar flachen auf die Hochkante gestellten Steinen eingerahmt ist. Die Stelle des Schornsteins vertritt ein Rauchfang über dem Herde; in diesem befindet sich eine Querstange, an der eine Kette aus Eisenringen mit einem Haken, an dem der Kessel hängt, befestigt ist. In einigen wenigen Häusern (namentlich auf der Westseite, Foula) fehlt sowohl Schornstein

*) Von schottischen but = außen und ben = innen.

als Rauchfang, und der Rauch zieht nur durch ein viereckiges Loch im Dache (lum), ab, das auch Licht und Luft einläßt und nöthigenfalls mit einer Holzplatte verschlossen werden kann. In diesen primitiven Häusern fehlen auch Fenster, höchstens findet man eine Dachscheibe. Auch ist, namentlich auf der Westseite, mehrfach noch die offene, schalenförmige Thranlampe aus Eisen in Gebrauch. In de but schläft gewöhnlich der ganze Hausstand, Herrschaft und Gesinde. Die Bettstellen sind Alkoven mit Schiebethüren. Noch ein Bewohner dieses Raumes muß erwähnt werden, das Schwein, das seinen festen Aufenthaltsort beim Herde hat.

Der Hausrath ist sehr einfach: ein paar Stühle, eine breite Bank mit Arm- und Rückenlehne, genannt the restin' chair, ein Sitzblock, bisweilen blos aus aufgehäufter Erde, das ist Alles: der Tisch fehlt gegenwärtig wohl nie, wurde aber früher als Luxus betrachtet. Fisch aß man aus einem großen gemeinsamen Trog, der quer über den Kessel auf den Boden gestellt wurde. Grütze wurde mit Horn- oder Holzlöffeln aus großen Holzschüsseln gegessen, die man auf dem Schoße hielt. Diese Holzschüsseln, die sogenannten Norvaskols („norwegische Schalen") kamen, wie der Name besagt, aus Norwegen und sind noch nicht ganz außer Gebrauch gekommen.

Die Häuser sind mit einer Lage Rasenschollen gedeckt, auf die eine Schicht Stroh der Länge nach gelegt wird; Strohbänder, an welchen Steine zum Beschweren befestigt sind, drücken das Stroh zusammen.

Noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts waren Dörrhütten für Fleisch und Fische auf den Inseln allgemein, kleine Hütten aus unbehauenen Steinen, welche so aufeinander gelegt waren, daß zwischen ihnen Oeffnungen frei blieben, durch die der Wind strich und Fische sowie Fleisch in ungesalzenem Zustande trocknete. Solcher Dörrhütten giebt es nur mehr sehr wenige, die theils halbzerfallen sind, theils zum Trocknen von Kleidern u. A. dienen. Fleisch wird jetzt gar nicht mehr gedörrt, und Fische werden zu diesem Zwecke an einer langen Holzstange, die längs der Außenwand des Hauses läuft, aufgehängt.

Aus selbstgebautem Hafer oder Gerste bereitet man die sogenannten Broenis zu, Kuchen in Form dicker runder Scheiben, die auf dem Rost gebacken werden. Da seit etwa fünfzig Jahren die Einfuhr von Weizenmehl aus Schottland bedeutend zugenommen hat, speist man heute weit mehr Weizenbrot als früher, namentlich zum Thee. Ein altes nationales Getränk ist bland (altn. blanda), Molken mit Wasser.

Eine eigentliche Nationaltracht existirt nicht mehr; ein Rest davon sind die Schuhe, die sogenannten rivlins (altn. hriflingr), aus rohem ungegerbtem Kalbs-, Kuh- oder Ochsenfell, und die gestreifte nightcap.

Endlich noch ein paar Worte über die Shetländer selbst. Trotz der Rassenmischung auf den Inseln sind die Kennzeichen des skandinavischen Typus: blondes Haar, blaue Augen, lange Nase, schlanker Wuchs, noch

ganz vorherrschend. Daneben zeigt sich ein kleinerer Typus mit schwarzem Haar und dunkler ölig glänzender Haut; von dieser Rasse findet man in einzelnen Gegenden, besonders im Kirchspiel Connings burgh in Südshetland und der Gegend de Herra auf der Insel Yell, größere abgesonderte Gruppen. Eine gewiß grundlose und junge Tradition macht sie zu Abkömmlingen von schiffbrüchigen Spaniern der großen Armada; wahrscheinlich jedoch sind es Reste der älteren (vornordischen) Bevölkerung. Die Conningsburgher standen seit jeher im Rufe der Zanksucht. Von ihrer angeblichen Ungastlichkeit gegen Fremde in früheren Zeiten zeugt die ihnen in den Mund gelegte Phrase (im Norn-Dialekt), womit sie am frühen Morgen den Gast, der bei ihnen Nachtlager gefunden hatte, angeredet haben sollen: Myrkin e liora, lucein e liunga, timin e guestin e geungna*), Dunkel ist es noch im Ljore, d. h. in der Dachöffnung, doch licht schon auf der Haide, es ist Zeit für den Gast, zu gehen. Doch liegt hier wohl nur ein boshafter Spott vor oder die Generalisation eines einzelnen Falles. Die heutigen Conningsburgher sind jedenfalls so gastfrei wie Andere.

Der Durchschnittsshetländer ist ungemein liebenswürdig, bieder und gastfrei, wenn auch gegen Fremde anfangs verschlossen und mißtrauisch. Dieses Mißtrauen stammt hauptsächlich aus den traurigen Zeiten der Unterdrückung, unter der das Volk so lange gelitten hat. Doch wird er bald zutraulicher, und gegen den, der sein Vertrauen gewonnen hat, zeigt er oft überströmende Freundlichkeit. Er ist anfangs geneigt, zu glauben, daß der Fremde auf ihn herabsieht, und liebt es darum in der Regel nicht, ihn in sein einfaches Haus einzuladen. Der sicherste Weg, seine Freundschaft zu gewinnen, ist, sich selbst zu seinem Gast zu machen, sich in de but zu setzen, ohne sich durch den Rauch anfechten zu lassen, und ein gemüthliches Gespräch mit den Hausleuten zu beginnen.

II.

Sagen aus der Piktenzeit — Nordische Besiedelung — Schottischer Adel auf Shetland — Robert und Patrick Stuart — Finnensagen — Tait und der Bär — Seeaberglaube — Verfall der altnordischen Sprache — Moderner Dialekt.

Ueber die vornorwegische Periode der Inseln wissen wir so gut wie Nichts. Der Tradition zufolge sind sie zuerst von einigen Pikten besiedelt worden, die nach den unglücklichen Kämpfen ihrer Nation mit den Schotten, welche die Herrschaft in Schottland gewannen, das Festland verließen und sich auf den Orknöern und Shetlands ansiedelten.

Ringsum auf den Shetlands, überall längs der Küsten, finden sich eine Menge Ruinen von sogenannten Picts' castles oder brochs: Burgen oder besser gesagt große runde Thürme, die aus schweren Steinen errichtet

*) In dieser Form mitgetheilt in Lows Tour thro' Orkney and Shetland.

sind. Von den bedeutenderen schottischen Alterthumsforschern neigen die meisten der Ansicht zu, daß diese brochs, die auch in Schottland sehr zahlreich vorkommen, den Pikten zuzuschreiben seien, während Andere sie auf die nordischen Vikinger zurückführen wollen. Sie sind regelmäßig auf vorspringenden Punkten (Felsen und Hügeln) erbaut und müssen außer zur Vertheidigung auch als Signalstationen gedient haben, da man von jedem solchen broch immer die beiden rechts und links nächstliegenden sieht.

Nur ein einziger solcher broch ist einigermaßen vollständig erhalten, die Mousaburg (auf der kleinen Insel Mousa vor Sandwick südlich von Commingsburgh, auf der Ostseite von Mainland). An die Mousaburg knüpfen sich zwei historische Berichte. Der eine steht in der Egilssaga. Zur Zeit Harald Harfagers entführte der norwegische Viking und Kaufmann Björn Brynjulfsson seine Geliebte, Thora, die Tochter Roalds, aus den Fjorden (Westnorwegen), flüchtete mit ihr westwärts über das Meer und landete auf Mousa. Sie nahmen ihren Wohnsitz in der Burg, wohin sie die ganze Schiffsladung brachten. Hier hielten sie Hochzeit und verblieben den ganzen Winter. Im nächsten Frühjahr, als Björn erfuhr, daß König Harald auf Veranstaltung der Verwandten Thoras ihn geächtet und den Befehlshabern auf den Orknöern, Hebriden und in Irland den Auftrag zugestellt habe, ihn zu tödten, wenn er sich dort befinden sollte, reiste er mit Thora nach Island. Der andere Bericht befindet sich in der Orkneyinga-Saga und betrifft eine ähnliche Begebenheit, die sich etwa zweihundert Jahre später ereignete. Jarl Erlend der Junge flüchtete von den Orknöern mit Margrete, der Mutter des Jarls Harald Maddadson, und schloß sich mit ihr in der Mousaburg ein. Der Jarl Harald, der sehr gegen diese Verbindung war, zog ihnen nach und belagerte die Burg. Doch die Belagerung zog sich in die Länge, beide Parteien ließen sich auf Unterhandlungen ein, und als Erlend seinem Stiefsohn Harald seine Hilfe zur Wiedereroberung einiger verlorener Besitzungen anbot und ihm vorhielt, es sei vernünftiger, dieses Angebot anzunehmen, als einen unnützen Streit fortzusetzen, besann sich Harald eines Besseren und nahm den Vergleich an.

Ein paar Oertlichkeiten scheinen von den Norwegern nach den Pikten benannt worden zu sein. Etwa in der Mitte von Mainland liegt ein Thal Namens Petta dale mit dem Binnensee Petta water. Von Alters her haben sich die Einwohner gescheut, zur Nachtzeit hierherzukommen, aus Furcht vor Trollen und Huldern. Von dem Petta dale erzählte mir eine alte Frau aus dem südlichen Delting als eine alte Localtradition, daß es seiner Zeit die letzte Zufluchtsstätte einer von den Vikingern vertriebenen Schaar Pikten gewesen sei, die zu Trollen wurden, und deren Nachkommen noch heute in den Hügeln um das Thal wohnen sollen. Von dem Ursprung des Namens hatte sie eben so wenig eine Ahnung als sonst Jemand unter dem Volke. Da die altnordische Form des Namens Pikt Péttr lautet, bedeuten die erwähnten Ortsnamen wahrscheinlich „Piktenthal" und „Pikten-

see". Auch in North Roe giebt es ein Petta dale, von dem verschiedene Elbensagen im Umlauf sind.

In schottischen Sagen von den Pikten wird erzählt, daß sie sehr klein waren, und noch heute sagt man von einer sehr kleinen Person auf Shetland: as piri as a Pict (ausgesprochen Peicht), so klein wie ein Pikte.

Am meisten verbreitet von den uralten piktischen Sagen ist folgende, die gewiß eigentlich aus den schottischen Hochlanden stammt, wo sie ähnlich erzählt wird. Als die nordischen Vikinger sich der Inseln bemächtigt hatten, tödteten sie alle Einwohner bis auf zwei, einen alten Mann und seinen Sohn. Diese wollten sie schonen unter der Bedingung, daß sie ihnen das alte Geheimniß der Pikten, die Kunst, Whisky aus Heidelbeeren zu brauen, verriethen. Der alte Mann erwiderte nach einigem Bedenken, daß er es thun wolle, wenn sie zuvor seinen Sohn tödteten. Sie thaten es, doch der Greis erklärte nun, daß sie das Geheimniß nie erfahren sollten; er habe nur befürchtet, der Sohn würde sich nicht genug standhaft zeigen; er selbst werde sich aber durch keine Pein erschüttern lassen. Daher tödteten sie auch ihn, nachdem sie ihn lange gemartert hatten.

Die historische Periode beginnt erst mit der norwegischen Besiedelung der Inseln zur Zeit Harald Harfagers*). König Harald bot dem Jarl Rögnvald von Möre die Jarlwürde über die Orknöer und Shetlands an; dieser bewirkte jedoch vom Könige die Erlaubniß, die Würde auf seinen Bruder Sigurd zu übertragen, der somit der erste Jarl der Inseln wurde. Die Inseln wurden von norwegischen Jarlen bis 1231 beherrscht, worauf sie an eine schottische Jarl-Linie übergingen, und in den Händen schottischer Jarle blieben sie in der ganzen folgenden Zeit, so lange sie zu Norwegen gehörten. Von den norwegischen Orknöerjarlen ist uns in der Orkneyingasaga ein ausführlicher Bericht erhalten, doch Shetland, das einen Theil dieses Jarlthums bildete, spielt darin nur eine ganz untergeordnete Rolle und wird selten erwähnt. Der bekannteste von den in dieser Saga geschilderten Jarlen ist Magnus, gewöhnlich St. Magnus genannt, der nach seiner Ermordung vom Papste kanonisirt wurde. Nach ihm heißt eine Bucht auf den Shetlands St. Magnus' bay, und die Domkirche in Kirkwall auf den Orknöern St. Magnus' cathedral.

Im Jahre 1469 wurden die Orknöer und Shetlands, die durch die Vereinigung von Dänemark und Norwegen ein Theil des Unionsreiches geworden waren, von König Kristian I. als Ersatz für eine Summe von 60000 rheinischen Gulden, welche die Prinzessin Margarethe ihrem Bräutigam, dem schottischen König Jakob III., als Mitgift hätte mitbringen sollen, an Schottland verpfändet. Obzwar bei der Verpfändung von dänischer Seite ausbedungen worden war, daß von schottischer Seite an den alten

*) Auf Fetlar geht noch heute eine Sage, derzufolge diese Insel die erste war, welche die Norweger besiedelten.

Gesetzen und Einrichtungen der Inseln Nichts geändert werden solle, da man ja die Absicht hatte, sie wieder einzulösen, finden wir doch nach 150 Jahren, um das Jahr 1600, die alten Verhältnisse von Grund aus umgestürzt und verändert. Infolge der unruhigen Zeiten in Schottland und der Abgelegenheit der Shetlands konnten die schottischen Jarle, die mit den Inseln belehnt waren, schalten und walten, wie es ihnen beliebte. Besonders berüchtigt sind Robert Stuart und noch mehr sein Sohn Patrick Stuart (in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts). Infolge ihrer nahen Verwandtschaft mit dem schottischen Königshaus (Jarl Robert war ein unehelicher Sohn König Jakobs des Fünften) durften sie sich gegen das shetländische Volk fast Alles erlauben. Die Abgaben werden nach dem Gutdünken der Machthaber in die Höhe geschraubt, Maß und Gewicht beständig gesteigert*) und die Gewichte verfälscht; die Erbgüter wurden gradweise dem unaufgeklärten und vertrauensseligen shetländischen Bauernstand aus den Händen gelistet und gingen an schottische Abenteurer über, von denen viele sich zu großen Gutsbesitzern aufschwangen, während die shetländischen Freibauern nach und nach zu einer armen und geknechteten Klasse von Pächtern herabsanken. Durch die großen Abgaben verarmt, waren sie oft gezwungen, ihre Ländereien zu einem Spottpreise an die Lairds zu verkaufen. In vielen Fällen ist der Tradition nach von den Machthabern List oder Gewalt gegen die Bauern in Anwendung gebracht worden, um ihnen ihr Eigenthum zu entreißen. Die von Natur aus gutmüthige und leichtgläubige Bevölkerung, die ohne Unterricht und Aufklärung war, hatte meist keine Augen für die ihr gelegten Schlingen. Noch heute lebt eine Unzahl von mehr oder minder sagenhaften Erzählungen über die Kunstgriffe, durch welche die Lairds ihre Besitzungen gewannen, auf den Lippen des Volkes. Ein paar Beispiele werden genügen, die Art dieser Erzählungen zu kennzeichnen.

Der Besitzer der Insel Havera (westlich von Scalloway) erhielt eines schönen Tages Besuch von seinem Laird Bruce. Im Laufe des Gespräches klagte dieser sehr über den Schaden, den ihm Ratten und Mäuse bereiteten, und bat den Haverabauern inständig um etwas Erde von seiner Insel, die sehr mineralhaltig war und auf der sich daher keine Ratten und Mäuse hielten; er wolle eine Handvoll dieser Erde der seinigen beimischen und versuchen, ob er dadurch wenigstens ein paar seiner ungebetenen Gäste los werden könne. Der Bauer ahnte nichts Böses und gab in Gegenwart von Zeugen Bruce das Gewünschte. Einige Zeit darauf erhielt er eine Aufforderung vom Laird, sich einzustellen und seine Pacht zu bezahlen. Der Bauer war darüber sehr erstaunt, da er als Erbbauer

*) Daher kommt es, daß ein Liispfund (dän. = 16 Pfund) auf den Shetlands jetzt allgemein 32, an manchen Orten sogar 34 oder 36 Pfund enthält; eine „mark“ entspricht 1⅓—1½ Pfund, während die färöische Mörk nur ½ Pfunde gleich ist.

keine Pacht zu entrichten hatte, stellte sich aber doch zur festgesetzten Zeit bei dem Laird ein und erbat sich eine Aufklärung. Da erhielt er den Bescheid, daß er durch die Ueberreichung von „Erde und Stein" (wie es in der Gesetzformel hieß) von seinem Eigenthum an Bruce diesem den Besitz übertragen habe.

Der Laird von Lunna (im Kirchspiel Lunnasting) hatte schon lange gewünscht, das an sein Eigenthum grenzende Skelberry zu erwerben. Als er nun hörte, daß der Skelberrybauer auf dem Todtenbette liege, ritt er mit einigen Begleitern hin, vernahm jedoch bei seiner Ankunft, daß der Bauer vor einer kleinen Weile gestorben sei. Der Laird, der eine bis auf die Unterschrift vollständige Abtretungsurkunde mitgebracht hatte, um den Bauer zu zwingen, sie zu unterschreiben, ließ sich das nicht anfechten; er ging mit seinen Begleitern in die Todtenkammer, ließ eine Fliege fangen, die dem Todten lebend in den Mund gesetzt wurde, und eine Feder zwischen seinen Fingern anbringen, worauf die Zeugen einen feierlichen Eid ablegen konnten, daß noch „Leben" im Manne war, als er „die Feder berührte". Da damals nur sehr wenige Shetländer schreiben konnten, war es üblich, daß der, der eine Urkunde unterschreiben sollte, dafür in Gegenwart von Zeugen „die Feder berührte", was in seinen rechtlichen Folgen die Unterschrift vertrat.

Von einem Bauern auf Fetlar wird Folgendes erzählt. Der Laird dieser Insel lud ihn zu sich ein, tractirte ihn auf das Beste, namentlich mit Getränken, und präsentirte ihm schließlich ein Document zur Unterschrift, laut dessen er gegen eine sehr geringe Summe dem Laird sein Eigenthum übertrug. Der Bauer, der noch nicht ganz benebelt war, protestirte dagegen und wollte seinen Namen nicht darunter setzen. Der Laird redete ihm gütlich zu, doch vergebens. Da läßt er wie aus Unachtsamkeit die Feder fallen und ersucht den Bauer, sie aufzuheben, was dieser ahnungslos — in Gegenwart von Zeugen — thut. Augenblicklich läßt sich der Laird bezeugen, daß er die „Feder berührt" und damit seine Zustimmung gegeben hat. Aehnliche Erzählungen (von der Berührung der Feder) sind auch in anderen Gegenden der Shetlands in Umlauf.

Von allen Jarlen haben sich, wie bemerkt, Robert und sein Sohn Patrick den schlimmsten Nachruf erworben. Unter Letzterem verschwand das alte Gesetzbuch der Inseln, das er vernichtet haben soll, um ungehinderter nach eigenem Gutdünken schalten und walten zu können. Die alte gesetzgebende Versammlung der Inseln, das Lagting, protestirte gegen die willkürlichen Verordnungen des Jarls, doch vergebens. Patrick versammelte seine Günstlinge um sich und gab dieser Rotte den Namen Lagting. In diesem „Lagting" setzte er natürlich durch, was er wünschte. Von den hier angenommenen Bestimmungen seien nur folgende erwähnt. Jeder der 1. das Land ohne Erlaubniß des Jarls verließ, 2. vor dem alten (echten) Lagting Klage erhob, 3. Etwas von seinem Eigenthum ver-

heimlichte, 4. Schiffbrüchigen oder Schiffen in Sturmnoth zu helfen versuchte, 5. sich Strandgut zuwenden wollte, 6. der Zauberei, Dieberei oder ähnlicher Verbrechen überführt wurde — verwirkte sein Gut und seinen Hof zu Gunsten des Jarls. Das Gleiche galt, wenn Jemand Selbstmord verübte oder überhaupt blos ermordet angetroffen wurde*). Wie mit einem Schlage wurden Mord und „Selbstmord" auf den Inseln ganz allgemein. Es wird von mehreren Fällen berichtet, in denen Leute, die zum Ting nach Scalloway citirt worden waren, um über ihr Eigenthum Rechenschaft abzulegen, auf dem Heimwege umkamen oder auf unerklärliche Weise verschwanden. So erzählt man sich in der Sandneßgegend, daß eine sehr reiche Frau Namens Kitty Ratter, die große Gütereien und Schafheerden besaß, nach dem Tinge spurlos verschwand und später ertrunken in einem Teiche aufgefunden wurde. Köpfe und Felle von Schafen wurden bei Hausuntersuchungen in Schuppen verborgen gefunden, oft bei Ehrenleuten, die über jedem Verdachte des Diebstahls standen. Leute der Zauberei zu überführen und deshalb zu verurtheilen, war in jenen Zeiten in Folge des herrschenden Aberglaubens eine leichte Sache.

Patrick ließ in Scalloway eine große Steinburg bauen und zwang das Volk zu dieser verhaßten Arbeit. Die Wände wurden mit Eiweiß überstrichen, um fester zu halten, und zu diesem Zwecke eine Abgabe von Eiern erzwungen.

Daß dieses Unwesen so lange vor sich gehen konnte, ist theils dem fast vollständigen Mangel einer Verbindung zwischen den Inseln und dem schottischen Festlande zuzuschreiben, theils dem Umstand, daß der Jarl überall auf den Inseln längs der Küste, namentlich in den Hafenplätzen, Spione hatte, die auf das Volk ein wachsames Auge hielten.

Trotz der Wachsamkeit dieser Wächter glückte es doch einigen Männern mit einer Klageschrift an den König von den Inseln zu entkommen. Ein Boot mit sechs Männern fuhr — so berichtet die Tradition — eines Morgens scheinbar auf Fischerei aus. Sobald die Leute ziemlich weit auf die See hinaus gekommen waren, steuerten sie nach Norwegen, wohin sie wohlbehalten gelangten und wo man ihnen große Sympathien entgegenbrachte**). Von hier reisten sie nach Dänemark, wo ihnen vermögende Gönner den Weg nach London bahnten. In London angekommen, erlangten sie eine Audienz beim Könige und brachten ihre Klagen vor. Der König lieh ihnen willig Gehör und versprach, daß eine Commission zur Untersuchung der Zustände auf Shetland eingesetzt werden solle. Dieses Versprechen wurde gehalten, und die Untersuchung hatte zur Folge,

*) Ein Theil der hier erwähnten Verordnungen ist erwähnt in Spottiswoods History of the church of Scotland.

**) Wie es heißt, wagten sie aus Furcht, aufgeschnappt zu werden, nicht südwärts, an den Orknöern vorbei zu fahren; so doch nur in einigen Versionen; andere lassen die Reise direct von Shetland nach Schottland vor sich gehen.

daß Jarl Patrick vor ein Gericht in Edinburgh vorgeladen wurde. Der Jarl kam der Vorladung nicht nach, da er wohl einsah, daß seine Sache von vornherein verloren war. Daher wurden Sendboten nach Shetland geschickt, um ihn zu ergreifen; doch als sie ankamen, war der Jarl nirgends zu finden. Schon wollten sie das Suchen aufgeben, da sah Einer von ihnen bei einer letzten Untersuchung der Schlupfwinkel der Scallowayburg zufällig einen leichten Rauch aus einer Wandspalte hervorkommen. Das erregte seinen Argwohn, und bei genauerer Untersuchung fand man eine kleine geheime Thüre, die in einen schmalen versteckten Raum führte. Hier fanden sie den Jarl versteckt, — seine Pfeife rauchend. Er wurde nun nach Edinburgh geführt und dort in das Gefängniß geworfen. Während seiner Gefangenschaft machte sein Sohn Robert den Versuch, eine Partei um sich zu schaaren und die verlorenen Burgen seines Vaters auf den Shetlands und Orknöern wiederzugewinnen. Der Aufruhr wurde aber niedergeschlagen und Patrick der eigentlichen Urheberschaft desselben überwiesen, worauf Vater und Sohn auf dem Schaffot endeten (1615).

Zwischen Jarl Patrick Stuart und Jarl Sinclair von Caithneß (im nördlichen Schottland) herrschte tödtliche Feindschaft. Einmal wurden — so wird erzählt — ein paar Mannen Patricks vom Sturme unter die nordschottische Küste getrieben und mußten auf Caithneß landen. Jarl Sinclair lud sie sofort in sein Haus ein, wo er ihnen eine schrankenlose Gastfreundschaft erwies. Den ganzen Abend wurde tüchtig gezecht, und als Patricks Mannen todttrunken waren, ließ ihnen Sinclair Haar und Bart auf der einen Hälfte des Kopfes abrasiren, und sie in diesem Zustande zum Strande und auf ihr Schiff tragen. Als sie heimkamen, und Patrick sah und hörte, wie es ihnen ergangen war, gerieth er in Raserei und schwur Sinclair Rache. Die Sache kam aber nicht zum Austrag, denn — wie die Erzählung lautet — beide Jarle wußten nur allzugut von ihrem Unwesen gegenseitig Bescheid, und eine Gerichtsverhandlung hätte für beide gleich compromittirend ausfallen können; daher ließ Patrick die Sache schließlich doch fallen.

Nach Patricks Tod annectirte die Krone die shetländischen Lehensgüter, und die Gemeinden bekamen Nichts von dem, was ihnen geraubt worden war, zurück. Nach einiger Zeit wurden die Inseln wieder verlehnt.

Von der alten heimischen Lagmann- (Richter-) Institution ist zur Zeit der Stuarts nicht mehr die Rede. Dagegen werden Vögte erwähnt. Unter den genannten Jarlen wurden nach und nach sämmtliche alten Regierungs- und Administrationsformen der Inseln abgeschafft und durch schottische ersetzt. Der Obervogt (the Great Foude) wird von einem sheriff oder steward-depute*) abgelöst und die Untervögte von Bailies.

*) Besonders berüchtigt unter diesen steward-deputes ist Lawrence Bruce, ein Halbbruder Robert Stuarts. Seine Burg Mooness castle auf Unst steht noch als Ruine, ein würdiges Seitenstück zur Scallowayburg.

Zusammenkünfte des Lagtings werden aber (nach Hibbert) doch noch nach der Zeit der Stuarts, das letzte Mal sogar im Jahre 1670 erwähnt.

Auf dem Kirchhof in Tingwall befindet sich der Grabstein des letzten Vogtes der Inseln, der vor ca. 200 Jahren lebte. Der Stein trägt folgende Inschrift: Here lies an honest man, Thomas Boyne, sometime Foude of Tingwall. Historische Forschungen haben jedoch gezeigt, daß er Nichts weniger als „honest", vielmehr einer der ärgsten Leuteschinder und Unterdrücker war.

Die rücksichtslose Behandlung, der die Inseln einen großen Theil der Zeit, seit sie als schottische Provinz an das britische Reich gekommen sind, ausgesetzt waren, hat bei der Bevölkerung eine durch die Tradition beständig genährte Abneigung gegen die Schotten und alles Schottische hervorgerufen, eine Abneigung, die erst heute zu verschwinden beginnt. Noch ein Umstand muß dabei in Betracht gezogen werden, die isolirte Lage der Inseln, in Folge deren eine regelmäßige Verbindung mit Schottland erst in unserem Jahrhundert hergestellt worden ist. Der shetländische Handel war die ganze Zeit theils nach Bergen, theils nach Hamburg oder Bremen betrieben worden; noch heute heißt einer der Einläufe in den Fjord von Bergen „Hjelteforden", d. h. der Shetländerfjord.

Als Beispiel für die mangelhafte Verbindung zwischen Shetland und dem schottischen Festland wird Folgendes erzählt. Im Jahre 1688 wurde Jakob II. vom Throne gestürzt, und Wilhelm von Oranien bemächtigte sich der Herrschaft. Ein halbes Jahr nach dieser Begebenheit ereignete es sich, daß ein schottisches oder englisches Schiff in den Hafen von Lerwick einlief. Als einige Matrosen am folgenden Sonntage dem Gottesdienste in der Stadt beiwohnten, hörten sie zu ihrem Erstaunen den Geistlichen für König Jakob beten und unterrichteten nach Beendigung des Gottesdienstes das Volk davon, daß König Jakob längst nach Frankreich geflohen, und Wilhelm von Oranien der Herrscher von Großbritannien sei. Als dies den localen Behörden zu Ohren kam, ließen sie die Matrosen einsperren, und erst als vom Auslande bestätigende Nachrichten eintrafen, wurden sie freigelassen. — Die verhängnißvolle Schlacht von Culloden fand im Februar 1746 statt; erst im August erreichte die Nachricht Shetland. — Heute verkehrt ein Dampfer jeden zweiten Tag zwischen Schottland und den Inseln.

Dieselben Verhältnisse, welche die Shetländer dazu gebracht haben, Schottland zu hassen, haben auch bewirkt, daß sie noch heute mit großer Vorliebe die Erinnerungen an die Zeit, als sie zu Norwegen gehörten, pflegen, und für die skandinavischen Nationen eine lebhafte Sympathie haben. Der Schotte Low, der im Jahre 1774 die Inseln besuchte, schreibt von den Shetländern: „Die meisten ihrer Sagen und Erzählungen drehen sich um die Geschichte Norwegens; das übrige Europa kennen sie fast nur dem Namen nach, was in Norwegen vorgeht, wissen sie wie ihr Vater unser."

In den shetländischen Sagen spielen die Finnen eine große Rolle, und von ihren Zauberkünsten und ihrem Verhältniß zu Shetländern, mit denen sie in Berührung gekommen sind, werden eine Menge märchenhafte Sagen berichtet. Als Probe sei hier eine Erzählung von der Insel Fetlar mitgetheilt. Ein Shetländer, der Besitzer von Taft (in der Siedelung Funnie auf Fetlar), befand sich auf einer Handelsreise in Norwegen und kam mit einem Finnen zusammen, der mit ihm eine sehr hohe Wette einging, daß der Shetländer von diesem Augenblicke an bis Weihnachten (nach Anderen bis Neujahr) nicht einen einzigen Fisch werde fangen können. Wer die Wette verliere, soll sein ganzes Eigenthum an den Anderen abtreten. Der Shetländer fuhr nach seiner Heimkehr regelmäßig auf Fischfang aus, aber es glückte ihm nie, auch nur einen einzigen Fisch zu fangen. So ging es, bis Weihnachten vor der Thür stand. Nun begann er sich über den Ausfall der Sache Sorgen zu machen. In der Julnacht steht er vor Morgengrauen auf, weckt ein paar von seinen Nachbarn und bittet sie, ihn auf eine kleine Ausfahrt zum Fischen zu begleiten. In der Meinung, er sei nicht recht bei Troste, halten sie ihm theils vor, daß er damit den Tag entheilige, theils, daß sie keinen Köder hätten. Er bittet sie, sich darum nicht im Mindesten zu kümmern, sondern ihm augenblicklich zu folgen. Zögernd gehorchen sie. Wie das Boot ein Stückchen vom Land entfernt ist, zieht er schleunigst die Angelschnur hervor, ritzt sich mit einem Messer in das Bein, taucht einen kleinen Lappen in das herausfließende Blut, wickelt den Lappen um den Haken und wirft die Schnur aus — Alles in rasender Eile. Gleich beißt ein kleiner Fisch an, und flugs zieht er ihn in das Boot. Nun bittet er seine Begleiter, sofort zum Lande zurückzurudern, so schnell sie nur könnten, falls ihnen ihr Leben lieb sei. Diese sind nun überzeugt davon, daß der Bauer auf Taft seinen Verstand verloren habe, thun aber, wie er ihnen befiehlt. Im Augenblicke aber bricht ein fürchterlicher Sturm los, die See geräth in Aufruhr, und die Wogen gehen an der Küste so hoch, daß es unmöglich scheint, zu landen. Da nimmt der Taftbauer, als sie dem Lande ganz nahe sind, ein Faß Thran und wirft es in die See. Der ausfließende Thran glättet die Wogen so weit, daß das Boot unbeschädigt durch die Brandung gleitet: die Männer landen, und der Taftbauer hat somit seine Wette gewonnen. Im nächsten Sommer fährt er nach Norwegen, wo er den Finnen aufsucht und von ihm die Auszahlung des Gewinnes verlangt. Der Finne bittet ihn, davon abzustehen, und verspricht ihm dafür, daß er und seine Nachkommen im Hause Alles in Ueberfluß haben sollen. Der Bauer geht darauf ein, und seitdem folgt den Leuten auf Taft in allen Unternehmungen das Glück.

Von sagenhaft-historischen Erzählungen aus der vorschottischen Periode der Inseln verdient im Grunde genommen nur eine hier mitgetheilt zu werden, eine Saga in Miniatur, die auf Fetlar, der sagenreichsten von den

Shetlandinseln, zu Hause ist, und die ich hier in der Form wiedergebe, in der sie mir bei meinem Aufenthalt auf der Insel erzählt worden ist (am vollständigsten von einem alten Manne Namens Thomas Tait). Der norwegische (nach Anderen der dänische) König sandte jährlich einen Steuereinnehmer nach Shetland. In den verschiedenen Tingdistricten waren gewisse Orte bestimmt, wo sich die Bauern zu einer festgesetzten Zeit versammelten, um ihre Steuer zu entrichten, die in Butter und Vadmel (Fries) geleistet wurde. Sie brachten ihre Besemer (Wage mit Schiebegewicht) mit, wonach die Butter gewogen wurde, doch der Steuereinnehmer hatte immer einen eigenen Besemer mit, nach welchem die Wagen der Bauern geprüft wurden. Einmal, als der Steuereinnehmer wie gewöhnlich in die Siedelung Urie (spr. Oeri) auf Fetlar gekommen war, um die Steuer der Fetlarbauern abzuholen, gerieth er mit einem Bauern Namens Joen Tait in Streit; er beschuldigte ihn, zu wenig zu geben und einen falschen Besemer zu haben. Dies bestritt Tait und behauptete, der Besemer des Steuereinnehmers sei falsch. Ein heftiges Wort zog das andere mit sich, und der Streit endete damit, daß der Fetlarbauer, ein aufbrausender und jähzorniger Mann, seinen Besemer mit dem Kolben in die Höhe schwang und den Boten des Königs todt schlug. Für dieses Verbrechen wurde er nach Norwegen (Dänemark) vorgeladen, um sich vor dem König selbst zu vertheidigen. Der Fetlarbauer trat barfuß und mit entblößtem Haupte, eine Axt in der Hand, vor den König. Er war ein großer und starker Mann, doch seltsam gebaut und hatte große Knoten an den Füßen. Der König starrte auf seine Füße, und auf Taits Frage, warum er so thue, erwiderte er, er habe niemals so sonderbare Füße gesehen. Tait sagte, wenn sie bei ihm Anstoß erregten, so wisse er dem abzuhelfen, erhob seine Axt und schlug sich einen Knoten ab. Da sagte der König, er wundere sich gar nicht mehr darüber, daß Tait seinen Boten erschlagen hatte, da er gegen sein eigenes Fleisch und Blut so rücksichtslos sei. Im Grunde genommen habe er sein Leben verwirkt, aber in Anbetracht des Muthes, den er eben bewiesen, wolle er ihm einen Ausweg eröffnen, auf dem er sein Leben retten könne. In der Nähe hause ein wilder Bär und bringe das Leben der Umwohner beständig in Gefahr; wenn er diesen fangen und lebend vor den König bringen könne, solle er mit dem Leben davonkommen. Tait nahm diesen Vorschlag an, ging zu einer alten Frau, die in einem Walde wohnte, in dessen Nähe sich der Bär häufig zeigte, und fragte sie genau über die Wege und Gewohnheiten des Bären aus. Das Weib sagte Tait: „Butter hat Dich in's Unglück gebracht, und Butter soll Dich wieder retten.“ Er solle ein paar starke Seile und eine Tonne Butter mitnehmen und das Faß auf einen offenen sonnigen Fleck im Walde stellen, sich in Hinterhalt legen und den Augenblick abwarten, bis der Bär käme, um die Butter zu schlecken. Wenn das Thier damit fertig wäre, würde es sich schläfrig fühlen und zu einem Schlummer niederlegen. In diesem Zustande solle es Tait über-

rumpeln und mit den mitgenommenen Seilen binden. Tait dankte der Frau für ihren Rath, und es glückte ihm wirklich auf die angegebene Weise, den Bären lebend zu fangen und vor den König zu bringen. Dieser hatte bestimmt gehofft, Tait loszuwerden, und war deshalb unangenehm enttäuscht; doch hielt er sein Wort und befahl Tait, Norwegen zu verlassen und den Bären mit sich zu nehmen. Tait fuhr mit seinem Bären heim nach Fetlar und transportirte ihn von da nach einem kleinen Holm Namens Linga (Yelli-Linga) zwischen Yell und Fetlar, unweit der Küste von Yell. Hier band er ihn mittelst eines Seiles an einen Pflock an, und die Stelle heißt noch heute the bears bait (die Bärenweide), obwohl gegenwärtig nur mehr Wenige diesen Namen kennen. Mitten auf dem Holm sieht man eine Art Kreislinie, auf der das Gras ein anderes und frischeres Aussehen hat als innerhalb und außerhalb desselben. Das kommt, wie die Sage berichtet, davon, daß der Bär beständig im Kreise um den Pflock, an den er angeseilt war, herumwanderte.

Ein Aberglaube, der früher auf den Shetlands ganz allgemein verbreitet war, jetzt aber im Verschwinden begriffen ist, bezieht sich auf das Fischen zur See; eine Menge von Wesen und Gegenständen dürfen nicht mit dem rechten Namen genannt, sondern müssen durch Umschreibungen bezeichnet werden.

Auch aus anderen Ländern, z. B. Norwegen, wird dasselbe berichtet. Diese shetländischen Seenamen, die meist local verschieden sind, stammen größtentheils aus dem Nordischen — einige davon findet man in den poetischen Namenreihen der jüngeren Edda wieder — und sind ursprünglich gewiß eine Art mythologischer Sprache gewesen. Da man glaubte, daß das Meer unter dem Schutze besonderer Gottheiten stehe, und da es ein Element war, auf dem die Fischer gewissermaßen als Eindringlinge betrachtet werden konnten, mußten diese es sich sehr angelegen sein lassen, die Meerdämonen durch ehrfurchtsvolle Behandlung günstig zu stimmen; ein Versehen führte Unglück im Fischfang, wenn nicht Aergeres mit sich. Noch vor ein bis zwei Generationen nahm man die Befolgung dieses Tabus auf Shetland sehr streng. Das Wort Priester, Katze, o. ä. zu nennen, war ein Versehen, das dem unüberlegten jungen Manne, der damit das Fangglück des ganzen Tages in Frage stellte, sofort eine Ohrfeige eintrug. Heute gebraucht man die Umschreibungen nur mehr ab und zu scherzweise. Sie haben theils von Haus aus poetischen Charakter, theils sind es solche Wörter des alten Dialekts, die aus der Umgangssprache verdrängt worden sind und als halbvergessene oder unverständliche Wörter einen mystischen Schimmer erhalten haben.

So z. B. heißt in dieser mythologischen Sprache das Boot „Fahrzeug", der Mast „Stange", für Segel gebraucht man das Wort „Lappen"; für Angelschnur „das Geräth" u. a. m. Das Pferd wird „Gänger", „Wieherer" u. s. w. genannt, der Hund z. B. „Beinbenager", die Katze

„Rasenschaber“ (weil sie oft die Pfote zur Schnauze führt), „Schreier“ u. s. w., die Kuh „Brüller, Langschwanz“, das Schwein „Borstiges“, „Grunzer“, Erdwühler“ u. A. m. Das Meer heißt de djub („Tiefe)“, de ljōg (altn. lögr, „Flüssigkeit“, in der Poesie „Meer“ de mār (altn. marr in der Poesie); das Feuer: de birtek (altn. birti, birta, Glanz), de brenjer (der „Brenner“; auch in der altnord. Poesie), de funna, finna (altn. funi), de ilder oder hildin (altn. eldr, eldrinn); das höhere Land de kōgis, d. h. das, was hervorschaut, das flache de kāvis, was untertaucht; der Mond de glōm (altn. glámr mattes Licht, in der Poesie Mond), die Sonne z. B. de föger, feger, die Schöne. Den Lengfisch nannte man „der Weiße“, den Dorsch „er selbst“, die Heilbutte „Fisch“ u. Ae. m.

Außer diesem Namentabu mußte der Fischer noch eine Menge andere Dinge beachten, wenn er Glück haben wollte. War das Boot einmal in's Wasser gestoßen, so durfte man es nie gegen den Gang der Sonne drehen. Ging man zum Strande, so mußte man sich hüten, daß Einem Niemand den Weg kreuze. Die Begegnung einer Katze brachte immer Unglück mit sich, und wenn Einem Jemand nachrief cat i' de büddi! eine Katze im Fischkorb! so konnte man lieber gleich umkehren und das Fischen für diesen Tag lassen. Früher fuhren die Fischer oft sogar nüchtern aus, weil man glaubte, mit hungrigem Magen treffe man auch Fische mit leerem Magen, die gierig anbissen. An den Knorren im Holze konnte man untersuchen, ob einem Boote beim Fischen Glück oder Unglück folge. —

Mit der socialen und ökonomischen Unterdrückung des shetländischen Volkes ging Hand in Hand die Schädigung des nordischen (altnorwegischen), vom Volke selbst Norn oder Norse genannten Dialekts der Inseln, der Schritt für Schritt vom niederschottischen zurückgedrängt worden ist. Schon zu den Zeiten der Stuarts Robert und Patrick muß nach den Personennamen zu schließen das unter die Bevölkerung eingedrungene schottische Element sehr zahlreich gewesen sein. Die kleine shetländische Bevölkerung war durch die Trennung von Norwegen und Dänemark sprachlich und geistig isolirt worden, ein Umstand, der ihre Widerstandskraft gegen die schottischen Einflüsse in hohem Grade verringern mußte. Das Volk begann nach und nach, aber gewiß erst nach längerem Widerstand, auf den eine Periode der Schlaffheit folgte, es für fein zu halten, schottische Wörter und Wendungen anzunehmen und sich des Gebrauches der alten heimischen Wörter zu schämen, und da die Entwicklung der Dinge nun einmal diesen Lauf eingeschlagen hatte, kam es bald so weit, daß das Sprechen des reinen heimischen Dialekts in den Augen Vieler ein Zeichen mangelhafter Bildung war.

Im 17. Jahrhundert hebt die Zersetzung des Norn gewiß schon an, aber erst im 18. Jahrhundert nimmt sie raschen Verlauf. Zuerst werden, wie man sich leicht denken kann und wie aus den erhaltenen

Bruchstücken hervorgeht, die Flexionsformen ergriffen. Dann werden die meisten alltäglichen Wörter verdrängt. Am längsten haben sich in der Regel speciellere Wörter gehalten, die Unterarten von verschiedenen Wesen und leblosen Gegenständen, Hausgeräthe und Werkzeuge u. A. bezeichnen. Solche Wörter bilden noch heute einen wesentlichen Bestandtheil des im modernen shetländischen Dialekte aus dem Norn erhaltenen Wortvorrathes. Als besonders reichhaltige Klassen von erhaltenen Wörtern sind die vielen Scherz- und Spottnamen für Wesen oder Gegenstände, welche vom Normalen abweichen, und ferner die Kosenamen zu erwähnen. Von sonstigen nordischen Wortgruppen seien noch erwähnt: die Bezeichnungen für Farbennüancen bei Hausthieren, besonders Kühen und Schafen, während die Hauptfarben mit englischen Wörtern bezeichnet werden; Wörter, welche eine dumpfe, zornige Gemüthsstimmung, Zeitwörter, die eine komische Art des Benehmens bezeichnen u. A. m. Daß eine Menge alter Wörter und Ausdrücke, die sich auf Wind, Wetter und See beziehen, erhalten sind, ist bei einem See- und Fischervolke fast selbstverständlich.

Thomas Edmonstons shetländisches Glossar vom Jahre 1864 enthält ca. 2000 nordische Wörter und erschöpft doch den Wortvorrath des shetländischen Norn nicht im Entferntesten. Meine Sammlung, das Resultat eines zweijährigen Aufenthaltes auf den Shetlands (1893—95), enthält ein paar tausend nordischer Wörter, die Edmonston entgangen sind. Doch ist von diesem Wortvorrath wohl nur mehr die Hälfte in gewöhnlicher Umgangssprache üblich. Von der anderen Hälfte ist ein Theil auf gewisse Gegenden oder Inseln local begrenzt, während ein anderer Theil seltene Wörter umfaßt, die nur mehr gelegentlich von alten Leuten gebraucht werden. Namentlich solcher Wörter habhaft zu werden, war sehr schwierig, da die Leute beim Gespräche mit Fremden immer ihr bestes Englisch vorbringen (jeder Shetländer kann nämlich englisch sprechen) und sich vor dem Gebrauche der „lächerlichen" alten Dialektworte hüten. Am meisten von dem alten Wortvorrath ist heute noch auf den nördlichen Inseln zu finden. Die gewöhnliche Angabe, daß das Norn oder Norse am Schlusse des vorigen Jahrhunderts ausgestorben sei, darf also nicht buchstäblich genommen werden. Es ist keine absolute Vernichtung, sondern eine gradweise und gleichmäßige Auflösung gewesen, die sich noch heute vollzieht.

Der shetländische Dialekt der Gegenwart besteht aus zwei (bezw. drei) Schichten, welche zwei (bezw. drei) verschiedene Perioden repräsentiren: 1. Norn, der ältesten Schicht, das sich im Wortvorrath, besonders in specielleren Bezeichnungen und in den Verbalconstructionen noch stark geltend macht; in lexicalischer Beziehung nähert es sich stark dem Dialekt in Südwestnorwegen (Agder); 2. Niederschottisch, dem Hauptbestandtheil des Dialekts, der den weitaus überwiegenden Theil der in der gewöhnlichen Umgangssprache vorkommenden Wörter und die Flexionsformen umfaßt. Endlich kann noch Englisch hinzugefügt werden, theils Wörter und Redens-

arten der Matrosensprache, theils und zwar hauptsächlich Litteraturenglisch, das gegenwärtig stärker als früher eindringt, vor Allem in Folge des vor Kurzem eingeführten gesetzlichen Schulzwanges.

Dieser Schulunterricht wird, da den Kindern das Englische eingeprägt und der Gebrauch von altshetländischen Wörtern und Redewendungen in der Schule nicht geduldet wird, bald zu einer vollständigen Anglisirung des Dialektes führen, zumal nur wenige von den Lehrern eingeborene Shetländer sind.

Von zusammenhängenden Sprachdenkmälern im alten Dialekt ist nur sehr wenig erhalten, und auch dies nur in sehr, manchmal hoffnungslos entstelltem Zustande: ein paar Ueberreste alter Lieder oder Balladen, einige wenige Räthsel und Kindersprüche, Bruchstücke einer Conversation und etliche sprichwörtliche Redensarten. Das Meiste davon fällt nach Unst und Foula. Im Jahre 1774 wurde eine ziemlich mißhandelte Ballade in Norn (von der Entführung Hildinas durch den Orknöjarl, von dessen Fall durch die Hand von Hildinas verschmähtem Freier Hilugi und von Hildinas Rache) vom schottischen Reisenden Low nach dem Dictat eines alten Bauers auf Foula aufgezeichnet, und auf derselben Insel notirte Low auch das Vaterunser in Norn nach dem Dictat einer alten Frau. Damit ist die Liste der erhaltenen Norn-Litteratur erschöpft. Nach den Berichten verschiedener älterer Verfasser existirten noch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts viele nordische Balladen auf Shetland, Lieder, die zu einem Ringtanz gesungen wurden, welcher dem noch heute auf den Färöern gebräuchlichen sehr ähnlich war; doch ist außer der Hildinaballade nicht eine einzige erhalten. Denn die schottische Geistlichkeit hielt in ihrem fanatischen stupiden Puritanismus die Ausrottung dieser Gesänge und Tänze für etwas besonders Verdienstvolles, und das Volk verlor mit dem nordischen Dialekt Verständniß und Sinn für die alten Gesänge. Und da die Lieder ausstarben, starb auch der Ringtanz aus, und an seine Stelle trat der schottische Reel. Von alten scandinavischen Melodien sind noch einige erhalten, darunter the Day-dawn, der seit alter Zeit auf einer Violine am Weihnachtstage bei Morgengrauen gespielt wird.

Eine eigentliche Litteratur im neueren Shetlanddialekt ist ebenfalls nicht vorhanden. Die wenigen ganz oder theilweise im Dialekt verfaßten Bücher sind: the Shetland fire side tales von George Stewart, shetländische Elfensagen und Märchen in einem novellistischen Rahmen; Rasmie's Büddie von J. J. Haldane Burgeß und Shetland sketches and poems von demselben Verfasser. Neulich hat Burgeß einen von der englischen und schottischen Presse sehr gut aufgenommenen historischen Roman The Viking Path herausgegeben, der in klassischem Englisch geschrieben ist und die nordische Besiedelung der Shetlandinseln behandelt; den eigentlichen Kern des Buches aber bildet die Schilderung der Kämpfe zwischen dem Christenthum und dem alten heidnischen Glauben.

Während man in Scandinavien die Shetland-Inseln fast vollständig vergessen hat, hängt die Bevölkerung noch immer mit Liebe an ihrem Mutterlande, ich wurde bei meinen Reisen auf den Inseln wiederholt gefragt, ob Dänemark nicht bald die Shetlands einzulösen gedenke, und hörte oft von älteren Leuten die Versicherung, daß bei einer Volks-Abstimmung die Majorität für eine Wiedervereinigung mit Scandinavien sein würde. Mehr als einmal bin ich trotz meines Widerspruches für einen Emissionär der dänischen Regierung gehalten worden, und meine Untersuchungen über die alte Sprache und die alten Traditionen der Inseln sollten nach der Meinung der Leute nur einen Theil der Grundlage bilden, auf der Dänemark seine Forderung nach Rückgabe der Inseln aufbauen würde.

Obzwar das Einlösungsrecht Dänemarks politisch betrachtet nach so langer Zeit als werthlos gelten muß, so besteht es doch, wie Gilbert Goudie*), ein geborener Shetländer, in den Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland neulich historisch nachgewiesen hat, noch bis heute und ist nie (wie man von schottischer Seite öfter behauptet hat) aufgegeben worden.

---

*) Goudie hat auch verschiedene Aufsätze über die Shetlands, z. B. über die alte Administration der Inseln, über Runen und Oghamsteine der Shetlands u. s. w. in den Proceedings veröffentlicht und mit dem Isländer Jón Hjaltalin die Orkneyinga-Saga in's Englische übersetzt.

Francesco Valori.

Erzählung aus der Zeit Savonarolas.

Von

E. von Tymen.

— Breslau. —

„Wo der Bube nur bleibt! Schon wird es Abend, und noch immer Nichts zu sehen von ihm!“

Es war ein schöner, weicher Frauenmund, der diese Worte sprach voll mütterlicher Sorge; und weich und tief waren auch die dunklen Augen, die dabei so innerlich besorgt hinausschauten auf das Florentiner Straßentreiben.

Da tönte wie schon so oft am Tage Glockengeläut durch die Luft.

Seltsamer Gegensatz!

Dazwischen klang wüstes Lärmen und Toben und Johlen.

Und dann wieder — täuschte sie sich nicht? — Das waren klare Kinderstimmen! Fromme Bußgesänge!

Sie trat hinaus auf den Balcon.

Es war Faschings-Dienstag — Kindercarneval.

Sie hatte ihren Girolamo garnicht gern dazu gelassen; aber die Kleinen hatten sich so darauf gefreut, und er war mit größeren Freunden — unter gutem Schutz!

Sie hatte ihm die Kinderlust nicht rauben wollen; ihr Gatte hatte auch für den Knaben gebeten. Aber es war ihr eigentlich garnicht recht gewesen.

Vor ihr geistiges Auge trat eine düstere Gestalt: zwei feurige, schwarzbraune Augen blickten sie zürnend an. Sie schauerte zusammen, wie sie der tief gefurchten Stirn, des strengen Mundes gedachte. Etwas

wie eine körperliche Empfindung von Härte überkam sie. Sie richtete sich entschlossen auf, gleichsam als wollte sie eine Fessel abschütteln, die sie drückte.

Da klang ein Lied an ihr Ohr — in den Chor der Kinder mischten sich tiefe Männerstimmen, und dunkel ward der weiche Klang:

„So dunkel wie Du, Savonarola!" flüsterte sie, und weich und andächtig fast wurde ihr Ausdruck, wie sich ein Zug, ein Lächeln voll tiefer Melancholie in das grobe Antlitz prägte, das vor ihrer Seele stand. Und alle Härte schwand nun daraus — wie streng es schien: es weckte doch ein großes, ein unaussprechliches Vertrauen.

Vor einem Jahr hatte er die Kinder statt zu Spiel und Scherz, zum Ernst in die Häuser geführt, hatte sie geheißen von Reich und Arm Masken, Putz, Karten, unchristliche Schriften und dergleichen zu fordern, und all diese „Eitelkeiten" waren dann auf der Piazza nach Abhaltung einer großen Procession unter den frommen Gesängen der Kleinen bei Trompetenschall und Glockenklang und unter dem Freudengeschrei des Volkes verbrannt worden.

Das hatte damals viel Unwillen unter den Gegnern Savonarolas, unter der üppigen Medicäischen Partei und unter den prachtliebenden, ausschweifenden Arrabiati hervorgerufen.

Eine Stadt, die unter dem Regiment Lorenzos des Prächtigen gestanden, konnte keine Sympathie fühlen für mönchische Askese.

Auch Maria Valori seufzte leise: „War er nicht zu hart?"

Aber war's ein Wunder?

Die Versunkenheit der Zeit war zu tief. Und aus einem Extrem geht nothwendig das andere hervor. Ja, es war Vieles an ihm, was ein freies, lichtes Gemüth nicht billigen konnte.

Und doch!

Leuchtenden Blickes hob die schöne Frau das Haupt:

„Seine Fehler wurden ihm aufgezwungen durch die Fehler Anderer. Und seine Tugenden überwiegen sie weit. Er wird eine neue Zeit bringen; Heil ihr! Denn das Licht allein zeugt neues Leben — seine Schatten vergehen und lassen keine Spur."

Savonarola stand doch zur Zeit dem öffentlichen Leben so fern; er saß in seiner stillen Klause und schrieb: es galt die Ausbreitung seiner Lehre und den Kampf mit dem Papst — näher klang das fromme Lied: sollte er dennoch — da nahte der Zug der Kinder — nein, nicht er war's, der sie führte — ein anderer Dominikaner!

Das Lied verklang.

Segnend hob der Mönch die Hände; auch Maria Valori neigte das edle Haupt.

Dann spähte sie wieder und suchte. Ein weiches Lächeln umspielte auf einmal ihren lieblichen Mund:

„Girolamo!"

Wenig Minuten später lag ein braunlockiger Knabe in ihren Armen. Seine Wangen glühten. Seine Augen blitzten:

„O Mutter!“

Und mit heißer Beredsamkeit erzählte er all seine Erlebnisse nach echter Kinderart: sich überhastend, Hauptsachen auslassend, Nebenumstände mit den schillerndsten Farben schildernd: aber mit feinem Verständniß wußte Frau Valori zu fragen, zu ergänzen, zu errathen, sodaß vor ihrem klaren Blick bald ein geordnetes Bild des verworrenen Berichtes stand.

Es hatte sich Alles zugetragen, wie im vorigen Jahr, nur mit dem Unterschied, daß an Stelle Savonarolas Fra Domenico getreten war, sein begeistertster Anhänger.

Leuchtenden Blickes schaute Girolamo jetzt zur Mutter empor:

„Weißt Du, Liebste, es war schön. Aber was mir am besten an dem Frater gefällt, ist, daß er den Prior so lieb hat, so lieb — er sagt es — beinahe so wie ich und Du!“

Ein Lächeln spielte um Marias Lippen; sie strich liebkosend über des Knaben dunkles Gelock:

„So lieb wie Du! Bist Du ihm denn so gut, mein Schelm, dem ernsten, strengen Mann?“

„O ich möchte einmal werden wie er! ich heiße ja schon wie er!“ und stolz richtete sich der schöne Knabe empor.

„Verhüt's Gott, daß das ein Omen sei!“ klang da eine wohltönende Männerstimme von der Thür her, in welcher eine hohe, mächtige Gestalt schon geraume Weile gestanden, von Mutter und Sohn unbemerkt.

Wie eine Feder hob er den Knaben zu sich empor; dann küßte er die Frau, die ihm ein Willkommen lächelte, auf die weiße Stirn.

„Laßt mir den Prior von San Marco jetzt aus dem Spiel,“ er ließ sich behaglich nieder, „hör' den ganzen Tag nicht viel anderes als seinen Namen: in der Signoria! und schon auf den Straßen ist er auf Aller Lippen. — Stört er den Frieden von Florenz — den Frieden meines Hauses soll er nicht berühren.“

Sinnend schaute die Frau auf ihn nieder, und indem sie das Haupt schüttelte, strich sie ihm die schon leis ergrauten Locken aus der Stirn:

„Den Frieden von Florenz, stört der Prior den wirklich, oder will er ihn nicht vielmehr erkämpfen?“

Der Mann zog sie sanft zu sich herab:

„Du hast Recht: er *will* uns Frieden geben. Und reichen Segen danken wir ihm. Daß er auch Zwietracht sät, ist nicht seine Schuld. Aber,“ und er runzelte die hohe Stirn, „auch Du, Maria, bist gegen seine Härte, seine Herbheit, gegen seine mönchische Askese.

Warum läßt er den Kindern nicht ihre Freude? — ihnen naht der Ernst des Lebens doch wahrlich früh genug!“

„Wohl wahr!“ mit einem zärtlichen Blick folgte die Frau dem Kinde,

das mit einem mächtigen Hunde am Boden lag und jauchzend spielte, „aber unsere Kinder wachsen auf in einer Zeit so maßlosen Verfalles: das Laster wird den Menschen zur Tugend, das Verbrechen zur Probe des Muths und der Kraft — schwer ist es, sie zu guten, edlen Menschen zu erziehen. Was unserm gereiften, klaren Verstande wider die Natur ist und darum die Wirkung verfehlt, der glühenden Phantasie des Kindes ist es gut, ist es ursprünglich. Die will ergriffen sein durch übersinnliche Vorstellungen; in der Reihe der Jahre löst sich die mystische Schwärmerei, der Verstand wird klar und weiß das Schädliche auszuscheiden; aber er wird nicht so klar, so kalt, daß er der Begeisterung entbehrte. Sie nimmt er als edles Erbtheil der Kindesphantasie hinaus in's Leben. Ich möchte nicht, daß Girolamo diese Fähigkeit, sich zu begeistern, dereinst entbehrte, denn solch ein Mensch wird entweder bettelarm oder schlecht!"

Auch Valoris Blick folgte dem Knaben:

„Aber zu viel Begeisterung führt leicht auf Irrwege.

Wir träumen, wir täuschen uns vor, was nicht ist, verlieren unser Leben an diesen Traum, und wenn wir daraus erwachen, dann fallen wir in das andere Extrem: wir glauben, Alles sei Traum wie dies! Und wähnen Alles in der Welt nur Trug und Schein, Nichts mehr werth, unser Streben zu spornen."

„Das kannst Du aber auf Savonarola nicht anwenden," hell auf leuchtete Marias Blick, „und nicht auf das, was er den Menschen giebt! Das Ewige, das Göttliche, das sittlich Hohe, Reine ist kein Traum.

Wenn das Wahre das Gute ist, dann ist das Ideal auch die Wahrheit, denn aus ihm quillt der Menschheit Allerbestes!"

„Frauenlogik!" er lächelte; aber ein inniger Blick traf sein schönes Weib: „wäre doch alles Gute stets wahr!"

„Es ist wahr!" sagte sie innig. „Was ist denn Wahrheit? — O Ihr thörichten Männer!" und ein zärtliches Lächeln umspielte ihren Mund, wie sie den Gatten anschaute, „meint Ihr wirklich, Ihr wollt mit Eurem kalten Verstande die Wahrheit, die göttliche, ergründen? — Das Göttliche kann man nur empfinden! Das Göttliche ist Segen: — nun, so empfinde ich als Wahrheit das Licht, das Leben zeugt!

Und Leben zeugt die Lehre Savonarolas! Aus Nacht und Versunkenheit hat er schon Hunderte emporgerissen zu neuer Kraft und Tugend!"

„Dann ist auch der Hellenismus Wahrheit! Schöne Frau, seht Euch vor!" Ein alter Weißbart sprach es lächelnd.

Valori bot dem Eintretenden einen Sitz und grüßte mehrere andere Männer, die ihm folgten.

„Er ist auch Wahrheit — in diesem Sinne," beharrte die Frau. „Soll denn ein Hellene, der ein Leben führte voll Weisheit und Tugend, verdammt sein, um die Treue für die Lehre seiner Väter? Das glaube ich nicht, denn es wäre wider die Liebe Gottes."

„Maria!“ Valori wurde unruhig, denn ein mißbilligendes Murmeln ging durch die Männer.

„Dann“ — die Augen eines jungen Florentiners blitzten zu ihr herüber, „werdet Ihr den Prior gewiß mit uns tadeln. Wieder hat er den Carneval benützt zu den Ausschreitungen des blindesten Fanatismus. Die kostbarsten Werke hat er verbrennen lassen.“

„Wißt Ihr's so genau, Bendetto?“ sie zuckte die Achseln. „Wenn ihm Boccaccio als Lieblingslectüre der Nonnen nicht gelegen, mich wundert's nicht. Ihr könnt von dem Mönch nicht so viel Unparteilichkeit verlangen: er darf nicht nur auf Geist und Schönheit, er muß auf den Inhalt der Bücher sehen! — Er würde trotzdem nicht so hart vorgehen, zwänge man ihn nicht dazu! — Doch, ich stör' Euch nicht länger: — Girolamo!“

Sie winkte dem Knaben; aber der Alte hinderte sie:

„Bleibt, Maria Valori, wir haben Nichts zu sprechen, das für Eure Ohren nicht taugte, und entbehren nur ungern Euer kluges, mildes Wort.

Es schmerzt auch mich,“ sein Auge traf den vorigen Sprecher, „wenn ich so oft auch unter unsern Besten ein Wort wider Savonarola höre! Mag er manchen Fehltritt begehen, die überschwängliche Wohlthat, die Florenz ihm dankt, wiegt das tausendfach auf.“

„Dagegen verschließe ich mich auch nicht,“ entgegnete Bendetto, „ich bin nur eben gegen jene Fehltritte nicht blind.“

Der Alte runzelte die Stirn:

„Daß man doch den kleinsten Fehler sieht an einem edlen Manne, und blind ist man gegen viel größere an einem, der solchen Edelsinn garnicht zu fassen weiß.“

Unruhig suchte Marias Blick den ihres Gatten.

Der aber legte nur seine Hand fest auf die des gereizten Bendetto, und dessen Mund umspielte ein ruhiges Lächeln.

„Die Schöpfung der neuen Verfassung allein schon würde genügen, Savonarolas Andenken bleibenden Dank zu sichern in der Geschichte von Florenz, Ihr habt Recht,“ sagte er geschmeidig, „aber nun zum Zweck unseres Hierseins. Nehmt das Wort, Gonfaloniere Valori.“

„Unnöthige Feierlichkeit!“ gab dieser zurück.

„Ihr wißt Alle, worum es sich handelt. Nach der früheren Bestimmung durften nur Männer, die das 29. Jahr vollendet, in den Consiglio grande treten — in der Jugend wohnt Kraft und Muth: wir wollen künftig schon das 25. Jahr als Grenze der Reife erkennen!“

Der Alte schüttelte den Kopf:

„Der Prior hat Euch bereits sein Mißfallen kundgegeben, Gonfaloniere.“

„Der Prior ist ein Schwärmer!“ unterbrach Bendetto spöttisch. „Daß er mit 25 Jahren noch nicht klar und fest genug war, an Staatsgeschäften theilzunehmen — ich glaub's! Aber Ihr schwört ja, daß Girolamo Savonarola einzig ist in seiner Art.“

Unwillig erhob sich Valori.

„Das ist er auch! Und Ihr stellt Euch ein schlechtes Zeugniß, Bendetto, wenn Ihr Nichts seht als seine Fehler.

Ich bin nicht der Freund des Asketikers; aber es ziemt dem Manne, auch an solchen, die ihm fernstehn, ja an seinen Feinden selbst, die Tugenden zu sehen und zu ehren."

Der Alte nickte ihm zu:

„Edel gesprochen, Gonfaloniere! und fern steht der Prior von San Marco keinem echten Florentiner! Merkt Euch das, Bendetto!"

„Nein," rief ein Anderer. „Brüder sind alle treuen Söhne der Republik, und ihr Vater ist der unsere! Heil Savonarola!"

„In Noth und Verwirrung, in Pest- und Hungersnoth war er für uns da," sprach Valori ernst, „immer für uns zuerst. Höchste Vaterlandsliebe erfüllte ihn — seltene Tugend in der Seele eines Mönches! Um ihretwillen — das Euch, Bendetto, — werde ich ihn schützen gegen jede Unbill, die ihm geschieht, so lange es in meiner Macht steht!

Nichtsdestoweniger natürlich folge ich meiner eigenen Ueberzeugung auch da, wo sie mit der des Priors streitet!

Hunger, Pest und Krieg haben unsere Reihen gelichtet. Manch schwachköpfiger Greis muß mitreden im Staat, der gern daheim der Ruhe pflegte, und junge, thatkräftige Männer, beseelt von Kraft, Muth und Geist, müssen in träger Ruhe diese Kräfte vergeuden. Dem sei ein Ende!

Ich traue meinen Mitbürgern, daß sie zum Eintritt in den Consiglio nur solche wählen, die's verdienen!"

Der Alte schüttelte das weiße Haupt:

„Möchtet Ihr Euch nicht täuschen, Gonfaloniere! Das eben ist's, was Savonarola bestreitet, und ich fürchte, er hat Recht!"

Sein Blick suchte wie unwillkürlich Bendetto.

Unheimlich funkelte es wieder in des jungen Mannes Augen.

„Ihr traut Euern Mitbürgern wenig. Sie werden zu unterscheiden wissen und zu dem schweren Amt nur solche rufen, die durch ungewöhnlichen Geist dazu befähigt sind."

Schweigend, aber mit immer wachsender Aufmerksamkeit war Maria Valori den Reden gefolgt:

„Verzeiht mir eine Frage, Bendetto," unterbrach sie ihn jetzt mit vornehmer Ruhe, „Ihr erwartet doch für Euch selbst die Wahl?"

Um Valoris Lippen huschte ein verstohlenes Lächeln, und die Blicke der Anderen begegneten sich in einem Blitze des Einverständnisses.

Bendetto biß sich auf die Lippen:

„Ich wäre allerdings glücklich, wenn —"

„Wenn man Euch so außergewöhnlichen Geistes erkennte," vollendete Maria fein. „Das ist erklärlich! und doch schade! Seht, Bendetto, die

wahre Größe weist sich immer durch Bescheidenheit! Der Wahl würdig könntet Ihr Euch ja nur zeigen, wenn Ihr sie von Euch wieset!"

Wieder zuckte es um Valoris bärtigen Mund, wieder ein Blick des Einverständnisses! Bendetto hätte wohl heftig Etwas erwidert, wäre ihm nicht der Gonfaloniere zuvorgekommen:

„Nun, solche Weisheit würden wir bedauern, denn wir bedürfen Bendettos klugen Kopf! Zürnt der Frau nicht, junger Freund: im Grunde hat sie Recht; und ich wünsche Euch dereinst ein Weib, das auch stets das Rechte so erkennt wie sie."

Bendetto verneigte sich.

„Dank!"

Und sein Auge funkelte zu Maria hinüber: „Wenn es eine Zweite gäbe gleich dieser, der Einzigen, die Gewalt hat — auch über den Prior von San Marco!"

Maria schrak jäh zusammen.

Valori hatte einen Augenblick an den Dolch gegriffen; doch wirklich nur einen Augenblick. Dann schloß er die Hand krampfhaft ineinander; bleich, stolz und kalt schaute er auf Bendetto hernieder:

„Ja, auch über den Prior von San Marco, denn ein edles Weib hat Gewalt über die ganze Welt."

Ein leuchtender Blick der Frau traf ihn; aber er sah an ihr vorüber.

„Geht voran in den Consiglio, ich folge gleich, und wenn er einig und beschlußfähig ist — an's Werk zur Neuwahl! noch heut!"

Noch einen besorgten Blick warf der Alte auf Mann und Weib, dann verließen Alle das Gemach.

Aber seine Besorgniß war unnöthig. Wohl hob und senkte sich Valoris Brust sehr heftig; aber auch er schickte sich nun an zu gehen, stumm, ohne einen Blick auf Mutter und Kind.

Mit großen, fragenden Augen schaute Maria ihm nach.

„Francesco!" rief sie dann.

Er stockte einen Augenblick. Man sah es, er kämpfte mit einer tiefen Erregung.

„Laß mich jetzt gehen," sagte er dann gepreßt, „es ist Dir und mir besser."

Aber sie vertrat ihm den Weg:

„Ich will Dich nicht aufhalten jetzt um meinetwillen; wenn ich auch nicht weiß — das später! Nur Eines flehe ich Dich an: hüte Dich vor jenem Bendetto! und handle nicht wider den Prior!"

„Ah!" er fuhr auf. „Unseliges Wort!"

Und er wandte den Kopf und faßte sie fest in's Auge, grausam fast. Scheinbar kalt fragte er dann; sie nur hörte das Beben seiner Stimme:

„Du bist sehr besorgt um Deinen Jugendfreund?"

Aber sie hielt ihn aus, den langen Blick:

„Ich bin besorgt um Florenz," sagte sie ernst, und leiser fügte sie hinzu, „und um Dich."

Da richtete er sich stolz auf, und sein Auge blitzte auf sie herab:

„Unnöthige Sorge! wenn jemals Girolamo Savonarola und Francesco Valori in Kampf gerathen sollten, dann zitterst Du besser um den Mönch als um den Mann!"

Ehe sie ein Wort erwidern konnte, war sie allein.

* * *

Die Glocken läuteten zur Kirche.

Dicht gedrängt strömte das Volk; aber auch manch edle, vornehme Erscheinung war darunter.

Der Edelsten einer war Michel Angelo Buonarotti, er, der Savonarola den Stern seiner Jugend nannte. Er, der vielleicht nicht geworden, was er war, ohne ihn!

Eine bizarre Behauptung und dennoch!

Jungfräulich ist die Begabung: köstliche Lebenskräfte schlummern in ihr. Aber sie schlummern! Begeisterung erst für etwas dem Herzen Theures macht sie zur Mutter der Kunst.

Aber nicht nach ihm, dem jungen Bildner und Maler, schaute Francesco Valori, auch nicht nach den vornehmen Florentinern, die in einfachem Gewande, die einst so stolzen Häupter gesenkt, an der Schwelle tief sich neigend, diese überschritten: Nichts von florentinischer Pracht sah man an diesen Kirchgängern allen. Der Luxus durfte sich nicht wagen vor Savonarola's Blick.

Weihe und Begeisterung lag auf den Zügen derer, die sich der Stätte nahten, von der sein mächtiges Wort ertönen sollte.

Aber nicht auf dem Antlitz Valoris.

Das war so bleich, wie es die gebräunte Haut nur zuließ, und in seinen Augen glühte ein unheimliches Feuer. Um seine Lippen zuckte es zuweilen von Angst und Schmerz.

Wie thöricht, wie unstät doch ein liebendes Herz ist! Heute baut es wie auf Felsen! Und morgen?

Ein einziges boshaftes Wort, und das Mißtrauen zieht in die Seele. Und der Glaube ist hin. Und mit ihm der Friede.

Nun schlich er — heimlich — ein Späher — seinem Weibe nach, ihr, die ihm das Reinste, das Höchste gewesen auf Erden. Ein Zweifel an ihr lag ihm bisher garnicht im Reiche der Möglichkeit.

Aber „die Einzige, die Gewalt hat — auch über den Prior von San Marco," klang es in seinen Ohren, in seinem Herzen wieder und wieder.

Wie war sie so bleich geworden! und es war ja wahr!

Sie, sie war die Einzige, die ihn jemals zu einer Aenderung seines Sinnes bewogen: der Jugendfreundin sanftes Wort, ihr kluger Rath hatte seine zu harten Maßregeln zuweilen gemildert.

Der Jugendfreundin! hatte sie es ihm denn nicht erröthend eingestanden, daß der junge Girolamo einst, noch Knabe fast, um sie geworben? Sie hatte ihn zurückgewiesen, freilich! Und das hatte wohl dazu beigetragen, den Reichbegabten in's Kloster zu treiben; aber nun! Der Knabe war ein Mann geworden, ein Mann, der mit der dämonischen Gewalt seines Wesens Alles zwang. Die Massen leitete er wie ein Kind an seiner Hand. Sollte nur ein Frauenherz —? auch sie war ja seine begeisterte Anhängerin. Nie betrat er die Kanzel, ohne daß sie an seinen Lippen hing mit den schönen, seelentiefen Augen. Keinen Laut von ihm mochte Maria verlieren.

Und auch den Knaben — sie hatte ihn schon nach ihm genannt! Girolamo erzog sie in ihm, durch ihn — „für ihn?" fragte er sich, und seine Hand ballte sich krampfhaft:

„O Maria!"

Und immer heißer wurde sein spähender Blick. —

Da barg er sich plötzlich im Gedränge.

Sie nahte, den Knaben an der Hand, mit der ganzen vornehm frauenhaften Ruhe, die er so liebte.

— Da tönte ein Brausen — Stimmgewirr! Laute Rufe!

„Savonarola, Heil Savonarola!" unterschied man jetzt deutlich.

Immer heißer, immer qualvoller umfing sie sein Blick: sie war jetzt ganz nah herangekommen. Aber Nichts bewegte sich in ihrem Antlitz, er konnte es deutlich sehen.

Nur des Knaben Blicke leuchteten auf:

„Mutter," bat er, „warten! ich will ihn grüßen!"

Aber ernst lächelnd schaute sie zu ihm nieder:

„Nicht doch, mein Bub; Gott sollt Du suchen jetzt, nicht Menschen, nicht den Priester!"

Und sie nahm das Kind an der Hand und schritt mit ihm über die Schwelle.

Da hob sich des Mannes Haupt stolz und erleichtert.

„Verzeihung, Maria," flüsterte er und wollte ihr folgen.

Aber laut wurde in diesem Augenblicke der brausende Zuruf der Menge. Im Nu trennte sie ihn von Frau und Kind, und wenig später stand ihm Savonarola gegenüber.

Denn des Priors Fuß stockte, als er Valoris ansichtig wurde.

Streng wurde sein ernstes Antlitz. Hoch hob er das Haupt, daß er zu wachsen schien, und fast seines Gegenübers mächtige Höhe erreichend, sprach er:

„Geht Ihr zur Kirche, Gonfaloniere? — Dann möge Euch Gott erleuchten!“

Und er wollte vorüber.

Aber, „Was meint Ihr damit?“ brauste Valori auf. Savonarola stand schon an der Schwelle des Domes, wie er sich umwandte und weithin vernehmbar entgegnete:

„Ich meine, daß in wenig Monden Piero Medici zurückkehren wird. Er und die Arrabiati werden dann das Volk von Florenz knechten —: es kann ja nicht anders sein, wenn Ihr Knaben statt Männern das Wohl des Staates in die Hände legt!“

Murmeln. Rufen.

Lauter und lauter wurde die Menge.

— Der junge Bendetto griff an seinen Dolch. Er wollte heftig Etwas entgegnen, aber ein tiefverhüllter Mann riß ihn zurück.

„Schweig!“

Und noch zwei Andere griffen ihm in den Arm. — Valori runzelte die Stirn:

„Prior, jetzt bin ich Gonfaloniere. Und darum thue ich, was ich für gut halte. Florenz hat Euch viel zu danken; aber Eurem Geist! Mit seinem Leben steht der Mönch ihm doch zu fern, um Alles ermessen zu können, was seinem Wohle dient. Ueberlaßt es uns also, uns, die dieses Leben theilen, Eure Lehre ihm anzupassen!!“

Da riß sich Bendetto dennoch von seinen Genossen los.

„Der Gonfaloniere hat Recht! Aber Savonarola giebt, was er giebt, nicht umsonst: er selber will der Führer der Reformen sein, die er anstrebt.“

Und lauter wurden die Stimmen im Volk:

„Ja, er spricht von Republik. Doch sie soll ihm die Staffel werden, auf der er emporsteigt. Denn Tyrann ist er, eiserner und unbarmherziger als die Medici selbst!“

„Die ließen uns doch des Lebens Genuß!“

Immer lauter wurden die Rufe, wie auch des Priors in der Uebermacht vertretene Anhänger sie zu ersticken suchten.

„Ja, den Lebensgenuß!“

Hoch auf richtete der Mönch sich plötzlich, und seine mächtige Stimme übertönte das Johlen und Schreien:

„Der Lebensgenuß! Er ist es, der das Scepter führt in der blühenden Italia! Er sitzt auf den Stühlen an den Tischen der Fürsten und der Reichen. Höhnend schaut er hervor unter der päpstlichen Tiara, und einen Schandfleck macht er aus den Priestern. Wollt Ihr wissen, wie die Scheußlichkeit aussieht, die Wollust, die Lüge, die Völlerei, dann schaut Euch einen Mönch an, oder gar einen Bischof. Reinfegen muß der Herr seinen Tempel und die Schänder hinaustreiben! — Ja! und ich will sein sein gefügiges Werkzeug, das da vollführt seinen Willen.

Merkt es! Aber eine Mitra will ich nicht, und einen Cardinalshut will ich nicht! Ich will nur, o Gott, was Du Deinen Heiligen gegeben hast, den Tod. Einen rothen Hut, einen Hut voll Blut, den will ich."

Erschöpft hielt er inne. Wie er auf der Kanzel oft kraftlos zusammenbrach, wenn er in höchster, in Alles fortreißender Begeisterung gesprochen hatte, so hätte er auch jetzt die Herrschaft über sich selbst verloren, wenn nicht von allen Seiten stützende Arme ihn aufgefangen. Aber unter denen, die ihm zu Hilfe eilten, waren auch Maria Valori und ihr kleiner Sohn.

Als sie ihn den Männern überließ, da schmiegte sich das Kind noch zärtlich wie schützend an ihn.

Da krampfte sich die Hand des Gonfaloniere wieder in Schmerz und Qual.

„Wer leugnet, was Ihr sagt?" rief er aus. „Die Kirche mögt Ihr reformiren, so viel Ihr wollt! Sie bedarf's! Wir wissen's Alle! Papst mögt Ihr werden oder Cardinal, aber an die Spitze von Florenz gehört kein Mönch."

„Und das ist sein Ziel!" rief da Bendetto. „Er selbst hat den Consiglio in's Leben gerufen, den Gonfaloniere an dessen Spitze gestellt; aber nun will er dem Gonfaloniere gebieten!"

„Das soll er nicht!"

„Niemals!"

Leidenschaftlich wollte man auf ihn eindringen; aber schon hatten die Piagnoni, seine Treuen, ihn wie mit einer Mauer umgeben.

Eine flehende Handbewegung machte Maria Valori, ein bittender Blick suchte den Gatten.

Aber dieser Blick verhärtete sein Herz.

Und da — da leuchtete Savonarolas Auge auf einmal auf, wie er die Frau — jetzt erst? — bemerkte.

„Heil, Maria Valori, Heil, daß ich Euch erschaue," rief er plötzlich, „der Menschheit Bestes ist ein Weib wie dieses, denn ihre Tugend und Weisheit herrscht über die Herzen und zügelt die zu wilde Flamme. Das Wohl von Florenz liegt in Eurer Hand. Was ich nicht vermag, versucht Ihr's! Bringt Ihr den Gatten zur Erkenntniß, macht Ihr ihm klar, daß er mit der Jugend die Unzufriedenen zum Regiment gerufen, die Arrabiati, die Florenz verderben!"

Da brach das Toben neu los.

Fort riß Valori sein Weib, aber in der nächsten Minute hatte er sie schon wieder verloren, denn ein wildes Ringen begann um Savonarola.

Unbeweglich stand der Gonfaloniere in dem Aufruhr. Nur seine Blicke funkelten; nur sein Athem ging heiß und schnell.

Da fällt ein blitzender Strahl ihm in's Auge —: Das ist Sonne die sich auf Metall bricht!!

Ein Moment, und er hat den Prior zur Seite gerissen.

Zu Boden schleudert er einen jungen Florentiner.

„Elender! An die Spitze des Staates tritt mit meinem Willen der Mönch niemals; aber wehe dem, der seinem Wohlthäter mit dem Mordstahl dankt! Ein ewiger Schandfleck wäre er in der Geschichte von Florenz.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Bendetto aber ballt die Hand, und finster blicken seine Genossen.

„Was sagt Ihr nun, Piero?“ fragte der Jüngling.

Einen Augenblick schweigt der Angeredete. Das Wenige, was von seinem Antlitz sichtbar, zeigt eine Welt widerstreitender Empfindungen:

„Für's Erste, daß Ihr Gonfaloniere werden müßt,“ entgegnet er dann langsam und leise. „Dann komme ich, es soll Euch nicht gereuen! Und dann — wehe Savonarola! und wehe Florenz! der Medici wird sich rächen.“

Wieder sank der Abend.

Aber es war kein friedlicher, der diesem stürmischen Tage folgte — ein dunkel ahnungsvoller.

Des Priors Prophezeiung hatte sich erfüllt, und des neuen Gonfaloniere Verfassungsänderung der Unzufriedenen Macht erweitert; das hatte sich bei jenem Auftritt vor der Kirchthür wieder gezeigt. Nun, es war allen Einsichtsvollen lange schon klar.

Nicht der erste Mordversuch war gegen Savonarola gemacht, und seine Treuen ließen ihn daher selten ohne Begleitung.

Und nothwendig war's!

Wohl war für's Erste noch das Volk auf seiner Seite. Aber das Volk gleicht dem gezähmten Raubthier: ein furchtbarer Beschützer ist's! Wehe dem, der seinen Herrn angreift! Doch auch weh des unglücklichen Augenblicks, der die ursprüngliche Wildheit entfesselt, so daß diese sich gegen den Herrn selbst kehrt!

Und was vermag geistige Ueberlegenheit nicht über die urtheilslose Menge, die immer unter der Macht des Augenblickes steht!

Wohl war sie eben deshalb noch unter dem Zeichen Savonarolas!

Aber seine Feinde arbeiteten stetig und klug! —

Sie hatten jetzt wohl das Mittel gefunden, das Mittel, das wirken sollte und mußte. — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Maria Valori brachte ihr Kind zu Bett.

Da hörte sie Schritte — endlich!

Sie schlug den Vorhang zurück: da war er!

„Francesco!“

Mit einem Freudenruf eilte sie ihm entgegen.

„Wie hab' ich mich nach Dir gesehnt! Du bliebst lange!“

Und voll stummer, tiefer Bewegung zog er sie an sich und schaute ihr in's Auge. Aber er war so eigen dieser Blick — voll Liebe, ja! und doch so räthselhaft! ihr wurde bange. Sie barg den Kopf an seiner Schulter, um ihn nicht mehr aushalten zu müssen:

„Wie gut Du bist!" flüsterte sie, „wie groß und edel! Hab' Dank! Hab' tausend Dank!"

Da ließ er sie plötzlich los.

„Ich that nur meine Pflicht! Ich that es nicht für ihn! Und nicht für Dich — Du hast Nichts zu danken."

Und seine Stimme wurde streng.

Doch sie lächelte.

„Meinst Du? Ach es klingt sehr stolz, wenn Ihr Männer so gern von der bloßen Pflicht redet. Aber die Pflicht thut man doch eben aus Liebe zum Guten, zum Edeln. Und sieh! Wir Frauen sind alle eingebildet: wenn der geliebte Mann so handelt, daß wir stolz auf ihn sein dürfen, dann empfinden wir immer, als thäte er's für uns! Das mag eine Schwäche sein; aber es ist eine glückliche Schwäche, Francesco, denn sie macht glücklich!"

Da strich er ihr leise sinnend über das dunkle Haar.

„Verzeih! — — — Bist Du denn glücklich?" fragte er nach einer Weile, wie aus einem Traum erwachend.

Da hob sie das schöne Auge. Ihr ganzes Herz lag in diesem einen Blick; aber sie schüttelte verwundert das Haupt:

„Und das fragst Du mich, nachdem ich seit neun Jahren Dein Weib bin?"

Sie klang leise vorwurfsvoll, die einfache Erwiderung, und in einem plötzlichen Ausbruch der Leidenschaft zog er sie heftig an sich:

„Du hast Recht! Der Frage und der Antwort bedarf es nicht zwischen zwei Menschen, die sich so gehören! — Du mußt Geduld mit mir haben," sagte er dann nach einer Weile leis seufzend. „Du weißt, ich habe allzuviel Sorgen — das macht mich ungleich, oft schroff und ungerecht: ich bin mir dessen bewußt! Aber wenn ich Andere quäle, ich quäle hundert mal mehr mich selbst!"

„Das ist es, was mich ängstigt!"

Ein Ausdruck tiefer Besorgniß trat auf ihr Antlitz. „Gottlob, daß die sechs Monate Deines Amtes nun um sind!"

Er senkte das Haupt im tiefen Nachdenken:

„Und wer soll mein Nachfolger werden? — Ich weiß nicht, ob ich ihm meine Stimme geben kann!"

„Ihm? wem? doch nicht Bendetto?"

Sie fuhr erschrocken auf.

„Und warum nicht?"

Er sah sie an mit dem vorigen scharfen, prüfenden Blick.

„Wenn ich mir das Falsche, das Böse, das Teuflische verkörpert denke — es müßte ausschauen wie er!“ rief sie leidenschaftlich aus.

Noch eine Weile sah er sie an wie zuvor, dann wandte er sich langsam ab.

„Ein Vorurtheil!“

Und er zuckte die Achseln.

„Vielleicht giebt das Schicksal die Wendung. Ein Augenblick weist unserm Handeln oft den Weg, den unser Denken jahrelang vergebens suchte. Morgen wird sich viel entscheiden!“

Sie athmete schwer.

„Mir ist so todesbange! Daß doch Weltgeschicke so das Einzelherz ergreifen!“

„Weltgeschicke? — Nun vielleicht ruht eines in dieses Mannes Hand; wenigstens der Vorbote ist er von einem, das später kommen muß und wird! — Aber Du hast näheren Grund zum Ergriffensein,“ und wieder sah er sie an mit dem prüfenden Blick, „Girolamo Savonarola ist Dein Freund.“

Sie schaute sinnend vor sich nieder.

„Er war's,“ sagte sie dann langsam. „Aber er hat das Menschliche abgestreift; er fühlt sich nur noch als Werkzeug der höheren Macht. Ich glaube, nicht menschlich kann man mehr für ihn empfinden. Darum der Mensch auch nicht, das Geschick ist's, das auf meinen Herzen lastet — ich bin zu ungeschickt! ich kann's nicht ausdrücken! Verstehst Du's denn nicht ohne Wort? kannst Du's nicht mit-, nicht nachempfinden?“

„Es hat etwas Unheimliches, wenn sich Ungewöhnliches vollenden soll, Du hast Recht,“ gab er zu. „Auch in der Menschenbrust giebt es elementare Mächte, und die Elemente werden lange gebändigt: wenn sie aber ausbrechen, verderben sie Alles, was der Geist erschafft.“

Da sah sie bang zu ihm empor:

„Und — fürchtest Du das?“

Er erhob sich ernst.

„Gefaßt müssen wir auf Alles sein! Der Prior hat viel gewagt, als er die Feuerprobe weigerte.“

„Aber er hatte Recht,“ fiel sie ihm erregt in's Wort. „Das wird Niemand von Savonarola glauben, daß er die Kraft Gottes, ihn zu schützen, bezweifle. Aber auch ich sage: daraufhin durch ein brennendes Feuer gehen, heißt Gott versuchen, nicht seinen Glauben bewähren.“

Valori zuckte die Achseln.

„Das sage ich auch. Aber das Volk will Zeichen und Wunder sehen. Und daß er sich weigerte, das legt den Keim zum Zweifel an ihm in Tausende von Herzen. Seine Gegner wußten wohl, was sie thaten, als sie ihn zur Feuerprobe aufforderten.“

„Nun, Fra Domenico wird sich ihr ja für ihn unterwerfen," entgegnete sie schnell.

Aber er schüttelte den Kopf.

„Das ändert nicht viel! Ist er verloren, ist es Savonarola auch! Die Volkswuth wird ihn nicht schonen."

„Aber er kann nicht verloren sein!" rief da Maria halb angstvoll, halb begeistert. „Das Gottesurtheil muß für die Wahrheit entscheiden."

Da schaute er sie lange und verwundert an:

„Feuer brennt," murmelte er dann, „das weiß der Franciskaner auch!" Laut sagte er: „Es wird entscheiden, wenn auch anders vielleicht, als Menschen denken," und mit der gleichen Verwunderung schaute er noch vor sich hin, als sein Weib längst das Zimmer verlassen hatte, um nach dem kleinen Girolamo zu sehen.

„Wie seltsam!" sagte er dann: „so viel Klugheit, solch hoher Verstand! und doch solch kindliche Einfalt, solch rührender Glaube!" und sein Blick leuchtete auf, „das vereinen kann nur ein edles Weib!"

Da tönte die Stimme des Kindes an sein Ohr. Vorsichtig auf den Zehen ging er nach der Thür; er überhörte, daß die gegenüberliegende sich auch geöffnet hatte und Jemand eingetreten war.

Der Knabe sprach sein Abendgebet.

Wie friedlich das klang!

Wie reich er war! Ja, er war doch glücklich!

Wenn sie sich nur nicht so überschwänglich bedankt hätte für die Rettung Savonarolas! Ach, daß er den Stachel nicht los wurde aus der Seele!

„Und schütze meine Eltern," betete das Kind, „erhalte sie gesund und mache sie glücklich und gieb, daß ich ihnen nur Freude mache. Das hilf mir, lieber Gott, Amen."

Da aber beugte sich die Mutter über Girolamo und faltete ihm noch einmal die Hände:

„Vergißt Du denn ihn?"

„Den Prior!" — da zuckte der Lauscher zusammen — „sei nicht bös!" lallte der Kleine schlaftrunken. „Ihn behüte morgen besonders, lieber Herr Jesus. Amen."

Unheimlich aber glühten des Vaters Augen. Er krampfte die Hand in den Vorhang, und er wäre hineingestürzt und hätte die Mutter fortgerissen vom Bette ihres Kindes, wenn ihn nicht plötzlich eine Hand ergriffen und festgehalten hätte:

„Thor! um ein Gebet?"

Es war Bendetto.

Zum ersten Mal sah Valori, daß seine Augen teuflisch funkelten. Aber nur einen Augenblick. Dann zeigten die Züge des jungen Mannes Nichts als furchtbaren Ernst.

„Ich will Euch Beweise geben, klare Beweise!“

„Was wagt Ihr!“ knirschte Valori.

„Was ein Freund für den andern thut! Laßt mich mit Eurer Frau allein.“

„Zu was?“

Immer finsterer wurde sein Blick.

„Um Euch jene Beweise zu schaffen,“ beharrte Bendetto.

Da richtete sich der Gonfaloniere hoch auf:

„Nun denn, damit Ihr selbst seht, wie Ihr Euch täuscht!“

Und er verließ das Zimmer.

— — — — — — — — — — — — — —

Einen Moment später betrat es Maria wieder.

Sie schreckte zurück, als sie Bendetto gewahrte.

„Was wollt Ihr hier? — Wir Zwei haben Nichts gemein.“

Und sie machte eine Handbewegung, die nicht mißzuverstehen war.

Er aber kreuzte nur die Arme über der Brust, und indem er sie ansah — wirkungsgewiß — sagte er langsam:

„Wir haben Nichts gemein — nur den Haß gegen den Medici!“

Sie zuckte die Achseln:

„Der Medici ist fern.“

„Er ist nah.“

„Was sagt Ihr da?“ Nun fuhr sie doch auf.

„Er ist nah,“ sagte er noch einmal, jedes Wort betonend und die Wirkung dadurch verschärfend. „Und wenn die Feuerprobe morgen wider Domenico entscheidet — Domenico ist nicht Savonarola! — dann ist er da! Savonarola wird ermordet. Piero nimmt das Scepter! und Euer Gatte — nun Ihr wißt: er ließ Pieros Freunde hängen, die gelobt hatten, den Mediceer wieder einzusetzen in seine alten Rechte!“

„O mein Gott!“

Jetzt krampfte sie die zitternden Hände in den Vorhang in Schmerz und Angst wie vorhin der Mann in der Qual der Eifersucht. Mit aller Kraft der Seele rang sie, sich zu beherrschen, die stolze Frau, die doch einen Bendetto nicht wollte in ihr Heiligstes blicken lassen.

Doch plötzlich richtete sie sich hoch auf. Sie trat ganz nah an ihn heran. Und fast wurde ihm unheimlich unter dem Blick, der ihn dann naß, streng und durchdringend.

„Und woher,“ fragte sie, „wißt Ihr das so genau?“

Er zögerte einen Augenblick.

„Was kümmert Euch das!“ sagte er dann. „Genug, daß es so ist! Ich bürge mit meiner Ehre dafür.“

Noch näher trat sie an ihn heran. Noch schärfer schaute sie ihm in's Gesicht:

„Wer im Bunde mit Piero ist, der hat keine Ehre — vergeßt das nicht!“

Wieder wollte er auffahren; aber ihr forschendes Auge brachte ihn zur Besinnung.

„Es könnte sich Einer auch den Anschein geben, um die Absichten des Verräthers zu erforschen.“

Sie fuhr schaudernd zurück.

„Das wäre niedrig und mannesunwürdig!“

Er zuckte die Achseln:

„Von Eurem idealen Standpunkt! Von dem der Politik ist Manches geboten, was menschlich tadelnswerth! Und jetzt vergeßt nicht, daß ich kam, Euch zu warnen.“

„Warnen?“

Sie sah ihn fragend an. „Warnen kann man doch nur, wo ein Mittel zu Rettung oder Schutz ist!“

Er trat ihr näher.

„Und seht Ihr das nicht, kluge Frau? Eure Weisheit pflegt Euch sonst zu leiten. Und Liebe, sagt man, findet da noch Wege, wo das Leben Andern pfadlos scheint. Macht Euch die Liebe blind?“

Sinnend schaute sie vor sich nieder, dann schüttelte sie den Kopf; nur mühsam drängte sie eine aufsteigende Thräne zurück:

„Was wir heraufbeschworen haben durch eigenes Handeln, das müssen wir auch muthig tragen, und muß es sein, daran zu Grunde gehen klaglos und stark. Mein Gatte hat das Rechte gethan — ich kann jetzt Nichts thun, als für ihn flehen um Gottes Schutz.“

Da traf sie wieder jener lange, lauernde Blick, und bedeutungsschwer kamen die Worte von Bendettos Lippen:

„Ihr könnt mehr thun!“

„Wie das?“

Da fuhr sie doch wieder auf in zitternder Erregung.

„Wenn Savonarola die Feuerprobe selbst besteht; denn selbst besteht er sie! dann jubelt das Volk ihm zu, wie nie noch zuvor. Der Medici muß fliehen. Florenz ist gerettet und mit ihm Euer Gatte.“

Schon bei seinen ersten Worten hatte sie sich abgewandt, ihre furchtbare Erregung und Erschütterung zu bergen, aber mit Wohlgefallen sah Bendetto das heftige Beben, das durch den stolzen Leib wogte, hörte er, wie ihr Athem ging, schwer und gepreßt.

Ein befriedigtes Lächeln glitt um seine Lippen, wie er der Worte gedachte, die sie an gleicher Stelle gegen ihn gesprochen: jetzt konnte er sie ihr heimzahlen! und er trieb Valori zum Aeußersten: noch heute gab dieser ihm selbst seine Stimme, morgen war er, Bendetto, Gonfaloniere! und dann wehe Savonarola!

— „Savonarola — selbst — die Feuerprobe!“ sprach sie langsam vor sich hin. „Und was bewegt ihn dazu?“

„Euer Flehen.“

Hoch und siegesbewußt hob er das Haupt.

Aber sie schüttelte das ihre.

„Ich glaube — nein! Er geht nicht ab von dem Weg, den er für den rechten erfunden, — um Nichts und Niemand! Aber ich will's versuchen! Keine Demüthigung soll mir zu tief sein, um Francescos willen.“

Wie zu sich selber sprach sie das.

Dann wandte sie sich rasch. Sie war wieder ganz verändert — entschlossen und kühl.

„Wollt Ihr mir helfen?“ fragte sie, und der Ton war so gebietend, daß Bendetto verstohlen die Faust ballte; aber er neigte sich tief.

„Von Herzen.“

„So sagt Savonarola, daß ich ihn sprechen muß — noch heut — um der alten Jugendfreundschaft willen! Um Mitternacht! Wenn der entscheidungsvolle Tag anbricht im Dom, vor dem man die Feuerbühne errichtet.“ Sie athmete schwer. „Doch seid verschwiegen, Bendetto — dies eine Mal will ich Euch trauen. Denn nie ließe mein Gatte mich bitten um das, was auch er tadelt, um seinetwillen.“

„Es gilt ja auch Florenz,“ sagte Bendetto. „Aber seid ruhig; ich will sorgen — Euer Gatte wird Euch nicht hindern!“ — — —

Unheimlicher Schauder durchrieselte sie, als Bendetto sie verlassen.

Sie stand noch lange auf dem alten Fleck starr und regungslos.

Warum ihr nur so schwer war?

„Das erste Geheimniß vor ihm,“ flüsterte sie. Aber entschlossen hob sie dann das Haupt: „es ist ja für ihn.“

Und sie ging hinein an das Bett ihres schlummernden Kindes.

Es lag so friedlich lächelnd da in süßem Schlaf: ja, das wußte noch Nichts von des Lebens Kampf und des Lebens Leid!

Eine Thräne fiel aus ihrem Auge auf des Knaben Wange; erschreckt fuhr sie zurück.

„War das ein Omen? ja, ja!“ und sie strich über sein dunkles Gelock. „Die Stunde kommt in jedes Menschen Leben, da er dem Schicksal diesen Preis zahlt, den bittern, wehevollen! Und armselig wäre der, dem er erspart bliebe, denn er hätte kein Herz in der Brust, zu lieben, glückselig zu sein!“

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

„Es ist nicht möglich!“ schrie der Gonfaloniere noch einmal auf, als er den Schreckensort erreichte.

„Leider doch! Faßt Euch!“

Sie sollten beruhigend, bedauernd klingen, diese Worte, und klangen doch so teuflisch; aber Valori hörte es nicht.

Und dennoch wandte er sich jetzt nach Bendetto; seine Worte klangen so gebietend wie vorhin die der Frau.

„Ich muß Euch leider danken — vielleicht; aber jetzt laßt mich allein."

„Niemals!" sprach dieser, „Euch allein lassen in dem größten Schmerz Eures Lebens: ich muß Euch beistehen!"

Valori fuhr auf.

„Haltet Ihr mich für so weibisch erbärmlich, daß Ihr meint, ich breche zusammen, um —" er brach ab. „Ich brauche keinen Zeugen meiner Schande," murmelte er leise vor sich hin. „Geht!" herrschte er Bendetto dann noch einmal an und so heftig, daß dieser gehorchte. — — —

Der Mond stand nicht am Himmel, nur vereinzelte Sterne; Die Nacht war finster. Nur undeutlich konnte man die dunkle Masse des Domes unterscheiden und ein räthselhaftes, schwarzes Etwas auf dem freien Platz davor.

Schaudernd erblickte es Valori.

„Sein Schicksal!" flüsterte er leise, „wird es ihn zermalmen? — — Aber auch das Schicksal von Florenz, fürchte ich!" und schwer athmend lehnte er sich zurück.

„O furchtbarer Kampf, zwischen Liebe und Ehre!" er starrte schweigend in die Nacht — eine Weile. Dann löste sich langsam ein heißer Tropfen aus seinem brennenden Auge:

„Maria, wenn Du das thun kannst, dann mag er auch leben — für Florenz! was liegt daran! Alles ist Lüge und Traum! er nahm mir Nichts!"

Qualvoll rang sich das Letzte aus seiner Brust, da schrak er zusammen. Ein dumpfer Schritt tönte an sein Ohr — und stockte wieder.

War das nicht —?

Er unterschied eine Gestalt, wie er länger hinsah.

Unbeweglich, hoch erhobenen Hauptes stand ein Mann gegenüber dem dunklen, unheimlichen Gerüste — Valori schien dies Alles eine lange, bange Ewigkeit.

Da schlug es vom Dom die zwölfte Stunde; ihm schien es schwer und dumpf.

Da senkte der Mann das Haupt. Er wandte sich langsam und schritt der Kirche zu — dicht an dem Lauschenden vorüber.

Einen Augenblick war es, als wollte der Gonfaloniere ihn aufhalten; aber er beherrschte sich.

Es durfte noch nicht sein.

— — — Minute auf Minute verging.

Jedes Rauschen des Nachtwindes ließ ihn erzittern.

War sie es? —

Wieder nicht!

— Nein, nein! Sie war stets so pünktlich!

Er hätte es hinausjubeln mögen in die Nacht! — — da, da — sein Blick wurde starr. Sein Antlitz verzerrte sich.

— Leise Stimmen.

— Jetzt unterschied er die Marias deutlich.

Dann sprach Bendetto! Dann wieder sie!

Ein unbeschreiblicher Ton, wie ein Schluchzen rang sich aus seiner Brust. Er krallte seine Hände ineinander; seine Nägel bohrten sich tief in's eigene Fleisch.

Er merkte es nicht.

Seine Augen traten aus den Höhlen; dicht vor ihm waren die Beiden; aber er sah sie nicht.

Er hätte aufschreien mögen, wie er Marias Worte hörte:

„Wenn Francesco heimkehrt und findet mich nicht — hilf Gott, von meiner Zusammenkunft mit Savonarola darf er Nichts wissen, noch nicht!"

„Wenn Ihr's ihm nicht sagen wollt!" tönte Bendettos Stimme dagegen.

„Dann wäre Alles zu Ende," flüsterte sie, „wacht hier, daß man uns nicht stört!"

Und verschwunden war sie im Dunkel des Domes. — — —

Aber da kam doch Leben in Valoris Starrheit.

Wie ein Rasender wollte er ihr nach; eisern jedoch riß ihn Bendetto zurück:

„Wartet noch!"

„Ist das Maß noch nicht voll?" er schleuderte ihn bei Seite, und außer sich stürzte er hinein.

— — — — — — — — — — — — — — —

Mühsam stöhnend richtete sich Bendetto auf. Er ballte die Faust:

„So lohnt man Freunden!" aber er lachte leise: „Er büßt es ja millionenfach, der Stolze, Treue! Und morgen — ja morgen bin ich Gonfaloniere! er wird mir doch danken!"

Und so war es.

Bendettos Feinde hatten sich als falsch erwiesen, er selbst als treu: wie hätte Valori anders handeln können!

Am nächsten Morgen war er es, der ihm die erste Stimme gab, und die Mehrzahl folgte nach — die Arrabiati hatte Bendetto ja ohnehin für sich: im Lauf einer einzigen Stunde war er zum Gonfaloniere ausgerufen.

Schreiend zog die Jugend durch die Straßen — zügellos und ausschweifend.

Das war ein Tag!

Was hatte er gebracht! und was sollte er noch bringen!

— — — — — — — — — — — — — —

Wie ein Klang aus einer andern Welt, tönte das Johlen an das Ohr der einsamen Frau, die unbeweglich auf den Stufen des Mutter-Gottes-Altars saß. Arme und Hände hingen ihr schlaff herab. Ihr Blick war leer, stumm wie ihr Mund.

Und doch! was erzählte diese Stummheit nicht Alles! Ein Dominicaner hatte sie schon geraume Weile beobachtet; jetzt trat er näher, und mild wie zum Segen legte er die Rechte auf ihr Haupt.“

„Gott mit Euch, arme Frau. Der Herr hilft den Seinen — denkt, wie ich heut seiner Hilfe trauen muß.“

„Fra Domenico!“

Aufschluchzend preßte sie die Hand, die er ihr reichte, an die brennenden Augen.

Das war die stolze Maria Valori!

Was vermag doch Liebe über ein Weib! Sein Blick wurde feucht.

„Ihr seid noch von der Nacht hier?“ fragte er mitleidig.

Sie nickte nur und stöhnte leise.

„Der Prior fürchtete es; aber er überzeugt ihn nicht,“ er wandte sich, „so werde ich es versuchen.“

Da aber sprang Maria auf:

„Nein, Fra Domenico, wenn er mir nicht glaubt, dann glaubt er keinem Menschen mehr! Laßt! ich weiß, was Ihr sagen wollt —: Euch — heut — da Ihr das Gottesgericht erwartet! — Eifersucht brennt heißer als die heißeste Flamme. Und ginge ich selbst heut durch's Feuer unversehrt; es würde ihm meine Unschuld doch nicht beweisen!“

„Ihr seid außer Euch!“

Der Dominicaner schüttelte das Haupt.

Ein trauriges Lächeln glitt um ihre Lippen:

„Ihr kennt die Liebe nicht! durch Beweise wollt Ihr Eifersucht heilen? nein, mein Freund! ein leiser Windhauch entfacht die Flamme, und vielleicht löscht sie ein noch viel schwächerer aus! vielleicht! aber vielleicht zerstört sie einen ganzen Tempelbau!“

Sie reichte ihm die Hand.

„Habt Dank! Großes ruht heut auf Eurem Haupt. Laßt Euch nicht beirren durch das Schicksal eines Weibes, das unbemerkt im Weltenlauf verrinnt.“

— „Maria!“ —

Sie lächelte wie vorhin — herzzerreißend! denn es sah aus wie der

Schatten eines gestorbenen Lächelns; und das ist trauriger wie eine Thräne.

„Haltet mich nicht für allzubescheiden! — Unbemerkt ja! Unbemerkt ist aber auch der Genius, der den Künstler beseelt! Er schafft, er wirkt in ihm; und doch! Zu ihm betet der Künstler allein — die Menschen danken nur dem schaffenden Manne! — Gott mit Euch!"

Sie schritt langsam nach der Kirchthür. — —

Fra Domenico aber kniete nieder zu Füßen der reinen Maria.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Volk war in maßloser Erregung.

Die Stunde nahte.

Der Tag war stürmisch, der Himmel dunkel. So dunkel, wie es kaum glaublich ist im lichten Italien.

Und diese Stimmung drückte auf die Seelen. Auch Savonarolas Feinde, auch Bendettos Freunde vermochten wohl zu schreien, aber nicht zu jubeln.

Doch sie schrieen kräftig.

So kräftig, daß sogar Francesco Valori, der bleich und finster durch die Straßen irrte, vergaß, daß er nicht mehr Gonfaloniere war und ihnen Ruhe gebot.

Aber ihm antwortete nur das Hohngelächter der Arrabiati, und der Gonfaloniere stand unweit, die Arme über der Brust gekreuzt und — hörte zu!

„Bendetto!" rief Valori außer sich, „gebietet Einhalt!"

Doch Bendetto zuckte nur die Achseln.

„Warum? Laßt doch die Jugend jung sein! Seit wann redet Ihr aus einem Ton mit Savonarola — seit heute Nacht?" und er lachte höhnisch.

„Mensch! Seht Euch vor!"

Valori griff an's Schwert.

„Weil Euer Weib — pah, dafür kann ich doch Nichts!" er lachte wieder. „Richtet mit dem Prior von San Marco! Mich hat die schöne Maria nie begünstigt!"

Und er war an ihm vorüber.

„Ha, Savonarola!" brach es da in der Menge los. „Auch das noch! Er der Asket, der uns jede Freude rauben wollte!"

— — — Das war zu viel.

Die Schmach, die Schande brachte Valori außer sich.

Mit einem Satz hatte er Bendetto eingeholt, und wie ein Rasender packte er ihn am Arm.

„Schweig, Bube, oder ich will Dich Dankbarkeit lehren!"

Bendetto schrie auf vor Schmerz bei dem harten Griff. Einen Augen-

blick lähmte Ueberraschung die Menge, dann aber befreite die Uebermacht den Gonfaloniere.

„Wofür?“ lachte Bendetto. „Für meine Wahl? — Pah! und hast Du die Menge geleitet — ich leitete Dich!“

Jetzt war er außer sich, und in der Wuth war ihm das prahlerische Wort entflohen.

— „Wie?“ —

Da zuckte es durch Valoris mächtige Gestalt wie ein elektrischer Schlag.

Aber er hatte keine Zeit mehr, Etwas zu entgegnen.

Näher und näher war das Brausen der Menge schon gedrungen.

„Exsurget Deus et dissipentur inimici ejus,“ drang das Lied aus tausend Kehlen, und wie der Donner dem Blitze folgt, mächtig und plötzlich, fielen Alle, Alle ein — es war ein erschütternder Augenblick.

Sogar Bendetto verstummte das Frevelwort auf der Zunge.

Francesco Valori aber neigte das Haupt tief — tief, und ein Stöhnen rang sich aus seiner Brust.

Doch da legte sich ein weicher, aber starker Arm um die wankende Gestalt:

„Muth, mein Gatte! Umkehren ist viel schwerer als beharren! Das kann jeder Mann — jenes nur ein Held!“

Kein Schimmer der Ueberraschung glitt über sein Antlitz; er wandte nur das Haupt leuchtenden Auges und drückte des Weibes Hand.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Zug war zum Stehen gekommen.

Allen voran Fra Domenico: symbolisch umhüllte ihn ein Gewand von feuerfarbenem Sammet. Hoch erhoben trug er das Kreuz. In verzückter Andacht hing daran sein Blick.

Andachtsvoll, aber finster war auch das Auge Savonarolas. Vielleicht verschärfte sein weißer Talar den Eindruck des Dunklen noch, der unheilkündend von seinem Antlitz ausging.

Der Psalm war verklungen.

„Wo ist Giuliano Bondinelli?“

Die Franciscaner-Mönche, die unterdessen eingetroffen, wurden unruhig.

Hatte er, der für die Probe ihres Rechtes in's Feuer sollte, Furcht bekommen? Nur mühsam hatte er sich bewegen lassen, für seinen Ordensbruder Francesco einzutreten, der die Feuerprobe doch angeregt.

Von ihnen war's ausgegangen, und nun? — von Fra Domenicos Stirn strahlte die Weihe der Begeisterung! —

An des Gonfaloniere Bendetto Seite hatten sich wie ehemals mehrere tiefverhüllte Männer eingefunden.

Der Eine flüsterte ihm Etwas zu. Bendetto zuckte die Achseln; aber er sagte es doch weiter.

Ein Murmeln ging durch das Volk und theilte sich endlich auch den Franciscanern mit.

„Was soll der Pomp! Die Hoffahrt auf dem ernsten Wege!"

Und sie stürmten auf Fra Domenico ein:

„Legt Euer Gewand ab!"

Er sträubte sich:

„Würdig nur soll man dem Herrn nahen."

„Würdigen Herzens! Das Kleid wird Euch Nichts helfen."

— „Oder vielleicht doch?"

„Es ist verzaubert!"

„Feuerfest!"

„Vom Teufel gewebt!"

Ein Wuthschrei ging durch die Menge.

Sie rissen ihm das Kleid herab — kaum daß sie sein Leben schonten.

Savonarola erhob die mächtige Stimme. Er wollte die Menge zur Ruhe bringen, wie schon so oft.

Aber Bendetto war ja Gonfaloniere!

Noch einmal trat Valori an dessen Seite.

„Thut Einhalt!" herrschte er ihn gebietend an, „und wenn Ihr's nicht thut, weil's Eure Pflicht ist, so thut's, daß Euch die Menge nicht verlacht, weil Ihr den Zügellosen nicht gebieten könnt!"

„Ha!" Da fuhr Bendetto wieder rasend auf; doch im nächsten Augenblick lachte er nur höhnisch:

„Haltet Ihr den Kopf, der Euch überwand, wirklich für so schwach? Seht, ich gab mir nur so viel Mühe mit Euch, damit es heute in meiner Macht stehen sollte, Savonarola — wahrlich, nicht zu helfen, sondern dem, der unser Herr ist!"

Da riß Maria Valori die Hülle von des Nächststehenden Haupt.

„Piero Medici!" schrie ihr Gatte auf. Aber der Ruf verhallte im Gewühl, und der Fürst war im Gedränge verschwunden.

Denn immer leidenschaftlicher drängte das Volk nach der Feuerbühne. Das Außergewöhnliche, was sich hier vollenden sollte, überwog sogar den Haß gegen den Tyrannen.

Valoris Ausruf hatten nur Wenige gehört.

Und vom Himmel strömte der Gewitterregen so unaufhaltsam, daß das Geräusch der fallenden Tropfen ein gut Theil des Lärmes verschlang.

Aber dieser Lärm schwoll und schwoll.

Wo blieb der Franciscaner?

Den Mönchen wurde angst, und deshalb suchten sie die Volkswuth immer neu gegen die Dominicaner zu kehren.

„Das Kreuz will er in's Feuer nehmen!"

„Ja, Frevel!“

„Und gar die Hostie!“

„Den Leib Jesu verbrennen!“

„Das hat ihm Savonarola befohlen, der Ketzer!“

Ein Wuthschrei ging es wieder durch die Nächststehenden und theilte sich allem Volke mit.

Die Conventualen suchten den Prior mit dem eigenen Leibe zu schützen. Von den Treuen, den Piagnoni, nur Wenige griffen zu den Waffen für ihn.

Halb flehten, halb drohten die Andern:

„Savonarola, rette Dich selbst, Dich und uns, indem Du nun die Feuerprobe bestehst, Du allein!“

Aber „Nein!“ rief er, und hoch hob er das Kreuz. „Braucht es noch Zeichen und Wunder? Seht Ihr nicht, daß der Franciscaner die Strafe Gottes fürchtet?! Der Herr hat sein Herz gelenkt!

Sie wollten ihn versuchen; aber in Demuth erkennt Giuliano, daß es Frevel ist. Nun danket dem Herrn, daß er unser Gewissen bewahrt vor solch namenloser Sünde.“

Aber das war zu viel.

Hatte man so lange geharrt in Sturm und Regen, in heißer furchtbarer Erregung, um — heim zu gehen?

„Er fürchtet sich!“ schrie die Menge.

„So ist er ein Ketzer! Fluch dem Ketzer! Dem Lügner! dem falschen Propheten!“

Die Waffen flogen hervor, und in einem Augenblick waren die Mönche von San Marco von allen Seiten umringt. Lange hätten sie ihren Prior nicht zu schützen vermocht, da theilte ein kleiner gedrängter Haufe die rasende Menge.

Allen voran war Francesco Valori.

Er war der Erste, der Savonarola deckte:

„Erbärmliche Mörder! Seit wann kehren sich Männer gegen Wehrlose!

Wer ein Florentiner ist, der schützt Savonarola!

Verachtung den Knechten der Medici!“

„Nieder mit dem Verräther!“ schrie da Bendetto und stürzte sich auf ihn.

Aber Valori schlug ihn mit der flachen Klinge zu Boden.

„Der Verräther bist Du! — Dem Medici hat er Euch verkauft! Piero ist hier unter uns! Für ihn spart Eure Klingen!“ — — —

— Bendetto stöhnte auf.

Seine Prahlerei hatte sein eigen Werk vernichtet: das war das einzige Wort, welches Savonarola retten konnte!

— — — — — — — — — — — — — — —

Wenigstens vorläufig.

Es war Francesco Valori gelungen, den Prior und seine Mönche nach San Marco zu bringen.

Und viele der Piagnoni waren seinem Beispiel gefolgt und in Waffen zum Schutze des Klosters geeilt.

Drinnen hatten sie sich verborgen.

Der Regen hatte während dessen aufgehört. Der Himmel war klar geworden, und die Luft war mild. Die Nacht schien Nichts zu wissen von den Schrecken des Tages, die sie löste.

Näher und näher schlichen sich eine dunkle Gestalt und eine zweite kleine.

Sie schmiegten sich dicht aneinander.

Dann pochte die größere, eine Frau, leise an die Pforte.

„Wer da?" fragte es drinnen streng.

Aber in der nächsten Minute flog die Thür auf.

Die Beiden schlüpften hinein.

Dann war die Nacht wieder undurchdringbar still.

Aber drinnen, da schauten sich zwei Menschen in die Augen lang und tief, und der Vater preßte sein Kind an die Brust, als könnte es ihm Jemand entreißen.

Auch jetzt wurde kein Wort verloren von den Beiden über das, was zwischen gestern und heute lag.

„Habe Dank," flüsterte er nur, und seine Stimme bebte gar eigen, „daß Du die Nacht nicht gescheut hast und noch einmal gekommen bist mit unserm Kinde."

„Noch einmal?" sie sah ihn fragend an, „wir sind gekommen, um bei Dir zu bleiben."

Da zog er sie leise beiseite:

„Maria, mein starkes Weib, Du kannst die Wahrheit ertragen. Savonarola und seinen Treuen ist der Tod gewiß! Aufschieben läßt sich das Schicksal, nicht aufheben! — Weine nicht! das Kind —"

Aber sie weinte auch nicht.

Zitternd nur schlang sie die Arme um ihn, zitternd und doch so flehend und fest, als wollte sie ihn dem Tode abringen:

„Ich ahnte es! deshalb kam ich! Was sollen wir noch in der Welt ohne Dich!"

Erschüttert hielt er sie fest umschlossen eine lange Weile.

Dem Kinde wurde bange.

„Mutter!" rief Girolamo und schmiegte sich schluchzend an sie.

Da stürzte sie in die Kniee und riß den Knaben an ihr Herz. Heiße Thränen rangen sich jetzt aus ihrer Seele.

Erschüttert schaute Valori zu den Beiden herab, dann zuckte Etwas um seinen Mund wie leise Wehmuth. Er richtete sich plötzlich hoch auf.

„Mutter," sagte er leise. „Das war das rechte Wort!

— Du hast kein Recht mehr, mit mir zu sterben, Maria," und er legte die Hände auf des Knaben Haupt: „hier ist Deine Pflicht."

„Francesco!" schrie sie auf in heißer Qual.

Er aber zog sie sanft und ernst empor:

„Ich selbst habe Dich von mir getrennt, als ich diesen zum Leben rief. Nun muß es so sein. Aber wir sind doch Eins in ihm!" und er preßte das Kind noch einmal an die Brust.

„Gott mit Dir, mein Weib!"

— — Eine lange, lange, bange Pause. — —

Dann fiel die Klosterpforte wieder in's Schloß.

Und noch länger, noch bänger schien dem einsamen Manne die Zeit, die nun kam.

— — — — — — — — — — — — — — —

Doch sie währte nicht zu lange.

Längst war es wieder unruhig geworden.

Er hörte auf seinem Posten, was ihm nicht gut dünkte.

Stimmen.

Näher, immer näher kamen sie. Wieder wuchs das Lärmen wie des Tages, schnell und unheimlich.

Da —

Ha! Die ersten Steine flogen schon gegen die Kirchenfenster.

„Feuer!" gellte ein gräßlicher Schrei.

Den Steinen flogen Brandfackeln nach.

Die Mönche wollten löschen und die Bürger vertheidigen.

Fra Domenico rief zum Gebet.

Es war eine namenlose Verwirrung.

Und draußen brüllten die Massen:

„Savonarola! Liefert den Ketzer aus!"

„Fluch! Fluch ihm! und Tod!"

„Niemals!" donnerte Valori, und Gewalt widersetzte sich dem Willen des Priors.

Denn dieser wollte sich übergeben.

„Nieder mit den Waffen!" befahl er. „Kein Blut soll mehr vergossen werden um mich!"

Aber Valori blieb fest.

„Piero Medici ist in Florenz; wollt Ihr uns jetzt unseres Schützers berauben?" rief er leidenschaftlich. „Wer Hand legen will an Savonarola, der tödte mich!"

Und jubelnd fielen die Treuen ein!

Zum ersten Mal war des Priors Wort ganz machtlos.

Aber sein Blick wurde feucht, und er hob die Hände zum Himmel:
„Herr, solche Treue wirst Du lohnen."

— — — — — — — — — — — — — — —

Ja, der Herr lohnt die Treue — im eignen Herzen.
Doch er straft auch die Schuld, und der Tod ist der Sünde Sold. —
Die Angreifer boten Waffenstillstand.
Die Signoria, die zum Ruhestiften gekommen, gebot Francesco Valori gegen Sicherung von Leben und Freiheit, hinauszukommen, um zu unterhandeln.
Einen Augenblick war es, als schwankte er; dann schüttelte er das Haupt:
„Manneswort — Ehrenwort!"
Und er reichte dem Prior die Hand.
„Ich will gut machen, was ich lange an Euch gesündigt. Die Pforte aber schließt fest hinter mir."
Er trat hinaus, und sie fiel kreischend in's Schloß.
Ein drohendes Murren klang durch die Menge:
„Der war's! der hat unser Blut vergossen!"
Er aber ließ sich nicht beirren.
Hoch hob er das Haupt, und seine Stimme war laut und fest, als er sprach:
„Bürger von Florenz, Brüder! muß wirklich ich, der ich den Prior von San Marco oft bekämpfte, Euch mahnen zum Dank, Euch, denen er einst Prophet und Heiliger war?! Savonarola hat nie geirrt, wenn es unser Wohl galt — ich habe geirrt, als ich bessern wollte, was er uns gab, und Ihr habt mir dabei geholfen!
Wollt Ihr den Fluch auf mich, auf Euch laden, daß wir sein Verhängniß in's Rollen gebracht haben?! —
Nein, unterbrecht mich nicht!"
In schöner Leidenschaft war er weit vorgetreten.
„Ich nehme für ihn das Schwerste auf mich, was einem Manne werden kann: ich bekenne all mein Handeln als Irrthum und kehre um!
Der Wahrheit die Ehre!"
„Was kehrst Du um?" schrie da Bendetto. „Rächt mich, Euren Gonfaloniere —: wenn all sein Handeln Irrthum, dann —"
„Warst Du mein größter!" rief da Valori laut. „Ich stellte diesen an die Spitze von Florenz; darum muß ich Euch sagen: nehmt Ihr ihm die Gewalt, die ich ihm gab, denn er verdient sie nicht. Er betrog mich, und er betrügt Euch, der Verschworene Piero Medicis!
— Er war mein böser Geist!"

„Er ist's!“ schrie da Bendetto, und getroffen sank Francesco Valori zu Boden.

Das Klosterpförtlein aber sprang auf im selben Augenblick.

„Weh mir!“

Und neben ihm kniete Savonarola:

„Zu spät! die Treue stirbt! dann — nehmt auch mich hin!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Himmel aber standen die Sterne, als wäre Nichts geschehen. — Vierhundert Jahre sind seitdem verflossen, und sie stehen noch immer dort und schauen herab.

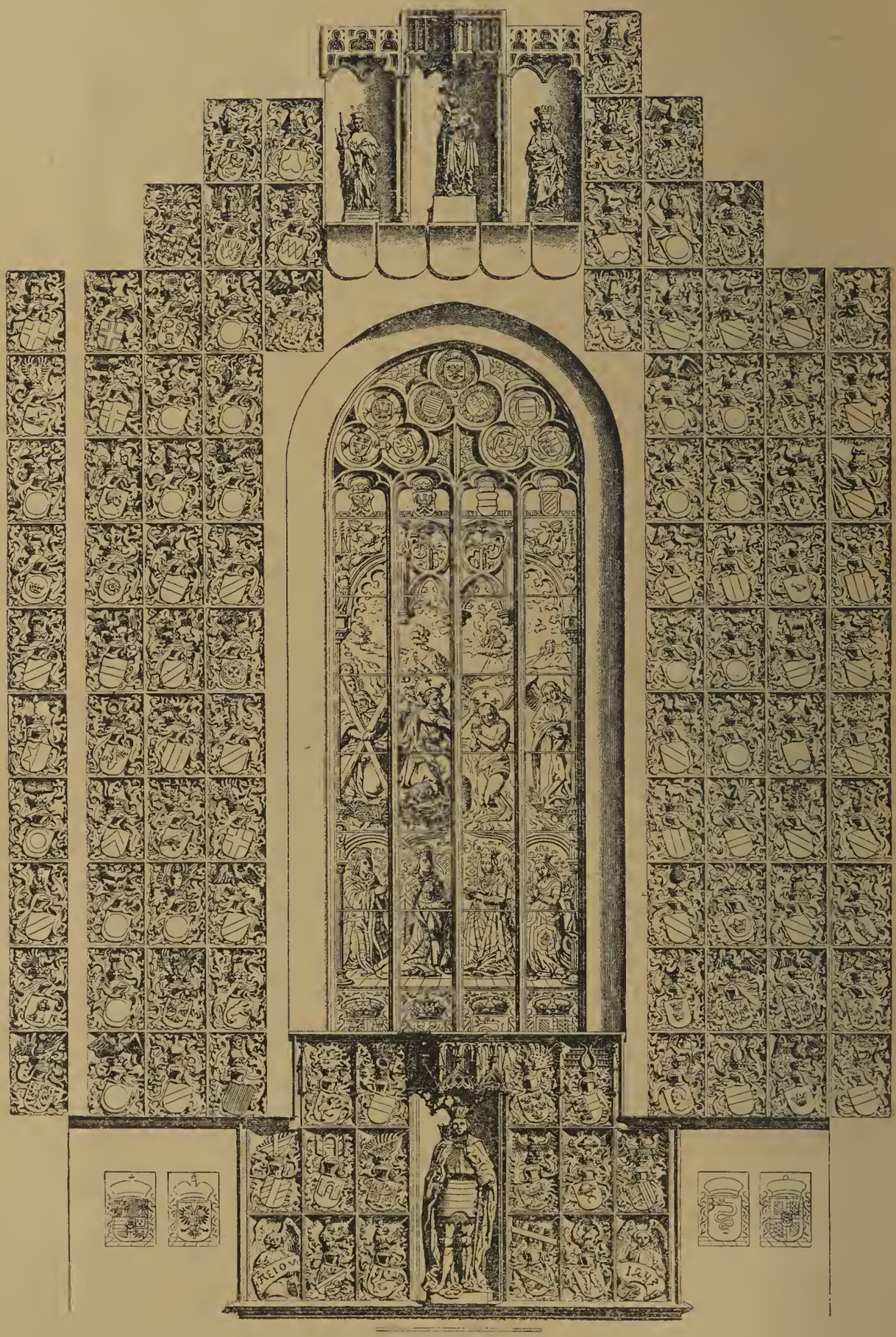
Illustrirte Bibliographie.

Deutsch-Oesterreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Jakob Zeidler. Verlag von Carl Fromme in Wien.

Als eine selbstständige nationale Litteratur ist die österreichische bisher nicht behandelt worden, sie hat es sich gefallen lassen müssen, im Zusammenhang mit der deutschen oder als ein Anhängsel derselben betrachtet und behandelt zu werden. So schwerwiegend die Gemeinsamkeit der Sprache und Abstammung auch hierfür in's Gewicht fällt, so wenig läßt sich verkennen, daß deutsches Geistesthum in Oesterreich durch die politische Absonderung und die geographischen Einflüsse eine besondere Färbung erhalten hat, wie die ganze Volksart eine specifische Färbung deutschen Wesens zeigt. Eine selbstständige Darstellung der österreichischen Dichtung ist nicht nur berechtigt, sondern sogar nothwendig. Mit Recht wird in dem Prospect zu dem vorliegenden Werke betont: „Erst wenn es gelungen ist, die deutsche Dichtung Oesterreichs aus den Bedingungen heraus, unter denen sie entstanden ist, zu verstehen, wird ihre gerechte Beurtheilung und ihre richtige Einfügung in den Bau der gemeindeutschen Litteratur möglich. Der Erkenntniß des Bodenständigen muß hier ein Hauptaugenmerk zugewendet werden."

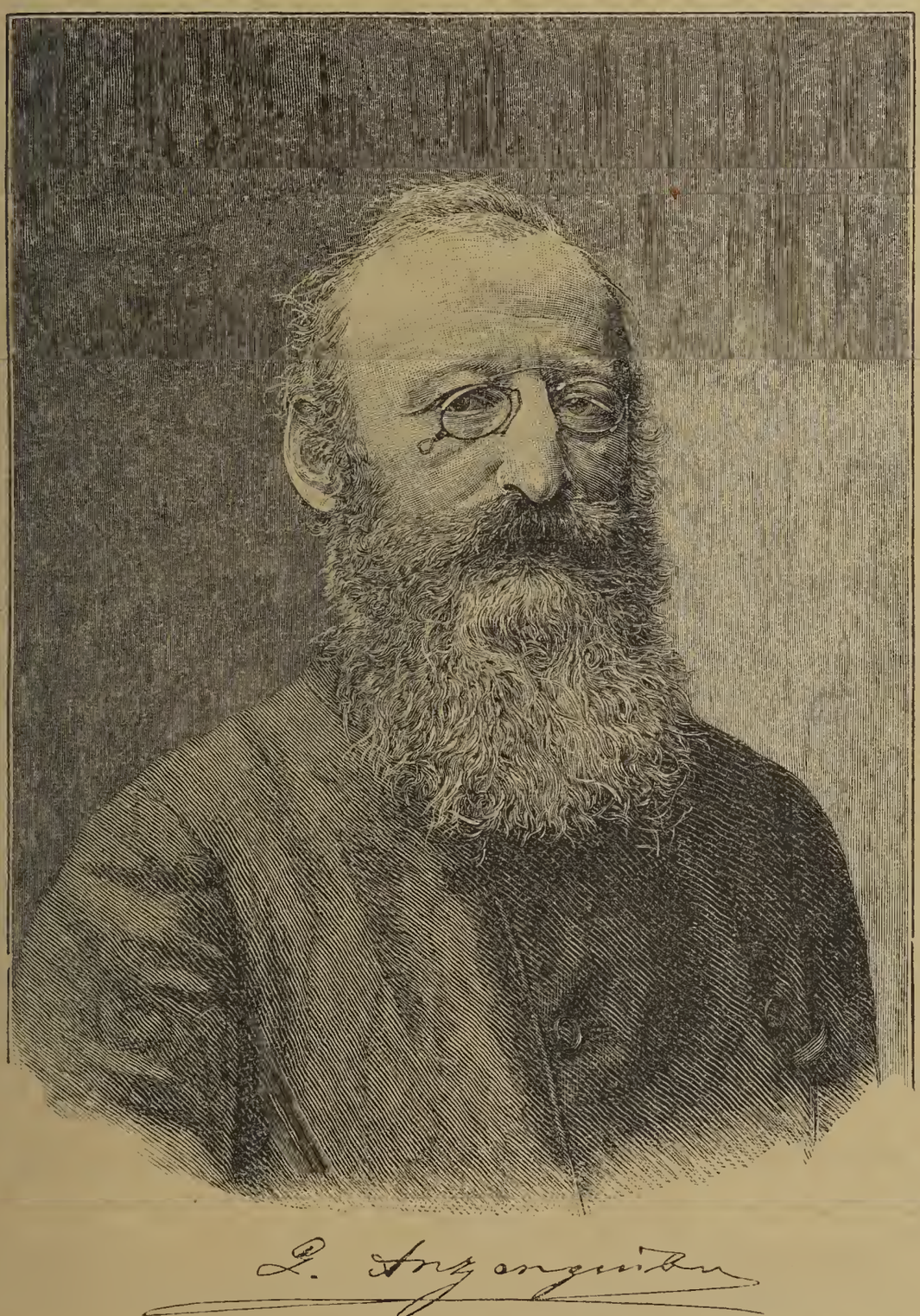
Diese Aufgabe befriedigend zu lösen, ist zur Zeit, bei dem Mangel an Vorarbeiten, für einen Einzelnen eine Unmöglichkeit; die beiden Herausgeber des Werkes haben daher eine ganze Heerschaar von Mitarbeitern um sich vereinigt und darauf gesehen, möglichst „bodenständige" Mitarbeiter, die Beiträge für die Litteratur der einzelnen Länder aus ihrem speciellen Arbeitsgebiete zur Verfügung stellten, zu gewinnen. So haben allein an dem ersten Hefte nicht weniger als vierzehn Herren mitgearbeitet. Welch' eine Arbeit den Herausgebern erwächst, aus den Beiträgen so zahlreicher Autoren ein Ganzes herzustellen, das aus einem Guß erscheint und dem man die Nähte nicht anmerkt, läßt sich denken. Diese Mühe mußte um so größer sein, als das Werk, obwohl auf ernster, wissenschaftlicher Arbeit beruhend, nicht nur an den gelehrten Litterarhistoriker sich wenden will, sondern durch allgemein verständliche Darstellung zugleich jedem gebildeten Oesterreicher, vor Allem der heranwachsenden Generation für die Entwickelung des eigenen Stammes in seiner Litteratur Interesse einflößen und Belehrung bieten soll. In wieweit es den Herausgebern geglückt ist, dieser schwierigen doppelten Aufgabe gerecht zu werden, und wo nach der einen oder andern Seite hin etwa zu viel oder zu wenig geschehen, — darüber ist jetzt, da nur die ersten Hefte vorliegen, ein abschließendes Urtheil nicht am Platze. Wenn wirklich in diesen Heften Einzelnes nur für den Gelehrten, nicht für den gebildeten Laien Werth haben sollte, so ermöglicht es die übersichtliche typographische Anordnung dem Letzteren leicht, derartiges zu übergehen, ohne daß ihm der Zusammenhang der Darstellung zerrissen wird.

Pechlarn im Jahre 1649. In M. Merians Topographia provinciarum Austr. Frankfurt 1649.
Aus: Deutsch-Oesterreichische Litteraturgeschichte, Wien, Carl Fromme.



Die Wappenwand Kaiser Friedrichs II. an der Burgkirche zu Wiener-Neustadt.
Aus: Deutsch-Oesterreichische Litteraturgeschichte. Wien, Carl Fromme.

Der Illustration ist in dem Werke nicht ein so großer Raum eingeräumt, wie es heutzutage üblich ist; es soll dadurch von vornherein an den Tag gelegt werden, daß der Schwerpunkt des Werkes in dem Texte liegt; und vermieden wird dadurch, daß des Lesers Aufmerksamkeit zu sehr abgelenkt wird und er das Werk als ein Bilderbuch betrachtet, statt aus ihm Belehrung und Erweiterung seiner Kenntnisse zu schöpfen. Immerhin wird das auf 14 Hefte berechnete Werk ca. 200 Textbilder, 15 Tafeln in Farbendruck und



L. Anzengruber

Holzschnitt und 10 Facsimile-Beilagen enthalten. Die ersten 4 Hefte zeigen, welche Sorgfalt die Herausgeber auch in der Auswahl der bildlichen Beigabe beobachten, wie sie Interessantes und Neues zu bieten bemüht sind. Wir finden hier z. B. an bildlichen Beilagen: Eine buntfarbige Freske aus dem Schlosse Runkelstein in Tirol, darstellend die drei berühmtesten Liebespaare aus den höfischen Ritterepen und die drei bekanntesten Helden des nationalen Volksepos mit ihren berühmten Schwertern (Dietrich von Bern, Siegfried, Dietleib von Steier);

eine photographisch getreue Nachbildung der ersten Seite des 155. Blattes des Ambraser Heldenbuches aus dem k. k. Hofmuseum in Wien; eine facsimilirte Rechnung der Corporis Christi-Bruderschaft in Wien über Auslagen auf die Passionscomedi am Charfreitag bei St. Stephan, aus dem Stadtarchiv, Abbildungen aus dem 1. Drucke des Heldenbuches, aus dem „Zwainer Büchel", aus dem „Verbrüderungsbuche von St. Peter", sowie Copien der Runkelsteiner Fresken: die „Rhetorica" und die „Musica"; die schöne Nachbildung einer Seite aus der in der Bibliothek des Schottenstiftes in Wien befindlichen Weltchronik mit vielfarbigen verschlungenen Zierrathen, die von einem prachtvollen, bildgeschmückten Initial ausgehen; die Portraits von Raimund, Grillparzer, Anzengruber und des oberösterreichischen Poeten Lindemayr in vortrefflichem Holzschnitt u. A. — Das Werk, das wir für jetzt nur kurz anzeigen, auf das wir jedoch nach seiner Vollendung zurückkommen werden, möge in Deutsch-Oesterreich, wo es dem Deutschthum einen Rückhalt und eine Waffe bieten möge, wie auch im deutschen Reiche die Sympathien finden, die es verdient. — l —

Gehöfte bei St. Agatha, nördlich von Waizenkirchen.

Bibliographische Notizen.

Hermann von Helmholtz. Gedächtnißrede von Emil du Bois-Reymond. Leipzig, Veit & Comp.

Der Inhalt obiger Gedächtnißrede ist seinerzeit von den politischen Blättern im Auszuge gebracht. Es genügt hier wohl nur kurz darauf hinzuweisen, daß die Rede nunmehr ausführlich im Druck vorliegt. Daß, wenn die Lebensgeschichte eines Geistesheroen wie Helmholtz es war, von einem solchen Redner wie du Bois-Reymond geschildert wird, nur etwas Außerordentliches herauskommen kann, bedarf nicht erst der näheren Erörterung.

Wp.

Naturwissenschaftliche Volksbücher von A. Bernstein. Durchgesehen und verbessert von H. Potonié und R. Hennig. Berlin, Ferd. Dümmler. Vollständig in 42 Lieferungen. Lief. 1—4.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollten wir nur ein Wort verlieren über die klare, leichtfaßliche Darstellungsweise, den meisterhaft volksthümlichen Stil, durch welche sich die Bernstein'schen Volksbücher von jeher auszeichneten und zu einem wahrhaft klassischen Vorbilde für die rechte Art der Popularisirung der Wissenschaften wurden.

Leider stand die naturwissenschaftliche Ausbildung Bernsteins — er war ursprünglich Talmudist — nicht völlig auf gleicher Höhe mit seiner geradezu wunderbaren Begabung für gemeinverständliche Darstellungsweise, und so ist es nicht zu verwundern, wenn von vornherein der eine oder der andere Abschnitt inhaltlich nicht ganz dem Standpunkte der Wissenschaft entsprach. Wenn dieser Mangel im Anfange auch nur sehr gering war, so mußte er bei den ungeheuren Fortschritten, welche sämmtliche Naturwissenschaften seit der Mitte unseres Jahrhunderts gemacht haben, trotz des besten Willens des Verfassers immer mehr sich fühlbar machen; es war eben für den Einzelnen ganz unmöglich, überall in gleicher Weise Schritt zu halten. Die Stellungnahme der Kritik gegenüber den späteren Auflagen wurde durch dieses Mißverhältniß zwischen Form und Inhalt immer schwieriger. Als aber nach dem Tode des Verfassers gar ein unveränderter Neudruck erschien, da konnte die Kritik, wollte sie anders nicht ihre Pflicht gegen die Volksbildung sowohl wie gegen das Andenken des Verfassers gänzlich aus den Augen lassen, mit der schärfsten Verurtheilung dieses Vorgehens nicht zurückhalten.

Und die Stimme der Kritik ist — wir wollen das rühmend hervorheben — auf guten Boden gefallen; die Verlagsbuchhandlung hat zur Neubearbeitung des Werkes

eine Schaar tüchtiger und namhafter Gelehrter gewonnen, die ihr Bestes daran gesetzt haben, die neue Auflage auch bezüglich des Inhalts auf die Höhe der heutigen Wissenschaft zu bringen. Sie haben sich dabei derartig in den Geist des verdienstvollen Urhebers einzuleben gewußt, daß, wenn auch einzelne Abschnitte völlig umgearbeitet werden mußten, das Ganze doch wie aus einem Gusse erscheint. Auch die neu hinzugekommenen Abschnitte allgemeineren Inhalts fügen sich ihrer ganzen Art nach völlig einheitlich dem Uebrigen ein.

So können wir sagen, daß die neue Auflage nicht einen ihrer früheren Vorzüge verloren, wohl aber neue dazugewonnen hat, zu denen wir auch die Beigabe einer größeren Zahl guter Abbildungen rechnen.

Möge das Werk in der neuen Auflage sich recht viele neue Freunde gewinnen. Möge es besonders auch in keiner der allgemeinen Bildung dienenden Bibliothek fehlen.

Wp.

Walden. Von Henry D. Thoreau. Deutsch von Emma Emmerich. Johann Palms Verlag, München.

Henry David Thoreau wurde am 12. Juli 1817 zu Concord im Staate Massachusetts geboren; seine Urgroßeltern waren ein Jahrhundert früher von der Insel Jersey nach Neuengland ausgewandert, und Henry war ihr letzter männlicher Nachkomme in der neuen Welt. Sein Vater beschäftigte sich mit der Bleistiftfabrikation und hatte außer Henry noch einen Sohn und zwei Töchter. Henry besuchte zunächst die Schule seines Ortes, dann die Universität Harward und kehrte darauf nach Concord zurück, um es, abgesehen von kleineren oder größeren Ausflügen, bis zu seinem 1862 erfolgten Tode nicht mehr zu verlassen. Sein Studium war den Naturwissenschaften und der Litteratur der Juden, Griechen und Römer gewidmet, aber sein Lehramt in Concord gab er bald wieder auf, da ihm jede dauernde Verpflichtung als ein drückender Zwang erschien. Er widmete sich in seinen Mußestunden litterarischen Arbeiten und verdiente sich seinen Unterhalt, indem er seinem Vater bei der Bleistiftfabrikation half. Es gelang ihm auch, eine Waare herzustellen, die an Vorzüglichkeit den besten englischen Fabrikaten Concurrenz machen konnte. Als die Freunde, die seine äußere Lage jetzt für gesichert hielten, ihm Glück dazu wünschten, erklärte er, von nun an keinen Bleistift mehr fabriciren zu wollen. Das könne er jetzt, und damit sei die Sache für ihn erledigt. Im Jahre 1839 verfaßte er sein Erstlingswerk: „A week on the Concord and Marrimac Rivers", von dem Alcott schreibt: „Das Buch strömt den würzigen Hauch der neuenglischen Wälder und Flüsse aus und könnte irgendwo sonst verfaßt worden sein. Besonders packt mich Thoreaus gesunde Sicherheit und urwüchsige Kraft — als ob endlich einmal wieder ein Mann in die Natur getreten wäre, der wußte, was sie mit ihm anzufangen habe, Vergil, White of Selbourne, Isaak Walton und Yankeesettler, Alles in Einem vereinigt." Es folgten zahlreiche Beiträge für die von Emerson herausgegebene Zeitschrift, aber als Honorar erhielt er fast Nichts als Emersons Dank und den Beifall der Leser. So mußte er sich denn nach anderem Verdienste umsehen; er nahm die Arbeit, wie er sie fand, und er fand sie leicht. „Er war das Orakel der Farmer in der Umgegend," schreibt von Enck. „Zu ihm kamen sie, wenn sie eine Scheune bauen, einen Brunnen bohren, einen Fluß überbrücken, einen Keller anlegen wollten . . . Er war durchaus ein praktischer Mann, dieser Träumer, dieser Schwärmer, der sich selbst einen Mystiker nannte." Im Frühjahr 1845 borgte sich Thoreau von seinem Freunde Alcott eine Axt und fällte sich am Ufer des kleinen Sees „Walden" Weißtannen zu einer Blockhütte, die er dann zwei Jahre und zwei Monate bewohnte. Was er hier gethan und gedacht hat, legte er in der gleichnamigen Schrift nieder, viel Sonderliches, aber auch viel Geniales. Wer einen Classiker der amerikanischen Litteratur kennen lernen will, der lese ihn.

hj.

Nausikaa. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hermann Hango. Wien, Hartlebens Verlag.

Den wenig ausgiebigen Stoff aus der Odyssee hat der Verfasser durch einige eigene Zuthaten und andere Motivirung mit Geschick dramatisch zu gestalten versucht. Er läßt die liebliche Nausikaa für den Dulder Odysseus in Liebe entbrennen und stempelt den von Homer nur als übermüthigen Prahlhans gezeichneten Jüngling Euryalos zum rachsüchtigen, weil verschmähten Liebhaber der Titelheldin. Dadurch gelingt es ihm, der Handlung Leben und Bewegung einzufügen, ob aber genügend, um auf der Bühne Wirkung zu erzielen, erscheint doch zweifelhaft. Die Berechtigung, seinen Gestalten Gefühle anzudichten, die der damaligen Zeit allem Anscheine nach fremd gewesen, gestehe ich dem Dichter gern zu. Daß Hango

ein solcher ist, beweist schon die theils poetische, theils dramatisch prägnante Sprache, die alles Lob verdient, besonders in der Schlußscene, da Nausikaa sich in's Meer stürzt, — ähnlich Wagner's Senta — um den Feind des geliebten Mannes, den grimmen Poseidon, durch ihren Tod zu versöhnen. L. S.

Aus Tag und Traum. Gedichte von Ludwig Jakobowski. Berlin, S. Calvary & Co.

Gegenüber den modernen Mystikern, Stimmungspoeten und Clairobscurdichtern ist es erfreulich, wieder einmal auf einen Dichter zu treffen, der einfach die Aufgabe der Lyrik erfüllt: Empfindungen poetisch auszudrücken und Empfindungen zu erwecken. Das Bändchen, das Jakobowski unter obigem Titel erscheinen ließ, reiht ihn der Reihe unserer berufensten Poeten ein. Wenn auch hie und da ein Gedicht hätte fortbleiben können, wenn auch die Form, speciell die Reinheit der Reime, besonders in den ersten Abschnitten hätte sorgfältiger beobachtet werden können, so fallen doch diese kleinen Bedenken nicht in's Gewicht gegenüber den vielen Vorzügen. Zartheit der Empfindung, ein liebevolles Durchdringen der Natur vereinen sich mit der Anschaulichkeit der Darstellung und einem mit oft an Volkslieder gemahnenden Klange zu harmonischer Wirkung. Eine reizende Novelle setzt sich aus einzelnen kleinen Liedern: „An eine junge Frau" zusammen; ebenso bilden „Elfriede" und „Martha" Cyclen voll Leben und innigem Gefühl. Jakobowski spricht stets als subjectiver Dichter, *sein* Leid und *seine* Lust, sie sind es, die ihn bewegen und zum Sang anregen. Aber weil er nicht verallgemeinert, fesselt er und übt er eine starke Wirkung aus. Wer das Buch liest und Poesie liebt, wird es nicht unbefriedigt aus der Hand legen. L. S.

Arturo Pfungst. Poesie scelte. Torino, Carlo Clausen.

Die Eigenart Arthur Pfungsts erleichtert eine Uebersetzung seiner Gedichte. Diese enthalten meist abstracte Gedanken, die sich leichter in fremden Sprachen wiedergeben lassen, als die zarten Schwingungen echt lyrischen Empfindens. Die ausgewählten Gedichte sind von Luigi di San Giusto sehr gut übersetzt und von dem berühmten Cesare Lombroso durch eine interessante Vorrede eingeleitet, die unseren deutschen Landsmann in seiner vielseitigen Begabung und Bedeutung preist. L. S.

Das Zaubergewand. Die Beichte einer Frau. Von Leonie Meyerhof (Leo Hildeck.) Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Die Verfasserin, welche unter ihrem Pseudonym Leo Hildeck sich bereits einen litterarischen Ruf erworben hat, bekundet neuerdings in einer Erzählung ihr Talent, seelische Conflicte zu schildern.

Das Zaubergewand ist das Gewand eines jungen Klosterbruders, der als Pfleger zu dem erkrankten Söhnchen einer jungen, schönen und gelangweilten Wittwe kommt. Das Gewand verleiht der Persönlichkeit in ihren Augen einen romantischen Zauber, und es beginnt zwischen ihr und dem angehenden Mönch eines jener koketten Spiele, welches für einen Theil Nichts bedeutet, als einen Zeitvertreib für müßige Stunden, während der andere den Seelenfrieden und seine Zukunft dabei verliert. Mit Schrecken wird die junge Frau sich erst dann ihres frevelhaften Spiels bewußt, als sie den Klosterbruder in bürgerlichem Gewande sieht und in ihm, der nun des Zaubers entkleidet, den einfachen Proletarier erkennt, der seinem lieb gewordenen Berufe entsagt hat in der Verblendung, seine Liebesleidenschaft für die schöne Frau werde von dieser erwidert, und nun einem traurigen, dunkeln Schicksal entgegengeht. — Mit außerordentlicher Feinheit schildert die Verfasserin den ungleichen Kampf zwischen weiblicher Koketterie und einem schlichten gläubigen Herzen; für die Seelenstimmung der eleganten Weltdame findet sie ebensowohl die richtigen Töne, als für den mit seinem Glauben ringenden Mönch; — Sprache und Form sind äußerst glatt und gefällig; das Buch ist als sehr lesenswerth zu empfehlen. mz.

Sirenenliebe. Ein Riviera-Roman. Von Hermann Andres Krüger. Leipzig, Alfred Janssen.

Der junge Leipziger Schriftsteller scheint in seinem Roman eine Seelenbeichte abgelegt zu haben, um eigene Erlebnisse im Spiegel der Dichtung zu überschauen und, Schuld und Sühne gegen einander abwägend, sich von dem moralischen Drucke zu befreien, der auf ihm lastete. Der Roman enthält die Geschichte einer sündigen Liebe mit dem Verrath des besten Freundes; der Schauplatz der Begebenheiten ist eine Villa bei Genua, an den Gestaden des Tyrrhenischen Meeres mit dem ganzen Zauber des Südens, den der junge Deutsche mit trunkenen Augen in sich einsog; — in diesem verführerischen Rahmen erschien ihm eine Italienerin von

außergewöhnlicher Schönheit und leidenschaftlichen Charakters; sie war das Weib seines Freundes, aber in ihrer zügellosen Leidenschaft für den Landsmann ihres Gatten, will sie den Zwang, der sie bindet, nicht anerkennen Daß der junge Deutsche in dem ungleichen Kampfe zwischen jenem dämonischen Weibe und seinem mächtig sich regenden Pflichtgefühl schließlich unterlag, ist menschlich allzu begreiflich; — der Schriftsteller schildert den Kampf, den der Mensch durchlebte, in wahrhaft ergreifender Weise; seine nicht alltägliche Begabung zeigt sich auch in der Charakterisirung der wenigen die Handlung tragenden Personen, wie in der Beschreibung des Landschaftsbildes, welches voll warmer Begeisterung in leuchtenden Farben gezeichnet ist. mz.

Novellen. Von Louis Couperus. Autorisirte Ausgabe. Uebersetzt von E. Otten. Berlin, Siegfried Cronbach.

Couperus, einer der hervorragendsten Vertreter der jung-holländischen Litteratur ist in litterarischen Kreisen längst gekannt und gewürdigt, und es ist jedenfalls ein verdienstliches Werk, auch seine Novellen durch die Uebertragung in unsere Sprache dem deutschen Publicum zugänglich zu machen. — Freilich wird er stets nur eine kleine Gemeinde von Lesern finden; — um populär zu werden, wie der Uebersetzer hofft, ist seine Productionsweise nicht geschaffen. „Couperus ist ein Dichter, ein weicher Mystiker, der in Bildern luxurirt und ciselirten Scenen; ein Maler voll glühender Farbenlust und brennendem Colorit; ein Aristokrat der Bibelomanie und des Luxusraffinements, der die Pracht und ihre Schilderung liebt," so wurde er an anderer Stelle zutreffend charakterisirt. Zuweilen überwiegt bei ihm der Hang zum Mystischen, nicht immer vermögen wir ihm dann zu folgen; aber abgesehen von den verdunkelnden Nebeln des Mysticismus, ist seine, die geheimsten und zartesten Seelenregungen widerspiegelnde Schreibweise ein Labsal und Genuß für Diejenigen, die ihm Verständniß entgegenbringen. mz.

Zu den Sternen. Roman von Otto Franz Gensichen. Berlin, Gebr. Paetel.

Gensichen behandelt in seinem Roman zweierlei Conflicte, erstens einen solchen mit der landläufigen Moral, den der Verfasser, um ihn im Dienste einer guten Sache entschuldbar zu machen, mit mancherlei Sophismen verbrämt, und außer diesem einen ehelichen Conflict; beide lösen sich in einer für den harmonischen Schluß des Buches höchst vortheilhaften Weise; — daß die psychologische Wahrheit in allen Fällen voll auf die Kosten kommt, erscheint uns zweifelhaft, — immerhin bekennen wir gern, daß der Roman zu den besseren Erzeugnissen leichter Unterhaltungslectüre gehört. mz.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Albers, Paul, Singvogel — sing'! Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift. 1897. Heft 15 und 16. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Berg, Leo. Der Uebermensch in der modernen Litteratur. Ein Capitel zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. München, Albert Langen.

Blümner, Hugo, Satura. Ausgewählte Satiren des Horaz, Persius und Juvenal. In freier metrischer Uebertragung. Leipzig, B. G. Teubner.

Deutschlands Ruhmestage 1870/71. In Schilderungen von Mitstreitern. Lieferung 14, 15, 16, 17. Rathenow, Max Babenzien.

Die friedliche sociale Revolution am Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts. Ein Zukunftsbild von einem Menschenfreunde. 2. Auflage. München, August Schupp.

Diehl, Ludwig, Acht Soldaten-Geschichten. Stuttgart, Strecker & Moser.

Dolliret, Louis, Sale juif! Paris, Armand, Colin & Co.

Duboc, Julius, Ein zeitgemässes Vorwort zu meiner „Psychologie der Liebe". Dresden, Hellmuth Henklers Verlag.

Dysonius, P., Konsul Eger. Roman. Erfurt, Eduard Moos.

Egidy, M. von, Gedanken der Erziehung. Bonn, F. Soenneckens Verlag.

Erlenfels, Arthur von, Friedhofsblüthen Der Gedichte erster Band. Dresden. E. Piersons Verlag.

Ewald, Carl, Sechs Märchen. Kopenhagen, Andr. Fred. Höst & Sön.

Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, Herausgegeben von Dr. Franz Muncker. IV. Gerhart Hauptmann. Von U. C. Woerner. München, Carl Haushalter.

Frankenberg, Fred, Graf Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Dritte, wohlfeile Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

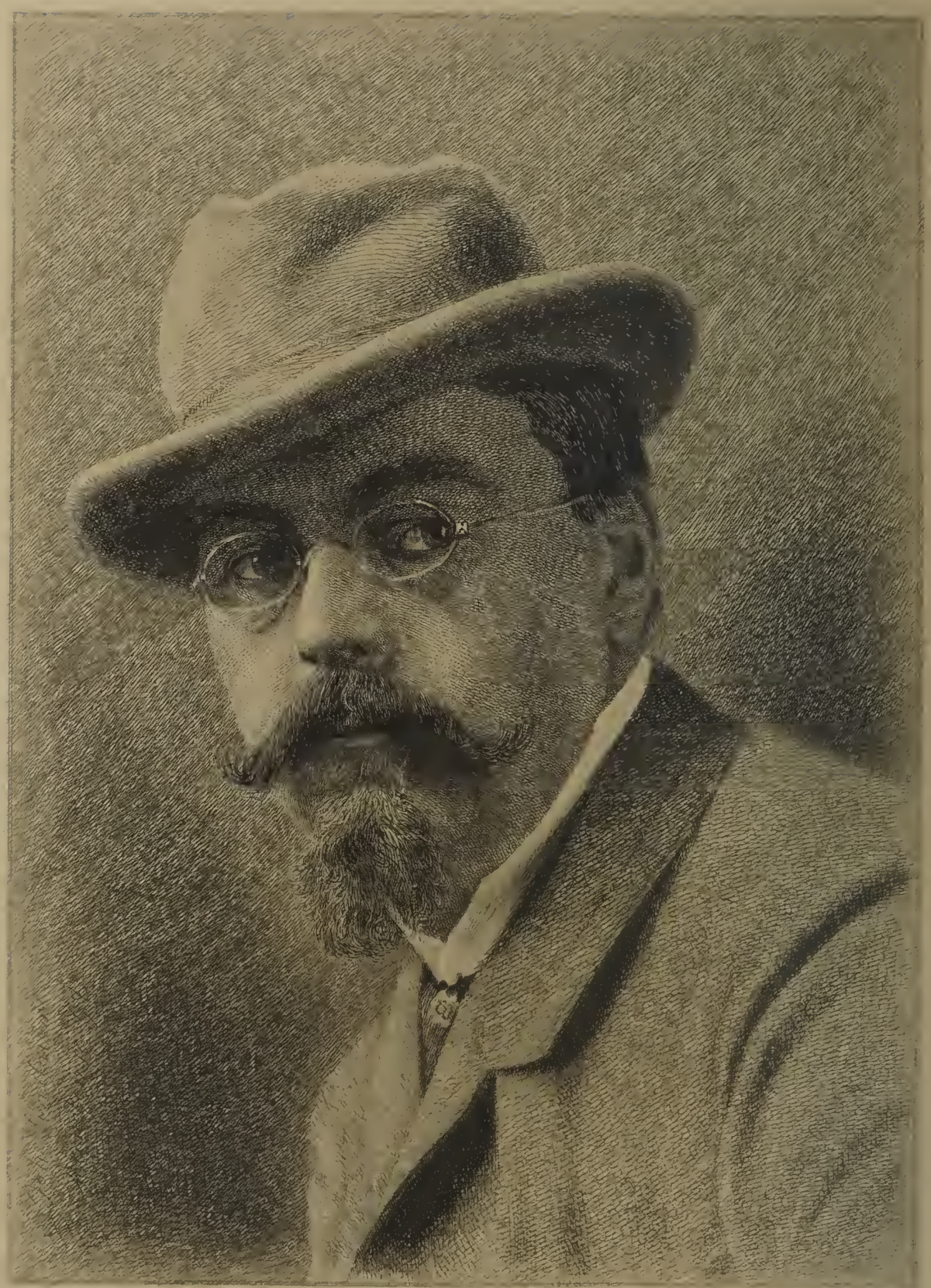
Freytag, Gustav, Gesammelte Werke. Zweite Auflage. Band 10, 11, 12. Leipzig, S. Hirzel.

Garcia da Luna, L. I., und **Dr. Erwin Hönncher,** Praktisches Lehrbuch der Spanischen Conversationssprache nebst einer grammatischen Einleitung und einem Conversations-Lexikon unter besonderen Berücksichtigungen spanischer Verhältnisse. Wien, A. Hartleben.

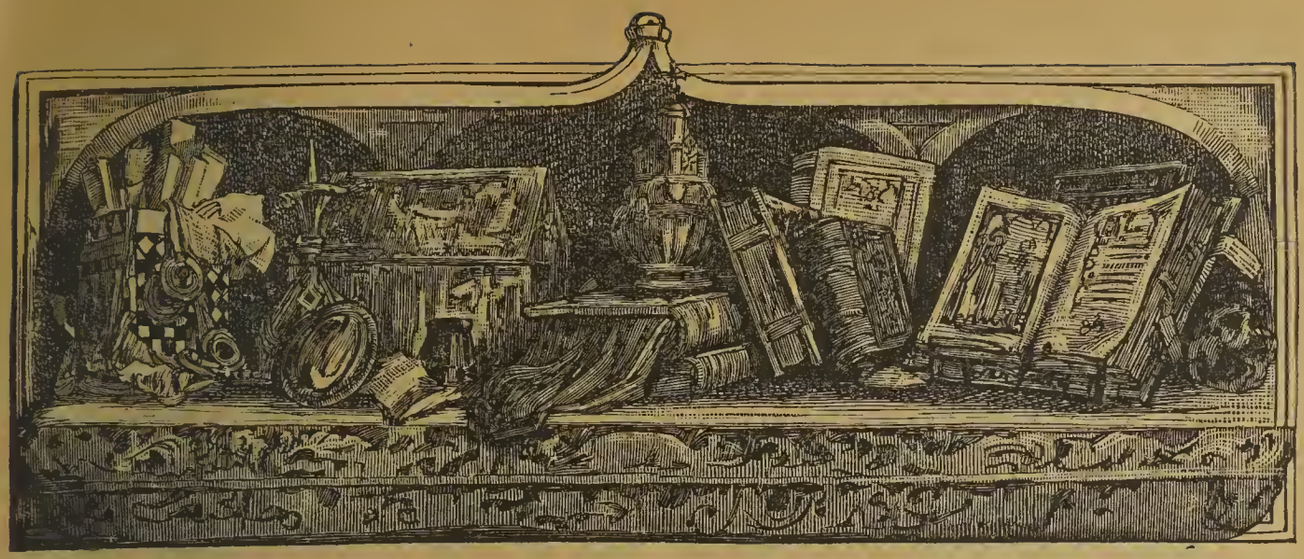
Geisteshelden, Herausgegeben von Anton Bettelheim. IV. Band: Anzengruber von Anton Bettelheim. Zweite Auflage. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Hagen, Adolf, Idyllen aus Kärntens Gauen. Poetische Schilderungen, Leoben, Dr. A. Harpf.
— Mein Spaziergang nach Paris. Leoben, Dr. A. Harpf.
Hansjakob, Heinrich, Aus meiner Jugendzeit, Erinnerungen. Vierte, verbesserte und erweiterte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Heidelberg, Georg Weiss.
— Aus kranken Tagen. Erinnerungen. Zweite neu durchgesehene und verbesserte Auflage. Mit einer Ansicht von Illenau. Heidelberg, Georg Weiss.
— Dürre Blätter. II. Band. Dritte durchgesehene Auflage. Heidelberg, Georg Weiss.
Herrmann, Bernhard, Jaczo Billung. Tragödie in fünf Akten. Königsberg i. Pr., Braun & Weber.
Hirth, Georg, Aufgaben der Kunstphysiologie. Zweite Auflage. Lieferung VIII. München, G. Hirth's Kunstverlag.
Jahr, das festliche, der germanischen Völker. Lieferung: 4, 5, 6. Leipzig, H. Barsdorf.
Jensen, E., Nein! Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag.
Jensen, Wilhelm, Die Juden zu Köln. Novelle aus dem deutschen Mittelalter. Zweite durchgesehene Auflage. Berlin, Siegfried Cronbach.
Kretzer, Max, Furcht vor dem Heim und andere Novellen. Berliner Geschichten. Leipzig, A. Schumanns Verlag.
Kritik, Die, Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgeber: Richard Wrede. No. 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155. Berlin, Kritik-Verlag.
Künstler-Monographien, In Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuss. XXVI. Veronese. Mit 88 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.
— XXVII. Mantegna. Mit 105 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen.
Litteratur-Geschichte, Deutsch-Oesterreichische. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Jakob Zeidler. Lieferung 3, 4. Wien, Carl Fromme.
Lesuisse, F., Conjugations-Tabelle der schwierigsten Verben der französischen Sprache, nebst einem Verzeichniss der gebräuchlichsten französischen Zeitworte. Berlin, Leopold Zolki.
Lothar, Rudolf, Ritter, Tod und Teufel. Eine Komödie in einem Akt. Dresden, E. Piersons Verlag.
— Ein Königsidyll. Lustspiel in drei Aufzügen. Dresden, E. Piersons Verlag.
Marcks, Erich, Kaiser Wilhelm I. Leipzig, Duncker & Humblot.
Meinhardt, Adalbert, Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel).
— Das Leben ist golden. Drei Novellen. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel).
Merk, Emma, Chiemsee-Novellen. Leipzig, A. Schumanns Verlag.
Mönckeberg, Carl, Riesenspielzeug. Drama und Verse. Leipzig, Alfred Janssen.
Moore, Thomas, Der Epicuräer. Eine Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. C. L. senior. Kiel, Lipsius & Fischer.
Muret, Encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Lieferung 24. Berlin, Langenscheidt'sche Verlags-Buchhandlung.
Newesely, Carl, & Anton Renk, Pax vobiscum! München, August Schupp.
Papstein, A., Führer für den Auswanderer nach Brasilien. Mit einer Karte. Berlin, Deutscher Colonial-Verlag (G. Meinecke).
Rasmussen, Sara, Collection Nora. Altnordische Stickereien. 18 Tafeln in Farbendruck.
Recht, Das, des bürgerlichen Gesetzbuches. Gemeinfasslich dargestellt von G. Pfizer. Lieferung 3. 4. Ravensburg, Otto Maier.
Reichesberg, Dr. Naum, Die Arbeiterfrage einst und jetzt. Ein akademischer Vortrag. Leipzig, Georg H. Wigands Verlag.
Samosch, Siegfried, Pariser Feste und Streifzüge in die Normandie, Bretagne und Vendée. Minden i. Westf. J. C. C. Bruns Verlag.
Schubin, Ossip, Boris Lensky. Roman in sechs Büchern. Dritte Auflage. 3 Bände. Berlin, Gebrüder Paetel.
Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Atlas der Himmelskunde auf Grundlage der Ergebnisse der cölestischen Photographie. Lief. 9. 10. 11. 12. Wien, A. Hartleben.
Sonnenblumen, II. Jahrg. No. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. Herausgegeben von Karl Henckell. Zürich, Karl Henkell & Co,
Studien, Französische, herausgegeben von Dr. G. Körting und Dr. E. Kosehwitz. Neue Folge. Heft 2. Die französische Litteratur im Urtheile Heinrich Heines von Dr. Louis P. B. Betz. Berlin, Wilhelm Gronau.
Volksballaden, Altisländische, und andere Volksdichtungen nordischer Vorzeit. Uebertragen von P. J. Willatzen. Zweite, veränderte und vermehrte Auflage. Bremen, M. Heinsius Nachfolger.
Wegweiser für die musikalische Welt, v. Arno Spitzner. Leipzig, Arno Spitzner.
Wichert, Ernst, Herrenmoral. Roman. Dresden, Carl Reissner.
Wolff, Ludwig, Der Ort der deutschen Nationalfeste, Kassel, Leipzig, Rüdesheim, Goslar, Kyffhäuser, Mainz? Kassel, L. Döll.
Zaeslin, Emanuel, Die Juvalta. Der Tragödie zweiter Theil. Berlin, Richard Taendler.
Zangwill, J., Kinder des Ghetto. Autorisirte Ausgabe. Deutsch v. Adele Berger. 2 Bände. Berlin, Siegfried Cronbach.
— Der König der Schnorrer. Autorisirte Ausgabe. Deutsch von Adele Berger, Berlin, Siegfried Cronbach.
Zeitschrift für Bücherfreunde, I. Jahrgang 1897. Heft 5. 6. August 1897. Bielefeld, Velhagen & Klasing.
Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Im Verein mit Anderen herausgegeben von Dr. Richard Falckenberg. 1897. Band 110, Heft 2. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.
Zenker, Ernst, Victor, Die Wiener Revolution 1848 in ihren socialen Voraussetzungen und Beziehungen. Wien, A. Hartlebens Verl.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottländer in Breslau



Pater Agostinos letzte Kämpfe.

Von

Salvatore Farina.

— Mailand. —

(Schluß.)

VI.

Nach diesem denkwürdigen Tage ereignete sich eine ganze Woche hindurch nichts Bedeutendes im Leben des alten Priesters, wenn man nicht den Ankauf einer zweiten Düte Bonbons dahin rechnen will. Aber Priester Agostino hatte deren noch nicht neunzehn in der ersten Düte gezählt, und da er voraussah, daß die Naschsucht den künftigen Ministranten zu Wundern der Gedächtnißkunst befähigen würde, so war er auf dies kleine Mißgeschick vorbereitet. Er hatte es sogar mit dem Eifer eines Apostels herbeigewünscht und legte mit Befriedigung den neuen Vorrath an, um Bartolinos ewiges Heil zu sichern.

Jetzt fühlte er sich des Erfolgs gewiß und konnte die gute Bernarda bei Tisch durch die Mittheilung erfreuen, daß ihr Sohn auf bestem Wege sei, und wenn er so fortschreite, es nur noch weniger Tage bedürfe, um ihn zu einem guten Christen zu machen.

Bartolino war nicht nur derselben Meinung, sondern wurde sogar ruhmredig; er sagte wohl: „Das ist etwas Rechtes! Wetten wir, daß ich die noch fehlenden Seiten schon morgen aufsage.“

Bernarda war ganz geneigt, ihren Sohn beim Wort zu nehmen und eine Wette mit ihm einzugehen; aber der geistliche Herr kühlte den Eifer der frommen Seele ab, indem er ihr sagte, was man dem Gedächtniß über Hals und Kopf aufzwingt, dringe nicht tief genug ein. Severino

hatte seinerseits das Versprechen gehalten, und man erblickte in Priester Agostinos Stube neben der Commode das Büchergestell, worauf sämmtliche bisher in einer Ecke lehnenden Bücher Platz gefunden hatten.

Endlich lächelte der April, und theils, weil dies der lieblichste Monat des Jahres ist, theils, weil Priester Agostino den Wintermantel mit einem leichteren vertauscht hatte, fühlte er sich beweglicher, froher, jünger.

Nach jenem ersten Zusammentreffen auf der Treppe verging kein Tag, wo er nicht dem Professor Giorgio begegnete. Es schien ihm sogar, als finde der Nachbar Gefallen daran, die Mütze vor ihm zu ziehen, und überschreite die Straße, damit der Gruß seine Bestimmung nicht verfehle.

Der geistliche Herr erwiderte den Gruß in aller Form, indem er die dreispitzige Mütze senkrecht über die Brust zog.

Aber eines Tages benahm sich der Professor so eigenthümlich, daß dem Priester Agostino zum ersten Mal der Gedanke kam, der Aermste bedürfe seiner irgendwie. Nämlich als er den Priester von Weitem kommen sah, kreuzte er die Straße, um ihn aus nächster Nähe zu grüßen; Priester Agostino gab seinen regelrechten Gruß zurück und schritt zu; aber der Andere blieb nach wenigen Schritten stehen, zögerte einen Augenblick und ging langsam weiter. Der geistliche Herr hatte mit einem Seitenblick das Alles bemerkt und das Uebrige errathen. Später auf der Wallpromenade und im Giardino pubblico sah er sich den Professor drei Mal entgegenkommen, wie in der entschiedenen Absicht, ein Gespräch anzuknüpfen; aber als er ziemlich nahe war, wurde es ihm leid. Er ging von Neuem in den Wegen am Ufer des Teiches hin und her, wie eine ruhelos umhergetriebene Seele.

Gewiß, hätte der Professor gewußt, daß seine Kriegslist durchschaut war, so würde er endlich den fehlenden Entschluß gefaßt oder seine Absicht entschieden aufgegeben haben. So machte er nur den armen Priester Agostino neugierig und auch ein wenig befangen; er witterte in unbestimmter Weise einen Gewissensfall.

Es war das erste Mal, daß der vormittägliche Gesundheitsspaziergang ihm keinen rechten Genuß eintrug. Wohl zogen die schweigenden Liebespärchen, zogen die geschwätzigen Sperlinge an ihm vorüber, die Blätter der Magnolien am Wege glänzten im Sonnenschein — umsonst. Sogar der lateinische Dichter, welchen er in der Hand trug, hatte ihm keinen einzigen Vers gesagt, so sehr war des alten Priesters Gemüth von dem Gedanken eingenommen, daß Professor Giorgio seines geistlichen Amts bedürfe.

Inzwischen betrachtete er ihn aus der Ferne. Er war ein hochgewachsener Mann, wohl kaum kleiner als Priester Agostino; er hatte einen dichten Bart, langes Haar, ein bleiches Gesicht und trug eine goldene Brille.

Beim zweiten Begegnen bemerkte der Priester, daß Professor Giorgios Blässe die fahlen Flecken einer in gesunden Tagen gerötheten Gesichtsfarbe zeigte; ferner, daß sein Auge mit einem durchdringenden Ausdruck durch

die Gläser blickte, während übrigens eine schwermüthige Schlaffheit über seiner ganzen Erscheinung lag.

So gab der Professor jedesmal, wenn er in Priester Agostinos Sehweite kam, dessen weitsichtigem Auge Gelegenheit zu einer neuen Beobachtung.

Endlich, anstatt abermals zurückzulenken, ging er, ohne sich umzusehen, seines Weges, und der geistliche Herr blickte ihm nach — bis er sich am Mantel gezupft fühlte.

Es war Gino, einer seiner kleinen Freunde, der ihn zum Wettlauf einlud.

„Ah, Du bist's!" sprach Priester Agostino; „warte nur . . . jetzt greife ich Dich . . ."

Aber o ja doch! das war unmöglich; Gino hatte fünf Schritte voraus, seine Beinchen hemmte keine Soutane, und er war durchaus nicht gesonnen, zu warten, um sich greifen zu lassen.

Als der Priester zu Mittag heim kam, erfuhr er von Signora Bernarda, daß Jemand nach ihm gefragt hatte . . . wer denn? . . . der Professor Giorgio.

Dem Priester Agostino drängten sich darüber mancherlei Gedanken auf; bei flüchtigem Ueberblick schienen sie seine Ruhe durchaus nicht stören zu wollen; aber Bernarda, schon gespannt auf den Eindruck, welchen die große Nachricht auf des Priesters Seele machen würde, erstaunte, als er gelassen fragte:

„Was wollte er denn?"

„Das hat er nicht gesagt."

„Hat er wiederzukommen versprochen?"

„Auch das nicht." Bernarda war es nicht eingefallen, danach zu fragen; aber wenn Priester Agostino es wünschte, so käme es ihr nicht darauf an, selbst hinunterzugehen und zu sagen, daß Se. Ehrwürden jetzt zu Haus sei. Jedoch wohl erst nach Tisch, denn man kann nie wissen, es wäre ja auch möglich, daß er eine Generalbeichte abzulegen hätte . . . und dann . . . vielleicht meinte sie, es beichte sich schlecht mit hungrigen Magen, und auch der Beichtvater sei ein Sterblicher; ferner würde das Mittagessen erkalten, und Severino Amatore, in seiner Ketzerei, wäre im Stande, den Professor die Beichte nnd selbst den Priester Agostino zum Teufel zu wünschen, wenn er die Suppe aufgewärmt essen müßte.

Um nicht solches Unheil anzurichten, ergab Priester Agostino sich darein, die Suppe warm, das Beefsteak und den Käse zu verzehren, und nachdem er so weit seine Ungeduld und Neugier gezügelt hatte, die zuweilen das Gewissen dermaßen täuschen, daß sie sich für priesterlichen Eifer ausgeben, gewann er allmählich auch größere innere Sicherheit; er ließ dem Kaffee Zeit, sich gehörig zu setzen, und schlürfte sein Täßchen mit aller Muße

Zwischen einem und dem anderen Bissen hatte er sich die Sache jedoch überlegt, und als Signora Bernarda ihm nach dem Kaffee anbot, selbst zum Professor zu gehen, ließ Priester Agostino sie gar nicht ausreden.

„Besten Dank, Signora Bernarda," sprach er mit gelassener Würde; „ein Priester ist wie ein Arzt; wenn Jemand seiner zu bedürfen meint, so ist es seine Pflicht, zu eilen. Ich werde selbst zum Professor hinuntergehen."

Aber als er allein war, den Mantel umgehängt und den dreispitzigen Hut aufgesetzt hatte, blieb er, anstatt eilig hinab zu gehen, wie er sich's vorgestellt und versprochen hatte, mitten im Zimmer stehen, von einer gewissen Verlegenheit befallen. Ihm war, als höre er schon, was der Professor zu ihm sprechen werde. Es waren klanglose Worte von schwer zu fassender Bedeutung, aber von feierlichem Eindruck. Es war wie das gedehnte, drohende Wahnreden, welches man zuweilen im Traum hört, und worauf man keine Antwort findet, auch nach dem Erwachen nicht Priester Agostino schlug unbewußt seinen Horaz auf, machte ihn aber beim ersten Vers wieder zu, denn hätte er es darauf angelegt, so konnte es nicht schlimmer ausfallen. Nun nahm er vom Brett ein anderes Buch, öffnete es und las:

„Nicht Moses spreche zu mir, noch einer der Propheten, sondern rede Du zu mir, Herr mein Gott; denn Du allein, ohne Jene, kannst mich vollkommen lehren, während sie ohne Dich mir keine Genüge geben."

Er las und war nicht sicher, den Sinn recht gefaßt zu haben, während er doch den spöttischen Heiden gar wohl verstanden hatte, der in der sechzehnten Epistel dieses Stoßgebet an eine Göttin richtet: „Schöne Laverna, verleihe mir die Kunst, zu täuschen, und gieb, daß ich für gerecht und heilig gelte."

Er stellte die „Nachfolge Christi" auf das Bücherbrett zurück, steckte zwei Finger in den Halskragen, der ihm beengend dünkte, und trat auf den Treppenflur hinaus, ohne zur Signora Bernarda auch nur: „Ich gehe jetzt" zu sagen.

Während der Priester die beiden Treppenabsätze hinabstieg, bedachte er, daß er wahrscheinlich beim Tarok zu spät käme, wenn er sich nicht beeilte. Aber Priester Agostino war auf Alles gefaßt. Auch darauf, den Professor nicht zu finden, und machte sich keinen Kummer deshalb; dann, meinte er, würde er seine Karte in's Schlüsselloch stecken, und könne ja morgen wiederkommen.

Aber während er die Klingel zog, wurde er seines geheimen Wunsches inne, und der war, daß der Professor ausgegangen sein möge. Statt dessen hörte er Schritte hinter der Thür, und er sprach zu sich selbst — weshalb, wußte er kaum: „Muth, Priester Agostino!"

VII.

Professor Giorgio öffnete und sprach erstaunt:

„Sie, Ehrwürden! Herzlichen Dank. Haben Sie die Güte, näher zu kommen."

Priester Agostino verbeugte sich demüthig, aber schon während er den dreieckigen Hut abnahm, war das volle Bewußtsein seiner Priesterwürde über ihn gekommen. Er sagte Nichts, bis sie im Vorzimmer waren.

„Verzeihen Sie," begann er im Salon, „daß ich zu dieser Stunde komme; man sagte mir, Sie hätten mich zu sprechen gewünscht, und da bin ich . . .

„Dank . . . vielen Dank, stotterte der Professor heraus, und in seinen leuchtenden Augen las man weit mehr von Erkenntlichkeit, als er mit der Stimme auszudrücken vermochte. „Bitte, setzen Sie sich."

Der geistliche Herr ließ sich in dem angebotenen Sessel nieder. Er fühlte sich da garnicht unbehaglich. So unter vier Augen mit diesem geheimnißvollen Mann, fand er eine gewisse Befriedigung darin, ihn mit dem Gefühl errungenen Selbstvertrauens in's Auge fassen zu dürfen und in dem armen Leidenden die Persönlichkeit kennen zu lernen, die mit ihrem Schweigen und mit der goldenen Brille der Pförtnerin so unheimlich war, und der jetzt, nachdem er eine Weile nach Etwas, vielleicht nach einem Sitz umhergeblickt, endlich in dem Lehnstuhl Platz nahm, der dicht neben ihm stand. Noch immer sprach er nicht! ja seine umherschweifenden, bald hier, bald dort haftenden Blicke machten den Eindruck, als möchte er die Beichte lieber auf ein anderes Mal verschieben.

Priester Agostino erinnerte sich, daß es gleichfalls zu seinem Amt gehöre, dem Aufgeben eines guten Vorsatzes den Weg zu vertreten und Eingang zu dem Gewissen zu finden, bevor Satanas es erreicht; und er meinte seinen Sünder an die Wand zu drücken, indem er ihm mit wenigen Worten aufmerksames Anhören, große Nachsicht, und wenn irgend möglich, Absolution verhieß.

„Sprechen Sie frei heraus."

Der Professor erwiderte in seiner gutmüthigen Weise, die selbst einen schlauen Gegner, geschweige denn einen freundlich gesinnten und wenig gerüsteten Priester entwaffnen mußte. Langsam sprach er:

„Wenn ich Sie nicht früher aufsuchte, so war es, weil ich mich nicht genug Herr meiner Sprache fühlte, und wenn Sie auch heut noch ein unsicheres Wesen an mir wahrnehmen, so hat es dieselbe Ursache: daß ich sehr krank gewesen bin."

Durch allerhand Geberden suchte er dem Ausdruck seiner Gedanken nachzuhelfen, und in der That gelang es ihm fast immer, sich deutlich zu machen, wie er sogleich auseinandersetzte.

„Wenn mein Zuhörer die Geduld hat, mich ruhig ausreden zu lassen,

so habe ich die Sprache hinlänglich in der Gewalt, um mich verständlich zu machen; ich finde sogar erst jetzt den Ausgang für einige der Ideen, welche seit einem Jahre in meinem Gehirn eingekerkert sind. Aber unterbricht mich der Andere, dann ist es um mich geschehen, die Ausgangspforte schließt sich, in meinem Gehirn entsteht ein Gewirr von Worten, worin der Gedanke sich verirrt und mir entschwindet. So ist die Krankheit."

„Seltsam!" sprach Priester Agostino vor sich hin, der bei des Professors ersten Worten und deren mattem Klang seine selbstbewußte Haltung verloren hatte. Er war bis auf den Rand des Sessels vorgerückt, um sich dem armen Kranken zuzuneigen, anstatt wie anfangs seine priesterliche Person gegen die Rückwand zu lehnen. „Wunderbare Krankheit!" wiederholte er; „und wie heißt sie?"

„Afasia*); das ist aber ein veraltetes Wort; die neue, geeignetere Bezeichnung ist, wie man mir sagt, Amnesia verbale**). Ich bin von einem Schlaganfall hier, in der dritten Gehirnwindung der linken Stirnseite getroffen worden, wo der Sitz des Wortgedächtnisses ist; weil ich dadurch gänzlich den gesprochenen und geschriebenen Wortschatz, sogar das Alphabet vergessen hatte, mußte ich mich durch Zeichen ausdrücken, um nicht blödsinnig zu erscheinen."

„Aber Sie vermochten zu denken?"

„O, und wie viel!" Das war meine Qual, aber auch mein Trost. Sie können sich nicht vorstellen, welche geistige Kraft und welches Elend in diesem über ein Jahr dauernden Zustand liegt. Wenn ich vollkommen hergestellt bin, denn meine Genesung schreitet täglich vor, dann werde ich sagen können, daß ich dem innern Menschen eine eingehendere Betrachtung gewidmet habe als irgend ein positiver Philosoph es zu thun im Stande war. Aber heut hat mir die positive Philosophie ein arges Wort gesagt."

Priester Agostino hatte den letzten Satz gut verstanden, schenkte ihm aber keine rechte Aufmerksamkeit, weil er sich mit einem Gedanken beschäftigte, welcher ihm soeben gekommen war, nämlich mit dem Argwohn, daß er sich einer Form der Verrücktheit gegenüber befinde. Unbekannt mit der ärztlichen Wissenschaft, und nachdem er in letzter Zeit viel von „logischer Verrücktheit" gehört, war er nahe daran, bei der Vermuthung stehen zu bleiben, daß . . . Aber des Professors nachdenkliches Schweigen bewog ihn zu erwidern:

„Nun, was hat Ihnen denn die positive Philosophie gesagt?

Der Kranke sah den Priester einen Augenblick an, um sich zu vergewissern, daß der etwas spöttische Ton, welchen er in dessen Worten bemerkt zu haben glaubte, eine Einbildung sei; dann reichte er ihm eine schwarzgeränderte Familienanzeige. Zuerst las Priester Agostino nichts

---

*) Sprachlähmung.

**) Verlust des Wortgedächtnisses.

Anderes heraus, als daß ein Professor der Universität, der seinen Sohn verloren hatte, dies seinen Freunden und Bekannten mittheilte; aber als er den Ausdruck in den Augen seines Gegenüber sah, las er achtsamer noch einmal und bemerkte, daß dieser seltsame „tiefbetrübte" Vater den Tod seines Sohnes „die Auflösung eines theueren Organismus" nannte.

Und der erste, freimüthige Commentar, welcher dem Priester auf die Lippen kam, bestand in einem einzigen Wort:

„Tropf!"

„Tropf! ja wohl, das ist die rechte Bezeichnung," stimmte der Professor bei; „vor einem Jahr, als ich erst wieder einen sehr geringen Wortvorrath beisammen hatte, wäre ich glücklich gewesen, hätte ich dies eine Wort, auf einem Blatt Papier geschrieben, vor mir gefunden, um es meinem Collegen zu schicken; gegenwärtig fühle ich kaum die Versuchung dazu und habe ihr widerstanden, weil ich viele Worte gefunden habe, nur zu viele, um diesen hochgelehrten Mann der Wissenschaft Achtung vor dem menschlichen Gefühl zu lehren, vor dem Gefühl so vieler Leid tragenden Väter; Ehrfurcht . . . dämlich Schweigen."

„Er ist ein Dummkopf!" wiederholte Priester Agostino ohne Bitterkeit.

„Ja wohl, aber er ist ein sehr großer Gelehrter; er weiß nicht, was er Uebles thut, weiß nicht, was er mir gethan hat; vielleicht glaubt er gar einer neuen Art von Gewissen gehorcht zu haben, das erst kürzlich entdeckt worden ist, dem wissenschaftlichen Gewissen."

Während er so sprach, röthete sich sein blasses Gesicht, und er mußte mühsam Athem schöpfen; die nicht mehr gezügelten, zuerst heftig hervorbrechenden Worte hemmten nun einander, zuletzt mußte ihr Sinn errathen werden, weil es nur noch Wort-Trümmer waren.

Der geistliche Herr blickte immerfort auf die Anzeige, und indem seine Gedanken noch entschieden mit jenem ersten Argwohn kämpften, entfuhr ihm die Aeußerung: „Wenn er nicht ein Dummkopf ist, so ist er ein Verrückter."

Jetzt war die Reihe an ihm, verlegen zu werden und zu erröthen, und er suchte zu erklären, was er meinte:

„Oder sagen wir lieber: ein Blinder; denn es giebt eine Blindheit des Wissens . . . glauben Sie nicht auch? . . . eine durch zu scharfes Hinblicken auf einen einzigen Gegenstand erzeugte Blindheit . . . dergleichen kommt vor, meinen Sie nicht? Dieser Mann des Wissens, der, wie Sie mir sagen, außerordentlich gelehrt ist, wurde zum Materialisten, weil er wahrscheinlich Anatomie oder Chemie studirt oder . . .

„Er hält Vorlesungen über Physiologie," unterbrach Professor Giorgio.

„Dergleichen dachte ich mir," schloß Priester Agostino; und er rieb sich vergnügt die Hände, als sei es ihnen gelungen, einen schwierigen Gegenstand geschickt zu ebnen und zu schlichten.

„Und sagen Sie," fuhr der gute Priester munter fort, „haben Sie diese Mittheilung beantwortet?"

Aus des Professors Augen blitzte eine schadenfrohe Genugthuung.

„Ja, und wenn Sie erlauben, möchte ich Ihnen die Antwort zu lesen geben; Sie sollen mir Ihre Meinung darüber sagen. Ich hole sie sogleich."

„Lassen Sie sich Zeit."

Als der geistliche Herr allein war, benutzte er die Zeit, um seine Eindrücke zusammen zu fassen.

„Die Krankheit dieses armen Teufels scheint mir keine wirkliche Verrücktheit, obwohl sie manchmal eine Familienähnlichkeit damit hat. Wäre er verrückt, so erklärte sich Alles; aber, wenn er geistig gesund ist, so frage ich: warum hat er mich zu kommen veranlaßt? Vom Beichten ist noch keine Rede gewesen. Ich sehe keinen Gewissensfall in der schwarzumränderten Anzeige, auch kann darin das böse Wort der neuen Philosophie nicht liegen, das ihm Etwas angethan hat. Und was kann es ihm nur zu Leide gethan haben?

Inzwischen kehrte der Professor zurück und übergab ihm das an den Physiologen gerichtete Billet.

Es lautete: „Professor Giorgio Silva bittet einen der Wissenschaft theueren Organismus, seinem Schmerz Widerstand zu leisten."

Priester Agostino las aufmerksam, schwieg eine Weile und sagte dann einfach:

„Verstehe ich recht, so soll die Rache in dem Wort ‚Organismus' liegen."

„Eben darin."

„Ich begreife . . . es ist eine Anspielung. Und wollen Sie dies Billet wirklich abschicken?"

„Ich hatte es mit der Absicht verfaßt; wenn Sie es aber nicht für geeignet halten . . ."

„Hören Sie; ich bin ein armer Priester, der vielen Schmerz gesehen hat von Weitem. Die Meldung dieses Gelehrten, der beim Tode seines Sohnes sich gedrungen fühlt, mit seinem Materialismus zu prunken, beurtheile ich mit einer Nachsicht, die nicht aus mir kommt, sondern allein von dem priesterlichen Gewande herrührt! Ich glaube, dieser Mann leidet tief; und ist er aufrichtiger Materialist, so muß sein Schmerz um so größer sein. Warum ihn da noch strafen?"

Giorgio Silva antwortete nicht; er dachte nach, dann zerriß er langsam das Billet und reichte dem geistlichen Herrn die Hand.

„Ich danke Ihnen," sprach er.

Priester Agostino empfand ein bescheidenes Triumphgefühl, und in seiner Befriedigung zog er die Dose heraus, um dem Professor eine Prise zu bieten und sich ebenfalls eine. Er war freudig gestimmt, weil er

diesem unbekannten Materialisten eine schmerzliche Berührung erspart, weil er seinen Nächsten zu einer Handlung schonenden Mitleids bestimmt hatte, und endlich, weil ihm aus dem ganzen Thun Giorgio Silvos klar wurde, daß dieser kein Verrückter war. Nun Alles zum guten Abschluß gekommen, durfte er gehen, wann es ihm beliebte; seine dicke Messinguhr sagte ihm jedoch, er könne noch ein halbes Stündchen verplaudern und sich dennoch rechtzeitig zur Tarok-Partie einfinden.

„Haben Sie es eilig, Ehrwürden?"

„Durchaus nicht; ich kann über meine ganze Zeit verfügen; es ist mir so lieb, daß ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe, und ich bleibe gern noch ein wenig, wenn es Sie nicht stört. O sagen Sie mir doch etwas mehr über Ihre Krankheit; wie sie anfing, wodurch sie entstanden ist . . .

„Durch geistige Anstrengung, durch Trübsal, durch Einsamkeit."

„Ach!"

„Denn ich arbeitete viel, und ich war sehr glücklich. In meinem Heim erklangen die lustigen Stimmchen meiner Kleinen; das Lächeln meiner geliebten Dahingeschiedenen erhellte es. Das war eine gute Zeit."

Indem er dies sagte, fehlte der langsamen Sprache des Professors jede Modulation, aus welcher man hätte entnehmen können, daß die Erinnerungen ihn noch bewegten; sie war starr und abgeglättet wie die vollendeten Thatsachen, welche das Unglück hinstellt. Priester Agostino fühlte einen Quell von Trostesworten nicht allein aus dem Herzen, nein, aus seinem ganzen Wesen dringen; er empfand ein inniges Verlangen, dieses arme, müde Haupt an seine Brust zu drücken, und in seinem Mitleid offenbarte sich ihm, was ein Vater fühlt.

Aber der Professor machte kaum eine Pause, bevor er in demselben gleichmäßigen Tone hinzusetzte:

„Jetzt ist Alles aus; meine Lieben ruhen auf dem Kirchhof. Ich meinte ihnen bald nachfolgen zu sollen, aber ich wurde nur krank. Der Glaube, der mich nie verlassen hatte, erhielt mich am Leben; ich arbeitete; war ich müde, dann rief ich meine lieben Todten herbei, ich fühlte, wie sie Eines nach dem Anderen kamen. Wir redeten laut mit einander. Während ich lange Stunden auf den Schlaf harrte und früh, sobald ich erwachte, sprach ich:

„Kinder, seid Ihr da? und Du, meine liebe Kleine?" Dann strich es wie ein frischer Hauch über mein Gesicht . . . Ein Arzt sagte mir, das sei nicht Wirkung des Glaubens, sondern Hypnotismus, d. h. eine hysterische Erscheinungsform. Um die sich vorbereitende Krankheit mir zu ersparen, gab er mir eine sehr gute Vorschrift: ich solle an Nichts denken, nicht arbeiten, solle mich zerstreuen. Trotz dieses Präservativs geschah es, daß, als ich eines Tages zu meinem Drucker sagen wollte: ‚Ist Nichts mehr zu thun?' es mir unmöglich war, etwas Anderes als wirre Laute

hervorzubringen. Ich hatte das Gedächtniß für die Worte verloren, während alle übrigen geistigen Thätigkeiten, die Ideen der Worte mit einbegriffen, unberührt geblieben waren; so daß ich mit gekreuzten Armen dastand, darauf wartend, daß ich hinstürzen und in die andere Welt hinübergehen würde, und innerlich mir die Antwort gab: „Professor Giorgio, hier ist Nichts mehr zu thun; Du hast das Deinige gethan.“ Von diesem Augenblick an begann meine Krankheit.

„Seltsam! seltsam!“ wiederholte der alte Priester.

„Wenn ich von meiner Krankheit spreche, so thue ich es nur, weil durch sie mein Glaube gewachsen war. Sie begreifen, Ehrwürden, daß ich während dieses langen Schweigens Muße hatte, die Bewegungen des menschlichen Geistes zu beobachten. Ich sagte mir; nur allein die Kundgebung meiner Ideen ist krankhaft gestört, nicht die Idee selbst, welches die Seele ist. Und darum trug ich freudig meine Krankheit, denn ich sagte mir, daß ich, hergestellt, meine ganze Seele wiederfinden würde, stürbe ich aber, so fände ich die Seelen meiner Lieben wieder.“

Priester Agostino vernahm mit wahrer Freude diese in gutem Glauben ausgesprochenen Gedanken, wurden sie gleich mit solcher Langsamkeit vorgebracht, daß die Zeit verstrich und die Tarok-Freunde warten mußten; ähnliche Gedanken waren zuweilen auch in ihm aufgeblitzt, ohne daß er je das Bedürfniß gefühlt hatte, sie näher in's Auge zu fassen. Der Professor fuhr fort:

„Sei dem auch so, wie die Materialisten der Schule sagen, daß nämlich das menschliche Gehirn mittelst so und so vieler Gehirnlappen und einer unendlichen Menge von Zellen arbeitet, und daß durch die Verletzung eines Lappens, die Zerstörung einer Zelle die entsprechende Geistesthätigkeit gelähmt wird — das zerstört aber die Seele nicht; es bezieht sich nur auf die Art ihrer Thätigkeit. Ich sagte: bei mir ist das Wortgedächtniß verletzt, aber die Seele lebt durch sich selbst, und der Fähigkeit, sich zu äußern, beraubt, denkt sie — beachten Sie das wohl, Ehrwürden — denkt sie auch die Worte, die ihr fehlen. Alles das war in den ersten Tagen, als meine Krankheit die Methode der Erfahrung vereinfacht hatte, indem sie dieselbe auf die einfachste unmittelbare Beobachtung beschränkte; wenn ich mir jetzt, wo ich fast hergestellt bin, diese wunderbare Erscheinung vorführen will, so bedarf ich eines mühsamen Denkprocesses, gleichsam eines Absehens von mir selbst, und ich begreife, daß ein Tag kommen wird, wo ich selbst unsicher werde, ob ich mich nicht täuschte. Haben Sie mich wohl verstanden, Ehrwürden?“

Priester Agostino hatte nicht viel verstanden, war aber noch immer erfreut darüber, daß ein Mensch von aufrichtiger Ehrlichkeit und kritischer Urtheilskraft lauschend an der großen Eingangspforte zur Wahrheit gestanden hatte. Er bekannte offenherzig:

„Wenn Sie von Gehirnlappen und Zellen sprechen, davon verstehe ich ja wenig; aber alles Uebrige . . .“

Hätte er den Satz vollendet, so wäre er nicht aufrichtig geblieben, deshalb that er's nicht.

„Hören Sie auf mich, der ich alt bin, und in meinem Priesteramt viel menschliches Elend mit anzusehen und es durch das göttliche Wort zu lindern hatte: Sie sind glücklich, weil Sie Glauben haben, und Sie haben ihn, weil Sie ihn an sich selbst erprobten.“

Giorgio Silva schüttelte den Kopf und setzte den Priester Agostino in großes Erstaunen, indem er sagte;

„Ich hatte ihn, aber ich habe ihn nicht mehr. Während dieser letzten Monate wollte ich die Materialisten widerlegen, die, welche den freien Willen leugnen, welche der Menschheit die Flügel zerbrechen durch das Verneinen eines anderen Lebens; ich wollte es als sichere Behauptung aufstellen, daß die menschliche Seele und daß die Weltseele unzerstörbar ist. Täglich bot sich mir ein neuer Gegner dar, und ich triumphirte über ihn. Es erzürnte mich, daß eine positive Wissenschaft, anstatt sich mit der Beobachtung zu begnügen, in das Gebiet der Philosophie einbrach; und es that mir weh, daß gewisse Philosophen das ganze menschliche Fühlen ausraubten. Ich wollte erkämpfen, daß sie mir wenigstens den Tod, wenigstens die Hoffnung lebendig ließen. Aber ich habe mich vielleicht zu sehr erschöpft und bedarf, daß Jemand mir zu Hilfe kommt. Wissen Sie ein göttliches Wort, das mir gut thun kann, so sagen Sie es mir.“

Ach, armer Priester Agostino!

Göttliche Worte wußte er viele auswendig, italienische und lateinische, und meinte, er brauche nur einige auszuwählen, um die Verwundung zu heilen, die der Professor sich mit dem eignen Messer zugefügt hatte.

Und das sprach er aus:

„Sie haben einen Kampf ausfechten wollen mit der Arzneikunde, der Philosophie, der Anatomie, und womit sonst noch, kurz durch Waffen, mit denen Sie nicht vertraut waren, und so haben Sie sich selbst verletzt. Bitte, welchen Gegenstand trugen Sie an der hohen Schule vor?“

„Litteratur.“

„Da haben wir's. Sie mußten in Ihrem eigenen Gebiet bleiben, dann hätten Sie sich nicht wehe gethan; Horaz, Lucrez, Virgil, all diese großen Alten konnten Ihnen Gedanken eingeben . . .“

Umsonst; er hatte seinen kleinen Vortrag nicht gut eingeleitet. Durch das unvorhergesehene Begehren war er so in Erstaunen gesetzt, daß sich ihm auch nicht einmal die geläufigsten göttlichen Worte darboten, und deshalb hatte er versucht, sich auf weltliche Worte zu stützen. Aber auch die heidnische Poesie versagte ihm in dieser Lage; der einzige Vers des Horaz strich ihm durch den Kopf:

Da mihi fallere, da justum sanctumque videri.

Es war das eben die Anrufung der Göttin aller Schelme, welche ihm in die Augen gefallen war, als er sich zu dem gefürchteten Gespräch hinunter begab.

Giorgio Silva aber verlangte nach Anderem! War es dahin gekommen, daß er zu den Worten eines Priesters seine Zuflucht nahm, so brauchte er eben ein Wort des Glaubens, und nur das.

Er schüttelte so nachdrücklich den Kopf, daß der alte Priester sich unterbrechen mußte.

„Nein, Ehrwürden, davon kann hier nicht die Rede sein. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich nicht weiß, ob ich ein Christ bin; vielleicht doch; aber sicherlich bin ich kein katholischer Christ; ich war gläubig, so lange ich vermochte, gläubig nach meiner Weise. Es war eine Religion des Herzens so gut wie des Gedankens. Ich meinte, Sie, der Sie länger als ich gelebt und sich das ganze Leben hindurch nur mit der unsterblichen Seele beschäftigt haben, könnten einer wankenden vielleicht Halt geben, die so sehr der Stütze ihres Glaubens bedarf. Und deshalb allein wagte ich, Sie zu bemühen."

Ach, armer Priester Agostino!

„Seit längerer Zeit hatte die Schädellehre die Frage aufgestellt, ob der freie Wille nicht eine lächerliche Erdichtung sei; das wissen Sie gewiß; aber vielleicht wissen Sie nicht, daß die Physiologie es jetzt ausgesprochen hat, der freie Wille sei zu dem alten Plunder geworfen."

„Hat sie das gesagt?" murrte in naiver Mißbilligung der alte Priester.

„Sie hat es gesagt und glaubt es bewiesen zu haben, indem sie eine große Anzahl von Lähmungserscheinungen vorführt, die an Personen im hypnotischen Zustand durch bloße Suggestion hervorgerufen wurden."

Suggestion, hypnotischer Zustand waren Ausdrücke, welche der geistliche Herr wohl noch nie gehört hatte — und das gestand er demüthig. Nachdem Giorgio Silva sich deutlicher gemacht, sagte Priester Agostino mit Selbstbefriedigung:

„Jetzt habe ich verstanden, es ist von thierischem Magnetismus die Rede."

Und er war des guten Glaubens, damit Alles erklärt zu haben, denn auch ihm ging es, wie es oft der Heilkunst und der Philosophie begegnet, nämlich zu meinen, daß man eine Lücke des Denkens oder Wissens durch ein einziges Wort spurlos ausfüllen könne.

Aber der Professor ließ sich damit nicht abfinden.

„Gewiß, um den magnetischen Zustand handelt es sich; zwei französische Aerzte, Binet und Feré, beraubten durch suggestive Einwirkung eine magnetisirte Frau des Wort-Gedächtnisses, eben dessen, welches ich verloren hatte; nach der Wiedererweckung nahmen sie wahr, daß Jene

weder sprechen noch schreiben konnte, und daß alle die Bewegungen gelähmt waren, welche der dritten Gehirnwindung der linken Stirnseite entsprechen."

Priester Agostino versenkte den Blick in einen Abgrund, der sich vor seinen Füßen aufgethan hatte; er sprach nicht und rührte sich nicht, als fürchte er, von dem bösen Geist hinabgerissen zu werden.

„Die beiden Aerzte thaten noch mehr."

„Was thaten sie?"

„Sie hoben die Lähmung durch einen nahe dem linken Arm angebrachten Magnet auf; allmählich wie der Magnet sich näherte, erhielt die Patientin die Sprache wieder; entfernte man ihn, so verlor sie dieselbe nach und nach abermals. Diese beiden Doctoren entstammen mit Nichten der Hölle, sie leben noch in Paris und wollen aus den gemachten Beobachtungen keine Schlüsse ziehen. Und daran thun sie weise . . . Aber inzwischen hat Einer, der sich weiser als sie dünkt, der Welt bereits verkündet, daß es mit dem freien Willen nichts mehr ist, daß die menschliche Seele nicht nur dem Willen eines Anderen, sondern auch einem Magnetstab gehorcht. Und nun denken Sie einmal nach, Ehrwürden, wenn es mit dem freien Willen wirklich vorbei ist, was wird dann aus der unsterblichen Seele?"

Priester Agostino versuchte nicht, eine dieser Beweisführungen der Wissenschaft und der Philosophie zu bekämpfen; aber aus unbewußtem Trieb berührte er die Saite, welche inmitten dieser Zerrüttung noch tönte.

„Ich bin ein armer Priester; ich weiß Nichts; wie könnte ich mit der Wissenschaft anbinden; ich will nicht einmal erwähnen, daß die Wissenschaft sich keiner Unfehlbarkeit rühmen kann, daß sie oft geirrt hat, denn was einst als Wissenswahrheit galt, hat sich heut als Lüge erwiesen; sondern ich rufe Ihnen nur die Worte aus der „Nachfolge Christi" zu: „Nicht die Propheten mögen zu mir reden, sondern sprich Du zu mir, mein Herr und Gott, denn Du allein ohne Jene vermagst mich vollkommen zu belehren, während sie ohne Dich kein Genüge geben."

Und er sprach diese Worte mit Thränen in den Augen und empfand sie wie eine Eingebung.

Nach kurzem Schweigen setzte Priester Agostino hinzu:

„Sie haben ein göttliches Wort von mir begehrt; ich weiß nur eines: das Gebet. Beten Sie, wie Sie wollen: stellen Sie sich an das Fenster und blicken zum Sternenhimmel hinauf, rufen Sie Ihre liebe Freundin, Ihre Kinder um sich her, und beten Sie; beten Sie viel. Lassen Sie die Gedanken sich erst wieder selbst zurechtfinden; denken Sie heut nicht mehr; morgen werden Sie es um so besser können."

Der Professor schwieg, und Priester Agostino erfaßte dessen Hände und sagte ein wenig verlegen:

„Ich verlasse Sie, Professor, man erwartet mich; es ist sogar schon über die Zeit . . . ich muß mich beeilen."

„Dank, Dank, sprach Giorgio Silva und erhob freier den Kopf; Ihre Worte sind mir in's Herz gedrungen."

„Das dachte ich mir wohl!" sagte Se. Ehrwürden mit einer Zuversicht, die ein trübes Lächeln Lügen strafte.

Er ging schweigend bis zur Thür, verneigte sich auf dem Vorflur und schritt eine Treppe hinab. Dann, anstatt zum Apotheker zu eilen, wo man ihn beim Tarok erwartete, stieg er langsam wieder hinauf.

VIII.

Schwerlich würde er zu so ungewöhnlicher Zeit in die Wohnung gelangt sein, ohne der Verwunderung Signora Bernardas zu begegnen, wären nicht sie, Severino Amatore und Bartolino auch einmal spazieren gegangen. Wahrscheinlich genossen sie zu dieser Stunde den köstlichen April-Nachmittag, und Priester Agostino durfte sich der Einsamkeit erfreuen.

In der ganzen Wohnung war nur die Katze daheim geblieben, die, als sie Geräusch hörte, aus dem Eßzimmer heranschlich und miauend mittheilte, daß sie sich langweile.

Priester Agostino bückte sich, um das verlassene Thierchen zu streicheln, welches ihm unter dem Priesterrock dreimal um die Beine strich, ehe es sich auf das Sopha kauerte.

Der geistliche Herr ließ es gewähren und setzte sich in den alten Lehnstuhl am Tisch. Durch das offene Fenster sah er im Dämmerlicht den Campanile von Sant' Angelo, der wie eine stumme Frage zum Himmel aufstrebte. Bald mußte seine tiefe gleichmüthige Stimme zum Ave Maria läuten.

Vor des alten Priesters Seele zogen seine Tarok-Gefährten vorüber, die sich jetzt wohl, nachdem sie wiederholt die Uhr vergebens befragt, ohne ihn zum Spiel anschickten.

Priester Agostino war sicher, es würde ihm heilsam sein, wenn er den Rath befolgte, den er selbst Giorgio Silva gegeben; er wußte recht gut, wäre es ihm möglich, den ganzen übrigen Tag hindurch nicht mehr zu denken, bis am späten Abend Tarok zu spielen, dann die Fenster zu öffnen und, die Augen zu jenem unendlichen Altar erhoben, zu beten — daß er dann wohl jenes göttliche Wort finden würde, das er in seiner Eigenschaft als Priester noch schuldig zu sein meinte: Und hätte er es gefunden, beim heiligen Augustin vielleicht, oder vielleicht beim heiligen Thomas von Aquino, oder in seinen alten Seminarbüchern, dann wäre er froh die zwei Treppen hinuntergestiegen, um es dem armen Kranken im dritten Stock zu bringen, und er hätte es seinem eigenen aufgeschreckten

Gewissen wiederholt. Aber der jetzt in seiner Seele entstandene Aufruhr war stärker als die Gewohnheit.

Noch dachte er nicht. Er blieb in dem wurmstichigen Lehnstuhl sitzen, die Augen auf den geisterhaft dämmernden Glockenthurm gerichtet, der noch immer schwieg. Endlich erwachten zwei Glocken und mahnten zum Gebet, die eine ernst und feierlich wie die Stimme des entsagenden Alters, die andere jugendvoller und klagender.

Priester Agostino wollte das Ave-Maria beten, aber ihm fiel ein, daß diese Stimmen allabendlich in sein Zimmer drangen, während er beim Tarok gewann, und da begnügte er sich, das wollene Käppchen abzunehmen und den Kopf auf die Brust zu neigen.

So verharrte er, bis die letzten Töne ausgeklungen waren.

Dann ermunterte sich ein Holzwurm, welcher in der Lehne des Sessels hauste, und der alte Priester lauschte auch auf diese leise Stimme. Sie sprach zu ihm mit den Worten des „Prediger Salomo“: „Fili peccasti?“

Die Schatten um ihn her waren gewachsen; aber er sah noch den gespenstischen Campanile, den ungewissen Schimmer eines aufgeblätterten Buches, welches weit ab zu liegen schien, und einen anderen der so nahe erschien, und das war der schöne Venusstern.

Noch immer fragte die Stimme: „Fili peccasti?“

Und Priester Agostino bekannte mit lauter Stimme: „Ja, ich habe gesündigt. Ich habe mein Leben verschwendet, das ganz der Kirche und Dir, o Herr, gehören sollte. Du gewährtest mir die Gnade, Dich täglich befragen zu dürfen, Du hattest mir das große Buch aufgethan, damit ich den Blick darin versenkte, hattest mir die Bücher der Apostel, der Propheten und der Kirchenväter übergeben, um mir daraus einen Panzer gegen die Ketzerei zu schmieden, meinen Nächsten und mich selbst zu vertheidigen. Und so habe ich es Dir vergolten! Ein einziges Wort der Wissenschaft genügte, um den Zweifel in meiner unsterblichen Seele zu erzeugen. Ja, ich habe gesündigt. Der Zweifel hat mir eine Frage gestellt, und ich wußte nicht darauf zu antworten. Nur allzu leicht wurde es der Wissenschaft, über diesen nicht kampfgerüsteten Priester zu triumphiren. Aber dennoch glaube ich an Dich, glaube, daß das wahre Wissen Dein Werk ist, wie die wahre Religion es ist; glaube, daß Du der Menschheit einen noch fernen Tag bestimmt hast, an dem der Glaube, der bisher nur tastend schreiten durfte, die Wissenschaft, die zu viel behauptet und zu viel geleugnet hat, sich die Hand reichen, erleuchtet von dem großen Licht, und nun vereint das volle menschliche Bewußtsein ausmachen werden.“

Er schwieg eine Weile; aber als erschienen ihm seine Worte ein wenig zu kühn, setzte er demüthig hinzu:

„Priester, die Dein Wort eifriger durchforscht haben, wären im

Stande gewesen, die Folgerungen jenes Nervenkranken, der die heutige Menschheit repräsentirt, zu nichte zu machen. Und Nicht allein die Geistlichen und die Philosophen, auch selbst die Aerzte, selbst die Physiologen und die Chemiker und Alle, die sich von einer neuen Entdeckung nicht einschüchtern lassen. Ich allein, der unwürdige Priester, vermochte nicht durch Deinen Mund zu reden, weil ich unwissend bin; weil ich vergessen habe, was ich einst wußte. Ich habe eine Bibel im Haus, und der Schlüssel dazu ging verloren; der heilige Anselmus, der heilige Augustin und Hieronymus sprechen seit lange nicht mehr zu mir. Jetzt ist es zu spät, und gar bald werde ich von hinnen gehen; aber wenn Du Dich zu mir neigst, o Herr, so kann mein kleiner Lebensrest noch wohl angewendet werden."

Er hatte ohne lebhafte Erregung, aber mit tiefer Stimme gesprochen, und als er schwieg, bemerkte er, daß der Holzwurm gleichfalls still war.

Auch sein Gewissen verstummte für eine Weile. Dann ließ sich in dem alten Sessel und in dem alten Priester eine und dieselbe Stimme lange, lange vernehmen. Und der geistliche Herr hörte schweigend zu.

Als seine Wirthe vom Spaziergang zurückkamen, waren sie sehr verwundert, den Priester Agostino zu Haus zu finden, und äußerten ihr Erstaunen darüber.

„Sie sind hier, Ehrwürden?" sagte Severino Amatore.

„Sie waren hier ganz allein, und im Dunkeln!" rief Bernarda aus und brachte die Lampe.

„Ich wollte mich sammeln," antwortete der alte Priester.

Aber dies Wort, dessen er sich so oft bedient hatte, schien ihm hier nicht aufrichtig, obgleich es eigentlich die Wahrheit war, und er verbesserte einfacher:

„Ich wollte nachdenken."

„Sie denken zu viel," bemerkte Bernarda; „Sie studiren zu viel."

Priester Agostino neigte den Kopf und lächelte.

„Sagen Sie das nur nicht, Signora Bernarda; ich bin ein unwissender Priester, habe wenig gelernt und viel vergessen."

„Höre nur! höre Du das, Bartolino!"

Bartolino hingegen hatte viel gelernt und garnichts vergessen.

„Wie viele Cardinaltugenden giebt es, und welche sind sie?"

„Es sind ihrer vier: Klugheit, Gerechtigkeit, Festigkeit, Mäßigkeit."

„Warum heißen dieselben Cardinaltugenden?"

„Weil sie gleichsam die Angeln (cardinae) sind, auf welche sich alle anderen Tugenden stützen."

„Wie vielerlei Art sind die guten Werke?"

„Dreierlei Art: Gebet, Fasten und Almosengeben."

„Das sind drei!" bemerkte Bartolino; und triumphirend setzte er hinzu: „Dann noch die ‚Letzten Dinge', ihrer sind vier: Tod, Gericht, Hölle und Paradies. D . . . e . . . de, zu Ende!"

„D . . . e . . . de, zu Ende!“ hatte Bartolino Amatore mit einem kindlichen Selbstbewußtsein verkündet, das ihm vortrefflich stand.

Priester Agostino fühlte sich durch diese Worte sehr erleichtert, und er wagte Nichts dagegen einzuwenden, als Bartolino hinzusetzte:

„Den Katechismus weiß ich aus- und inwendig; fragen Sie mich nur.“

Bernarda bezeigte stumm ihr Wohlgefallen; Severino lächelte geheimnißvoll vor sich hin.

„Vor Allem erlaube, daß ich meine Schuldigkeit thue,“ sagte der geistliche Herr und nahm aus der Commode die Düte mit den Bonbons.

„Nelke!“ sprach Bartolino schnell entschieden.

Aber Priester Agostino, welcher der Düte auf den Grund sah, war großmüthig wie noch nie.

„Es sind noch fünf Bonbons darin; die sollst Du haben.“

„Aber erst fragen Sie mich,“ verlangte Bartolino und reichte ihm den Katechismus. Und der alte Priester mußte gehorchen.

Er schwieg eine Weile, dann sprach er:

„Wo ist Gott?“

„Gott ist im Himmel, auf Erden, überall,“ versicherte Bartolino.

„Gut!“ sagte der Priester. Er wendete ein Blatt um. „Was erleidet man in der Hölle?“

„Das Fernsein Gottes, das ewige Feuer, jedes Uebel ohne irgend welches Gute.“

„Schön!“ Und zwei Blätter umschlagend, fuhr er fort: „Wie erhalten wir den Glauben in uns lebendig?“

Ohne lange nachzudenken, antwortete Bartolino:

„Durch häufige religiöse Uebungen.“

„Priester Agostino schwieg; er durchblätterte zerstreut den Katechismus, dann sagte er:

„Vortrefflich! Die Bonbons sind Dein. Und nun können wir daran gehen, Dich die Messe bedienen zu lehren.“

„Ich kann's beinahe schon!“ sprach das Bürschchen, und absichtlich blind gegen die Zeichen, die seine Mutter ihm mit Lippen und Augen machte, setzte er hinzu: „Ich weiß, was die Planeta, was die Stola ist, ich weiß, daß das Missale jenes große Buch ist, woraus Sie die Gebete lesen; Alles weiß ich, die Mama hat es mich gelehrt; ich kenne die Meßkannen, das Tabernakel, den Kelch, die Monstranz, Alles und Jedes.“

„Nun, das ist ja herrlich, Bartolino!“

„Es sollte mich nicht wundern,“ meinte Papa Amatore, „wenn meine Frau ihn auch schon durch einige Proben eingeweiht hätte, und täglich, nachdem sie das Tischtuch aufgelegt, ihren Sohn vor dem Eßtisch niederknieen ließe, unter dem er sich den Abendmahlstisch vorzustellen hat.“

„Das that ich auch!“ sprach Bernarda schnell, aus Furcht, der künftige Chorknabe möchte ihr zuvorkommen; „aber stets mit einem reinen

Tischtuch, nicht mit dem täglich gebrauchten. Ich denke nicht, daß ich damit eine Entweihung begangen habe."

Priester Agostino versicherte, sie habe nichts Unrechtes gethan.

„Es ist Alles auf gutem Wege," sprach er dann würdevoll; morgen wollen wir in der gehörigen Form anfangen, und ich hoffe, daß wenige Unterweisungsstunden genügen werden."

Bernarda und Severino wollten gern noch eine Neugier befriedigen, bevor sie ihren Kostgänger zu Bett gehen ließen.

„Ach richtig! Haben Sie den Professor denn zu Haus gefunden?"

„Ja, Signora Bernarda."

Das war Alles; und der Beamte der oberitalienischen Eisenbahn forschte mit himmlischer Ungenirtheit weiter:

„Sagen Sie . . . hat er denn gebeichtet?"

„Er trug sich mit einem Zweifel, und jetzt hat er ihn nicht mehr."

„Begreifst Du nicht, daß man solche Fragen nicht stellen muß?" sprach Bernarda, „am Ende wird uns Priester Agostino gar noch sagen sollen, daß der Professor mit einem Gewissensscrupel zu thun hatte, und daß Ehrwürden Alles geschlichtet hat."

„Frau, Du bist im Irrthum; Ehrwürden selbst wird Dir sagen, daß wir Alle, wie wir da sind, im Ganzen genommen, gleicherweise unser Amt verrichten; er in der Kirche, ich bei der Bahnverwaltung; und wenn Einer irgendwo nachgeholfen hat, sei es in einem Gewissensfall, oder in einem Fall, wo es sich um alte Eisenbahnschienen handelt, so mag er es, ohne zu vieles Rühmen, getrost sagen; das steht Jedem wohl an."

„Ja, das ist auch wahr," sprach demüthig der geistliche Herr; „der Professor legte mir eine schwierige Frage vor, und ich bin mir nicht einmal bewußt, so im Augenblick die passende Antwort gegeben zu haben, dennoch ließ er sich daran genügen und sagte mir sogar, meine Worte seien ihm zu Herzen gegangen."

„Nun, das kann ich mir denken!" sagte die gute Frau.

„Ich weiß nicht, wieso sie ihm zu Herzen gingen," fuhr der alte Priester sinnend fort; ich sprach, so gut ich weiß und kann; meiner Worte erinnere ich mich kaum mehr; nur so viel steht fest, daß es sich um etwas Philosophisches handelte, und daß ich nicht mit mir zufrieden bin."

„Den Professor haben Sie aber doch befriedigt," war Bernarda schnell bereit, zu erwidern.

Anstatt zu antworten, ließ Priester Agostino den Kopf sinken. Und Papa Amatore entschied schmunzelnd:

„Wenn es sich um nichts Anderes, als um Philosophie handelte, dann geben Sie sich auch nur zufrieden, Ehrwürden."

„Jawohl," setzte leise Bernarda hinzu, kühn gemacht durch das vertrauliche Gefühl gemeinsamer Frömmigkeit; „ja, Ehrwürden, diesmal hat

Severino wirklich Recht; ich dächte, Sie könnten ganz beruhigt sein und flugs einschlafen."

Als Priester Agostino wieder allein war, stellte er sich an's Fenster und blickte eine Weile sinnend gen Himmel.

Er suchte die Worte wieder zusammen, welche Giorgio Silva in's Herz gedrungen waren.

„Stellen Sie sich an's Fenster, rufen Sie Ihre Kinder, Ihre Freundin um sich her, blicken Sie zum Himmel auf und beten Sie, beten Sie viel."

Und ihn dünkte, es sei nicht das Verdienst der frommen Gesinnung, welche diese Worte gesprochen, sondern des Herzens, das sie aufgenommen, wenn dieselben in der That sich einer Wunde heilsam erwiesen hatten.

Eine tiefere Wunde hatte er selbst davongetragen, der Priester, der Arzt.

„Rufe sie um Dich her, Deine Kinder, Deine Freundin," vermochte er ohne Bitterkeit zu sprechen.

So oft hatte er versucht sich vorzustellen, wie sein Vater, seine Mutter wohl ausgesehen hätten, die er nie gekannt hatte; auch jetzt beschäftigte er sich wieder lange damit. Dann wollte er unter der Schaar der Dahingeschiedenen irgend einen Freund auffinden, der ihm wahrhaft innig verbunden gewesen, und er fand ihn nicht. Da erst erschien er sich ganz und gar allein.

Er schloß das Fenster und ging zu Bett.

Horaz sagte ihm Nichts, und während Priester Agostino auf den Schlaf wartete, sprach er leise vor sich hin: „Heiliger Gott!" Das war sein ganzes Gebet.

IX.

Von da an begann das neue Leben Priester Agostinos.

Inzwischen eilten schon anderen Tags die sardischen Freunde nach der Wohnung des geistlichen Herrn, der ihnen mitgetheilt hatte, er müsse die Tarok-Partieen einstellen, weil andere Sorgen ihn in Anspruch nähmen.

„Was für Sorgen können Sie denn noch haben? In Ihrem Alter muß es die erste sein, sich so lange wie möglich auf den Füßen zu erhalten."

„Und ‚sich auf den Füßen erhalten' ist nur eine Redensart," bemerkte ein anderer sardischer Freund, der Fiscalische. „Aber man kann auch sitzen und seine Partie Tarok spielen."

Der geistliche Herr parirte ihre Angriffe, so gut er konnte, ließ aber doch bei seinen Landsleuten die Meinung zurück, der Erzbischof habe den Priester von Osilo zur Rechenschaft gezogen, weil er des Apothekers Hintersübchen zu häufig besuchte.

Er hatte Horaz und den anderen lateinischen Dichtern entsagt, um sich mit seinem Namensheiligen auszusöhnen. Ihm war es immer erschienen, als

habe der Bischof von Hippo dies Gute vor den anderen Kirchenvätern voraus, daß er wie ein schlichter Sterblicher redet; er las die „Bekenntnisse" wieder, fand in den „Selbstgesprächen" den Ursprung der berühmten Cartesianischen Methode, und als er sich das „Gespräch zwischen Augustin und der Vernunft" eingeprägt hatte, erblickte er in Augustin sich selbst und in der Vernunft gleichfalls sich selbst.

So hörte er jeden Abend, bevor er die Augen zum Einschlafen schloß, den heiligen Augustin wiederholen:

„O Gott, immer Dir selbst gleich, gieb, daß ich mich erkenne, gieb daß ich Dich erkenne." Zuweilen kam ihm ein selbst-ironisirender Gedanke, der gleichfalls dem heiligen Augustin angehörte und die Form eines Gebets annahm.

„Mein Gott, erleuchte Du die Finsterniß eines armseligen Geistes, der nicht einmal weiß, was er nicht weiß."

Er hatte sich auf's Neue an die vergessenen Studien gemacht, aber ohne Methode, oder vielmehr er hatte sich kräftig genug erhalten, um nicht selbst an dem Durcheinanderreden der Kirchenväter theilzunehmen, die er ohne bestimmte Ordnung befragte.

Ihm blieb dieser eine aus der eigenen Seele quellende Gedanke lebendig, daß in religiösen Dingen die Vernunft trügerisch, das Gefühl allein das Wahre ist.

Auf dem Seminar war ihm seiner Zeit die Unsterblichkeit der Seele durch verschiedene Vernunftschlüsse bewiesen worden, und Priester Agostino nahm die theologischen Lehrbücher wieder zur Hand, um sich jene zurückzurufen. Er that noch mehr, er las im „Monologium" des heiligen Anselm den berühmten aus der Unendlichkeit geschöpften Beweis für das Dasein Gottes nach.

Und als ihm ein Blatt aus den „Bekenntnissen" seines Heiligen unter die Augen kam, wo Ambrosius dem Augustin den Rath giebt, die Prophezeiung Jesajas zu lesen, wollte unser Priester von Osilo sie gleichfalls lesen. Aber er besaß nur die eine Bibel vom Jahr 1500, und was Severino Amatore auch darüber denken mochte, der alte Priester hatte wirklich den Schlüssel dazu verloren.

Eines Tages war der Eisenbahnbeamte bei Tisch sehr überrascht, als sein Kostgänger mit übergroßer Unbefangenheit fragte:

„Haben Sie vielleicht einen kleinen hohlen Schlüssel, um die alte Bibel dort aufzuschließen? . . . Sie wissen, die, welche Ihnen neulich auffiel?"

Severino kamen viele Gedanken auf einmal: „Der Priester will mir Etwas weis machen; er glaubt, daß sich unmöglich ein Schlüssel finden kann, um ein altes Buch von Anno 1500 aufzuschließen; oder er hat den darin verborgenen Schatz schon bei Seite geschafft.

Um doch aber den Ausgang der Komödie zu sehen, antwortete er:

„Ich muß deren viele haben; wir wollen sie zusammen versuchen; wenn aber die Bibeln von Anno 1500 ein wenig Einsicht hatten und sie bewahrten, so werden sie sich schwerlich mit einem Kofferschlüssel aus dem 19. Jahrhundert öffnen lassen. Was meinen Sie?"

„Es war ein ganz einfacher Schlüssel, erwiderte Priester Agostino immer noch mit allzu großer Unbefangenheit; ich weiß, daß er klein und hohl war. Wir können es ja versuchen."

Dies geschah, und es gelang ihm ohne Mühe. Die Bibel aus dem Jahr 1500 erschloß der Familie Amatore ihr Geheimniß.

Dem Priester Agostino machte es Freude, nun sämmtliche Abbildungen, eine nach der andern, von manchen Erklärungen begleitet, den Augen Aller vorzulegen, so daß sie mit Händen greifen konnten, die Bibel enthalte allerdings werthvolle Stiche, aber kein Schatz sei darin verborgen.

Und in der That gestand Severino, mit seiner nie verleugneten Aufrichtigkeit, den Argwohn ein.

„Wissen Sie, ich glaubte wirklich, Ihr Sparpfennig liege in diesem Buch versteckt; aber ich war recht einfältig, die Volksbank ist doch nicht umsonst da."

Der geistliche Herr blickte gen Himmel und sprach:

„Großer Gott! Ich versichere Ihnen, daß ich sehr arm bin und zufrieden damit, es zu sein, und wenn es mich zuweilen betrübt, Nichts zurückgelegt zu haben, so ist's nur, weil ich viel wahres Elend mildern und Manchen beglücken könnte."

„Ja wohl, sehen Sie, das ist die rechte Denkungsart . . . Jemand glücklich machen, im Testament solche Verfügungen treffen, daß Leute, die uns zugethan waren, unser dankbar gedenken . . . Denn, Ehrwürden, Sie wissen ja, daß die Dankbarkeit eine Blume ist, wie soll ich sagen? eine Blume, die aus Schutt erwächst, ich meine, eine Blume, die sich mit Wenigem begnügt . . . Sie verstehen mich? . . . eine Blume, die auch in uneigennützigen Gemüthern sproßt . . ."

Inzwischen kehrte Priester Agostino allabendlich, nach einem kurzen Spaziergang, anstatt sich zur Tarok-Partie einzufinden, ohne einen Seufzer nach Haus zurück, um Bartolino im Messedienst einzuüben. Bei dieser Uebung, die im Eßzimmer stattfand, fühlte sich Bernarda stets versucht, niederzuknieen, und widerstand nur aus Furcht, sich zu versündigen. Wenige Lehrstunden im Hause und eine einzige in der Sakristei mit Bewilligung des Pfarrers genügten dem angehenden Chorknaben, um alle Antworten auswendig zu lernen und nun wirklich zur Bedienung der Messe fähig zu sein.

Als der geistliche Herr ankündigte, daß Bartolino folgenden Tags der ersten Messe in Sant' Angelo assistiren werde, herrschte Freude im ganzen Haus. Obgleich ihr Kostgänger es abwehren wollte, bereitete dennoch Bernarda ein kleines Festmahl, welches der Veranlassung würdig war.

Amatore, der Vater, rieb sich die Hände und lächelte seinem Sohn mit einem Ausdruck des Einverständnisses zu, wie um ihm zu sagen, ihr Scherz sei wohlgelungen, aber Bartolino errieth die Bedeutung dieser Mimik nicht, er begehrte, früh schlafen zu gehen, um auch mit dem Morgengrauen zu erwachen.

Severino Amatore wollte das scherzend gegebene Versprechen halten und begleitete seine Gattin in die Kirche, um der Vorstellung beizuwohnen, wie er sagte, und um ein wenig zu lachen. Aber als er sah, mit welcher Würde sein Sohn die Kirche durchschritt, um sich zum Altar zu begeben, und besonders als er Bartolinos gesänftigtes, aber dennoch muthiges Stimmchen hörte, womit er dem Priester antwortete, da öffnete sich das Vaterherz dieses Ketzers der Befriedigung und auch der Besorgniß, als wäre es das Herz eines ganz alltäglichen Vaters.

Während der ganzen Messe hatte er Angst und kostete doch Himmelswonnen, freute sich bei jeder schnellbereiten Antwort des kleinen Ministranten und fürchtete wiederum, er werde das Missale fallen lassen oder den Inhalt der heiligen Gefäße auf dem Abendmahlstisch vergießen.

Aber Bartolino führte sein Amt durch bis zu Ende, ohne zu straucheln, und schritt an seinen Eltern vorüber, ohne Einen von ihnen anzublicken. In der Sakristei beglückwünschte ihn der Coadjutor und meinte, nach dem guten Anfang hinge es ja nur von ihm ab, etwas Rechtes zu werden.

Priester Agostino, der sein Meßgewand ablegte, wendete sich um:

„Bartolino ist ein einziger Sohn; der hat Anderes im Sinn; seiner Zeit wird er Frau und Kind haben wollen . . . nicht wahr, Bartolino?"

X.

Seit dem Tage des Gesprächs, das einen so großen Einfluß auf den armen Priester Agostino gehabt, hatte Giorgio Silva sich nicht wieder sehen lassen. Der geistliche Herr meinte auch, es komme ihm zu, dem Professor einen Besuch zu machen, um sich zu überzeugen, ob die verordnete Arznei guten Erfolg gehabt. Wenn er's dennoch bisher nicht gethan, so war es, weil ihm das ärztliche Selbstbewußtsein fehlte und er nicht wußte, was er dem Aermsten sagen solle, falls er ihn noch krank fände. Er war gewiß, daß die Beweisführung des heiligen Anselmus, worin noch die beste Ausbeute seiner wiederbegonnenen Studien bestand, auf den Professor keinen Eindruck machen würde.

An jenem Tage ging er nach dem Frühstück hinunter und zog muthig die Klingel an der Thür des Professors, der nicht zu Haus war; aber auf der Straße traf er ihn und sagte:

„Ich wollte Sie besuchen, fand Sie aber nicht. Nun, wie geht es jetzt?"

Giorgio Silva antwortete in heiterer Stimmung:

„Mir geht es gut; ich hatte mir übrigens vorgenommen, mich Ihnen noch zu empfehlen, denn morgen verreise ich."

„Wohin reisen Sie?" fragte der alte Priester und hätte kaum sagen können, ob die Nachricht von diesem Fortgehen ihn betrübe oder nicht.

„Ich mache eine lange Reise in's Ausland, ich werde ganz hergestellt zurückkehren."

Priester Agostino schwieg eine Weile, dann sprach er:

„Es thut mir leid, daß Sie gehen; wer weiß, ob wir uns wiedersehen."

Aber als er es gesagt, ward er sich lebhaft der eigenthümlichen Befriedigung bewußt, sich von diesem Manne befreit zu sehen.

„Ich werde Ihrer stets gedenken, Ehrwürden, der Veranlassung, bei welcher Sie mir mit einem guten Wort geholfen haben; aber Sie sollen wissen, daß ich doch nicht vor der Physiologie die Waffen strecken wollte; ich habe noch weiter gekämpft und habe gesiegt."

„So! und . . . wie haben Sie das angefangen?"

„Die Schlußfolgerung, zu welcher ich gelangt bin, ist so einfach, daß sie mir sogar kindlich einfach erscheint. Sie erinnern sich des Experiments mit dem Magnet? Sie erinnern sich, daß der Magnet die Lähmung nicht erzeugte, sondern nur übertrug; er hatte also keinen directen Einfluß auf den freien Willen . . . verstehen Sie mich?"

„Fahren Sie nur fort . . ."

„Was die Suggestion betrifft, so ist es nicht schwer zu begreifen, daß ein Geist Einfluß auf einen anderen Geist haben kann, um so mehr, wenn dieser durch magnetischen Schlaf und Hypnotismus geschwächt ist."

Priester Agostino drückte Giorgio Silva die Hand und sagte:

„Nun wohl, Sie haben diesmal gesiegt; aber nehmen Sie sich die Mahnung zu Herzen, gar nicht mehr zu kämpfen; es ist ein alter Priester, der so zu Ihnen spricht. Bedenken Sie, daß die Vernunft nicht unfehlbar ist; heut hat sie Ihnen eine Antwort gegeben, die wie eine Wahrheit aussieht, die Ihnen tröstlich gewesen ist! morgen giebt sie Ihnen vielleicht eine, die auch Wahrheit scheint, und die Ihnen eine Hölle in die Seele wirft. Glauben Sie mir, wer in der Vernunft Alles zu finden glaubt, der ist sehr unglücklich und dient auch der Wahrheit nicht. Der Mensch bedarf der Flügel oft, die Menschheit bedarf ihrer immer. Und darum hat die himmlische Barmherzigkeit uns das Gefühl und die Einbildungskraft gegeben, die doch auch einen Theil der Wahrheit ausmachen. Schade, daß Sie fortgehen! Und wann reisen Sie ab?"

„Morgen in aller Frühe."

„Es thut mir leid, lieber Professor, es thut mir wirklich leid."

Und er war aufrichtig, indem er sprach; erfreut, wie er sich jetzt fühlte, daß es ihm gelungen war, einen widerspenstigen Gedanken festzustellen, der sich bisher nie von der richtigen Seite fassen ließ.

„Wirklich, es thut mir leid; glückliche Reise denn, Professor, gedenken Sie zuweilen an Priester Agostino."

An jenem Tage war er bei Tische heiter wie noch nie; er machte sogar eine überflüssige Anspielung, indem er die sardischen Weine erwähnte und herausstrich, besonders den vernaccio von Solarussa, als könne Bernarda jemals vergessen, daß bei großen Gelegenheiten ein paar Schlückchen dieses wundervollen Weins ihrem Priester und ihrem Gatten immer willkommen seien. Auch Bartolino wurde diesmal eingeladen, ihn zu kosten und frei heraus zu sagen, was er dazu meine; und der neugebackene Ministrant äußerte seine Gedanken darüber mit gemäßigten und klaren Worten, oder vielmehr mit einem einzigen Wort: „ausgezeichnet."

Da Severino die Rede auf den Coadjutor und dessen Rathschläge brachte, deren Inhalt er richtig zu ahnen glaubte, so fand Priester Agostino noch ein paar kurze, aber schöne Worte, um es zu tadeln, wenn Jemand sich anmaßt, in Dingen von so hoher Wichtigkeit, die vielleicht zum Heil oder zum Verderben einer Seele gereichen, Rathschläge zu geben, welche Fesseln für das ganze Leben werden können.

Und von Amatore, dem Vater, mit Beifall belohnt, legte er dem jüngeren Amatore seine Ansicht dar, damit auch die staunende Bernarda sie auffasse.

Um sicherer in's Paradies zu kommen, ist es durchaus nicht nothwendig, das Priestergewand oder die Mönchskutte anzulegen; vielleicht thut man besser, den Weg zu wandeln, den Alle gehen; Vater und Mutter zu lieben, wenn man so glücklich ist, sie noch zu besitzen, eine Frau zu nehmen und Kinder zu erziehen. Nur, wenn man einen außergewöhnlichen Beruf dazu fühlt, möchte es heilsam sein, unser Leben der Kirche zu widmen. Sei dessen eingedenk, Bartolino: ein guter Sohn, ein guter Gatte, ein guter Vater dienen Gott ebenso wohl, wie der beste Priester."

Nach dem Mittagessen wollte Priester Agostino die sardischen Freunde sehen und machte einen flüchtigen Besuch im Hinterstübchen des Apothekers. Das Quartett stimmte ein „Willkommen nach langer Zeit!" an.

Sie stellten ihn dem Signor Pintus vor, der einen Handel mit sardischen Weinen betrieb.

„Das ist ein Tarokspieler ersten Ranges, ein würdiger Nachfolger Priester Agostinos," sagte der Apotheker.

„Signor Pintus macht es gerade wie Sie, er gewinnt beständig," setzte der fiscalische Beamte hinzu; „es wäre schön, wenn man die beiden Herren mit einander spielen sähe."

„Schlagen Sie es nicht ab," bat der Zollbeamte.

Und wie konnte er es abschlagen? Der Spieltisch war schon bereit, der Apotheker mischte die Karten.

„Nur zwei Partien!" sagte der geistliche Herr, „denn ich habe viel zu thun und muß nach Hause . . .

Priester Agostino spielte die beiden zugesagten Partien und gewann sie; er sagte zwei andere an und gewann auch die; endlich, weil er sich seines Erfolges schämte und Mitleid mit dem Signor Pintus hatte, gab er noch eine zu und gewann sie abermals. Er hatte sich mit Ruhm bedeckt, wollte aber das Bier nicht einmal kosten; er habe keinen Durst, versicherte er. Und als er nach Haus ging, gab er nicht zu, daß Einer der Freunde sich stören ließe, um ihn zu begleiten; sie sollten ruhig weiter spielen.

„Mich dürstet," sagte er zu Bernarda.

„Was möchten Sie trinken?"

„Reines Wasser."

„Das wird Ihnen nicht gut bekommen; Sie haben mir selbst einmal gesagt, daß Wasser nachtheilig ist, daß der heilige Paulus den alten Leuten räth, es nie zu trinken; hingegen ein Glas starken Weines thut so gut . . .

„Es ist wahr," sprach Priester Agostino lächelnd: „Noli aquam bibere, sed modico vino utere propter stomachum tuum. Heut danke ich aber, Signora Bernarda; geben Sie mir reines Wasser; dann will ich schlafen gehen, denn ich bin recht müde."

XI.

Als Bernarda früh am folgenden Morgen aufgestanden war und ihren Bartolino gerüttelt hatte, um ihn zu ermuntern, ging sie in's Eßzimmer, und da sie in des Priesters Stube kein Geräusch hörte, dachte sie:

„Der Schlaf hat ihm einen Streich gespielt."

Und sie rief laut:

„Ehrwürden!"

Keine Antwort. Nun stand Bernarda nicht an, die Thür zu öffnen, und beim ersten Morgenschimmer bemerkte sie, daß Priester Agostino starr vor sich hinsah.

„Priester Agostino ist nicht wohl!" dachte die fromme Frau, und indem sie sich dem Bett näherte, fragte sie leise:

„Was ist Ihnen, Ehrwürden? Fehlt Ihnen Etwas?"

Da der Priester nicht antwortete und immerfort auf das Fenster starrte, kam Bernarda der Gedanke, hier möchte wohl das heilige Oel und ein Aderlaß am Ort sein.

Und sie sagte zu Bartolino: „Geh nach Corso di Porta Nuova, Nr. 40, dort wohnt ein Arzt, er soll sogleich kommen. Dann weckte sie Severino und sprach: „Priester Agostino ist krank; ich habe nach dem Arzt geschickt und eile nach Sant' Angelo, die letzte Oelung zu erbitten; thue mir den Gefallen und ermuntre Dich. Ich bin gleich wieder hier."

Severino brauchte es sich nicht zwei Mal sagen zu lassen, er hatte sofort verstanden und sich entschlossen, schnell auf den Beinen zu sein, aber als er so eilig wie möglich Beinkleider und Weste angelegt und, ohne auf die vorausgeschickte Frage: ‚darf ich hineinkommen?' eine Antwort abzuwarten, in die Stube seines Kostgängers getreten war, da kam Bernarda schon zurück.

„Was hat er gesagt?" fragte sie.

„Er hat noch keinen Laut gesprochen . . . mir scheint, daß er wirklich recht krank ist."

„Wer weiß, ob Bartolino den Arzt angetroffen hat . ."

Die gute Frau lief hin und her wie eine Seele in der Pein; sie hatte ein reines Tischtuch gebracht, eine Wachskerze, und jedesmal, wenn sie in das Zimmer des Priesters trat, sah sie ihn mit einem beruhigenden Blick an, als wolle sie ihm sagen: „Seien Sie getrost, Ehrwürden, die letzte Oelung soll Ihnen nicht fehlen . . ." Als sie Alles beisammen hatte und der kleine Altar hergerichtet werden sollte, bat sie mit stummem Blick den Priester um Vergebung, daß sie an seinen Papieren rühre und Schreibzeug auf die Commode stelle!

Im Umsehen war das Altärchen bereit. —

Severino Amatore folgte dem Hantiren seiner Frau mit sehr ketzerischen Gefühlen und großer Neugier; zuweilen bückte er sich, um dem starren Blick des Priesters zu begegnen; und er glaubte das Seinige gethan zu haben, als er Bernarda melden konnte:

„Still; er hat sich bewegt!"

Die arme Frau wartete schweigend, bis sie Geräusch auf der Treppe vernahm.

Es war der Coadjutor in der violetten Stola und mit dem Gefäß des heiligen Oeles; es war der Sakristan mit dem Kreuz und dem Weihwasser.

„Pax huic domo," sprach der Coadjutor beim Eintreten, und als er in der Stube des Kranken war und das Gefäß mit dem heiligen Oel auf den zum Altar umgewandelten Tisch gestellt hatte, trat er an das Bett und näherte das Kreuz den Lippen Priester Agostinos. Bernarda war in einer Ecke niedergekniet. Severino Amatore stand mit gesenktem Haupt.

Der Coadjutor wußte, daß er mit einem Collegen zu thun hatte, und verlor nicht erst viel Zeit damit, ihm von der Wirksamkeit des Sacraments zu sprechen; jedoch wollte er ihm ein paar tröstliche Worte sagen, und da er keine Antwort erhielt, wendete er sich an Severino:

„Mir scheint, er hat Nichts verstanden."

„Auch mir, aber eben noch hat er sich bewegt.

„So wollen wir fortfahren," sagte der Geistliche. „Adjutorium nostrum in nomine Domini."

„Qui fecit coelum et terram," antwortete der Sacristan.

Jetzt trat Bartolino eilig ein, dem Arzt voraus.

„Dominus vobiscum," fuhr der Coadjutor fort, und der Sacristan antwortete: „et cum spirito tuo."

Der Arzt trat ein, und der Coadjutor forderte ihn durch ein Zeichen auf, sich in seinem ärztlichen Amt nicht stören zu lassen, während er das ziemlich lange Oremus spreche.

Der Doctor trat an das Bett, faßte nach Priester Agostinos Puls, hob ihm den Arm auf und ließ ihn wieder niederfallen; er blickte ihm in die Augen.

Und er unterbrach das Oremus mit der gelassenen Aeußerung:

„Mir scheint, er ist todt."

Eine tiefe Stille herrschte in Priester Agostinos Stube, während der Arzt nach etwaigen anderen Lebensäußerungen forschte. Endlich schloß er die widerstrebenden Augenlider zum Schlaf des Todes und trat ohne ein weiteres Wort vom Bett zurück.

Bernarda brach in lautes Schluchzen aus.

Es war eine gebieterische Pflicht, wie Severino Amatore sagte, eine wahrhaft gebieterische Pflicht, sofort den Betrag von Priester Agostinos Nachlaß festzustellen, und ob er ein Testament gemacht habe. Bernarda sah vor Allem in der schwarzen Soutane des Priesters nach, während Severino sich mit großer Wichtigkeit anschickte, in sein Notizbuch die Aufzeichnungen einzutragen.

Der Todte, mit seinem heiteren Antlitz, mit den nur leicht geschlossenen Augenlidern, schien noch verstohlen zuzusehen.

„Ein Brief!" sprach Bernarda leise; „ein an Dich adressirter Brief."

„Gieb her," sagte Severino.

Er war wirklich an ihn adressirt; er durfte, er mußte ihn lesen.

Und er las:

„Lieber Signor Amatore!

„Die Gegenstände, welche ich hienieden besitze, und die einen Werth haben, sind eine Bibel vom Jahre 1500, eine silberne Tabaksdose und eine Uhr von Messing. Außerdem besitze ich 75 Lire, welche Sie in einen wollenen Strumpf gesteckt, in der Kommode finden werden; ich kann noch hinzufügen, so viel sie nun werth sein mögen: die alten Bücher, die alten Soutanen, zwei schadhafte Mäntel und die alte von der gütigen Signora Bernarda so oft ausgebesserte Wäsche. Ich bitte Sie, dies Alles zu meinem Andenken in Besitz zu nehmen und mir das Begräbniß eines armen Priesters zu bereiten, der ich zeitlebens gewesen bin . . ."

Es folgte Unterschrift und Datum.

Severino sagte im Sterbezimmer Nichts, aber er begab sich in die Wohnstube, um das auszusprechen, was seiner Aufrichtigkeit unerläßlich erschien.

„Er hat uns Alle angeführt."

„Es thut Nichts," setzte er hinzu; „nun ist er todt, und wir müssen unsere Aufgabe bis an's Ende durchführen. Es soll nicht gesagt werden, Severino Amatore sei durch den Tod seines Kostgängers um einen Centesimo bereichert worden. Priester Agostino wird nicht ein Begräbniß für die Armen, sondern ein anständiges Leichenbegängniß erhalten."

„Das ist Recht!" sagte Bernarda.

Aber während Bernarda die alten Strümpfe Sr. Ehrwürden durchsuchte und die 75 Lire darin fand, hatte Severino Zeit zur Ueberlegung gehabt und hatte das Richtige getroffen.

„Wir sind in der That verpflichtet, dem Testament Priester Agostinos nachzukommen; es ist uns nicht erlaubt, gegen den Willen des Todten zu handeln, indem wir ein aufsehenerregendes Begräbniß veranstalten . . ."

Er sann einen Augenblick nach, bevor er mit einem Seufzer schloß:

„Wir müssen ein Beispiel der Demuth geben und das Vermächtniß mit der Rechtswohlthat des Inventars annehmen. Was meinst Du?"

„Mir scheint es auch so," erwiderte Bernarda.

In dem Augenblick begann die Glocke von Sant' Angelo zu erzählen, daß ihr alter Priester entschlafen sei.

Das Lustspiel.

Ansichten und Aussichten.

Von

Ernst von Wolzogen.

— München. —

Revolutionen wirken stets erfrischend wie starke Gewitter, wenn auch die Hütten der Gerechten in Flammen aufgehen und die Paläste der Gottlosen dabei verschont bleiben, wenn auch Wolkenbrüche fruchtbares Land wegschwemmen und versanden, Leben und Habe in Massen vernichten mögen. Mit den geistigen Revolutionen steht es ganz ebenso: sie reinigen die Atmosphäre, sie erweitern den Horizont, sie klären die Geister auf, und sie rufen vor allen Dingen in neuen Geschlechtern das Bewußtsein ihrer Kraft wach — und das ist eine reichliche Entschädigung dafür, daß sie viel Tüchtiges vom Alten, wenn es auch noch wurzelstark im Boden steht, mit keckem Hohn ausroden. Die Generation schöpferischer Künstler, Dichter und Gelehrter, der ich selbst angehöre, die Generation der von etwa 1848—60 Geborenen, welcher die gellenden Trompetenstöße der Heerführer unserer neuesten litterarischen Revolution im Anfange der achtziger Jahre das zart gewöhnte Ohr beleidigten und die Brutalitäten und Prahlereien der unreifen Burschen, die sich damals als Bannerträger brüsteten, gar sehr wider den Geschmack gingen, heute werden sie fast ohne Ausnahme gleich mir geneigt sein, die Flegeleien von damals lächelnd zu segnen. Die zwölf Jahre, die seit dem Anfang der neuen litterarischen Bewegung in Deutschland verflossen sind, haben bereits genügt, um den Beweis zu erbringen, daß die jungen Flegel vom Jahre 84 nicht eitel leeres Stroh gedroschen haben; und um des guten Erdruschs willen, dem

wir heute doch das nahrhafte Brot unseres Alltags verdanken, mag es ihnen auch nachgesehen werden, daß sie damals theils aus Bosheit, theils aus Ungeschick ihre Flegel oft mit ehrwürdigen grauen Häuptern in unsanfte Berührung brachten. Selbst wenn man behaupten wollte, daß die naturalistische Bewegung bisher noch kein ganz einwandfreies Meisterwerk hervorgebracht habe — vielleicht mit einziger Ausnahme von Hauptmanns „versunkener Glocke", welcher schwerlich irgend ein halbwegs Urtheilsfähiger den Respect verweigern wird — so muß doch zugegeben werden, daß auf allen Gebieten der Kunst, und ganz besonders auf litterarischem, der Durchschnitt der Leistungen ein außerordentlich viel besserer geworden ist, und daß vielleicht nur deshalb so selten ein einzelnes Werk vom Publicum und von der Kritik mit einstimmigem Jubel begrüßt wird, weil zu viel Hervorragendes gleichzeitig zur Erscheinung kommt. Das gilt ganz besonders von der Lyrik und vom Roman, und ich glaube kühnlich behaupten zu dürfen, daß heute mindestens ein Dutzend Romane und Gedichtbände alljährlich erscheinen, von denen jeder Einzelne noch in den sechziger und siebziger Jahren epochemachend gewirkt hätte.

Auf dramatischem Gebiet sind es freilich verhältnißmäßig immer nur wenige Namen, auf die sich gleichzeitig die gespannte Theilnahme des litterarischen Publicums richten kann, aber das liegt in der Natur der Sache. Jeder litterarisch gebildete Theaterleiter und Dramaturg wird mir zugestehen, daß der Durchschnitt der von unbekannten Anfängern eingereichten Stücke heutzutage gleichfalls viel höhere künstlerische Qualitäten zeigt wie diejenigen der letztvergangenen Jahrzehnte, und das dürfte doch die Meinung als gerechtfertigt erscheinen lassen, daß unsere Zeit ganz ungemein fruchtbar an Talenten sei. Die Frage, ob wirklich alle die jungen Leute, die einen recht anständigen dramatischen Erstling zu Wege bringen, geborene Poeten seien, möchte ich darum doch nicht leichtsinnig bejahen. Dagegen erscheint es mir ganz erklärlich, daß es heute einer guten Intelligenz und einem gebildeten Geschmack, mit Fleiß und Ernst ausgerüstet, weit eher gelingen kann, ein dramatisches Werk mit künstlerischen Allüren zu schreiben, als dies der vorigen Generation möglich war, trotzdem, rein äußerlich betrachtet, das Dichten heutzutage erheblich schwieriger geworden ist wie ehemals. Bis zu der großen Umwälzung durch das plumpe Dreingreifen des Naturalismus herrschte auf dramatischem Gebiet mehr als auf dem irgend einer anderen Kunst das Schema und die Convention. Die angehenden Dramatiker studirten die bekannten Handbücher von Freytag und Hettner, und Schiller und Shakespeare waren die Paradigmata, nach denen sich alle dramatischen Stoffe conjugiren ließen. In's Theater gingen diese jungen Leute wenig, und wenn sie ganz besonders modern angehaucht waren und das Glück hatten, in den paar großen wirklichen Theaterstädten Deutschlands aufzuwachsen, so bot sich ihrem Nachahmungstrieb das vielgepriesene Muster französischer Technik, welche mehr als die irgend einer anderen dramatischen

Kunst im Schematismus erstarrt war und sich bis auf den heutigen Tag noch nicht davon zu emancipiren vermag. Der junge Dichtersmann von heute dagegen liest schon auf der Schule, wenn auch vielleicht nur heimlich, seinen Ibsen, Björnson, Strindberg, Hauptmann und hat in dem Theater seiner Vaterstadt, und sei sie noch so klein, mindestens einige Sudermanns gesehen. Sagte man dem Lehrling früher: stecke Deine Nase in die Grammatik Deiner Kunst, studire die klassischen Meisterwerke, so sagt man ihm heute: studire das Leben und das gegenwärtige Theater und schreibe nur, was Du aus eigener Anschauung und innerer Erfahrung genau kennst. Das sind Forderungen, die der junge Dichtersmann nicht nur lieber erfüllt, sondern auch leichter erfüllen kann, während es andererseits allerdings für einen jungen Menschen viel schwerer ist, nur seine individuelle Beobachtung poetisch zu verwerthen als einfach in der im Drill der Schule zur Gewohnheit gewordenen Anschauungsweise und in der klassischen Phraseologie jugendlich unreife Phantasien zu gestalten. Wer nicht wirklich eine gute Beobachtungsgabe und Individualität genug besitzt, um auch im Gewöhnlichsten das Charakteristische zu erfassen oder dem Gewöhnlichen durch eigenartige Beleuchtung einigen Reiz zu geben, der wird von vornherein den Versuch, ein dramatisches Gebilde nach modernem Geschmack zu schaffen, aufgeben müssen. Es wird ihm unmöglich sein, die Grundforderungen des modernen dramatischen Stils an lebenswahre Sprache, Localcolorit, Stimmungsmalerei und psychologische Analyse zu erfüllen. Derselbe junge Mann wird aber vielleicht ohne Besinnen donnernde Tiraden in hochtönenden Jamben aus dem Aermel schütteln und nach bewährtem Recept die Glocken läuten oder den Gott aus der Maschine erscheinen lassen können, während jener andere junge Mann, der der Moderne sich ergeben hat, keine Spur von eigentlich dichterischer Begabung zu besitzen braucht, um dennoch eine feine Wirklichkeitsstudie zusammenzubringen, welche vielleicht sogar den Vergleich mit einem der schwächeren Dramen realistischer Meister nicht zu scheuen braucht.

Im Zusammenhang mit dieser Betrachtung wird es, meine ich, leichter werden, dem Grunde der eigenthümlichen Erscheinung auf die Spur zu kommen, daß unser deutsches Lustspiel sowohl durch den Wechsel im Geschmack des Publicums, wie durch die neuen Bestrebungen der schaffenden Dramatiker so gut wie unberührt geblieben ist. Was sich heutzutage Lustspiel nennt, zeigt ganz dasselbe altvertraute Gesicht, wie das, was vor zehn, zwanzig oder gar noch mehr Jahren so hieß, und was die ausgesprochen modernen Autoren bisher im heitern Genre geboten haben, das wagten sie nicht, Lustspiel zu nennen. Es hat immer und wird immer eine große Sehnsucht nach Heiterkeit bestehen, sowohl bei den Schöpfern, mehr aber noch bei dem Publicum dramatischer Kunstwerke. Es ist entschieden unbehaglich für den Culturmenschen, sich in großer Gesellschaft erschüttern zu lassen, wogegen es für den Wildesten wie

für den Gebildetsten eine außerordentliche Steigerung der Heiterkeit bedeutet, in großer Gesellschaft lachen zu dürfen. Gewiß wächst sich das Theater allmählich immer mehr in die hohe Aufgabe hinein, für die freiesten und feinsten Geister ein Tempel wahrer Erbauung, eine hohe Schule der Lebenskunst zu werden, und der sittliche Ernst, mit welchem die Besten der lebenden Dramatiker ihr freies Priesteramt erfassen, hat den Fortschritt der idealen Bühne nach diesem Ziele hin schon erheblich zu beschleunigen geholfen. Aber es kann nicht alle Tage Sonntag sein, und für die Werktagskost der Kunst ist sicherlich heitere Unterhaltung im gefälligen Spiel des Witzes und der Laune nichts Unwürdiges. Es war nur natürlich, daß die jungen Revolutionäre der Litteratur zunächst einmal ihrer sittlichen Entrüstung freien Lauf lassen, alles Bestehende mit Keulenschlägen zu Brei zermalmen, durch unbarmherzige elektrische Beleuchtung von seiner Niederträchtigkeit zu überzeugen suchen und außerdem durch möglichst crasse Gegensätze zu dem Gewohnten in Stoff und Darstellungsart ihre Wirkungen zu erreichen suchen mußten. Ebenso natürlich war es aber auch, daß das Publicum, nachdem es sich zunächst voll Ekel gegen die naturalistische Darstellung widriger Vorgänge in niedrigen Sphären empört und allmählich doch dem starken Reiz minutiös ausgeführter Wirklichkeitsbilder sich hingegeben hatte, rascher als irgend einer anderen Moderichtung des consequenten Naturalismus auf dem Theater überdrüssig wurde. Es hat in einem verhältnißmäßig sehr kurzen Zeitraum gelernt, an den Dichter wie an den Schauspieler die höchsten Anforderungen an eine lebendige Charakteristik zu stellen, seine Ohren haben sich an die neue Sprache gewöhnt, für die es keine Schönheitsregeln mehr giebt, und es macht sogar, fast schon zum größeren Theile, dem Dichter keinen Vorwurf mehr daraus, wenn er auf der Bühne Dinge behandelt, von denen anständige junge Mädchen nichts verstehen dürfen, und Gesinnungen äußert, die nichts weniger als vorschriftsmäßig sind. Aber es mag sich nicht immer in Proletarierkreisen bewegen, Krankenstubenluft athmen und sich im Theater gröblich insultiren lassen. Gerade so laufen auch in der Kirche die Leute wohl dem Kapuziner in hellen Haufen zu, der sie als rechte Rabenäser von der Kanzel herab andonnert und ihnen die Hölle fürchterlich heiß zu machen versteht; aber das darf er sich nur als Gastprediger erlauben, dem ständigen Pfarrer würden sie bald die Fensterscheiben einwerfen, wenn er's ihnen allsonntäglich so grob zu bieten wagte. Das haben auch die Vorkämpfer der neuen Richtung selbst bald eingesehen. Die Kapuzinerrolle ist ihnen zuwider geworden — daher die vielen Märchenspiele der letzten Jahre, die neuen Versuche mit der Historie und mit der Komödie.

Die Welt schreit nach Heiterkeit und die heutige Welt ganz besonders, diese nervöse, überhastete, überanstrengte Welt, die nach immer stärkeren Reizmitteln sucht, um sich in dem zerreibenden Kampf um's Dasein bei

Kräften zu erhalten. Wie ist es möglich, daß dasselbe Publicum einen Hauptmann auf den Schild erheben und gleichzeitig an dramatischen Fabrikaten Gefallen finden kann, denen jede künstlerische Eigenschaft abgeht? Und wenn wirklich dieses Publicum, welches solch' untergeordnetem Kunst-Handwerk die großen Kassenerfolge verschafft, nur das ungebildete wäre, wie ist es möglich, daß die Sehnsucht des gebildeten Publicums im Verein mit dem reinsten Streben der wirklichen Dichter nicht schon ein heiteres Drama zu schaffen im Stande war, das jenen Plattheiten erfolgreiche Concurrenz machen könnte?

Ich sehe die Ursache darin, daß es in der Wirklichkeit zwar Tragödien genug, aber thatsächlich keine reinen Lustspiele giebt, und daß die Sinne der neuen Dichter-Generation so ausschließlich auf die Wirklichkeit dressirt sind, daß sie aus der freien Phantasie heraus keinen Stoff mehr zu gestalten vermögen, der sich mit rein realistischen Mitteln zum heiteren Drama umarbeiten ließe. Das Lustspiel ist in dem Sinne, den das Wort gegenwärtig noch behauptet, das Product einer Convention. Ich möchte es zu definiren versuchen als eine dramatische Gattung, welche menschliche Schwächen, Anschauungen und Einrichtungen in gutmüthiger Weise geißelt und die heitere Grundstimmung durchweg, wenn auch auf Kosten der Lebenswahrheit, aufrecht erhält. Das Aufrechterhalten der heiteren Grundstimmung von Anfang bis zu Ende, das ist die Hauptsache, und das ist nur möglich, wenn der Dichter mit äußerster Gutmüthigkeit mit den Thorheiten und Schwächen umspringt, die er zum Stoffe seiner dramatischen Gestaltung erwählt hat. Es liegt aber in dem Wesen unserer Zeit und in der Eigenthümlichkeit unserer jüngsten künstlerischen Entwickelung, daß die Gutmüthigkeit für eine Schwäche angesehen wird, deren ein ehrlicher Dichter sich schämt. Und das ist auch ganz gerechtfertigt; Gutmüthigkeit ist für einen Schaffenden ein ebenso mißliebiges Lob wie es meist Tugendhaftigkeit für ein Mädchen ist. Wenn man von einem Mädchen nichts zu sagen weiß, als daß es tugendhaft sei, so wird man voraussetzen, daß es garstig sei, und von zehn als gutmüthig gerühmten Männern kann man voraussetzen, daß mindestens neun Dummköpfe sind. Die Ochsen und die Dirnen sind von einer notorischen Gutmüthigkeit — man befindet sich da also in wenig gewählter Gesellschaft. Aber das Wesen des Lustspiels macht es zur unbedingten Nothwendigkeit für den Dichter, von seiner Beobachtungsgabe, von seinem satirischen Witz und von seiner sittlichen Ueberzeugung nur soweit Gebrauch zu machen, als er sicher sein darf, keinen Zuschauer zu verletzen. Das ist aber natürlich unmöglich, ohne daß man wissentlich Fünfe gerade sein läßt — also sich jener fatalen Gutmüthigkeit befleißigt. Es liegt somit ein ganz respectabler Zug von Noblesse in der Thatsache, daß der modern fühlende Dichter sich nicht dazu hergeben mag, ein richtiges Lustspiel zu schreiben. Der Kern der Sache ist, um es noch

einmal kurz und scharf auszudrücken der, daß der moderne Dichter von Qualität zu stolz ist, seine sittliche Ueberzeugung dem Behagen seines Publicums zu opfern.

Ich möchte noch ein paar Schwierigkeiten erwähnen. Gewiß giebt es im Leben eine Menge von komischen Figuren und drolligen Situationen, welche in keiner Weise eine sittliche Entrüstung herauszufordern und doch zur Verwendung für die Bühne ganz geeignet sind. Diese Charaktere und Situationen dürften sich so ungefähr in den sattsam bekannten Rubriken der „Fliegenden Blätter" unterbringen lassen, und man wird zugestehen müssen, daß es schwerlich den Ehrgeiz eines ernst strebenden Poeten befriedigen könne, dieselben tausend und abertausendmal wiedergekäuten Harmlosigkeiten immer von Neuem dramatisch auszubeuten, auch wenn das Publicum genügsam genug ist, um an den „Fliegenden Blättern" auf der Bühne noch Geschmack zu finden. Es ist ganz selbstverständlich, daß für solche Beschäftigung nur leichtwiegende Feuilletontalente, geschickte Rechenkünstler, flinke Effecthascher zu haben sein werden. Ferner ist zu bedenken, daß zwar der geborene Humorist, besonders wenn er schon im reiferen Lebensalter steht, weit eher als der junge Brausekopf, der seinen Witz an der Wirklichkeit übt, in die er erst kürzlich hineingestolpert ist, geneigt sein wird, die Narrheiten und Schwächen, die sich seiner Beobachtung aufdrängen, lächelnd zu verzeihen, daß aber unsere Zeit im Allgemeinen nicht recht geeignet ist, solche echten Humoristen zu züchten. Jeder echte Dichter, weß Bekenntnisses er sonst auch sein mag, ist ein Freigeist, im besten Sinne des Wortes ein Fortschrittsmann — und solchen Leuten kann unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen, unter den scharf zugespitzten socialen Kämpfen nicht recht wohl werden, besonders aber muß ihnen der reactionäre Wind auf die Nerven schlagen. Daher die merkwürdige Erscheinung, daß dieselbe Dichtergeneration, welche theoretisch sich an dem Kampf gegen den philosophischen Pessimismus so lebhaft betheiligt, der unter der Führerschaft Nietzsches so fröhliche Fortschritte macht, dennoch, auch in ihren besten Werken, sich so unfähig zu wahrer freier Heiterkeit zeigt.

Es sei mir gestattet, zur Erläuterung des Gesagten meine eigenen Erfahrungen als Bühnendichter heranzuziehen. Man hat mir ziemlich von Anfang meiner litterarischen Laufbahn an, schon nach meinen ersten novellistischen Erfolgen, die Ehre erwiesen, mich einen Humoristen zu nennen. Ich weiß dieses Lob sehr hoch zu schätzen, wenn anders das Wort Humorist in tieferem Sinne als nur als Spaßmacher gemeint war. Meine Art der Weltbetrachtung ist allerdings eine humoristische, und daher war es mir ganz natürlich, daß ich meine jugendlichen Trauerspiele fein im Kasten liegen ließ und mich zunächst mit ein paar harmlosen und unbedeutenden Lustspielen der Oeffentlichkeit als Dramatiker vorstellte. Dann kam die litterarische Revolution der achtziger Jahre, und ich schloß mich ihren Heerschaaren, wenn

auch nur als Landwehrmann, um so lieber an, als ich in meiner Darstellungsart schon immer Realist gewesen war. Jenes Pathos der sittlichen Entrüstung, welches die jugendlichen Vorkämpfer der neuen Schule auszeichnete, hatte ich niemals besessen; es war mir daher unmöglich, mich der Mode zu Liebe für Säuferwahnsinn, Hungertyphus und ähnliche dramatische Stoffe zu begeistern; wohl aber versuchte ich die sich mir darbietenden Conflicte in meiner eigenen Lebenssphäre im Sinne der neuen Schule rücksichtslos zu gestalten. Ich schrieb ein Schauspiel „In's alte Eisen", in welchem ich den Kampf einer armen Offiziersfamilie mit den Vorurtheilen der Kaste schilderte. Es gelang mir nicht, das Stück zur Aufführung zu bringen, und ich goß es darauf in die bequeme Romanform um, unter dem Titel „Die Kinder der Excellenz".

Einer Anregung von außen folgend, dramatisirte ich den Stoff noch einmal unter demselben Titel mit etwas vereinfachter Handlung und unter Verzicht auf den Tod des Helden im Duell. Ich glaubte, eine Komödie im französischen Sinne des Wortes geschrieben zu haben, was wir zu deutsch noch unter den nichtssagenden Begriff Schauspiel bringen. Daß in diesem Schauspiel ein pudelnärrischer alter Major und ein drolliger Backfisch vorkamen, verletzte mein Stilgefühl nicht im Mindesten, denn das war in meinem Sinne nur consequenter Realismus. Director L'Arronge vom Deutschen Theater aber sagte mir zu meinem Erstaunen, daß ich ein vermuthlich sehr wirksames Lustspiel geschrieben habe. Als Lustspiel sind denn auch „Die Kinder der Excellenz" über fast sämmtliche deutsche Bühnen der Welt gegangen und auch noch in mehreren fremden Sprachen aufgeführt worden. Auch die ernsthafte Kritik erkannte das Werk als ein gutes Lustspiel mit einem etwas matten und larmoyanten dritten Acte an, entdeckte darin die Keime zur Vertiefung des deutschen Lustspiels und ermahnte mich, ernstlich auf diesem Wege fortzuschreiten. Mir selbst machte das Stück keine rechte Freude. Ich vermochte immer nur ein verunglücktes Schauspiel oder aber ein halbes Lustspiel darin zu sehen. Mit meinem nächsten dramatischen Werke nahm ich es dann bedeutend ernster, und im Ernste der langwierigen Arbeit ging mir dann die Erkenntniß auf, daß ein reines Lustspiel zu schreiben im gegenwärtigen Augenblicke mir ebensowenig möglich sei wie den andern geehrten Kampfgenossen. Als das „Lumpengesindel" fertig war, da war ich mir auch theoretisch über seine Qualitäten klar und nannte es Tragikomödie. Der Umstand, daß dieses mein Lieblingswerk überall, wo es bis jetzt aufgeführt worden ist, dieselbe zwiespältige Aufnahme gefunden hat, indem immer ein Theil der Kritik und des Publikums die Vermischung von niedrig komischen mit rührsamen oder gar direct tragischen Momenten als empörende Geschmacklosigkeit empfand, während der andere Theil sich gerade durch die so zu Stande gebrachte erhöhte Lebenswahrheit gepackt zeigte, dieser Umstand ist mir ein vollgiltiger Beweis dafür, daß mir meine Absicht gelungen sei. Die Tragikomödie

scheint mir in der That zur Zeit der einzig richtige, künstlerisch werthvolle Ersatz für das gegenwärtig noch nicht mögliche reine Lustspiel zu sein. Mit meinem folgenden Stück „Daniela Weert", das als Schauspiel gedacht war, ging es mir dann eigenthümlich. Ich hatte mich nicht gescheut, auch in diesem ernsten Stoffe meinem Humor die Zügel schießen zu lassen und wenigstens eine Figur hinein zu bringen, die zwar an sich nicht komisch war, aber durch ihre unverfrorene Derbheit lustspielmäßige Stimmungen hervorrief. Diese lustspielmäßigen Stimmungen schlugen ein und machten mir das ernste Stück (trotz des genialen Spieles einer Agnes Sorma) todt. Wieder hieß es, und diesmal schon mit einem unangenehmen Beigeschmack: „Ja, lieber Freund, Du mußt eben Lustspiele schreiben." Und ich sagte mir: Zum Donnerwetter, jetzt schreibe ich ein Lustspiel! Es muß doch gehen — man muß nur wollen! — Und ich schrieb ein Lustspiel „Ein unbeschriebenes Blatt". Ich ging damit nach Wien, weil ich mich vor Paul Schlenther und anderen meiner gestrengen Freunde in Berlin ein wenig damit genirte. In Wien lachten sich die Leute im ersten Act halb todt, im zweiten fingen sie an zu gähnen, und im dritten zischten sie mich aus. Ich hatte mir ein Thema erwählt, in welchem ich unmöglich confessionelle, politische, sociale oder auch gesellschaftlich-moralische Vorurtheile verletzen konnte, welches mir aber trotzdem gestattete, in der Verwerthung humoristischer Beobachtung über den „Fliegenden Blätter"-Stil hinaus zu gehen. Ein älterer Professor heirathet einen Backfisch von 16 Jahren, um ihn sich nach seinem Gefallen zu erziehen. Natürlich hat er damit kein Glück, der kindische Unverstand der kleinen Frau bringt ihn dem Wahnsinn nahe, und in diesem Zustand benimmt er sich thatsächlich wie ein Verrückter. Das war nur consequent, wurde aber übel vermerkt. Da ich es nicht über mein Gewissen bringen konnte, das alberne kleine Mädchen innerhalb der zwölf Stunden, in denen sich das Stück abspielt, zu einer vernünftigen Frau werden zu lassen, so mußte ich, um einen Schluß herbeizuführen, im letzten Act die tollsten Possensprünge machen. Der Professor mußte sich selber persifliren und das dumme Ding behalten, so wie es war, zufriedengestellt durch ihr Eingeständniß, daß sie sich in einem Punkte dumm benommen. Hatte sich der zweite Act schon in allerlei Varianten des Zankmotives hingezogen, so war der ganze dritte Act nur eine Verlegenheitsauskunft. Das wußte ich selber gar wohl, ich glaubte nur, daß sich das Publicum durch komische Situationen leichter betrügen lassen würde; denn um einen ganzen Theaterabend hindurch einen Ausschnitt aus einer angeblichen Wirklichkeit rein komisch erscheinen zu lassen, dazu bedarf es unter allen Umständen raffinirter Betrügerkünste.

Moritz Necker, der feinsinnige Wiener Kritiker, schrieb in seinem Bericht über mein Lustspiel in den „Blättern für litterarische Unterhaltung": „Der moderne Realist scheut am meisten die sogenannte Umkehr der Charak-

tere; er glaubt, consequent und lebenswahr zu sein, wenn er keine Erkenntnißfortschritte, keine Läuterung menschlicher Charaktere annimmt und darstellt. Und das scheint nun dem Wolzogen'schen Lustspiel zum größten Schaden gerathen zu sein. Mit dieser Aesthetik beraubt sich der Dramatiker seiner wichtigsten Wirkungen, gar nicht zu reden davon, daß er durch die strenge Durchführung eines so scharf umgrenzten Charakters leicht monoton wirkt." Und weiter: „Ernst von Wolzogens Schicksal aber mag für die Geschichte des modernen Realismus von ähnlicher Bedeutung werden, wie auf dem höheren Gebiete der Tragödie das böse Geschick des „Florian Geyer" in Berlin von Bedeutung für die ganze neue Dramaturgie war. Wolzogen muß aus dem Wiener Erlebniß die Lehre ziehen, daß es auch im Lustspiel mit jenem Realismus nicht gehe, weil dieser Stil vom Humor ab-, nicht aber dem Humor zuführt. Die Grundstimmung des echten Humoristen ist die Liebe zu den Menschen, der Glaube an die Güte der menschlichen Natur, der schließlich durchbrechen und sich in der Lösung der Verwickelungen und Verirrungen offenbaren muß. Die Grundstimmung des modernen Realisten ist Skepsis, Nüchternheit, der Mangel des Glaubens an menschliche Güte; wenn so ein Mensch lacht, so wirkt es bitter sarkastisch, satirisch, nicht rein lustig, nicht humoristisch. Darum endigen die Lustspiele der consequenten Modernen in der Burleske, und das ist eine unmögliche Theaterwirkung. Man wird schließlich doch auf die alten Lehren zurückkommen, die ja nicht das Werk der Convention, der Willkür, sondern der langen, langen Erfahrung, der künstlerischen Natur sind. Es ist begreiflich, daß man eine conventionell gewordene Kunst haßt und sie durch eine neue ersetzen will. Allein man darf das Aeußerliche nicht mit dem Wesen der Dinge verwechseln, und der Witz besteht eben darin, die Gesetze der menschlichen Natur zu berücksichtigen, ohne in Schablone zu verfallen."

Ich stimme diesen feinen Ausführungen im Allgemeinen zu, möchte mir aber zwei Einschränkungen gestatten: erstens einmal kann ich nicht zugeben, daß Skepsis, Nüchternheit und der Mangel an Glauben an menschliche Güte mit dem Realismus als künstlerischer Anschauung durchaus verbunden sein müßten. Warum der realistische Dichter der Gegenwart allerdings an diesen Empfindungsübeln meistens leidet, glaube ich bereits ausreichend erklärt zu haben, aber bessere Zeiten werden zweifellos freundlichere Poetengemüther züchten. Zweitens möchte ich bestreiten, daß das alte dramatische Gesetz von der Läuterung, von der Umkehr der Charaktere wirklich ein ewiges sei, um das durch keine Bemühung herumzukommen wäre. Thatsächlich fordert das Publicum heute noch Umkehr und Läuterung der Charaktere, wenn es sich durch den Schluß eines Dramas, und ganz besonders eines heiteren, befriedigt erklären soll; und doch geht gerade diese Forderung dem Realismus ganz besonders gegen den Strich. Ich glaube aber, daß wir es hier nicht mit einem immanenten Kunstgesetz, sondern wirklich nur mit einer Convention zu thun haben und daß dem Publicum das Bestehen

auf dem, was es bis jetzt noch unter einem befriedigenden Schluß sich vorstellt, aberzogen werden könne.

So gut wie die gebildeteren Romanleser heute schon so weit gekommen sind, auf eine verwickelte spannende Handlung gern zu verzichten, wenn ein Roman oder eine Novelle durch feine Seelenmalerei, packende Bilder aus der Wirklichkeit und Aufstellung interessanter Conflicte hervorragt, so sollte es auch möglich sein, das Theaterpublicum daran zu gewöhnen, auf die Forderung ungebrochener Stimmungen und sogenannter befriedigender Schlüsse zu verzichten. Kein Menschenkenner, auch der liebreichste nicht, glaubt an die plötzliche Läuterung, und da im Theater nur das glaublich zu machen ist, was man sieht, so müssen gerade auf ihn jene nothgedrungen plötzlichen Umkehrungen besonders unmöglich und lächerlich wirken. Es muß auch für das Drama genügen, einfach ein Stück Leben gezeigt zu haben. Immanente Gesetze des Dramas sind nur steter Fortschritt der Handlung, Steigerung innerhalb der Acte wie im Ganzen und Vermeidung aller aufhaltenden Wiederholungen.

Jeder gute Beobachter des Lebens wird unzählige Male gesehen haben, wie tragische Conflicte ausgekämpft werden von Menschen mit den lächerlichsten Eigenschaften oder von Menschen, die sich wenigstens im Zustande höchster Erregung gerade am närrischsten geberden, oder wie andererseits die ernsthaftesten Menschen gerade durch ihren Ernst und in ihrer heiligsten Begeisterung die lächerlichsten Situationen schaffen können. Das sind die Gegensätze, welche den modernen Realisten naturgemäß zur dramatischen Gestaltung reizen; aber die ungebrochenen Stimmungen hören dabei auf. Tragödie und Komödie bis hinab zur Burleske tollen bunt durcheinander, und das Publicum muß und wird sich daran gewöhnen, an der Darstellung dieses Durcheinanders künstlerischen Genuß zu finden. Es ist mir eine große Freude gewesen, daß mein „Lumpengesindel" Schule gemacht hat. Alle unsere ersten modernen Dramatiker sind bei ihren Versuchen in der heiteren Gattung auf die Tragikomödie hinausgekommen: Gerhardt Hauptmann mit dem „Collegen Crampton" und dem als Theaterstück leider so verunglückten „Biberpelz", Sudermann mit der „Schmetterlingsschlacht", Halbe mit der „Lebenswende", Arno Holz, Franz Servaes, Josef Ruederer, Anna Croissant-Rousf, Elsa Bernstein (Ernst Rosmer), und vermuthlich noch sehr viele Andere, deren Werke nicht aufgeführt oder mir nicht bekannt geworden sind. In allerjüngster Zeit hat Hermann Bahr ein Stück geschrieben, das ich mit ganz besonderer Freude begrüßt habe: „Das Tschaperl". Es ist ihm damit genau so ergangen wie mir mit dem „Lumpengesindel"; man hat sich empört gezeigt über die aufdringliche Komik, die so stimmungsmordend in die Tragik hinein platzt, und Kritiker, welche die litterarischen Qualitäten des Stückes höchlich lobten, schalten das Publicum, weil es in tief ernste Scenen roh hineinlachte. Das Publicum will lachen, und es soll lachen, das ist sein gutes Recht, im

Lachen sucht es Befreiung von seiner Erschütterung, und der Dichter will es ja befreien helfen. Es soll nur lernen, ruhig zu lachen, ohne sich zugleich ästhetisch zu entrüsten. Sein unbefangenes Lachen wird den Muth der Dichter stärken, auf dem Wege zum neuen heiteren Drama unbeirrt fortzuschreiten. Noch ein Dutzend solche „Tschaperl" und „Lumpengesindel" und „College Crampton" u. s. w., und wir werden uns vielleicht nimmer scheuen, auf den Titel eines realistischen Lebensbildes mit gemischten Stimmungen, aber vorwiegend heiterem Grundton, ruhig das Wort Lustspiel zu setzen. Und wenn wir um der Wahrheit willen nicht mehr verhöhnt werden, so werden wir auch wieder gutmüthig werden dürfen, ohne die Gutmüthigkeit als einen Schimpf zu empfinden. Dann erst wird das reine Lustspiel im alten Sinne vielleicht wieder möglich werden.

Die Aufgaben eines Kulturwerkes am Ende des 19. Jahrhunderts.

Von

Otto von Leixner.

— Groß-Lichterfelde bei Berlin. —

Der beschränkte Gedanke, der den ältesten „Encyklopädien" zu Grunde lag, ist am frühesten in Frankreich durchbrochen worden, das auf diesem Gebiete mit Diderots und d'Alemberts „Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences" (1751—52) den Höhepunkt erreichte. In unserem Jahrhundert gewann allmählich Deutschland die Führung, und es sind noch nicht Anzeichen vorhanden, daß sie ihm vom Auslande (als ernste Mitbewerber sind nur England und Frankreich zu betrachten) entwunden werden könnte. Dieses Urtheil soll in keiner Weise als Unterschätzung dessen gedeutet werden, was Engländer und Franzosen heute auf dem Gebiete schaffen. Ihre großen Werke dieser Gattung haben gewiß rühmenswerthe Eigenschaften, aber sie verstehen oft nicht, sich in den richtigen Grenzen zu halten, oder verfallen in unterhaltende Oberflächlichkeit oder zu große Nüchternheit und Gedankenscheu.

Doch darf nicht unbeachtet bleiben, daß die Aufgabe an sich im letzten halben Jahrhundert stetig schwieriger geworden ist.

Zunächst hat sich der Kreis des Wissens in ungeheuerer Weise vergrößert. Auf den Gebieten, wo schon lange gearbeitet wird, haben sich die Begriffsreihen gemehrt. Man kann das z. B. auf dem Gebiete der Volkswirthschaftslehre genau verfolgen. Wie einfach erscheint die alte Cameralwissenschaft, auch wo sie am weitesten gefaßt worden ist, im Verhältniß zu dem, was man nun Nationalökonomie nennt. Jeder neue Forscher seit List führt neue umfassendere Begriffe oder feiner ausgeführte Unterscheidungen alter ein; der sich mehrende Weltverkehr zwingt

zur Schaffung neuer Einrichtungen oder wandelt die Begriffserklärung der vorhandenen. Dazu ist die „sociale Frage" (im engeren Sinne) gekommen, die den Unternehmer, die Verbände, zuletzt den Staat zur Ausbildung von Gesetzen, Genossenschaften, umfassenderen Veranstaltungen nöthigte, die sich nun wieder als neue Begriffe den Reihen der vorhandenen anschließen. Dabei aber stehen sich bei vielen solcher „Begriffe" verschiedene Erklärungen gegenüber, und für jede von ihnen sprechen Thatsachen, ohne daß eine endgiltige Entscheidung möglich ist. So treibt der Wissensstoff aus sich selbst Neues hervor oder gliedert sich von außen her solches an.

Aber viele Wissenschaften, die früher keimartig in anderen lagen, haben sich zu selbstständigem Leben entwickelt. So die neue Anthropologie, die Kunde vom Menschen und seinen Beziehungen zur Natur, zum Geiste und zur Geschichte. Immer mehr Thatsachen hat sie gesammelt und aus den zusammenhängenden neue allgemeine Begriffe gebildet; sie hat neue Untersuchungsmethoden zur Anwendung gebracht, wie die Messung der Schädel und Haardurchschnitte, Farbenstufenfolgen für Haut, Haar und Augen geschaffen und zu diesen und verwandten Zwecken neue Hilfsmittel hervorgebracht. Die mit ihr zusammenhängenden Wissenschaften wie die beschreibende und vergleichende Volksseelenkunde mußten sich von ihr frei machen, weil der Stoff zu sehr anschwoll, und aus ihnen wuchs wieder das sogen. Folklor im engern Sinne hervor. Die vergleichende Sprachwissenschaft und die vergleichende Religionsgeschichte und Philosophie, die neueste Erfahrungsseelenkunde mit ihren Messungen kleinster Bewegungen und den dafür erfundenen Werkzeugen: sie alle treiben stets neue Vorstellungen, neue Worte hervor, die nun wieder in die Reihe des Wissenswerthen aufgenommen werden sollen.

Aber nirgendwo ist die Zeugung neuer Begriffe so fieberhaft betrieben worden als auf den Gebieten der exacten Naturwissenschaften und der Technik. Ich weise nur darauf hin, welche Menge erklärungsbedürftiger Worte allein der Darwinismus (ich verwende die Bezeichnung hier im weitesten Umfange, also mit Einschluß der auf deutschem Boden entstandenen Begriffe) aus sich herausgearbeitet hat: Kampf um's Dasein, Zuchtwahl, Vererbung, Anpassung, Schutzfärbung, Mimikry, Schaugebilde, Schreckgebilde, Ontogenese, Plastidule, Wellenzeugung, Atavismus 2c. Die Reihe ist unübersehbar. Und je mehr die Worte auch außerhalb der Naturwissenschaft verwendet werden, um so mehr liegt das Bedürfniß vor, über sie Klarheit zu erhalten: was wir Menschen im gewöhnlichen Leben Klarheit nennen. Wir sind darin ja nicht unbescheiden.

Die technischen Fortschritte gewannen neue Gebiete; im weitesten Umfange, der aber stetig noch zunimmt, ist die Elektricität zur Nutzung herangezogen und dadurch ein vollständig neuer Zweig der Technik geschaffen worden. Sowohl die theoretische Arbeit als deren Ausübung haben

hier in den letzten zwanzig Jahren Hunderte von neuen Worten geschaffen oder alten eine neue Bedeutung beigelegt, die verzeichnet werden soll.

Diese wenigen Hinweise zeigen, mit welcher Schnelligkeit sich in der neuesten Zeit die Stichwörter vermehren. Nun fordert man aber von einem Conversations-Lexikon auch, daß es die Vergangenheit, wenn auch nicht mit gleicher Genauigkeit, so doch immerhin mit Sorgfalt behandelt. Bei dem raschen, überhasteten Fortschritt wird gar Vieles schnell überwunden, ohne daß man die Stichwörter einfach streichen dürfte. So schwillt der Stoff des Geschichtlichen zu kaum mehr zu bewältigender Fülle heran und wird nun wieder Gegenstand der wissenschaftlichen Behandlung, die gleichfalls Berücksichtigung fordert.

In fast noch stärkerem Maße als der Wissensstoff ist durch die Zunahme der Unterrichtsanstalten und den Zeitgeist die Zahl der Leser gewachsen.

Kreise, in denen man noch vor einigen Jahrzehnten sich mit der Ausübung überlieferter Fertigkeit genügen ließ, empfanden die Nothwendigkeit, ihre Begriffe zu vermehren. Hunger nach Wissen verbreitete sich bis in tiefe Schichten. Inwieweit er thatsächliche Bildung erzeugte, habe ich hier nicht weiter zu untersuchen. Der wachsende Weltverkehr und vornehmlich die Weltstellung Deutschlands hat den Blick auf Verhältnisse und Stoffe gelenkt, die in den mittleren und unteren Schichten noch vor 30 bis 40 Jahren kaum beachtet worden sind. Seit sie aber mit wirthschaftlichen Fragen in Verbindung stehen, haben sie Bedeutung für Handel, Gewerbe, Ackerbau, selbst für die Politik gewonnen und ziehen nun auch die Schichten des minderen Wissens an. Selbst der Bewohner des platten Landes und der Kleinbürger kann sich nicht mehr mit dem Kreise der von den Vorfahren überkommenen Begriffe zufrieden geben und muß sich die Zufuhr neuer irgendwie ermöglichen. Ich habe den Meyer oder Brockhaus bei wohlhabenden Bauern im Schwarzwalde, bei bescheidenen Gewerbtreibenden in schlesischen und österreichischen Kleinstädten gefunden, wo das Conversations-Lexikon als der Belehrer in allen Dingen galt, die dem Besitzer fremd waren; also so ziemlich auf allen Gebieten, die das vom Volksschulunterricht noch Uebriggebliebene übertrafen.

Aber auch die Gebiete, welche der sogen. Gebildete nicht kennt, sind ungeheuer groß. Man kann sehr viel gelernt haben und steht dennoch Hunderttausenden von Thatsachen unwissend wie ein Kind gegenüber. Gerade bei gelehrten Leuten, die nach dem Grundsatze der Arbeitstheilung alle Kraft auf ein engbegrenztes Gebiet zusammengefaßt haben, ist das heute noch mehr der Fall als früher. Da aber das Wissen auf einem Gebiete stets Beziehungen nach allen möglichen Richtungen ergeben kann, so wird auch für den Gebildeten und Gelehrten ein Conversations-Lexikon zu einem nöthigen Hilfsmittel.

Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß Werke dieser Gattung ein

kaum zu entbehrendes Hausgeräthe bilden. Wie sehr die Schwierigkeiten bei dessen Herstellung gewachsen sind und stetig zunehmen, daran denkt wohl selten Jemand, aber er tadelt gern, wenn einmal irgend ein Stichwort fehlt oder der Artikel ihm das, was er gerade braucht, nur kurz berichtet.

Das riesenhafte Anwachsen des Stoffes bedenken die Tadler niemals. In immer breiteren Wogen fluthet Jahr für Jahr der Schwall der Einzelheiten in die Arbeitsstuben der Verlagsanstalten; nicht selten ist es bei der Hetze der Gegenwart, daß manche Aufsätze, die mit größter Sorgfalt vorbereitet und geschrieben worden sind, von Auflage zu Auflage von Grund aus neu verfaßt werden müssen, weil neue Beobachtungen irgend eine Theorie umgestürzt haben; Erfindungen, denen man eine weittragende und bleibende Bedeutung zugeschrieben hat, erweisen sich als Nieten, oder die Einführung irgend eines neuen mechanischen Princips läßt innerhalb weniger Jahren eine Anzahl von Maschinenabbildungen veralten. Sei der Hauptleiter einer solchen Unternehmung auch noch so scharfsichtig und von bewunderungswerther Vielseitigkeit des Wissens und das Heer der Mitarbeiter noch so sehr für den Zweck des Werkes geschult, Derartiges kann es gar nicht vermeiden.

Zunächst handelt es sich um die Frage: In welchen Grenzen kann der Riesenstoff in ein Conversations-Lexikon aufgenommen werden?

Um sie zu beantworten, ist die zweite, schon gestreifte, nochmals genauer zu untersuchen:

Wer liest das Conversations-Lexikon?

Da gilt es vor Allem festzuhalten: der Fachmann in der Regel nicht. Ausnahmeverhältnisse abgerechnet, besitzt er selber die nöthigsten Handbücher seiner Wissenschaft oder Technik. Ein Chemiker von Beruf wird wohl nur selten die Formel irgend eines zusammengesetzten Stoffes oder Rath für dessen Herstellung im Conversations-Lexikon suchen. Hat er eine geschichtliche Thatsache seines Gebietes nöthig, wird er sich im Koppe, bei E. v. Meyer, Schorlemmer und anderswo Auskunft holen. Ein seltsamer Philosoph müßte es sein, der etwa aus Meyer oder Brockhaus sich über Kants oder Hegels System oder über die Bedeutung der Schulausdrücke Belehrung holen wollte; kein Theolog wird in ihnen die Christologie, kein Vertreter der römisch-griechischen Kunstgeschichte die Säulenordnungen studiren und kein Techniker in ihnen die Formeln für die Festigkeit der Baustoffe beim Brückenbau suchen.

Mit diesen Thatsachen ist eine wichtige Bestimmung gegeben: die Darstellung ist nicht für Fachleute zu berechnen.

Alle Einzelheiten, die nur dem Fachmann von Wichtigkeit sind, deren Bedeutung im Zusammenhange des Ganzen nur von ihm erkannt werden kann, sind von Beginn an auszuscheiden.

Das schließt nun durchaus nicht aus, daß auch Fachmänner solche Werke in bestimmten Grenzen gebrauchen können, wenn ihnen vielleicht augenblicklich andere Hilfsmittel fehlen. Das Gedächtniß hat, und sei es noch so sehr geübt, Grenzen. Wenn auch ein Fachmann über die Thatsachen seines Gebietes durch stete Benutzung in großen Vorstellungsreihen noch so leicht verfügt, auch ihm entfallen einzelne. Der Geograph wird nicht stets den Umfang aller Gebiete gegenwärtig haben; der Litteraturgeschichtschreiber nicht die Geburts- und Sterbejahre aller bedeutenderen Dichter und Schriftsteller oder die Erscheinungsjahre selbst aller hervorragenden Werke. Dann mag es ihm bequem und willkommen sein, wenn auf seinem Arbeitstische der verläßliche Auskunftgeber zu finden ist. Sucht er aber Belehrung über Stichwörter aus ihm fremden oder nur oberflächlich bekannten Wissensgebieten, dann ist auch er als Laie zu betrachten und verlangt nicht Einzelheiten zu erfahren, deren Verständniß ihm verschlossen ist, oder deren Bedeutung er nicht zu beurtheilen vermag.

Die Darstellung des Conversations-Lexikons muß also derartig sein, daß sie die Hauptsache in klarer, verständlicher Sprache, für den, der Belehrung sucht, faßlich wiedergiebt. Alle Streitfragen der Theorien, alle Annahmen, deren Werth oder Unwerth nur durch Arbeit mit streng fachgemäßen Vorstellungen und Begriffen dargelegt werden kann, sind, soweit es möglich ist, auszuschließen.

So selbstverständlich diese Forderung erscheint, so wenig leicht ist sie zu erfüllen. Es ist zunächst sicher, daß nur der genaue Kenner eines Faches, der es bis in die neuesten Vorgänge gründlich beherrscht, zwischen Wichtigem und minder Wichtigem auszuwählen vermag. Er kennt die Grundzüge, die leitenden Gedanken seiner Wissenschaft, er allein kann auch entscheiden, ob nicht vielleicht in neuen Annahmen schon der schwingende Kern gegeben ist, aus dem ein Umschwung heute noch giltiger Ansichten sich gebären wird.

Aber doch liegt gerade bei dem Fachmann ein gefährlicher Irrthum nahe. Ihm sind alle, selbst die verwickelten Grundbegriffe seines Gebietes so zum Eigenthum geworden, daß er sie spielend verwendet. Ihm baut sich das Ganze so klar gegliedert, so übersichtlich auf, daß er nicht selten kaum faßt, daß einem Laien Schwierigkeiten bietet, was er fast gewohnheitsmäßig mit vollendeter Sicherheit beherrscht. Er meint schon volksthümlich zu sein, wenn er das Schwerste seines Faches nicht behandelt, aber er vergißt seine Leser und den Umfang ihres Nichtwissens.

Ein Conversations-Lexikon muß also von Fachleuten, aber für Laien geschrieben sein.

Sie dürfen niemals vergessen, daß sie nicht das Ganze ihres Faches darzustellen haben, sondern Laien, wenn auch oft solche mit Vorkenntnissen, in das Gebiet einführen sollen. Sie müssen die Hauptbegriffe, ohne deren Kenntniß auch das ungefähre Verständniß unmöglich ist, auf das Klarste

auseinandersetzen. Solche Theile einer Wissenschaft oder einer Technik, zu deren Aneignung Fachkenntnisse unbedingt nöthig sind, dürfen nicht mit den anderen so innig verbunden werden, daß dadurch das Verständniß jener Grundbegriffe unmöglich gemacht wird. Die Hauptsache bleibt Anschaulichkeit. Wo, z. B. wie in gewissen Theilen der Astronomie, Physik 2c., die Kenntniß der höheren Mathematik nöthig ist oder die Gewandtheit im Gebrauche von Hilfsinstrumenten (wie etwa in der Mineralogie des Orthoskops zur Erkennung der Doppelbrechung oder des Konoskops beim Studium der Interferenzfiguren), dort muß der Darsteller sich bescheiden lernen, denn eine faßliche Auseinandersetzung der Arbeitsweise erfordert mehr Raum, als eine solche allgemeine Encyklopädie zu vergeben hat. Der Fachmann sucht es hier niemals, der Laie aber versteht es auch bei der einfachsten Darstellung nicht, denn auch diese muß bestimmte Grundkenntnisse (wie z. B. im angeführten Falle die Interferenzerscheinungen) als vorhanden annehmen.

Leider sind nicht selten die Fachmitarbeiter in dieser Beziehung eigensinnig und nicht leicht belehrbar. Sie schreiben zu gern Lehrbücher in Stichwort-Artikel auseinander gepflückt und glauben der Wissenschaft Etwas zu vergeben, wenn sie den Laien und dessen Bedürfnisse im Auge behalten und Ueberflüssiges ausscheiden. Ein Conversations-Lexikon darf aber nicht Lehrbücher ersetzen wollen, sondern soll nur ein Auskunftgeber sein, wenn auch ein ehrlicher und anregender. Das Eingehen in die Einzelheiten widerspricht diesem Zweck. Als abschreckendes Beispiel erscheinen mir manche Abschnitte in den ersten Bänden der neuesten Auflage des Brockhaus, wie z. B. der über die Asteroiden. Das ist der Theil eines Lehrbuches, bis in Einzelheiten ausgeführt. Aber kein Astronom wird ihn lesen (den Verfasser ausgenommen), und keinem Laien wird es beifallen, es zu thun. Das Ganze bedeutet nur Raumverschwendung, die bei für den Laien wichtigern Dingen zum Raumgeize zwingt.

Denn neben der Klarheit der Darstellung, ist die sachliche Berechnung des Umfanges der einzelnen Beiträge das Wichtigste.

Es gilt, durch alle Bände hindurch einheitlich zu bleiben, die Größe der Abschnitte nach ihrem zeitlichen Werthe (der ja mit den Auflagen wechseln kann) genau zu bestimmen. Wird (wie in den ersten Bänden des neuesten Brockhaus) am Beginn übermäßiger Raum verbraucht, so muß man später auch Wichtiges über Gebühr zusammenpressen, worunter wieder die Klarheit leidet. Das ergiebt dann Ungleichartigkeit der Darstellung, die das ganze Werk entschieden schädigt.

Ebenso wichtig ist die Auswahl der Bilder.

Daß auch hier Irrthümer möglich sind, lehrt die Erfahrung. Am nächsten liegt die falsche Ansicht, daß sie zum Schmucke dienen müssen. So bringt Brockhaus z. B. das Blatt einer Raffael'schen Madonna. Die Ausführung ist vortrefflich. Aber es ist überflüssig, schon weil es allein

dasteht. Man könnte es gelten lassen, wenn es dem Stichworte „Farbendruck" neben anderen als Probe der Technik beigegeben wäre. Aber auch dann lernt der Laie aus fertigen Blättern wenig und bekommt Einblicke in die Art der Wiedergabe nur, wenn ihm in Abdrücken die Stufen der Entstehung vorgeführt werden.

Bei der Auswahl der in den Text eingefügten wie der beigelegten Bilder muß unbedingt Eines festgehalten werden: jede Abbildung soll durch die vermittelte Anschauung den Text entlasten. Was das Wort nur ungenügend für den Laien und in breiter Darstellung zu geben vermag, tritt als geschlossene Einheit im Bilde vor den Geist.

Auch das Bild muß immer sich den gleichen Gesetzen fügen, denen der Wortlaut unterliegt: wie dieser, muß es dem Zwecke einer Encyklopädie dienen; es muß die zerstreute Vielheit zusammengehöriger Dinge zusammenfassen, vielleicht deren Werden übersichtlich vorführen, wichtige Einzelheiten besonders hervorheben — aber immer belehren und nicht nur das Auge ergötzen.

Daß für die Herstellung der Zeichnungen die gewissenhaftesten Künstler herangezogen und für die Wiedergabe nur solche Druckverfahren gewählt werden, die unbedingte Treue gewährleisten, ist heute selbstverständlich. Läßt sich bei den Bildern ohne Zwang ein ästhetischer Eindruck erreichen, so ist das eine angenehme Zugabe, aber er allein darf nicht erstrebt werden. Die Farbe ist überhaupt nur dort heranzuziehen, wenn sie die Kennzeichnung der darzustellenden Gegenstände in hervorragendem Maße bestimmt (wie z. B. bei manchen Schmetterlingen, Pflanzen, Seethieren 2c.), wo die Form aber die Eigenart bekundet, ist die Verwendung des Farbendrucks überflüssig. Es soll eben niemals der Schein erweckt werden, als ob die Bilder nur zum Schmucke dienen sollen.

Nun ist eine andere Hauptfrage zu beantworten:

Kann ein Conversations-Lexikon einen Parteistandpunkt einnehmen?

Im Allgemeinen darf man die Frage verneinen.

Ich schwärme nicht für die sogenannte „unbedingte Sachlichkeit" und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie nach der menschlichen Anlage auf vielen Gebieten gar nicht möglich ist.

Ich kann sicher Vieles „objectiv" behandeln. Die Newton'schen Gesetze oder die Sätze über die Erhaltung der Kraft, über den beschleunigten Fall 2c. lassen sich rein sachlich wiedergeben. Sachlich schildern kann ich auch einen Flußlauf; sachlich beschreiben nach den Gesetzen der Symmetrie und des Parameters die Lage der Flächen bei irgend einem Krystall, oder die Vertheilung der Hohlräume in einem Blatte, oder die Zusammenstellung einer Maschine. An diesen „Gesetzen" oder „Dingen" läßt sich nicht deuteln; sie hängen mit Ueberzeugungen, Leidenschaften, Willensstrebungen an keiner Stelle zusammen und regen das Gemüth nicht auf. Aber auf

dem Gebiete der Geisteswissenschaften, in der Philosophie, Theologie Religionsgeschichte, in der Politik, Volkswirthschaftslehre 2c. ist diese Art „Sachlichkeit" einfach undenkbar. Wer immer die Stichwörter bearbeitet, ist ein Einzelner, erwachsen unter bestimmten Einflüssen; aus seinem Wesen und aus der von Lehrern überkommenen Auffassung, durch innere und äußere Erfahrungen geleitet, hat er sich Grundsätze gebildet. Mag er scheinbar noch so sehr „inductiv" vorgehen, jene Grundsätze bilden stets den Ausgang zu unbewußt „deductivem" Denken, wie ja die rein äußerliche Erfahrung überhaupt nirgendwo, auch in der „exacten" Wissenschaft, genügt. Diese Grundsätze wirken bestimmend auf die Bildung der Causalreihen; von ihnen hängt die Werthung der einzelnen Glieder, deren Anordnung in der Kette von Grund und Folge ab. Nichts ist so beweglich wie die scheinbar unveränderlichen Thatsachen; sie sind mannigfaltiger Deutungen fähig, können in verschiedenen Causalreihen verschiedene Stellen einnehmen; was für einen Betrachter und Ordner der Erscheinungen nach seinen Anschauungen von hoher Wichtigkeit ist, kann bei einem Andern nach dessen Ueberzeugungen zur zufälligen Begleiterscheinung hinabsinken, die ohne jede tiefere Bedeutung in sich selbst endet. Die Widersprüche der Forscher sind noch nicht solche in den Dingen, sondern zumeist nur in den Menschen selbst.

Ein Schüler Rankes und einer Giesebrechts; ein Anhänger und ein Gegner Weismanns; Schüler von Zarnke und Scherer; der Nachhegelianer Lasson und Avenarius; ein Bekenner der Ansichten Roschers und ein Vertreter der jüngsten Wiener Volkswirthschaftslehre: Jeder von ihnen wird dem gleichen Stoffe auf ihren Gebieten anders gegenüberstehen. Wenn ich biologische Probleme von Haeckel behandeln lasse, so werden in theoretischen Darlegungen gewisse einfach unbeweisbare Annahmen mit dem Anspruch von unerschütterlichen Thatsachen auftreten; wenn von einem Anhänger Du Bois-Reymonds, dann dürfte nicht selten an unrichtiger Stelle das Ignorabimus auftauchen. Der Berliner Professor Mendel wird anders über die Erscheinungen der Hypnose und Suggestion urtheilen als Krafft-Ebing.

Aus diesen Thatsachen erwächst den Hauptleitern einer Encyklopädie eine Fülle von Schwierigkeiten bei der Auswahl der Mitarbeiter.

Das Conversations-Lexikon soll doch im Allgemeinen und, soweit das geht, auch geistig eine gewisse Einheit besitzen; man darf auf verwandten Gebieten nicht feindliche Grundsätze zu Worte kommen lassen, weil sonst die Benutzer des Werkes, die selber nicht zur Entscheidung befähigt sind, in den Zwiespalt der Meinungen und Ueberzeugungen hineingezogen werden, der sie nur verwirren kann. Der Leiter muß (eine Aufgabe von ungeheurer Schwierigkeit) eine solche Weite des geistigen Blickes besitzen, daß ihm die Hauptbewegungen auf keinem Gebiete entgehen. Er muß den Fortschritt schon in dessen Anfängen spüren und zugleich fähig sein, zu erkennen, ob die Bewegung im Kerne gesund sei. Die Wahl der Leiter der

einzelnen Fachabtheilungen wie die der Mitarbeiter muß stets jene Einheitlichkeit im Auge behalten, von der schon gesprochen ist. Jede äußerste Ansicht muß dem Werke, außer wo es sich um deren geschichtliche Darstellung handelt, fern gehalten werden, damit nicht Vertreter anderer berechtigter Standpunkte sich verletzt fühlen. Es giebt im ganzen Gebiete des Preß- und Verlagswesens keine einzige Stellung, die von ihrem Inhaber so viel verlangt.

Innere Nothwendigkeit wie äußere Rücksichten arbeiten gemeinsam darauf hin, die thatsächlichen Verhältnisse in den Vordergrund der Darstellung zu schieben und von der Behandlung der Meinungen, von den Urtheilen größten Tact zu verlangen.

Es ergiebt sich somit auch hier, daß ein Conversations-Lexikon vor Allem als „Verbreiter von Wissensstoff" auszugestalten sei und es die Vertretung einseitiger Ansichten zu vermeiden habe.

Die von mir ausgeführten Forderungen sind aus dem Wesen dieser Werke gezogen; sie stellen jene Eigenschaften dar, deren Vorhandensein nöthig ist, wenn ein solches Unternehmen dem Leitbilde der Gattung entsprechen will. Sie bilden zugleich den natürlichen Maßstab für das Geleistete.

In welchem Umfang entspricht der „Meyer" den aufgestellten Forderungen?

Ehe ich die einzelnen Punkte untersuche, fasse ich mein Urtheil über das Werk zusammen:

Seit drei Auflagen benutze ich „Meyers Conversations-Lexikon" als Auskunftgeber, sowohl in den mir naheliegenden Gebieten, wie in den fernstehenden. Von Auflage zu Auflage konnte ich entschiedenen Fortschritt in fast allen Richtungen verfolgen. In der neuesten, die soeben zum Abschluß gekommen ist, hat das Werk nach Möglichkeit den Höhepunkt dessen erreicht, was man von einer solchen Encyklopädie überhaupt verlangen kann, und es nimmt jetzt, als Ganzes betrachtet, unter allen Unternehmungen dieser Art den ersten Platz ein.

Wenden wir uns den einzelnen Forderungen zu, die ich aufgestellt habe:

1) Darstellung im Allgemeinen.

Auf welchem Gebiete man die Stichproben auswählen möge, überall empfindet man, daß die Verfasser Männer vom Fache sind und es bis in die neuesten Erscheinungen beherrschen. Die große Menge der letzteren ist hauptsächlich in den besonders werthvollen Ergänzungsbänden aufgestapelt, deren Hauptinhalt in die neueste Auflage übernommen ist. Besonders in den großen Uebersichten (z. B. über die Litteraturen der einzelnen Völker, über Staatengeschichte, Erdkunde, Naturwissenschaft, Nationalökonomie, Philosophie 2c.) ist der Auszug des Nothwendigen stets so zusammengefaßt, daß die Zusammenhänge übersichtlich hervortreten, die leitenden Thatsachen dem Leser vermittelt werden, ohne daß er sein Gedächtniß mit Nebensächlichem

belasten müßte. Wird auch auf Deutschland vornehmlich Gewicht gelegt, so ist doch das Ausland gleichwerthig, wenn auch knapper, behandelt. Die angeführten Thatsachen (z. B. statistische), Erfindungen, das Biographische reichen oft knapp an die Zeit der Ausgabe des sie enthaltenden Bandes. Das liefert den Beweis, daß die Leitung mit angestrengtester Aufmerksamkeit die Ereignisse verfolgt. Mit Gewissenhaftigkeit wählen die Darsteller in dem Quellenverzeichniß, das den Arbeiten zumeist angehängt ist, das Wichtige aus, so daß der Leser, dem es um genaueres Wissen zu thun ist, mehr als genügende Hinweise erhält; hier dürfte ohne Schaden Manches wegfallen.

2) Mit wenigen Ausnahmen sind alle größeren Beiträge für Laien geschrieben, soweit das überhaupt möglich ist. Bei Stichwörtern, die sich auf die höhere Mathematik beziehen, kann man nicht wieder und immer wieder auf Erläuterung der Grundbegriffe sich einlassen.[1]) Besonders hervorzuheben ist die Klarheit des Stils. Mit Freude habe ich wahrgenommen, daß die Leitung des „Meyer" dort, wo es geht, auf ein tadelfreies Deutsch achtet und die Fremdwörter ausscheidet. Daneben verdient in größeren Aufsätzen auch die abgerundete Darstellung uneingeschränktes Lob. Die Abschnitte, welche die Geschichte der einzelnen Staaten, die Litteraturen der einzelnen Völker behandeln, die geographischen Darstellungen der Weltheile und die Uebersichten über die Wissenschaften sind nicht als bloße nüchterne Lexikonartikel, sondern als Aufsätze und Abhandlungen geschrieben, die auf schriftstellerische Lebendigkeit des Ausdrucks sehen und auch durch die Form den Leser festzuhalten suchen. Selbst dort, wo sich statistische Angaben und Zahlen häufen, ist der Vortrag niemals vernachlässigt. Wo aber Deutschland und deutsche Interessen unmittelbar in Frage kommen, dort macht sich eine Wärme bemerkbar, die sehr wohlthuend wirkt. Die hierher gehörigen Aufsätze im 4. Bande der neuesten Auflage geben, im Zusammenhang betrachtet, ein umfassendes Bild unseres Lebens, unserer Vorzüge und Fehler. Lebendig behandelt ist die „Deutsche Litteratur", deren Verfasser alle Hauptsachen in klarem Flusse der Darstellung wiedergiebt, die Zeiträume fest scheidet, ohne die Uebergänge zu verwischen, und an richtiger Stelle auch natürlichen Schwung zu entfalten weiß. Nicht ganz befriedigen kann die Darstellung der jüngsten Zeit. Ebenso werthvoll sind die gedrängten Uebersichten des wissenschaftlichen Schriftthums, nur die der „Theologie" genügt nicht, da sie die Bewegung innerhalb des Katholizismus nicht beachtet. Selbstständig behandelt sind die Abschnitte „Deutsche Befreiungskriege", „Deutscher Orden", „Sprache und Mundarten" (mit vortrefflicher Karte), dann „Deutsches Reich", „Deutsch-französischer Krieg".

---

[1]) Es ist mir überhaupt fraglich, ob diese Stichwörter jemals nachgeschlagen werden. Ich habe mehrere Mathematiker danach gefragt, und alle haben es für sich verneint. Der Laie aber dürfte wohl selbst der einfachsten Darstellung nur selten zu folgen vermögen.

Deutschland im Allgemeinen ist in einer umfassenden Arbeit dargestellt, die den Werth einer wissenschaftlichen und doch für den Laien berechneten Sonderstudie besitzt. Vorzüglich ist auch der geschichtliche Theil. Ebenso verdienen die auf unsere Colonien sich beziehenden Aufsätze hervorgehoben zu werden. Man fühlt durch alle diese Arbeiten durch, daß die Verleger, wie die Leiter des Lexikons selber von vaterländischer Gesinnung geleitet sind. So erheben sich diese Aufsätze über den Werth von Wissensmittheilungen zu Erziehungsmitteln. In ihnen ist die geistige, die höhere Aufgabe eines solchen Werkes in mustergültiger Weise gelöst.

3) Weitgehende rein abstracte Auseinandersetzungen sind nach Möglichkeit vermieden.

Wo sie aber unbedingt nöthig sind, behält die Darstellung den Zweck, durch Fachleute Laien zu unterrichten, im Auge. Ich habe in einer Studie, die den Brockhaus und den Meyer verglich, die Bemerkung gefunden, daß irgend ein philosophisches System in dem ersteren besser, tiefer eindringend behandelt sei.

Meiner Meinung nach können solche Abschnitte nicht vom Standpunkte der strengen Wissenschaft beurtheilt werden. Wer Philosophie thatsächlich studiren will, wenn auch nur in den Grenzen, die der gebildete Laie sich steckt, wird zu einem für weitere Kreise geschriebenen Buche greifen. Eine Systemdarstellung in einem Conversations-Lexikon soll nur umfassen, was der Laie mit etwas Denkfähigkeit in sich aufzunehmen vermag. Bei Kant etwa mag er erfahren, wie sich die „Kritik der reinen Vernunft" zur „Kritik der praktischen" verhält; die Begriffe „Ding an sich", „kategorischer Imperativ" 2c. müssen ihm im Zusammenhange klar gemacht werden. Aber den ganzen Gedankenbau Kants und dessen Beziehungen zur Vergangenheit hinzustellen, dafür liegt für ein solches Werk eine innere Nöthigung nicht vor.

Meyer hält sich darin in den richtigen Grenzen, und nur selten giebt er mehr, als für seine Zwecke nöthig, oder giebt es nicht in genügender Einfachheit. Selbst bei nicht leichten Gedankengängen herrscht sonst Klarheit, so z. B. bei Fichte (Band 6). Natürlich muß auch der Laie beim Lesen mit denken; diese Manchem unangenehme Forderung erspart die Philosophie niemals. Muster an Klarheit bei Darstellung abstracter Stoffe sind auch die Erörterungen auf anderen Gebieten, so z. B. über „Naturwissenschaftliche Atomtheorie" (Band 2). Die Begriffe Mole, Molekül, Atom, Atomgewicht, Volumgewicht werden auch dem Laien in der Hauptsache klar. Als weitere Probe hebe ich den Aufsatz „Darwinismus" (Band 4) hervor, der in seinen Darlegungen, so knapp sie sind, nichts Wichtiges übersieht. Nur wäre es von Werth, wenn später einmal auch der berechtigten Einwände Erwähnung geschähe. Im Laienbewußtsein nicht nur, auch bei Fachmännern haben sich die Begriffe „Kampf um's Dasein", „Anpassung",

„Vererbung" 2c. schon heute so verhärtet, daß sie fast als mythische Kräfte erscheinen und die Erklärung einer Thatsache durch sie zuweilen nicht mehr bedeutet, als eine Zurückschiebung der Frage.

4) Umfang der Artikel.

In dieser Richtung ist der Meyer, besonders in der neuesten Auflage allen Mitbewerbern weit überlegen, besonders dem jüngsten Brockhaus.

Die wirthschaftliche Verwerthung des gebotenen Raumes ist vornehmlich durch die innere Bedeutsamkeit der Stichwörter bestimmt, andrerseits durch die Bedeutung, die irgend einem durch bestimmte Zeitverhältnisse gegeben wird. Ueberall zeigt sich das Bestreben, Ueberflüssiges auszuscheiden, um Raum für Nöthiges zu gewinnen; die Hinweise auf größere Darstellungen zwingen, Erläuterungen dort zu suchen, wo sich die tiefere Bedeutung aus dem Zusammenhange klarer ergiebt, als in der Einzeldarstellung. Die Bände sind durchaus gleichmäßig behandelt; vom ersten an waltet strengste Berechnung, so daß Gleichartiges durch das ganze Werk in ähnlichem Umfange behandelt wird und nirgendwo überflüssiger Reichthum durch Kargheit an anderen Stellen bezahlt werden muß. Zweifelhaft ist mir nur, ob sich ein Conversationslexikon auch die Aufgabe eines Fremdwörterbuches auflasten soll. Ich glaube, hier könnte noch manches Ueberflüssige gestrichen und der Raum anderen Stichwörtern zugelegt werden; z. B. den religiösen und religionsgeschichtlichen, die heute wieder in den Vordergrund getreten sind und die Theilnahme weiter Kreise zu erwecken beginnen. In Meyers Verlag hält man ja scharfen Auslug nach allen Richtungen des öffentlichen Lebens und schmiegt sich den Bedürfnissen mit größter Beweglichkeit an. Das wäre in dieser Richtung auch von Nutzen.

Aber im Ganzen bleibt die Vertheilung des Raumes im Meyer eine bewunderungswerthe Leistung, von deren Schwierigkeit die Benutzer des Werkes keine Ahnung haben.

5) Ebenso mustergültig ist die Auswahl und Herstellung der eingedruckten und beigehefteten Bilder:

Alle Forderungen, die ich im ersten Theile der Untersuchung aufgestellt habe, sind gewissenhaft erfüllt. Vor Allem: jedes Bild spart Text. Wenn auch die farbigen Tafeln durch ihre tadellose Ausführung einen ästhetischen Eindruck machen und als Werke des Kunstdrucks erfreuen, so ist doch diese Wirkung nur Nebensache. Jedes einzelne Blatt unterrichtet durch Anschauung und vermittelt dem Beschauer eine große Zahl sachlicher Vorstellungen, die nothwendig sind, aber durch das bloße Wort ihm niemals zugänglich gemacht werden könnten. Ich bin entschiedener Gegner des „Bilderunwesens", wie es heute z. B. in vielen Unterhaltungsblättern herrscht und, wenn auch in geringerem Maße, auch den neuen Brockhaus beeinflußt hat. In einem Conversations-Lexikon muß jedes Bild sozusagen ein Stichwort ersetzen können oder den Text entlasten oder erklären. Das

ist bei Meyer durchweg der Fall; er vermeidet jede Unterstützung der bloßen Schaulust, die so leicht in Lese- und Denkträgheit entartet.

6) Der allgemeine Standpunkt des Werkes liegt in der verständigen Mitte.

Der einseitige und zuweilen oberflächliche Liberalismus, der die älteste Ausgabe gekennzeichnet hat, ist gänzlich beseitigt. Und dazu hat wohl am meisten die Bevorzugung der Naturwissenschaften hingeführt. Man schiebt diesen nicht gerade mit Unrecht in Bezug auf viele ihrer Vertreter die Neigung zum Radicalismus zu. Aber man muß weiter blicken, um gerecht zu urtheilen. Schon heute sind sie so weit, daß mit ihrer Hilfe manche der äußersten Ansichten der Zeit geradezu widerlegt werden können. Anderseits haben sie den Blick für das geschichtliche Werden noch mehr geschärft und arbeiten daher nach manchen Richtungen des gesellschaftlichen Lebens als Mithelfer einer Weltanschauung, die ebenso gesundes Alte zu bewahren wie Abgelebtes zu beseitigen strebt und dadurch für den Fortschritt eintritt. Nicht für jenen, der in kindischem Hasten Alles abbrechen will, ehe er Baupläne für den neuen Geist geschaffen hat. Die blos verneinende Kritik, die der ältere Demokratismus mit Vorliebe betrieben hat, ist durch die Erfahrung als unreif erwiesen: an ihrer Stelle ist, und dabei haben die Naturwissenschaften mitgeholfen, wenn auch ohne Absicht, eine gerechtere Abwägung der bestehenden Verhältnisse getreten. Galt es noch vor 40, ja 30 Jahren für zeitgemäß, alles Religiöse als Atavismus, die Philosophie als überflüssige Geistverschwendung zu betrachten, so ist auch darin ein Wandel vor sich gegangen. Und sogar hier hat die Naturwissenschaft unbewußt mitgearbeitet. Mochte sie auch, besonders durch die Vertreter der Kraftstofflehre, noch so sehr die Philosophie hinabwürdigen, durch Darwin und die Descendenztheorie ist sie genöthigt worden, den geschmähten Gegner in sich aufzunehmen. Sie mußte über „Causalität", „Art", „Gattung", „Atom" und hundert ähnliche Begriffe, die philosophisch behandelt werden müssen, nachdenken lernen und hat so der Neuerweckung der Philosophie vorgearbeitet. Und die neuere Anthropologie, die, anfangs noch vom Materialismus erfüllt, ausgegangen war, das Religiöse als etwas Zufälliges zu behandeln, führte zuletzt dahin, daß es als eine Art Urphänomen anerkannt wurde.

Die Entwickelung des Conversations-Lexikons von Meyer bietet in den fünf vorliegenden Auflagen geradezu ein geistgeschichtlich wichtiges Spiegelbild dieses Anschauungswandels.

Heute hat es den Boden einer ruhigen, vorurtheilslosen Anschauung gewonnen, die frei von extremen Ansichten über die Dinge so unbeeinflußt, als es geht, berichtet. Das Nationalgefühl hat in ihm einen Vertreter gefunden, der auch über Fremdes gerecht, ja mit Wärme urtheilt, ohne deshalb einen Götzendienst mit eingeführten Gedanken und Männern zu treiben. Der früher oft erhobene Vorwurf, daß es die Wissenschaften des

Geistes zu Gunsten derer der Natur (die beiden Ausdrücke sind nicht glücklich, denn alle Wissenschaft ist nur Geisteswissenschaft, da sie Methode wie inneren Zusammenhang nur vom Denkenden empfängt) zu sehr vernachlässige, muß nun unbedingt schweigen, denn auch darin hat sich das Werk zur inneren Einheitlichkeit entwickelt.

7) Diese Einheitlichkeit zu erreichen, war nur dadurch möglich, daß die Leitung des Ganzen sich die Herrschaft über die Einzelnen gewonnen hat.

Wer geübten Blick besitzt, der kann an vielen Zügen die Einwirkung der ersten Leiter wahrnehmen. Deren stetig wachsame Mitthätigkeit bietet Gewähr, daß auch die folgenden Auflagen in den Grenzen des Werkes einen Auszug des Zeitwissens geben werden, der sich über dem Getreibe der Sippen halten wird.

Die Darlegung zeigt, daß der Meyer den aufgestellten Forderungen nach allen Richtungen hin entspricht und zwar in höherm Maße als irgend eines der ähnlichen Werke. Er ist in seiner jetzigen Gestalt das Ideal einer Volksencyklopädie, wie man heute den Begriff faßt.

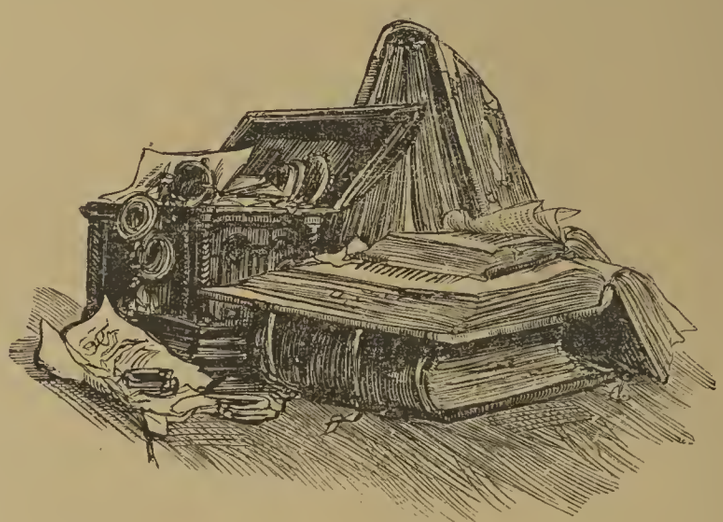
Ob sich das Conversations-Lexikon als dauernde Form der Wissensverbreitung erhalten wird, scheint mir zweifelhaft. Jedenfalls wird es die nächsten Jahrzehnte nicht aus seiner Stellung gedrängt werden. Solange unser Wissen noch immer in die Breite wächst (und das wird zunächst noch so bleiben), werden stets neue Stichwörter sich erzeugen. Die rastlose Thätigkeit in den Werkstätten der Erfinder, der Maschinenbauer und in den Arbeitsstuben der Chemiker allein genügt, sie jährlich um Hunderte neuer Vorstellungen und Begriffe zu vermehren. Das wird natürlich Werke als nöthig erhalten, die über sie Auskunft ertheilen.

Wenn aber die erst leise beginnende Bewegung, die aus der Breite in die Tiefe strebt, zugenommen hat, wenn an Stelle des ungemessenen Wissensdranges der Bildungsdrang, nach dem Zeitalter der Analyse das der Synthese oder innerlichen Zusammenfassung sich einstellt, dann dürfte vielleicht die Form des Conversations-Lexikons nicht mehr genügen. Wie man heute in weitesten Schichten auf die Fülle der Einzelheiten das größte Gewicht legt, wird man dann mehr Verlangen haben, Einblicke in die Zusammenhänge zu gewinnen. Dieses Verlangen wird schließlich so gebieterisch auftreten, daß es entweder neue Formen der Wissensmittheilung oder die Umschmelzung der vorhandenen durchsetzen wird.

Vorher aber dürfte eine Uebergangszeit eintreten, in der man die alten in den Grundmauern erhalten, aber das Innere umbauen, anders gestalten wird. Die Aufgabe, die aus dem Wandel des Zeitgeistes unabwendbar hervorgehen wird, ist nicht eine leichte. Sie ist nur zu leisten auf Grundlage eines Werkes, das in sich das Leitbild der alten Form vollendet hat, wie man es von „Meyers Conversations-Lexikon" mit Fug und Recht behaupten kann, das stets die innigste Fühlung mit der Zeit

und ihren Bedürfnissen behalten und in seinen Leistungen bewiesen hat. Von Meyer kann einmal diese Umgestaltung ausgehen, die nicht nur ihm, sondern auch den Bildungsbedürftigen der Zukunft von Segen sein wird. Je treuer der Verlag und seine Mitarbeiter den bisher bewiesenen unermüdlichen Eifer, die nimmer rastende Beobachtung aller Vorgänge des äußeren und inneren Geschehens bethätigen, desto leichter wird, wenn auch vielleicht erst nach einem Menschenalter, die Ausgestaltung der neuen Form sich vollziehen, die Zeugin sein soll neuen Geistes.

Inzwischen aber mag das Werk in der Art, wie es nun in der neuen Auflage vorliegt, im Geist unserer Tage seine Aufgabe erfüllen, ein treuer Berather für viele Tausende, ein Diener im Dienste des öffentlichen Lebens unseres Volkes, eine Meisterleistung des deutschen Verlags und ein ehrendes Denkmal deutscher Gewissenhaftigkeit und von Gedanken geleiteten Sammelfleißes.



Eine Quelle Richard Wagners.

Von

Hans Schmidkunz.

— Pasing bei München. —

I.

Wie viel selbst die eigenkräftigsten Neuschöpfer ihren Vorgängern verdanken, und welche Rolle oft bei den größten Praktikern, auch im Kunstschaffen, die Theorie spielt, ist nichts Neues mehr. Bezeichnende Beispiele finden sich dafür, ähnlich wie in der Renaissance der bildenden Künste und zumal bei dem Florentiner Baumeister Brunellesco, so in der Wiedergeburt der musikalischen Dramatik und zumal bei Künstlern wie Gluck und Richard Wagner. Unter Anderen hat Berlepsch in einem Aufsatz „Naturstudium und Kunstgewerbe“ („Beilage zur Allgemeinen Zeitung“, 1893 Nr. 317 S. 4) Beispiele dafür hervorgehoben. Die praktische Abhängigkeit Wagners — auf der musikalischen Seite seines Schaffens — von Mendelssohn dürfte auch dem, der kein Reminiscenzen-Jäger ist, besonders vor der „Reformationssymphonie“ Mendelssohns einleuchtend werden. Die theoretische Abhängigkeit Wagners — auf der Seite seiner kunstphilosophischen Rechtfertigungen — von diesen oder jenen Vorgängern scheint, etwa mit Ausnahme der Schopenhauer'schen Einflüsse, noch nicht genügend durchschaut zu sein. Natürlich ist diese Abhängigkeit kaum jemals eine rein positive, vielmehr, wie von vornherein zu erwarten, größtentheils negativ: eine Anregung zum Widerspruch.

In der Einleitung zum Hauptwerk „Oper und Drama“ (1852), dessen Vorwort vom Januar 1851 stammt, berichtet Wagner: „Ich habe die Arbeit eines tüchtigen und erfahrenen Kunstkritikers vor mir, einen längeren Artikel in der Brockhaus'schen ‚Gegenwart‘: ‚die moderne Oper‘. Der Verfasser stellt alle bezeichnenden Erscheinungen der modernen Oper auf kenntnißvolle Weise zusammen und lehrt an ihnen recht deutlich die

ganze Geschichte des Irrthumes und seiner Enthüllung; er bezeichnet diesen Irrthum fast mit dem Finger, enthüllt ihn fast vor unsern Augen und fühlt sich wieder so unvermögend, seinen Grund mit Bestimmtheit auszusprechen, daß er dagegen es vorziehen muß, auf dem Punkte des nothwendigen Ausspruches angekommen, sich in die allerirrigsten Darstellungen der Erscheinung selbst zu verlieren, um so gewisser Maßen den Spiegel wieder zu trüben, der bis dahin uns immer heller entgegenleuchtete." Jener Irrthum bestand nach Wagner bekanntlich darin: ‚daß ein Mittel des Ausdruckes (die Musik) zum Zwecke, der Zweck des Ausdruckes (das Drama) aber zum Mittel gemacht war'.

Der angeführte Artikel war anonym im vierten Band (1850) einer Zeitschrift erschienen, die — nicht zu verwechseln mit der heutigen „Gegenwart" — von 1848 bis 1856 die lebhaften Bewegungen jenes milieu de siècle mit Darstellungen von einer Ausführlichkeit und Gründlichkeit begleitete, wie sie dem heutigen Zeitschriftenfutter rühmend gegenüberzustellen wären. Was Wagner aus jenem Artikel gelernt, dürfte mehr sein, als aus seiner Kritik hervorgeht; und es völlig herauszuschälen, mag eine dankenswerthe Förderung unserer Kenntniß von Wagners Entwicklung sein. Auch in der Ausdrucksweise scheint er hier ein Vorbild gefunden zu haben; recht wagnerisch heißt es: Mendelssohn sei „gerade da selbst dem Räthsel des Todes verfallen, als er den ersten Anlauf nahm, das Räthsel der deutschen Oper zu lösen".

Von hier dürfte ferner der in „Oper und Drama" I breiter ausgeführte Hinweis darauf stammen, daß Rossini — wie es jener Artikel S. 559 formulirt — „der geborene Musiker der politischen Restauration war", wie Auber der Componist der Julirevolution. Ueberhaupt konnte Wagner hier lernen, in den Zusammenhang der Musikgeschichte mit der politischen und der Culturgeschichte einzugehen. „Klingt es nicht fast wie Ironie, daß sich die großen politischen Abschnitte der Neuzeit fast jedes Mal durch einen Opernspuk gespenstig vorher angezeigt haben? —" so fragt der Vorläufer des Verfassers von „Oper und Drama". In der „Stummen von Portici" begegnen wir nach ihm, gerade wie nach Wagner, „der künstlerischen Emancipation der Massen, ja, dem ästhetischen Triumphe derselben über das Individuum".

Gegen Ende des Artikels heißt es (S. 574): „Deutschland besitzt einen Meister, der wohl begriffen hat, welche große Zukunft der Oper durch Meyerbeers Werke verheißen ist: dies ist Richard Wagner. Den inneren Widerspruch der Stilmengerei Meyerbeers, die Buhlerei mit der frivolen Genußsucht des Pariser Publicums hat Wagner wohl erkannt, und aus seinen großen Tondichtungen leuchtet die Erkenntniß hervor, daß er in Beethoven einen größeren Meister der Neuromantik gefunden, als Meyerbeer in Auber und Rossini. Das ist ein bedeutender Fortschritt; denn es war in der That eine merkwürdige Verblendung, daß unsere Opern-

componisten so lange übersehen konnten, wie es ja nicht eigentlich die Franzosen, sondern Beethoven gewesen, der zuerst die musikalische Emancipation der Massen, wenn auch nur in der Symphonie ausgesprochen. Richard Wagner hat die große Errungenschaft Meyerbeers in ihrer ganzen Ausdehnung dem deutschen Geist anzueignen gesucht. Aber noch ist sein Genius in sich nicht abgeklärt" u. s. w.

Diese Stelle ist uns auch insofern wichtig, als sich die Frage aufdrängt, ob das Abhängigkeitsverhältniß Wagners vom Anonymus nicht umzukehren ist. Macht nun schon der ganze Zusammenhang diese Annahme unwahrscheinlich, so thut es diese Stelle erst recht. Man müßte ihrem Verfasser eine besondere Schlauheit zumuthen, wollte man trotz seines ausschließlichen Hinweises auf Wagners Tondichtungen annehmen, er habe dessen theoretische Auslassungen gekannt; wir werden noch hören, daß dies bestimmt nicht der Fall war. Als jener Aufsatz geschrieben wurde, d. i. spätestens zu Anfang 1850, lagen von Wagners Schriften nur die kleineren ersten bis höchstens zum „Kunstwerk der Zukunft" (1850) vor. Darunter finden sich allerdings einige Bezüge auf Beethoven, und auch diese damals wohl an weniger zugänglichen Stellen; die dem Anonymus und dem Verfasser von „Oper und Drama" gemeinsamen Gedanken jedoch scheinen in den theoretischen Erstlingen Wagners noch zu fehlen.

Die Bedeutung jener Abhängigkeit und jener Zeitschrift hatten den Schreiber dieses schon vor längerer Zeit veranlaßt, die zwölf Bände der „Gegenwart" auf ähnliche Beziehungen zu durchsuchen. So fand sich im sechsten Band, 1851, eine Abhandlung: „Die deutsche Philosophie seit Hegels Tode." Leicht möglich, daß Wagner seine philosophischen Kenntnisse und Rechtfertigungen, allerdings erst *nach* „Oper und Drama", zum Theil aus dieser Abhandlung gewonnen hat; ein bestimmtes Urtheil darüber muß einer näheren Prüfung Wagners vorbehalten bleiben. Namentlich dürfte dabei Ludwig Feuerbach, der ja für Wagner sehr bedeutungsvoll geworden, in Frage kommen. Hier sei nur erwähnt: erstens, daß neben ihm auch Max Stirner, der „Einzige", gewürdigt wird, wie denn überhaupt die modernen Behauptungen von Stirners Verschollenheit auf Unkenntniß beruhen, und zweitens, daß auf eine eingehende Kritik der Frage der Judenemancipation hingewiesen wird, die Bruno Bauer von dem „Boden des reinen Menschenthums" aus gegeben habe („Die Judenfrage", in den „Deutschen Jahrbüchern", 1842 S. 1093—1126; erweiterte Sonderausgabe Braunschweig 1843). Auch den etwaigen Zusammenhang zwischen dieser Kritik (siehe u. a. Sonderausgabe S. 61) und dem bekannten Wagner'schen „Judenthum in der Musik" wollen wir hier beiseite lassen. Im Allgemeinen dürfte uns Wagner auf diesen Wegen immer mehr als Junghegelianer erscheinen. Sowohl an ihn wie an Hegel klingt Bauers Satz an: „Wenn aber eine Lösung vorhanden ist, so wird sie gewiß nur da zu finden seyn, wo die Schwierigkeit ihre höchste Spitze erreicht hat" (S. 45).

Bot jene philosophische Abhandlung der „Gegenwart" keine auffälligen Aehnlichkeiten mit Richard Wagners Theorien dar, so durfte ein um so größeres Staunen die Wahrnehmung begleiten, daß sich in einem früheren Bande der „Gegenwart", im dritten von 1849, ein Aufsatz fand: „Das Volkslied in seinem Einfluß auf die gesammte Entwickelung der modernen Musik"; ein anonymer Aufsatz, der anscheinend von demselben Verfasser wie der Opernaufsatz stammt und in ähnlicher Weise für Wagner ein Vorbild gewesen sein dürfte, ohne daß dieser — soweit unsere Erinnerung reicht — darauf verwiesen, wie er es doch mit dem anderen Aufsatz gethan. Den ausführlichen Nachweis, daß ein Hinüberfließen aus dem Inhalt und Ausdruck jenes Essays vom Volkslied in Wagner'sche Schriften, zumal in „Oper und Drama" und in das „Judenthum in der Musik", anzunehmen sei, hat Schreiber dieses in einem eigenen Artikel zu liefern gesucht, der im Jahr 1894 dem Feuilleton der „Neuen freien Presse" in Wien anvertraut und von dort angeblich zurückgestellt worden, in der That aber, wie als wahrscheinlich erwiesen werden kann, dort verlegt worden ist und von Solchen, die an jenem Nachweis ein näheres Interesse haben, immer noch hervorgesucht werden kann. Wir beschränken uns diesmal um so eher auf einige, zu einer neuen Beachtung jener „Quelle" Wagners wohl hinreichende Andeutungen, als es einerseits an der Zeit sein dürfte, diese Beleuchtung von Wagners theoretischen Anfängen zunächst überhaupt vor die Oeffentlichkeit zu bringen und als andererseits eine eingehendere Textvergleichung ohnehin von Seite der berufenen Ausleger des Meisters, wenn auch vielleicht mit kritischer Spitze gegen unsere Abhängigkeitsbehauptung, zu erwarten steht.

Soweit dem Verfasser dieser Zeilen die Wagner-Litteratur geläufig ist, wurde bisher jene Quelle noch nicht als solche erkannt. Beispielsweise enthalten die Wagner-Werke Glasenapps (auch bis zur dritten Auflage des „Lebens") und selbst das neue Buch Chamberlains („Richard Wagner", München 1896) keinerlei Hinweis darauf; eben so wenig, wenn bisher vollständig durchgesehen, die „Bayreuther Blätter", obwohl sonst selbst die kleinsten Züge von Wagners Entwicklung für diese Litteratur einen willkommenen Stoff bieten. Um so eher wird sich hier ein näheres Eingehen auf dieses Entwickelungsstück rechtfertigen.

II.

Zunächst dürfte der Hinweis angezeigt sein auf die Bedeutung, die in Wagners Denken der Gegensatz einer im Volksmäßigen wurzelnden Kunst gegenüber all' dem einnimmt, was kurz als Luxuskunst zu bezeichnen ist; ein Gegensatz, der wohl nur einen besonderen Fall des beim Meister beliebten allgemeineren Gegensatzes der Noth gegen die Willkür bildet. Schon zehn Jahre vor dem Erscheinen jenes anonymen Artikels hatte Wagner auf der Fahrt von Riga durch die Ost- und Nordsee nach Frank-

reich jene Sage und jene Stimmung in sich aufgenommen, die seinem „Fliegenden Holländer" zu Grunde lagen. Im Jahr 1841 wurde dieser vollendet, im Jahr 1843 aufgeführt. Als Wagner dann 1849 eine so eingehende Beschreibung und tieferbohrende Erklärung des Volksliedes zu lesen bekam, wird ihm wohl sein eigenes Verhältniß zu diesem theils die vorliegende Betrachtung interessant gemacht haben, theils selbst durch sie klarer geworden sein. Vielleicht ist es auf dieses Mittelglied zurückzuführen, wenn Wagner zwei Jahre später, 1851, in dem Schriftchen „Eine Mittheilung an meine Freunde" („Gesammelte Schriften und Dichtungen", IV S. 328) jene Sage bezeichnet als „das erste Volksgedicht, das mir tief in das Herz drang, und mich als künstlerischen Menschen zu seiner Deutung und Gestaltung im Kunstwerke mahnte."

Der „Volkslied"-Aufsatz setzt ein mit einer Unterscheidung der großen Tonkünstler nach der Art ihres Herübernehmens der Volksweise in die durchgebildete Kunstform und mit einer Betonung des „ewig Lebendigen" in den Volksweisen. Bei jener Unterscheidung tritt vor Allem Mozart hervor, als Schöpfer des „Liedes", das durch Schubert und Mendelssohn sich zur höchsten Entfaltung gesteigert habe; bei dieser Betonung hinwider zeigt sich die politische Geschichte wiedergespiegelt im Schicksalswechsel des Volksliedes, gleichwie der Verfasser des Artikels von der modernen Oper eine solche Wiederspiegelung in der Entwicklung der Oper gefunden hatte. Und der Anonymus vom „Volkslied" ruft aus: „Staatsgeschichte auch in der Geschichte der Tonkunst? Warum nicht? Ist letztere doch ein Stück von der Herzensgeschichte des Volks!" Eine Stelle, die wir uns leicht auch in einer der Wagner'schen Schriften von damals denken können, namentlich etwa im ersten Theil von „Oper und Drama".

Als ein verbindendes Glied, das die höhere Musik dem Volke zugänglich und ganze Epochen, wie die Mozart-Haydn'sche, populär gemacht hat, erscheint dem Verfasser — und zwar bis zur neuesten Zeit — ein „musikalischer Naturalismus". Zum ersten Mal begegnen wir seinem Grundzug bei den Söhnen Johann Sebastian Bachs (also vor Allem bei Karl Philipp Emanuel Bach, 1714—1788, dem bekannten Mittelglied zwischen seinem Vater und der Mozart-Haydn'schen Epoche). Ganz anders jene Musik, die in Sebastian Bach ihre höchste Blüthe und ihren Abschluß erreichte. Von ihr sagt der Verfasser: sie „war streng idealistischer, transscendenter Natur, ihre Formen wurzelten in der Geschichte; sie weisen zurück auf die niederländischen, altitalienischen, altdeutschen Meister des Contrapunktes; sie sind gleichsam gefesselt durch altgeheiligte Satzungen, welche die im Volke neu erzeugten Weisen des Gesangs als profan von sich stoßen." Richard Wagner faßt den Gegensatz zwischen diesem Idealismus und jenem Naturalismus nicht so schroff, wie es hier geschieht; vielmehr sieht er in diesen überlieferten Formen nur eine Schale des anders zu fassenden Kernes. Er sagt in dem um ein Jahr jüngeren

„Judenthum in der Musik" (Ausgabe von 1869, S. 26): „Bachs musikalische Sprache bildete sich in einer Periode unserer Musikgeschichte, in welcher die allgemeine musikalische Sprache eben noch nach der Fähigkeit individuelleren, sichreren Ausdruckes rang: das rein Formelle, Pedantische haftete noch so stark an ihr, daß ihr rein menschlicher Ausdruck bei Bach, durch die ungeheure Kraft seines Genies, eben erst zum Durchbruche kam." In diesem Herausstreichen einer „allgemeinen musikalischen Sprache" und ihres „rein menschlichen Ausdrucks" geht also Wagner über seine Vorlage hinaus.

Um so merkwürdiger stimmen die Fortsetzungen beider Stellen in der Hauptsache zusammen. Wir stellen sie unmittelbar nebeneinander:

„Das Volkslied" u. s. w. S. 669:
„So steht uns Sebastian Bach, formell, auf jener Kunststufe, welche die Bildwerke des Minervatempels auf Aegina für die griechische Plastik bezeichnen, indem sie einerseits an der vollen traditionellen Härte der alten Cultusbilder festhalten, andererseits aber auch schon die Befreiung der menschlichen Idealgestalt in bedeutsamen Zügen weissagen."

„Das Judenthum" u. s. w. S. 26:
„Die Sprache Bachs steht zur Sprache Mozarts, und endlich Beethovens in dem Verhältnisse, wie die ägyptische Sphinx zur griechischen Menschenstatue: wie die Sphinx mit dem menschlichen Gesicht aus dem Thierleib erst noch herausstrebt, so strebt Bachs edler Menschenkopf aus der Perrücke hervor."

Es scheint kein Zweifel, daß die in der Hauptsache ersichtliche Uebereinstimmung beider Stellen ihren Grund in einer mehr oder minder bewußten Beeinflussung des späteren der beiden Schriftsteller, Richard Wagners, durch den früheren hat. Die ebenso ersichtliche Verschiedenheit beider Stellen in Nebensachen hat hinwider ihren Grund sowohl in dieser Abhängigkeit Wagners vom Anonymus als auch in seiner Selbstständigkeit gegen ihn. Aus der Abhängigkeit läßt sich der Umstand erklären, daß Wagner das Bild erstens näher durchführt und zweitens verschärft. Er verschärft es insofern, als der Anonymus die Bach'sche Musik mit den Aegineten, die spätere Musik unausgesprochen mit der späteren griechischen Plastik vergleicht, Wagner hingegen zur Illustrirung Bachs auf die ägyptische Sphinx und zu der Mozarts und Beethovens von der späteren griechischen Plastik auf die griechische Plastik überhaupt zurückgeht. Wir erklären diesen Unterschied — wenigstens zunächst — aus Abhängigkeit, nicht aus Selbstständigkeit, und rechtfertigen dies durch folgende Erwägung. Die unübertragene Darstellung dessen, was beide Autoren sagen wollten, hatte der Bach'schen Musik beim Anonymus eine niedrigere Entwicklungsstufe als bei Wagner angewiesen; also wäre zu erwarten, daß in der übertragenen Darstellung eher jener den Bach mit der Sphinx und dieser ihn mit den Aegineten vergleichen werde. Ja noch mehr: für einen oberflächlichen Blick, der aber doch von dem Unterschied der früheren Stellen ausgeht, könnte die spätere Stelle des Anonymus ganz gut der Wagner'sche Text, und die spätere Stelle Wagners ganz gut der anonyme Text sein. Allerdings nur für den oberflächlichen Blick; ein geschulteres geistiges Auge wird wohl die

richtige Vertheilung der Autorschaft an der Bethätigung des bekannten Grundsatzes erkennen, daß der Nachahmer zur Uebertreibung geneigt ist. Eine relative Uebertreibung liegt aber nicht nur darin, daß Wagner seinen Vergleich geschichtlich weiter als der Anonymus dehnt, sondern auch in dem Umstand, daß die Standpunktsverschiedenheiten der beiden Verfasser vielmehr ein Heraufrücken des historischen Ansatzes bei Wagner erwarten ließen.

Soweit der aus der Abhängigkeit des Einen vom Andern zu erklärende Unterschied. Aus der Selbstständigkeit des Nachahmers gegenüber dem Vorbild dürfte nun die Gesammtheit ihrer übrigen Verschiedenheiten zu erklären sein. Vor Allem die Verschärfung des Gegensatzes zwischen der befreiten menschlichen Idealgestalt und der traditionellen Härte. Dieser Gegensatz war beim Anonymus in dem unübertragenen Theil seiner Darstellung noch nicht oder beinahe noch nicht behauptet worden; erst im bildlichen Theil der Darstellung tritt er deutlich auf. Ganz aus sich hatte Wagner auch diesen Gegensatz schwerlich. Aber ebenso, wie er bereits im unbildlichen Theil seiner Darstellung, verschieden vom Anonymus, zwei entgegengesetzte Seiten der Bach'schen Kunst beschrieben hatte, die „formelle" und die „menschliche": ebenso gebraucht er jetzt ein Bild, das diese Zweiheit veranschaulicht. Das Eine wird mit dem „edlen Menschenkopf" bei Bach, mit dem „menschlichen Gesicht" der Sphinx und mit der „griechischen Menschenstatue" bezeichnet; das Andere wird mit der Perrücke bei Bach und mit dem Thierleib der Sphinx bezeichnet. Noch mehr: das Eine ist im Andern nicht nur einfach enthalten, sondern „strebt" auch noch „aus ihm heraus". Endlich gebraucht Wagner den Ausdruck „Sprache", wo sein Vorgänger nur eben von der Musik, ihren Weisen und Formen und ihren Meistern seine Aussagen gemacht hatte; und er gebraucht die Ausdrücke „Mensch", „menschlich u. s. w. mit wiederholter Betonung, wo sein Vorgänger nur einmal von der „menschlichen Idealgestalt" gesprochen hatte. Beide Ausdrücke sind für Wagner ungemein kennzeichnend; jeder von ihnen benennt einen Complex aus körperlichen und geistigen Erscheinungen „Sprache" den Complex aus sinnlichen Zeichen — hörbaren oder sichtbaren — und dadurch bezeichneten Gedanken, „Mensch" den Complex aus leiblichen und seelischen Erscheinungen. Und zwar werden hier wie meistens die Ausdrücke mit der scharf betonten Mitbedeutung verwendet, nach welcher der körperliche Theil eines jeden Complexes lediglich als Stellvertreter des geistigen innerhalb einer Welt gilt, die auf eine solche Stellvertretung mangels unmittelbarer Wirksamkeit des Vertretenen angewiesen ist. Diese Mitbedeutung und ihr scharfes Betonen sind ein Element des Wagner'schen Denkens und Schaffens; damit geht er auch an der vorliegenden Stelle über sein Vorbild hinaus. Der Anonymus war noch nicht dazu gelangt, die Gegenstände seiner Betrachtung im Sinne solcher Complexe zu fassen; die eine Ausnahme, das Erwähnen der menschlichen Idealgestalt, bezog sich nur auf das Mittel des Vergleichs, auf die Aegineten, nicht aber auf

das Verglichene, auf die Musik Bachs. Was in der Plastik jedem geläufig ist: die Zweiheit von körperlichen Formen einerseits und geistigen (unidealen oder idealen) Zügen andererseits, das war keinem der unmittelbaren Vorgänger Wagners bezüglich der Musik geläufig, während es uns in diesem Bezug durch Wagner geläufig geworden ist.

III.

Erkennt so der Anonymus in Bachs Musik direct — abgesehen von der Mittelbarkeit des Vergleichs — keine Zweiheit, sondern lediglich die in rein musikalischen Formen beschlossene Einheit, so muß ihm in jener Musik Etwas fehlen, das die Folgezeit daraus hätte herübernehmen können. Er fährt fort: „Dieser priesterliche Stil der Kunst hat für uns keine weitere Zukunft mehr; in der Musik ist er zum letzten Mal in der Geschichte aufgetaucht, nachdem er in den anderen Künsten schon seit Jahrhunderten überwunden war: mit Johann Sebastian Bach wurde er begraben." Erkennt hingegen Wagner in Bachs Musik — sowohl laut seiner unmittelbaren als auch laut seiner vergleichsweisen Darlegung — eine aus hörbaren und nicht hörbaren Bezeichnungen bestehende Zweiheit, so muß für ihn anscheinend in jener Musik Etwas vorhanden sein, das die Folgezeit daraus herübernehmen konnte. Allein dem ist nicht so: Wagner sagt in der Fortsetzung jener Stelle vielmehr von der Sprache Bachs, daß „das Formelle in ihr noch das Ueberwiegende, und der reinmenschliche Ausdruck noch nicht das so bestimmt Vorherrschende ist" u. s. w. Und deswegen kann sie nach seiner Meinung „füglich von einem sehr fertigen Musiker, wenn auch nicht im Sinne Bachs, nachgesprochen werden;" womit Wagner vielleicht auf die Orgelwerke Mendelssohns anspielt (vergleiche auch „Gesammelte Schriften und Dichtungen" VIII 187 über die Vortragsweise von Bachs Musik). Soweit geht er über seinen vorbildlichen Autor hinaus, aber soweit bleibt er auch noch in seiner Nähe. Weit darüber hinaus gelangt er jedoch durch den anderen Theil seiner Fortsetzung, der dazu das Gegenstück giebt; d. i. durch die Worte: „Die Sprache Beethovens kann nur von einem vollkommenen, ganzen, warmen Menschen gesprochen werden, weil sie eben die Sprache eines so vollendeten Musikmenschen war, daß dieser mit nothwendigem Drange über die absolute Musik hinaus, deren Bereich er bis an seine äußersten Grenzen ermessen und erfüllt hatte, uns den Weg der Befruchtung aller Künste durch die Musik als ihre einzige erfolgreiche Erweiterung angewiesen hat." Womit wir uns bereits mitten in den bekannten Anschauungen Wagners befinden.

Ganz anders der Anonymus. Er bleibt bei seiner musikalischen Einheit, soweit er dies überhaupt folgerichtig durchführen konnte, und bemüht sich nach dem Herausarbeiten von Unterschieden innerhalb dieser, innerhalb ihrer Weisen und Formen. Wir hatten aus seinem Mund bereits von einem solchen Unterschied gehört: es war der zwischen einem Idealismus,

der von jenen Meistern des Contrapunktes bis zum Vater Bach lebte und die näheren Bestimmungen des „Strengen" und „Transscendenten" trug, und einem Naturalismus, der von den Söhnen Bachs bis zur neuesten Zeit (1849) reichte. Zunächst findet ihn der Verfasser wieder bei Mozart, Haydn, Karl Maria von Weber: „sie gingen von den volksthümlichen Formen aus und gründeten ihre Eigenthümlichkeit auf die geistige Durchdringung, Veredelung und Erweiterung solcher Motive, die sämmtlich ursprünglich im Volksliede liegen" — (welche Eigenschaft des „geistigen" ein Beleg ist für unsere obige Einschränkung: „soweit er dies überhaupt folgerichtig durchführen konnte"). Den Idealismus findet der Verfasser nunmehr bei Bach, Beethoven, Cherubini, Spohr und erläutert ihn durch sein Wort von den „Mysterien der Idee", das abermals die Folgerichtigkeit der Durchführung seines musikalisch-einheitlichen Standpunktes zu durchbrechen droht. Allein die Verwendung des Wortes schützt vor einem solchen Durchbrechen. Der Verfasser verwendet es so, daß er weiterhin sagt: „Die Formen erscheinen kunstvoller in die Tiefe und Breite ausgebildet, dabei aber auch abstracter;" also specifisch musikalische Unterschiede. Und während Wagner sich bemüht, den einen Gegenstand seiner Darstellung von 1850, Mendelssohn, aus seiner Selbstbeschränkung auf den einen, den blos stellvertretenden Theil des musikalischen Sprachcomplexes zu erklären, deutet der Anonymus die Eigenart Mendelssohns als die eines „Vermittlers, der beide Richtungen in einander aufnahm und ineinander aufzuheben suchte" (S. 670). Ja, bei einem Vergleich zwischen dem theoretisch bewußten Aufschwung der deutschen Nationallitteratur und dem nicht so beschaffenen der deutschen Musik heißt es sogar: „Ihren Lessing zwar sollte die Musik dennoch finden, allein erst in der neuesten Zeit, in Mendelssohn" (S. 671). „Jener dunkle Drang, welcher sich durch die ganze Periode der neueren Musik zieht, in dem Volksliede die zeugende Kraft für die gesammte musikalische Production zu suchen," reifte in ihm zur bewußten That (S. 274). Damit aber trat seine andere, überwiegende, seine idealistische Seite, „der Drang nach möglichster Vertiefung und Vergeistigung des musikalischen Gedankens, nach jener mystischen Transscendenz des alten Bach, nach abstracterem Aufbau der Tonform," also nach jener Sprache, die Wagner nur äußerlich nachgesprochen sah, in Widerstreit. Wir kennen eine Darstellung des Widerstreites aus dem „Judenthum in der Musik" und können ihr Urbild hier weiter verfolgen. Auch der Anonymus sieht diesen Widerstreit zu einem durch alle Werke Mendelssohns gehenden „offenen Zwiespalt" ausgewachsen, zugleich aber seine Absicht einer Versöhnung jener Gegensätze soweit erfüllt, daß er hier von einer Wirksamkeit sprechen kann, „so großartig reformatorisch nach beiden Seiten hin"; also wesentlich anders als Wagner es in seiner Beurtheilung des „versöhnenden" Momentes bei Mendelssohn thut, dem er wahrlich kein reformatorisches Wirken nachzusagen weiß.

Neben diesem Vermittler erstrecken sich jene beiden selbstständigen Richtungen in dem Sinn weiter, daß der Anonymus sie in Mendelssohns „reformatorischer Wirksamkeit" zusammenlaufen sieht oder dies wenigstens für die Zukunft erhofft, Wagner hingegen all' seine Theorie und Praxis bereit hält, um die eine Richtung ohne Abbiegung gerade fort zu führen. Jener sagt von Männern wie Sebastian Bach, Beethoven, Cherubini: „Sie schauten mehr mit dem inneren Gesicht, als daß ihr Auge der Welt offen gewesen wäre; sie suchten mehr die Mystik ihres Gemüths und die Gedankenfülle ihrer Idealwelt in den Werken wiederzuspiegeln. Darum geht ein fast philosophischer Grundzug durch ihre Schöpfungen, der ihnen wohl mitunter ein abstract-idealistisches Gepräge giebt" (S. 672). Auch wenn wir nicht annehmen, daß Wagners ähnliche Ansichten aus diesen Aeußerungen entsprangen oder mit entsprangen; auch wenn wir uns mit der Annahme begnügen, daß das Eine wie das Andere auf gleiche Grundgedanken Beider zurückgeht: auch dann mag uns diese Stelle für Wagners Entwickelung kennzeichnend sein. Unser Meister dürfte damals diese Betrachtung der genannten drei Musiker soweit zu der seinigen gemacht haben, als er den Anonymus überhaupt zu seinem Gewährsmann machte. Er hätte auch ungefähr diese Stelle schreiben können. Nur daß hier der Sinn des Gesagten als Gegensatz gegen die andere Richtung gemeint ist: mehr inneres als äußeres Gesicht u. s. w. Wagner war jedoch schon damals bereit, all diese Begriffe vom inneren Gesicht, von der Mystik des Gemüthes, von einem philosophischen Grundzug u. s. w. nicht relativ zu fassen, wie es der Anonymus thut, sondern absolut, wie er es späterhin deutlich selber thut. Er mag dazu allerdings erst einer philosophischen Anregung bedurft haben, wie sie in der damaligen junghegelischen Philosophie, einer rationalistischen und Ideenphilosophie, kaum zu holen war: einer Wiedereinführung des Willens- und Intuitions-Momentes. Einigermaßen vorbereitet durch Ludwig Feuerbach, dessen Einfluß auf Wagner zunächst folgte, geschah sie entscheidend durch Schopenhauer; sein Einfluß auf Wagner war es wohl erst, der aus jenen Keimen die nachmalige Auffassung Beethovens und der durch ihn bestimmten Entwickelungsrichtung entfaltete. — So erscheint die Wagner'sche Färbung jener Stelle unzweifelhaft, aber doch nur oberflächlich; im Positiven standen sich die beiden Schriftsteller nicht nahe genug. Viel näher zeigen sie sich im Negativen. Es ist nicht nur eine oberflächliche, sondern eine wesentliche wagnerische Färbung, wenn der Anonymus kurz vorher von der anderen Richtung spricht, indem er auf dem Weg des Einflusses volksthümlicher Tanzmelodien den Verfall der italienischen Musik durch Veräußerlichung gekommen sieht, und zwar unter Zugarelli, Rossini, Donizetti: „der Zauber eines volksthümlichen Anklanges wirkt in der Musik so mächtig, daß er selbst da noch ein Recht behauptet, wo er eigentlich nur noch darin besteht, daß das echte Volksthum auf den Kopf gestellt ist."

Im Folgenden ergeht sich der Anonymus über die Entwickelungsstufen

der einzelnen Sätze von Symphonie, Quartett und Sonate, und zwar so, daß der Gegensatz des Naturalistischen und Idealistischen auch hier herrschend bleibt (S. 675). Ob nun Wagner seine Kenntniß jener Entwickelungsstufen aus dieser oder aus einer anderen Quelle geschöpft: jedenfalls ist die Aehnlichkeit mit jenem Gegensatz des Naiven und Sentimentalen nicht zu verkennen, den Wagner noch 20 Jahre später in seiner Schrift „Ueber das Dirigiren" (1869) zu analogen Entwickelungsbildern benützt („Gesammelte Schriften" u. s. w. VIII. 395 ff.).

Ist wiederum diese Aehnlichkeit in positiven Darstellungen nicht tief genug, so nähern sich doch die beiden Autoren abermals im Negativen, in der Kritik. Nicht erst Wagner, sondern schon der Anonymus sagt (S. 677): „Ich will dem nicht zu nahe treten, was mancher tüchtige Mann im Stile der Concerts- und Salonsmusik arbeitet, aber im Großen und Ganzen betrachtet ist diese Gattung ohne Kern, verderbt und manieristisch. Wir müssen jedoch hier einen Augenblick verweilen, gerade darum, weil sie" — und jetzt hören wir auch eine aus Wagner wohlbekannte Sprechweise — „so nichtsnutzig ist; denn sie führt uns den schlagenden Beweis, daß die geflissentliche Entfremdung der Kunst von allen volksthümlichen Elementen zum Verderben derselben ausschlagen muß." Nichtwagnerisch ist allerdings die Anwendung des Gesagten auf die durch „Berlioz, Chopin, Liszt u. s. w." repräsentirte „Episode, die in den höheren Kunstgattungen durch Mendelssohn und seine Geistesgenossen rasch überwunden wurde." Um so wagnerscher hinwider sind: die Anklage der „parfümirten Corruption in den höheren Schichten der Gesellschaft"; dann der schon aus der „deutschen Oper" bekannte Hinweis auf die Metternich'sche Politik, die in ihrem „Fette des grobsinnlichen Behagens" (S. 683) recht gut gewußt habe, warum sie auch der „frivol-sinnlichen Salonmusik" „einen so begünstigten Zufluchtsort in Wien einräumte"; endlich der Vorwurf gegen die „kokettlüsternen Operntänze" und gegen die ähnliche Entartung der Militärmusik (S. 678). Allerdings führt die Fortsetzung dieser Anklagen wieder von den Wegen ab, auf denen Wagner folgen konnte: denn von dem Trieb, der durch die ganze Instrumentalmusik gehe, „sich von den volksthümlichen Grundformen völlig loszureißen," nimmt der Anonymus bei der Vocalmusik das Gegentheil wahr, preist hier den vierstimmigen Männergesang (S. 679 f.) und bedauert Schuberts Versuche, mittels des „Durchcomponirens" von Liedern in die idealistische Richtung hinüberzuschlagen (S. 680 f.).

In noch schärferer Weise treffen und scheiden sich unsere beiden Gewährsmänner, sobald die nationalen Unterschiede der Oper in Betracht kommen. Für den Anonymus ist die Oper als Gattung „wesentlich kosmopolitisch". So weit er sich jedoch durch diesen positiven Gedanken von seinem Nachfolger entfernt, so nahe kommt er ihm wieder in der Kritik des „Mißlingens einer national-deutschen Oper", gegenüber ihrem nationaleren und volksthümlicheren Gepräge in Frankreich und Italien, und

in den Worten: „ein solch phantastisches Durcheinander aller Stilarten, eine solche Sprachverwirrung aller musikalischen Zungen, wie sie z. B. Meyerbeer . . . durchgeführt. Und abermals entfernt er sich von Wagner dadurch, daß er eben dies gemeinsam Getadelte auf die der Oper überhaupt, auf „die dieser ganzen Gattung dramatischer Kunst zu Grunde liegende ästhetische Corruption" zurückführt, die ihm hinwider in jenem Mißlingen einer national-deutschen Oper „keinen Tadel, sondern ein Lob für den deutschen Geist" erkennen läßt (S. 682). So ist es nur eine äußerliche Uebereinstimmung, wenn der Anonymus schließlich wieder bei der lebhaften Klage anlangt, daß Mendelssohn „sterben mußte, bevor es ihm vergönnt war, auch in der Oper sein reformatorisches Wirken zu beginnen! Es schwebt ein wahrhaft tragisches Verhängniß über der deutschen Oper" u. s. w. (S. 605). — Mit der Kennzeichnung des Volksliedes als „des geheimnißvollen Punktes, wo Kunstgeschichte und Culturgeschichte zusammenfallen" (S. 686), schließt unsere Quelle.

IV.

Beide Vorlagen Wagners, die von 1850 wie die von 1849, waren völlig anonym erschienen. Daß sie einen und denselben Verfasser haben, wird wohl unzweifelhaft sein. Um so zweifelhafter, aber auch um so interessanter dürfte die Frage nach der Person dieses Verfassers sein. Zunächst kann die Vermuthung auf einen jener Schriftsteller fallen, die, wie etwa Brendel, schon frühe die Bedeutung Wagners erkannt und verstanden, damals jedoch schwerlich seine Grundgedanken bereits folgerichtig zu Ende gedacht haben mögen. Unfähig, die Frage aus solchen Erwägungen heraus zu entscheiden, wandte ich mich an den Verlag der „Gegenwart" selbst, erwartend, einen längst verklungenen Namen zu hören. Zu meiner Ueberraschung kam die Antwort, daß jener Verfasser niemand Anderer als der wohlbekannte Culturhistoriker W. H. von Riehl sei, der heute noch, fast ein halbes Jahrhundert nach der Abfassung jener Aufsätze, dem litterarischen Getriebe Deutschlands angehört. Damals, ungefähr 1848, war Wagner bereits ein Mann von 35 Jahren; sein zugleich benütztes und überwundenes Vorbild um zehn Jahre jünger.

Die Zeit, die seither vergangen, hat kaum vermocht, die Aehnlichkeiten und Gegensätze von damals uns gleichgiltig zu machen; wohl aber, uns selber zu Anderen zu machen, als wir damals gewesen wären und waren. So ist es auch selbstverständlich, daß von dem Verfasser unserer Quellen heute keine Verantwortung für die Gesammtheit seiner damaligen Aeußerungen verlangt werden darf. In diesem Sinne sprach er sich auch gegen den Verleger aus, als ihn dieser nach seinem Einverständniß mit der Aufhebung der Anonymität fragte: „Nur wünsche ich, Herr Dr. Schmidkunz möge nicht übersehen, daß jene vor fünfundvierzig Jahren geschriebene Essays in die Anfänge meiner litterarischen Thätigkeit fallen und daß sich seitdem gar

manches nicht nur in den Thatsachen, sondern auch in meinen Anschauungen und Urtheilen geändert hat." Trotzdem aber darf man erwarten, daß der Verfasser seinen damaligen Standpunkt im Ganzen auch heute noch anerkennen und in den von uns hervorgehobenen Unterschieden gegenüber Wagner eine Bestätigung seiner eigenen Continuität seit damals finden werde.

Die andere Frage, die nach etwaiger Umkehrung des Abhängigkeitsverhältnisses zwischen dem Anonymus und Wagner, konnten wir schon vorher aus dem sachlichen Zusammenhang heraus verneinen. Trotzdem wandte ich mich zur Sicherheit auch an Professor Riehl selber, mit dem Ersuchen um Aufschluß über eine etwaige Abhängigkeit von Wagners Erstlingsschriften. Die Antwort ging über das, was zu erwarten war, noch hinaus. Der Gefragte hatte die Freundlichkeit, am 13. Juni 1894 Folgendes zu antworten, worin der Anfang die Chronologie in ganz unwesentlicher Weise um einige Jahre nach vorwärts schiebt:

> „Im Anfang der fünfziger Jahre bin ich sicher nicht von R. Wagners theoretischen Aeußerungen beeinflußt gewesen, denn ich wußte damals noch gar nicht, daß derselbe etwas Anderes als Noten geschrieben habe. Auch in späteren Jahren war und blieb ich stets der offenste und entschiedenste Gegner der Wagner'schen Theorien, wie Sie aus meiner ‚Kriegsgeschichte der Oper' im 3. Bande meiner „Musikalischen Charakterköpfe' und aus dem Essay ‚Richard Wagner' in meinen ‚Culturgeschichtlichen Charakterköpfen' ersehen können."

Endlich erhebt sich die Frage, ob Wagner gewußt, wer sein Vorbild gewesen. Darüber scheint mir vorläufig nur so viel zu sagen, daß meines Wissens Nichts vorliegt, was dafür spricht. Eine besondere Stelle in der späteren Polemik hat Wagner gerade diesem Gegner nicht eingeräumt; die Auslassung in den „Censuren", die seinen Namen trägt („Gesammelte Schriften und Dichtungen", VIII. S. 260—269), geht zuerst in einer, wenngleich etwas lächelnden, so doch entgegenkommenden Weise auf Riehls Verdienste um ein Erfassen unserer Cultur ein und berührt auch in dem polemischen Schluß die großen Probleme des theoretischen Streites nur nebenbei; irgend ein Hinweis auf die seinerzeitige Geistesnäherung ist hier ebenfalls in keiner Weise zu finden.

Trotzdem enthält diese Censur eine Analogie zu dem, was Wagner von seiner einstigen Vorlage angenommen hatte, und was ihm an ihr unbefriedigend geblieben war. Wir hatten vom Anonymus den Gegensatz des Volksthümlichen und Naturalistischen einerseits, des Abstracten, Transsendenten, Idealistischen andererseits kennen gelernt und ebenso die Weise, wie Wagner diesen Gegensatz sich aneignete. Wir machten schon darauf aufmerksam, daß für Wagners Entwickelung damals, in der Hegel'schen Zeit, noch ein wichtiger Begriff fehlte: der des Intuitiven. Jetzt, etwa 18 Jahre später, knüpft sich daran ein damals nur erst latenter Gegensatz gegen die einstige Quelle. Wagner sagt in seiner

„Censur" von Riehl: „Für die Musik hat er es auf die Naivetät abgesehen und muß es bedauern, daß die neueren Componisten, von Weber an, reflectirte Musik geschrieben haben . . . Eine Definition jenes Begriffes einer ‚Naivetät', welcher er eine ‚Reflexion' gegenüberstellt, erspart er uns, vermuthlich in der Annahme, daß hierfür bereits Schiller gesorgt habe; diesen lesen nun aber unsere Culturforscher nicht mehr, und es begegnet ihnen daher, daß sie seine berühmte Abhandlung über ‚naive und sentimentalische Dichtung' insoweit irrig im Gedächtnisse bewahren, als sie dem dort definirten Naiven, welchem sehr bestimmt das Sentimentale entgegengehalten wird, ein confuses Reflectirtes (etwa nach Hegel) gegenüberstellen." Wagner betonte nun, daß es sich bei der Reflexion um eine Art der Erkenntniß handele, welcher einzig wiederum nur die intuitive (anschauende) Erkenntnißweise gegenübersteht; daß somit dem naiven Kunstproduciren ein reflectirendes Musikmachen gegenüberzuhalten, gerade so unsinnig ist, als der intuitiven Apperception eine sentimentale Erkenntniß entgegenstellen zu wollen." Hätte Wagner in dieser Zeit, in der er bereits mit Schopenhauer vertraut war, seine einstige Vorlage und seinen durch sie bestimmten Text wieder vorgenommen, so würde er wahrscheinlich jene Verwechselung einer künstlerischen Productionsart mit einer Erkenntnißart auch in der anonymen Beschreibung der idealistischen Musiker gefunden und würde wohl bedauert haben, daß er ihr nicht schärfer entgegengetreten. Er würde bereits dort das unmerkliche Hineintragen eines Reflexionsbegriffes in Unterschiede des Kunstschaffens gefunden haben. Die Quelle hatte gesagt (S. 675): „Wenn Haydn in seinen zweiten Sätzen meist ein Allegretto oder Andante vorzieht und dasselbe im Stile eines naiven, halb heiteren, halb sentimentalen Volksliedes behandelt, so blieb er damit der ursprünglichen Tendenz des zweiten Satzes am meisten treu, während Mozart ein ausgeführtes Adagio in Geltung brachte, welches vielmehr den idealistischen Charakter des ersten Satzes, nur in mehr lyrischer Auffassung, wiederholte. Hierin schlossen sich die späteren Meister fast allesammt an Mozart" u. s. w.

Es ist nicht schwer, sich ein Bild von dem Widerspruch zu machen, mit dem Wagner diese Stelle schon damals aufgenommen haben mag. Der Anonymus hatte hier ausdrücklich zunächst das Naive und Idealistische auseinander gehalten und dann im Naiven wieder zweierlei unterschieden: das Heitere und das Sentimentale. Soweit Wagner zu seiner späteren Kritik des Gegensatzes vom Naiven und Reflectirten — „etwa nach Hegel" — berechtigt war, ebenso weit konnte er es auch damals angesichts dieser Unterscheidung sein. Aber noch ein anderer tiefer Abstand zwischen der Vorlage und ihrem Benutzer tritt hier hervor. Jene findet den Gegensatz zum Naiven des Haydn, das Idealistische, in den zweiten Sätzen schon bei Mozart. Wagner hingegen hat kurz nach seiner „Censur" in seiner Schrift „Ueber das Dirigiren" (von 1869) den dort angedeuteten Gegensatz des

Naiven zum Sentimentalen näher ausgeführt und setzt ihn nicht zwischen Haydn einerseits, Mozart sammt späteren andererseits an, sondern vielmehr vorzugsweise zwischen Mozart und Beethoven und zwar für die Allegro-Sätze. Uns war schon in Wagners Weise der Benützung seiner Quelle ein schärferes Abtrennen Beethovens von seinen Vorgängern aufgefallen, als es im Sinn der Quelle lag. Dieser Abstand erweitert sich denn immer mehr, und mit jenen Gedankengängen in der „Censur" und im „Dirigiren" sehen wir Wagner endlich selbstständig außerhalb des Gedankenkreises stehen, von dem er seiner Zeit ausgegangen war.

* * *

So dürfte unsere Betrachtung schließlich auch dazu beigetragen haben, neben den passiven Bestandtheilen von Wagners theoretischer Entwickelung ihre activen aufzuzeigen. Dabei ist jedoch bemerkenswerth, daß diese theoretische Entwickelung in ihren beiderlei Bestandtheilen lange nicht so offen am Tage liegt, wie die praktische, künstlerische Entwickelung Wagners. Zum Theil mag dies daher kommen, daß seine Theorie eine Vorausnahme des späteren Theiles seiner Praxis ist, daß sie nicht seinen Opern, sondern seinen Dramen zur Seite steht, und daß sein Schaffen, wie Eingangs betont, auf theoretisch bewußtem Boden ruht. Immerhin sind auch in seiner Theorie mehr Aenderungen zu verzeichnen, als der flüchtige Blick erkennen läßt. So hat sich z. B. Wagners Beurtheilung des Finales der neunten Symphonie im Laufe der Jahre beträchtlich gewandelt. Nur daß er, soweit der Ueberblick des Verfassers dieser Zeilen reicht, niemals eine frühere Stellung ausdrücklich abgeleugnet, zurückgenommen oder auch nur berichtigt hat. Insofern steht er immer als Ein- und Derselbe da. Dies zeigt sich z. B. im „Judenthum". Es war zuerst 1850 pseudonym — unter „K. Freigedank" — in Franz Brendels „Neuer Zeitschrift für Musik" erschienen, anknüpfend an die Erwähnung eines „hebräischen Kunstgeschmackes", die in derselben Zeitschrift geschehen war. Neunzehn Jahre später, 1869, erschien der Aufsatz zum zweiten Mal, jetzt unter Wagners eigenem Namen (Leipzig, J. J. Weber). Von dem Inhalt der zweiten Auflage ist nur der kleinere, erste Theil (S. 9—32) eine Wiederholung der ersten Auflage; der größere, zweite Theil ist damals, 1869, neu hinzugekommen. Die Gesammtausgabe („Gesammelte Schriften und Dichtungen", 1873) bringt jenen ersten, älteren Theil im 5. Band (S. 83—108, mit der wahrscheinlich falschen Angabe „1852") als „Aufklärungen über das Judenthum in der Musik". Der Text ist hier und in der zweiten Auflage gleich. Ob jedoch die erste und die zweite Auflage mit einander übereinstimmen, konnte ich leider nicht feststellen, da mir jene nicht zugänglich war. Nach einer privaten Mittheilung hingegen hatte gerade die für uns entscheidende Stelle, der Vergleich mit antiker Plastik, zuerst (1850) anders gelautet als später (1869) und zwar mit dem Unterschied, daß die ur-

sprüngliche Fassung die schärfere, pointirtere war. Es würde sich lohnen, beide Texte genau zu vergleichen; um so mehr, als Wagner in dem zweiten, jüngeren Theil seiner Schrift („Aufklärungen" u. s. w.) Nichts von einer Aenderung, selbst nur Abschwächung seiner damaligen Worte andeutet.

* * *

Die Quelle aber, aus der Wagner nach unseren Darlegungen geschöpft, mag uns aus noch einem anderen Grund von Interesse sein. Sie ist nämlich ein Stück aus der Entwickelung der heutigen Conversationslexica. Neben jenen vielgerühmten modernen Werken, der 5. Auflage des „Meyer" und der 14. Auflage des „Brockhaus", nehmen sich die noch in manchem Haus befindlichen älteren Auflagen des „Brockhaus" recht ehrwürdig und überwunden aus. Allein noch ehrwürdiger ist der Weg, den dieses Buch zurückgelegt hat; und die von uns citirte „Gegenwart" ist ein Stück dieses Weges. Ihre 12 Bände (1848—1856) bildeten nämlich zum Theil ein Mittelglied zwischen der 9. und der 10. Auflage dieses „Conversations-Lexikons", das bis zu seinem elften Erscheinen den für damals charakteristischen Titel führte: „Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände". Die 9. („Original-)Auflage war 1843 bis 1845, die 10. 1851 bezw. 1854 bis 1855 erschienen, beide in 15 Bänden; den Uebergang zwischen beiden Auflagen sollte zunächst jene Zeitschrift vermitteln. Außerdem sollte sie an zwei andere Werke desselben Verlags, Begleitstücke des eigentlichen Conversationslexikons, anknüpfen, an das „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Litteratur" (1832—1834) und an das „Conversations-Lexikon der Gegenwart" (1838—1841). So nach dem vom 15. Mai 1848 datirten Vorwort. Das Schlußwort aus dem December des Jahres 1856, gezeichnet von Dr. August Kurtzel als Redacteur, weist einerseits auf die schon fertige 10. Auflage des Hauptwerkes, andererseits auf eine Art Fortsetzung der „Gegenwart" hin. Diese Fortsetzung erschien vom Jahr 1857 an als die wohl noch den Heutigen erinnerliche Zeitschrift „Unsere Zeit", die bis zum Jahre 1891 gedauert hat, seit 1865 unter Rudolf Gottschall.

Indem unsere eigenen Ausführungen einem Entwickelungspunkt galten, wo Altes und Neues einander viel näher trat, als es sonst meistens zu geschehen pflegt, wird es der Mühe werth sein, den letzten Satz jenes Schlußwortes auch als den Abschluß unserer Zeilen zu benützen. Er lautet „Die ‚Gegenwart' aber möge nicht nur den Zeitgenossen, sondern auch dem künftigen Geschlechte als *das* gelten, was wir mit Ernst und Ausdauer wenigstens zu schaffen anstrebten: ein sinnvolles *Geschichtsbild* aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, ein *Janus* — das alternde Antlitz gewendet in eine Vergangenheit voll schmerzlichen Ringens und harter Arbeit, das Jünglingsgesicht gehoben nach den Hoffnungen und Erwartungen einer reichen Zukunft!"

Ophelia.

Von

Carola Blacker.

— London. —

Von Shakespeare's Menschen kann man im Allgemeinen sagen, daß ihr Seelengefüge einfach ist. Sie grübeln sich nicht in Conflicte hinein, sondern die Verhältnisse werden ihnen zum Conflict, und sie sind deren Opfer. Sie folgen den Eingebungen und Einflüssen des Augenblicks nach dem inneren Drang ihrer Natur und reflectiren nur wenig über sich selbst. Erst wenn wir sie im Seelenschmerz sehen, wissen wir von dem Zwiespalt, der ihnen selber unbewußt, in ihnen lebte*).

Bildnißartig, wie seine Gestalten uns demnach erscheinen möchten, so veranschaulichen sie doch ein allgemeines Menschenschicksal; und Friedrich Vischer sagt: „Ueber Homers, Goethes, Shakespeares Gestaltungen meint man ein wunderbares Zittern mystischer Luftwellen wahrzunehmen, Zauberfäden, die von dem klar Begrenzten in das Unendliche hinauslaufen; es ist eine Aussicht wie von einem festen Punkte auf das Meer."

Hazlitt vergleicht die Einfachheit und den tiefen Pathos von Ophelias Erscheinung einer jener alten Balladen, die bei anscheinender Kunstlosigkeit die Wirkung der vollendetsten Kunst hervorbringen. Der Dichter hat sie zum Eingreifen in die dramatischen Begebenheiten nur in geringem Maße bestimmt und sich deshalb auf die Schilderung solcher Züge ihres Wesens beschränkt, die dafür von Bedeutung sind. Er zeigt uns von ihren Handlungen und Anschauungen vielleicht noch weniger, als er es bei anderen seiner Mädchengestalten thut. Ihr Leben ist vom Schicksal und den Zufälligkeiten ihrer

*) Siehe: Shakespeare vom Standpunkte der vergleichenden Litteraturgeschichte von W. Wetz. Erster Band.

Existenz eng begrenzt; es zittern aber doch darüber die Luftwellen, die uns in und über der Erscheinung eine allgemein menschliche Wahrheit erkennen lassen. Denn „Shakespeare hat es immer mit dem im Menschen wirkenden Geiste zu thun, und dessen, das Leben nach dieser oder jener Seite hin bezwingenden Macht“*). Die Behauptung, daß von den beiden Geschlechtern das weibliche der Natur am nächsten stehe, findet mit Recht auf Shakespeares Frauen ihre Anwendung. Ophelia ist ihnen gleich durch ihre naive Unbefangenheit; sie unterscheidet sich von ihnen durch den Mangel an zielbewußter Energie. Jene erfassen das Leben, wie es ist, um sich selbst ihr Schicksal zu bilden; vor ihr dagegen liegt es als unbestimmte Ahnung; die zarte Weichheit ihrer Natur ist ihm nicht gewachsen, im Zwiespalt damit geht sie zu Grunde. — Wie Blumenduft schwebt sie durch das Stück, wie ein Accord der Aeolsharfe, der in einem Seufzer verklingt. Doch wie wirklich und wie lebendig ergreift sie unser Gemüth!

Mir scheint sie die Verkörperung der Frühjugend (adolescence), wo im knospenden Mädchen Alles im Werden ist, einzelne Eigenschaften mehr entwickelt sind als andere, wo es an der Schwelle der Jungfräulichkeit träumend steht, ehe es mit bewußtem Willen sich selbst erfaßt: in Reinheit und hingebender Schwäche ein Kind, in unbewußter Würde und instinctivem Verstehen ein Weib. Bei der Einfachheit ihrer Natur, und in Uebereinstimmung mit Shakespeares Art und Weise überhaupt, liegen ihre Gedanken verständlich vor uns. Wenn der Dichter aber durch ein gewisses Verhüllen in der Sprache einen Schleier über ihr Innenleben breitet, so will er vielleicht andeuten, daß dieses, wie ihr Lebensweg selbst, noch im Dämmerlicht vor ihr liegt. Ganz absichtlich ließ er sie ohne Mutter, die ihre Entwickelung zur Selbstständigkeit fördernd überwacht und ihr inneres mit dem äußeren Leben in Verbindung und Harmonie gebracht hätte. Ophelia ist in eine Welt gestellt, rauh in ihren Elementen altnordischer Geschichte, eine unverständliche Welt, von der Ulrici sagt, sie gleiche einer romantischen Mondscheinlandschaft mit glänzenden Felsenspitzen, finsteren Schluchten und einem Thal, von Streifen Lichts halb erhellt“; eine Welt, die mit sich selbst im Widerspruch, die aus den Fugen gegangen ist. Wie eine süße Veilchenknospe lebt sie in dem düsteren Wald des Hofes von Elsinor, ohne sich von dem Gegensatze zwischen ihr und ihrer Umgebung Rechenschaft zu geben. Sie ist die Wahrheit und das Vertrauen in einem Gemenge von Falschheit, Verstellung und Lüge; die sanfte Würde in einem Labyrinth von Leidenschaften; die Uneigennützigkeit unter Menschen, von denen jeder nur an seine eigenen Pläne und Absichten denkt, Hamlet selbst nicht ausgenommen. Neben dem verbrecherischen König steht sie als die Verkörperung der Unschuld, neben der buhlerischen Königin als die der Reinheit, ihre demuthsvolle Unterordnung ist ein Gegensatz zu der ein-

*) William Shakespeare. Sein Leben und Dichten. Von E. W. Sievers.

gebildeten Weisheit des Polonius, ihre Offenheit zu seiner Heuchelei; ihre gerade Einfachheit zur Falschheit der Hofschranzen und zur Weltgewandtheit des Laertes, der keine Mittel scheut; ihre holde Selbstunkenntniß zur Innenschau Hamlets, der sich selbst und den Grund aller Dinge zu erforschen sucht. — In all' ihrem Thun und Reden trägt sie, wie Sievers hervorhebt, den Stempel der Schönheit. Schön ist sie in ihrer äußeren Erscheinung, in ihrem Anschauen und Empfinden; schön ist ihre Sprache, durch den Reichthum an Bildern, die edle Lebendigkeit der Schilderungen — man denke nur an jene von Hamlets Besuch auf ihrem Zimmer, oder die seiner Charaktereigenschaften. Shakespeare wollte sie nicht nur von poetischem Duft umweben, sondern selbst als ein reich begabtes Wesen darstellen. Der Zauber, den ihre Anmuth auf Hamlet ausüben mußte, ist uns verständlich. Wenn trotzdem die Frage aufgeworfen wurde*), wie konnte ein so hochbegabter Intellect ein charakterloses Kind wie Ophelia lieben, so ließe sich, abgesehen von dem eben Angedeuteten, diese Liebe so einfach wie manche andere des wirklichen Lebens erklären: aus dem Gesetze der Ergänzung. Gerade Hamlets grüblerisches Wesen fand einen Halt in ihrer einfach selbstverständlichen Annahme der Dinge, sein Zweifeln und Sehnen Ruhe in ihrem Glauben, seine Heftigkeit Friede in ihrer Ergebung, sein umdüstertes Gemüth Helligkeit in der durchsichtigen Einfachheit des ihrigen. Seine hochverfeinerte, empfindsame Natur mußte sich angezogen fühlen von ihrer knospenden Mädchenhaftigkeit.

Ophelias Liebe wird häufig mit der Julias verglichen. Diese war auch erst vierzehn (oder, wie Andere meinen, sechzehn) Jahre alt. Aber über sie kam, wie W. Wetz es von Shakespeares Frauen im Allgemeinen sagt, die Liebe „wie eine Schicksalsmacht", ohne Scheu vor den Folgen, ohne das Ringen eines Entschlusses. In Julia erblühte in einer fliederduftigen Maimondnacht beim Gesang der Nachtigall mit der Leidenschaft das Weib. Veilchengleich wuchs dagegen Ophelias schüchterne Liebe im frühsten Frühling, wenn die Welt noch winterlich ist, und starb in einer frostigen Nacht, noch ehe sie sich geöffnet hatte. Julia dachte sich Shakespeare als eine schwarzäugige, südliche Natur; Ophelia war ihm die blauäugige, zögernde nördliche Jungfräulichkeit.

Voll stiller Innigkeit war ihre Liebe, aber ohne daß die Leidenschaft ihr Gleichgewicht, störte; deshalb setzte Ophelia auch den äußeren Einflüssen zum Abbruch des Liebesverhältnisses so wenig Widerstand entgegen. Ehe ihr der Schmerz den Mund geöffnet, finden ihre Gefühle in Worten keinen Ausdruck. In Kindesunschuld hatte sie Hamlets Liebeswerbung angenommen, ohne Erklärungsversuch gegen sich selbst vertraute sie ihm und glaubte sie an ihn. Wenn Laertes zum ersten Mal diesen Glauben zu lockern sucht, ruft er nur Ueberraschung bei ihr hervor:

*) Siehe Mrs. Jameson und Andere.

Laertes: Was Hamlet angeht und sein Liebsgetändel,
So nimm's als Laune, als ein Spiel des Bluts;
Ein Veilchen in der Jugend der Natur,
Frühzeitig, nicht beständig, süß, nicht dauernd,
Nur Duft und Labsal eines Augenblicks,
Nichts weiter.

Ophelia: Weiter Nichts?

Er erlangt kein Versprechen, sondern nur das Zugeständniß:

Ich will den Sinn so guter Lehr' bewahren
Als Wächter meiner Brust.

In dem Worte:

Es ist in mein Gedächtniß fest verschlossen,
Und Du sollst selbst dazu den Schlüssel führen;

liegt jedoch darin das unwillkürliche Bekenntniß der Nothwendigkeit eines Wächters über ihr Herz.

Wenn sie dann selbst dem Bruder noch gute Lehren giebt, so geschieht dies in naiver Weise und dabei nicht ohne einen Zug liebenswürdiger Schalkhaftigkeit. Vielleicht auch will der Dichter durch die kleine Rede:

. . . Doch, lieber Bruder,
Zeig' nicht, wie heilvergess'ne Pred'ger thun,
Den steilen Dornenweg zum Himmel Andern,
Derweil als frecher, lock'rer Wollüstling
Er selbst den Blumenpfad der Lust betritt,
Und spottet seines Raths,

einen Blick thun lassen in die Natur des Laertes, der durch den eigenen Lebenswandel kaum berechtigt ist, die Unschuld zu unterweisen.

Mit dem geringen Selbstvertrauen ihrer Jugend und ihrer Natur lehnt sie sich in schüchterner Ehrfurcht an den Vater, dessen Autorität für sie die zuverlässige Hilfe in jeder Lage ist; ohne Anspruch auf selbstständiges Urtheil fügt sie sich leicht seinem besseren Verständniß, und sie weiß noch nicht, daß es höhere Gebote giebt, als die des kindlichen Gehorsams. Schon das erste Wort, mit dem Shakespeare sie im Stücke einführte, war ein freundlich unterwürfiges auf ihres Bruders Anempfehlung, ihm während seiner Abwesenheit auch fleißig zu schreiben:

Zweifelst Du daran?

Ist es nicht selbstverständlich, daß sie immer alle Pflichten schwesterlicher Liebe erfüllen werde?

Das Gespräch mit Laertes machte den Eindruck eines Geheimnisses

zwischen den Beiden; aber es ist bezeichnend, daß, wenn gleich darauf ihr Vater eintritt und sie über dessen Gegenstand frägt, Ophelia zwar zögernd und ausweichend, aber doch wahrheitsgetreu den Inhalt mittheilt:

Wenn Ihr erlaubt, vom Prinzen Hamlet war's;

und wenn er, damit nicht zufrieden, ihr mit strengen Worten keinen Ausweg läßt:

Was giebt es zwischen Euch? sag mir die Wahrheit!

so kleidet sie ihre Antwort zwar in die conventionellsten Ausdrücke:

Er hat seit Kurzem mir, und mehr als einmal,
Anträge seiner Zuneigung gemacht,

(tenders of his affection), wagt aber nicht, gegen den Vater ihr Geheimniß für sich zu behalten, wie er auch wußte, daß er von ihr eine ehrliche Antwort zu erwarten hatte.

Wie Claudius dem verstorbenen König, gießen ihr nun Vater und Bruder das todbringende Gift in's Ohr.

Laertes: . . . Er liebt Dich jetzt vielleicht;
. . . Doch befürchte,
Bei seinem Rang gehört sein Will' ihm nicht.
Er selbst ist der Geburt ja unterthan.
Er kann nicht, wie geringe Leute thun,
Für sich auslesen: denn an seiner Wahl
Hängt Sicherheit und Heil des ganzen Staats.
Deshalb muß seine Wahl beschränkt sein
Vom Beifall und der Stimme jenes Körpers,
Von welchem er das Haupt.
Bedenk', was Deine Ehre leiden kann,
Wenn Du zu gläubig seinem Liebe lauschest.
Fürcht' es, Ophelia! fürcht' es, liebe Schwester,
Und halte Dich im Hintergrund der Neigung.

Wenn Laertes ihr die Gefährlichkeit der Liebe Hamlets zu zeigen suchte, so läßt Polonius die Ehrenhaftigkeit derselben überhaupt nicht gelten.

Und glaubst Du den Anträgen, wie Du's nennst?
Denk', Du seist ein dummes Ding,
Daß Du für baar Anträge hast genommen,
Die ohn' Ertrag sind. Nein, betrag' Dich klüger,
Sonst . . .
Trägt Deine Narrheit noch Dir Schaden ein.

und weiter:

Ja, Sprenkel für die Drosseln! Weiß ich doch,
Wenn das Blut kocht, wie das Gemüth der Zunge

Freigebig Schwüre leiht . . .
. . . Kurz, Ophelia,
Trau seinen Schwüren nicht: denn sie sind Kuppler,
Nicht von der Farbe ihrer äußeren Tracht ꝛc.

Das halbverstandene Geheimniß der armen Ophelia ist rauh an's Licht gezerrt und erscheint ihr in veränderter, erschreckender Gestalt. Sie weiß nicht mehr, „was sie denken soll." Durch seine Worte:

Muß ich Dir sagen,
Daß Du Dich selber nicht so klar verstehst,

und dann:

Du sprichst wie junges Blut,
In solchen Fährlichkeiten unbewandert,

sollen wir auch durch Polonius aufmerksam gemacht werden auf die Unwissenheit und Unfertigkeit ihrer sich entfaltenden Jugend. Der Zweifel, der ihr in's Herz gesunken ist, kann sich nur nach der einen Seite, der des Gehorsams, lösen. In den Worten:

Ich will gehorchen, Vater,

mit welchen die Unterredung endet, gipfelt die ganze Scene. Man fühlt, es ist ihr kein Ausweg geblieben. Und doch liegt in diesem Punkt der Hauptunterschied zwischen ihr und Shakespeares anderen Mädchengestalten, die sich nicht durch die väterliche Autorität in ihrer Liebe beirren lassen, wie z. B. Miranda, die Vorsicht des Vaters bekämpfend, mit klarer Bestimmtheit auf ihrer plötzlich gefaßten Liebe zu Ferdinand besteht.

Treu dem Befehl:

Du sollst mir, . . von Stund' an so
Die Muße keines Augenblicks vergeuden,
Daß Du Gespräche pflögest mit Prinz Hamlet,

verschließt ihm Ophelia ihre Thür und schickt ihm seine Briefe zurück. Hamlet aber will eine Erklärung des so plötzlich veränderten Betragens, und wenn er, gefoltert von Ungewißheit und Liebeskummer, in ihr Gemach eindringt, so bedarf dies keiner künstlichen Auslegung. Er wollte in jenem Auftritt nicht den Wahnsinnigen spielen, er wollte auch nicht in Folge der traurigen Erfahrung an der Mutter, oder um des Rachegebots des ermordeten Vaters willen, das ihm schwerdrückend auf dem Herzen lag, sich von Ophelia lossagen. Gerade jetzt hätte ihm ihre Liebe Kraft verliehen. Shakespeare macht es ganz deutlich, daß es sich hier nur um den „Abschied aus gekränkter Liebe und verletztem Selbstgefühl" (Loening) handle. Wenn Hamlets Erscheinung und Aussehen von ihr selbst bezeichnet wird,

als wär' er aus der Hölle losgelassen,
Um Gräul kund zu thun,

so will Sievers darin eine Hinweisung auf die Schrecken der Geisternacht, sehen, von denen er noch erfüllt zu ihr geeilt sei. Trotz der Zeit, die zwischen dem Schluß des ersten und dem Beginn des zweiten Actes verflossen, habe Shakespeare noch den lebendigen Eindruck im Sinne und mache uns die Kategorie der Zeit vergessen. Gewiß muß aber auch sein vernachlässigtes Aeußere als das Merkmal der unglücklichen Liebe aufgefaßt werden. Das lose Hängen der Kniegürtel und die ungeknüpften Aermel werden in „Wie es Euch gefällt" III, 2 als Bezeichnung für den unglücklichen Liebhaber angeführt; in den beiden Veronesern II, 1 heißt es, daß Proteus, weil er verliebt war, nicht sehen konnte, um sein Knieband zu schnallen. Hamlet hatte in seinem Schmerze auf ein erklärendes Wort gehofft. Aber Ophelia, eingedenk des Vaters Befehl und erschreckt durch sein wildes Wesen, hat für ihn nur Schweigen. Der letzte Hoffnungsanker ist ihm gerissen. Die beiden größten Erschütterungen seines Lebens sind zusammengetroffen; denn zu dem fürchterlichen Rachegebot kommt noch der Verlust des Glaubens an die Geliebte. Nun ist auch die Liebe „eine von den traurigen Geschichten," die er von der Tafel der Erinnerung verlöschen soll. In ergreifenden Worten schildert Ophelia den stummen Ausdruck seiner Verzweiflung:

Er griff mich bei der Hand und hielt mich fest.
Dann lehnt er sich zurück, so lang sein Arm;
Und mit der andern Hand so übern Auge,
Betrachtet er so prüfend mein Gesicht,
Als wollt ers zeichnen. Lange stand er' so,
Zuletzt ein wenig schüttelnd meine Hand,
Und dreimal hin und her den Kopf so wägend,
Holt er solch einen bangen, tiefen Seufzer,
Als sollt er seinen ganzen Bau zertrümmern
Und endigen sein Dasein. Dies gethan,
Läßt er mich gehn; und über seine Schultern
Den Kopf zurückgedreht, schien er den Weg
Zu finden ohne seine Augen; denn
Er ging zur Thür hinaus ohn ihre Hilfe
Und wandte bis zuletzt ihr Licht auf mich.

Ophelia aber eilt in weiblicher Fürchtigkeit, wie ein erschrockenes Vögelchen zu ihrem Vater, um mit Entsetzen von dem Besuch des Prinzen zu berichten. Sie ist von der Verrücktheit Hamlets überzeugt, und auf Polonius' Frage:

Verrückt aus Liebe?

giebt sie die Antwort:

Herr ich weiß es nicht,
Allein ich fürcht' es wahrlich.

Auch Polonius meint: „das (die Abweisung der Briefe und das Verwehren des Zutritts zu ihr) hat ihn verrückt gemacht."

Er glaubt jetzt an die Tiefe von Hamlets Liebe:

Es thut mir leid, daß ich mit besserm Urtheil
Ihn nicht beachtet,

und um den König und die Königin davon zu überzeugen, zeigt er ihnen den Brief, den der Prinz an seine Tochter geschrieben.

Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sterne Licht,
Zweifl' ob lügen kann die Wahrheit,
Nur an meiner Liebe nicht,

lautet Hamlets rührende Beschwörung an sie, ihm zu vertrauen. Aber man hatte ihr gesagt, daß sie niemals seine Frau werden könne, sondern daß ihre Ehre auf dem Spiele stünde, und je mehr das eigene Herz sich ihm zuwendete, um so deutlicher ward ihr die Ahnung der Gefahr, und sie überlieferte dem Vater den Brief. Wenn man nun in sie dringt durch ihren Einfluß, der solches Unheil bei dem Prinzen angestellt, ihn auch wieder zu sich zu bringen, so gehorcht sie wieder.

Königin: Was Euch betrifft, Ophelia, wünsch' ich nur,
Daß Eure Schönheit der beglückte Grund
Von Hamlets Wildheit sei; dann darf ich hoffen,
Daß Eure Tugenden*) zurück ihn bringen
Auf den gewohnten Weg zu Beider Ehre.

Auch der König, dessen böses Gewissen, ihn andre Gründe von Hamlets scheinbarem Irrsinn vermuthen lassen, dringt in sie, bei der Erforschung seines Zustandes behilflich zu sein.

Wie einem Kranken, mit äußerster Schonung, aber ohne Hinterlist und Heuchelei, tritt sie ihm entgegen, mit der Absicht in einer ehrlich gestellten Aufgabe gegen ihn und die Seinen ihre Pflicht zu thun; vielleicht auch mit der unbestimmten Hoffnung, indem sie ihm helfe, sich selbst zu helfen.

„Mein Prinz, wie geht es Euch seit so viel Tagen?" redet sie ihn schüchtern an; und mit Ausrufungen des innigsten Mitleids unterbricht sie das Gespräch: „O hilf ihm, gütiger Himmel, himmlische Mächte, stellt ihn wieder her!" Wenn sie mit kindlicher Unbeholfenheit den ersten Moment wählt, um ihm seine Geschenke zurückzugeben, so entspringt auch dies ihrer einfachen Ehrlichkeit, mit der sie andeutet, sie wisse jetzt, daß er nicht beabsichtigt habe, ihr die Treue zu halten.

*) Soll heißen Geschicklichkeiten, Fähigkeiten.

Mein Prinz, ich hab' von Euch noch Angedenken,
Die ich schon längst begehrt zurückzugeben.
Ich bitt' Euch, nehmt sie jetzt!

Hamlet: . . . Ich gab Euch niemals was.

Ophelia: . . . Ihr wißt gar wohl, Ihr thatet's,
Und Worte süßen Hauchs dabei, die reicher
Die Dinge machten. Da ihr Duft dahin,
Nehmt dies zurück: dem edleren Gemüthe
Verarmt die Gabe mit des Gebers Güte."

Ophelia hat durch ihre anscheinende Unehrlichkeit aus liebender Unterwerfung so wenig die ihr eingeborene Wahrheit verloren, als wie Gretchen ihre Unschuld, indem sie Faust gewährte, was und weil er es wollte. Beide haben nur sich selbst geopfert. (W. Wetz.) Hamlet aber schmerzte das scheinbar Unwahre ihrer Handlungsweise so tief als selbst ihre vermeintliche Untreue, denn es traf ihn an einer der empfindsamsten Stellen seines Wesens. Wahrheit war es, die er suchte als sein Lebensideal. Zuerst in seinem langen Studium der Wissenschaft, dem er die ganze Jugend widmete, dann in seinen geistigen Gewohnheiten, durch welche jeder Denkact zu einem Suchen nach ihr wurde, und nun in seiner fürchterlichen Lebensaufgabe, bei deren Ausführung die Ergründung der vollen Wahrheit einen Factor seines Zögerns bildete. War es auch wirklich sein Vater, der ihm erschienen war, und war es ein wahrhaftiges Gebot? und er forschte, ehe er die Last auf sich nahm, diese Welt, die aus den Fugen gegangen war, wieder einzurichten. Warum behandelte er Polonius, Rosenkrantz und Güldenstern so verächtlich? zum größten Theil, weil sie unwahr waren. — Was nützt es, weiß zu sein wie der Schnee, keusch wie Eis? Diese Welt ist ja doch nur eine Welt der Lüge! Sogar Ophelia hat ihn jetzt betrogen! Sie hat seine Liebe an Polonius verrathen, ihm den Brief gezeigt, sie giebt sich dazu her, den Lauschern ein Werkzeug zu sein, sie läßt sich sogar ein Buch in die Hand geben, durch welches sie ein unbefangenes Ansehen lügt. Und seine schneidende Anklage gegen sie ist deshalb:

„Gott hat Euch ein Gesicht gegeben und Ihr macht Euch ein anderes."

„Ich liebte Dich einst," schreit Hamlets gequältes Herz, und „in der That, mein Prinz, Ihr machtet mich's glauben," seufzt das Ophelias; und wenn er gleich darauf in seiner Bitterkeit sich widersprechend, sagt: „Ich liebte Dich gar nicht," kann Ophelia nur mit trauriger Ergebung antworten: „Um so mehr wurde ich betrogen." Indem sie so bekennt, daß sie an ihn geglaubt hatte, drückt sie auch aus, daß jetzt zwischen ihnen Alles fertig ist. Da springt eine Saite in Hamlets Herz, und „mißtönend wie verstimmte Glocken", lautet jetzt voll bitterem Sarkasmus seine Rede. „Geh' in ein Nonnenkloster!" Traue keinem Manne, sie sind Alle schlecht, und ich bin nicht besser als sie; denn ich bin stolz, rachsüchtig, ehrgeizig 2c.

(lauter Eigenschaften, von denen er weiß, daß er sie nicht hat), heirathe niemals, gebäre keine Kinder einem solchen Manne wie ich, denn wir sind alle Schurken. Geh' in ein Nonnenkloster, oder heirathe einen Esel; denn gescheite Männer wissen, welche Ungeheuer Ihr Frauen aus ihnen machen könnt. — Indem er durch dieses letzte Wort seinen Abscheu vor der eigenen wilden Heftigkeit ausdrückt, beschuldigt er damit aber auch Ophelia der Verzweiflung, welche über ihn gekommen ist. — Geh' in ein Nonnenkloster! — Es hat mich toll gemacht! — Leb' wohl! — Auch er hat mit der Liebe abgeschlossen, und mit Ophelias Jammerruf: „Weh' mir, wehe!" schließt die fürchterliche Unterredung.

Wenn wir nicht lange darauf, bei der Schauspielscene, Hamlet zu Ophelias Füßen sehen, so hat das nur äußere Gründe; darunter wohl auch den, durch die scheinbare Beschäftigung mit der Geliebten die Aufmerksamkeit der Zuschauer und des Königs von seiner Seelenerschütterung abzulenken; gewiß aber nicht, um ihr wieder Liebe zu zeigen. Das persönliche Interesse ist hier hinter das allgemein sittliche des Stückes zurückgetreten. Bei Hamlet selbst hat jetzt das große Weh der Rachepflicht das der verlorenen Liebe verdrängt. Er glaubt auch wirklich damit fertig zu sein, die tiefe Erbitterung sucht aber unter dem Deckmantel seines gestörten Wesens ihren gequälten Ausdruck. Hier zeigt sich Ophelias edle Würde auf ihrer Höhe. Je tiefer sie fühlt, um so ferner ist sie von jeder Heftigkeit. Schon im Anfang des Stückes hatte sich diese Würde gezeigt in der schüchternen Ruhe, mit welcher sie die derben Mahnungen des Polonius anhörte, ohne darauf näher einzugehen als mit der einfach bestimmten Rede:

Er hat mit seiner Lieb in mich gedrungen
In aller Ehr und Sitte
(He has importuned me in honourable fashion);

sodann in der schweren Aufgabe des „Aushorchens", wo ihr leidendes Herz sich verrieth und wo sie weder die Geduld mit den Angriffen des irrsinnig Geglaubten, noch die Sanftmuth, mit der sie dieselben abwehrte, verlor.

Mit instinctiver Geistesgegenwart behandelt sie jetzt Hamlets grobe Zoten so, daß sie gar nicht an sie herankommen können.

Hamlet: Fräulein, soll ich in Eurem Schoß liegen?
Ophelia: Nein, mein Prinz.
Hamlet: Ich meine, den Kopf auf Euren Schoß gelehnt?
Ophelia: Ja, mein Prinz.
Hamlet: Denkt Ihr, ich hätte erbauliche Dinge im Sinn?
Ophelia: Ich denke Nichts.

Seine derbsten Reden versteht sie so wenig, daß sie sie mit der Gegenfrage erwidert: „Was ist mein Prinz?" oder indem sie dieselben abweist mit

einem: „Ihr seid schlimm, Ihr seid schlimm; ich will das Stück anhören.“ Hamlets Aufregung ist der eines moralisch Betrunkenen zu vergleichen, und nur hinter dem ausschweifendsten Betragen kann er sie verbergen; aber unter dem geheimnißvollen Einfluß ihrer reinen Würde nimmt er sich immer wieder zusammen oder läßt mit einem „Nichts“ das Thema fallen.

Ueberdies erscheint es Ophelia als ihre Pflicht, Alles zu tragen. Hamlet ist krank, krank durch die Liebe zu ihr, und sie hat ihm die Treue gebrochen. Dies ist für sie ein noch größerer Schmerz als jener, da sie den Glauben an ihn und seine Liebe verlor. Kurz darauf wird ihr auch noch der Vater getödtet durch seine mörderische Hand; damit hat sie Alles verloren und steht mit ihrem Kummer und ihrer Hilflosigkeit allein und verlassen in der Welt. Ihr Herz bricht unter der Anhäufung von Schrecken auf Schrecken, in ihrer Seele schwindet die Vernunft. Es ist Shakespeare schon der Vorwurf gemacht worden, Ophelias Wahnsinn sei nicht hinreichend motivirt; darauf antwortet Söter: „Mir scheint, daß, nachdem wir selbst Zeuge all' ihres Herzensleides waren, wir keine weitere Begründung oder Erklärung bedürfen.“

Selbst äußerlich ist Ophelia so verlassen, daß sie sich den Zutritt zur Königin, die in ihr eine Anklägerin fürchtet, erzwingen muß.

Königin: Ich will nicht mit ihr sprechen.

Horatio: Sie ist sehr dringend, wirklich außer sich.
Ihr Zustand ist erbarmenswerth.

Königin: Was will sie?

Horatio: Sie spricht von ihrem Vater, sagt, sie höre,
Die Welt sei schlimm, und ächzt und schlägt die Brust.
Ein Strohhalm ärgert sie; sie spricht verworren
Mit halbem Sinn nur.

Königin: So laßt sie vor.

Ophelia: Wo ist die schöne Majestät von Dänemark?

Im tiefsten Schmerz des Irrsinns aber verläßt sie auch jetzt nicht ihre schönheitsvolle und poetische Natur. Sie klingt noch aus in der Sprache der Blumen, Lieder und Legenden. Sie möchte den Anwesenden Veilchen geben, aber „sie welkten alle, als mein Vater starb“; nur die Blumen des Abschiedes und der Erinnerung sind ihr geblieben, „Rosmarin, das ist zum Andenken“, und „Vergißmeinnicht, das ist für die Treue“, (Pansies that's for thougths). Das bittere Reuekraut giebt sie der Königin und nimmt dann auch für sich; aber: you must wear your rue with a difference, mit einem Unterschiede in der That! („Ihr müßt

sie mit einem Abzeichen tragen" ist unrichtig,) denn für Ophelia ist es ein Gnadenkraut: we may call it herb of grace on Sundays. Selbst der Gedanke an des Vaters Grab ist voll Blumenlieblichkeit:

Ihm zu Häupten ein Rasen grün,
Ihm zu Fuß ein Stein . . .
Geziert mit Blumensegen
Das bethaut zum Grab muß gehen
Von Liebesregen.

Für sie ist der lächerliche alte Hofmann der Liebe und Trauer so werth, daß es uns fast leid thut, verächtlich für ihn gefühlt zu haben. „Sie sagen, er nahm ein gutes Ende," und so bleibt sich auch in der Geistesnacht ihre Ergebung und die aus ihr strahlende Hoffnung gleich:

Ich hoffe, es wird noch Alles gut.
Wir müssen geduldig sein.

Der Vergleich mit dem Ende der Lady Macbeth liegt hier nahe. Statt Ophelias Grabgedanken der Liebe verfolgt sie die schauerliche Gestalt des gemordeten Banquo: „Ich sage es Dir, Banquo ist begraben, er kann aus seiner Gruft nicht heraus," und während Ophelia Blumen reicht, sucht jene in verzweifelter Gewissensangst das Blut von den Händen zu waschen. Bei der einen ist es das tiefe Leid der hilflosen Unschuld, welches das Gemüth zerriß, bei der andern das Schuldbewußtsein einer dämonischen Willenskraft. Beide fühlen den nahen Tod, und das Bett wird ihnen zur unbewußten Grabesvorbedeutung. In der Nacht der Gewissensangst sucht es Lady Macbeth mit gepeinigter Ruhesehnsucht: „Zu Bett, zu Bett! . . Was geschehen ist, kann man nicht ungeschehen machen. Zu Bett!" Ophelia erscheint es im Volkslied als Sinnbild der Liebe — „Lebewohl," schreibt jene dem Gemahl in den verderbenbringenden Krieg: „Lebewohl, meine Taube," singt Ophelia in liebend weicher Klage.

Schwermuth und Trauer, Leid, die Hölle selbst
Macht sie zur Anmuth und zur Artigkeit.

Wie Hamlet für im Wahnsinn befangen galt, als er den Kampf mit dem Schicksal aufgenommen hatte, so hat das Schicksal den Wahnsinn ihr gebracht; wie er den Schein desselben benutzte, um rücksichtslos die Wahrheit zu sagen, so quillt sie jetzt aus Ophelias gebrochenem Herzen hervor. Erst als der Schmerz ihr den Mund geöffnet hatte, fand ihre Liebe Worte, zuerst in dem begeisterten Verständniß von Hamlets schönen Eigenschaften:

O welch ein edler Geist ist hier zerstört:
Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge,
Des Kriegers Arm, des Staates Blum' und Hoffnung,
Der Sitte Spiegel und der Bildung Muster,

Das Merkziel der Betrachter . . .
Die edle, hochgebietende Vernunft,
Dies hohe Bild, die Züge blühender Jugend.

Sie bekennt, wie süß ihr seine Liebe gewesen sei:

Und ich, der Frau'n elendeste und ärmste,
Die seiner Schwüre Honig sog —

„Jetzt spricht sie verworren und mit halbem Sinne nur, aber ihr Inneres klingt aus in jenen Erinnerungen aus der Kindheit, die jetzt ihre eigenen Erlebnisse, verworren zwar, aber doch nach und nach in ihr aufsteigend wiederspiegelt." (Sievers.) Shakespeare liebt die Volkslieder seines heimatlichen Warwickshire, wo sie heute noch nicht ausgestorben sind, und kleidet oft die zartesten Gefühle in ihre urwüchsig rauhe Sprache. Ophelia ist mit ihnen aufgewachsen, und ihrer poetischen Natur sind sie auch jetzt ein natürliches Ausdrucksmittel. Wie sie sich in Hamlets Schicksal eingelebt hatte, oder doch ahnend es verstand, dafür zeugen die Worte, die sie an den vom Aufstande zurückkehrenden Laertes richtet: „Ihr müßt singen: nieder, nieder"; .. mit der Beziehung auf die alte Sage: „es ist der falsche Verwalter, der seines Herrn Tochter stahl," könnte man meinen, sie wolle ihn aufstacheln gegen Claudius, der König Hamlets Weib stahl; mit den Worten: „Dies Nichts ist mehr als Etwas," deutet Laertes an, daß er sie versteht. —

Die meisten ihrer Lieder aber sind Liebeslieder. Ihre geknickte Liebe macht sich in ihnen Luft. Wenn Paulsen jedoch Ophelia als Gefallene neben den Pessimisten Hamlet stellt und Tieck aus dem Lied vom Valentinstag schließen will, daß „sie Hamlet auf's Zimmer gerückt sei und dort ihre Unschuld verloren habe," so scheint es, als habe Shakespeare dies vorausgeahnt, wenn er Laertes sagen läßt: „Selbst Tugend nicht entgeht Verleumder Tücken," und wenn Hamlet ausruft: „Sei so keusch wie Eis, so rein wie Schnee, Du wirst der Verleumdung nicht entgehn!" Hätte sie einen Fehltritt gegen die Sittlichkeit begangen, so ließe uns Shakespeare darüber keinen Zweifel, „wie er denn bei solchen Dingen, weil er ein hochsittlicher Dichter ist, kein Blatt vor den Mund nimmt." Gerade weil er uns von Ophelias Reinheit überzeugt glaubt, läßt er sie durch den grellen Gegensatz noch rührender erscheinen; wie er vielleicht auch nicht ohne Absicht die schuldbewußte Gertrud zur Vertrauten ihrer unschuldigen Liebe macht*).

Die ergreifende Beschreibung der Königin von Ophelia's Tode „giebt in ihren Einzelheiten, sowie in der ganzen Stimmung ein Abbild von dem

*) Im 13. Capitel 2. Theil seines Buches „Die Hamlet-Tragödie" hat Rich. Loening durch die meisterhafte Beweisführung für Ophelias Reinheit wohl endgültig dieses ungesunde Element aus der Hamletforschung vertrieben.

innerlichen Wesen Ophelias, das ausdrucksvoll in ihrem äußeren Thun und Leiden sichtbar wird". (M. Carriere.) Wie uninteressant und unpoetisch dagegen wäre sie als Gefallene: das bloße Opfer ihrer Passivität oder eines Zufalles; warum hätte Shakespeare sie dann mit dem Duft des Schönen umgeben, und wo blieben da die Zauberfäden, die vom Begrenzten in das Unendliche hinauslaufen? Gretchens Liebe, Hingabe, Schuld, Sühne und Versöhnung gingen ihr ja ab; sie stünde da als armselige Figur ohne Leidenschaft, ohne selbstbewußte That, untergegangen durch ihre Unfähigkeit. Wer in Ophelias Liedern einen Ausdruck versteckter Sinnenlust oder gar den Beweis ihrer Schuld erkennen will, der weiß nicht, daß es einen Wahnsinn der reinsten Unschuld giebt, der sich im Entgegengesetzten äußert. Karl Thiersch sagt, es sei ein weitverbreitetes Vorurtheil, daß im Wahnsinn die wahre Natur des Menschen zum Vorschein komme, denn gerade das Gegentheil sei der Fall. Das hat Shakespeare besser gewußt, als viele der heutigen Kritiker, wie er denn auch bei seiner Psychologie nie die damit verbundenen physiologischen Bedingungen außer Augen ließ*). Er wollte neben dem Hereinklingen der Erinnerung auch das Charakteristische von Ophelias krankhafter Seelenstörung darstellen; hätte er das der gesunden Ophelia geben wollen, so hätte er sich anderer Mittel bedient.

Nirgends im Stücke treffen wir auch nur eine Andeutung auf ein unreines Verhältniß zwischen ihr und Hamlet. Die Warnungen des Polonius und Laertes richten sich gegen eine mögliche Gefahr, sie setzen also Ophelias Reinheit voraus.

> Sei denn behutsam! Furcht giebt Sicherheit.

Daß Hamlets Werbungen keine unreinen Absichten zu Grunde lagen, giebt Laertes in derselben Rede zu:

> Kein Arg und kein Betrug befleckt bis jetzt
> Die Tugend seines Willens;

nur die Vermuthung spricht er aus, daß schließlich der Prinz in der Wahl seiner Gattin den Wünschen des Volkes nachkommen müsse:

> doch befürchte,
> Bei seinem Rang gehört sein Will' ihm nicht.
> Er selbst ist der Geburt ja unterthan.

Polonius spricht von „Anträgen" nur, von „Schwüren", denen sie nicht trauen soll,

> Die fromme heilige Gelübde heucheln,
> Um besser zu berücken;

*) Ein sehr schöner Aufsatz hierüber erschien in der Beilage der Allg. Zeitung Mai 1894: Ueber die physiologischen Grundlagen der Shakespeare'schen Psychologie, von Richard Loening.

und sein ganzes Gebot beschränkt sich auf das Verbieten von Gesprächen, und auf ein Kargen mit ihrer „jungfräulichen Gegenwart". Wenn Hamlet selbst die vielgedeuteten Worte zu Polonius sagt:

Womans virtue is the frailest thing,

und die Anzüglichkeiten über seine Tochter, so müssen sie jedem Unbefangenen als der bittere Sarkasmus gegen die übertriebene Sorgfalt des Alten erscheinen, mit welcher er Ophelia veranlaßt hat Hamlet zu entsagen. Sie sind im gleichen Tone verächtlichen Hohnes gesagt, wie die Antwort auf Polonius' Frage:

Kennt Ihr mich, gnädiger Herr?

Hamlet: Vollkommen. Ihr seid ein Fischhändler.

und wie jede seiner Reden dieses Gespräches des zweiten Actes. Hamlets Wort beim Schauspiel such is the virtue of women ist auf die Königin zu beziehen, im Vergleich zu der Hekuba und wohl auch in bitterer Anspielung auf Ophelias Untreue gegen ihn. Mit dem schon angeführten Satze:

Sei so keusch wie Eis ꝛc.,
Du wirst der Verleumdung nicht entgehen,

könnte man sogar eine Absicht des Dichters erkennen, jedem Verdacht die Spitze abzubrechen; und gewiß würde er uns nicht durch Laertes' Benennung von „Maienrose" im zwecklosen Irrthum lassen, wenn Ophelia während des Bruders Abwesenheit des Namens unwürdig geworden wäre.

So ward mir meine Schwester hoffnungslos
Zerrüttet, deren Wert . . .
Auffordernd stand zu gleicher Trefflichkeit.

Damit stellt er seine Schwester als ein Muster edler Weiblichkeit hin, und all' seine Klagen, selbst sein fürchterlicher Fluch auf Hamlet an ihrem Grabe betreffen immer nur ihre verlorene Vernunft, aber niemals ihre verlorene Unschuld:

O, dreifach Wehe
Treff' zehn Mal das verfluchte Haupt,
Deß Unthat Deiner sinnigen Vernunft
Dich hat beraubt!

Ihren Tod allein beklagt die Königin, Blumen ihr in's Grab streuend, „der Süßen Süßes", und man fühlt, als reinige sie sich selbst durch diese Liebesthat gegen die Reine. Wiederholt nennt sie sie süße Maid und erklärt feierlich vor Allen, die versammelt sind:

Du solltest meines Hamlets Gattin sein;
Dein Brautbett dacht' ich, süßes Kind, zu schmücken,
Nicht zu bestreun Dein Grab.

Und auch der Priester, der ihr wegen des vermutheten Selbstmordes: „ihr Tod war zweifelhaft", die christlichen Gebete meint versagen zu müssen, hat Nichts einzuwenden gegen die übrigen bei einem Mädchenbegräbniß üblichen Gebräuche:

Hier gönnt man ihr doch ihren Mädchenkranz
Und das Bestreun mit jungfräulichen Blumen.

Daß diese ihr gebühren, wird von Niemandem angezweifelt. Aus ihrem reinen Körper sieht der Bruder Veilchen sprießen, und wie eine Feuerflamme schlägt jetzt Hamlets Liebe groß und rein gegen den Himmel empor.

Ich liebt' Ophelia, — vierzigtausend Brüder
Mit ihrem ganzen Maß von Liebe hätten
Nicht meine Summe erreicht.
(I loved Ophelia as fourty thousand brothers.)

Indem er mit heftigem Impuls in das Grab springt, spricht er frei und öffentlich seine Liebe aus und deutet die Vereinigung mit der Geliebten an, die sich durch seinen eigenen Tod bald verwirklichen soll.

Zu allen Zeiten liebte die Welt das Strahlende zu schwärzen. Wollte man doch, statt hinter Allem noch ein Verstecktes zu suchen, das Menschenleben in seiner Einfachheit nehmen und an des Dichters Wort sich halten, anstatt daran herumzudeuten! In der Scene der Todtengräber liegt eine Warnung. Es ist, als wollte Shakespeare der weisen Oberflächlichkeit gewisser Kritiker (wie es deren wohl auch schon damals gab), die in Ophelia eine Gefallene sehen, den Spiegel vorhalten durch die Clowns, die in kaum schlechterer Logik als jene Ophelia's Selbstmord beweisen. — Shakespeare hat Ophelia mit ganz besonderer Innigkeit gezeichnet, und von ihr gilt zweifellos, was W. Wetz von seinen Frauengestalten sagt, daß sie in dem herrlichen Einklang ihrer Neigungen mit den Forderungen der Sittlichkeit und der Schönheit Schillers Idee von der schönen Seele verwirklichen.

Hamlet und Ophelia standen mit ihrer Liebe in einer Umgebung von Falschheit, Verwirrung und Verbrechen, gegen deren Lügenmacht ihre ehrlichen und feinen Naturen kein Mittel der Vertheidigung besaßen. Gleich dem Schicksale des veronesischen Paares, dessen Liebe auf dem Boden der Feindschaft entsprungen, dem tödtlichen Hasse zweier Familien geopfert wurde, mußte auch ihr individuelles Leben, i. e. ihre Liebe dem größeren Leben („the larger life") und seinen geheimnißvoll wirkenden bösen Mächten weichen und durch sie untergehen. Ophelia ist jedoch nicht blos in diesem Sinne der Schicksalstragödie zu betrachten. Ihrer Liebe trat ein inneres Hinderniß entgegen. Im Gegensatze zu Romeo und Julia, deren innere Vereinigung fest stand trotz Trennung und Tod und deßhalb beseligende Harmonie blieb bis zum Ende, ward Hamlets und Ophelias

Liebe durch die äußeren Trübnisse zum geistigen Mißverstehen und deßhalb zum Unheil für sie. Ophelia ließ sich einreden, Hamlet treibe nur ein Spiel mit ihr, sie ließ sich vom Schein betrügen, in ihm den Wahnsinnigen zu sehen, sie ließ den Zweifel an ihm zur Ueberzeugung werden. Hätte sie trotz Allem und Allem an ihn geglaubt, hätte sie mit tapferem Herzen, allen Ansprüchen des Gehorsams zum Trotz, ihm die Treue bewahrt, dann wäre auch ihr die Liebe zur Beseligung geworden, und ihr eigener innerer Halt hätte Hamlet zur Rettung werden können. Edel und stark im Fühlen, war sie, doch ohne Willensstärke, den Geboten des eigenen Herzens zu folgen. So ist sie nicht frei von tragischer Schuld.

In ihrer liebreizenden Sanftmuth und Geduld im Leiden und im Tod, und in Hamlets starker Liebe nach ihrem Tod, findet sie ihre Verklärung. There's a heaven above us, schließt in diesem Sinne Mrs. Jameson ihre Betrachtungen über die traurige Liebesgeschichte; und there's a providence shapes our ends sagt Hamlet selbst. Und so dürfen wir auch auf Ophelia anwenden, was Horazio dem Freunde zuruft, nachdem er ausgelitten und die schwere That vollbracht hat: „Leb' wohl, und Engelstimmen singen Dich zur Ruh."

Bad Santum.

Von

Paul Schüler.

— Berlin. —

Den Feldweg bin ich gegangen, wie Sie mir sagten, Meister; aber eine gute halbe Stunde hat's gedauert von Santum aus. Es ist doch recht entlegen, dies Bauerngehöft."

„Mir ist's nicht zu entlegen, Konrad. Wer den Weg scheut, der braucht nicht zu kommen."

„Ich scheue den Weg nicht, Meister. Aber die Anderen meinen — alle Welt wundert sich, daß Sie nicht im Dorfe wohnen, wo doch so viele gute Hotels sind."

„So — wundert sich alle Welt? Nun, dann mag sie sich wundern. Wundert's Dich auch, Konrad?"

„Es ist schön hier, das muß man sagen. Ein Garten mit so mächtigen Rosen, das giebt's in Santum nicht. Auch hätte ich nicht gedacht, daß der Hafer hier so reichlich gedeiht. Die Abwechselung thut dem Auge wohl. Immer Haidegras und immer Enzian — das wird langweilig. Aber das Meer, wo ist das Meer?"

„Hörst Du's nicht rauschen? Peter Jansens Haus steht dicht hinter den Dünen."

„Richtig, jetzt höre ich es. Man hat sich so daran gewöhnt, daß man aufpassen muß, um es zu hören."

„Und es rauscht stärker hier als in Santum. Hier sind Felsen; da unten ist Alles flach und seicht. Für nervöses Frauenvolk und für die Kurmusik ist's besser in Santum. Aber Du, Konrad, Du solltest herziehen!"

„Nein, Meister, wohnen möcht' ich hier nicht. Es ist lustig in Santum. Nach Tisch wird Musik gemacht, Abends ist Tanz oder Vor-

stellung, und dann das Leben am Strande! Hier würde ich die Gesellschaft vermissen."

„So — würdest Du?"

„Es ist ja doch das erste Mal, daß ich in die feinere Gesellschaft komme. In Berlin blieben mir die Salons bisher verschlossen. Ich denke, in diesen Kreisen viel Anregung zu finden; da sind Schriftsteller, Gelehrte, geistvolle Frauen —"

Professor Grübler klopfte seinem Schüler auf die Schulter.

„Schon gut, Konrad; lerne sie kennen, die Gesellschaft. Aber laß die Malerei nicht liegen. Setz' Dich an's Meer. Male Wasser, male Wellen, male den Dünensand in jeder Beleuchtung. Und wenn Du von der Gesellschaft genug hast — ich meine, wenn Du sie nicht mehr vermissen solltest, dann kannst Du ja noch immer herziehen. Peter Jansen hat noch ein Zimmer frei; dort, wo der Epheu vor den Fenstern ist. Hier stört Dich Keiner. Hier kannst Du Studien machen den ganzen Tag über. Und nun komm' herein; Du sollst mein ländliches Frühstück mit mir theilen. Mein Wirth versteht sich darauf, ein gutes Stück Landbrot zu backen."

I.

Am Strande von Santum auf dem langgestreckten, hölzernen Stege, der Herren- und Damenbad verbindet, lustwandeln die Leute. Unter ihnen Dr. Paul Roland. Die Großstadt hat ihn gründlich gezeichnet mit jener ungesunden Farbe, welche sie ihren Lieblingen aufzumalen pflegt. Uebrigens erfreut er sich eines sympathischen Gesichts und eines kräftig entwickelten Schnurrbarts. Seines Zeichens ist er Privatdocent der Geschichte. Aber er gehört nicht zu den Vielen, denen der Beruf auf der Stirn geschrieben steht. Er sieht mehr wie ein Künstler, als wie ein Gelehrter aus.

Neben ihm geht der um einen guten Kopf kleinere Dr. Fritz Finke. Auch auf ihn paßt keine der Vorstellungen, die man mit bestimmten Berufsklassen zu verbinden pflegt. Die Sonne Santums hat ihn roth geschminkt. Aber unter der Schminke schaut die Blasirtheit hervor. Die Fältchen an den Augen und die schlaffen Lippen, auf denen nur mühselig ein blondes Bärtchen gedeiht, sprechen eine beredte Sprache. Er ist mehr als sorgfältig gekleidet. Um größer zu erscheinen, hat er die Schultern hochgezogen; auch hält er sich steif und kerzengerade, was zur Folge hat, daß das lichte Jaquet noch praller auf dem gedrungenen Rücken sitzt und über dem Gesäß eine Anzahl Falten schlägt. Die Beine stecken in sackförmigen Hosen, die — obwohl eine ungewöhnliche Trockenheit herrscht — mehrere Zoll lang aufgekrempelt sind. In der Hand hat er einen gräulich aussehenden Todtschläger, der aber leicht wie Pappe ist.

„Mit einem Wort," sprach Paul Roland, „ich bin wie umgewandelt. Die paar Tage haben Wunder gethan. Die Salzluft und das Bad —"

„Und die schönen Frauen," fügte Finke hinzu.

„Die giebt's auch in Berlin," erwiderte Roland. „Es war sogar Zeit, daß ich herauskam. Ich war zu tief im Strudel. Und dann — die letzte Enttäuschung. Sie haben wohl davon gehört. Ich hatte fest auf die Professur gerechnet. —"

„Richtig, wie hieß doch der Mensch, der Leipziger Historiker; — na, der schließlich den Ruf bekam — Leber — Leber —"

„Levermann war's. Connexion ist eben Alles. So ging's mir aber stets. Glauben Sie, daß ich je einen Wunsch hatte, der zur rechten Zeit in Erfüllung ging? Immer erst, wenn mir Nichts mehr daran lag, immer zu spät."

„Ja, ja, die Enttäuschungen," sprach Finke gedankenlos und sah einem jungen Mädchen nach.

„Dieses verdammte „zu spät": es hat mir früher viel Kummer gemacht. Jetzt weiß ich schon immer vorher, was mich erwartet, und bei jeder neuen Enttäuschung empfinde ich so was wie eine trotzige Freude. Schlag' nur zu, Schicksal! denke ich. Das ist dann für meinen Dämon das Zeichen, in den Venusberg hineinzuklettern. Da sollen mich die Huldinnen wieder gesund streicheln! Sehen Sie: so läßt das Schicksal Einen verlumpen."

„Sie nehmen Alles zu tragisch, lieber Roland," sprach Finke und balancirte seinen Todtschläger so geschickt von einem Finger zum andern, daß er blitzschnelle Räder in der Luft beschrieb. „Leichter leben, leichter leben! Sehen Sie mich an. Ich suche mir bequeme Wege aus. Ich setze meinen Ehrgeiz nicht darein, im Schweiße meines Angesichts die Höhe der Menschheit zu erklimmen. Hab's ja nicht nöthig. Hübsch in der Ebene bleiben, hin und wieder Blümchen pflücken! Uebrigens, was die Blümchen betrifft; eine Flora ist hier — —! Voriges Jahr war ich in Ostende. Gott ja: dort ist Alles in großartigem Stile, und pikanter waren sie ja dort, die Blümchen mit und ohne Patschuli. Aber im Grunde bedeutend ist der Unterschied nicht, ich meine im Einzelnen."

„Sie wollen doch damit nicht sagen," sprach Roland verwundert, „daß hier auch solche —"

„Bewahre, nein!" fiel ihm Finke in's Wort, „solche nicht. Aber sehen Sie sich mal beispielsweise unsere verehrte Frau Valeska an. Dort kommt sie gerade mit der dicken Baronin. Ihr Mann ist an der Börse, und sie stammt aus bester Bürgerfamilie. Aber merkt man ihr das an? Sie schminkt sich, sie färbt sich die Augenbrauen, und auf ihr Haar könnte ein Kanarienvogel neidisch werden. Dabei soll sie im Naturzustande das schönste Brünett haben, was man sich denken kann, und eine Taille hat

sie, die auch in einer weniger auffallenden Umhüllung nach Gebühr gewürdigt werden würde. Wie erklären Sie sich das?"

Die beiden Frauen gingen vorüber und erwiderten freundschaftlich den Gruß der Herren.

„Offenbar Mangel an Selbsterkenntniß," meinte Roland.

„O nein," belehrte ihn Finke, „die Frau weiß ganz genau, daß sie auch ohne Künste schön ist. Ich will's Ihnen sagen. Sie thut dasselbe, was so und so viel andere, anständige Frauen thun: sie sehen, daß die Dirnen durch solche Mittel Eindruck auf uns machen, und darum ahmen sie ihnen nach. Deshalb die Toilettenkünste, die betäubenden Parfüms, das auffallende Benehmen, die zweideutigen Gespräche. Ich kenne sogar Frauen —" Dr. Finke legte bedeutsam den Zeigefinger an die Nase — „Frauen von Welt, die die gleiche Wäsche tragen, wie ihre Colleginnen von der Halbwelt, warum? Um die Illusion bei ihren Männern zu einer möglichst vollkommenen zu machen."

„Die Illusion?" fragte Roland und lachte, wie man zu lachen pflegt, wenn Pikanterien erörtert werden. Dr. Finke verbreitete sich mit Vorliebe über pikante Stoffe. Er fand dafür stets ein dankbares Publicum, und da viele Menschen auch witzlose Bemerkungen belachen, wenn sie nur auf das Geschlechtliche gerichtet sind, so hielt sich Dr. Finke für einen sehr witzigen Menschen.

Jetzt setzte er seinem Begleiter mit Behagen auseinander, was er unter „Illusion" verstanden wissen wollte. „Es laufe," meinte er, „bei diesen Sachen Alles auf Aeußerlichkeiten hinaus. Die Männer seien aus ihrer Junggesellenzeit an so Etwas gewöhnt und trügen das Ehejoch leichter, wenn sie durch solche Dinge an ihre goldene Freiheit erinnert würden."

Roland lachte und fragte listig, woher er denn das mit der Wäsche erfahren hätte. „'ne perfide Frage," antwortete Dr. Finke und sah den Wißbegierigen von der Seite an. „Die Ehemänner haben's mir natürlich verrathen. Ich pflege übrigens immer zu sagen: in jeder anständigen Frau steckt ein Stück Dirne."

„Na, das ist wieder eins Ihrer beliebten Paradoxen," sprach Roland belustigt. „Aber ich muß zugeben: Sie machen den Eindruck eines Kenners, und man kann von Ihnen lernen."

„Verehrter Freund," entgegnete Finke und legte seine Rechte in die Luft, als ob er ein Tablett hielte, „ich habe ja nichts Anderes zu thun! Das Frauenstudiren ist sozusagen mein Beruf. Zur Arbeit ist der Mensch doch nicht geschaffen. Wenigstens pflege ich das immer zu sagen. Arbeit ist nur ein Mittel zum Zweck. Wer's nicht nöthig hat und 's doch thut, ist ein Narr."

„Nun," warf Roland ein, „da könnte ich Ihnen doch eine ganze Menge vernünftiger Menschen nennen —"

„Die's nicht nöthig haben und doch arbeiten?" ergänzte Finke. „Ja, mein Lieber, wer sagt Ihnen denn, daß diese Leute Recht haben? Adam hat auch nicht gearbeitet, bevor er das Paradies verlassen mußte, und wenn Sie Adam fragen könnten, was ihm besser gefallen hat, das Paradies oder die Arbeit, dann würde er sich wohl nicht lange bedenken."

„Wer weiß?" entgegnete Roland. „Als der Mensch aus dem Paradiese vertrieben wurde, da fand er ein neues, die Arbeit — sagt Friedrich Nietzsche."

„Ach was Nietzsche," sprach Finke ungemüthlich. „Jeder hat seine eigene Philosophie, und ich bitte, mich bei meiner Rentierphilosophie zu belassen."

Roland erwiderte hartnäckig, daß Finke doch in praxi seine Theorie nicht zu befolgen scheine, da er ja im Justizdienst thätig sei.

„Irrthum, Verehrtester, Irrthum," erwiderte Finke und zwirbelte mit den wohlgepflegten Fingern vorsichtig an seinem Bärtchen; „als Jüngling, zart an Jahren, habe ich ein paar Monate Referendar gespielt und mir den Doctorhut geholt, denn der ziert den ganzen Menschen und giebt ihm einen Werth — nun, Sie werden es ja wissen — von mindestens 50 Procent über Pari. Dann starb mein Vater und hinterließ mir reichen Mammon. Sie müssen mir zugeben: jedes weitere Arbeiten wäre einfach Sünde gewesen. Ich hing den Referendar an den Nagel und bin seitdem nur noch Mensch, Naturfreund, Zeitgenosse, sozusagen Universalmensch. Denn das muß doch unser Streben sein, möglichst universell zu werden. Ich pflege immer zu sagen: der Beruf macht beschränkt — Pardon; Sie verstehen, wie ich's meine."

Roland sagte, daß er Jeden beneide, der es so haben könne; er gebrauchte die Wendung, daß man nicht vorsichtig genug in der Wahl seines Vaters verfahren könnte; er glaube aber doch, daß er auf die Dauer das Rentierleben langweilig finden würde.

„Langweilig?" fragte Finke, und sein Gesicht nahm den Ausdruck unsäglichen Erstauntseins an. „Ich langweile mich nie. Sehen Sie mich 'mal an. Bin doch ein ganz passabler Mensch, was?"

Roland sah sich seinen Begleiter an und mußte sich sagen, daß er einen vorzüglichen Schneider habe.

„Jetzt bin ich dreiunddreißig Jahr," fuhr Finke fort. „Die Frauen haben mich gern; ich kann es ohne Anmaßung behaupten; sie haben mich sogar sehr gern. Nun, und ich hab' sie auch gern. Was will man mehr? Leben und lieben — hübsches Motto, nicht?"

Er war stehen geblieben, wandte sich dem Strande zu und beschattete seine Augen mit der von Brillanten funkelnden Hand. Er mußte irgend etwas sehr Merkwürdiges oder Lächerliches entdeckt haben. Der kurzsichtige Dr. Roland setzte sich den Kneifer auf und folgte dem Blicke des Begleiters. Ein paar Möven flogen daher, gleich gefiederten Pfeilen, und

stießen jenen langgezogenen Klagelaut aus, der zu der frohen Eleganz ihres Fluges so wenig paßt, wie ein weißes Kleid zu einem Begräbniß. Aber Möven waren nichts Merkwürdiges in Santum. Roland bemühte sich, am fernen Horizonte irgend etwas Merkwürdiges zu entdecken, und hielt, da die blendende Sonne das Gesicht zur Caricatur zusammenzog, mit der Hand den Kneifer auf der Nase fest. Endlich wies Finke auf einen schwarzen Punkt am Strande hin, der langsam näher kam, und sprach: „Was sagt der Mensch dazu? Es geschehen noch Zeichen und Wunder. Es dürfte das erste Mal sein, daß dieser Troglodyt seine Höhle verläßt und die Stätten der Culturmenschen aufsucht. Sehen Sie ihn?“

Roland glaubte, die hagere Gestalt des Professor Grübler zu erkennen.

„Ganz recht,“ bestätigte Finke, „der tolle Maler. Das ist ein Kerl!“ Er schüttelte den Kopf, als ob ihm Etwas räthselhaft wäre. „Sehen Sie sich blos mal das Gesicht an: dieses Knochengesicht mit dem wüsten Zottenbart: starr, steinern, unbeweglich. Sieht der Mensch nicht infernalisch aus? Wie — wie ein Deibel aus dem Höllengrunde, wo er am schwärzesten ist? Muß sagen: mir ist der Kerl unheimlich.“

„Gott, er hat seine Absonderlichkeiten,“ sprach Roland, „aber *malen* kann er, und mein Bruder Konrad geht für ihn durch's Feuer.“

„Na, dann verstehe ich Ihren Bruder Konrad nicht. Was ich so von ihm gesehen habe, ist öde, höchst öde: Sandhügel, ein Stück Sumpf, Steine, Stoppelfelder — nette Motive das! Und dann der Mensch selber: er hat so was Ungenießbares, und Lachen scheint er für 'ne Sünde zu halten. Habe schon zu Valeska Ingenheim gesagt, daß ich 'ne Flasche Sect zum Besten gebe, wenn ich den Menschen mal lachen sehe.“

„Der Sect wird wohl nicht getrunken werden,“ meinte Roland, „mein Bruder hat ihn auch noch nicht lachen sehen.“

„Da haben Sie's,“ sprach Finke und lächelte selbstgefällig; „so ein bischen Menschenkenner ist man ja. Nun frage ich Sie: was muß das für ein trauriger Kunde sein! Ich pflege immer zu sagen: Ein Mensch, der nicht lachen kann, ist überhaupt kein Mensch in meinen Augen.“

Und er lachte herzhaft, um von seinem Menschenthume Zeugniß abzulegen.

Die Herren waren an der Tafel angelangt, die ein paar hundert Schritt vor dem Damenbade angebracht war und dafür sorgte, daß die Kurgäste männlichen Geschlechts nicht zu weit gingen. Aus dem Bade erschallte das vielstimmige Gekreische herüber, mit dem eine jede Welle begrüßt wurde. Roland und Finke warfen einen kurzen Blick auf die weiblichen Gestalten, welche in dem seichten Gewässer herumsprangen, und machten dann pflichtschuldigst Kehrt. Nach der Mitte der Bahn zu wurden die Spaziergänger zahlreicher. Allmählich entstand ein Gedränge jeder Schritt wollte erkämpft sein. Schon drangen einzelne Töne an ihr

Ohr, die von einem Kranich oder einem hungrigen Seelöwen herzurühren schienen.

„O weh, die Kurcapelle!“ sprach Dr. Roland; „das hätte ich wissen sollen. Nun heißt es vorwärts; denn rückwärts kannst Du nun nicht mehr — um mit Wallenstein zu reden.“

„Halten Sie sich die Ohren zu, lieber Roland,“ rieth Finke, „und machen Sie die Augen auf! Ein süßer Trost ist Ihnen geblieben, um gleichfalls mit dem seligen Schiller zu reden. Dort steht Frau Ingenheim, umringt von ihren Getreuen, und der alte Faun, Professor Alois Brendel, ist auch dabei. Sie ist doch eine pompöse Frau. Die erwachsene Tochter sieht man ihr nicht an.“

Roland secundirte in hellem Entzücken:

„Das Mädel ist reizend, und Frau Ingenheim ist ein herrliches Weib.“

Finke machte ein langes Gesicht und sah den Anderen forschend an.

„Aber mein Bester,“ sprach er, „Sie jagen ja auf fremdem Grund und Boden. Das ist mein höchst persönliches Jagdrevier!“

Dann aber fügte er gutmüthig hinzu: „Na, wir werden uns schon vertragen. In solchem Falle pflege ich immer zu sagen: Wer zuerst zum Schuß kommt, dem gehört das Wild.“

Sie gesellten sich zu dem Kreise der Herren, die Frau Ingenheim umstanden.

Am Strande war es leer geworden.

Die Kurcapelle, die aus lauter guten Leuten bestand, übte auf den minder musikalischen Theil der Badegäste eine starke Anziehung. Der Rest war — soweit der Arzt keine Abhärtungskur empfohlen hatte — der Musik fern geblieben. Hier trottete ein Fetter schweißtriefend durch den Sand. Dort lag ein Magerer auf dem Rücken und ließ sich die Sonne in den Hals scheinen. Hände, deren Werkzeug sonst die Feder ist, hielten kleine Schaufeln und Kinderschippen umklammert und verrichteten Erdarbeiten. Hier buddelte Einer ein Loch in den Sand; dort warf ein Anderer eine „Burg“ auf, und der müheloſe Erfolg, den der nachgiebige Boden gewährte, mochte wohl diesem oder jenem Geisteskämpen zu dem ernsthaften Bedenken Anlaß geben, ob er nicht seinen Beruf verfehlt hätte und auf dem Gebiete der Straßenpflasterung und des Chausseebaus Ersprießliches geleistet haben würde. Einige ließen sich mit Vorliebe in dem kühlen Sande lebendig begraben, während Andere es vorzogen, das Handwerk der Todtengräber selber zu betreiben. Zu den Letzteren gehörte Lydia Ingenheim, die mit Eifer bestrebt war, Roland, den Jüngeren, unter die Erde zu bringen. Das schöne Mädchen grub und grub, und Konrad ließ willig den Sandhagel über sich ergehen. Von seinem schlanken, kräftigen Körper guckte nur der lockige Kopf aus dem Sande hervor, und die blauen Augen sahen für einen Begrabenen recht vergnüglich auf die Holde, die ihm

das Grab bereitet. Er merkte, wie Lydia sich freute, und aus seinem frischen Gesicht verschwand das Lachen auch dann nicht, als der Sand sich bereits mehrere Fuß hoch über ihm thürmte und bedenklich auf den Brustkasten zu drücken begann. Endlich ließ sie es genug sein, schlug mit den weißen Händen den Sand fest und glatt, so daß er aussah, wie ein frischer Todtenhügel, und stellte sich — um ihr Werk zu krönen — mit beiden Füßen auf die Sandmasse. Den Hut hatte sie abgesetzt, und der Seewind fuhr spielend durch das röthliche Goldhaar. Es war ein lustiger Anblick: das Mädchen, das übermüthig auf den Mann herabsah, der kraftstrotzend, wie er war, doch hilflos wie ein Kind unter ihren Füßen im Sande liegen mußte. Jeder, der vorüberkam, blieb eine Weile stehen und lachte. Auch Professor Grübler kam vorüber: der lachte nicht.

II.

Abend war's. In der Strandhalle des Hôtel Bellevue liefen Kellner geschäftig von einem Tisch zum andern. Da war Stimmengewirr und Tellergeklapper: man speiste zu Nacht. Unterhalb der Halle aber, auf der Wandelbahn, da wogten die satten Leute auf und nieder. In leichtem, seichtem Geplauder gingen sie zu Zweien oder in Trupps. Wer aber etwas zu erleben hoffte, eine interessante Begegnung, ein galantes Abenteuer, der ging allein und musterte die Vorübergehenden mit Blicken, deren Zudringlichkeit keiner Entschuldigung bedurfte, weil es dunkel war. Man hätte auch unmittelbar am Strande entlang gehen können, wo die Begegnenden sich nicht mit den Aermeln zu streifen brauchten, und wo die würzige Seeluft sich noch nicht mit dem Dunst der Speisen und Cigarren vermischt hatte. Aber der Heerdensinn sträubte sich gegen die dunkle Einsamkeit: nur die wenigen Paare, denen Nichts daran lag, von Anderen gesehen zu werden, und die Einzelnen, die sich auf einsames Träumen verstanden, saßen in den gelben Strandkörben oder wandelten am Saume des Meeres auf und nieder.

An einer der düster in's Meer ragenden, steinernen Buhnen standen Konrad und Lydia.

„Ihre Mama singt herrlich," sprach er. „Wissen Sie, was ich bei dem Gesange dachte? Ich dachte: es ist doch schade, daß man Töne nicht malen kann."

„Das ist aber auch ein zu dummer Gedanke," meinte Lydia. „Ach, sehen Sie nur, sehen Sie nur!" Den Blick auf den Boden gerichtet, stützte sie sich auf Konrads Arm und wühlte eifrig mit der Fußspitze im nassen Sande. „Wie das leuchtet!" Konrad bückte sich und hob eine Handvoll auf. Mit dem Finger fuhr er darin herum, und das gab ein grünes Flimmern und Leuchten.

„Woher kommt das?“ fragte sie.

„Ich weiß nicht,“ sprach er. „Ich glaube, es sind kleine Thierchen, die so leuchten.“

„Thierchen? Am Ende gar Bacillen — pfui!“ Und sie gab ihm einen Schlag unter die Hand, daß der Sand heraus und ihm in's Gesicht flog. In Augen, Nase und Mund waren ihm die feinen Sandkörner gekommen, und er schüttelte sich und prustete, um sie wieder los zu werden.

Lydia lachte hell auf und klatschte fröhlich in die Hände. Dann nahm sie ihr Taschentuch, stäubte ihm den Rock ab und fuhr ihm absichtlich mit dem Zipfel in's Gesicht. Jedesmal zuckte er zusammen, und jedesmal lachte sie und wurde schließlich ganz roth vor Vergnügen.

„So,“ sprach sie, als sie mit der Säuberung fertig war, „jetzt habe ich Sie wieder anständig gemacht, und nun kommen Sie zu den Andern!“

„Noch ein bischen, Fräulein Lydia, nur noch ein bischen!“ bat er. „Es ist ja so schön jetzt. Sehen Sie nur die Wellen hier!“

Er machte sie darauf aufmerksam, wie sich die Schaumkämme auseinander zogen und lange silberweiße Schlangen bildeten und wie eine die andere ablöste, um sich alsdann im Sande zu verlieren.

„Das kann man auch am Tage sehen,“ meinte Lydia.

„O nein, so nicht,“ erwiderte er. „Und dort hinten — sehen Sie wohl, wie der Felsen dort herauskommt? — Das müßte ein Bild geben!“

„Aber ein recht dunkles,“ sprach sie spöttisch. „So eins, wo man immer denkt: ein Schornsteinfeger ist mit der Hand darüber gefahren. Ich mag das Dunkel nicht leiden. Ich muß Licht haben und Sonne.“

„Der Felsen im Mondschein ist auch nicht übel,“ meinte Konrad. „Bewegt es sich da nicht? Ich glaube, es sind Seehunde, die da auf dem Felsen lagern.“

„Warum nicht gar! Gespenster sind's, und in Ihrem Kopf sind sie.“

„So müßte man's malen,“ sprach er leise; „den Felsen im Mondschein und ein Weib darauf, ein schönes Weib mit leuchtendem Haar, so wie Sie es haben, Fräulein Lydia —“

Lydia wurde ungeduldig. „Fangen Sie nur nicht wieder an zu schwärmen von Mond und Sirenen. Das ist ja dummes Zeug.“

Er sah sie vorwurfsvoll an. „Schwärmen ist dummes Zeug? Sie sind doch noch so jung!“

„Wenn Sie's genau wissen wollen,“ sprach sie schnippisch, „17 Jahr 3 Monat und 5 Tage.“

„17 Jahr! Und Sie schwärmen nicht, Fräulein Lydia? Niemals?“

„Nein, das sollte mir einfallen! Wer wird denn so dumm sein? — Aber nun bleibe ich nicht länger. Wollen Sie jetzt kommen oder nicht?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, ergriff sie seine Hand und lief durch den Sand, wo er am dichtesten lag, der Wandelbahn zu. Ihr leichter Fuß schien den Boden kaum zu berühren, während seine schweren Stiefel

tüchtig einsanken, so daß er nur mühsam zu folgen vermochte. Sie merkte es und lief nur desto schneller. Erst an der Wandelbahn ließ sie ihn los. Nun waren sie Beide außer Athem. Die Brust wogte, und die Augen leuchteten, und sie sahen sich an und lachten wie zwei Kinder. Ein Weilchen standen sie und erholten sich. Dann stiegen sie sittsam zur Strandhalle hinauf, wo die Anderen saßen.

III.

Valeska Ingenheim war keine geistreiche Frau. Aber man hielt sie für geistreich. Auch ihre Bildung war nicht weit her. Sie hatte zwar ihre Vorliebe für französische Sittenschilderungen aus der Mädchenzeit in die Ehe hinübergerettet. Aber davon abgesehen, erhob sich ihre Wissenschaft nicht über das Niveau der höheren Töchterschulen. Dennoch hielt man sie für gebildet, und selbst Leute, die von Berufswegen die Menschen zu kennen vorgeben, insbesondere Schriftsteller, theilten diese Ansicht. Die Erklärung dieses Phänomens?

Frau Valeska hatte eine Eigenschaft, die den glücklichen Besitzer in den Stand setzt, mit dem Geiste Anderer dieselbe Wirkung zu erzielen, als wenn's der eigene wäre: in der Kunst des Anempfindens, von der ungalante Männer behaupten, daß sie eine Eigenthümlichkeit des weiblichen Geschlechts bilde, hatte sie es zu einer ungewöhnlichen Fertigkeit gebracht. Das merkten aber die Herren nicht, mit denen sich Valeska umgab. Denn auch der Menschenkenner ist nur ein Mensch; und wenn die Liebe blind macht, so machten die Reize Valeskas ihre Umgebung mindestens kurzsichtig. Wer wird auch in die Tiefe dringen wollen, wenn die Oberfläche so schön ist? Der schönen Frau Valeska stand die natürliche Vermuthung der Vollkommenheit zur Seite.

Man sprach über litterarische Dinge, und wie immer, beherrschte Valeska das Gespräch. Nachdem sie sich über die neue Schule verbreite, und mit Realisten, Naturalisten, Symbolisten und Mysticisten gründlich aufgeräumt hatte, sagte sie schließlich:

„Habe ich nun nicht Recht, beste Baronin, wenn ich behaupte: von einer neuen Richtung kann gar keine Rede sein? Ja, ja, mein lieber Grotius, Sie bilden sich ein, Sie hätten mit Ihrem „modernen Prometheus" in unsere Litteratur die Romantik wieder eingeführt. Und ich sage Ihnen, daß die Romantik niemals aufgehört hat, zu existiren. Würde sie aufhören, so würde es keine Dichter geben, und Dichter giebt es, so lange es Menschen giebt. Wenn eine Zeit lang die allein selig machende Dichtung in getreuen Schilderungen des Schmutzes erblickt wurde, nun, so war das weiter Nichts als eine zu weit gehende Reaction auf die unechte Romantik, auf die Marlittiaden seligen Angedenkens. Ich möchte diese

geschmacklose Verirrung in's Realistische einem Gewitter vergleichen, welches erst die litterarische Atmosphäre reinigen mußte, bevor wieder der blaue Himmel einer echten Romantik das Publicum erfreuen konnte. Habe ich nicht Recht, liebste Baronin? Was sagen Sie, Herr Professor?"

Die Tiraden der schönen Sprecherin hatten offenbar Eindruck gemacht. Man machte ernste, verständnißvolle Mienen, als säße man im Staatsrath und discutirte über das Wohl und Wehe des Volkes. Dr. Finke sagte: „Sehr wahr, verehrte Frau!" Die Anderen erklärten sich durch mehr oder minder articulirte Beifallsbezeugungen wie „ja ja," „hm hm" mit den Ausführungen Valeskas einverstanden. Selbst der melancholische Dichter des „modernen Prometheus" schien sich willig von ihr bekehren zu lassen; zum Mindesten versprachen seine nachdenklichen Augen, die er in ihrem ganzen romantischen Glanze auf Valeska ruhen ließ, daß er ihre Ansicht ernsthaft in Erwägung ziehen wolle. Der weißbärtige Professor aber, an den sich ihre Worte richteten, ergriff ihre Hand, drückte einen langen Kuß darauf und sagte:

„Ich könnte mir keinen besseren Stellvertreter wünschen als Sie, schöne Frau. Dieser holde Mund, der so formvollendet und begeistert sprechen kann, müßte mal vom Katheder herab meinen Studenten predigen!"

„Ja, Professorchen" — erwidert sie — „weshalb sorgen Sie nicht dafür, daß die akademische Lehrfreiheit auch für uns Frauen gelte? Wie würdig könnten wir Zwei unser Fach vertreten!"

Collegialisch legte sie ihren Arm in den seinen, und er — der berühmte Professor Alois Brendel — lächelte wohlgefällig und klopfte kosend mit seinen gichtbrüchigen Fingern auf ihre Hand.

Die Einzige, welche den Ausführungen Valeskas kein Interesse abzugewinnen schien, war die Baronin Eckstedt.

An dieser Frau war Alles rundlich. Auf der Stirn hingen rechts und links in Reih und Glied je vier Ponylöckchen. Die Wangen, denen auch die in's Blaue gehende Schminke nicht den Anstrich der Jugend geben konnte, hingen in kleinen Beuteln herab. Ihre grauen Augen zeigten nur wenig von der Gutmüthigkeit, die dicken Leuten nachgerühmt wird, aber ein ganz Theil — Weltklugheit und Verschlagenheit.

Als Valeska über Litteratur sprach, lächelte sie anfangs in eigenthümlicher Weise. Später aber, und zwar gerade dann, wenn die Anderen am andächtigsten zu lauschen schienen, öffnete sich ihr Mund wiederholentlich zum Gähnen. In solchen Momenten war sie einer satten Löwin nicht unähnlich, und nur den riesigen Dimensionen ihres japanischen Fächers hatte sie es zu danken, daß die Zuhörer nicht auf die Frage hingewiesen wurden, welche Berührungspunkte die unechte Romantik der Marlitt mit den Zähnen der Frau Baronin hatte.

Man war aufgestanden und rüstete zum Aufbruch. Professor Brendel

war Valeska beim Anziehen des Paletots behülflich und stopfte — mehr zärtlich als galant — die Puffen in die Aermel.

Konrad und Lydia meldeten sich zur Stelle. Valeska drohte mit dem Finger.

„Bleibt man so lange im Mondschein mit jungen Mädchen allein?"

„Es war so schön da unten, gnädige Frau."

„Nun, das ist nicht gerade ein Compliment für uns hier oben," meinte Valeska und wandte sich ab.

Man setzte sich in Bewegung, Valeska von einem Schwarm Herren umgeben: ein Stern in Wolken. Lydia ging an der Seite des Dr. Finke. Der hatte sie bisher wie ein halbes Kind behandelt. Neuerdings fing er an, sie ernsthaft zu nehmen. Das mußte belohnt werden. Deshalb lachte sie mehr, als es seine Späße eigentlich verdienten; auch lachte sie lauter, als es nöthig war: hinter ihr ging nämlich Konrad; der sollte merken, daß sie sich in Finkes Gesellschaft behaglich fühlte.

„Sie Aermster," sprach die Baronin zu Konrad, „müssen mit mir vorlieb nehmen und gingen doch viel lieber mit Valeska oder mit Lydia."

„Wenn ich das wollte, könnt' ich es, Frau Baronin," meinte er. „Aber Beide sind ja versehen."

„Und ich alte Schachtel bin übrig geblieben."

„Wie das klingt, Frau Baronin! Wenn Sie wollten, könnten Sie auch so einen Schwarm von Männern um sich haben."

„Sie sind ein guter Kerl. Geben Sie mir den Arm — so — und machen Sie mir keine Complimente. Dazu sind Sie zu ungeschickt und zu ehrlich.

Nehmen Sie sich ein Beispiel an Dr. Finke. Der ist so geschickt und diplomatisch, daß selbst ich nicht aus ihm klug werde. Bald scheint mir's, als ob er mit Haut und Haar unserer lieben Valeska verfallen sei; bald kommt's mir so vor, als ob er nicht die Frau, sondern die Schwiegermutter für sich einnehmen will. — Aber Sie zucken ja so zusammen! Habe ich Sie erschreckt, mein Guter? Schau, schau; nun, Sie brauchen nicht gleich so roth zu werden, Sie blonder Germane. Zu mir können Sie Vertrauen haben: könnte Ihnen manch nützlichen Wink geben."

Sie drückte seinen Arm gegen ihren fettgepolsterten Busen.

„Ja ja, mein Freund: so haben sich schon Viele ein Weibchen erobert. Die Tochter meinen sie, und der Mutter machen sie den Hof. Das ist eine bewährte Regel. Von dem guten Finke könnten Sie lernen. Selbst mir gegenüber findet er den richtigen Ton, und das will viel sagen. Und wie er unsere Valeska behandelt, das — na, das ist geradezu meisterhaft. Was thun die Anderen? — Der Dichter Grotius sieht sich an ihrem Leibe betrunken. Der ehrwürdige Greis Alois Brendel, diese gefeierte Leuchte der Wissenschaft, zeigt ihr bei jeder Gelegenheit, daß er an ihrem Fleische Geschmack findet. Und auch Ihr Bruder Paul — Sie nehmen's mir doch

nicht übel? — benimmt sich so ungeschickt wie möglich. Jeder Blick — eine Liebeserklärung. Aber wenn sie mit ihm spricht, wird er verlegen wie ein Schulknabe.

Und nun sehen Sie sich mal den Dr. Finke an. Für den scheint die Frau als solche überhaupt nicht zu existiren. Kein Blick verräth, daß ihre Reize Eindruck auf ihn machen. In seinem Wesen ist er salopp, als wollte er sagen: ob ich Dir gefalle oder nicht, das ist mir sehr gleichgiltig. Er behandelt sie gewissermaßen geschlechtslos. Er spricht mit ihr, wie man mit einem guten Freunde spricht, und nur Eines scheint er an ihr zu bewundern: ihren Geist! — Ach, sehen Sie nur diesen Professor Brendel, den alten Sünder, wie er seinen Arm um ihre Taille schlingt. Das sind nun die Lehrer der Jugend, die Leute, denen man Weihrauch streut. O Volk; mit Deinen Großen könnte man ein Narrenschiff bemannen.

Aber ich vergesse ganz, mit wem ich rede. Man muß der Jugend ihre Ideale lassen. Mit 22 Jahren darf man noch keins verloren haben. 22 Jahr! ach" — sie seufzte — „wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich wüßte, was ich thäte."

„Da bin ich begierig, Frau Baronin."

„Ich würde sämmtlichen Frauen den Kopf verdrehen."

„Das würden Sie sicher nicht thun, Frau Baronin. Dazu haben Sie viel zu viel Geist."

„Sieh mal Einer an, wie gelehrig Sie sind. Aber das haben Sie wieder nicht geschickt gemacht. Sie müssen nicht die Lehre bei der Lehrerin anwenden. Ich bin ja nicht Valeska. Verstehen Sie nicht den tiefen Sinn in der Finke'schen Methode? Jeder Mensch hört die Eigenschaften am liebsten loben, von denen er am wenigsten hat."

„Aber Frau Ingenheim ist doch eine geistvolle Frau!" warf Konrad ein.

„Geistvoll?" sprach sie und setzte ihm mit gehässiger Geschwätzigkeit auseinander, daß Alles, was diese Frau über Malerei und Litteratur äußere, von Anderen entlehnt sei. Einen ganzen Diebesschrein muß sie im Gehirn haben —" so schloß sie.

„Mich wundert," sprach Konrad befremdet, „daß Sie so schlecht von Frau Ingenheim denken. Sie sind immer mit ihr zusammen; Sie haben denselben Strandkorb; ich glaubte, Sie wären mit ihr befreundet!"

„Befreundet — Gott ja, was man so nennt," erwiderte sie mit einem Anflug von Verlegenheit. Dann setzte sie Konrad aus einander, daß es eben Freundschaften und Freundschaften gebe. Das sei schwer zu erklären, meinte sie; und Jedem könnte sie das auch nicht sagen. Aber zu ihm habe sie das Vertrauen. Er sei ein Mensch, dem sie Alles sagen könne, — sie drückte seinen Arm an sich — wirklich Alles. Und dann erklärte sie ihm, daß es eigentlich eine Art Geschäftsfreundschaft sei. Konrad verstand das nicht.

„Sehen Sie," erläuterte die Baronin, „Valeska und ich, wir wissen ganz genau, was wir an einander haben. Meine Person ist ihr ziemlich gleichgiltig. Aber ich habe die schätzenswerthe Eigenschaft, daß ich Baronin bin, zwar eine povere Baronin, aber doch Baronin. Jedes Thierchen hat sein Pläsirchen, und Valeskas Pläsirchen besteht darin, bei jeder Gelegenheit mit meinem Titel zu renommiren. Das geht den ganzen Tag: Liebste Baronin hin und beste Baronin her. Sie findet, daß die Freundschaft mit einer Standesperson den Leuten imponirt, und imponiren will sie doch."

Konrad schüttelte den Kopf und lachte. Er meinte: das wäre doch eine zu thörichte Eitelkeit, und sie könne nicht im Ernste glauben, daß Frau Ingenheim nur des klangvollen Titels wegen mit ihr verkehre.

„Wenn Sie wüßten, lieber Herr Konrad, was für verrückte Schrullen wir Weiber haben können! — Und das kann ich Ihnen sagen, Sie reiner Thor: Wenn es Ihnen unklar ist, weshalb eine Frau dies thut oder jenes unterläßt, dann können Sie für gewöhnlich annehmen, daß Eitelkeit dahintersteckt. Die gute Valeska thut sogar Alles aus Eitelkeit; aber auch Alles. Ich will ja nicht sagen, daß sie ausschließlich meinem Titel zu Liebe mit mir verkehrt. Ich habe noch andere Eigenschaften, die ihr willkommen sind. Sie macht glänzende Toiletten; ich gehe einfach; sie ist schön; ich — nun, ich will kein Compliment herausfordern — ich bin weniger schön. Mit einem Wort: ich bin eine brauchbare Folie —"

„Aber Frau Baronin," unterbrach Konrad pflichtgemäß.

„Ja, ja, lieber Herr Konrad; das ist der zweite Grund; und der dritte —"

„Der dritte —"

„Das sind die fremden Federn."

Konrad verstand nicht, was sie damit sagen wollte. Sie erklärte ihm, daß Valeska sie ausplündere, wie eine Krähe den Pfau. Aber sie sei nicht wähleriſch: von Anderen nehme sie auch. „Sie kamen," sprach sie, „noch gerade zur rechten Zeit, um ein Stück von der schönen Rede zu erhaschen, und von den „achs" und den „ohs" der begeisterten Hörer. Nun: es sind noch keine zwei Tage her, da hätten Sie die Rede aus minder schönem Munde vernehmen können. Da sprach ich nämlich mit Dr. Lüdeke — er ist gestern abgereist — über Litteratur, und da entwickelte ich meine unmaßgebliche Ansicht über die Modernen, wie das heute Abend die gute Valeska gethan hat."

„Aber wie kann denn Frau Ingenheim," sprach Konrad verblüfft, „— ja, schämt sie sich denn nicht vor Ihnen?"

„Schämen? — Nein," erwiderte die Baronin. „Sie macht's wie die Socialdemokraten: sie erkennt fremdes Eigenthum nicht an; natürlich nur in geistiger Beziehung."

„Aber da müßte sie ja," sprach Konrad nachdenklich, „beständig heucheln und lügen."

„Das thut sie auch," bestätigte die Baronin. „Alles Heuchelei und Lüge. Aber — und das macht die Sache komisch: gewöhnlich belügt sie sich auch selber."

Das konnte Konrad wieder nicht begreifen.

„O Sie naives Jünglingsgemüth!" sprach die Baronin und suchte ihm klar zu machen, daß Jemand lügen und doch von seiner Ehrlichkeit durchdrungen sein könnte, und daß gerade Valeska die Fähigkeit besäße, sich einzureden: Alles, wrs sie sagte, sei dem eigenen Ich entsprungen.

„Sie kennen eben noch keine Frauen, lieber Herr Konrad. Wenn Sie erst ein paar Lectionen bei mir genossen haben —"

Konrad spürte zum dritten Male einen sanften Druck, und darin lag die ganze Zärtlichkeit, die ein für Liebesbezeugungen so wenig geeigneter Körpertheil, wie es der menschliche Arm ist, zum Ausdruck bringen kann. In beängstigender Weise schlang sich der fleischige Arm um den seinigen, wie eine beleibte Schlange, die ihr Opfer immer inniger umringelt.

Die Bande lockerten sich erst, als Konrad seinen weiblichen Mentor fragte: „Sagen Sie mir, Frau Baronin: wenn Frau Ingenheim Sie so ausbeutet, wie Sie sagen, weshalb machen Sie nicht der Freundschaft ein Ende?"

„Ich sagte Ihnen ja" — erwiderte sie — „es ist eine Geschäftsfreundschaft. Eine Liebe ist der anderen werth, und meine Leistungen geschehen nicht unentgeltlich." Sie sei — erklärte sie — eigentlich nur eine höhere Gesellschafterin im Solde der Frau Ingenheim. Konrad fragte, ob sie sich denn für ihre Freundschaftsdienste bezahlen lasse.

„Bezahlen direct nicht, lieber Herr Konrad. Aber sehen Sie: ich bin arm, und mein Junge ist Lieutenant. Das standesgemäße Leben kostet Geld. Und manchmal, wenn wir vor Schulden nicht mehr weiter wußten, hat uns das Ingenheim'sche Geld aus der Patsche geholfen. Dann war ich dem lieben Gott recht dankbar" — sie sah zum gestirnten Himmel empor — „daß das Geld kein Bettelgeschenk war, sondern daß ich's mir mit Einsetzung meiner Person verdient habe. Es ist ja traurig, so mit seiner Person Handel zu treiben. Aber was thut man nicht, wenn man Mutter ist!"

Die Gesellschaft war vor dem Hôtel Bellevue angelangt. Konrad empfand es wie eine Wohlthat, als die Baronin seinen Arm losließ. Er machte ein paar tiefe Athemzüge und reckte sich wie Einer, der nach unerquicklicher Arbeit in enger, dumpfer Stube endlich wieder an die frische Luft kommt. Der alte Brendel machte den Vorschlag, noch in's „Seeroß" zu gehen und einen Schlummerpunsch sich zu Gemüthe zu führen. Valeska wies aber dieses Ansinnen als unsolide und kurwidrig mit Entrüstung zurück. So trennte man sich denn. Brendel, Grotius und einige Andere gingen in einer Richtung davon, welche es zweifelhaft ließ, ob sie dem „Seeroß" noch einen Besuch abstatten würden. Die Baronin Eckstedt wünschte Gute Nacht und zog sich auf ihr Zimmer zurück. Lydia wurde von der Mama zu

Bett geschickt, und auch die Gebrüder Roland entschlossen sich zum Aufstieg auf die „Siegessäule", wie Dr. Finke sich witzig auszudrücken beliebte. Sie bewohnten ein kleines, drei Treppen hoch belegenes Zimmer. Eigentlich waren es vier Treppen. Aber die erste hatte ein paar Stufen weniger als die folgenden, ein Umstand, der ihr in den Augen des Hôtelpersonals jeden Anspruch auf die Bezeichnung „Treppe" benahm. Paul Roland konnte nicht oft genug betonen, daß er nur seinem Bruder zu Liebe so hoch wohne: Denn das Erste, was ein Maler brauche, sei Licht, und das sei da oben ausgezeichnet. Daß die Brüder „da oben" zu dem lächerlich billigen Preise von 11 Mark pro Woche wohnten, konnte doch kein Grund sein, um den erwähnten Vorzug aufzugeben!

Valeska und Dr. Finke waren auf dem Balkon zurückgeblieben. Sie hatten die Hände auf's Geländer gestützt und sahen in die Nacht hinaus.

„Also, das ist die Art, wie Ihr Männer Frauen erobert," sprach sie lachend.

„Wie es die Anderen machen, weiß ich nicht," entgegnete Finke. „Habe Ihnen da nur einige meiner selbsterfundenen und in der Praxis erprobten Methoden genannt. Soll ich Ihnen noch eine nennen, die fast niemals fehlschlägt? „Aber" — er hob warnend den Finger — „Discretion Ehrensache, Frau Valeska, die Hand darauf!"

Valeskas Hand legte sich in die seinige, und er schüttelte sie mit kräftigem Drucke.

„Diese Methode habe ich den bewundernden Blick genannt."

Valeska wurde neugierig.

„Das ist nämlich so," erklärte Finke; „man sieht sein Opfer lange und staunend an. Der Blick besagt: so was von Schönheit, Anmuth, Vollkommenheit habe ich noch nie gesehen. Diesen Blick setzt man so lange fort, bis das Opfer ihn bemerkt. Im selben Moment schlägt man — etwas betreten — die Augen nieder. Das soll heißen: Glaube ja nicht, daß ich frech oder zudringlich bin; nur Dein unbeobachteter Bewunderer wollte ich sein. — Mit diesem Anfang hat man gewöhnlich gewonnenes Spiel."

Valeska fand den bewundernden Blick und die Geberden, mit denen Finke seine Methode erläuterte, sehr spaßhaft und gab ihm die schmeichelhafte Versicherung, daß er ein Don Juan sei. „Und mit welcher von Ihren Methoden" — fragte sie — „haben Sie es bei mir versucht?"

„Aber, verehrte Frau," sprach Finke treuherzig und legte betheuernd die Hand auf die Brust, „wie können Sie nur glauben? — Meine Mittelchen verfangen nur da, wo Schönheit nicht mit Geist gepaart ist. Wo ich einer Gegnerin gegenüberstehe, die mich durchschaut, da bin ich waffenlos. Wenn alle Frauen so klug wären wie Sie, ich wäre unglücklich."

„Sie sind kostbar, Dr. Finke!"

„Zum Glück" — meinte er — „gehören kluge Frauen zu den Seltenheiten."

„Zum Glück?"

„Das heißt" — verbesserte er sich — „Sie müssen mich nicht mißverstehen. Ich pflege immer zu sagen: Dumme Frauen sind wie Blümchen am Wege. Ist man gerade in Laune, so pflückt man sich eine, behält sie 'ne Weile und wirft sie wieder weg."

„Und kluge Frauen?" fragte Valeska.

Finke hielt die Hand vor den Mund und räusperte sich.

„Ich will ohne Bilder reden: Lieben, mit jener dauernden Liebe, die Ein und Alles ist, könnte ich nur eine kluge Frau." Das sagte er mit Schärfe und Bestimmtheit, wie Jemand, der eine wissenschaftliche Definition giebt. Auch begleitete er seine Worte mit einer graziösen Handbewegung, die dem, was er sagte, einen besonderen Accent verlieh.

„Sie sprechen immer von Frauen, lieber Doctor," sprach Valeska „Mädchen sind für Sie wohl überhaupt nicht vorhanden?"

Finke erwiderte, daß im Mädchen noch Alles unentwickelt sei: die geistige Vollendung erreiche das Weib erst in der Frau.

Bei diesen Ansichten — meinte Valeska — würde er sich schwerlich zu einer Ehe entschließen, er müßte denn eine Wittwe oder geschiedene Frau heirathen wollen.

In dieser Beziehung — antwortete Finke — pflege er immer zu sagen: Die Heirath sei ein Hoffnungskauf. Man kaufe nicht, was ist, sondern was werden soll. „A propos," fügte er hinzu, „was für ein gescheidter Racker ist doch Ihre Lydia!"

Valeska bemerkte, daß Lydia noch ein Kind sei. Das wollte Finke nicht gelten lassen. Ueber die Backfischjahre sei sie doch schon hinaus. Er glaube, sie würde mal so wie die Mutter werden. Wenn man ihm das garantiren würde, dann wäre er im Stande und könnte — Spaß bei Seite — Lydia einen Antrag machen.

Valeska meinte, daß sie sich Finke als Schwiegersohn und Ehemann nicht recht vorstellen könne.

„Als Ehemann nicht?" fragte Finke gekränkt und hielt die Gelegenheit für geeignet, um einen Vorstoß zu wagen. Seine rechte Hand war auf dem Geländer, wie zufällig, an ihre linke herangerutscht. „Und bis zum heutigen Abend hatte ich mir eingebildet, das Zeug zu einem Ehemann zu haben. Freilich: ich müßte zu meiner Frau aufsehen können, wie ich zu Ihnen aufsehe. Ich müßte von ihr lernen können. Wie geistvoll haben Sie heute Abend wieder über Litteratur gesprochen! Es war nicht nur ein Genuß, Ihnen zuzuhören: man lernte auch dabei! Ja, Sie lachen; aber ich alter Knabe sagte mir: Donnerwetter, von der Frau könntest Du viel, sehr viel lernen. Ja, das sagte ich mir, und dann sagte ich mir weiter:

Es ist doch ein Jammer, daß diese Frau einen Mann hat, der sie nicht versteht."

„Aber Herr Doctor!"

Die Worte klangen weniger wie ein Vorwurf, als wie eine Aufforderung, in derselben Tonart fortzufahren. Das that denn auch der Herr Doctor.

„Ja, verehrte Frau, alle Achtung vor Ihrem Herrn Gemahl. Ich erkenne bereitwillig seine Vorzüge, seine großen Vorzüge an. Er ist ein Charakter. Aber Sie brauchen mehr! Sie brauchen Jemand, der Sie versteht, der Ihnen auf die Höhen des Geistes zu folgen vermag! Für große Geister giebt es keinen tieferen Kummer, als nicht verstanden zu werden. Wie müssen Sie gelitten haben, arme Frau!"

Er hatte seine Hand auf die ihrige gelegt und streichelte sie, wie man ein Kind streichelt. Dann umfaßte er die Hand und drückte sie leise. Er führte sie an die Lippen und küßte sie lange. Und nun umschlang er den Körper und küßte sie auf den Mund . . . .

Plötzlich schrak sie zusammen.

„Hörten Sie nicht? Rief man nicht meinen Namen?"

Finke hatte Nichts gehört. Sie hatte sich aber nicht getäuscht. Lydia kam auf den Balcon heraus.

„Mama, Mama," rief sie, „wo bleibst Du nur so lange? Papa ruft fortwährend nach Dir. Er findet sein Nachthemd nicht. Ach Gott" — fuhr sie fort und legte die Hand vor den Mund — „ich habe Sie in der Dunkelheit gar nicht gesehen, Herr Doctor."

„Nun," tröstete Finke, „das ist ja kein Unglück. Schämen Sie sich nur nicht so entsetzlich. Nachthemd kann man in der feinsten Gesellschaft sagen. Aber ich darf Sie nicht länger Ihren ehelichen Pflichten entziehen, gnädige Frau."

Er warf der unverstandenen Frau einen verständnißinnigen Blick des Mitgefühls zu, verbeugte sich und ging langsam die Treppe hinauf.

Lydia nahm ihre Mutter unter den Arm und sagte leise:

„Er ist doch ein zu netter Mensch; was, Mama?" —

IV.

Der Mond warf sein grünes Licht so reichlich auf Betten, Stühle, Nachttisch, Stiefelknecht und die sonstigen Möbel, welche der Culturmensch beim Schlafengehen in Benutzung nimmt, daß es Verschwendung gewesen wäre, wenn die Brüder Roland zu diesem Zweck noch ein Licht angesteckt hätten. Roland der Aeltere pflegte beim An- und Ausziehen zu pfeifen oder zu singen, je nach der obwaltenden Gemüthsverfassung. Konrad war daher sehr erstaunt, als sein Bruder weder pfiff noch sang, sondern —

während er sich mehr und mehr seiner der Außenwelt sichtbaren Kleidungsstücke entledigte — Dichtungen ernsthaften Inhalts zu declamiren begann. Dabei ging er historisch zu Werke. Mit Gottfried von Straßburg und Walther von der Vogelweide fing er an, declamirte sich aber, bei fortschreitender Entkleidung, bald in die neuere Zeit hinein. Als er die Weste auszog, war er bei dem altdeutschen Liebesreim: „Ich bin Dein, Du bist mein, deß sollst Du gewiß sein", und als die letzte, steife Hülle fiel, um einer schmiegsameren zu weichen, da war er bei den römischen Elegien angelangt. Glücklicher Goethe, der umwunden von römischen Flechten in den Armen der Schönen gedichtet, „und des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand ihr auf den Rücken gezählt!" Mit Inbrunst scandirte er: „Laß Dich, Geliebte, nicht reuen, daß Du mir so schnell Dich ergeben! Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von Dir!"

Der ungewohnte Gefühlsausbruch machte Konrad besorgt, und er fragte den Bruder: „Du bist so erregt, Paul, fehlt Dir Etwas?" Der hörte auf zu declamiren, und indem er mit einem Ansatz in das hohe Bett sprang, daß es krachte, sprach er:

„Mensch, Bruder, Konrad — ich liebe!"

Er gab seinem Bruder die Versicherung, daß er seit den Zeiten der ersten Liebe nichts Aehnliches empfunden habe. „Wenn sie mich wieder liebt, Konrad, dann — dann —" Was „dann" sein sollte, das mochte sich der Bruder denken, wenn er konnte. Worte waren offenbar nicht im Stande, die überströmende Leidenschaft zum Ausdruck zu bringen. So schwieg er denn und begnügte sich damit, dem „dann" durch eine energische Bewegung Nachdruck zu geben, wie ein Fisch, der auf's Trockene kommt und zappelnd und schnellend versucht, sein Element wiederzugewinnen. Die alte Bettstelle knackte und knarrte in Folge der ungewohnten Kraftäußerungen in allen Fugen. Als wieder Ruhe eingetreten war, wagte Konrad die schüchterne Aeußerung:

„Ich glaube, Paul, die Sache ist hoffnungslos."

„Hoffnungslos?" sprach Paul entrüstet, „und wenn ich nun Beweise hätte, daß sie mich wieder liebt? Finke ist doch gewiß in der ars amandi wohlbeschlagen, und der sagt: wenn eine Frau von ihrer ersten Liebe erzählt, dann hat sie Feuer gefangen. Denn das ist ein Zeichen, daß der Hörer sie an eine schöne Vergangenheit erinnert. Na, und Valeska hat mir ihre erste Liebe mit der Gründlichkeit eines Historikers auseinandergesetzt. Ich brachte denn auch mein Bedauern zum Ausdruck, daß ich damals nicht an Grüblers Stelle gewesen wäre."

„Grübler, sagst Du, mein Lehrer Grübler?" Konrad hatte sich mit einem hörbaren Ruck im Bette aufgerichtet.

„Dein Lehrer Grübler," antwortete Paul nachdrücklich; „er ist doch schließlich auch ein Mensch. Oder hast Du ihm so etwas Menschliches nicht zugetraut? Aber höre weiter! Ich habe noch andere Beweise. Heute

Morgen traf ich sie im Salon. Sie war allein und ordnete vor dem Spiegel ihr Haar. ‚Geht es Ihnen auch so, lieber Doctor?‘ fragte sie; ‚ich kann machen, was ich will: mein Haar wird und wird nicht trocken. ‚Was Sie sagen, gnädige Frau!‘ sprach ich.“

„‚Glauben Sie's nicht?‘“ fragte sie; ‚fühlen Sie nur!‘ Und denke Dir: das schöne Weib ergriff meine Hand und legte sie an ihr Haar. Da war keine Spur von Nässe. Mir aber wurde trocken in der Kehle, und ich fühlte, daß ich nicht reden konnte. Sie sah mich an mit einem Blick und mit einem Lächeln — Konrad — Konrad — leider ging die Thür auf, und Lydia kam herein. Sonst — sonst —“

Wieder überließ er es dem Bruder, sich auszumalen, was „sonst“ geschehen wäre. Er hatte aber seine „Beweise“ noch keineswegs erschöpft. Auch nicht ein Glied in der Kette des umfangreichen Indicienbeweises ersparte er dem Bruder, um ihn davon zu überzeugen, daß die Sache durchaus nicht hoffnungslos sei. „Es thut mir zwar leid“ — so schloß er — „um den guten Finke. Der hat es sich gewiß nicht träumen lassen, daß ich ihm den Rang ablaufen würde. Aber eigentlich geschieht ihm Recht: warum hält er sich für so unwiderstehlich?“

Der, welchem diese etwas schadenfrohe Theilnahme galt, stand zur selben Zeit auf dem Balcon und hielt mit beiden Armen sein Beutestück umschlungen. Das konnte freilich weder Paul noch Konrad wissen, und deshalb wunderte sich der Erstere, daß Konrad trotz der vielen Beweise von Valeskas Gegenliebe die Sache nach wie vor für hoffnungslos erklärte.

„Und wenn sie Dich wiederliebt —“ behauptete Konrad, „dann ist es traurig für Euch Beide.“

Das wollte Paul nicht einsehen. Erst als der Bruder ihm andeutete, Valeska sei eine verheirathete Frau, und scheiden würde sie sich doch wohl nicht lassen, wurde ihm klar, was Konrad eigentlich meinte, und er lachte, daß sein Bett sich hob und senkte wie die Wellen des Meeres. Als es sich wieder geglättet hatte, versicherte er dem Bruder, daß er ein Dummkopf sei, trat aber für diese Behauptung den von Konrad erwarteten Beweis nicht an, sondern drehte sich auf die andere Seite und gab sich Vorstellungen hin, mit denen er zwar in die ehelichen Rechte des Herrn Ingenheim eingriff, die ihn aber ungemein zu beglücken schienen: er zeigte der mondbeschienenen Wand ein selig lächelndes Antlitz.

Konrad warf einen Blick zu dem Bruder herüber, und als er sich überzeugt hatte, daß diejenigen Körpertheile, welche aus dem weißen Bettklumpen hervorlugten, nicht zur Vorderseite gehörten, wandte er sich gleichfalls der Wand zu und schloß die Augen.

Da sah er ein wunderliches Bild: Ingenheims und die Baronin und Alle, die zu der Gesellschaft gehörten, standen am nächtlichen Strande, hatten sich an der Hand gefaßt und tanzten lustig im Kreise. Nach einer Weile tanzten sie nicht mehr. Der weiße Sand unter den Füßen gab

nach, und es war, als ob Moorgrund unter ihnen wäre. Sie machten komische Bewegungen und schienen Wasser zu treten. Aber sie lachten, und je tiefer sie sanken, desto lauter lachten sie. Plötzlich waren sie verschwunden und hatten ihn allein gelassen. Da hielt er Umschau, und er sah ein Weib auf dem Felsen stehen. Ihr röthliches Haar war aufgelöst und flatterte im Winde: Lydia war es; die winkte ihm zu. Und er breitete die Arme aus und warf sich in die Wogen. Als er am Felsen war, da streckte er ihr jauchzend den Arm entgegen: sie sollte ihn ergreifen und zu sich hinaufziehen. Aber lachend stieß sie ihn zurück und immer wieder zurück, bis ihn die Kräfte verließen. Er sank unter. Eine Zeit lang hörte er es rauschen und gurgeln. Dann wurde es still: er war fest eingeschlafen.

V.

Für Valeska hatten die Morgenstunden nicht die schätzbare Eigenschaft, welche ihnen von Mitgliedern der arbeitenden Klassen gewöhnlich beigelegt wird. Sie war in der Frühe auf die Gesellschaft von Mann und Tochter angewiesen. Das war langweilig, und darum kürzte sie die Zeit, die nun doch einmal der Familie geopfert werden mußte, dadurch ab, daß sie zumeist zwei Stunden länger als ihr Gatte im Bette blieb. Heute aber ereignete es sich zum Erstaunen des Kellners Franz, daß beide Gatten gemeinschaftlich um acht Uhr Morgens auf dem Balkon ihren Kaffee schlürften.

Zu sprechen gab es nicht viel zwischen ihnen. Bereits in den ersten Jahren der Ehe hatten sie sich über Menschen und Dinge so gründlich auseinandergesetzt, daß Valeska gewöhnlich immer im Voraus wußte, wie Leo sich zu dieser oder jener Frage stellen würde. Die ewigen Wiederholungen machten sie ungeduldig und unduldsam, und ihre gereizte Stimmung pflegte sich selbst dann, wenn mal ihre Ansichten übereinstimmten, in entschiedener Opposition Luft zu machen. So kam es, daß im Laufe der Zeit längere Gespräche den Gatten selber nicht wünschenswerth erschienen, weshalb sie den stillschweigenden Pact schlossen, den Zweck der Ehe fürderhin nur noch in einer wortgetreuen Auslegung des Sprichworts: „Mann und Weib sind ein Leib“ suchen zu wollen, die geistige Gemeinschaft aber auf das Allernothwendigste zu beschränken.

Wesentlichen Inhalt des Gedankenaustauschs bildete Essen, Trinken und die sonstige Nothdurft des täglichen Lebens, und nur zu Zeiten, wenn eine neue Frage am Horizonte auftauchte und der Lösung harrte, wie beispielsweise Lydias Zukunft, platzten die Geister mit dem alten Kampfesmuthe aufeinander.

Mit dem seit Jahren gehaltenen Berliner Börsenblatte deckte Leo Ingenheim seinen geistigen Bedarf vollständig, und wenn er mehr als den

Cursbericht las, so war das in seinen Augen ein Luxus, der sich nur durch einen ungestümen Bildungsdrang entschuldigen ließ. Die erste Beilage aber, welche die Rubrik „Kunst und Litteratur" enthielt, hatte er in den achtzehn Jahren seines Ehelebens der Gattin noch niemals streitig gemacht.

Mit der Selbstverständlichkeit, die sich aus der Jahre langen Gewohnheit ergiebt, eignete er sich das Cursblatt an, während Valeska — von Zeit zu Zeit gähnend — die Beilage durchflog.

Nach einer Weile legte Leo das Cursblatt nieder, kraute sich den röthlichen und mit weißen Fäden durchsetzten Cotelettebart und fragte: „Wo bleibt denn Lydia?"

Lydia war eine Langschläferin, das wußte Leo ebenso gut wie Valeska; und wenn er fragte: Wo bleibt denn Lydia? so war das offenbar nur die wenig geschickte Einleitung für die zu erwartende Auseinandersetzung. Valeska sah ihr entgegen, wie man dem Unvermeidlichen überhaupt entgegen sehen soll: mit schweigender Ergebung. Leo Ingenheim rüstete sich denn auch zu längerer Rede. Er ergriff die goldene Uhrkette und wickelte sie etliche Male um den wurstähnlichen Mittelfinger. Rosenroth hob sich die fette Hand von der weißen Weste ab, die sich über dem Bäuchlein rundete; protzenhaft, wie die sechste Null hinter einer Eins.

„Ich habe darüber nachgedacht, Valeska," fing er an, „wir müssen künftig in unserm geselligen Verkehr wählerischer sein."

Er machte eine Pause. Da aber Valeska nicht redete, sprach er weiter:

„Wir müssen Lydia mehr Gelegenheit geben, passende Bekanntschaften zu machen. Wir können doch nicht zugeben, daß Einer, der Nichts ist und Nichts hat, unsere Tochter heirathet. Denke Dir zum Beispiel, wenn der junge Roland eines Tages um sie anhielte!"

„Wäre das ein Unglück?" fragte Valeska harmlos. Leo begann ärgerlich zu werden. „Das ist doch nicht Dein Ernst, Valeska!" sprach er erregt, mäßigte sich aber, als Valeska ihm einen vernichtenden Blick zuwarf. „Es ist wohl auch nach dieser Richtung hin Nichts zu befürchten. Lydia ist ein verständiges Mädchen, und der junge Mann macht einen bescheidenen Eindruck. Aber wenn ich mir so unsern Kreis betrachte, ja, da ist doch kaum Einer, dem ich mit gutem Gewissen Lydia anvertrauen könnte. Der Einzige, der Garantie für eine gesicherte Zukunft bietet, ist Dr. Finke."

Valeska hatte den Theelöffel in der Hand und wippte ihn auf und nieder.

„Man sieht, daß Du Nichts zu thun hast, Leo," sprach sie. „Es ist doch lächerlich, sich jetzt schon über Lydias Mann den Kopf zu zerbrechen. Oder glaubst Du, mir liegt so viel daran, in kürzester Zeit Großmutter zu werden? Uebrigens, das mit dem Dr. Finke schlage Dir nur aus dem Kopf. Er denkt ja gar nicht daran, Lydia zu heirathen."

Leo blickte durch seinen goldenen Kneifer forschend zur Gattin hinüber.

„Woher weißt Du denn das so genau, Valeska?“ fragte er. Sie suchte den Fehler wieder gut zu machen.

„Ich kenne meine Pappenheimer,“ sprach sie, „so Etwas merkt man doch.“

„Gewiß merkt man so Etwas, und ich habe die Bemerkung gemacht, daß er sich für Lydia interessirt.“

„Hast Du mit ihm davon gesprochen?“ fragte sie gleichmüthig. Ihre Hand spielte noch immer mit dem Löffelchen.

„Das habe ich, Valeska; er sagte zu mir wörtlich: Ihre Lydia verspricht ein reizendes Mädchen zu werden, Herr Ingenheim.“

Valeska lachte und legte das Löffelchen aus der Hand.“

„Ist das Alles? Und daraus schließt Du, daß er sich um sie bewerben wird?“

Leo meinte, ihm erscheine das keineswegs unwahrscheinlich. Jedenfalls müsse man ihn warmhalten und ihm zu verstehen geben, daß er als Schwiegersohn willkommen sei. „Denn das wirst Du mir doch nicht zumuthen wollen,“ wandte er sich in plötzlicher Aufwallung an die Gattin, „daß ich einen Menschen, der nicht das tägliche Brot hat, so einen Habenichts und Hungerleider —“

Valeska hielt sich die Ohren zu und machte ein nervöses Gesicht.

„Thu' mir die Liebe, Leo, und schrei nicht so. Du bist nicht auf der Börse.“

Leo dämpfte seine Stimme:

„Ich verstehe überhaupt nicht, was Dir bei dem Verkehr mit dem Pinsel- und Federvolk herauskommt. Wir haben von all den Leuten auch nicht so viel gehabt.“

Er knipfte mit zwei Fingern, um zu zeigen, wie viel er von den Leuten gehabt habe. Das war für Valeska das Signal zum Angriff.

„Muß man denn,“ fragte sie verächtlich, „von allen Leuten Etwas haben wollen? Kannst Du Dir nicht vorstellen, daß es noch einen anderen Werthmesser für den Menschen giebt, als das Geld? Ich muß Leute um mich haben, die mich verstehen, die mir auf die geistigen Höhen zu folgen vermögen. Du kannst doch nicht verlangen, daß mich Deine Geschäfte ausfüllen sollen. Wenn Du schon selbst Dir so wenig Idealität bewahrt hast, dann solltest Du wenigstens froh sein, daß es mir und Andern nicht ebenso geht.“

„Idealität,“ sprach er höhnisch, „was für Idealität haben denn Deine Freunde? Daß sie so gütig sind und unseren Einladungen zu Diners Folge leisten, ist das so ideal? Daß sie gerne gut und reichlich essen und Champagner trinken und ihre Taschen mit meinen besten Cigarren anfüllen.“

„Natürlich“ — unterbrach ihn Valeska — „Du mußt Alles vom

materiellen Standpunkt betrachten. Du begreifst natürlich nicht, daß sie zu uns kommen, weil sie bei mir Verständniß und Anregung finden."

Leo Jugenheim trat den Rückzug an.

„Du sollst Recht haben, Valeska. Aber wenn Du schon mal die Kunst begünstigen willst, weshalb suchst Du Dir immer die armen Künstler aus. Es muß doch auch besser Situirte darunter geben?"

„Ich darf zwischen Arm und Reich keinen Unterschied machen," entgegnete sie vornehm; „das thut man auf der Börse, nicht aber in der Kunst."

„Schön, Valeska," sprach er und schluckte seinen Aerger herunter; „aber es ist doch schließlich keine Schande, mit reichen Leuten zu verkehren. Du thust gerade so, als ob wir uns erniedrigen müßten, wenn wir den Geheimen Commerzienrath Berger und die Gebrüder Löning bei uns sehen."

Valeska zuckte die Achseln.

„Berger ist ein langweiliger Mensch, und wenn er zehnmal Geheimer Commerzienrath wäre, und die Lönings hast Du blos deshalb in Dein Herz geschlossen, weil sie Geld haben. Bei Dir läuft eben Alles auf das Geld hinaus."

„Und Du schwebst immer in den Wolken, Valeska" — entgegnete er und malte mit beiden Händen Wolken in die Luft. — „Dein Ideal ist, daß unsere Tochter als arme Malersfrau in einer Mansardenstube haust, jedes Jahr ein Kind kriegt und womöglich selber Amme spielt. Setze ihr nur romantische Schwachheiten in den Kopf! Rede ihr nur ein, daß kein Anderer, als ein armer Künstler sie glücklich machen kann! Du wirst ja sehen, was bei solcher Heirath unter dem Stande herauskommt."

Valeska war zwar eigentlich auch der Ansicht, daß bei solcher Heirath Nichts herauskommt. Aber sie war durchaus nicht gewillt, ihrem Manne in irgend einem Punkte Recht zu geben, und so sagte sie denn:

„Natürlich: einen Börsianer soll sie heirathen; einen Menschen, der Nichts als Geschäfte im Kopf hat. Das wäre standesgemäß. Du hast doch einen sonderbaren Dünkel, Leo!"

„An einem Börsianer liegt mir gar Nichts" — antwortete Leo ruhig und klopfte sich die Krümel von der Weste. „Einer, der nicht zur Börse geht und nicht jeden Tag sein Geld riskirt, wäre mir viel lieber. Deshalb wünsche ich ja gerade, daß Dr. Finke sich an Lydia herannacht. Der Mann ist reich und unabhängig. Er ist ja nicht mehr ganz jung, das ist richtig. Aber dafür verlangt er auch keine Mitgift. Denn das hat er mir gesagt: sein Schwiegervater brauchte mit dem Mammon nicht herauszurücken. Wenn er sich in ein Mädchen verliebt, dann nimmt er es ohne Mitgift. Das ist doch ein Wort!"

Valeska hatte sich wieder des Theelöffels bemächtigt. „Freilich," sprach sie erregt, „damit ist ja die Frage für Dich entschieden. Aber ich — ah, Herr Doctor," unterbrach sie sich.

Wie die Aprilsonne nach einem Regenschauer, so plötzlich erstrahlte das freundliche Lächeln, mit dem sie den Dr. Finke begrüßte. Er stand da: ein moderner Adonis. Weiß, wie das Habit eines Zuckerbäckers, war sein Anzug; strohgelb sein Schuhwerk, und strohgelb sein nach oben gerichtetes Bärtchen. Strohgelb wäre auch sein Haupthaar gewesen, aber das hatte ein neidisches Schicksal schon längst als Opfer gefordert. Nur noch spärliche Streifen zeugten von entschwundener Pracht. Auf den Lippen spielte ein einladendes Lächeln, das da besagte: Ihr holden Frauen, so Ihr Euch langweilt, kommt zu mir! Ich habe Salz und Pfeffer und würze Euch — je nach Bedarf — das fade Leben. — Mit einem Wort: bei Frauen von Welt, die Sinn für Männerschönheit haben, war er seines Erfolges sicher.

Auf dem Treppenabsatze hatte er Lydia getroffen, die eben auf den Balcon gehen wollte. „Sieh da" — hatte er gesagt — „das nenne ich eine gute Vorbedeutung: die erste Blume heute — ein rothes Röschen."

Mit dieser Bemerkung hatte er sich das Recht erworben, dem rothen Röschen freundschaftlich in die Wange zu kneifen. Das Röschen wehrte sich nicht und stach auch nicht. Es sagte nur pro forma: „Aber, Herr Doctor!"

Dann waren sie auf den Balcon getreten, und Dr. Finke entbot Herrn und Frau Ingenheim seinen liebenswürdigsten Morgengruß.

„So früh schon auf dem Posten, gnädige Frau?"

„Muß wohl," sprach die Schöne; „die Wellen warten nicht auf mich. Die höchste Fluth war bereits um sieben Uhr."

„Dann darf ich wohl die Nymphen zum Bade geleiten?"

„Gewiß, lieber Doctor! Wenn Sie einen Moment warten wollen: wir holen nur unser Badezeug."

Sie gab ihrer Tochter einen Wink und verschwand mit ihr im Hotel.

„Höre mal, Lydia" — sprach sie, während sie sich fertig machte — „ich wollte Dir schon immer sagen: wenn Dein Ritter Roland ernsthafte Absichten haben sollte — daraus kann Nichts werden."

„Aber liebe Mama" — erwiderte Lydia — „darüber kannst Du ganz ruhig sein. Ich werde doch nicht Jemand nehmen, der kein Geld hat."

Valeska war beruhigt.

„Du bist ein verständiges Kind. Man muß nicht zu ideal sein wollen. Die Künstler sind es eigentlich auch nicht. Wenn diese armen Schlucker sich an die Reichen herannachen, dann thun sie es gewöhnlich nur, weil sie gern gut essen und reichlich Champagner trinken wollen. Also: wirf Dich nicht weg, Lydia."

Zum Zeichen des Einverständnisses küßte Lydia ihre Mutter auf die — heute noch ungeschminkte — Wange.

Valeska stieß sie zurück.

„Was hast Du wieder für heiße Lippen!“ sprach sie launisch.

„Dafür kann ich doch Nichts, Mama!“ war die trotzige Antwort.

„Komm 'mal her!“ Valeska trat an den Waschtisch, nahm von den massenhaft umherstehenden Büchsen eine heraus und schmierte die Salbe auf Lydias schwellende Lippen. Dabei fragte sie, ob Lydia schon gefrühstückt habe. Ja, sie hatte schon gefrühstückt: sie hatte den Kaffee bereits im Bett eingenommen.

Mit dem Badezeug bewaffnet, gingen sie wieder in's Freie. Als sie zusammen heraustraten, machte Dr. Finke eine ritterliche Verbeugung und sagte:

„Die Schwestern Ingenheim!“

Und dann setzte er sich, mit dieser eigenartigen Wendung höchst zufrieden, in Bewegung. Er fragte Valeska, ob man nach der Mahlzeit auf einen Ohrenschmaus rechnen dürfe.

„Heute Nachmittag“ — antwortete Valeska feierlich — „ist im Hôtel Bellevue großes Künstlerconcert.“

Und nun lachte sie herzhaft und ausdauernd. Worüber sie lachte, das wußte sie selber nicht recht. Aber sie hatte ein schönes Organ, und ihr Lachen war Musik. Das war Grund genug. —

VI.

Im Salon des Hôtel Bellevue hatten sich nach dem Diner der Ingenheim'sche Kreis und andere Hotelgäste zusammengefunden. Paul Roland saß am Clavier und spielte als Einleitung für den zu erwartenden Gesang die Tannhäuserouvertüre.

Die erhabenen Klänge fanden nur getheilte Aufmerksamkeit.

Valeska saß, die Noten in der Hand, auf der Lehne eines Sessels, in dem die Baronin Platz genommen, und schlang zuthunlich ihren Arm um den rundlichen Hals der Freundin: das gab für Valeska ein recht vortheilhaftes Bild. Von Zeit zu Zeit beugte sie sich nieder — wobei ihre Formen in reizvoller Weise hervortraten — und tuschelte der Baronin Dinge in's Ohr, die anscheinend sehr scherzhaft waren.

Die Baronin lächelte, ohne die Lippen zu lösen, Valeska aber öffnete den Mund zu einem allerliebsten Lachen und zeigte ihre glänzenden Zähne.

In einer Ecke stand Leo Ingenheim und ärgerte sich mit dem alten Professor Brendel über das elende Bad von heute Morgen. „Reinstes Flußwasser; keine drei Wellen waren zu fangen.“

Leo Ingenheim war an größere Zahlen gewöhnt; in Folge dessen begleitete er die „drei Wellen“ mit einer Handbewegung, die seine ganze Geringschätzung zum Ausdruck brachte.

Das Clavier gab die aufregenden Geigencadenzen wieder, mit denen der Componist die Scene im Venusberg illustrirt hatte.

„Tag für Tag Fische, und noch dazu faule," räsonnirte Dr. Finke, der mit Lydia an einem runden Marmortische saß, „das hält der beste Magen nicht aus. Wenn sie noch in Santum gefangen wären! Aber jeder Mensch weiß, daß die Santumer stinkend faul sind und überhaupt nicht fischen."

Lydia kicherte. — Die Tannhäuserouvertüre war zu Ende. Paul Roland stand auf, ließ einige Liebenswürdigkeiten über sich ergehen, und beantwortete die Frage des Herrn Ingenheim: was das für ein hübsches Stück gewesen sei.

Valeska trat an das Clavier; Roland setzte sich wieder, und nun wurde es still. Valeska begann mit dem Regenliede von Brahms: „Walle, Regen, walle nieder". Das Lied war zwar etwas schwer für eine verdauende Tischgesellschaft, aber der Witterung angepaßt: es regnete in Strömen.

„Zum Abschiednehmen und zum Concertgeben just das rechte Wetter", wie Dr. Finke witzig zu Lydia bemerkte. — —

Weniger geeignet war das Wetter für die Besorgungen, die Professor Grübler gerade machte. Wenn ihm der Proviant ausging, pflegte er nach Santum zu kommen und sich von Neuem mit Wurst, Käse und Schinken zu versehen. Heute überraschte ihn der Regen, als er mit seinen Packeten durch die Hauptstraße ging. Die Verpackung war zwar sorgfältig, aber doch nicht wasserdicht; er sah ein, daß es unmöglich wäre, die Leberwurst in festem Zustande nach dem Hause Peter Jansens zu schaffen.

So suchte er denn Schutz im Hôtel Bellevue und stieg die vier Treppen zu seinem Schüler Konrad hinauf.

Der war nicht wenig erstaunt, als er den Meister vor sich sah. Ehe er den unerwarteten Gast zum Sitzen einlud, deckte er ein Stück Seidenpapier über das Blatt, an dem er gerade arbeitete. Ohne ein Wort zu sagen, nahm Grübler das Seidenpapier wieder herunter und sah sich die Arbeit an. Konrad biß sich auf die Lippen. Er schämte sich. „Ich weiß," sprach er, „es ist nicht in Ihrem Sinne."

Grübler schwieg. Seine ausgeprägten Züge blieben starr und unbeweglich. Eine Kritik war aus diesem Gesicht nicht herauszulesen. Endlich sprach er:

„Konnte mir's denken. Menschliches und Uebermenschliches — das ist Dein Ideal. Sireneninsel oder so Etwas. Nun — das wird auch vorübergehen."

Konrad war an die Wunderlichkeiten seines Lehrers gewöhnt. Aber er hatte doch erwartet, daß wenigstens das Zeichnerische seinen Beifall fände. Er hatte das Gefühl, als ob ihm die nackte Figur auf dem Felsen gelungen wäre. Als nun Grübler kein Wort der Anerkennung äußerte,

sondern das Blatt wieder zudeckte, da regte sich der Trotz in Konrad, und er sprach:

„Es soll aber nicht vorübergehen! Immer die todte Natur und immer das Alltägliche — das befriedigt nicht."

„Du bist wie die Andern," entgegnete der Meister, „was Euch umgiebt, das verachtet Ihr. Deshalb ist Eure Phantasie geschäftig und strebt über die Natur hinaus."

„Ich mußte es machen, Meister, es drängte mich dazu. Sie haben doch auch mal Ihre romantische Zeit gehabt, und dem Publicum gefällt Ihr „Giftbaum" besser als — alle späteren Bilder."

„Dem Publicum — da hast Du's: das Bild ist schlecht."

„Ein herrliches Bild ist's, Meister! Dieser Baum mit den giftiggrünen Blättern und hinter dem Stamme das nackte Weib: nur der Kopf und die eine Brust ist sichtbar und der Arm, der den Baum umschlingt. Im Vordergrunde der Jüngling, den es mit Gewalt zu dem Weibe zieht, und neben ihm auf den Knieen die alte Frau, die sein Bein umklammert und unter dem Baume selbst Knochen von Menschen und todte Vögel. Meister, Sie sollten mal wieder so ein Bild malen!"

Der Meister schüttelte den Kopf.

„Das wäre ein Rückschritt, Konrad. Das Bild ist achtzehn Jahre alt. Heute gefällt es Dir noch. Aber die Zeit wird kommen, wo Du sagen wirst: es ist ein schlechtes Bild. Male Steine, Konrad, — Steine und Wasser. Es giebt da viel Malerisches für den Sehenden."

Er nahm das Seidenpapier wieder herunter und warf noch einen Blick auf das Blatt.

„Zu viel Leidenschaft, Konrad. Mußt Du Dir abgewöhnen. Nimm Blutegel oder laß Dich schröpfen. Kommst nicht durch mit den großen Gefühlen. Kleine Gefühle haben wie die Andern. Die großen gehen in Stücke. Die Leute lachen drüber. Sie lachen Dir Alles in Grund und Boden, die Gefühle und das Talent."

Er sah nach dem Fenster. Es hatte aufgehört zu regnen.

„Komm bald zu mir," sprach er im Weggehen; „habe einen Felsen gemalt, einen Felsen im Meer. Aber ohne Sirenen. Nichts Menschliches und nichts Uebermenschliches. Einen gewöhnlichen Felsen im Meer. Lebe wohl, Konrad!"

Konrad sah kopfschüttelnd nach der Thür. Er dachte daran, daß sie Grübler den tollen Maler nannten.

Aus dem Salon klangen die letzten Töne des Zauberliedes heraus. Grübler blieb einen Augenblick stehen und horchte. Jetzt klatschte man in die Hände, und Einer rief: „Den Liebesreim!" und nun schrie Alles durcheinander: „Den Liebesreim, den Liebesreim!" Grübler wollte weiter gehen. Aber die Thür that sich auf, und Valeska trat heraus. Ihre Augen leuchteten, der Gesang hatte sie sichtlich erregt.

Einen Augenblick stutzte sie, als sie Grübler bemerkte. Dann streckte sie ihm beide Hände entgegen und begrüßte ihn wie einen alten Freund. Er mußte ihr in das Zimmer folgen, wo sie vor dem Koffer niederkniete, um den Liebesreim herauszusuchen.

Während dieser Beschäftigung theilte sie ihm mit, daß sie nicht glücklich sei. Da Grübler seit Jahren nicht mit ihr gesprochen hatte, so war seine Frage nicht unberechtigt, weshalb sie gerade ihm diese Mittheilung mache.

„Ja, haben Sie denn nicht ein bischen Interesse mehr für mich, Herr Professor? Ich habe oft an Sie gedacht. Ach, es ist recht traurig, nicht verstanden zu werden, vergebens nach einem Menschen zu suchen, der Einem auf die Höhen des Geistes folgen könnte."

Grübler sprach sein Bedauern darüber aus, daß sie unter ihren zahlreichen Verehrern noch keinen gefunden habe, der ihren Ansprüchen genügte.

Valeska hatte so ein dunkles Gefühl, als ob er sich über sie lustig mache. Sie sah ihm in's Gesicht. Das war mehr als ernsthaft, von einer eisernen Unbeweglichkeit.

„Es ist ein Unglück, Herr Professor," wiederholte sie, „von seiner Umgebung nicht verstanden zu werden."

Grübler konnte kein Unglück darin finden. Er äußerte, es wäre für die meisten Menschen vortheilhafter, wenn sie nicht verstanden würden.

„Sie haben wohl eine recht schlechte Meinung von mir, Herr Professor?" fragte sie traurig.

„Nein," antwortete er; er habe überhaupt keine Meinung von ihr. Sie sei ihm gleichgiltig.

„Wissen Sie auch?" sprach sie betrübt und schlug ihre Augen zu ihm auf, „daß dies die größte Kränkung ist, die Sie einer Frau zufügen können?"

„Sie fragten mich, und ich antwortete," erwiderte er kurz. „Ich habe seit Jahren nicht an Sie gedacht."

Valeska hatte endlich den Liebesreim gefunden. Sie stand auf und ging aus dem Zimmer. Grübler folgte.

„Haben Sie auch an meine Lieder nicht gedacht, Herr Professor? Die haben Ihnen doch früher so gut gefallen. Wissen Sie noch, wie Sie dies Lied nannten? Sie nannten es „Sirenenlied". O, ich war stolz darauf, daß Sie mich Sirene nannten! Ich habe das Lied immer gesungen, die ganzen Jahre hindurch; und jetzt soll ich's wieder singen. Wollen Sie sich's nicht anhören?"

„Nein," war die kurze Antwort.

„Sie sind ein Bär," schmollte Valeska und fragte naiv, ob es wahr sei, was die Leute sagten, daß er niemals lache. Er erwiderte, daß er immer lache, wenn er Veranlassung dazu habe.

Im Salon war man ungeduldig geworden. Einige Herren kamen heraus, um Valeska zu holen.

„Ich komme schon," rief sie und lachte. „Kommen Sie mit, Herr Professor!" Sie nahm seinen Arm und führte ihn zum Erstaunen der Gesellschaft hinein. Im Vorbeigehen flüsterte sie der Baronin zu:

„Nun, Liebste, was sagen Sie dazu, daß ich den tollen Maler unter Menschen bringe?"

Dann stellte sie sich hin und sang mit süßer, schmeichelnder Stimme das alte Liebeslied: „Ich bin Dein, Du bist mein; deß sollst Du gewiß sein."

Als sie aufgehört hatte, entstand ein Gethue und Geziere unter den Männern. Jeder suchte nach einer ungewöhnlichen Beifallsbezeugung. Der alte Brendel sagte: „Ich fühlte mich Jüngling, während Sie sangen." Dr. Roland sagte Nichts: er küßte in stummer Dankbarkeit ihre Hand. Der Dichter Grotius aber saß da in stiller Verklärung und suchte seinen Augen einen Glanz zu geben, der halb Thräne, halb Begeisterung sein sollte. Er wartete darauf, daß Valeska den Blick auf ihn richten würde und seine stille Beifallsäußerung, die mehr besagte, als alles Applaudiren, mit Befriedigung zu ihrer Kenntniß nehmen würde.

Leider fiel ihr Blick nicht auf ihn, sondern in die entgegengesetzte Ecke, wo Grübler Platz genommen hatte. Aber der Platz war leer. Grübler hatte während des Gesanges das Zimmer verlassen.

VII.

Rothglühend sank der Sonnenball in's Meer und warf einen purpurnen Abglanz auf die Hütten und Häuschen von Santum. Konrad und Lydia standen auf einer Düne. Ein kräftiger Wind fuhr ihnen durch's Haar und bauschte ihre Kleider.

„Wo führen Sie mich denn eigentlich hin, Konrad?"

„Wir sind am Ziele. Und nun halten Sie mal Umschau! Das ist eine Aussicht, was?"

„Und deshalb müssen wir eine halbe Stunde weit weglaufen? Von den anderen Dünen hat man ja genau dieselbe Aussicht."

„Ich mag die andere Düne nicht. Der ganze Eindruck wird mir gestört durch das viele Papier. Zu viel Spuren von Menschen. Hier ist man doch mal allein!"

„Daran liegt mir aber gar Nichts. Ich will gar nicht mit Ihnen allein sein."

„Aber mit Dr. Finke sind Sie ganz gern allein, nicht?"

„Was geht das Sie an, ob ich mit Dr. Finke gern allein bin!"

„Gott, Fräulein Lydia, seien Sie doch nicht gleich so böse. Ich bin ein bischen ungeschickt. Was ich denke, das sage ich auch. Aber ich meine

es gut. Wirklich, ich meine es gut. Wenn Sie nur eine Ahnung hätten, wie gut ich es meine."

Lydia lachte. „Sie sind zu komisch!"

„Ja, das muß wohl stimmen," sprach er traurig, „sonst würden Sie mir's nicht immerfort sagen — Fräulein Lydia?"

„Nun?"

„Ich muß Ihnen was sagen. Ich wollte es Ihnen schon immer sagen. Aber es ging nicht. Wenn ich's mir noch so schön zurecht gelegt hatte — es ging nicht."

„Ja, warum ging es denn nicht?"

„Ich hatte keinen Muth. Es lag Etwas in Ihrem Wesen — ich fürchtete, Sie würden es am Ende komisch finden."

„Herr Konrad!"

„Ja, das fürchtete ich. Aber gesagt muß es werden. Sonst erstick' ich dran. Wenn ich nur das Eine wüßte, ob Sie den Dr. Finke leiden mögen."

„Gewiß mag ich ihn leiden: Sehr gut mag ich ihn leiden. Der weiß ganz genau, wie man sich zu benehmen hat, und er ist amüsant, riesig amüsant. Er ist nicht sentimental. Durch und durch vernünftig ist er und kein Schwärmer, wie gewisse Leute. Schwärmen ist langweilig, verstanden?"

„Da ist nicht viel zu verstehen, Fräulein Lydia. Wenn Ihnen der Dr. Finke gefällt, dann —"

„Nun, was ist dann?"

„Dann kann ich Ihnen natürlich nicht gefallen."

„Liegt Ihnen denn so viel daran?" sprach sie mit einem Blick so voller Schelmerei, daß er an sich halten mußte, um ihr nicht um den Hals zu fallen.

„Ob mir daran liegt? Ja, merken Sie denn das nicht? Ich glaube, Sie wollen mich zum Besten haben, wenn Sie so fragen. Sie wissen ganz genau, was ich denke und fühle."

„Ja, verstellen können Sie sich schlecht. Das ist auch ein Fehler, lieber Herr Konrad. Man muß nicht zeigen, was man denkt und fühlt. Das ist uninteressant!"

„Uninteressant oder nicht — ich muß es zeigen. Ich kann nicht den Mund halten oder von anderen Dingen reden, wenn ich nur einen einzigen Gedanken habe. Herr Gott, Fräulein Lydia, wenn Sie doch wissen, wie ich denke und fühle, warum quälen Sie mich, warum sind Sie so kalt? — Geben Sie mir die Hand — beide Hände — — so — so — — so!"

„Au! Sie drücken mich ja entzwei!"

„Lydia! Lydia! Seien Sie mir doch gut! Seien Sie mir doch gut! Liebe — Liebe!"

Sein starker Arm umspannte den zarten Leib. Er zitterte am ganzen Körper. Von seinem Munde löste sich ein langgezogenes, seliges „Du".

Lydias Hände hatten sich hinter seinem kraftvollen Nacken verschlungen. Er sah ihr in's Auge: auf den Lippen das Lächeln eines ersten Wonnerausches, im Blicke die Lust, Begehren halb und halb Erfüllung . . .

Lydia dachte: Das also ist der erste Kuß, der in den Romanen so große Umwälzungen hervorruft. Sie hatte es nie recht glauben wollen, und schon längst hatte sie den Wunsch, einmal festzustellen, was denn Wahres daran sei. Als der schöne Junge sie küßte, da empfand sie wohl ein unbestimmtes Gefühl der Süßigkeit und des Taumels, aber eigentlich diente ihr der Kuß nur zur Befriedigung der Wißbegier. Er gehörte mit zur allgemeinen Bildung.

„Jetzt wollen wir aber wieder vernünftig sein," sprach sie und löste ihre Hände von seinem Halse.

„Ja," sagte er, „wir wollen vernünftig sein und von der Zukunft reden. Jetzt habe ich eine Zukunft, Lydia. Noch habe ich ja Nichts geleistet. Aber ich kann was — frage nur meinen Meister! — und ich werde was leisten. Jetzt habe ich die Kraft dazu, jetzt, wo ich Dich habe. O ich werde Bilder malen! Die Welt soll staunen, Lydia, und Du sollst stolz auf mich sein. Wenn wir Zwei uns erst ganz besitzen, Lydia —"

„So müssen Sie nicht sprechen, Konrad. — Das geht ja nicht."

„Was geht nicht? Lydia! Liebst Du mich denn nicht?"

„Seien Sie doch nicht so wild, Konrad! Gewiß habe ich Sie lieb. Aber wir können doch nicht an's Heirathen denken. Sie sind ja noch so jung, und meine Eltern würden es nicht zugeben."

Konrad machte große Augen.

„Nicht zugeben? Warum nicht?"

„Ja, Konrad, ich bin sehr verwöhnt, und Sie haben kein Geld."

„Geld? — Geld? denkt Liebe an Geld?"

Lydia zog die Brauen hoch und sprach lebhaft: „Zum Heirathen gehört Geld, Konrad. Man muß doch vernünftig sein. Von der Liebe kann man doch nicht leben."

Sie blickte angelegentlich auf den Sand, den sie mit dem Fuße zusammenscharrte.

„O, ich bin reich, Lydia!" sprach er stolz.

Mit einem Ruck wandte sie das Köpfchen nach oben und faßte seine Hände.

„Sie sind reich? Wirklich? — Aber" — meinte sie ungläubig — „Sie wohnen doch im vierten Stock!"

„Ich habe die Kraft, Geld zu verdienen, Lydia!"

„Ach so!" — sprach sie enttäuscht und ließ seine Hände fahren — „mit Bildern!"

Er sah sie traurig an.

„Lydia, Sie waren — Du warst vorhin ganz anders zu mir. Ach, Du liebst mich nicht. Du spielst blos mit mir."

„Sie sind ein großes Kind, Konrad. Ich glaube gar, Sie weinen."

„Ich muß Dich haben, Lydia, allein für mich muß ich Dich haben, hörst Du? Du kannst doch nicht wollen, daß ich Dir nur für ein paar Tage die Zeit vertreibe und zusehen soll, wie ein Anderer Dich heirathet? — Ist der Andere vielleicht schon da? Der Andere, der das Geld hat? Es gefällt Dir wohl, daß ich Dich so toll liebe? Es schmeichelt Dir, daß ich so vernarrt bin, was?" — Dann, als sie schmollend ihm den Rücken drehte:

„Nein, nein, nicht böse sein, Lydia! Bitte, bitte! Ich weiß ja nicht, was ich rede!"

Er sagte ihr, daß sie zusammengehörten, und daß ohne sie Alles zwecklos wäre. Er erklärte ihr, daß er sie in alle Zukunft lieben müsse. Er wüßte es: er würde nie wieder lieben können.

„Und wenn Du wahrhaft liebst, Lydia, dann mußt Du auch so fühlen, dann kannst Du mich nicht mit einer Umarmung abspeisen wollen. Du bist mein. Du gehörst mir — mir allein!"

Unmuthig antwortete sie:

„Ich reiche Ihnen den Finger, und Sie wollen die Hand, Konrad. Wer hat über mich zu verfügen? Sie oder meine Eltern?"

„Ich nicht. Aber Ihre Eltern auch nicht. Können Ihre Eltern Ihnen befehlen, wen Sie lieben sollen?"

„Gegen ihren Willen werde ich nicht heirathen."

„Aber wenn Sie sehen, daß Sie — daß Du liebst, Lydia, dann werden sie Dich nicht hindern, zu heirathen."

Da sagte Lydia:

„Was hat denn die Liebe mit der Heirath zu thun?"

Es dauerte eine Weile, bis Konrad Worte fand. Dann kam es stockend aus ihm heraus:

„Was — die Liebe — mit der Heirath zu thun hat? Lydia! Wer das sagt, der weiß nicht, was Liebe ist."

„Haben meine Eltern aus Liebe geheirathet?" sprach Lydia gleichmüthig, „und leben doch ganz zufrieden. Wie viel Leute giebt es denn, die aus Liebe heirathen? Die Mädchen, die ich kannte, haben Alle einen Anderen geheirathet, als den sie liebten — und sind doch ganz zufrieden."

„Zufrieden — zufrieden — — ach, Lydia, Du liebst ja nicht!"

Lydia wurde mißmuthig.

„Nennen Sie mich doch nicht immer Du! was sollen denn die Eltern oder die Anderen davon denken!"

Freundlich fügte sie hinzu:

„Sie sind und bleiben ein Schwärmer, Herr Konrad, und ich bin ein vernünftiger Mensch. Und wenn Sie nicht auch ein bischen vernünftig werden, dann werden wir uns wohl überhaupt nicht verstehen. So! Und nun kommen Sie: es ist Zeit zum Abendbrot!"

Leichtfüßig sprang sie den Hügel hinab. Er folgte ihr schwerfällig und wie in sich zusammengesunken.

„Lydia, Lydia" — — murmelte er. —

VIII.

Für den gewöhnlichen Sterblichen bieten die Dünen von Santum wenig Reiz. Wer aber die Welt gesehen und Sinn für vergleichende Naturbetrachtung hat, der kann an diesen aus gelbem Sand bestehenden Bollwerken, welche das Meer gegen sich selbst aufgerichtet hat, allerhand Bemerkenswerthes finden. Es ist nicht nur der Afrikareisende, dem bei dem Anblick der trostlosen Dürre freundliche Erinnerungen an Wüstenfahrten aufsteigen: auch wer nur bis Tirol gekommen ist, vermag mit Hilfe der Phantasie in dem Auf und Nieder der Dünenketten Aehnlichkeiten mit den Alpen herauszufinden.

Mit einem Worte, man muß Liebhaber sein, um den Vorzügen der Dünen gerecht zu werden. Valeska Ingenheim war Liebhaberin. Sie hatte zwar auf ihren Reisen Afrika niemals und Tirol nur dann berührt, wenn sie über den Brenner nach Italien fuhr. Aber sie gehörte offenbar zu den Bevorzugten, denen ein feiner Instinct die geheimen Reize erschlossen hatte, welche minder Begabten trotz heißen Bemühens verborgen bleiben. Besonders des Abends, wenn die Sonne gesunken war und Land und Meer in Dunst und Dämmer verschwammen, schienen ihr die Dünen willig die Reize ihrer Höhen und Thäler zu entschleiern.

Denn das war die Zeit, wo sie — von dem verständnißvollen Dr. Finke begleitet — ihre Wanderungen durch die einsamen Dünen unternahm. Der nüchtern denkende Gatte hatte — wie so häufig — für die Liebhaberei Valeskas kein Verständniß. Mißtrauisch wie er war, witterte er hinter dem plötzlich sich entwickelnden Natursinn Valeskas einen praktischen Zweck. Er entsann sich, zu Valeska geäußert zu haben, daß man sich Dr. Finke „warm halten" müsse. Eine mißverständliche Auslegung dieser Frage erschien ihm nicht ausgeschlossen, und ob Valeska die abendlichen Spaziergänge dazu benutzte, um in ihrem Begleiter die Ueberzeugung auszubilden, daß Lydia eine gute Partie und sie selbst eine gute Schwiegermutter sein werde, darüber hatte Herr Ingenheim so seine Bedenken. Als erfahrener Speculant wußte er stets den rechten Zeitpunkt für seine Abschlüsse herauszufinden, und so hatte er auch jetzt das Gefühl, daß etwas Entscheidendes geschehen müsse.

Zunächst nahm er sich Lydia vor und erklärte ihr, daß Dr. Finke ein Mann sei, der sehr viel Geld besäße und deshalb im Stande wäre, ein Mädchen dauernd glücklich zu machen. Er erklärte ihr, daß er sie bei der Wahl eines Gatten niemals nach irgend einer Richtung hin beeinflussen

werde, aber wenn Dr. Finke ihr einen Heirathsantrag mache, so könne sie seines väterlichen Segens jederzeit gewiß sein.

Dem Dr. Finke legte er bei jeder Gelegenheit in verständlicher Weise nahe, daß Lydia wie geschaffen für ihn wäre. Mit einer Deutlichkeit, wie sie nur unter Geschäftsleuten üblich ist, rechnete er ihm vor, daß seine Tochter nicht nur ein schönes Mädchen sei, sondern auch vorzügliche Charaktereigenschaften und unter Anderem einen Vater besitze, der ihr bei seinem Ableben ein enormes Vermögen hinterlassen würde. Die Zinsen dieses Vermögens berechnete er mit vier vom Hundert und fand heraus, daß nur ein Mann, der sich so trefflich als Verwalter eines größeren Vermögens bewährt habe, wie Dr. Finke, im Stande sei, diese ungeheuren Zinsenmassen in geeigneter Weise zu verwenden.

Dr. Finke war zwar auch der Ansicht, daß er zum Gatten Lydias durchaus geeignet wäre; hütete sich aber vorläufig, die Offerte Ingenheims mit einem bündigen Ja zu acceptiren.

Er war nicht der Mann, der den Champagner stehen ließ, weil er jungen Wein probiren sollte. In seiner ritterlichen Gesinnung hätte er es sich nie verziehen, wenn er das liebenswürdige Entgegenkommen Valeskas unbelohnt gelassen hätte. Noch hatte sie das Zeug zur ersten Liebhaberin. Sie selber sollte darüber entscheiden, wann sie der Tochter den Platz räumen und sich auf das Fach der Mutter beschränken wollte.

Dr. Finke wußte zwar, daß es im Allgemeinen nicht Brauch sei, eine Frau zu lieben, deren Tochter man heirathen will. Auch war es ihm, als früherem Juristen, wohl bekannt, daß der Ehebruch eine strafbare Handlung sei, und daß Intimitäten zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern unter den Begriff der Blutschande fielen. Allein über diese Bedenklichkeiten half ihm seine Bildung hinweg. Verschiedene Zeiten, verschiedene Sitten — sagte er sich. Wenn die alten Egypter ihre Schwestern heirathen konnten, weshalb sollten jüngere Erdenbewohner nicht ihre Schwiegermütter lieben dürfen, zumal, wenn das Verhältniß der Schwägerschaft erst begründet werden sollte?

Diese aufgeklärten Anschauungen Finkes ließen für Paul Roland wenig hoffen. Das meinte auch die Baronin Eckstedt, als sie in der Strandhalle des Hôtel Bellevue neben ihm beim Abendbrot saß.

„Mein lieber Doctor," sprach sie, „momentan haben Sie keine Chancen. Später vielleicht, wenn der gute Finke glücklicher Ehemann sein wird — wenn Sie's dann noch mal versuchen wollen."

Wenn die Baronin diesen oder jenen Verehrer Valeskas von der Aussichtslosigkeit seiner Neigung überzeugte, dann unterließ sie es nie, dem Unglücklichen ihren Trost anzubieten. Eine barmherzige Samariterin, heilte sie gern die Wunden, die Valeska geschlagen hatte.

Leider mußte sie es erleben, daß Paul Roland ihren Tröstungen nicht zugänglich war und in schweigender Hoffnungslosigkeit sein Beefsteak ver-

zehrte. Dennoch nahm sie von ihrem Liebeswerke erst Abstand, als ein Anderer in ihren Bereich kam, der gleichfalls des Trostes bedürftig schien.

Konrad und Lydia waren zurückgekehrt. Lydia war ausgelassener als sonst. Sie schwatzte und lachte und ließ den Dr. Finke, der zur Seite gerückt war und ihr Platz gemacht hatte, kaum zu Worte kommen. Es lag etwas Uebertriebenes in ihrer Lustigkeit.

Konrad war still und gedrückt.

„Ihnen sieht man auch immer Alles an der Nasenspitze an!“ begann die Baronin in ihrer zartfühlenden Weise. „Sind sämmtliche Schiffe untergegangen?“

Konrad schüttelte lächelnd den Kopf.

„Hören Sie mal, Herr Konrad,“ sprach die Baronin mißbilligend. „Sie gefallen mir nicht. Wo haben Sie denn heute Ihre gesunden, rothen Backen gelassen? Fehlt Ihnen Etwas?“

Konrad sagte: „O nein“ und lächelte wieder.

Die Baronin gab sich nicht zufrieden. Sie beugte sich zu ihm herüber und flüsterte ihm in's Ohr:

„Sie müssen Vertrauen zu mir haben, Konrad. Sagen Sie mir nur, was das Herzchen bedrückt. Dann werde ich schon ein Mittel finden, um Sie zu kuriren.“

„Sehr gütig,“ sprach Konrad und ließ sie schwatzen.

Mit den Gebrüdern Roland hatte sie Pech. Es war Nichts aus ihnen herauszukriegen, und sie hätte doch so gern die Beichte abgenommen und in ihrer allerbarmenden Liebe das erlösende Wort gesprochen.

Es war Konrad ganz erwünscht, daß der Bruder sich bald nach dem Abendbrot erhob und den Herrschaften Gute Nacht sagte. Schweigend gingen die Beiden in's Hotel. Als sie in ihrem Zimmer angelangt waren, zündete Paul ein Licht an. Er that aber des Ungewöhnlichen noch mehr. Er ging an die Commode und zog die zweite Schublade auf. Das alte Möbel gab einen Schmerzenslaut von sich, wie ein Hund, der auf den Schwanz getreten wird. Die Wäsche, die in dem Schubfach lag, nahm er heraus und legte sie auf den Tisch. Dann schob er den Koffer aus der Ecke und begann einzupacken. Nach einer Weile sprach er: „Du wunderst Dich ja gar nicht.“

Konrad stand auf dem Stiefelknecht und war eben im Begriff, den zweiten Stiefel an die Wand zu schleudern.

Als er sprechen hörte, fuhr er zusammen.

Erst jetzt merkte er, was der Bruder trieb.

„Du willst fort?“ fragte er.

„Ja! Morgen geht's fort,“ antwortete Paul mit Grabesstimme. „Ich hatte mich getäuscht. Sie liebt mich nicht. Und ich — ich habe sie so wahr und groß geliebt.“

Das „r“ in „wahr“ und „groß“ sprach er mit tragischem Rollen, und

in die Worte „liebt“ und „geliebt“ legte er so viel zitterndes Gefühl, als ihm seine dreißig Jahre noch gelassen hatten.

„Bin mal wieder zu spät gekommen,“ fuhr er fort. „Natürlich: ist ja mein Schicksal! Und wer hat sie mir weggeschnappt? Finke! Dieser blasirte Mensch, der von Liebe keine Ahnung hat!“

Die Wäsche hatte er eingepackt. Nun öffnete er das Spind und nahm ein paar Hosen heraus. Er kniffte sie, legte sie sorgsam zusammen, so daß kein Fältchen sichtbar war, und that sie behutsam in den Koffer.

„Was sie nur an ihm hat?“ sprach er entrüstet, nahm eine zerknitterte Zeitung und packte die Filzpantoffel hinein. „Aber ich weiß, was sie an ihm hat: er hat Geld und ist frech. Das genügt!“ Mit einem energischen Ruck trennte er ein Stück Papier von dem übrigen und wickelte es um eine Flasche Eau de Cologne. „Geld und Frechheit“ — monologisirte er weiter — „das imponirt den Weibern: denen von der Straße und denen im Salon. Wo bleibt da der Unterschied?“

Er hatte die Flasche geschickt zwischen zwei Paar Strümpfen untergebracht.

„Das Einzige ist: ein Bischen mehr Bildung und ein Bischen mehr Geist; wenn das nicht wäre, dann könnten die Damen von Welt und die von der Halbwelt ohne Schaden einmal die Rollen tauschen.“

Er sah im Schranke und in der Commode nach, ob er Etwas vergessen hatte.

„Aber sie soll mich kennen lernen,“ knirschte er; „die schöne Welt der Salons! Frech werde ich sein! Was an Geld fehlt, das werde ich an Frechheit ersetzen.“

Er gab sich Mühe, sich recht unglücklich zu fühlen. Das Schicksal hatte ihm wieder einen „Klaps“ gegeben. Sein trotziger Dämon hatte neuen Grund zur Sünde. Diesmal sollten ihm die Salons zum Venusberg werden und die Damen von Welt die Huldinnen sein, die ihn gesund streichelten!

Als er sich ausgesprochen hatte, fiel ihm Konrads Schweigsamkeit auf, und heute war es an ihm, den Bruder zu fragen: „Fehlt Dir Etwas?“ Er wartete die Antwort nicht ab, sondern gab sie sich selber. „Armer Junge! Wir haben Beide dasselbe Malheur: Du mit Lydia und ich mit Valeska. Und zu denken, daß wir Beide von diesem Laffen geschlagen sind! — Eigentlich ist es ja zum Lachen, Konrad.“

Da aber Konrad nicht lachte, sprach er:

„Mußt die Sache nicht tragisch nehmen. Gott ja: so 'ne erste Liebe — die bringt Einen 'runter.

Mußt denken, Du wärst krank gewesen.

Denn weiter ist es Nichts. Eine Kinderkrankheit. Jeder muß sie durchmachen. Und wenn's aus ist, dann in den Strudel, Konrad, mitten hinein!

Das ist wie ein Reinigungsbad nach den Masern . . ."

Konrad lag im Bette. Er hörte den Bruder reden, aber er verstand die Worte nicht. Nur bei dem Namen Lydia zuckte er zusammen, wie ein Verwundeter, dem man in die Wunde faßt. Dann verfiel er wieder in dumpfe Starrheit.

IX.

Lustig flattern die bunten Fähnlein auf den Sandburgen. Ein kräftiger Wind bläst über die See. Auf den Wellen wiegen sich Möven, kaum unterscheidbar von den weißen Schaumköpfen, von denen die Santumer sagen, daß sie Sturm bedeuten. Aber noch strahlt der Himmel wolkenlos in tiefem Blau.

In der Ingenheim'schen Gesellschaft fehlten heute die Brüder Roland. Paul war in der Frühe abgereist. In einem Briefchen an Valeska hatte er die schwere Erkrankung eines Freundes als Grund seines plötzlichen Entschlusses angegeben.

Konrad hatte einen Spaziergang unternommen. Er war über den Feldweg durch die Haide zu seinem Lehrer Grübler gegangen.

Auf der Wandelbahn promenirten Valeska und Lydia und zwischen ihnen Dr. Finke. Wissenschaftlich betrachtet fand Finke seine Lage recht interessant. Aber praktisch begann sie ihm Schwierigkeiten zu machen. Der Uebergang vom Liebhaber zum Schwiegersohn — das war ein schwieriger Fall. Das Schicksal verlangte von ihm ein Meisterstück. Soviel war ihm klar: es mußte langsam manöverirt werden. Die Zeit sollte sein Bundesgenosse sein. Wenn nur der alte Ingenheim nicht so drängen wollte!

Der schien es ungemein eilig zu haben, seine Tochter unter die Haube zu bringen. Seine vornehmste Aufgabe mußte es sein, den Alten hinzuhalten. — Während er sich mit der Lösung dieser Aufgabe beschäftigte, wich das liebenswürdige Lächeln nicht aus seinen Mienen, und die Sonne seiner Huld leuchtete gleichmäßig über Valeska und Lydia.

* * *

Lehrer und Schüler.

„Was macht die Sireneninsel, Konrad?"

„Ich bin fertig damit — ganz fertig."

„Das ist ja schnell gegangen."

„Meister: zerrissen hab' ich sie! — Die Sache hatte keinen Zweck mehr."

„Was für einen Zweck sollte sie denn haben?"

„Nun: Alles muß doch einen Zweck haben, Meister!"

„Muß es?"

„Man kann sich doch nicht vorstellen, daß das Leben keinen Zweck hat!"

„Was soll denn das, Konrad?"

„Meister! es ist aus mit mir. Ich weiß nicht mehr, wozu ich lebe."

„Das weiß Keiner."

„Aber ich hab's gewußt, Meister! Ich hatte einen Zweck, — bis sie ihn mir nahm. „Sie kann nur Einen lieben, der Geld hat."

„Wer? Lydia?"

„Ich habe Nichts mehr, was mir gehört. Ich bin nur Hülle. In mir ist Lydia. Sie erfüllt mich, Meister. Jeder Gedanke ist Lydia. Mein ganzes Leben ist Lydia. Wie hat Natur sie gesegnet! Aber lieben kann sie nicht. Wenn sie auch wollte, sie könnte es nicht, Meister: es fehlt ihr!"

„Wundert Dich das? — Sieh Dir die Mutter an und den Vater und die ganze Gesellschaft um sie herum! Wenn der Giftbaum Früchte trägt, wie sollten die anders sein als giftig?"

„Was soll ich thun, Meister? Nun ist Alles gleichgiltig! Nun hat Alles keinen Zweck mehr!"

„Muß denn Alles einen Zweck haben? Und wenn nun Nichts einen Zweck hätte?"

Aber alle Welt glaubt doch daran!"

„Weil alle Welt schwach ist und sich selbst belügt! weil alle Welt ein Grauen hat vor dem Nichts! — Staub, der bewußt geworden ist und auf zwei Beinen herumläuft: was kann der für Zweck haben? Aber das klettert den Culturberg hinauf und denkt: oben giebt's was Uebermenschliches zu sehen! Ich aber sage Dir: oben giebt es Nichts zu sehen — als Dunst und schwarze Tiefe."

„Wenn das ist, Meister: weshalb arbeiten Sie noch? Weshalb legen Sie nicht die Hände in den Schoß und warten, bis es zu Ende ist?"

„Weshalb? — Es ist Gewohnheit. Das Leben ist überhaupt Gewohnheit. Man gewöhnt es sich an, und man gewöhnt es sich auch wieder ab."

„Das verstehe ich nicht. — Und wie soll man sich abgewöhnen, was nothwendig ist?"

„Lieben ist nicht nothwendig. Nothwendig ist Essen, Verdauen und Schlafen.

„So kann ich nicht leben, Meister! Lieber gehe ich in's Meer."

„Das sagt sich leicht. Aber es thut sich schwer. Unsere Natur sträubt sich gegen das Gewaltsame. Sie will das Allmähliche. Arbeite, Konrad! Male Wasser, male Steine! Gewöhne Dich an das Leblose! Fühle Dich Eines mit dem Stoff, der unser Theil ist!"

„Es geht nicht, Meister. Ich habe die Kraft verloren, was zu leisten."

„Muß denn was geleistet werden? Strebe nicht über das Gewöhnliche hinaus. Die großen Gefühle gewöhne Dir ab. Wunderinseln giebt es nicht. Du mußt alltäglich sein, wie die Menschen um Dich herum."

„Wie diese Erbärmlichen dort unten, so schlecht und gemein muß man sein, um das Leben erträglich zu finden?"

„Wenn Du nicht werden willst wie jene, so bleibe einsam! Befaß Dich mit den Dingen, die um Dich sind! Gehe auf in der Natur! — Müßiges Gerede. Die Motte fliegt doch wieder in das Licht. Und am Ende kann sie kaum noch kriechen. — Komm hinein! das Frühstück wartet."

„Ich kann Nichts essen."

„So trinke ein Glas Wein. Du siehst blaß aus, und Deine Augen sind trübe."

Grübler führte seinen Schüler in das Zimmer und zeigte ihm sein letztes Bild: den Felsen im Meer.

„Meister: jetzt verstehe ich, weshalb Sie nur noch Wasser malen und Steine und die leblose Natur. Es ist der Ekel vor dem Menschlichen."

Der Meister schüttelte langsam den Kopf.

„Den habe ich mir längst abgewöhnt."

„Abgewöhnt? Den Ekel abgewöhnt? Kann man das? Und kann man sich den Schmerz abgewöhnen, wie man sich die Luft abgewöhnen muß? — Abgewöhnen — Eines werden mit dem Stoff — oder wie Sie's nennen, Meister: eigentlich ist es nichts Anderes als ein Sterben."

„Nennen kann man's, wie man will, Konrad, wenn man nur Ruhe findet."

Während Grübler frühstückte, fragte Konrad kleinlaut:

„Ob Peter Jansen noch Platz für mich hat?"

Ueber das knochige Gesicht des Meisters huschte der Schatten eines Lächelns.

„Das Zimmer mit dem Epheu vor dem Fenster ist noch frei. Willst Du herziehen, Konrad?"

„Ja, Meister."

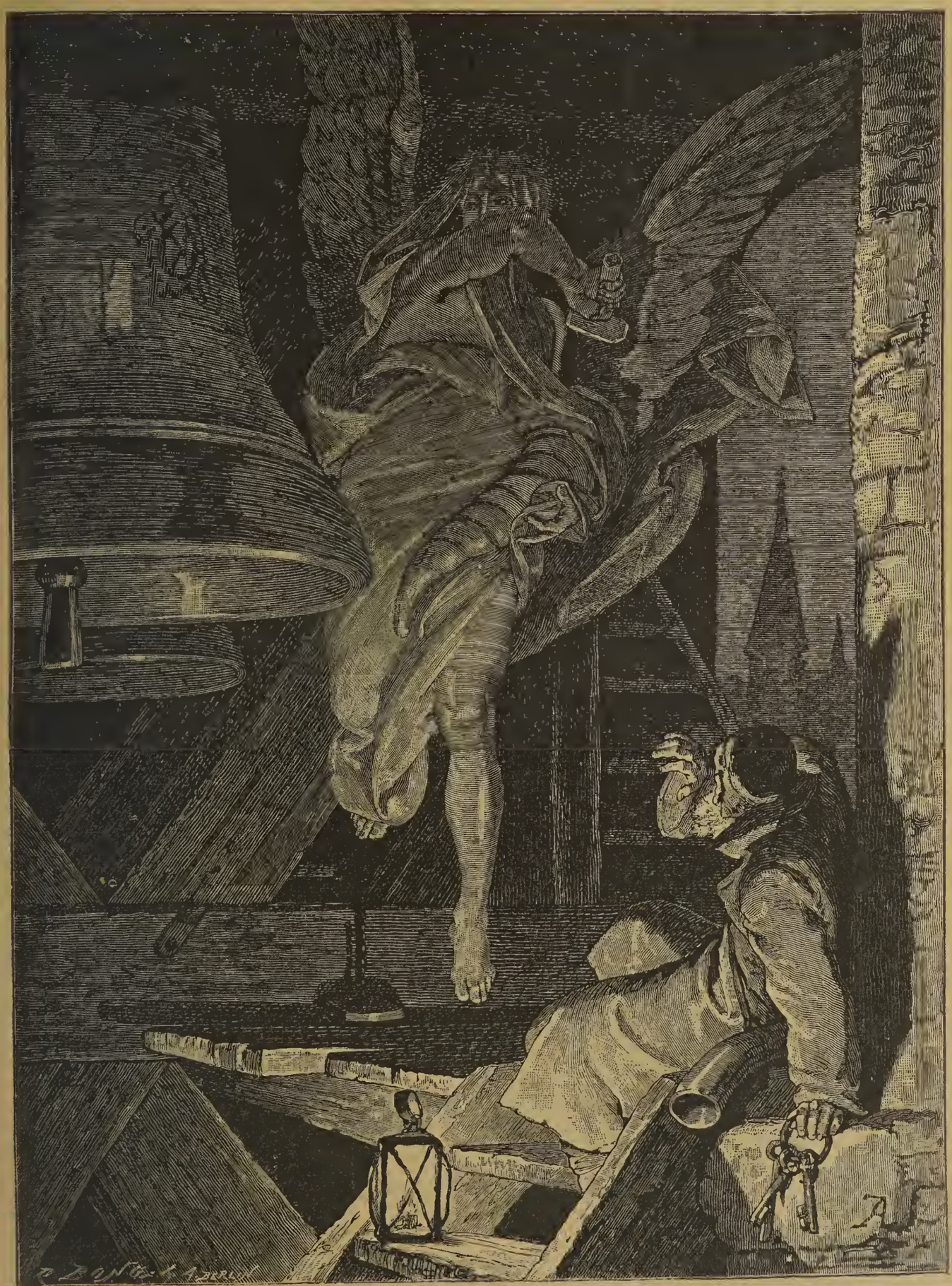
„Aber Du wirst die Gesellschaft vermissen! Weißt Du noch, was Du vor vierzehn Tagen sagtest? — Du sagtest: Es ist lustig in Santum."

Illustrirte Bibliographie.

Auf der Höhe. Lust und Leid im Liede. Herausgegeben von Dietrich Theden. Illustrirt von ersten deutschen Meistern. —

Die Hauptstädte der Welt. Mit zahlreichen Illustrationen. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. —

An lyrischen Anthologien ist gewiß kein Mangel; auch nicht an solchen, welche dem Liede das Bild gesellen und durch prächtige Ausstattung zu bestechen streben, so gleichsam durch das Auge den Weg zu dem Herzen des Lesers suchen. Das Auge läßt sich leicht und schnell fesseln, während Verstand und Empfinden, und besonders poetisches Empfinden, nur langsam, anhaltender Einwirkung ausgesetzt, zu erobern sind. Da nun das Volk der Denker und Dichter namentlich der Lyrik gegenüber sich spröde verhält und nur dort, wo begleitende Umstände sein Interesse und seine Neugier erregen, wie in dem Fall Ambrosius, aus seiner Reserve in einen übertriebenen Taumel hineingeräth, ist es ein begreiflicher und verzeihlicher Kunstgriff, wenn man es sozusagen an seiner schwachen Seite packt, durch glänzendes Aeußere, durch das Prachtgewand, in dem man ihm die poetische Gabe präsentirt, seine Aufmerksamkeit erregt und die bildende Kunst der lyrischen Muse als Dienerin gesellt, in der Absicht und dem Vertrauen, daß die erregte Aufmerksamkeit sich von selbst auch der letzteren mehr und mehr zuwenden, sich zu ernstem Interesse, zu tiefem, inneren Genießen verdichten werde. Die Illustration kann aber auch in einem Umfange und in einer Qualität auftreten, die ihr neben jener secundären Bedeutung als Mittel zum Zweck, einen selbstständigen Werth verleihen; ja in manchen Werken wird sie die Hauptsache, und die Poesie wird zur Rolle des Aschenbrödels verurtheilt. — Die vorliegende Anthologie gehört zu den Werken, in denen sich Bild und Wort das Gleichgewicht halten, in denen eines das andere



Sylvesternacht.

Aus: Dietrich Theden: Auf der Höhe. Lust und Leid im Liede.

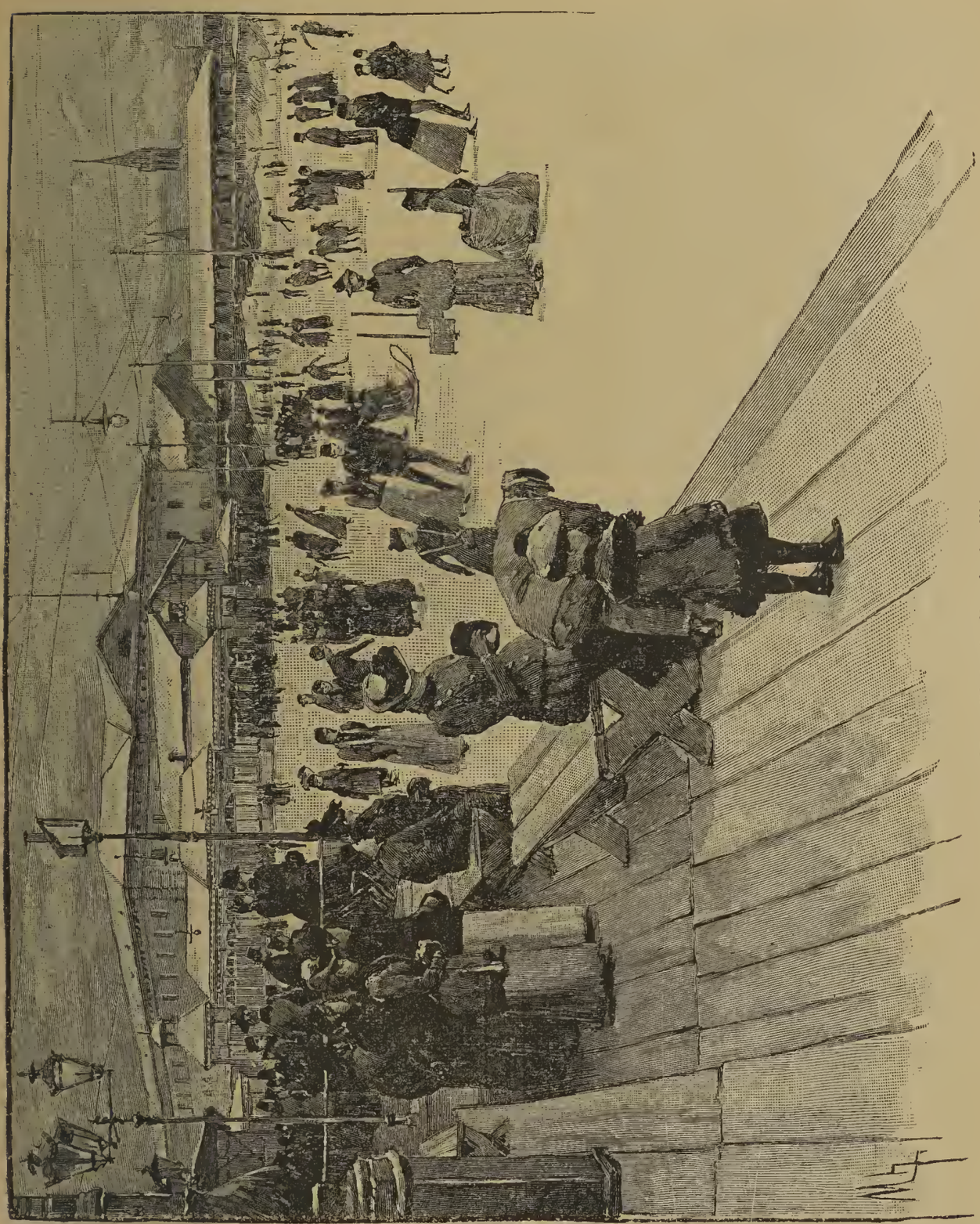
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

unterstützt, ergänzt, ohne doch der selbstständigen Bedeutung zu entrathen. Der Tact und der Geschmack, der hier — einige Irrthümer abgerechnet — in der Auswahl und Zusammenstellung der Illustrationen und der Gedichte erfolgreich gewaltet, das vornehme Gewand, in welchem diese Anthologie, die zugleich ein Prachtwerk ist, sich präsentirt, rechtfertigen ihr Erscheinen neben den anderen Werken ähnlicher Art und sichern ihr einen

Aus: Dietrich Theden: Auf der Höhe. Lust und Leid im Liede.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

bevorzugten Platz unter ihnen. Der Herausgeber Dietrich Theden hat sich nicht nur als gewandter Erzähler und als Kenner der deutschen Lyrik, insbesondere der älteren, bewährt, sondern auch als langjähriger Redacteur unserer ersten Familienblätter Gelegenheit gehabt, auf dem Gebiete des Illustrationswesens reiche Erfahrungen zu sammeln, so daß er für beide Seiten seiner Aufgabe völlig qualificirt war. Nur hie und da wird man vielleicht empfinden, daß der litterarische Herausgeber dem künstlerischen Concessionen gemacht und

die Aufnahme des einen oder anderen Gedichtes wesentlich mit Rücksicht auf ein ansprechendes Bild erfolgt ist. — Der neuen und neuesten Lyrik gegenüber hat sich der Herausgeber ein wenig zurückhaltend gezeigt; verhältnißmäßig stark ist erklärlicher und berechtigter Weise Gustav Falke vertreten mit fünf Gedichten, von O. J. Bierbaum finden wir: „Roth der Rock und das Mieder blau", von Dehmel: „Das Wiegenlied für meinen Jungen", von



„Der Eislauf-Verein in Wien.
Aus: „Die Hauptstädte der Welt."
Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Martin Greif: „Der Jäger", von Liliencron: „Auf eine Hand", „Haidebilder". Theodor Storm ist gebührend mit neun Gedichten herangezogen. — Gewiß hätte es nicht geschadet, wenn noch an Stelle dieses oder jenes älteren bekannten Gedichtes ein neueres getreten wäre, wenn z. B. der breite Raum, den Robert Reinick mit vierzehn Gedichten einnimmt, zu Gunsten hervorragender moderner Poeten wie z. B. Schönaich-Carolath, Arno Holz oder des als Lyriker allzu wenig gewürdigten Wilhelm Jensen geschmälert worden wäre. Doch mag

in dieser Hinsicht das Programm des Herausgebers, der in der Anordnung des poetischen und des illustrativen Materials den Kreislauf des Natur- und Menschenlebens in den Jahreszeiten und Lebensaltern in Parallele und im Einklange mit einander vorführen und widerspiegeln wollte, gewisse Beschränkungen nothwendig oder wünschenswerth gemacht haben. Jedenfalls ist das Alte, das er bietet, gut, und die Idee, die ihn geleitet, hat er mit Geschick

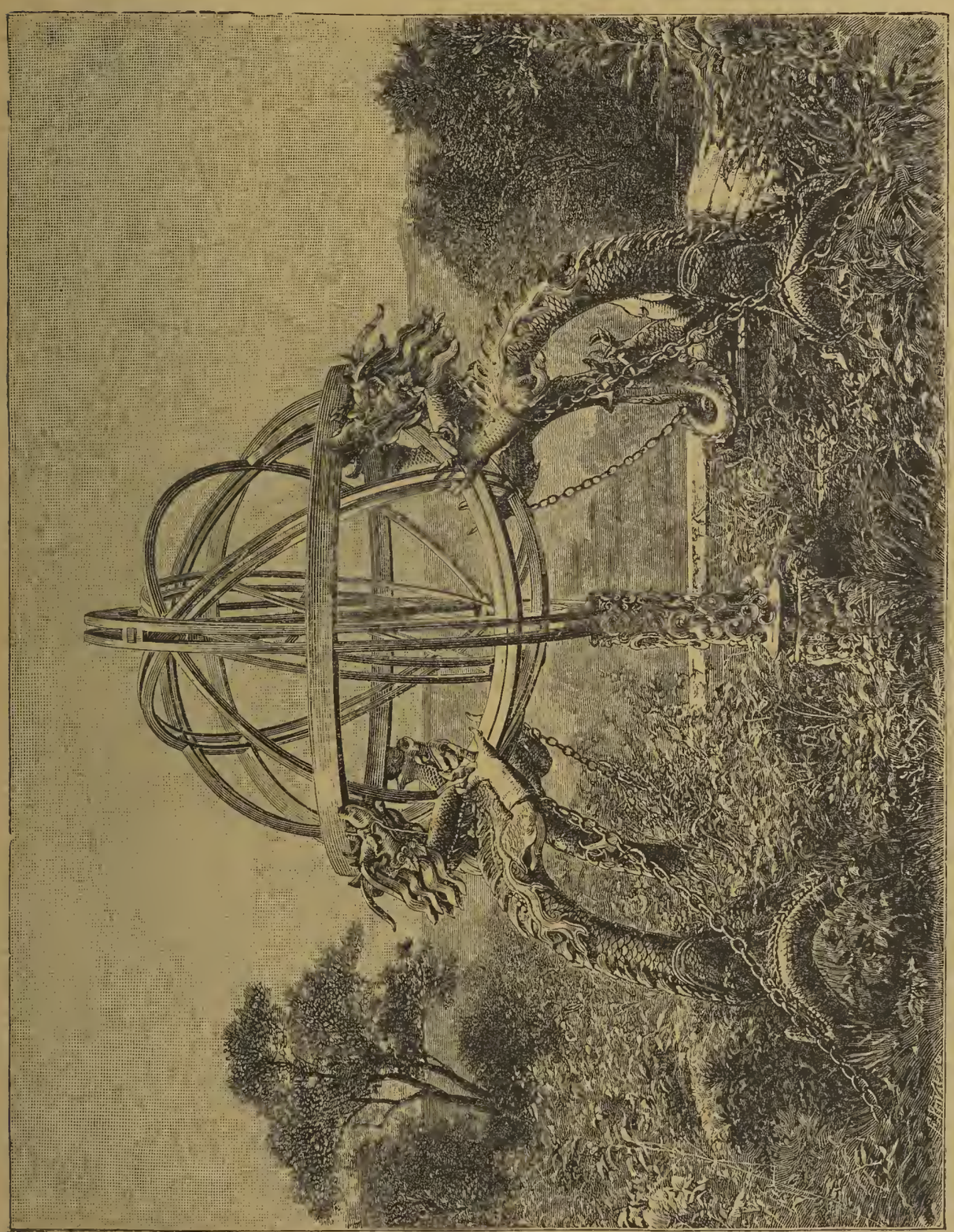
Der Hafen von Kalkutta.
Aus: „Die Hauptstädte der Welt."
Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

durchgeführt; und so ist nicht daran zu zweifeln, daß diese Anthologie ihren Besitzern eine Quelle stets erneuter Erbauung und stets frischen Genusses sein wird.

Der Illustrationsschmuck ist reich und werthvoll. Neben zahlreichen künstlerischen Holzschnitten in Schwarz-, Roth- und Blaudruck, von denen wir einige als Proben diesen Zeilen beifügen, finden wir dreißig Textbilder in vielfachem Farbendruck, Initialen, Thier-

und Blumenstücke u. s. w. Ein hübsches Titelbild in Farbendruck ist dem Werke als besondere Zierde, beigegeben. —

Die reiche nach einem vortrefflichen modernen Entwurfe hergestellte Einbanddecke charakterisirt das Werk sofort als ein vornehmes künstlerisch ausgestattetes Prachtwerk, das als Geschenkwerk bei dem mäßigen Preise von 18 Mk. wenig Ebenbürtiges finden dürfte.



Thurm des Observatoriums in Peking
Aus: „Die Hauptstädte der Welt."
Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Wer eine litterarische Weihnachtsgabe sucht, der sei auf die Anthologie „Auf der Höhe" nachdrücklich hingewiesen.

Das im gleichen Verlage erschienene Prachtwerk „Die Hauptstädte der Welt" glauben wir in den Zeilen, die wir demselben in Heft 240 dieser Zeitschrift gewidmet, zur Genüge charakterisirt zu haben; wir wollen nur darauf hinweisen, daß das interessante Werk, das nicht nur in den bildlichen Darstellungen, sondern auch in seinem textlichen

Theile einen künstlerischen Charakter trägt und keineswegs die nüchtern praktischen Ziele eines illustrirten Führers verfolgt, jetzt vollständig vorliegt. Die Verlagshandlung hat, laut gewordenen Wünschen in anerkennenswerther Weise entgegenkommend, durch Aufnahme des von Max Viola anziehend geschilderten Budapest in die „Hauptstädte der Welt" den Inhalt erweitert, ohne den Preis, der 10 Mk. für das ungebundene Werk beträgt, zu erhöhen.

Eine geschmackvolle Originaleinbanddecke hat die Verlagshandlung nach einem Entwurf des Professor M. Honegger herstellen lassen. — Eine günstige Aufnahme beim gebildeten Publicum glauben wir dem eigenartigen, litterarisch bedeutenden und illustrativ reich ausgestatteten Prachtwerke unbedenklich voraussagen zu können. — —

Der Fanar und Mayfair.

Roman von Rudolf Lindau, Berlin 1897. Verlag von Fontane und Comp.

Mit seinen türkischen Erzählungen bereits hatte Rudolf Lindau, der Schriftsteller des fernsten Ostens, der aber schon längst den Zug nach dem Westen angetreten und West-Europa zum Schauplatz seiner Romane und Novellen gemacht, ein neues Culturgebiet betreten: den Orient im engern Sinne. Sein neuestes großes Werk „Der Fanar und Mayfair" spielt auch in Constantinopel, aber es ist nicht mehr der Geist des fabulirenden Türkenvolkes in ihm, der die kleinen Geschichten beherrscht, sondern in diesem Roman wird uns eine völlig andere Culturwelt nahe gerückt, nämlich die der alten Adelsfamilien, die im Fanar, dem Griechenviertel von Constantinopel, ihren ererbten Sitz haben. Die Zeit, in der sich die erzählten Begebenheiten zutragen, ist der Gegenwart nahe; es ist die Zeit gegen Anfang und Mitte unseres Jahrhunderts, als England mit den Neu-Griechen besonders sympathisirte, und diese Culturmächte in freundliche Beziehung zu einander treten wollten. Damals mochte man von den Fanarioten in Alt-England besonders gut denken, und wohl in der Verbindung mancher edler Häuser vollzog sich eine Cultur-Endosmose, jene überaus interessante Erscheinung, daß sich zwei Welten gleichsam miteinander durchtränken. Dies ist der historische Hintergrund zu Rudolf Lindaus Roman.

Der Dichter sieht sich natürlicher Weise auf Individualisirung gewiesen, und so hat er wie typische Begebenheiten für derlei Zeitströmungen zwei Ehen herausgegriffen: die Ehe zwischen einem vornehmen Engländer, der dem Adel angehört, mit einer griechischen Fürstentochter und die Ehe eines vornehmen Fanarioten mit einer Engländerin aus den Kreisen des aristokratischen Stadtviertels von London, Mayfair. Das Werk ist breit und groß angelegt und hat keinen eigentlichen Hauptträger der Handlung. Es zählt viele Helden und Heldinnen. Der Schauplatz ist besonders England und Constantinopel.

Das Culturhistorische, das diesem Roman in einzelnen Zügen anhaftet, wird ihn dem Wißbegierigen besonders anziehend erscheinen lassen. Meines Erachtens beruhen seine Hauptschönheiten aber nicht darin, sondern in der vornehmen Charakteristik der Gestalten, der stillen Führung der Handlung, die sich erst gegen Schluß zum spannenden Hauptmoment steigert, und der wunderbaren Stimmung, die über dem Ganzen ruht. Durch die Abwechselung, daß manchmal mehr das allgemein Lehrreiche, dann das individuell Interessante und schließlich das Ergreifende, Rührende, Dramatische vorherrscht, erhält das Werk einen behaglichen Reiz des Reichthums, ohne daß sich doch das Gefühl unliebsam aufdrängte, durch die Mannigfaltigkeit geschehe der einheitlichen Färbung Abbruch. Ich kenne kaum ein Buch, in dem die Gegensätze so wenig in den Charakteren scharf aufgetragen werden, wie dies. Die Gemüthsstimmung des Verfassers ist gleichmäßige milde Ruhe, und in diesem Temperament erscheint das Stück Welt, auf das er uns den Ausblick öffnet, weicher abgestimmt, als wir es in der Spiegelung eines Schriftstellers sehen würden, der seine Freude daran findet, mit starkem Licht und mit starkem Schatten zu wirken. Unter gleichmäßiger Gesammtbehandlung sind die Contraste gegen einander gesetzt, daß wir sie wie unter einem Schleier stärker, intimer empfinden können. Die einzelnen Gestalten sind mit gewohnter Meisterschaft gezeichnet. Sie gleichen feinen Kupferstichen, die aus einer geübten Hand kommen. Ein Kritiker hat früher einmal Rudolf Lindaus Schriften mit Landschaftsbildern verglichen, in deren Anblick man sich wieder und wieder vertiefen könne und immer wieder etwas Neues, Schönes finde. Das Zutreffende dieser Charakterisirung fühlen wir auch beim Lesen dieses neuen Romans.

Die Arbeit zerfällt in drei Theile, die überschrieben sind: „Maud", „Hypatia" und

„Panayotti". — Außerdem wird ein kleiner Vorbericht wie ein Zeitungsausschnitt vor das Ganze gestellt. Ihm entspricht im Schlusse ein Abschnitt, und ernst und schwer folgt wie ein erhabener Trauermarsch der wahrhaft großartige Epilog.

Maud ist die Tochter eines zerrütteten Spielers, der nie hat arbeiten wollen, um seine Geldnoth zu überwinden, und sich schließlich auf die Unterstützung seiner Nichte Alice Elmhorst angewiesen sieht. Diese Alice hat als eine ziemlich berechnende junge Dame auf dem Jahrmarkt des Lebens den vornehmen reichen Lord Minton zum Ehegemahl gewonnen, nachdem sie vorher zwei Bewerber, Aleko Nikusi, den Neffen des türkischen Botschafters, und dessen Freund, den Capitän Harry Midford, über ihre Neigung im Ungewissen gelassen hatte. Mauds Vetter Richard Egerton, ein leichtsinniger Mensch, den seine körperlichen Vorzüge und seine Armuth auf eine Geldheirath hinweisen, spielt mit seiner Cousine ein recht erbärmliches Spiel, dessen verhängnißvolle Folgen die ganze Handlung durchziehen. Die im ersten Theil dominirende Maud — deren Mutter und Vater sterben, und die von ihrer reichen Base Alice sehr freundschaftlich aufgenommen wird, — soll in die Mayfair-Welt eingeführt werden. Sie trägt unauslöschliche Liebe zu dem Treulosen in ihrem reinen Herzen. Ironisch und traurig klingt das Schlußwort. Alice steht kopfschüttelnd vor ihrer Freundin und sagt: „Ich kann Dich nicht verstehen, man sollte meinen, die Welt habe Dir schon großes Unglück zugefügt, und Du kennst sie noch gar nicht."

„Nein, ich kenne sie noch nicht."

Im zweiten Theil gelangen wir in den Fanar. Da treten uns von der Familie Nikusi außer dem bereits flüchtig bekannten Aleko dessen schöne Schwester Hypatia, ihre Eltern und der gesprächige freundliche Groß-Logothet entgegen. Harry Midford ist bei ihnen zu Gast, und er verliebt sich in die anmuthige griechische Fürstentochter. Glückliche helle Bilder werden uns hier entworfen. Wir athmen Homerische Luft unter dem südlichen Himmel in wolkenloser Bläue. Ein reines Element spüren wir in dieser Atmosphäre. Diese Liebesgeschichte ist sonnig und klar gehalten und wirkt einfach erfreulich wie hellenische Architektur.

Im dritten Theil, der diesem goldigen Gemälde folgt, tritt Panayotti in den Vordergrund, der Sturmvogel in diesem Romane. Gleich sein erstes Auftreten ist unheimlich, hastig, drohend. Im nassen Mantel kommt er als rascher Bote, geschickt von seinem Oheim, dem Groß-Logotheten, zu Harry Midford und fährt mit ihm bei schlechtem Wetter über Wasser, wortkarg, ungeduldig, ironisch lachend über die Dienerschaft, „das gehorsame Völkchen". — Dieser Panayotti Nikusi feiert in England durch seine Tüchtigkeit als Sportsman große Triumphe und vermehrt sie durch seine tadellose Haltung, wie sie dem Geschmack der englischen Aristokraten entspricht. Er wird der besondere Freund des Lord Minton. Eine Jagd bei diesem wird ausführlich geschildert, eine Aristie des jungen Griechen.

Richard Egerton wird immer unsymphatischer, Maud gewinnt unsere Neigung, und auch die kalte Weltdame Alice erhält durch ihr schönes Verhältniß zu ihrer Cousine eine liebenswerthere Gestalt. Aus der Londoner Gesellschaft lernen wir auch Midfords Bruder, den strammen Arbeiter, Sir Edgar, kennen und seine Gemahlin, die gutherzige, lustige Lady Anna, die eine in dieser vornehmen Welt sehr wohlthuende natürliche Frische ausströmt. Von den zahlreichen Nebenfiguren sei nur der steife Geschäftsmann, Herr Lyell, erwähnt, der sich, nach Erledigung einer Angelegenheit, die Gedanken symbolisch mit dem Finger von der Stirn streift, um der neuen Sache seine ganze Aufmerksamkeit zu schenken. Nach den gesellschaftlichen Lebensbildern besitzt die Beschreibung des Schauplatzes der Haupthandlung von Inglewood-House einen so würzigen Waldeszauber, daß diese Naturschilderung nach meinem Geschmack zu dem Allerschönsten gehört, das ich gelesen habe.

Die Darstellung dieser Haupthandlung möge füglich unterbleiben, um nicht der Freude an der Lectüre vorzugreifen. Der Orkan bricht los, plötzlich und mächtig, und unvermuthet stehen wir dem Ende nahe. Der Epilog beginnt, und er verbreitet jene schöne, tiefe, dunkle Stimmung, für die der Verfasser schon in früheren Werken ergreifenden Ausdruck gefunden. Es will mir aber scheinen, als sei hier diese Stimmung mit stärkerer Instrumentation wiedergegeben als je zuvor. Angemessen der Größe des Themas klingen die Schlußaccorde mächtiger und gewaltiger, als wollten sie einer ganzen Culturepoche zu Grabe läuten. Diese schwere Resignation wird länger fest gehalten als sonst wohl und sogar zu einer pathetischen Höhe hinaufgeführt, wie der Greis Aleko auf der Gräberstätte Eyub die Hände in weiter langsamer Bewegung beider Arme ausbreitet und leise spricht: „Ruhe, Ruhe . . . weit, weit vom Treiben und Drängen und Hasten der Welt."

Alle angesponnenen Fäden sind zu Ende geführt. Selbst die Dienerschaft, die uns lieb geworden ist, wird erwähnt, daß wir sie geborgen wissen. Es ist keine Melodie, die nicht bis zu ihrem harmonischen in sich gerundeten Abschluß ausgespielt wäre. So liebt es der besonnene Denker und Dichter. — Und doch, bleibt nicht ein Rest — ein Schmerz zurück? Die Traurigkeit und Einsamkeit der treuen Gestalt des Aleko Nikusi?

Da zeigt sich der tief empfindende Schriftsteller. Er spielt als letzten Trumpf die Landschaft selber aus. Die Wogen der Nacht schlagen über allem Menschlichen, dem Leiden- und Wirrenvollen zusammen. Die Natur des Orients scheint nun selbst das Wort zu ergreifen, und der beruhigende tiefste Schlußaccord ist gefunden: die unvergleichliche Tröstung durch die Natur, die auch das Schifflein trägt, in dem Hypatia weinend den geliebten einsamen Bruder anschaut. Dadurch, daß wir noch kurz vorher geographisch orientirt werden, und dem Bilde noch einmal die orientalische Färbung geflissentlich geliehen wird, erhält es einen unvergleichlichen Reiz, der vielleicht darin beruht, daß wir so viel Wirklichkeit spüren. Wie einen duftfarbenen Regenbogen sehen wir endlich die letzte Verknüpfung zwischen dem Fanar und Mayfair sich lösen, entschwinden. H. L.

Bibliographische Notizen.

Ungarischer Dichterwald. Poesien, ausgewählt und im Versmaße der Originale übersetzt von Irene H. Eserhalmi. Mit vielen Portraits und Facsimiles und einem Vorwort von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Die epische und lyrische Poesie der Ungarn, der Glanzpunkt ihrer neueren Litteratur, ist bei uns nicht allzu sehr bekannt. Man hat einzelne Namen wie Arany, Petöfi, Vörosmarty, von zeitgenössischen „Abrányi, Dóczy, Kiß wohl gehört und behalten und einzelne Gedichte in Uebertragungen hie und da gelesen; aber einen wirklichen und annähernden Ueberblick über die Leistungen der Ungarn auf diesen Gebieten nicht erhalten noch sich zu verschaffen begehrt. Bei der wohl bekannten dem magyarischen Volkscharakter eigenen feurigen Ueberschwänglichkeit und nationalen Eitelkeit, die auch bescheidenere Talente zu Sternen erster Größe emporzuloben beflissen gewesen, war und ist eine sceptische Zurückhaltung im Auslande begreiflich. Das soll aber die Anerkennung des wirklichen Antheils Ungarns an der Weltlitteratur und seiner berechtigten Ansprüche nicht ausschließen. Die vorliegende sehr geschmackvoll ausgestattete Anthologie giebt uns die bequeme Gelegenheit, uns mit dem poetischen Schaffen der Ungarn vertraut zu machen, prüfend zu genießen und genießend zu prüfen. Man wird in vielen Fällen das Prüfen vergessen und sich reinem Genießen hingeben, und damit ist dem Künstler das beste Lob gesagt. Alles Lob verdient auch die Herausgeberin, als solche sowohl, wie auch als Uebersetzerin. Man kann diesen Uebertragungen wohl zumeist die ehrende Bezeichnung „Nachdichtungen" geben. Sehr erwünscht sind die beigegebenen Miniaturbiographien, die nur den kleinen Fehler haben — den auch G. Ebers in seinem warm gehaltenen Vorworte andeutet — daß die Herausgeberin etwas reichlich mit Superlativen arbeitet. Die beigefügten Portraits der Dichter in sinniger Umrahmung gereichen dem schönen Buche, für welches der Herausgeberin wie der Verlagshandlung Dank gebührt, zu besonderer Zierde. Es sei allen Freunden echter Poesie warm empfohlen. O. W.

Das nördliche Mittel-Amerika nebst einem Ausflug nach Anahuac. Reisen und Studien aus den Jahren 1888 bis 1895 von Dr. Carl Sapper. Mit einem Bildniß des Verfassers, 17 in den Text eingedruckten Abbildungen, sowie 8 Karten. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

Der Verfasser hat in München Naturwissenschaften studirt, war aber nach Erlangung der Doctorwürde (Sommer 1888) genöthigt, seiner schwachen Gesundheit wegen einen längeren Aufenthalt in einem milden Klima zu nehmen. Er ersah sich hierzu Guatemala, wo sein Bruder Richard Sapper eine gesicherte Stellung erlangt hatte, und wo sich ihm ein ganz besonders ergiebiges Arbeitsfeld zu bieten schien, weil die Kenntniß jenes Gebietes noch eine sehr geringe war. Da nun aber ein großer Theil des Handels und der Production im nördlichen Mittel-Amerika in deutschen Händen ruht und die Zahl der dort ansässigen Deutschen von Jahr zu Jahr wächst, so dürfte das Buch in erster Linie für solche,

die sich mit dem Gedanken einer Uebersiedelung nach jenen Gegenden tragen, von großem Nutzen sein, zumal da es eine möglichst klare Uebersicht der bestehenden Verhältnisse zu geben bestrebt ist. Auch der Kaufmann, der Theilhaber landwirthschaftlicher Unternehmungen, der ein directes Interesse an jenen Ländern hat, wird aus der sorgfältigen Arbeit manchen guten Rath holen können. Ebenso kann der Geograph und Ethnograph hier und da wichtige neue Nachrichten entnehmen. Vor Allem sei aber das Buch einem weiteren Leserkreise empfohlen, der seine Lust daran findet, ein schönes, überseeisches Land kennen zu lernen, den Sitz alter, hochentwickelter Culturvölker, von denen noch jetzt bewunderungswürdige Ruinen mit beredten Zungen erzählen. Das Buch zerfällt in zwei Abschnitte, in Reiseschilderungen und in kleinere Monographien vorwiegend ethnographischen Inhalts. Im Anhange finden sich Regenmessungen, Culturgrenzen, Lieder in Noten (sechs Melodien) und ein vergleichendes Vocabular culturgeschichtlich interessanter Wörter der Mayasprachen. Die Karten könnten feiner sein, sind aber doch recht werthvoll. hj.

Richard Schaukal. Verse 1892—1896. Brünn, Verlag von Rudolf M. Rohrer.

Das Bändchen enthält der Sonderbarkeiten viele und verräth eine, wenn auch nicht gesunde, Eigenart. Schaukal ist kein Gefühlspoet; seine Stimmung wiederzugeben und eine gleiche im Leser hervorzurufen, ist sein Bestreben, das nicht immer glückt. Daher die Ungleichheit des Buches, ja, sogar in den einzelnen Gedichten. Den Gipfel der Unklarheit erreicht er in seinem Mysterium „Pierrot", obwohl auch dieses manche hübsche Stelle enthält. Hoffentlich ringt sich der begabte Poet später zu größerer Klarheit durch. L. S.

Goethes Gedichte. Ausgewählt von Karl Heinemann. Mit Bildern und Zeichnungen von Frank Kirchbach. Leipzig, Verlag von Adolf Titze.

Das hervorragende Prachtwerk, dem wir bei seinem ersten Erscheinen einige begrüßende Worte in Heft 236, unter Beifügung von Illustrationsproben gewidmet, liegt nunmehr vollständig vor. Eine eingehendere Würdigung des schönen, künstlerisch bedeutenden, auf's Glänzendste ausgestatteten Werkes leider zu vertagen genöthigt, wollen wir doch nicht unterlassen, dasselbe noch in diesem Hefte als eines der vornehmsten Festgeschenke der Beachtung unserer Leser angelegentlich zu empfehlen. Der Preis des gebundenen Werkes ist 45,00 Mk. -l-.

Zehn Wickelkinder. Von Andrea della Robbia. Florenz, Julius Schmidt.

Von den reizenden Medaillons von Andrea della Robbia, die das berühmte, nach den Plänen Brunelleschis 1421 gegründete Findelhaus in Florenz schmücken, hat der Kunstverlag von Julius Schmidt in Florenz vortreffliche verkleinerte Nachbildungen in Chromotypie herstellen lassen, welche die Originale — Basreliefs auf blauemaillirtem Grund, in dunkler Sandsteinumrahmung — mit all der Treue, welche man von der Nachbildung eines Kunstwerks in einer andern Technik erwarten darf, wiedergeben. An den zehn niedlichen Kindergestalten werden Kunstfreunde wie Laien ihre Freude haben. -l-.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Anzengrubers, Ludwig, Gesammelte Werke. Lieferung 20—26. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachf.

Bartels, Adolf, Gerhart Hauptmann. Weimar, Emil Felber.

Bikeles, Dr. Gustav, Zwei philosophische Essays. Lemberg, Verlag des Verfassers.

Böcklin, Arnold. Eine Auswahl der hervorragendsten Werke des Künstlers. Vom Künstler autorisirte Ausgabe. Münchcn, Photogr. Union.

Bormanns, Edwin, Gemüthliche Bostkarten. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag.

Bourgeois, Emil, Ludwig XIV. in Bild und Wort mit ca. 550 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Caricaturen und Autographen. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern damaliger Zeit. Uebertragen von O. Marschall von Bieberstein. Lfg. 21 bis 29. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.

Boy-Ed, Ida, Eine reine Seele. Roman Dresden, Carl Reissner.

Caspar, F. R., Die Seele des Menschen, ihr Wesen und ihre Bedeutung. Mit einer Anleitung zur Wahrnehmung des seelischen Aether-Lichts und einer Tafel über die Lichtformenwelt der Seele. Ein Buch für Alle.

Dahn, Felix, Ebroin. Historischer Roman aus der Völkerwanderung. Mit einer Karte. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Engel, Eduard, Geschichte der englischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Mit einem Anhang: Geschichte der Litteratur Nordamerikas. 4. Auflage. Heft 2. Leipzig, J. Baedeker.

Ernst, Otto, Buch der Hoffnung. Neue Folge der gesammelten Essays aus Litteratur, Pädagogik und öffentlichem Leben. In zwei Bänden. II. Band: Pädagogik und öffentliches Leben. Hamburg, Conrad Kloss.

Faldella, Giovanni, I. Fratelli Ruffini. Storia della giovine Italia. Libro quinto. Martiri Borghesi. Torino, Roux Frassati e Co.

Freytag, Gustav, Gesammelte Werke. Zweite Auflage. Band 10—13. Leipzig, S. Hirzel.

Geschichten, Kurze. I. 1. Berlin, Verlag der Romanwelt.

Gesellschafter, Der. Litterarische Monatsschrift. III. Jahrg. Nr. 12. Erfurt, Eduard Moos.

Groller, Balduin, In den Tag hinein. Novellen. Dresden, Piersons Verlag.

Hegeler, Wilhelm, Pygmalion. Novellen. Berlin, F. Fontane & Co.

Henckell, Carl, Arnold Böcklin gewidmet. Zürich, Carl Henckell & Co.

Hirth, Georg, Aufgaben der Kunstphysiologie. 2. Auflage. Lieferung 9 u. 10. München, G. Hirth's Kunstverlag.

Holitscher, Arthur, An die Schönheit. Trauerspiel in zwei Acten. München, Albert Langen.

Jensen, Wilhelm, Aus See und Sand. Roman. Dresden, Carl Reissner.

Kerners, Justinus, Briefwechsel mit seinen Freunden. Herausgegeben von seinem Sohn Theobald Kerner. Durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert von Dr. Ernst Müller. Mit vielen Abbildungen und Facsimiles. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Krauss, Nicolaus, Im Waldwinkel. Skizzen und Geschichten. Berlin, Fontane & Co.

Kritik, Die, Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgeber: Richard Wrede. No. 156, 157. Berlin, Kritik-Verlag.

Künstler-Monographien. In Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuss. XXVIII. Veronese. Mit 127 Abbildungen von Gemälden, Bauten, Sculpturen und Zeichnungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Laifo, Zur Jahrhundertwende. Gedichte. Erfurt, Eduard Moos.

Lehrs, Max, Böcklin, Arnold. Ein Leitfaden zum Verständniss seiner Kunst. München, Photogr. Union.

Lichtwark, Alfred, Blumenkultur. Wilde Blumen. Dresden, Gerhard Kühtmann.

— Hamburg. Niedersachsen. Dresden, Gerhard Kühtmann.

Magirus, Adolf, Herzog Wilhelm von Württemberg. K. u. K. Feldzeugmeister. Ein Lebensbild. Mit Illustrationen, Portraits, Kartenskizzen und einem Stammbaum. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Maupassant, Guy de, Der Regenschirm und andere Novellen. München, Albert Langen.

Mongré, Paul, Sant' Hario. Gedanken aus der Landschaft Zarathustras. Leipzig, C. G. Naumann.

Müller, Sophus, Nordische Alterthumskunde. Nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig. Lieferung 9 u. 10. (Schluss des I. Bandes.) Strassburg, Karl J. Trübner.

Münz, Siegmund, Italienische Reminiscenzen und Profile. Wien, Leopold Weiss.

Nagl, Dr. J. W., und J. Zeidler, Deutsch-Oesterreichische Litteraturgeschichte. Lfg. 5. Wien, Carl Fromme.

Nationalfeste, Deutsche. I. Band. Heft: 4. München, R. Oldenbourg.

Peroch, Sigismondo, Grammatica tedesca per lo studio autodidattico. Wien, A. Hartleben.

Pressensé, Madame de, Genevieve. Deutsch von Hedwig Kahl. Reutlingen, Fleischhauer & Spohn.

Rammbach, Schwarz vom, Kridavana. Eine social-politische Dichtung. Dresden, E. Piersons Verlag.

Reuling, Carlot Gottfrid, Das Stärkere. Ein Schauspiel in drei Aufzügen. Berlin, Eduard Bloch.

Romundt, Dr. Heinrich, Eine Gesellschaft auf dem Lande. Unterhaltungen über Schönheit und Kunst mit besonderer Beziehung auf Kant. Leipzig, C. G. Naumann.

Rüth, M. v., Drei Losungsworte. Erzählung Dresden, Piersons Verlag.

Salus, Hugo, Gedichte. München, Albert Langen.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rudolf Virchow und Fr. von Holtzendorff, herausgegeben von Rudolf Virchow und Wilh. Wattenbach. Heft 270. 272. 273. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. A. G. (vormals J. F. Richter).

Schüssler, Hugo, Die Lösung der socialen Frage. Dresden, E. Piersons Verlag.

Schweiger-Lerchenfeld, A. von, Atlas der Himmelskunde. Auf Grundlage der Ergebnisse der cölestischen Photographie. In 30 Lieferungen. Lieferung 13—16. Wien, A. Hartleben.

Statut der deutschen Bank genehmigt durch Allerhöchsten Erlass Sr. Majestät des Königs von Preussen vom 10. März 1870. In der Fassung der Generalversammlungs-Beschlüsse vom 20. August 1897. Berlin, Liebheit und Thiesen.

Stockhausen, Fanny, Idis. Düsseldorf, C. Schaffnit.

Storch, Dr. O., Karl von Holtei, Ein Gedenkblatt zum 24. Januar 1898. Waldenburg i. Schl., Gustav Knorrn.

Tauber, Siegmund, Strandgut. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag.

Telmann, Konrad, Gottbegnadet. Roman. Dresden, Carl Reissner.

Torresani, Carl Baron, Steyerische Schlösser. Roman. Berlin, Fontane & Co.

Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Baronin Bertha von Suttner. VI. Jahrgang. Nr. 8 9. Dresden, Piersons Verlag,

Wassermann Jakob, Die Schaffnerin. Die Mächtigen. Novellen. München, Albert Langen.

Wassilief, O., Buch der Liebe. Genf, Buchdruckerei W. Kündig & Sohn.

Weltgeschichte in Umrissen. Federzeichnungen eines Deutschen, ein Rückblick am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Wied, Carl, Deutsch-schwedische Brief- und Conversations-Schule. Wien, A. Hartleben.

Zeitschrift für Bücherfreunde, I. Jahrgang Heft 7. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Zeitschrift, Deutsche, für Geschichtswissenschaft. Begründet von L. Quidde. N. F. II. Jahrg. Monatsblätter Nr. 34. 56. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Vierundachtzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1898.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Vierundachtzigster Band.

Mit den Portraits von:

Maria Janitschek, Friedrich Ratzel, Max Ring.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 84. Bandes.

Januar — Februar — März.

1898.

Seite

Zu unserm 250. Hefte.
Gedicht von Franz Koppel-Ellfeld 1

Th. Achelis in Bremen.
Friedrich Ratzel..... 263

Karl Biedermann in Leipzig.
Das erste deutsche Parlament. (Zu dessen fünfzigjähr. Jubiläum.) 57. 185

Siegfried Fitte in Berlin.
Das Fräulein von Olbreuze 407

Carl Fuchs in Danzig.
Tonkunst und Kritik..... 114. 220

Julius Gesellhofen in Breslau.
Thalatta — Thalatta! Novelle. 295

M. Grunwald in Hamburg.
Briefe von Karl von Holtei, aus dem Goethekreis, von Jakob Grimm, den Humboldts, Schlegels, Chr. F. Krause, Baggesen, Overbeck u. a. 99

J. Hutten in Tilsit.
Feige? 277

Maria Janitschek in Berlin.
Ueberm Thal. Novelle. 3

Adolph Kohut in Berlin.
Max Ring. Eine litterarisch-biographische Studie..... 318

Seite

Paul Lindau in Meiningen.
Das Blutfest der Perser und seine geschichtliche Unterlage 76

E. Maschke in Breslau.
Die Italiener in Afrika 201. 383

Georg von Plenker in Triest.
Beatrice Cenci 334

M. Stona in Strzebowitz (Oesterr. Schlesien.)
Ihr kleiner Roman 136

Julius Weil in Breslau.
Töchter 155

Richard Zoozmann in Berlin.
Campo Santo 418

Bibliographie 147. 286. 424

Bibliographische Notizen 152. 289. 429

Mit den Portraits von:

Maria Janitschek, Friedrich Ratzel, Max Ring, radirt von Johann Lindner in München.

UNIVERSITY OF ILLINOIS

Maria Janitschek

Schlesische Verlagsanstalt v. Schottländer & Co., Breslau

Zu unserm 250. Hefte.

Ein Jubelheft ist's, das wir heut versenden,
Prunklos und schlicht, doch voller Dankbarkeit
Sei darin Allen, die mit Geistesspenden
Uns förderten, das erste Wort geweiht!
Wenn wir den Blick Jahrzehnte rückwärts wenden,
Erfüllt uns Stolz: es haben mit der Zeit
Die Besten unsres Volks sich eingefunden
In „Nord und Süd" zu gutem Werk verbunden.

Wir hofften viel, da wir zuerst sie riefen,
Und durften hoffen, denn die Zeit war groß,
Und in des deutschen Geisterreiches Tiefen,
Da ruh'n wie in des Märchenwaldes Schooß —
Als ob gefeit gleich Dornröschen sie schliefen —
Talente harrend auf den Weckruf blos.
Der Ruf erscholl — und unser kühnstes Hoffen
Sah durch die Wirklichkeit sich übertroffen.

Als ob vom Himmel Frühlingsregen sprühte
Auf unsre Saat, bewährte sich das Wort:
„Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe",
Es drängt die neue stets die alte fort:
Dichtung und Kunst, die Forschung, Technik, Mythe,
Modernen Wissens neu gehob'ner Hort . . .
Es strömt' uns zu. In schaffensfreud'gem Sichten
Wuchs die Erfüllung heil'ger Arbeitspflichten.

Nie Tummelplatz für geistig' Ringelstechen
War unser Blatt, stets hatten Alle Raum:
Die von der **Schönheit** sich das Heil versprechen
Und die, mißachtend sie als flücht'gen Schaum,
Blos **Wahrheit** fordern, wär' sie auch Verbrechen ...
Nur daß sich Jeder hielt in Zucht und Zaum,
Und zuckt' der Blitz auch aus der Donnerwolke,
In seines Gottes Sprache sprach zum Volke.

Fragt nicht, ob die zumeist sich uns gesellten,
Denen das Herz für Ideale schlug:
Ein jeder Mensch ist Bürger zweier Welten,
Und dem ist Wahrheit, was dem Andern Trug,
Und Jenen freut's als Uebermensch zu gelten,
Weil nie er des Gewissens Stimme frug —
Bracht' er sein Sprüchlein feingesittet vor,
Verschafften Jedem wir der Menge Ohr.

So hatten wir — o Fülle der Gesichte! —
Uns über Mangel niemals zu beklagen.
Schaut her: ein schönes Stück Culturgeschichte
Ist Euch in unsern Heften aufgeschlagen,
Und daß die Nachwelt einst danach uns richte,
Das **hoffen** wir! Wir können stolz es sagen.
Drum, wenn wir um die Hingeschiednen trauern:
Der Bund der **mit uns Strebenden** soll dauern!

Und Euch, die treu bis jetzt zu uns gehalten,
Gruß Euch, Ihr **Leser**, Männer, liebe Frau'n!
Wie sich die Zukunft immer mag gestalten,
Ihr dürft auch ferner Euch uns anvertrau'n.
Als guter Stern wird über Allem walten
Des Meisters Wort, auf das wir schwörend bau'n:
Stets „hinter uns im wesenlosen Scheine
Bleib', was uns Alle bändigt, das Gemeine!"

Franz Koppel-Ellfeld.

Ueberm Thal.

Novelle

von

Maria Janitschek.

— Berlin. —

I.

„Also eine Flasche — wie nannten Sie das Bräu?"

„Kundlbräu."

„Richtig. Also Kundlbräu, kalten Aufschnitt, Butter und Käse. Cigarren haben Sie wohl nicht?"

„Wohl, die haben wir auch. Virginia."

Der Fremde schauerte leicht zusammen.

„Haben Sie auch Cigaretten?"

„Cigaretten? Ja, Sultan, das Stück zu zwei Kreuzer."

„Hm, na lassen wir lieber das Rauchen für heute. Also blos das Abendessen."

Die Kellnerin hatte kaum die Thüre hinter sich geschlossen, als sie der Herr zurückrief.

„Fräulein, bitte! Haben Sie schon das Bier bestellt?"

„Na, i wollt's eben thun."

„Nun, dann lassen wir's lieber. Wer weiß — Bringen Sie mir lieber ein Glas frische Milch. Die giebt's doch?"

„Freilich giebt's die."

„Nun also. Das Biertrinken heben wir uns für die Stadt auf, hier ist Milch angebrachter."

Die Kellnerin entfernte sich. Der Fremde entledigte sich seines Havelocks, streckte behaglich die Beine von sich und ließ seine Blicke durch das Refectorium gleiten. Es war ein großer sauberer Raum, geschmückt mit den Bildnissen der früheren Aebte des Benedictinerklosters Fiecht, zu

dessen Besitz der Wallfahrtsort hier gehörte. Die Mitte des Saales nahm ein langer, schmaler Tisch, von Stühlen umgeben, ein. Ein einfacher Speiseschrank befand sich an der einen Wand. In einer Ecke stand ein Tischchen, auf dem das Fremdenbuch lag. Zwei Fenster gingen auf ein schmales Rasenstück, das wie angeklebt an dem senkrecht absteigenden Felsen erschien, zwei sahen in die schwindelnde Tiefe hinab. Der Gast erhob sich, schob mit der Hand die üppigen rothen Nelken zurück, die in Töpfen die kleinen Fensterchen bunt umblühten, und blickte hinab. Die hohen, schlanken Lärchen und Tannen, die dort unten rauschten, nahmen sich von hier gesehen wie winzige grüne Blumenstengel aus. Und über der grünlichen Tiefe die wälderbedeckten übereinander gethürmten Felskolosse und über diesen schneeweiße majestätische Häupter und noch immer kühnere Zinnen und Zacken, auf die sich der Himmel zu lehnen schien.

„Das Essen wär' da," sagte die tiefe Stimme der Hebe. „Die Milch is noch ganz warm."

Der Fremde wandte sich um. „Essen, Milch? Richtig. Sehr gut, danke. Aber — puh, das schäumt ja, und — Kuhhaare sind auch drin."

Die Hebe neigte sich über das Glas mit der Milch.

„Dös — dös thut nix nit, dös is in jeda Milch. I kann Ihnen aber ein Seiher bringen, wenns etwa noch was finden sollten." Sie wollte sich entfernen. Der Herr hielt sie zurück.

„Bitte, bitte, lassen Sie. Bringen Sie mir lieber doch eine Flasche Bier, oder nein, Wasser, ja, bitte frisches Wasser, o das wird herrlich munden."

Er machte sich über die steinharte Wurst her, kostete von dem „Schinken" und vergrub seine Zähne in ein Brödchen. Dann erhielt er eine angelaufene Flasche mit eiskaltem Wasser. Er freute sich über die Kälte des Wassers und zeichnete wie ein kleiner Junge Figuren auf das angelaufene Glas. Als er ein Stück Käse zum Munde führen wollte, reckte sich ihm Etwas daraus entgegen. Er legte Messer und Gabel hin, stand auf und trat zum Fenster. Wenn man doch von der Aussicht satt werden könnte! Diese Aussicht! So namenlos schön und groß! Eine trunkene Phantasie Gottes! . . .

„Jesses, der Herr hat aber wenig gegessen, hat's Ihnen nit geschmeckt?" Die sanfte Schenkin mit der Baßstimme stand hinter ihm, um die Teller wegzuräumen.

Er lächelte. „Es hat schon geschmeckt, blos der Käse war etwas zu — lebhaft."

Sie sah ihn einen Augenblick dumm an, dann begriff sie.

„Aso. Ja, da kann ma halt nix machen. Die Viecher woll'n a leb'n."

„Die Viecher haben Recht."

„Aber mögens Ihnen nit einschreiben?" Sie schleppte das schwere Buch herbei und legte es auf den Tisch. Er ließ sich nieder und blätterte die Seiten um. Seine Stirne runzelte sich leicht. Die Banalität feierte hier Orgien.

„Weshalb soll ich mich einschreiben?"

„Wenns halt doch ein Tag hierbleiben thäten."

„Ach so, das soll wohl eine Art polizeilicher Meldung vorstellen. Dann ist es etwas Anderes." Er griff zur Feder und schrieb in schlanken abgebrochenen Silben seinen Namen hin. Die Kellnerin sah ihm über die Schulter. „Is dös deutsch?"

„Und wie," lachte er. „Können Sie's nicht lesen?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ka Red nit."

„Nun sehen Sie. Das Wort hier heißt: Menrath, und die beiden anderen: von Reuttlingen. Verstehen Sie's jetzt?"

„Wohl, wohl, jetzt schon. Menrath! Is dös nit der Heilige gewesen, dems den Leib aufgschnittn und die Därm um den Hals gewickelt habn?"

Reuttlingen verzog das Gesicht. „Ich kann Ihnen wirklich keine Auskunft geben, liebes Fräulein, ob man an einem Namensbruder von mir diese wenig angenehme Procedur vollzogen hat."

Da öffnete sich die Thür, und die hohe, schlanke Gestalt eines alten Benedictinermönches erschien unter ihr.

„Wer ist das?" fragte Reuttlingen.

„Pater Placidus, der Prior heroben."

Der Priester trat freundlich auf den Gast zu und begrüßte ihn. Bald befanden sich die Beiden in lebhaftem Gespräch miteinander. „Und so trocken," sagte der alte Herr, der sich neben Menrath niedergelassen hatte, „trinken Sie denn Nichts?"

„Milch mag ich nicht besonders gern, und dem Bier traue ich nicht recht," entschuldigte Reuttlingen seine „Trockenheit".

„Aber Wein, Wein," meinte Pater Placidus, „sehen Sie, dem können Sie fast in ganz Tirol trauen. Das ist ein ehrlicher Trank."

„Ich bin zum ersten Mal im Land."

„So, so?" Die blauen, unendlich guten Augen des Alten gingen forschend über des Gastes Gesicht. „Wohl nicht zur Kur, oder sind Sie krank?"

Der junge Mann drehte in leichter Verlegenheit die Spitzen seines dunklen Schnurrbarts. „Krank? Ich weiß nicht, Hochwürden, gesund bin ich keineswegs. Krank vielleicht auch nicht."

„Aha, ich verstehe." Der Geistliche lächelte. „Und da hilft kein Arzt, das ist das Böse dabei. Schwacher Magen, schlaflose Nächte, Appetitlosigkeit, der Drang zu arbeiten, Etwas zu leisten und die Ermüdung, noch bevor man daran gegangen ist, Lustigkeit, in der sich Trauer ver-

birgt, Blasirtheit, die nicht ohne Naivetät ist, Melancholie, die sich selbst verhöhnt . . ."

„Woher kennen Sie mein Wesen so genau?" Die schönen dunklen Kinderaugen Menraths richteten sich mit leichter Befangenheit auf den Priester. „Mein Gott, wenn man fünfundsiebzig Jahre alt geworden ist! Ich bitte Sie! Ich habe, bevor man mich auf diesen Ruheposten setzte, lange Zeit junge Leute erzogen. Ich kenne die Jugend!"

„Finden Sie nicht auch, daß unsere Zeit von einem höchst lästigen Uebel geplagt wird?"

„Von einem Uebel? Welches meinen Sie?"

„Die Vieläugigkeit meine ich. Früher — mindestens behaupten es die älteren Leute — früher betrachtete man ein Ding von einer Seite, jetzt erblickt man es von zweien zugleich."

„Soll i Ihnen noch a Wasser bringen?" fragte die Kellnerin hereintretend.

„Nein, aber etwas Wein," bat Menrath.

„Sagen Sie ihr doch nicht Fräulein," meinte Pater Placidus, „sie heißt Scholastika und ist schon an die fünfundzwanzig Jahr heroben."

Die Hebe mit der Baßstimme erröthete durch ihre braune Haut hindurch und ging Wein zu holen. „Als sie mit zwanzig Jahren heraufkam," fuhr der Geistliche fort, „meinte sie, sie würde es keinen zweiten Sommer hier aushalten, nun sind ihrer mehrere geworden. Die Einsamkeit ist wie eine große Lust. Je mehr man von ihr hat, um so mehr möchte man und verträgt man davon. Gelt, Scholastika?"

Sie nickte froh und stellte ein Fläschchen Wein vor Menrath hin.

„Jetzt will ich Sie aber nicht länger aufhalten." Der Benedictiner erhob sich und bot seinem Gaste die Hand. „Schlafen Sie wohl. Sie bleiben ja morgen noch."

„O mindestens noch morgen."

Als der Alte gegangen war, kostete Menrath von dem Weine und fand ihn würzig wie die frischen, naiven Lippen eines jungen Bauernmädchens. „Mehr, mehr," sagte er zu Scholastika und schob ihr das geleerte Fläschchen hin.

Später ließ er sich auf sein Zimmer führen, schob die Kissen vom Bette herab, riß das sorgsam geschlossene Fenster auf, löschte das Licht aus und neigte sich hinaus. Der Schauer, der durch die Wälder der höher ansteigenden Felsen ging, der Geruch, der aus der Tiefe emporDrang, herb und kühl, die dunkle Ruhe, in die das Licht fremder Welten leuchtete, stimmte seine Seele scheu und ernst. Er fühlte sich als winzigen Punkt in einem sausenden Chaos unbekannter Erscheinungen, als ein Tröpflein Thau unter Milliarden Thautropfen auf einer weiten, weiten Wiese, als Staubkorn in einer grenzenlosen Wüste, und wenn ihn augenblicklich Jemand gefragt hätte: Wie heißt Du? er würde mit der Antwort

gezögert haben. Ich? Wer ist: Ich? Ich habe keinen Namen. Ich bin nicht. Ich habe zwar Pyramiden gebaut und gelernt, die Stoffe auf der Sonne zu unterscheiden, aber trotzdem, ein Ich? Es ist die Erde, die denkt, die Erde, die erfindet, die Mutter, und die Mutter selbst ist ein Kind, ein Embryo, der millionste Theil eines Ganzen.

Drüben in dem jäh abfallenden Tannendickicht glühen geheimnißvolle Feuer auf.

Menrath trat fröstelnd vom Fenster weg. Ob der Alte an Gott glaubt, dachte er, sich auf den knisternden Strohsack werfend. Einer, der nur die Hand auszustrecken braucht, um die immer bereite eines Freundes zu finden, Du Glückspilz, Du! Wer doch glauben könnte! Irgend Etwas! An einen Gott oder Teufel! An eine Zukunft oder eine Vergangenheit! Gleichviel. Nur an irgend Etwas. Nur einen Halt, einen einzigen irgendwo besitzen! Das ewige Schaukeln, die große Seekrankheit der Zeit. Pfui! Weshalb sollte er zu Scholastika nicht Fräulein sagen? War sie keins mehr? Er schlief ein.

II.

Am nächsten Morgen liegt die ganze Natur in Glanz gebadet: das Gärtchen, das auf der Schulter des Felsens hängt, das Kirchlein mit dem kleinen Hause zwischen den Nadelhölzern. Die stolzeren Gebirgsriesen, die ganz alten weißen. Und die starren, die selbst das Schneekleid verschmähen, auf allen liegt Licht, Gnade, Schönheit.

„Scholastika, der Kaffee schmeckt mir sehr gut," sagt Menrath, im Gärtchen an einem Tische sitzend, und rührt in seiner Tasse um.

„Ja, wir haben auch tüchtig viel Cichorie genommen," bemerkt sie.

„Au! Verrathen Sie doch Ihre Küchengeheimnisse nicht. Wer kocht denn hier?

„Die Regina."

„Eine junge Köchin?"

„Nit ganz jung. So an die sechzig."

„Ehm," meint er nachdenklich.

„Wissens, Herr von Menrath, daß 's schon viel besser aussehen?"

„So? Wahrhaftig? Von gestern auf heute, das wäre schnell." Er zieht einen Taschenspiegel heraus. Ein melancholisches schönes Knabengesicht mit den Furchen des Mannes, der gelebt hat, blickt ihm aus dem Krystallglas entgegen. Das dunkle gewellte Haar durchziehen einzelne Silberfäden.

„Sehen Sie, Scholastika, ich werde schon grau."

„Das macht nix, deswegen kriegens doch noch Eine."

„Was krieg' ich?"

„A Frau, mein' i."

„Ach-so. O — hm, ja, Frauen bekommt man immer, gewiß."

„Oder seins eppa schon verheirath't und tragens den Ehering im Westntaschl, wie so viele Herrn?"

„Nein, Scholastika, meine Westentasche ist ganz unschuldig, sehen Sie." Er wendet sie vor ihren Augen um.

„Sie sein a gspaßiger Herr, Herr von Menrath," meint sie.

„Sagen Sie mir doch lieber gleich: du, Scholastika," meint er launig. „Menrath ist ja mein Taufname."

„Ja, richtig, richtig," sagt sie, sich besinnend und legt die Hand an die Nase. Bei dieser Gelegenheit macht er eine neue Entdeckung. Er bemüht sich, Nichts zu bemerken, aber es geht nicht. „Wissen Sie, Scholastika," leitet er zart ein, ihre lange, knochige Grenadiergestalt messend, „Sie sind eigentlich eine recht nette Person. Auch unverheirathet?"

„Ledig," antwortet sie.

„Haben wohl jüngst einen Trauerfall in der Familie gehabt, nicht?"

„I? Na. I nöt," meint sie verwundert.

„Ach, ich dachte nur, weil Sie — schwarze Fingernägel tragen."

Sie besieht ihre Hände und schüttelt verständnißlos den Kopf. Dann geht ihr ein Licht auf. „Ach meinens dös Schwarze da? Ja, i beiß ma so alleweil d Nägel ab, aber sie wachsen so viel gschwind nach." . .

„Guten Morgen!" Pater Placidus tritt aus dem Hause. Menrath geht ihm entgegen.

„Guten Morgen, Hochwürden!"

„Gut geschlafen?"

„So wie immer. Ein, zwei Stunden, dann wach' ich wieder."

Der alte Priester setzt sich an das Tischchen zu Menrath. „Wenn Sie einige Zeit hierbleiben, werden die Nerven schon ruhiger."

„Aber womit beschäftigt man sich hier?" meint der junge Mann.

„Man liegt in der Sonne und schaut in den blauen Himmel."

„Meinen Sie, daß man das lange aushielte?"

„Wenn ich fragen darf, weshalb kamen Sie eigentlich herauf?"

„Weshalb? Weshalb? Ich hörte so viel Schönes über den Georgenberg. Reisende, die hier oben ein paar Stunden zugebracht haben, sind voll des Entzückens von dieser Umgebung. Meine Koffer sind nach St. Martino geschickt worden, ich aber wollte, bevor ich dorthin reise, einige kleine Wanderungen, auch die hier herauf unternehmen."

„St. Martino, ja, dort wird's freilich schöner sein, als auf unserem Georgenberg."

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß es eine schönere Umgebung als diese hier giebt."

„Nun, dann bleiben Sie recht lange bei uns," sagte der alte Herr freundlich. „Oder erwartet Sie Jemand in Martino?"

„Außer dem Wirth Niemand, Hochwürden."

„Da sind Sie ja gut daran, können die Straße ziehen, die Ihnen gefällt."

„Wenn ich nur wüßte, welche mir gefällt."

Pater Placidus lachte. „Nun, das weiß man doch schließlich."

Menrath schüttelte den Kopf. „Gehe ich im Thale, so wünsche ich mir, auf der Höhe zu sein, und bin ich oben, so liebäugle ich mit der Tiefe. Es ist ein Kreuz."

„Wenn man durch ein Kreuz eine schräge Linie zieht, wird ein Stern daraus. Ziehen Sie die Linie und werden Sie glücklich."

„Sie haben gut sagen: werden Sie glücklich, ehrwürdiger Vater. Sie besitzen einen Schatz von Positivismus. Ich bin zweifelzerfressen und glaube an Nichts, nicht einmal an mich selbst."

Der Priester ließ die Perlen seines Rosenkranzes durch die Finger gleiten. „Wer sagt Ihnen, daß ich so reich bin?"

„Wer? Nun, der bloße Anblick Ihres Gewandes. Ein Verwalter Gottes muß doch an den Herrn glauben, dem er dient."

„Das oberste Gesetz ist die Liebe."

„Und die äußere Form der Gottesanbetung? Und die Dogmen? Die katholische Kirche verdammt doch Jeden, der nicht zu ihr gehört."

„Erstens thut sie das nicht, zweitens aber kann ich nur meine Worte wiederholen. Liebe, Liebe, Liebe, alles Andere ist Nebensache."

„Und der Glaube? Sie glauben doch an Christus, an die Auferstehung des Fleisches, an die Gegenwart Gottes im Sacrament, an die Erbsünde, an —"

„Aber bester Herr!" Der Alte ergriff die heiße, heftig gesticulirende Rechte seines Gastes — „weshalb zerbrechen Sie sich den Kopf damit, woran ich glaube, und woran Sie nicht glauben?"

„Ich möchte die elektrische Leitung entdecken, die Sie mit dem Himmel verbindet."

„Entdecken Sie sie, sie heißt: Liebe. Scholastika, Scholastika!"

Die Hünin, die eben durch das Gärtchen gegangen war, wandte sich um.

„Bring' mir meine Marenth! Sie erlauben doch, daß ich mein zweites Frühstück in Ihrer Gesellschaft einnehme?"

Menrath verbeugte sich. „Ich bitte darum!"

Scholastika brachte ein kleines Fläschchen Wein, ein Gläschen, ein Stück Brot. Pater Placidus aß and trank mit Behagen.

„Ich bin ein alter Mann und muß meiner Natur nachhelfen. Seit fünf Uhr Morgens bin ich auf."

Na wart', dachte Reuttlingen, so entwischst Du mir nicht. Er verbirgt sich vor mir. Er will über innere Dinge mit mir nicht sprechen.

Bin ich ihm zu dumm, zu klug, oder zu fremd dazu? Aber heraus mußt Du mir doch noch, vorsichtiger Alter, Du."

„Wo wächst dieser liebe, ehrliche Wein, Hochwürden?" fragte Menrath laut.

„Nicht weit von hier, in der Brixner Gegend, Herr — Herr Reut —"

„lingen," half Menrath nach.

„Was sind Sie eigentlich für ein Landsmann, wenn man fragen darf?"

„Landsmann? Hm. Vielleicht finden Sie das besser heraus als ich. Mein Vater war spanischer Abkunft, machte sich in Bayern ansässig und verheirathete sich mit einer Serbin."

Pater Placidus nickte. „Das scheint sehr verwickelt zu sein. Jedenfalls sind Sie ein südliches Gewächs."

„Erzogen bin ich in Colmar, am Fuße der Vogesen, wo meine Eltern eine Zeit lang wohnten."

„Herr Gott ja," lachte der Alte. „Ihr Herr Vater war jedenfalls etwas sehr Vornehmes."

„Wenn Sie einem schlichten Großgrundbesitzer dieses Epitheton beilegen wollen —"

„Lebt er nicht mehr, wenn man fragen darf?"

„Nein, er ist vor sechs Jahren gestorben, auch die Mutter ist längst todt."

„Aber Geschwister sind doch da?"

Menrath schüttelte den Kopf. „Nein, das ist's eben. Ich war der „Einzige". Man fütterte mich von zarter Kindheit an wie ein wildes Thier mit halbrohem Fleisch und den kräftigsten Nahrungsmitteln, denn man zitterte beständig um mein kostbares Leben. Der Einzige! Mit fünf Jahren wurde ich: Sie und: Junger Herr! titulirt. Mit neun Jahren hatte ich die Gnade, am Colmarer Gymnasium Weisheit zu kosten. Aber — zwei Jahre bevor ich das Reifezeugniß erhielt, bat ich meinen Vater, mich lieber in Freiheit zu dressiren, und ging von der Lehranstalt ab."

„Seltsam," warf Pater Placidus ein, „auch das ist ein Zeichen der Zeit. Eine Menge junger Leute springen in der Mitte der Gymnasialstudien ab und gehen zu anderen Studien über. Entweder sie entdecken plötzlich einen großen Maler in sich, oder sie haben einer guten Theatervorstellung beigewohnt und ein außergewöhnliches Talent zur Bühne in sich gefunden."

Menrath lachte. „Sie treffen den Nagel auf den Kopf. Ich habe damals mehrere Collegen nachgezogen. Wissen Sie, was ich werden wollte? Kleine Jungen wünschen immer Zuckerbäcker oder Weltumsegler zu werden Ob mich das Erstere jemals lockte, weiß ich nicht. Aber das Letztere wurde ich. Mein Vater schenkte mir eine Yacht, und ich kutschirte lustig

auf allen Meeren herum. Als ich die Nachricht seines Todes empfing, kehrte ich nach Hause zurück."

„Um die Verwaltung Ihres Vermögens zu übernehmen?"

„Ja, und auch weil ich das unstäte Leben satt geworden war."

„Und jetzt sind Sie wohl sehr ständig geworden?"

Beide lachten.

„Das nicht, aber ein wenig ruhiger."

„Wirklich?" meinte Pater Placidus etwas ungläubig, „nun bleiben Sie nur etliche Zeit heroben, vielleicht werden Sie ganz ruhig."

„Vielleicht geht's mir wie Scholastika. Für einen Sommer, sagten Sie, war sie heraufgekommen, und fünfundzwanzig wurden daraus."

Der Priester erhob sich. „Nun heißt's an's Tagewerk. Auf Wiedersehen, Herr Reuttlingen."

„Auf Wiedersehen, lieber Pater Placidus."

Menrath strich vergnügt draußen umher. Er klomm auf steilen Bergpfaden höher und sah in fremde stille Thäler unter sich. Er lehnte sich über das Geländer des hölzernen Brückleins, das über einer schwindelnden Tiefe hing und den Felsen des Georgenberges mit der Außenwelt verband. Von unten drang das Rauschen niederstürzender Wildbäche herauf, und der Athem der Tannen erfüllte die Luft mit Wohlgeruch. Uralte graue Felswände sahen überall zwischen dem Grün hervor. Durch einen Ausschnitt der Wälder sah man in dunkelblauen Tinten das Kellerjoch über die Schwazer Höhen herüberschimmern.

Es ist herrlich, herrlich, dachte Menrath. Und dieser Friede!

Aber am dritten Tage krümmte er sich vor Schmerzen. Sein verwöhnter, fast nur an Leckerbissen gewöhnter Magen begann gegen die Zumuthungen, die ihm hier gestellt wurden, zu striken. Er mußte sich erbrechen und fieberte vor Kopfschmerzen. Hol's der Teufel, dachte er. Wenn's Einem einmal irgendwo wirklich gefällt, rebellirt das Fleisch. Gut denn, man wird wieder weiter wandern.

Den nächsten Tag war Sonntag. Den hatte Menrath noch abwarten wollen. Man hatte ihm gesagt, daß da verschiedentliche Landleute heraufkämen, um zu beten. Er freute sich, Studien machen zu können.

Als die drei Glöcklein am Kirchthürmchen einträchtig zusammenläuteten, die Kirche war mit dem Wohnhaus und dem Gärtchen verbunden, trat er in den heiligen Raum ein. Pater Placidus erschien eben im goldenen Meßkleid, um das Opfer zu bringen. Er sprach mit lauter Stimme das Confiteor und wendete sich mit ausgestreckten Händen gegen die zahlreich erschienenen Beter. „Der Friede sei mit Euch!" Als er nach dem agnus dei sein Gesicht wieder dem Volk zeigte, warf Menrath einen forschenden Blick in dasselbe.

Jetzt, wo Christus auf den Altar herabgestiegen, und über seine Lippen gegangen war, welche Empfindung zeigte seine Miene? Eine un-

endliche Güte sprach aus ihr. Menschliche Theilnahme mit den Brüdern, den Bedürftigen, Seufzenden, redete aus der segnenden Bewegung seiner Hände.

Menrath schüttelte den Kopf. Wahrhaftig dieses Mannes Glaube war seine Liebe. Einen anderen besaß er nicht. Deshalb sein Schweigen gestern. — — —

Reuttlingen verließ mit den Anderen die Kirche. Er ging in den Wald. Sein Haupt war schwer. Aus Mangel an Glauben: Liebe. So hatte auch Jener keinen Halt gefunden und sich in die Liebe hinübergerettet. Also auch der nicht! Wohl ihm, daß er die Liebe fand! — Vor dem Kreuz, das an einem Lärchenstamm angebracht war, kniete eine Zillerthalerin und betete inbrünstig. Menrath wollte umkehren, um sie nicht zu stören, da der Weg knapp an dem Baum hinführte. Aber sie hatte ihn schon bemerkt und rief ihm ein leises: Grüß Gott! zu. „Grüß Gott!" gab er zurück und sah in das hübsche von der Arbeit stark mitgenommene Gesicht.

„Und geweint," setzte er hinzu, „wenn doch der Herr da hängt, der den Menschen hilft."

„O mei!" die Bäuerin machte eine flehende Handbewegung, „wann er mi nur dösmal hören thät. Woast scho, 's is wegen dem Buam."

„So, so, wegen Ihrem Sohn also." Menrath ärgerte sich über seine mangelhaften Dialectkenntnisse.

„Ja, wegn an Ferdl. Woaßt scho, er soll eizogen*) werden, und i woaß vor lauter Arbeit nöt ein und aus. Der Bua hat so brav mitthan. Hiazt soll a fremder Knecht zua, und mir ham eh 's Auskomma so knapp."

„Aber wenn Sie recht andächtig beten, wird doch unser Herrgott einen Ausweg zeigen," warf Menrath hin, „meinen Sie nicht?"

„Ja wenn ma dös wissn kunnt," entgegnete die Bäuerin trübselig, „manchmal geht a alls umkehrt. Aber i denk ma halt, was Andersch als bittn kann i nöt, so bitt i halt."

„Sie glauben doch, daß Sie gehört werden," Menraths Augen verloren sich in die der Frau. Sie senkte die Wimpern.

„Mei! Eppes**) muaß ma glauben, nöt?"

„Nein, man braucht, denke ich, nicht zu glauben, das liegt in der Ueberzeugung des Menschen.

„Na, i denk ma halt: entweda is Daner oben, der mi hört, guat. Oder 's is Koaner nit, nacha hab i halt than, was i kinna hab. Mehr als bittn kann ma nöt."

Si deo, si dea, kam es Menrath aus seiner Schulbubenzeit in's Gedächtniß. Und wie hatte er damals die alten Römer wegen ihres

*) Zum Militair kommen.
**) Etwas.

Skepticismus verachtet, der gar so klein und dumm aussah. Diese Zillerthalerin schien eine Nachkommin der Söhne des Cincinnatus zu sein. Nach einigen tröstenden Worten ging Reuttlingen weiter und ließ die Bäuerin vor ihrem Kreuze zurück. Also auch im Volke das: Wenn! Unter den Priestern, den Bauern, von den „höheren" Kreisen ganz zu schweigen. Schaukelnde Seelen, über dem Nichts tanzende Gaukler!

Es schwankt, es schwankt. Oben, unten! Seekrankheit! — —

„Scholastika!" sagte eine Stunde später Menrath, als die heraufgepilgerten Bauern im Gärtchen ihren größten Durst gestillt hatten, „Scholastika, nicht wahr, Sie sind fromm."

„Fromm? Na dös wollt i moanen," antwortete sie sich kerzengerade aufrichtend. Er betrachtete mit liebevollen Blicken ihren dünnen fest um den Kopf geflochtenen Zopf, durch den ein schwarzes Sammetband geschlungen war. Diese prächtige Positivistin mit der Baßstimme!

„Scholastika, nicht wahr, Sie glauben an die Engel und Heiligen?"

„Na, dös wär' traurig, wenn i dös nit thät. Michael, Gabriel, Raphael."

„Giebt's nicht auch elftausend Jungfrauen?"

„Natürli thuts die gebn."

„Sind die Klugen und Thörichten da mit eingerechnet oder nicht?"

Sie sann einen Augenblick nach. „Na, sell nit. Die sein extra."

„Demnach elftausend und vierzehn Jungfrauen. O, Scholastika — mich schmerzt der Kopf so sehr."

„Weils zu wenig essen than."

„Aber eine Frage muß ich doch noch an Sie richten. Wie stellen Sie sich den Himmel vor? Gerade von Ihnen möcht' ich's wissen."

Sie stellte die leeren Weinflaschen, die sie in der Hand gehalten hatte, auf den Holztisch, an dem Menrath saß, und richtete ihre kleinen braunen Augen wie visionär in die Ferne.

„Christus (mit einer kleinen Neigung des Hauptes) in der Mitten. Links neben ihm Maria. Rechts der Joseph, darüber der heilige Geist, dann die Chöre der Seraphim, der Cherubim mit ihren silbernen Harfen. Dann die Märtyrer in schneeweißen Kleidern im Halbkreis, die Kirchenväter in langen Mänteln, dann die Reihen der unschuldigen Kinder, jedes ein Vergißmeinnicht zwischen den Fingern. Die Jungfrauen in makellosen Schleiern, die Priester und Könige schimmernde Kronen auf den Stirnen. Die Krieger blitzende Lanzen haltend. Dann der lange, lange Zug der anderen Seligen, Millionen und aber Millionen, ganz weiß bekleidet, ganz schön . . . silbrig und —"

„Und was thun diese Alle, die lange Ewigkeit hindurch, Scholastika? Wird's ihnen denn nicht langweilig?"

„Sie schauen Alle auf Christus, auf seine heiligen lächelnden Augen, auf seinen heiligen lächelnden Mund, auf seine heilige lächelnde Stirn, und

sie können nimmer wegschauen, er ist so schön, so schön, daß ihnen alle tausend Millionen Jahre wie ein Tag sind und sie den Abend noch immer nit möchten . . ."

„Scholastika, Scholastika, hörst denn gar nix? Der Seppl will no a Viertele."

Pater Placidus ist hinter sie getreten und legt die Hand auf ihren Arm.

„Lassen Sie sie, Hochwürden, sie ist eben im Himmel." Menrath blickt mit heimlicher Verwunderung in das Gesicht der alten Schenkin, das in diesem Augenblick, wie von irgend einem geheimnißvollen Licht bestrahlt, jugendlich schön erscheint. Sie erwacht, schüttelt sich und trottet nach dem Keller. Menrath sitzt nachdenklich da. Die hat ihn, den wunderbaren süßen Kinderglauben. Selig sind die Einfältigen! O Scholastika, weshalb kann ich Dich nicht heirathen, liebe, ehrliche Baßstimme?

Weshalb bist Du kein feines Fräulein mit rosigen Fingernägeln und gepflegtem Haar? Weshalb rauschest Du beim Gehen nicht von geheimnißvoller Seide?

Eine, die so glaubt! Wie müßte die lieben können! — —

III.

Am nächsten Tag vertraute er sich ihr an. Wie gut es ihm hier gefiele, wie er aber zu seinem Bedauern doch fort müßte, weil sein Magen die Kost nicht vertrüge. Scholastika blickte ihn ganz verblüfft an. Wie? Diese Kost, bei der sie und Pater Placidus sich nun ein Viertel-Jahrhundert gesund und wohl befanden?

Er mußte doch wohl recht, recht krank sein, der arme Herr! Sie hatte einmal Einen gekannt, der an Magenkrebs litt und auch kein Essen vertragen konnte. Am Ende war's bei ihm dasselbe. Mit der Breitner Peppi ging's auch ähnlich. Sie hatte die Bauchwassersucht und konnte das Zehnte nicht verdauen. Der arme Herr! Er sollte sich doch beim Bader unten in Schwaz, der auch Hühneraugen schnitt und Leichen wusch, untersuchen lassen.

„Das ist ein guter Einfall," sagte Menrath, mit vor Vergnügen strahlendem Gesichte, „wo liegt denn Schwaz?"

Den Georgenberg hinab gehen auf breiten prächtigen Waldwegen, immer gerade aus, dann komme Kloster Fiecht, und da läge auch schon Schwaz da. „Oder wissens, wenn's auf Innsbruck fahren und Ihnen für a Wochn aessen thäten und heroben bei uns nur Milch nehmeten, ging dös nöt?"

„Kann man das nicht in Schwaz besorgen? Innsbruck ist eine Stunde Eisenbahnfahrt entfernt, auch herrscht dort jetzt eine tropische Hitze, wie mir von früheren Reisen her bekannt ist."

„Na ja, dann versuchen Sie's amal beim grünen Kranzl. Der Wirth ist der Gemeindeschreiber Steinlechner. Gleich im Ort rechts, die Villa im Garten. Es is schon a grüns Kranzl über die Hausthür gemalt."

„Und wie weit hab' ich bis dahin zu gehen?"

„A Stund abi, und anderthalb aufi."

Menrath stieg von seinem einsamen Berg, wo ewig grüne Dämmerung herrschte, hinab in's goldene Thal. Als er den ersten Ausblick auf die Ortschaft unten erhielt, mußte er sich zusammennehmen, um nicht wie ein kleiner Junge in einen Schrei des Entzückens auszubrechen. Wie ein Strauß bunter Blüthen lagen die Häuschen da, vom silbernen Band des Inn gleichsam umschlungen, von himmelhohen Bergen behütet; von jenseits des Thales bis an den Rand des Waldes, an dem Menrath stand, wölbte sich ein herrlicher Regenbogen herüber. Einzelne nach Norden fliehende Wolken und ein feuchter, fast betäubender Wohlgeruch, der aus der Erde stieg, erzählten von dem Gewitter, das eben vor Kurzem über die Ortschaft gezogen war.

Menrath kommt sich leicht wie ein Vogel vor, als er die letzte Höhe überschreitet und in die lange Ebereschenallee, die in den Ort führt, einbiegt. Die ersten Höfe beginnen, und richtig, da ist auch schon an einem besonders anheimelnden Häuschen ein grünes Kränzlein sichtbar. Er durchschreitet den Vorgarten und tritt in den Hausflur. Ein halbes Dutzend Hunde verschiedener Rassen springen auf ihn zu und umbellen ihn lustig. Von drinnen Stimmen, ein quiekendes Clavier, dem eine, wie es scheint junge Hand einen Walzer abquält. Er tritt in eine getäfelte, mit hundert Kinkerlitzchen angefüllte Stube. Auf einem großen Tisch, um den mehrere Stühle stehen, balgen sich zwei riesige Katzen. Durch den Lärm, den sie verursachen, aufmerksam gemacht, erscheint ein Mann in bequemer Hauskleidung unter der Thür, die in's Nebenzimmer führt.

„Werd's herunter gehen, ös frechen Viecher, entschuldigen schon, Herr; Tini!" Er steckt den Kopf in die andere Stube, „laß die Klimperei, es is a Gast da. Resi, wo bleibst denn? Herrgott ist das a Wirthschaft! Was wünschen denn der Herr, ich werd Sie selbst bedienen, einen halben Spezial*), nicht wahr?" In diesem Augenblick schließt der Walzer mit einem übermüthigen Mißaccord, der Clavierdeckel wird zugeworfen, und im Thürrahmen erscheint schlank, jung, goldhaarig, mit tausend Grübchen im Gesicht, ein Mädchen.

„Grüß Gott!"

„Grüß Gott, Grüß Gott!"

Menrath schaut sie entzückt und immer entzückter an. Sie lacht ihm entgegen und zeigt zwei Reihen der herrlichsten weißen Zähne.

*) Bessere Weinsorte in Tirol.

„Da ist der Wein," sagt der Hausherr, eine Flasche auf den Tisch stellend, und zu seiner Tochter gewendet: „Du, möchst Deine Toilette nit ein bißl in Ordnung bringen?"

„Ah was!" sie wirft die dicken blonden Zöpfe in den Nacken, „der Herr hat gewiß schon Bauernmadln gesehn."

„Alloh!" der Vater wirft ihr einen befehlenden Blick zu, sie verschwindet hurtig.

„Heißes Wetter! Sie erlauben schon, daß ich mir mein Pfeiferl wieder anzünd' —" er steckt den ausgelöschten Tabak in Brand. Menrath schiebt ihm liebenswürdig einen Stuhl hin.

„Wollen Sie sich nicht setzen? Ich komme vom Georgenberg. Man hat mich zu Ihnen geschickt, um meinen traurig gewordenen Magen wieder heiterer zu stimmen."

Herr Steinlechner lacht herzlich und läßt sich an der Seite des Gastes, der den Wein versucht, nieder.

„Ja, mit dem Essen ist's schlecht bestellt oben, das kenn ich." Auf ein Glockenzeichen des Hausherrn erscheint eine ältere Kellnerin. „Resi, was is denn zum Essen da, was Feins?"

Resi denkt nach, dann giebt sie die wenig tröstliche Antwort: „Nix. Das letzte Stück Apflstrudl hat die Frau dem Herrn Bürgermeister vorhin auftragn. Mögens vielleicht einen Kaiserschmarrn mit eingemachten Obst?"

Tini, die Zöpfe ordentlich um den Kopf geschlungen, ist wieder eingetreten.

„Oder wir stechn Ihnen ein Henderl ab. Backhendl mit Häuptlsalat."

„Bitte darum! um all die Speisen, die Sie eben nannten. Ich bin sehr hungrig."

Die beiden Frauen entfernen sich hurtig. Herr Steinlechner zieht seinen Gast in ein längeres Gespräch. Eine harmlose Neugierde guckt ihm aus den Augen. Daß er etwas „Nobles" ist, der Herr mit dem schönen traurigen Gesicht, sieht man ihm an. Aber was? Menrath studirt indessen die treuherzig verschlagene Art seines Gegenüber. Gemeindeschreiber, zugleich Wirth, Vater einer bildschönen Tochter, Herr einer etwas genialen Wirthschaft, hm, hm. Plötzlich fühlt Menrath etwas Weiches, Warmes über seinen Hals streichen. Die eine der beiden Katzen hat es sich auf seiner Schulter bequem gemacht. Steinlechner versetzt ihr Eins mit dem Pfeifenrohr, sie springt auf eine Nähmaschine, verwickelt sich in ein Strickzeug und reißt Wolle, Nadeln und Strumpf in wilder Eile mit sich fort.

Steinlechner ist aufgestanden und springt fluchend hinter ihr her, sie entweicht durch die lose angelehnte Thür, durch die zugleich ein großer weißer Pudel hereintollt.

„Himmelkreuzsakra!" Steinlechner packt den Hund an den Ohren. Menrath schüttelt sich vor Lachen. „Lassen Sie ihn doch. Ein reizender Kerl. Köstlich, köstlich! Das reine Thiertheater!"

„Das kommt davon," sagt der Hausherr zwischen Aerger und Lachen, „meine Frau ist in die Katzen vernarrt, sie schlaft sogar mit einer zusammen, ich hingegen hab die Hund gern. Da giebts die beständige Balgerei. Aber wir sind halt solche Viechnarren. Meine Tini hat gar ein Kalb, von dem sie sich nicht trennen will. Die Kuh ist nach seiner Geburt eingegangen, da hat das Mädl sich in den Kopf gesetzt, das Junge aufzuziehen. Jetzt is es schon ein Mordstrumm, wird aber noch von ihr verhätschelt und abgebusselt."

Später deckte die Kellnerin den Tisch. Tini brachte die vortrefflich zubereiteten Speisen und ging mit ihrem Vater hinaus, um den Gast ungestört seiner Mahlzeit zu überlassen. Nach einiger Zeit erschien Herr Steinlechner wieder, jetzt fein gekleidet.

„Ich will mich empfehlen, ich geh jetzt in's Amt, lassen Sie sich's gut schmecken, und beehren Sie uns bald wieder."

Es mochte etwa eine Viertelstunde vergangen sein, da umgaben Menrath drei Hunde, zwei Katzen, einige Hühner und eine junge Ziege, die ihn bettelnd anmeckerte. Tini trat herein, um nach etwaigen Wünschen des Gastes zu fragen, und brach in ein klingendes Lachen aus.

„Werd's hinaus gehen! Aber so was! Marsch Schnautzl, Binkerl, gehst fort!"

„Lassen Sie sie doch," sagte Menrath belustigt, „es macht mir ein ungeheueres Vergnügen. Blos Eins fehlt noch: Ihr Kälbchen."

„Hat der Vater davon erzählt?" Sie erröthete und drückte verschämt die blitzenden Zähne in die Unterlippe. „Bei uns geht's wild her. Ich weiß wohl. Aber es macht uns so viel Freud. Sie haben uns alle so viel lieb, die Viecher. Vorigs Jahr hat der Vater zwanzig Küh gehabt. Aber die Mutter war nit damit einverstanden. Sie is nit recht gesund. Und das viele Vieh hat ihr zu viel zu schaffen gemacht. Jetzt habn wir nur mehr sechs Küh und zwei Pferde."

Menrath schaute in ihr schönes volles Kindergesicht, das wie eine eben erblühte Rose rein und makellos in die Welt sah. Der Reichthum der blonden gleißenden Haare, die purpurnen Kinderlippen, in die sie alle Augenblicke die weißen Zähne vergrub, machte ihren Anblick entzückend. Ihrer Gestalt nach mochte sie sechzehn, siebzehn Jahre zählen; die junge feste Brust, deren Form das dünne Perkalleibchen verrieth, saß stolz und hoch wie bei einer griechischen Göttin. Tini fühlte seine Blicke über sich hingleiten und gerieth in Verlegenheit. Sie wollte sich entfernen. Er warf schnell einige Worte hin, um sie zu halten. Ob sie schon lange die Schule verlassen habe, ob sie schon Reisen gemacht hätte, und Aehnliches fragte er sie. Die Schule? Ha, war das eine lustige Zeit gewesen! Die Lehrer hatten immer so viel über sie lachen genußt, daß sie sie für ihre Frevelthaten garnicht strafen konnten. Und die Colleginnen, war das nett! Alle paar Tage war sie mit „Stück ihrer Dreißig" nach Hause gesaust

gekommen, und Vater mußte eine „Jause" zum Besten geben. Dann is gegessen, getrunken, getanzt worden. Der Lehrer war auch einige Male, selbst der Katechet mit gekommen. Sie haben die ganze Wiese hinter dem Haus „vertrampelt". „Aber nit wahr, wenns einem Freud macht! Warum soll ma nit thun, was einem Freud macht?" Und dafür haben sie dann am Samstag der Mutter Gottes schöne Kränze geflochten. „Wir haben da draußen, vorm Ort einen Garten, da wachsen so viel Blumen, daß man mit geschlossenen Augen nur zulangen braucht. Bis über die Ellenbogen taucht ma unter in lauter Veigerln, Vergißmeinnicht und Nelken. Und das schöne Obst! Die Hälfte davon verfault, weil ma gar nit wissen, wohin damit." Menrath lauschte ihr mit leuchtenden Augen. Sie saß auf dem Rande des Tisches vor ihm und schwatzte. Der Pudel hatte ihr den einen ihrer Hausschuhe vom Fuß gezogen und ging triumphirend damit in der Stube herum. Menrath warf einen verstohlenen Blick auf den schneeweißen Strumpf, der unter dem Kleidersaum hervorsah.

„Und Vater ist Gemeindeschreiber, weshalb nur, wenn Ihr doch ein so großes Anwesen habt."

„Ja, das is so," erklärte sie altklug. „Das Amt allein macht ihm keine Freud, ebensowenig als ihn die Wirthschaft allein freuen thät. Er sagt, a jeds Ding hat zwei Seiten. Und er säh beide auf einmal, deshalb —"

„Donnerwetter, das ist ja meine eigene — Krankheit, hätt' ich bald gesagt," rief Menrath. „Sehen Sie, das verursacht, daß uns keine von verschiedenen Beschäftigungen vollständig befriedigt. Man kann dieser Seelenzersplitterung auch in andern Klassen begegnen, hm . . . . ."

„I weiß nit, i seh alleweil nur eine Seiten," rief Tini, den jungen Kopf in den Nacken werfend, „die schöne, frohe . . . die andere geht mich nix an."

Menrath fühlte einen Rausch sich ergreifen. So sehr er auch ein Freund feiner Umgangsformen war, und so sehr ihn einerseits dieses Naturkind mit seinen derben Sitten abstieß, so mächtig fühlte er sich andererseits angezogen. Seine Augen hingen wie verzaubert an diesem jungen kräftigen Körper, in dessen Adern man das übermüthige Blut brausen zu hören glaubte. — Plötzlich glitt sie mit einer raschen Bewegung von Tische herab.

„Die Mutter ruft. Jessas, mei Schuh! Na wart, Schnauzl, i zeig di bei der Polizei an, Dieb, Du! Grüß Gott, Herr! Auf Wiedersehn, wenn's wieder einmal in unsere Gegend kommen." Sie sprang, den Schuh in der Hand, hinaus und ließ die Thüre hinter sich in's Schloß fallen.

Die zweite Positivistin, dachte Menrath, und diesmal eine der Freude, des Lebens, des Genusses. Er starrte einige Minuten vor sich hin, stand auf, drückte auf die Glocke, bezahlte seine Zeche und entfernte sich. Wie im Traume legte er den Weg nach seinem Berg zurück. Die Bäume

schienen ihm nicht grün, sondern golden zu sein, voll von Lichtern besteckt, Christbäume. Einige Male warf er sich unterwegs nieder und sah lächelnd in den Abendhimmel über sich.

Welche Originale hatte er hier schon kennen gelernt, er, dem die Schablonenmenschen der Gesellschaft schon zum Sterben langweilig geworden waren. Die Salonjungfrauen mit und ohne Vorurtheile, wie kannte er ihre Redewendungen auswendig. Hier konnte man doch noch über den einen oder den anderen drolligen Kauz lachen, aber in der Stadt, in den Sälen der Gesellschaft gab's nicht einmal Jemand, den man frisch und fröhlich auslachen konnte.

Es dunkelte schon, als er auf dem Georgenberg anlangte. Scholastikas Baßstimme begrüßte ihn aus der Küche. „Vergnügt gewesen?"

„Sehr vergnügt, Scholastika!"

Er schlief bis in den hellen Morgen hinein. Die frische Luft, die seelische Ruhe, die er hier genoß, begannen ihre Wirkung an seinen zerrütteten Nerven zu thun. Seit er nicht mehr zu jenen Selbstmördern gehörte, die die Nacht zum Tage machen und ihr Lager gegen Morgen aufsuchen, um es gegen Abend geschwächt und unausgeruht zu verlassen, fühlte er neue Kraft durch seinen Leib strömen. Er trieb sich draußen in den Wäldern umher, er stieg, wie ein Junge Geheimnisse suchend, in Schluchten und Höhlen herum, freute sich über jeden glänzenden Käfer, den er entdeckte, und ließ sich immer auf's Neue von der tiefen Stille entzücken. Er vergaß sogar, sich nach dem Befinden seines Magens zu erkundigen, kaute harte Wurst und schwammiges Brod und flüsterte Scholastika zärtliche Worte zu, die sie erröthen machten. Aber am dritten Tage lief er voll Sehnsucht und Ungeduld den Berg hinab nach Schwaz. Er wurde wie ein alter Bekannter empfangen. Sogar die Mutter kam herbei, eine ältere grämliche Frau, die ihre meiste Zeit in der Küche verbrachte. Tini lachte ihn mit ihrem ganzen Gesicht an. Heute war ein besonderer Tag. Es wurde geschlachtet. Sie lief hin und her. Steinlechner ging nicht in's „Amt". Im Hofe stellten sie Pfannen und Töpfe auf, um das Blut aufzufangen. Dann wurde Wasser in der Küche erhitzt und ein Trog voll hinausgetragen. Tini, eine große Schürze vorgebunden, zupfte Menrath am Aermel. Er solle doch mit hinauskommen. Es sei ein prächtiges Schwein. Sie freue sich schon auf die frischen Würstl. Er folgte ihr widerwillig, aber er schämte sich, zu gestehen, daß ihm der Anblick des Blutes und des „Schlachtens" höchst peinlich sei. Man hörte das Grunzen des Thieres, das der eben angekommene Metzger in den Hof führte. Einige Dienstleute standen mit vergnüglichen Gesichtern herum. Der Metzger wetzte sein Messer leicht und kniete sich auf das zappelnde Thier, das laute Jammertöne ausstieß. Menrath wandte den Kopf ab und sah in Tinis schönes strahlendes Gesicht, das von leichter Röthe überhaucht war.

„Thut Ihnen das Opfer gar nicht leid, Fräulein Tini?"

„Leid? O du mein!" Ihre Zähne blitzten. „Wenn das Eine hin is, kommen a paar Dutzend Andere dafür auf die Welt."

Sie sah mit lachenden, festen Blicken den Todeszuckungen des Thieres zu; dann ging sie „Blut auffangen". Ihn schauerte, und doch zog es ihn mächtig in ihre Nähe. Wie sie vorhin so schön und kalt in ihrer ganzen unbarmherzigen Jugendherrlichkeit dagestanden hatte, war ihm gewesen, als sähe er der verkörperten Natur in's Antlitz. Er trat in's Haus, strich durch die unteren offen stehenden Zimmer und entdeckte das von Tinis Händen mißhandelte Piano. Seine weißen, schlanken Finger streiften liebkosend über die Tasten. Dann schloß er die Augen und begann zu phantasiren. Leise und schüchtern, halb stockend, wie junge hungrige Vogelstimmen, klangen die Töne unter seinen Händen; dann wurde es, als fülle sich das Zimmer mit silbernem Glanz, als senkten unsichtbare Rosen die Kelche ... Er hatte die Mondscheinsonate begonnen. Er spielte. Er vergaß zuletzt, wo er sich befand; eine Märchenwelt that ihre strahlenden Thore vor ihm auf. Wie leise versickernde Tropfen verklangen die letzten Töne des ersten Satzes. Dann wurde es stille. Ein schwerer Seufzer weckte ihn aus seiner Verzauberung. Tini stand hinter seinem Stuhle. Er blickte sie an. Sie war blaß und hatte die Zähne in die Unterlippe vergraben. Zwei Thränen hingen an ihren Wimpern.

„Fräulein Tini," sagte er weich.

Sie stieß einen unarticulirten Laut aus, reckte die Arme weit von sich und lief aus dem Zimmer ...

„Der Herr is wohl ein Musikprofessor," meinte Steinlechner, die Pfeife aus dem Munde nehmend.

„Leider nicht," antwortete Menrath und erhob sich vom Clavier „Ein Musikprofessor ist doch zu Etwas nützlich in der Welt, ich — guten Abend, Herr Steinlechner." Er grüßte kurz und verschwand aus der Stube. Er war, ohne den Grund zu kennen, traurig geworden. Langsam stieg er den Berg hinan. Plötzlich ergriff ihn die Lust, zu schlafen. Er ließ sich in's Moos nieder und schloß die Augen.

Als er erwachte, war es später Abend. Er legte rasch den Rest des Weges zurück. Er sehnte sich auf einmal nach Scholastikas Baßstimme, nach der guten mütterlichen Theilnahme, womit sie ihm begegnete. Als er in den Hausflur trat, stolperte er über Etwas.

Sie eilte sogleich mit einer Kerze herbei.

Eine kleine Pyramide von Conservenbüchsen stand hier aufgestapelt. Sie schienen eben einer Kiste entnommen zu sein.

Krebsschwänze, stand auf der einen, Spargel, auf einer andern, Sardellenbutter, Rinderzunge, Hummerscheeren wieder auf anderen.

Menrath fühlte sich von tiefer Rührung ergriffen. „Scholastika, Sie Engel, Sie! Wie konnten Sie nur meine Lieblingsgerichte ahnen?"

Ihr Gesicht verlängerte sich. „Ihre — o du mein! Der Herr von Reuttlingen glaubt wohl gar, das wär' für ihn? Dös thut mir aber wirkli leid. Na, Herr von Reuttlingen, das gehört nit Ihnen, das is der Frau Baronin ihrs."

„Wie? Was?" rief Menrath auf's Schmerzlichste enttäuscht aus, „der Frau Baronin, wer ist die Frau Baronin, wo ist sie? Ich finde — nein—" er sah ganz zornig aus. „Es ist doch kein fremder Gast angekommen?"

„Freili," sagte Scholastika gelassen, „wie alle Jahr um diese Zeit. Die Frau Baronin aus Wien."

Menrath schnitt eine Grimasse. „Adieu, schöner Frieden! Sie hat auch Hunde mit sich, nicht? Oesterreichische Baroninnen führen immer Hunde mit sich."

„Ich hab noch keinen bei ihr gesehen. Vielleicht hat sie ihn in Wien."

„Nun — gute Nacht, Scholastika."

„Wartens, i leucht Ihnen." Sie ging gut und mild neben ihm die Treppe hinauf und öffnete ihm sein Zimmer. Seufzend begab er sich zur Ruhe. Nun war's also hier aus. In großen Hotels stören die Fremden einander nicht. Einer geht am Anderen theilnahmslos vorüber. Aber in einem so kleinen Hause wie hier mußte es nothwendiger Weise zwischen den einzelnen Parteien zu persönlichem Verkehr kommen. Und er verspürte gar keine Lust, einer alten Baronin den Shawl um die Schultern legen zu helfen und Süßholz mit ihr zu raspeln. Denn eine alte Baronin war es bestimmt. Eine junge, lebenslustige geht erstens nicht zu längerem Aufenthalt auf den Georgenberg, sodann führt eine junge auch keine Conservenbüchsen mit sich. So viel Klugheit hat nur eine Alte.

Das letzte Raisonnement entsprang zum Theil ganz gewöhnlichem Neid. Weshalb war er nicht auf diese glückliche Idee gekommen, die Fasttage auf Georgenberg durch eingepökelte Rinderzungen u. s. w. erträglich zu machen?

Am Morgen blieb er länger als sonst zu Bette, um ihr nicht zu begegnen. Er würde noch früh genug das freiherrliche Parfüm athmen müssen. Als er in den Garten schritt, um an seinem kleinen Tisch den Kaffee einzunehmen, sah er eine Dame mit dem Rücken gegen sich gekehrt in einem Sessel ruhen. Aha, da war sie. Ein Hund war nicht dabei, aber ein grauer Plaid hing über die Rücklehne des Sessels, was ihn verdroß, denn er konnte graue Plaids nicht ausstehen. Er trank seinen Kaffee, bemühte sich, Scholastika seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, die am Brunnen Flaschen spülte, konnte es aber nicht über sich bringen, seine Augen von der Dame abzuwenden. Sie saß so regungslos da! schlief sie? Natürlich, alte Tanten nicken leicht ein, wenn sie ohne Strickstrumpf und Gesellschaft sich selbst überlassen sind. Immerhin dankenswerth war es, daß sie sich mindestens ruhig verhielt und den Frieden hier nicht störte. Scholastika ging mit ihren gereinigten Flaschen hinein; die Dame saß

weiter, ohne sich zu bewegen. Da soll doch — dachte Menrath. Weshalb so eine alte Tante auf den herrlichen Georgenberg kommt? Schlafen kann man überall. Er erhob sich und ging in einem kleinen Bogen um ihren Strohsessel herum. Sie hatte einen großen dunklen Hut auf, der wenig von ihrem Gesichte sehen ließ. Es schien ihm ein altes Gesicht zu sein. Uebrigens schlief sie nicht, sondern las aus einem Buche, das vor ihr auf dem Tische lag. Sie sah nicht auf, als er vorüberschritt.

Mittags blieb sie unsichtbar. Aß sie auf ihrem Zimmer oder im Refectorium? Gegen Abend kam Pater Placidus herab und unterhielt sich einige Zeit mit ihm.

Als er sein Zimmer aufsuchte, huschte Etwas vor ihm die Treppe hinauf und verschwand in einer der Stuben oben. Gewiß ihre Zofe, denn für eine alte Dame war der Gang zu elastisch.

IV.

Am nächsten Tag ergriff ihn große Sehnsucht nach Schwaz. Obgleich er die Ruhe leidenschaftlich liebte, überkam ihn zuweilen heftige Sehnsucht nach Gesellschaft, nach Lärm, nach Trubel. Er schlenderte den Wald hinab. Als er auf das hölzerne Brücklein kam, sah er eine kleine, zierliche Gestalt vor sich gehen. Sie wandte sich nach ihm um, beschleunigte ihre Schritte und war plötzlich im Wald verschwunden. Wenn ich zurückkomme, muß ich mich erkundigen, ob sie eine Zofe hat, dachte er. Dann überlegte er, welch' komischer Kauz er doch sei, hier oben auf dem langweiligen Berg zu sitzen, anstatt nach St. Martino zu reisen, wo ihn jeglicher Comfort erwartete. Die Gegensätze in seiner Natur lagen in beständigem Kampf mit einander. Wo sein besseres Ich gepackt und ergriffen wurde, zeigte auch sofort die ätzendste Selbstironie ihre Fratze. Hundertmal im Tage pries er sich glücklich, hier oben weilen zu können, und ebenso oft verlachte er seine „eremitenhafte" Anwandlung.

Erst als das unbeschreiblich schöne Bild des Innthals vor seinen Blicken auftauchte, fühlte er sich wieder zufrieden.

Er eilte zu Steinlechners. Die guten Leute setzten ihm nun beharrlich das Gericht vor, das ihm zum ersten Mal so geschmeckt hatte. Er verschluckte sein Backhuhn und bat Tini, ihm einen Walzer zu spielen.

„Nein," sagte sie, „seit ich Ihnen spielen gehört hab, rühr i keine Tasten mehr an." Eine halbe Stunde später hämmerte sie lustig darauf los. Er spürte eine Gänsehaut seinen Nacken heraufkriechen, hielt sich die Ohren zu und sah entzückt in das schöne Gesicht des jungen Mädchens.

Dann gingen sie nach dem Garten. Hinter ihnen bewegte sich ein bunter Zug: Hunde, Katzen, Hühner, die Ziege und ein kleines Lamm, das der Schäfer Tini neulich verehrt hatte.

„Mei Kalberl," sagte sie traurig, „hab'ns mir neulich abgestochen. Es is mir amal in die Stubn nachgerannt, dabei hats das Unglück gehabt, den Tisch umzuwerfen. Mein Gott, wegn dem bissl Gschirr, das zerbrochen is! Der Vater is so rabbiat wordn."

„Der Vater macht wohl als Gastwirth wenig Geschäfte," meinte Menrath.

„Natürlich, er thut's ja auch mehr, weil's ihn grad freut. Es kommen ja Leut zu uns, aber Profit habn wir keinen von ihnen. Sehns, da gehn schon wieder die Hendeln in die Blumen. Wenn das wer sieht, stechn's mir auch noch die ab. Werds aussa gehn, gsch, gsch."

„Lassen Sie sie doch nicht in den Garten."

„Ach Gott, wegn der paar Blümerln. Es wachst ja doch Alles wieder nach."

„Alles, Fräulein Tini?"

„Natürlich. Sehns, meiner Mutter is a Töchterl gestorben, und's nächste Jahr darauf bin gleich ich kommen."

Er lachte. „Treu werden Sie einmal nicht sein. Wenn Ihnen Ihr Schatz sterben wird, werden Sie denken: Ach Gott, es wachst ein Anderer nach."

„Mir wird Keiner nit sterben." Sie erröthete bis an die Schläfen. „Schauns den dicken Wurm da an." Sie bückte sich und holte einen langen Regenwurm vom Boden auf. „Da hast, Wuzl."

Der Hahn kam in grotesken Sprüngen herbeigerannt.

„Sind Sie grausam, Fräulein Tini."

Sie sah ihn verlegen an. „Warum denn?"

„Weil Sie den armen Wurm Ihrem gefräßigen Wuzl da opfern."

„O mein! Schauns!"

Sie hockte sich auf den Boden und scharrte ein wenig in der Erde. „Da, sehen's?"

Es glänzte und regte sich in dem feuchten Boden. „Alles lebendig. Das wachst und kraucht und krabbelt. Abends kriechen die Schneckn aus dem Gras. Zu Tausenden, immer zwei und zwei neben einander kriechen sie in endlosen Zügen über die Weg. Jeden Abend ertret ich ihrer ungezählte, und am nächsten Abend sein eben so viel da." Sie kauerte noch immer auf dem Boden, das üppige gelbe Haar um den Kopf geschlungen, die großen blauen Augen, über die ein röthlicher Schimmer flimmerte, auf Menrath gerichtet. Und ihre Finger wühlten spielend in der Erde zwischen dem regenden, krabbelnden Leben.

Plötzlich sah sie neben sich hin und lachte.

„Was wollts denn, ihr Alle?" Hunde und Katzen standen um sie herum und sahen ihr zärtlich, fast andächtig in's Gesicht.

Sie sprang auf, ergriff den Pudel an den Vorderpfoten und tanzte mit ihm im Kreise herum.

Wär' ich der Schnauzl!" seufzte Menrath.

„Das können's glei haben," rief sie, faßte Menrath um die Schultern und drehte sich mit ihm im rasenden Wirbel herum.

Er spürte ihr glühendes Gesicht an seinem, ihren kochenden Athem und rang nach Luft. Plötzlich lag er im Gras; sie stand mit erhobener Ferse aufgerichtet vor ihm. „Und jetzt sein Sie a Regenwurm, und i ertret Ihnen."

Er fühlte einen Augenblick lang ihren Fuß auf seiner Brust; dann war sie fort.

Sie lief lachend in's Haus. Die losgegangenen Flechten flogen wie goldene Schlangen um ihren Kopf.

Er konnte sie an diesem Abend nicht mehr auffinden. Ganz verwirrt begab er sich auf den Nachhauseweg. Er fühlte eine gewaltige Anziehungskraft von diesem Mädchen auf sich ausgehen, so wie sie ein Schwacher, ein Kranker spürt, der plötzlich in die junge heiße Frühlingssonne hinausgeführt wird und sich unter ihren Strahlen dehnt und streckt. Dabei war ihr ganzes Gebahren das eines Kindes. Es lag etwas Spielerisches in ihrer Art. Sie wußte nicht, was sie that. Ein solches Geschöpf voll Ueberfülle war ihm noch nie begegnet. Seine verhätschelte zärtliche Natur bangte sich und lechzte gleichzeitig nach diesem jungen vulcanischen Weibe. Er überließ sich phantastischen Träumen. So ein Wesen an der Seite zu haben! Sie würde ihn neue Werthe im Leben kennen lehren. Freilich, zerreiben würde sie ihn auch. Höchst wahrscheinlich in kürzester Zeit. Ihr dereinstiger Gatte mußte ein Hüne sein, nicht ein von der Cultur verweichlichter Salonmensch, dessen Nerven schon bei der leisesten Phantasievorstellung reagirten, dessen Gesundheit der geringste Zufall niederwerfen konnte. Wenn diese prachtvolle Kraftnatur eine geschickte gärtnerische Hand fände, welch' herrliche Frauengestalt könnte sich aus ihr entwickeln! Abenteuerliche Gedanken stiegen in Menrath auf. — In sie versunken, begab er sich zu Bette.

Am nächsten Morgen sagte Scholastika zu ihm: „Aber jetzt! Kommen's a mal umi*) in's Refectorium." Er folgte ihr. Auf dem Tische war eine Unmasse Conservenbüchsen aufgestapelt. „Und diesmal gehören Alle Ihnen."

„Wann kamen sie?" fragte er froh. „Ich habe doch erst vor zwei Tagen nach Innsbruck darum geschrieben."

„Diesen Morgen ganz früh sein's kommen."

„Scholastika!" Ein Köpfchen, von kurzen krausen Haaren umlockt, sah durch die Thüre herein. Bei Menraths Anblick fuhr es blitzschnell zurück.

„Glei, Frau Baronin. Also jetzt freuens Ihnen." Scholastika blickte ihn freundlich an und wollte sich entfernen. Er hielt sie am Aermel zurück.

*) Hinüber.

„Hören Sie, wer war die Dame?"

„Wer? Na, die Frau Baronin."

„Die — Frau Baronin?"

„Aber freili, warum soll's es denn nöt gwesen sein?"

„Warum? Weil —" er zuckte die Schulter, lachte und sah der davoneilenden Scholastika nach. Mittags traf er die Baronin im Garten. Sie stand vor dem rinnenden Brunnen und ließ sich das kühle Naß über die Finger laufen. Er entfernte sich, die Augen discret von ihr abgewendet. Als sie wieder nicht draußen zum Essen erschien, spürte er leisen Aerger in sich aufsteigen. Wie konnte ein vernünftiger Mensch wo anders als in diesem entzückenden Garten zu Mittag essen? Genirte er sie? Nun, er würde sich sicher aus Galanterie nicht von seinem Tische vertreiben lassen.

„Wo speist denn die Baronin?" fragte er Scholastika.

„Im Refectorium, sie meint, es wär' kühler drinnen, als draußen."

„War sie voriges Jahr auch da?"

„O, die kommt schon seit sechs Jahren jeden Sommer auf zwei, drei Wochen herauf."

„Sie ist verheirathet."

„Ja."

„Kommt ihr Mann auch mit?"

„Na. I wenigstens hab sie alleweil nur allein gsehn."

Nach Tisch machte er seinen gewohnten Spaziergang. Oben, ein Stückchen höher im Wald lag noch eine kleine Kapelle. Die Wände waren mit primitiven Fresken geschmückt. Die Thüre stand immer weit geöffnet. Schwalben und andere Vögel flogen ein und aus. Zum Altar, auf dem eine Mater dolorosa prangte, führten zwei Stufen. Auf der ersten dieser Stufen pflegte Menrath seine Nachmittagssiesta zu halten. Wenn das Rauschen der Bäume hereindrang, und surrende Bienen, oder eine brummende Hummel sich in den kühlen Raum verirrte, dann schloß er die Augen und erschien sich wie ein verwunschener Prinz. Er träumte dann allerlei Märchen. Er staunte über sich selbst, daß er dasaß, er, der alle Meere durchkreuzt hatte. Er horchte auf das Blut, das in seinen Adern sang. Dann und wann piepste eins der jungen Schwälbchen im Neste auf, oder eine langbeinige Spinne kroch über seine Finger. Das war Menraths Siesta. Heute, als er etwa eine halbe Stunde lang mit geschlossenen Augen hier geruht hatte und eben einen wunderlichen Traum von einer goldhaarigen Hexe zu träumen begann, rauschte es an der Thüre. Er sah nicht auf. Als aber Etwas wie ein ganz leichter Tritt hörbar wurde, sah er doch auf. Er blickte in zwei große braune Rehaugen, die aus einem schwarzumlockten Köpfchen ihn ansahen. Es war nur ein Augenblick gewesen, denn gleich darauf war die zierliche Gestalt verschwunden. Die hab' ich erschreckt, dachte Menrath. Aber sie hat das

Gleiche gethan. So große Augen zu haben! Und ein so blasses, krankes Gesichtchen, wie ein Geist! Ein süßes Gesichtchen! Er grübelte über sie nach, war aber zu träg, um sich zu erheben. Abends begegnete er ihr abermals im Flur. Sie senkte schnell den Kopf. Er wußte nicht, sollte er grüßen oder nicht. Schließlich grüßte er nicht. Jetzt, da er seine Conservenbüchsen hatte — eigentlich war die Idee ihr gestohlen — fühlte er sich ihr gegenüber ganz friedlich gesinnt. Auch freute es ihn, daß sie keine „Tante" war, und daß sie „hundelos" einherging. Ueberhaupt. Als er nach dem Nachmittagskaffee eben aus dem Garten in den Flur treten wollte, stieß er mit ihr unter der Thür zusammen. Beide murmelten Entschuldigungen und blickten sich an.

„So geht es nicht weiter, Frau Baronin," sagte er scherzhaft, „in dieser engen Umgebung müssen wir uns vertragen lernen."

„Vertragen Sie mich nicht?" Sie richtete ihre großen Augen schelmisch auf ihn.

„Ich Sie wohl," antwortete er, seinen Hut in der Hand drehend, „aber Sie mich weniger. So zum Beispiel diesen Mittag flohen Sie erschreckt bei meinem Anblick aus der Capelle."

„O ich floh durchaus nicht. Sie störten mich einfach, und: „Gehen Sie gefälligst hinaus!" konnte ich doch nicht gut sagen, wenigstens nicht — gleich das erste Mal."

Es war wunderlich, wie sich dieses Frauengesicht verändern konnte. Während sie jetzt sprach, schien ihr Kopf einem Jungen anzugehören, einem frechen kleinen Bengel, der sich zu Ungezogenheiten geneigt fühlt. Menrath lachte vergnügt.

„Wenn Sie das doch gesagt hätten, welches Vergnügen für mich. Hier oben in den Bergen sollte man jeder Form abschwören."

Form? Was ist das?"

„Ah!" Scholastika trat zufrieden lächelnd zu den Beiden. „Aldann, jetzt vertragens Ihnen doch. Gelten's, Herr von Reuttlingen, die Frau Baronin ist do nöt so schiach,*) wie's glaubt habn." Auf seinen betroffenen Blick setzte sie hinzu: „Wie Ihnere Conservenbüchsen ankommen sein, war der Herr außer sich vor Neid. Jessas und Joseph! er hätt a solchene gmöcht. Da hat er a Wuth auf Ihnen ghabt. Jetzt thät er sie Ihnen schon vergönnen," meinte sie mit zwinkernden Augen und ging weg.

„Besonders, seit er selbst welche hat." Menrath gab sich mit ein paar Worten der Baronin als Plagiator zu erkennen, der ihr ihre „Idee" gestohlen habe. Sie lachte mit ihrer silbernen Kinderstimme. Schließlich trennten sie sich, nachdem sie einander „Waffenstillstand" versprochen hatten und sie ihm erzählt hatte, daß sie nicht im Geringsten an dem Titel schuld wäre, den man ihr beilege. Sie hätte nicht einmal eine „Baronin" in

*) Häßlich.

ihrer Verwandtschaft. Aber die gute Scholastika ließe es sich durchaus nicht nehmen, sie auf diese Art zu „ehren".

Als nach ein paar Tagen Regen eintrat, war Menrath genöthigt, ebenfalls im Refectorium zu essen. Er fragte zuerst bei seiner Hausgenossin an, ob ihr dies auch angenehm wäre, sonst ließe er sich oben in seinem Zimmer decken.

„Sie sind ein braver Menschenfreund," entgegnete sie mit leisem Spott; „soll ich Ihnen gestehen, daß ich froh bin, wenn noch Jemand im Saale speist? Wenn ich"— sagte sie ihre Stimme dämpfend, — „nämlich allein esse, kommt Pater Placidus herein, und der — schnupft und —"

„Und?"

— „und bietet auch mir seine Dose an — und —"

„Sie thun's ihm doch nicht zu Gefallen?"

„Freilich," meinte sie kleinlaut, „ich schnupfe."

„Wie?"

„Weil's ihn so freut."

Menrath schlug die Hände zusammen.

Sie lachte wie ein verlegenes Kind. „Ja, sehen Sie. Ich kann so schwer Jemand eine Freude versagen."

„Sind Sie gut!"

„Oder schwach."

Sie aßen zusammen zu Mittag.

„Wissen Sie, was mich so freute, war, daß Sie ganz denselben Geschmack haben wie ich. Sie lieben Krebsschwänze, ich auch," bemerkte er ernsthaft.

„Und ich verabscheue Erbsen und Bohnen."

„Ich auch."

„Welche Aehnlichkeit zwischen uns! Sollten wir etwa Verwandte sein?" witzelte sie. „Lassen Sie hören." — Sie legte die schwere silberne Gabel weg, — sie führte ihr eigenes Besteck mit sich, — und beugte sich schelmisch gegen ihn vor. „Sie heißen Menrath von Reuttlingen, das hat mir Scholastika verrathen."

„Und Sie haben keinen Namen, Sie heißen blos Frau Baronin."

„O doch." Sie lachte. „Ich habe auch einen Namen, ich heiße Dorothea Gleispach. Gleispach und Reuttlingen, finden Sie nicht eine gewisse Aehnlichkeit in den beiden Namen?"

„Natürlich," rief er, „in Dorothea sowohl als in Reuttlingen kommt ein r vor."

„Da haben wir's."

Nach einer Weile, in der sie ihn heimlich beobachtet hatte, sagte sie „Sie essen zu viel."

Er sah sie bestürzt an. „Wieso?"

„Sie haben da eben ein und einhalb Pfund Spargel verzehrt."

„Es war nur ein Pfund," vertheidigte er sich.

„Es waren zwölf Stangen, folglich war es mehr als ein Pfund. Auf ein Pfund gehen acht Stangen."

„Also dann waren es meinetwegen anderthalb Pfund. Aber woher wissen Sie, wie viel Stangen in einer Büchse sind?"

„Mein Gott, das ist unschwer zu wissen. Man öffne die Büchse und gucke hinein."

Später kam Pater Placidus. Er drehte einen Gegenstand unschlüssig zwischen den Fingern hin und her, erkundigte sich nach dem Befinden seiner Gäste, und endlich, endlich konnte er sich nicht mehr zurückhalten und streckte der „Baronin" die Dose hinüber.

„Verzeihen Sie, Hochwürden," sagte sie, einer plötzlichen Schalkidee folgend, „heute Morgen habe ich aus einem bestimmten Grunde ein Gelübde abgelegt, meiner liebsten Gewohnheit eine Zeit lang zu entsagen und —" Pater Placidus warf ihr einen liebevoll ungläubigen Blick zu:

„Nun, dann lassen Sie's nur."

Teufelsweib! dachte Menrath und sah bewundernd in ihr schmales Knabengesicht mit den großen Augen. Er ertappte sich dunkel auf Etwas, das ihn ärgerte. —

Nachmittags ging er nach Schwaz hinab. Tini, die sich schon länger von ihm beobachtet wußte, hatte in letzter Zeit verschiedene Paradestückchen ausgeführt, um seine Bewunderung zu erregen. Das Tollste aber hatte sie sich für heute aufgehoben. Während er einen Augenblick an der Scheune stand und sich von einem Knecht die Vorzüge einer neugekauften Häckselmaschine erklären ließ, band sie ihres Vaters Zille, den kleinen Kahn, draußen los, sprang hinein und ließ sich von der rasenden Strömung des Inn forttreiben. Der Vater war nicht anwesend, aber Frau Steinlechner und die Dienstboten stürzten schreiend und händeringend am Ufer ihr nach und winkten ihr zurückzusteuern. Aber Keiner, auch der geübteste Kahnfahrer hätte das vermocht. Die Wirbel des Inn, der ein besonders starkes Gefäll hier hatte, waren an dieser Stelle wie wild gewordene Naturgeister.

Tini winkte ihren Leuten einen Gruß zu und sauste hinab. Bald verschwand sie hinter der Stanser Berglehne. Frau Steinlechner eilte schluchzend nach dem Amt, um ihren Mann zu holen. Menrath lief todtenbleich am Ufer hin und her.

Sich in's Wasser zu stürzen, hätte Nichts genützt, schwimmen konnte an dieser Stelle Niemand. So sann er verzweifelt nach, was am besten zu beginnen wäre.

Indessen kam Steinlechner. Er wollte mit dem nächsten Zug, der in einer halben Stunde abging, nach Kufstein fahren.

Dort befand sich ein Wehr. Lebend oder todt mußte sie dort anlangen. Menrath schloß sich ihm an. Unterwegs redeten sie keine Silbe miteinander.

Jeder saß stumm und finster in einer Ecke. In Kufstein wollte man weder einen Kahn, noch ein junges Mädchen gesehen haben. Sie gingen zu Fuß ein großes Stück den Fluß hinauf. Vielleicht kam sie noch, oder wenigstens trieb der Kahn daher. Nichts von alledem.

Gegen Abend fuhren sie wieder zurück. Steinlechner strich sich von Zeit zu Zeit über die Stirne, auf der große Schweißtropfen standen. Das Erste, was sie in Schwaz auf dem Bahnhofe erblickten, war — Tini.

Beide Männer stürzten mit einem Freudenschrei auf sie zu. Nach der ersten minutenlangen Umarmung, in der Steinlechner sie an die Brust gepreßt hatte, ballte er die Fäuste und legte sie ihr drohend auf die Schultern.

Die Mutter, die auch dabei war, beschwichtigte ihn. Heute nicht zürnen, heute nicht. Und das Kind würde in Zukunft auch solche Dummheiten lassen. Tini sah auf Menrath. Er las aus ihren bubentrotzigen Augen das Gegentheil. —

Man fragte sie aus. „Mein, es war gar Nichts dabei." In Rotholz bei Jenbach, wo der Inn so glatt wie ein Spiegel ist, wäre sie gelandet, das heißt, in's Schilf getrieben. Das „Zillerl" käm' morgen mit der Bahn herauf. Sie selbst wär' mit dem Brückenwirth seinem Wagerl, der grad von Brixlegg herauf fuhr, zurückgekommen. „Bloß a bisserl nasse Füss hab i kriegt, wie ich an's Land gesprungen bin. Der Boden dort war sumpfig."

„Woher hat Ihre Tochter nur diese Wildheit?" fragte Menrath später den Vater.

„Ich kann mir nur Eins denken," sagte Steinlechner bekümmert. „Als meine Frau ihre Geburt erwartete, war sie sehr elend. Sie sehen ja, sie ist eine kleine schmächtige Frau, in Allem das Gegentheil von Tini. Da hat der Doctor ihr gerathen, sie soll sich so viel als möglich im Kuhstall aufhalten, die Ausdünstung thät ihrer angegriffenen Lunge gut. Die Wärme, der Geruch der Thiere muß auf das Kind irgendwie gewirkt haben. Es kam groß und kräftig zur Welt und entwickelte sich bald zu einem Ausbund von Tollheit. Ich hab sie durch Prügel, durch gute Ermahnungen, durch alle möglichen Mittel zu zähmen versucht. Nutzt Alles Nichts. Sie spielt mit ihrem Leben, mit uns, mit dem Herrgott im Himmel."

V.

Als Menrath an diesem Abend nach Hause kam, fühlte er sich matt zum Umsinken. Im Refectorium saß Dorothea Gleispach und sah ihn mit ein paar großen, fragenden Augen an. Beide hatten keine Lust, geistreiche Conversation zu machen. Sie fragte ihn, ob er einen Ausflug unternommen hätte, und er antwortete bejahend. Dann meinte sie, sie möchte auch einmal

weiter hinabgehen, aber sie wäre so träge. Und oben sei's so schön, so still, und die Bienen sängen wie liebe, kleinwinzige Vögel und flögen ihr den ganzen Tag um den Kopf. Wie sie so plauderte mit ihrer silbernen, etwas eintönigen Stimme, erinnerten ihn ihre Laute an eine heimlich schwätzende Quelle droben bei der Kapelle im Wald. Es wurde ihm wundergut zu Muthe.

Auf diesen heißen Tag der kühle Abend. Sie beruhigte ihn, und seine Augen hingen an ihrem schönen, blassen Gesicht wie an dem einer Mutter, die ihren ausgelassenen Jungen besänftigt. Heute sah sie keinem übermüthigen Buben ähnlich. Ueberhaupt, sie sah jeden Tag, jede Stunde anders aus. Bald alt und greis, bald süß und jung, von unendlichem Liebreiz. Die Seele, das ewig wechselnde Farbenspiel im Menschen, sah in immer anderen Lichtern strahlend aus ihren Mienen. Sie war sehr interessant, diese Frau, aber Menrath fand, daß er eigentlich keine Zeit habe, sie zu studiren, jetzt, wo ein anderes Bild seine ganze Phantasie auszufüllen begann. Er sagte nur: „Wie Sie sich verändern können, gnädige Frau; heute sind Sie mir Arznei, neulich wirkten Sie wie Sect auf mich."

„Ich kann auch wie Galle wirken," scherzte sie. „Ich bin immer, wie ich eben sein will. Sie sehen heute so angegriffen aus, und da möchte ich gut gegen Sie sein. Mein Michverändernkönnen ist ja das Zaubermittel, wodurch ich mein Alleinreisen erleichtere. Ich gebe mich so widerwärtig, daß die Leute einen Bogen um mich machen und mich nicht weiter belästigen."

„Weshalb reisen Sie denn allein?" meinte er apathisch, „ist es für eine Dame denn nicht bequemer, in Gesellschaft zu reisen?"

Es fiel ihm ein, daß sie ja einen Mann haben müsse, da sie ‚Frau' genannt wurde.

Sie lächelte ein wenig bei seiner Frage. „Bequemer in Gesellschaft zu reisen, meinen Sie? Hm. Ja, wenn man die richtige findet, gewiß." Bald darauf erhob sie sich und ging hinauf.

Er träumte von Tini. Dann erwachte er mitten in der Nacht. Er sah Tausende von flammenden, zuckenden Sternen in sein Gesicht schauen. Sie erfüllten ihn mit Unruhe. Was wollten sie, was sollten diese geheimnißvoll zwinkernden Blicke? Er fühlte sich ganz klein werden. Ein Schwindel, eine ängstliche Beklemmung bemächtigte sich seiner. „Ich bin krank," dachte er und setzte sich im Bette auf. Seit ich auf den fremden Meeren umhersegelte, bin ich krank. Es ist eine große, große Angst, die mich von Zeit zu Zeit überfällt. Horror vacui nannten's die Alten. Wir Modernen betäuben es in uns. Auch ich hab's gethan. Was aber beginnen, wenn der Körper die Betäubung nicht mehr erträgt? Teufel auch! Er erhob sich aus dem Bett und trat an das geöffnete Fenster.

Eine prachtvolle, tiefdunkle Nacht sah aus den raunenden Schluchten herauf. Darüber der unheimlich fremde Himmel, die Tiefe mit den goldenen Inseln darin.

Jetzt eine Hütte haben, ein Weib, Kinder, deren friedlichem Athem man lauschen konnte! Herrgott, ja! Er fuhr sich über die feucht gewordene Stirn. Und weshalb war er so einsam? Hatte er zu wählerisch gesucht? Nein, es war etwas Anderes.

Mit seiner fast knabenhaften Gestalt, der weichen, weibischen, verzärtelten Seele, konnte er gerade bei kraftvollen, stolzen Frauennaturen nicht Gegenliebe finden. Oder wenn, dann hatte ihre Liebe zu ihm etwas Spielerisches, Tändelndes, Herablassendes, was ihm eher Aerger als Glück bereitete! Er wollte einer Frau Alles sein, und er fühlte in den meisten Fällen, daß er ihr viel weniger war. Nimm doch eine „Ziehtochter" an, die Du mit der Zeit in Deine Frau verwandelst, hatte jüngst scherzend ein Freund zu ihm gesagt. Er dachte an das herrliche Kind unten im Innthal. Der hätte er Alles sein können. Denn diese herakleische Erdnatur verstand nur die Kraft, alles Andere war ihr unbekanntes Gebiet. Aber kaum, daß solche Vorstellungen in ihm aufgetaucht waren, so verwarf er sie wieder. Es wäre zu einfältig romantisch gewesen. Marlittisch-idyllisch. Er, der Menrath von Reuttlingen, das Ideal einer gewissen Sorte ästhetisch veranlagter Mondainen, der Gatte der anderthalb Köpfe höheren Bauerntochter aus Schwaz. Er fröstelte und kroch wieder in's Bett zurück.

Am anderen Tage sah er elend aus.

Eine graue Wolke hatte sich in den Bergen verfangen, es regnete. Dorothea saß mit Pater Placidus im Refectorium und schwätzte. „Ah, da kommt Herr von Reuttlingen," sagte der alte Geistliche, als Menrath eintrat, „wollen Sie meine Stelle einnehmen und der Gnädigen Etwas erzählen?"

„O, ich kann wenig erzählen, Pater Placidus, danke, ich schnupfe nicht, ich möchte selbst von Jemand etwas Hübsches erzählt bekommen."

„Was denn?" fragte Dorothea.

„Ein Märchen, worin sie sich kriegen."

Der Alte lachte. „Meinen Sie einander an den Haaren?"

„Meinetwegen auch das. Etwas Grausamkeit ist immer in der Liebe."

„Reden wir nicht über die Liebe," sagte Dorothea, „das macht mich melancholisch. Reden wir über —" sie sann einen Augenblick nach — „über himmlischen Sport."

„Den giebt's nicht," sagte der alte Priester.

„Ei freilich," rief Dorothea; dann wandte sie sich an Menrath. „Denken Sie, Pater Placidus räth mir ab, in's Kloster zu gehen; er, der Ordenspriester, ist das nicht unbegreiflich?"

„Bei dem Motiv, welches Sie in's Kloster treibt, kann ich Ihnen nur abrathen."

„Ist das Motiv Geheimniß?"

„Ach nein!" Ihr Köpfchen neigte sich auf die Schulter. „Das Leben ist so leer. Man weiß gar nicht, wofür man da ist —"

„Und wird aus lauter Langerweile fromm," scherzte der Geistliche und erhob sich. „Auf Wiedersehen! Machen Sie Herrn von Reuttlingen nicht noch melancholischer, als er ohnehin schon ist."

„Sind Sie's in der That?" fragte sie, als Pater Placidus sich entfernt hatte.

Menrath zuckte die Schultern. „Ich bin kein Clown, aber sonst im Allgemeinen, besonders wenn ich gute Conserven habe, ein zufriedener Mensch."

„Es ist thöricht von mir, daß ich so fragte," meinte sie, „Menschen, die immer witzeln, sind stets innerlich traurige Menschen."

„Weinen wir miteinander!" schlug er vor.

„Oder lachen wir einander aus," rief sie.

„Das dürfen wir nicht, da wir uns doch neulich als ‚Verwandte' entdeckt haben."

Sie spielte mit ihren weißen Fingern.

„Sie haben so bleiche Hände, als ob sie ‚Nachts auf einem kranken Herzen' geruht hätten," spöttelte er.

„Ich bin auch krank," versetzte sie leiser.

„O, wahrhaftig? Was fehlt Ihnen, oder eigentlich: was ‚fehlt' Ihnen nicht?"

„Das Leben hat mich zerrieben."

„Auch Sie? Weshalb ließen Sie's zu?"

„Sie wissen doch, ich bin so gut, schnupfe sogar aus Gefälligkeit."

„Ich finde," sagte er, über sein sorgfältig rasirtes Kinn streichend, „daß die Bemerkung vom ‚Zerrieben werden durch das Leben' im Munde einer Dame etwas unglaubwürdig klingt."

„Wieso?" Ein Mann besitzt viel mehr Selbstherrlichkeit, Muth, Klarheit, um sich seinen Weg vorzuzeichnen, gerade so, wie er ihn gehen will. Eine Frau läßt sich von ihrer Schwäche und Gutmüthigkeit treiben und verliert schließlich alle Herrschaft über sich selbst."

„Trauen Sie mir Selbstherrlichkeit und Muth zu?" fragte er ironisch.

„Gewiß," entgegnete sie ehrlich. „In Ihrem Wesen liegt etwas Energisches, Selbstbewußtes."

Er sah sie überrascht an. Sie war die erste Frau, die ihm dies sagte. „Was hat Sie denn eigentlich zerrieben," fragte er interessirter. „Ich möchte mir natürlich keine Beichtvaterrolle anmaßen, ich meine nur, Sie können mir vielleicht in großen Zügen andeuten —"

„Ach Gott, sehen Sie, das gesellschaftliche Hin- und Herflattern, das nicht hinter den Andern Zurückbleiben-Wollen, das Mitthun hat mich zerrieben. Die Frauen meiner Kreise haben Nerven wie Stricke, Körper wie

aus Stahl, sonst hielten sie das Leben, das sie führen, ja nicht aus. Zerreißen aber endlich doch einmal diese Stricke, dann gnade uns Gott. Man hat seine Kraft einem Götzen geopfert, der Nichts für das Opfer zurückgiebt. Man wird behandelt wie ein ausgedienter Soldat, der eben Nichts mehr leisten kann. Aber auf anderen Gebieten, ich meine auf nützlichen, hat man leider niemals Etwas zu leisten gelernt. Man steht also von allen Seiten verlassen da und weiß nicht, was mit sich anzufangen." Sie seufzte.

„Ganz meine eigene Geschichte," sagte er. „Sie sehen, mein Haupt beginnt ehrwürdig zu werden, das Grau des Alters fängt an, es zu färben, und doch zähle ich kaum siebenundzwanzig Jahre."

„Wir werden verschlungen."

„Weil wir nicht verschlingen können. Können Sie's auch nicht?"

„Ich? Mein Gott, nein, gewiß nicht."

„Also wieder eine Verwandtschaft mehr."

Sie überhörte ihn und sagte selbstversunken: „Der Georgenberg ist mein liebster Erholungsort. Das ganze Jahr freue ich mich auf die paar Wochen hier. Hier empfindet man seine Einsamkeit weniger. Diese einfachen guten Menschen hier nehmen Einen liebevoll in ihr Herz auf und freuen sich, wenn man sich wohl fühlt bei ihnen."

„Wer freut sich denn nicht über ‚Einen'? Ihr Mann?"

„Mein — Mann? Ich habe keinen. Ich —" sie wollte Etwas hinzusetzen, schwieg aber.

Nach einer kleinen Pause, in der sie stumm vor sich hingeblickt, erhob sie sich, sagte Menrath ein leises: Gute Nacht! und entfernte sich.

Er schaute ihr sinnend nach.

Eine, die noch einsamer war, als er!

Positiv in ihrer Unpositivität. Genau wie er.

Horror vacui! . . .

VI.

Ohne es zu beabsichtigen, hatte er einen Blick in die Seele dieser Frau gethan. Sie erschien ihm wie ein kleines hilfloses Kind, noch viel hilfloser als seine eigene. Sie glich ihrem Aeußeren, das schwächer, zärtlicher, gebrechlicher als seines war. Und er liebte die Kraft, die robuste Gesundheit vom Leben ungebrochener Naturen. An einer solchen hoffte er insgeheim noch selbst erstarken zu können. Er ergab sich hierin einem großen Irrthum. Schwache Menschen macht selten ein kräftigerer Charakter willensstark. Sie bedürfen eines schwächeren, als sie selbst sind, um sich aufzurichten und zur That zu ermannen. Fremde Schwäche spornt ihre eigene an, Stärke zu werden. Fremde Stärke treibt sie oft zum Verzagen an sich selbst. —

Menrath bemitleidete Dorothea, weil sie noch widerstandsloser war als er. Ihr kinderzarter Körper mit den leicht beweglichen Nasenflügeln und der steten Veränderung seines Mienenspiels zog ihn wenig an. Seine Phantasie gaukelte ihm die goldhaarige Riesin vom Innthal vor, das tollkühne Kind mit dem großen Hunger nach Erlebnissen, nach Bethätigung seiner jungen Kraft.

Trotz des strömenden Regens eilte er die durchweichten Waldwege hinab nach Schwaz. Tini flog ihm entgegen wie einem alten Bekannten. Die Hunde bellten, die Katzen sprangen ihm auf Schooß und Schultern, und die Ziege legte den klug dreinblickenden Kopf auf seine Kniee.

Aus der Sphäre der Resignation kommend, that ihm diese Ueberfülle des Lebens, der Daseinslust unendlich wohl. Wie es Tini denn ginge auf ihre Unthat neulich, fragte er. Er spüre noch den Schreck in allen Gliedern.

Sie lachte mit ihren tausend Grübchen.

Natürlich doch gut, wie denn sonst. Aber es hätte auch bös ausgehen können, denn der Vater war außer sich. „Wissen's, was er will?" flüsterte sie, ihre Lippen an Menraths Ohr legend. „Verheirathen will er mich. Er sagt, i müßt unter die Fuchtel kommen, und hat mir einen Mann ausgesucht, der mich gleich nehmen thät."

Menrath verbarg seine Bestürzung. Wer der Mann wäre, ob sie ihn lieben könnte.

„'s is der Großbauer Niederbreitner aus Wattens. Ein schwerreicher Mann. Auch nicht übel. Zwar schon uralt, so an die dreißig herum, aber sauber; blond und immer fein beisammen."

„Nun, so nehmen Sie ihn doch," sagte Menrath ingrimmig.

„Eher laß i mich halbtodt schlagen," rief sie, und ihre Zahnreihen klirrten aneinander, „nein, nein."

„Weshalb nicht?" Menrath sah forschend in ihr schönes erregtes Gesicht.

„Er is Wittiber," flüsterte sie mit dem Ausdruck der Verachtung, „und i will nit die Zweite sein." Das war so recht aus ihrem jungen, unbändigen Wesen heraus gesprochen. Menrath gefiel ihre Anschauung, wie ihm überhaupt Alles an ihr gefiel.

Später kam der Vater mit einigen Gästen. Steinlechner ließ dann und wann seine Blicke forschend über die beiden jungen Leute gleiten, die eifrig miteinander schwatzten. Nach einer Stunde empfahl sich Menrath.

Was soll daraus werden, dachte er. Sie fängt an, mir immer besser zu gefallen. Und nun streckt ein plumper Bauerngeselle die Hände nach ihr aus, und der Vater begünstigt es. Vielleicht in einer schwachen Stunde giebt sie doch nach. Es wäre jammerschade, ja, eine Ungeheuerlichkeit. Dieses Weib!

Auf halbem Wege traf er Dorothea. Sie war ganz vom Regen durchnäßt und bebte vor Kälte.

„Weshalb verließen Sie das Haus?“ predigte er, „bei Ihrer zärtlichen Gesundheit!“

„Ich rieche das nasse Holz so gerne,“ sagte sie lachend.

„Sind Sie denn auch warm bekleidet?“

Sie hatte ein Kleidchen aus dünner Seide an.

„Mein Gott!“ rief er ärgerlich aus und nach einem Blick auf ihre Füße, „wahrhaftig! Halbschuhe! Nein, nein!“

„Ich rieche das nasse Holz so gerne,“ wiederholte sie, „und oben im Zimmer war's so langweilig.“

„Nun werden Sie Medicamente zu riechen bekommen! Ihre Stimme klingt bereits ganz heiser.“

„Glauben Sie?“ fragte sie tief erschreckt.

„Selbstverständlich! eine Diphtheritis ist leicht geholt. Jetzt nur schnell hinauf, ausgezogen, in's Bett und Glühwein getrunken!“

„O, ich kann das Gewürz nicht leiden,“ jammerte sie, neben ihm herlaufend.

„Ach, Sie haben auch eine so unglücklich veranlagte Nase. Gerade so wie ich. Ich rieche auch Dinge, die gar nicht vorhanden sind.“

Sie blieb stehen und lächelte. „Denken Sie, was mir in Wien immer widerfährt. Im Entree kann ich die Besucher, die während meiner Abwesenheit da waren, bevor mein Mädchen ihre Namen nennt, am bloßen Geruch erkennen.“

„Teufel!“ rief Menrath, „da sind Sie mir doch über. Sind es positive Gerüche, die Sie auf die Spur der Leute bringen, oder —“

„Nein, nein, nichts Derartiges; es ist, ich weiß nicht was, ich rieche bestimmte Linien, ich rieche die Gesichter oder die Stimmung der Leute, die sie mitbrachten, genug, ich weiß jedes Mal, wer da war.“

„Erlauben Sie, das ist gar nicht Ihre Nase, die riecht,“ warf er ein, „Sie sehen.“

„Mit den Augen?“

„Nein, nein, mit Allem, mit dem ganzen Körper. So geht's mir oft auf dem Gebiete des Hörens. Ich vernehme Töne, die kein Anderer vernimmt. Ich höre die Blumen reden, die Sterne brausen, die Thautropfen herabsickern. Wir haben eben Beide total ruinirte Nerven. Wir Beide sind krank. Unser Fleisch ist ein Resonnanzboden, der alle Erscheinungen aufnimmt und weitergiebt.“

„Meinen Sie wirklich, daß ich die Diphtheritis bekomme?“ fragte sie plötzlich, ihn anblickend. Sie waren oben angekommen.

„Höchst wahrscheinlich,“ antwortete er trocken.

Sie runzelte die Stirn und verschwand hurtig im Hause. Abends aß er allein im Refectorium.

„Die Frau Baronin is im Bett,“ berichtete Scholastika, „sie glaubt, sie hätt die Diphtheritis. Wir haben ihr schon Alle in den Hals schauen

müssen. Nun trinkt sie Gliedwein. Diese Nacht soll i bei ihr im Zimmer schlafen."

„O du mein!" machte Menrath die Tiroler nach und schlug die Augen zum Himmel.

Später kam Scholastika abermals und stellte sich treuherzig vor Menrath auf. „Herr von Reuttlingen, möchten's nöt so gut sein und zur Frau Baronin kommen. Sie thät gar schön bitten, ob's ihr nöt was ankennen von der Krankheit, sie hat so viel Angst, und Docter habn ma ja kein heroben."

„Ist ihr denn so schlecht?" fragte Menrath.

„Vor lauter Furcht, ja."

„Ich komme, führen Sie mich hin!" rief er.

Vor ihrer Thür kam ihm ein ulkiger Einfall. Er lief in sein Zimmer zurück und kam mit einem Gegenstand wieder.

Scholastika öffnete ihm und trat hinter ihm ein. Der Duft, den eine vornehme Frau ausströmt, erfüllte den Raum.

Da liegen allerlei feine Gegenstände umher. Fächer, silberne Scheeren, Flacons mit wohlriechenden Essenzen, ein zierlicher Revolver, Elfenbeinbürsten, ein silberner Handspiegel, eine elastische Waschschüssel, ein Feldstühlchen, ein vergoldetes Tintenzeug und überall Kleider, Shawls, Schleier, Sonnenschirme, seidener und anderer Tand. Unter dem Bett, in der Ecke, guckten zwei vergoldete türkische Pantöffelchen, nicht größer als eine Kinderhand, hervor. In Plaids und Tüchern fast bis zur Unkenntlichkeit eingehüllt, liegt Dorothea zwischen den Kissen.

„Ich habe Sie bitten lassen," flüstert sie, „mir ist fürchterlich zu Muth, wenn ich sterbe — kein Arzt —"

„Aber, gnädige Frau," ruft Menrath, „bitte, fassen Sie doch Muth. Ist Ihnen wirklich so schlecht?"

Sie nickt.

„Haben Sie starke Halsschmerzen?"

„Noch nicht," sagt sie nach einigen Bedenken, „aber ich spüre, daß ich sie bald bekomme."

Er faßt nach ihrer leichten, kleinen Hand. Sie ist angenehm warm, ohne Spur von Fieberhitze.

„Möchten Sie mir nicht in den Hals sehen, lieber Reuttlingen! Scholastika, bitte zünden Sie eine Kerze an und leuchten Sie! Die Andern sahen zwar Nichts, aber vielleicht sehen Sie mehr."

Er hat nur auf diesen ihren Wunsch gewartet. Im Augenblick, als Scholastika die angezündete Kerze erhebt, zieht er ein großes Fernrohr hervor und beugt sich über Dorothea. Sie schreit auf beim Anblick des langen schwarzen Rohres, dann füllen Lachthränen ihre Augen. Er lacht mit.

„Verlassen Sie mich," ruft sie, „Sie treiben Ihren Spott mit einer Kranken!"

Er nähert sich der Thür. „Sie sind keine. Heute Nacht werden Sie transpiriren, und morgen sind Sie gesund und munter!"

Sie blieb am nächsten Tage noch unsichtbar, fühlte sich aber, wie Scholastika versicherte, sehr wohl. Das Fernrohr hatte gewirkt.

Nach Tisch ging er nach Schwaz hinunter. Tini sollte in ihrem Garten draußen vor'm Ort sein. Er schlug den Weg dahin ein. Der Himmel hatte sich aufgeklärt, es wurde herrliches Wetter. Ein leichter Rauch stieg von den Wiesen auf.

Fröhliches Hundegebell verkündigte ihm ihre Nähe. Er fand sie im Garten mit einer Magd beschäftigt, die Raupen von den Obstbäumen abzulesen. Sie hielt sofort in ihrem Geschäft inne und lud ihn lachend ein, auf dem üppigen Rasen Platz zu nehmen. Er setzte sich nahe zu ihr. Er wagte, ihr ein Haar abzuzupfen, das golden über ihr Ohrläppchen herabhing.

„Au!" rief sie, „das hat noch festgesessen."

Er machte ein kleines Küglein daraus und verschlang es andächtig. „Nun muß ich Sie ewig lieben," meinte er, „denn ein Theil Ihres Ich ist in das meine übergegangen. Darf ich Ihnen aus meinem üppigen Kopfschmuck ebenfalls eine Pille drehen?"

„That mi bedankn," rief sie mit abwehrender Handbewegung, „auf Haar hab i noch nie Appetit ghabt."

„Herzlose!" seufzt er.

„Sie sein a komischer Herr," bemerkte sie, „aber gut muß ma Ihnen sein."

„Sind Sie's?" Seine Blicke küßten die ihren.

„Freilich bin ich's." Sie sah ihm groß und offen in die Augen. Dann schwätzten sie allerlei tolles Zeug. Sie tanzten an den Grenzen gefährlicher Gebiete herum, spielten mit Flammen und geriethen in eine Art Rausch. Sie wurde roth, er blaß. Zuletzt sah er einen so tollen Uebermuth aus ihren Augen aufblitzen, daß ihn Angst ergriff, sie könne wieder irgend einen wilden Streich ausführen. Er nahm Abschied. Sie schalt, daß er schon gehe. Er lachte freudig in sich hinein. Auf dem Heimweg fragte er sich, was er eigentlich von ihr wolle. Er wußte es nicht klar. Aber daß sie ihm nicht gleichgiltig war, fühlte er immer deutlicher. In der Folge ging er jeden Nachmittag hinab. Einmal im Hausflur gab er ihr die Hand. Sie behielt sie länger als sonst in der ihren. Er fühlte ihre Finger klopfen.

Plötzlich zog er sanft ihren Kopf zu sich und legte seine Lippen auf die ihren. Sie zuckte zusammen, wehrte sich aber nicht. So ruhten sie wohl eine Minute lang Mund an Mund. Er fühlte ihre kräftigen Zähne durch die heißathmenden Lippen. Ohne Gruß lief er fort. Er lachte und

zitterte. Einmal blieb er stehen und that einen lauten Freudenschrei. Aber ungesehen, ob mich Jemand hören könnte, hab' ich mich doch vorher, dachte er innerlich. Als ob es Jemand anginge, wenn ich schreie. Ich kann schreien, so viel ich mag, dummes Menschenvolk! Und überhaupt — wenn ich sie — heirathete, sogar dann, was ginge es Jemand an? Hauptsache dabei wäre, daß sie mich nimmt. Und das glaube ich ganz gewiß.

Freilich, die „andere" Seite dieses Traumes sah er auch sogleich. Immer auf dem Lande zu leben, war durchaus nicht seine Absicht. Und wie sich Tini in der Stadt, in der Gesellschaft, der man doch nicht entfliehen konnte, benehmen würde? Sie, Frau von Reuttlingen! Er lächelte. Dann ärgerte er sich über sich selbst. Weshalb hatte er gelächelt? Er hatte sie doch wirklich gern. Diese verdammte „Vieläugigkeit", der Nichts entging! Sie würde sich sicher ganz gut als Dame machen. Sie mit ihrer herrlichen jungen Schönheit! . . .

VII.

Einmal in den nächsten Tagen, sagte er zu Dorothea, die längst wieder munter war: „Gnädige Frau, was würden Sie thun, wenn Sie sich in einen Wasserfall verliebten?"

Sie schüttelte den Kopf. „Sie wunderlicher Mensch! Nun, ich würde ihn anschwärmen."

„Ja, aber —" er stockte, „sehen Sie, wenn — nehmen wir an, Sie würden in seiner rauschenden Nähe jedesmal von dem feuchten Staubregen durchnäßt."

„Nun, dann würde ich eben einen Regenschirm mitnehmen."

„Aha, also aus lauter Bewunderung naß wollten Sie doch nicht werden."

„Ach nein," meinte sie gleichmüthig, „wenn es sich verhindern ließe."

„Sehr gut, sehr richtig, Frau Baronin. Ihr Regenschirm gefällt mir. Gerade wie ich. Neulich sind Sie aber trotz des Regenschirms naß geworden und achteten in Ihrer Vorliebe für den Holzgeruch nicht darauf."

„Ich hatte Alles gethan, um mich gegen den Regen zu schützen, er war aber stärker als meine Vorsichtsmaßregeln. Ueberdies, ich war nicht vorbereitet, daß es plötzlich zu gießen beginnen würde, anfänglich regnete es nur schwach. Sie aber sind auf Ihren Wasserfall vorbereitet."

„Richtig," rief er „natürlich, natürlich. Ist das aber auch Liebe, wenn man — Teufel, ich grüble wieder zu viel."

„Gerade wie ich," ahmte sie ihm lächelnd nach.

Eine Zeit der Qual begann für ihn. Er wußte nicht, was er sollte. Was er wünschte, wußte er wohl. Durch eine Zauberei Tini in eine feine Dame verwandeln und dann zu seiner Frau nehmen, das wünschte er.

Dorothea las die Kämpfe, die sein Inneres erschütterten, aus seinem blassen Gesichte. Die Güte ihrer weiblichen Natur erwachte. Sie begegnete ihm voll Theilnahme und Freundlichkeit. Sie ahnte die Natur seines Leides. Ohne Worte, von Innerstem zu Innerstem ging der Strom des Verständnisses zwischen ihnen Beiden.

Beim dritten Kuß, den er auf Tinis Lippen drückte, und den sie schon mit naiver Inbrunst erwiderte, sagte sie: „Sie müssen sich aber höhere Absätze machen lassen, Herr von Reuttlingen."

Er runzelte die Stirne. Etwas in ihm schmerzte. Er lag die ganze Nacht grübelnd im Bett. Am andern Tag sagte er zu Dorothea: „Gnädige Frau, möchten Sie mir einen Gefallen thun?"

„Und wie gerne," gab sie zurück.

„Besuchen Sie mit mir meinen Wasserfall. Ich — ich weiß nicht genau, weshalb, aber ich möchte es gerne." —

„Das ist die Frau Baronin aus Wien, die Sie gerne kennen lernen möchte," sagte er Nachmittag zu Tini. Dorothea schüttelte ihr herzlich die Hand und setzte sich an den Tisch, den Vater Steinlechner sofort mit einem frischen Linnen bedecken ließ.

„Wir möchten vom besten Wein haben," rief Menrath der Kellnerin zu.

„Wohnen Sie auch am Georgenberg?" fragte Tini, in ihrer ganzen jungen Schönheit vor der müde gewordenen Dorothea stehend.

„Ja, ich wohne auch auf dem Georgenberg," antwortete diese; dann sagte sie Nichts mehr, sondern sah nur mit zwei entzückten Augen auf das schöne Menschenbild.

„Aber so setzen Sie sich doch," warf Menrath ungeduldig hin. Tini setzte sich zu ihnen Beiden. Der Wein kam. Man trank.

„Weshalb kommen Sie nie hinauf?" fragte Frau Gleispach das junge Mädchen.

„Weil's mir oben zu langweilig is."

„Langweilig? So? Gefällt's Ihnen wirklich nicht oben?"

Tini schüttelte den Kopf. „Nix als Bäum und Felsen und der alte Pater. Da ist's schon in Brixlegg feiner."

„Die zweitnächste im Innthal gelegene Station, wo man vor Staub und Hitze in den Sommertagen kaum athmen kann," erklärte Menrath. „Aber Fräulein Tini, wie können Sie so schlechten Geschmack haben?"

„Ja wenn i kränklich wär' wie Sie oder die Frau Baronin, dann thät ich mir schon auch so ein ruhiges Platzerl aussuchen. Für alte oder kranke Leut muß es ja schön oben sein."

Menrath fühlte seine Wangen brennen.

„Sie ist ein naives Kind, man darf ihr Nichts übel nehmen," sagte er auf Französisch zu Dorothea.

„Einer Schönheit nimmt man Nichts übel," antwortete Frau Gleispach freundlich. „Sind Sie die einzige Tochter?" wandte sie sich an Tini.

„Ja, die Einzige."

„Und recht verzärtelt von Vater und Mutter?"

Tini erröthete. „Ach, es macht sich. Sie haben ja Niemand außer mir. Dem Vater seine Verwandten leben alle nit mehr, und die Mutter — die is überhaupt so schwach."

Menrath spielte nervös mit seiner Uhrschnur. Was war denn heute in das Mädchen gefahren?

Er vergaß, daß es Menschen giebt, die man nur allein genießen kann, die schon in Gesellschaft Dritter banal und unausstehlich wirken.

„Der Wein ist vorzüglich," bemerkte Dorothea, an ihrem Glase nippend, „der kommt wohl aus Südtirol."

„Ja, aus der Terlaner Gegend."

„Dort möcht ich schon seit Langem hin," sagte Frau Gleispach, „die Gegend zwischen Bozen und Meran soll ein Obstgarten sein. Waren Sie schon dort!"

„Nein, noch nit. Der Vater will mich immer mitnehmen, aber ich hab keine Lust dazu, mir ist das Reisen so fad. Schon das ewige in der Eisenbahn Stillsitzen." Dorothea und Menrath blickten einander lächelnd an. „Dann immer neben dem Vater sein. Hier thu i, was i will."

„Aber die fremden Orte sind doch interessant, nicht?"

„Ach Gott, es is alleweil das Gleiche, und den ganzen Tag fein angezogen gehen in Hut und Handschuh! Ich hab' schon Furcht; in a paar Tagen muß ich nach Innsbruck Kleiderstoff für mich und die Mutter kaufen. Drinnen hat ma doch mehr Auswahl als hier. Und die Mutter selbst mag nit hinfahren."

Frau Gleispach plauderte noch über allerlei mit dem jungen Mädchen, dann erhob sie sich und mit ihr Menrath.

„Adieu, liebes Fräulein Tini." Sie legte ihre kleine behandschuhte Hand in die kräftige des jungen Mädchens. „Adieu. Ich habe mich sehr gefreut, Sie kennen gelernt zu haben, und würde mich noch mehr freuen, wenn Sie mich einmal auf dem Georgenberg besuchen möchten."

„Na, vielleicht, wenn ich einmal nix Besseres zu thun hab'."

Menrath brach in ein Lachen aus, aus dem eben so viel Verdruß, wie Belustigung klang.

Draußen gingen die Beiden lange schweigend nebeneinander hin. Sie sah ganz in Sinnen verloren zu Boden. Er hatte mehrere Male zu pfeifen begonnen, aber es gleich wieder aufgegeben. Endlich, schon auf der halben Höhe des Georgenberges, blieb er stehen und sagte ein unsicheres: „Nun?" Dorothea sah auf und begriff sofort seine Frage.

„Sie ist eine große Schönheit, aber ich zweifle, daß sie Seele hat."

„Das ist's," rief er lebhaft, „all die Tage such' ich vergebens nach dem Begriff des Etwas, das ihr mangelt. Seele, Seele, Seele!

In ihrem herrlichen jungen Griechenleib wohnt nur der gewöhnlichste Verstand, kein Tüpfelchen mehr."

„Aber vielleicht gelingt es Ihnen, ein Stück Ihrer eigenen Seele in sie zu übertragen."

„Das würde ungefähr so wirken, wie wenn man einen Anzug anzieht, der nicht für Einen gemacht ist."

„Sie ist so jung, vielleicht lockt ihr das Leben innige Töne ab."

„Ich weiß nicht," sagte Menrath traurig. Dann ergriff er plötzlich Dorotheas Hand und führte sie an die Lippen. „Sie sind so gut, gnädige Frau!"

Sie sah ihn ganz überrascht an; in ihre Augen trat ein Ausdruck unendlicher Dankbarkeit. Mein Gott, welche Augen, dachte er ganz verwirrt. Eine holde Frau. Weshalb mußte ich diese Beiden zugleich kennen lernen. Venus und Psyche. Aber mir geht es ja immer so. Ich bin ein großer Pechvogel. Und er bemitleidete sich auf's Tiefste.

VIII.

Aber trotz aller Vorsätze lief er doch wieder nach Schwaz. Wenn er Tini allein hatte, war sie entzückend. Das heißt, wenn er jedes tiefere Gespräch mit ihr vermied. Er gewöhnte sich daran, nur körperliche Vorzüge bei ihr zu suchen, zu empfinden. Seine Seele verwandelte sich in ihrer Nähe in ein großes hungriges Auge.

In Dorotheas Nähe kam sie ganz aus ihm heraus. Dorothea wurde ihm Kamerad, Freundin. Wenn er auf seinen „Wasserfall" schalt, nahm sie ihn milde in Schutz. Kraft besaß sie nicht, Widerstandsfähigkeit wenig, aber ein Abgrund von Liebe lag in ihr. Menrath betrachtete sie als eine Art Beichtmutter, vor der er nach und nach alle die Tollheiten seines Lebens auskramte. Sie lächelte zu Allem nachsichtig und fand für alle seine Unthaten eine Entschuldigung.

„Für meine dreißig Jahre erzählen Sie mir eigentlich zu viel," meinte sie eines Tages.

„Aber liebe, gute, gnädige Frau! Sind Sie wirklich nicht älter? Ich hätte Sie für an die neunzig oder so gehalten."

Sie schloß die Augen und lächelte. „Morgen reise ich ab."

„Wie?" rief er entrüstet, „jetzt, wo ich in aller möglicher Bedrängniß stecke?"

Sie sann eine Weile nach. „Wer sind Sie mir! Ein Mensch, für den ich in einigen Monaten kaum existire, der für mich nie dagewesen sein wird."

Er sah sie unsicher an. „Ist das Ihr Ernst?"

„Was sonst?" entgegnete sie melancholisch. „Oder können Sie das Gegentheil behaupten?"

Er verließ sie wortlos. Ein wehes Gefühl bemächtigte sich seiner. Er hatte sie doch sehr lieb gewonnen um ihrer Güte willen. Sie war die andere Seite von Tini, die seelische.

Am Abend, als er sie die Treppe nach ihrem Zimmer hinaufgehen hörte, sprang er ihr nach. „Nicht wahr, es war nicht Ihr Ernst?"

Ihr zartes Gesicht färbte sich mit leiser Röthe.

„Nein, nein," sagte sie beschwichtigend.

„Liebe, liebe Mama!" rief er innig. Dann lief er hinab in den Garten. Ja, er hatte sie sehr, sehr lieb! Auch die Andern hatte er sehr lieb. Sein Kopf wurde ihm immer schwerer. Das zerrte bald dorthin, bald dahin.

IX.

Er ging nach Schwaz. Nach etlichen Tagen Pause.

„Morgen fahr i nach Innsbruck," sagte Tini ein wenig ungnädig.

„Wann?"

„Mit dem Sieben-Uhr-Zug." Sie hätte sehr viel einzukaufen, meinte sie. Er verließ sie bald. Am andern Morgen begrüßte er sie um acht Uhr am Bahnhof in Innsbruck. Er war von Jenbach allein abgefahren, hatte sie in Schwaz einsteigen sehen, sich aber ruhig verhalten, um sie zu überraschen. Sie machte ein sehr glückliches Gesicht. Sie wanderten einträchtig in eine Reihe Kaufläden zweiten Ranges, wo sie wählerisch nnd Alles bekrittelnd ihre Einkäufe machte. Er bewunderte die seltsame Mischung von Naivität und Bauernschlauheit in ihr. So war sie auch auf andern Gebieten. Ein Kind mit dem Wissen des Weibes. Während sie an den Ladentischen suchte und wählte, betrachtete er ihre Kleidung. Sie zeugte von großer Geschmacklosigkeit, oder Mangel an Eitelkeit. Da er aber nicht zweifelte, daß Tini sich sehr wohl ihrer Schönheit bewußt war, konnte er nur das Erstere annehmen. Statt in der entzückenden Tracht der Innthalerinnen zu gehen, trug sie städtische Gewandung, an der man die plumpe Mache der Landschneiderin erkannte. Der gelbe, mit ganz billigen Spitzen geputzte Rock war vorn bedenklich kurz und ließ ihre nicht gerade kleinen Füße bis zum Knöchel sehen. Rückwärts schleppte er nach und trug bereits einen Saum von Staub. Die Taille saß unvortheilhaft und ließ das schlechtgearbeitete Corsett ahnen. Die Brust erschien groß wie bei einer Amme und war bis an's Schlüsselbein hochgezwängt. Hätte Tini doch keinen anderen Kopfschmuck getragen als ihr herrliches goldenes Haar. Aber sie trug einen Hut mit rothen Mohnblumen aus Papier, der die Form eines Zuckerhutes hatte, sie noch um ein Bedeutendes höher erscheinen ließ und ihr überdies viel zu klein war. Wenn sie sprach, rutschte er ihr beständig nach rückwärts, was sie jedesmal zu einer unwilligen Handbewegung auf den Kopf veranlaßte. Menrath nahm sich vor, sie auf das Unvortheilhafte

ihrer Kleidung aufmerksam zu machen. Es wurde ihm schnell Gelegenheit dazu geboten. Sie waren kaum eine Stunde miteinander gewandert, als Tini mit einem Mal erschlaffte. „Ich kann nit mehr weiter vor Hunger," klagte sie, mir müssen wo einkehren." Er machte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, wie viel weniger Widerstandskraft Landleute mit ihrer robusten Gesundheit gegenüber den schwächlichern Städtern besitzen. Er führte sie in Krafts Veranda und reichte ihr die Frühstückskarte.

„Ah was," rief sie, eine Zeitlang das Menu studirend, zum Kellner, „bringen's mir einen Käs und ein Bier."

„Darf ich vielleicht für Sie wählen?" Menrath befahl dem Kellner einige auserlesene Gerichte zu bringen. Tini trank hastig ihr Bier aus, lehnte sich in den Stuhl zurück und schalt, daß die Speisen so lange auf sich warten ließen. Bei ihr zu Haus wär' das anders. Da bestellte die Kellnerin das Gewünschte gleich in der Küche. Sie redete so laut, daß einige der anwesenden Gäste sich nach ihr umsahen. Er beruhigte sie und erzählte ihr allerlei vor, wie einem ungeduldigen Kinde. Von schönen Kleidern, die sie sich für ihren schönen Leib machen lassen müsse, und dergleichen. Endlich kam das Essen. Sie stürzte sich heißhungrig darüber, aß mit dem Suppenlöffel die Saucen aus und steckte das Messer weit in den Schlund. Dabei lachte sie laut und sah alle Menschen herausfordernd an. Menrath wurde es immer heißer neben ihr. Sie trank noch ein zweites und drittes Glas Bier aus. Als er endlich bezahlte, bedankte sie sich schön vor dem grinsenden Kellner bei ihm, steckte einen Rest Kuchen, der auf dem Teller liegen geblieben war, in die Tasche und verließ unsicheren Schritts den Speisesaal.

„Wollen wir nach Hall hinausfahren?" meinte sie, „essen kann i doch nit gleich wieder."

„Es ist so schön draußen in Absam in dem kleinen Gastgarten, wo man die Stubaier Gletscher sieht."

„Ah was, bleibn mir lieber da" entschied sie. „Ich hab noch allerhand zu thun."

Sie zog ein kleines zerknittertes Zettelchen aus der Tasche, mit dem das Stück Kuchen auf den Boden fiel, das sie sorgfältig wieder aufleſen wollte.

„Aber Tini," rief er, „lassen Sie doch das Zeug liegen, ich kaufe Ihnen anderes."

Auf dem Zettel standen noch etliche Commissionen vermerkt. Sie traten noch in einigen Läden ein. Sie ließ alle ihre Einkäufe nach Schwaz schicken und nannte stolz den Leuten ihren Namen und ihre Adresse. Als sie endlich alle ihre Geschäfte erledigt hatte, wollte sie sofort nach dem Bahnhof. „Halt, halt," sagte Menrath, „jetzt ist's ein Uhr, um vier einhalb geht erst der nächste Zug. Wollen wir rasch nach Iggls' um dort zu Mittag zu essen?"

Sie willigte freudig ein. Er winkte einen Kutscher herbei, und sie stiegen in das leichte Wägelchen ein. Endlich saß er in Ruhe neben ihr. Er sah in ihr schönes, erhitztes Gesicht. Wie leuchteten ihre Augen, wie brannten ihre Wangen! Wie hob sich die junge ungestüme Brust! Und trotzdem er sie schöner denn je fand, wollte keine rechte Freude in ihm aufkommen. Die Seele, ja die Seele, wo war die? „Nehmen Sie doch den Hut ab, Tini," bat er. Sie gehorchte nur zu gerne. Das goldene Haar flog zerzaust um die heißen Wangen. Sowie sie allein mit ihm war, und Nichts wie die weite Natur sie umgab, wurde sie eine Andere. Er haschte nach ihrer Hand. Sie überließ sie ihm, dann begann sie in erwachendem Uebermuth ihn zu necken und zu scherzen. Der Kutscher sah sich um und schmunzelte. Menrath ärgerte sich ein wenig, trotzdem aber erfüllte es ihn wohlig, ihre Hände bald auf seinen Schultern, bald auf seinem Arm zu fühlen. Er versuchte ein innigeres Gespräch mit ihr anzuknüpfen, sie ging aber nicht darauf ein.

„Sein mir doch lustig," rief sie, „nur lustig, lustig."

Endlich begann der Waldweg zu steigen, der Kutscher sprang ab und ging, das Pferd führend, neben dem Wäglein her.

Bald war der Ort Igls und sein vornehmstes Gasthaus, der Igler Hof, erreicht. Einige befrackte Kellner eilten dem Wagen entgegen. Sie sahen verwundert auf das seltsame Paar. Sie schön, zerzaust, roth, den Hut in der Hand, in halb bäuerlicher Kleidung, er fein, elegant, verlegen. Sie wurden auf die Terrasse hinausgeführt, von wo man den herrlichen Anblick auf die Berge und Wälder rings genießt. Verschiedene Gäste saßen da und verzehrten ihr Mittagbrod.

„Zuerscht Bier, Bier!" rief Tini, „i hab schon wieder Durscht."

„Warten Sie doch," bat Menrath und ließ die Speisekarte kommen. Er bestellte zwei Diners. „Wollen Sie nicht ein Gläschen Champagner statt des Bieres nehmen?"

„Champagner? O den kenn i schon," lachte sie. „Einmal bei einer Kindstauf in Schwaz hab i auch Champagner getrunken, aber der Vater hat mir nur ein halbes Glas davon geben, er hat gemeint, i könnt sonst betrunken werdn."

„Reden Sie etwas leiser," bat Menrath. Die Gäste wandten die Köpfe nach der lauten Sprecherin um und flüsterten sich allerlei Bemerkungen zu.

„Weswegn denn? Wegn den paar Leutln da, was gehn denn die mich an? Schaun's dort den Kropfeten an." Sie deutete mit dem Finger zu einem Tisch hinüber, an dem ein Herr mit einem dicken Halse saß. „Der hat a Vogelnest geschluckt." Der Herr drehte sich um und maß die Sprecherin. „Na, na?" rief sie.

Menrath legte die Hand auf ihren Arm.

„Tini, wenn Sie nicht leiser sprechen, müssen wir hineingehen."

Sie lachte. „Machens' ka so furchtsams Gsicht, i red schon stater*)."

Der Kellner brachte die Suppe, ein Anderer den Eiskühler mit der Sectflasche.

„Zuerscht Trinken!" bat Tini.

„Nein," sagte er fest, „zuerst die Suppe essen."

Sie löffelte schnell die Suppe aus und hielt ihm dann das Glas hin. Er goß es zur Hälfte voll. Sie stürzte den Inhalt hinab. „Da geht ja nix nein", rief sie und reichte es ihm wieder. Die Leute sahen ihr lächelnd zu. Er saß wie auf glühenden Kohlen. „Langsam, langsam," sagte er kühl, „und seien Sie nicht so laut. Sehen Sie, man lacht uns aus."

„Die Affen!" rief sie lauter als zuvor. „Solche hergelaufene Leut, i bin a Eingeborene und hier z Haus."

Auf Menraths Stirne traten Angstperlen.

„Sie sein ja gar nit lustig, alleweil lustig," rief sie und griff nach seiner Hand.

„Das wollen wir später sein," flüsterte er ihr zu, „jetzt schön ruhig bleiben, ja? Ich bitte darum!"

Aber er redete in die Luft. Der Champagner war ihr zu Kopfe gestiegen, sie war nicht mehr zu zähmen. Sie begann ein Gespräch mit einem der Kellner, duzte ihn und behauptete, ihn von Schwaz aus zu kennen.

Der Kellner erwiderte verlegen, er wäre noch nie in Schwaz gewesen. Menrath bedeutete ihn sich zu entfernen, und richtete einige hastige Fragen an Tini, um ihre Aufmerksamkeit auf Anderes zu lenken. Dabei fütterte er sie ununterbrochen, damit ihr weniger Zeit zum Schwätzen bliebe.

Sie waren bereits der Zielpunkt der Beobachtung aller Anwesenden geworden.

Reuttlingen verlangte die Rechnung und erhob sich heftig, als Tini zu singen begann. Es war kein Zweifel, sie war berauscht. Er faßte sie unter'm Arm, und zog sie mit sich von der Terrasse. Ein leises Lachen folgte ihnen. Draußen bestiegen sie das Wägelchen, das sie bald in den Wald zurück brachte. Menrath war zu Muth, als müßte er weinen vor Aerger. Da saß neben ihm das betrunkne Mädchen mit weit in den Nacken geschobenem Hut und lallte unverständliches Zeug vor sich hin. Ihre Augen glänzten glasig. Zuletzt als sie in Innsbruck einfuhren, lehnte sie den Kopf an seine Schulter und begann einzuschlafen. Er rüttelte sie wach und verließ am Bahnhof mit ihr den Wagen. Um sie vor jeder neuen Dummheit zu bewahren, ließ er sie nicht von seinem Arm los. Da sie aber viel größer als er war, boten sie abermals ein komisches Bild, worüber sich die Vorübergehenden lustig machten. Er löste schnell zwei

*) stiller.

Fahrkarten erster Klasse und stieg mit ihr in ein unbesetztes Coupé des einfahrenden Zuges. Gott sei Dank, Gott sei Dank. Sie waren allein. Er fühlte ein schmerzliches Weh bei ihrem Anblick. Etwas in ihm sagte ihm, daß sie einander zum letzten Mal gegenüber saßen. Er hätte darüber weinen mögen, und doch sah er deutlich, es ging nicht anders. — Sie hatte sich in eine Ecke gedrückt und schlief. Bis Schwaz. Hier erwartete sie ihr Vater. Menrath war ihr beim Aussteigen behilflich und übergab sie dem Alten. Er sagte ihm einige erklärende und zugleich beruhigende Worte und begab sich eilig auf den Weg nach dem Georgenberg. Als die ersten Tannen über ihm raunten, warf er sich in's Moos und verschränkte die Arme unter dem Kopf. Also war es doch nicht gegangen! Darüber baut selbst die heißeste Liebe keine Brücke! Mangelnden Herzenstact ersetzt auch die Schönheit nicht. Die Roheit uncultivirten Empfindens mildert selbst die vergoldendste Phantasie nicht. Ade, schönes Traumbild! Wunderschönes Traumbild!

Er sprang auf und ging weiter. Eigentlich schämte er sich vor sich selbst. Er, der sensible, bis zur Krankhaftigkeit feinfühlige Mensch mit den hellseherischen Nerven, hatte sich an ein Stück Urnatur anklammern wollen, um stark zu werden wie Antäus. Hatte er denn vergessen, daß diese Welt längst nicht mehr seine Welt war, daß seine Urgroßeltern sie schon überwunden hatten, und ein in ihr Zurechtfinden einem Rückschritt gleichkam? Sie, die Jungen, bauten an der Zukunft der verfeinerten, bis zur Allwissenheit verfeinerten Seele, was hatten sie noch mit den Sklaven zu thun, die im Schweiße ihres Angesichts Zugthiere einspannten, um die Erde zu beackern und sich an Brot und Kartoffeln Zufriedenheit zu holen? Positiv waren diese Leute in den meisten Fällen, sie sahen nur die eine Seite eines jeden Dinges, wie das Lastthier nur die Fahrstraße vor sich erblickt, auf der es weiter zieht.

Er war, in seine Gedanken versunken, auf das schwebende Brücklein gekommen.

Eine schneeweiß gekleidete Gestalt lehnte an der Brüstung und sah in die Tiefe hinab.

„Mama!" rief er freudig und traurig zugleich.

„Ich habe Sie kommen hören," sagte sie, ihm die Hand reichend.

„Nicht möglich," meinte er, „es ist doch weicher Waldboden, auf dem ich hinschritt; auch tobt der Bach laut genug, um das Brausen eines Eisenbahnzuges zu übertönen."

„Ich hab' Sie doch kommen hören," wiederholte sie, „sogar kommen sehen. Ich höre ein Endchen voraus, z. B. regelmäßig das Stundenschlagen der Uhren, bevor sie in Wirklichkeit schlagen."

„Und ein weißes Kleid haben Sie angezogen? Es steht Ihnen schön zu dem kurzen dunklen Haar."

„Weshalb sind Sie so freundlich zu mir? Fühlen Sie sich besonders glücklich oder besonders unglücklich?"

Er lächelte kläglich. „Ich habe meinen Irrthum begraben."

„O," sagte sie theilnahmsvoll, „und nicht in Ungerechtigkeit?"

„Nein," entgegnete er fest, „es ging nicht."

„Das heißt: Ihre Liebe reichte nicht so weit."

Er sah sie verblüfft an. „Wissen Sie denn Alles? Woher?"

Sie lächelte. „Mein Gott, das ist unschwer zu errathen. Sie lieben ein Mädchen mit anderen Sitten, als Sie selbst sie besitzen, kommen herauf und sagen: Ich habe meinen Irrthum begraben. Was anders, als das Richtige, sollte man da schließen?"

„Sie war so schön," sagte er traurig, „aber roh wie eine Wilde."

„Eben anders als Sie. Uebrigens roh war sie nicht. Wenn sie in der Umgebung bleibt, die für sie die passende ist, kann man ihr seine Bewunderung nicht versagen. Blos einen falschen Rahmen erträgt sie nicht."

Er sann nach. „Ihr Rahmen ist aber nicht der meinige."

„Dann allerdings. Uebrigens, kann man sich denn nicht aneinander gewöhnen?"

„Wir würden Beide unselig."

Dorothea entgegnete Nichts mehr.

„Ich gehe auf mein Zimmer," bemerkte er nach einer Pause, „ich bin furchtbar müde."

Sie trennten sich. Sie blieb unten, er schritt das Stückchen zum Hause hinauf. Oben angekommen, sah er sich nach ihr um. Sie hing wie ein Lichtfleck an der Brüstung über der schwindelnden Tiefe.

Es soll weiße Schwalben irgendwo geben, dachte er bei sich, sie gleicht einer solchen.

X.

Es folgten Tage heimlichen Herzwehs bei Menrath. Pater Placidus schüttelte den Kopf. „Was haben Sie angestellt? Die gesunde Farbe ist wieder weg. Das Herz ist wohl unruhig."

„Kann sein, Pater Placidus. Aber noch mehr die Seele."

„Dafür giebt's ein Mittel. Die braucht nur Liebe, dann genest sie sofort."

„Liebe, Liebe, jawohl. Aber wo ist die?"

„Fragen Sie doch, wo sie nicht ist. Sie können keinen Schritt thun, ohne daß Ihnen etwas Liebes begegnet, ein Mensch die Hand nach Ihnen ausstreckt, eine kleine Blume neben Ihnen erblüht, ein Käfer sich vertrauensvoll auf Ihren Finger setzt. Wenn Sie sich über all' das freuen, haben Sie die Liebe, und die anderen Geschöpfe freuen sich wieder über Sie. Das ist die große, selige Wechselwirkung."

„Gnädige Frau," bemerkte Menrath zu Dorothea, die im Kapellchen oben saß, „Pater Placidus sagte mir eben, überall wäre Liebe zu finden."

Sie seufzte. „O ja, wenigstens ein Bischen."

„Haben Sie davon?"

„Ich glaube."

„Nun, dann erweisen Sie mir eine Güte."

„Gern."

„Lassen Sie meinen Kopf in Ihrem Schooß ruhen, er ist so müde."

Sie lächelte rein wie ein Kind und setzte sich zurecht. „Nun."

Er kauerte sich nieder und schmiegte das Haupt in die Falten ihres duftigen Kleides.

„O, wie wohl ist mir! Legen Sie noch die Hand auf mein Haar. Ja?"

Auch das that sie. „Aber jetzt still, schlafen Sie."

Er blieb eine Zeitlang reglos, dann fuhr er plötzlich auf. „Wie, Sie — natürlich, der heiße Tropfen auf meiner Stirne war nicht geträumt. Weshalb, Mama?"

Sie lachte durch ihre Thränen hindurch. „Weiß Gott es, ich weiß es nicht. Plötzlich kam's mich so an."

„Sie sind wie ein Kind," sagte er kopfschüttelnd.

„Ja, ich bin sehr schwach."

„Ich begreife nicht, wie man ein solches Kind allein in der Welt herumziehen lassen kann."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich denke dabei an Ihren Mann; Sie haben doch einen Mann?" Es klang fast vorwurfsvoll.

„Lassen Sie das," sagte sie ernst, „er ist seit Jahren todt."

„Vergeben Sie!" bat er, „das konnte ich ja nicht ahnen."

„Wenn er noch lebte," sagte sie leise vor sich hin, brach aber ab.

Menrath sah sie gespannt an. „Sie liebten ihn sehr?"

„Ich verstand ihn nicht. Ich war kaum achtzehn Jahre alt, als er mich heirathete. Er war Offizier gewesen und hatte sich wegen eines unglücklichen Sturzes vom Pferde, wobei er sich schwere Verletzungen zuzog, pensioniren lassen. Er war groß, kräftig, stattlich. Er liebte mich sehr, weil ich in Allem das Gegentheil von ihm war, und — Sie kennen ja meine Schwäche. — Ohne mich zu fragen, weil er mich liebte, wurde ich seine Gattin."

„Wurden Sie glücklich?"

Sie zögerte mit der Antwort. Dann schüttelte sie fast unmerklich den Kopf.

„Er ahnte es lange nicht; dann allmählich verstand er mich. Eines Tages verunglückte er auf der Jagd. Er schoß immer mit der linken Hand, weil seine rechte verkrüppelt war. Man fand ihn todt. Er war ein hoch-

herziger Mensch. Käme er jetzt zu mir, ich würde ihn nicht lassen, bevor er mein Freund wäre. Aber in jenen Tagen war ich so thöricht. O, wie rächt es sich, daß die Männer Kinder mit noch unerwachter Seele zu Gattinnen nehmen."

„Und Sie blieben allein?" fragte Menrath, ohne auf ihre Bemerkung zu achten.

„Selbstverständlich, ich besitze leider keine Verwandten."

„Aber ich würde doch wenigstens nicht ohne Begleitung reisen."

Sie lächelte. „Bis vor einem Jahre nahm ich auch immer mein Mädchen mit. Aber der wurde es auf allen den Punkten meiner Reise, die ich gerade bevorzuge, langweilig. Ich mußte sie die ganze Zeit über unterhalten —"

„Das sieht Ihnen ähnlich," fiel er ein.

„Und schließlich ermüdeten wir Beide. Jetzt reise ich allein. O, es legt mir Niemand Etwas in den Weg."

„Daran zweifle ich nicht," sagte er.

Später gingen sie miteinander spazieren. Ihm wurde seit langer Zeit, seit die heiße Geschichte in Schwaz gespielt hatte, zum ersten Mal wieder leicht zu Muthe. Er verließ den Georgenberg nicht mehr. Seit jenem letzten abenteuerlichen Tage in Innsbruck war die Freude an Tini in ihm erloschen. Neben ihr hatte er erstarken wollen, weil er sie für positiver als sich selbst hielt. Nun kam er endlich zu der Erkenntniß, daß gerade das, was noch schwächer als er war, seine Männlichkeit, seine Kraft herausforderte und wachsen machte. Dorothea besaß so wenig Positives, an der Erde Haftendes an sich, daß er sich hundert Mal im Tage über sie ärgerte und mit ihr schelten mußte. Dabei wurde er zum Rathgeber für sie, was wieder seine praktischen Fähigkeiten entwickeln half. Mit der Zeit gestand sie ihm ein, daß sie nur mehr den Rest ihres Vermögens besäße und auch der zu Neige ginge. Man betrog sie beim Ankauf von Werthpapieren, bei der Veräußerung solcher, kurz, Jeder suchte sich ihre Unkenntniß der Wirklichkeit zu Nutze zu machen.

Wenn ich sie doch liebte, dachte Menrath oft still bei sich, ich würde sie sofort heirathen. Aber sie ist mir nur eine Freundin, nicht mehr.

Liebe ich ihn? fragte sich ihrerseits Dorothea. Nein. Wie hätte ich es sonst ruhig hinnehmen können, daß er die Schwazerin in sein Herz schloß?

XI.

Indessen strich die Zeit dahin. Eines Tages kam Menrath dazu, als Dorothea sich mit Pater Placidus über ihre bevorstehende Abreise unterhielt. „Geht's nicht, in diesem Jahr etwas länger zu bleiben?" fragte der alte Geistliche.

„Leider nein," meinte sie.

„Aber die Baronin scherzt ja nur," warf Menrath ein.

Später, als er mit Dorothea allein war, sagte er: „Es ist doch nicht Ihr Ernst, jetzt schon abzureisen?"

„Freilich, freilich," entgegnete sie kleinlaut, „meine Zeit ist um; ich muß wieder nach Wien zurück."

„Ihr Mädchen langweilt sich wohl?"

„Ich bin nicht reich, Reuttlingen," setzte sie, ohne seine Bosheit zu beachten, hinzu, „ich kann nur eine bestimmte Summe für meine Reise verwenden."

„Von der ein anderer Mensch sicher drei Reisen bestreiten könnte!"

„Vielleicht, aber ich nicht!" . . .

Es war in dem kleinen Gärtchen.

Er sah trostlos umher. Es schien ihm ganz unmöglich, zu denken, daß er hier wieder allein sein sollte. Er blickte sie von der Seite an. Sie war doch sehr lieb gewesen. Lieb wie Keine gegen ihn. Voll Gnade und Güte. Scholastika erschien unter der Thüre.

„Scholastika," rief er, „bringen Sie mir Wein! Gleich drei oder vier Viertel. Eins ist zu wenig. Ich will mich lustig trinken."

„Was ist in Sie gefahren?" fragte Dorothea.

„Gnädige Frau, wollen Sie mir einen Gefallen thun? Ja? Trinken Sie mit mir mit. Ich kann Sie nicht so trocken dasitzen sehen. Ja, wollen Sie?"

Sie preßte die Zähne auf die Lippen. „Meinetwegen."

Scholastika brachte Gläser und Wein.

Er schenkte ein. „Auf's — Hierbleiben!"

Sie zögerte, dann trank sie das Glas leer. Gleich darauf schüttelte sie sich und drückte das Gesicht in die Hände.

„Was ist denn?" fragte er verwundert.

„Mir ist unwohl. Mir bekommt der Wein nicht."

„Aber alle Wetter!" Er fuhr sich über die Stirne. „Ich gedankenloser Mensch. Ich habe Sie ja in der That noch nie Wein trinken gesehen. Weshalb sagten Sie denn aber auch Nichts?"

„Sie meinten doch, es schmecke Ihnen nicht, wenn ich nicht mittrinke."

Er brach in ein ärgerliches Gelächter aus.

„Sie sind — verzeihen Sie, nein, nein — aber liebe, grenzenlos — gute Mama!" Er trat zu ihr und nahm ihre kleinen kalten Hände in die seinen. „Es wird schon vergehen, Mamachen; vergeht's schon? Nicht wahr?" Sie mußte über seinen Eifer lachen. Er schob seinen Stuhl näher zu dem ihren. „Sagen Sie mir Eins, Mama, wer hat Sie erzogen? Eine gewöhnliche sterbliche Mutter?"

„Bringen Sie mir ein Stückchen Brod."

Als er mit einer Schnitte Brod wieder erschienen war und sie das

Stückchen Brod verzehrt hatte, lehnte sie sich mit einem Seufzer der Erleichterung zurück. „So, nun ist mir wieder wohl, nun kann ich Ihnen erzählen. Setzen Sie sich. Die Geschichte ist aber ganz kurz und sehr einfach. Vater und Mutter wurden mir, als ich kaum fünf Jahre zählte, durch eine Epidemie im Zeitraum einer Woche entrissen. Mutter hatte eine Schwester, die draußen vor der Stadt in einem Häuschen wohnte, das von allen Seiten ein Garten umgab. Diese Schwester war ein ganz kleines Fräulein mit einem großen Höcker. Sie ging fast nie aus, weil die bösen Buben dann hinter ihr herliefen und Buckeltante riefen. Aber manchmal stieg sie auf ihre Gartenmauer, so daß man nur den Kopf von außen sah, der war sehr schön — und streute Blumen und Kirschen und kleines Confect, das sie selbst backte, hinaus. Dann balgten sich die Kinder darum, und sie lachte und freute sich an deren Lust. Drinnen in ihrem Wohnzimmer stand eine kleine alte Orgel. Vor der saß sie stundenlang und spielte. Leute, die eben draußen an der Gartenmauer vorbeigingen, blieben stehen und lauschten.

Und wenn ihnen in solchen Momenten ein garstiger Käfer über den Aermel kroch, traten sie ihn nicht todt, sondern setzten ihn sanft auf ein Blatt. Das haben mir die Leute selbst erzählt. —"

„Und zu dieser Tante —"

„Ja, zu diesem Tantchen wurde ich geführt, als der Todtengräber meine Eltern eingeschaufelt hatte. Sie weinte mit mir, dann nahm sie mich auf ihren Schoß und spielte mir wundersame Lieder auf der Orgel vor. Sie bereitete die herrlichsten Torten, mit denen sie mich fütterte, und buk Herzen aus Marzipan, auf denen mein Name stand. Sie stickte mir aus ihren langen goldenen Haaren einen Haussegen und nähte mir schöne feine Kleider. Sie rang um meine Liebe, und als sie sie endlich errungen hatte, und ich ihr einmal sogar zuflüsterte: Tantchen, Du bist doch die allerschönste Frau auf Erden! — sie hatte eben einen Kranz, den ihr meine kleinen Hände geflochten, aufgesetzt, — da zog sie mich an sich und weinte stille glückselige Thränen. Und dann ist es wie ein himmelblauer Traum um mich, in dem Frühlinge hinwandeln, einer um den andern, einer schöner als der andere. Und die alte Orgel klingt hinein mit feierlichen tiefen Accorden. Meine Jugendzeit! . . . Aber meinen Sie nicht, daß ich eine Gefangene war. Tantchen ließ mich mit den andern Kindern spielen bei uns im Garten, bei deren Eltern. Später durfte ich auch Kränzchen und andere harmlose Unterhaltungen der Jugend besuchen. Durch seine Nichte, ein mir gleichalteriges Mädchen, lernte ich Herrn Gleispach kennen. Er besuchte Tantchen, er sagte ihr Alles, bevor er es mir sagte. Und sie nahm mich an ihr Herz und flüsterte mit zuckenden Lippen: „Nimm ihn, nimm ihn, er hat Dich unsäglich lieb." Und da hab' ich ihn denn genommen, weil er mich so lieb hatte. Und sie starb ein halbes Jahr nach meiner Hochzeit . . ."

Eine Biene summte um Dorotheas gesenktes Haupt. Sonst war kein Ton laut. Als sie endlich aufsah, sah sie mitten in Reuttlingens Augen hinein. Sie glänzten, als ob sie feucht wären. Er streckte ihr die Hand hin.

„Dorothea, willst Du mich an Buckeltantchens Stelle annehmen?"

Sie sah ihn zaghaft ungewiß an, dann legte sie ihre Hand in die seine.

XII.

Nun war ihm ihre Weichheit, ihr kindisches Wesen erklärt. Buckeltantchen als Erzieherin! Er spann sich ganz in seine Gedanken ein. Was konnte er diesem lieben Wesen denn eigentlich sein? Ein Beschützer? Aber sie wohnte ja in Wien. Und er hatte seine Wohnung in Meersburg, in dem alten Hause seiner Eltern, das zu verkaufen, er sich noch nicht hatte entschließen können. Wie sollten sie einander da nahe sein? Aber war es eigentlich auch nöthig, daß man sich räumlich nahe war? Er würde ihr schreiben. Gute Rathschläge geben. Er fühlte sich plötzlich als wichtige Person, als Einer, der den schönsten Beruf gefunden hatte: einem einsamen Kinderherzen Lebensmuth und Lebenskraft zu geben. Aber — er sah gleichzeitig auch die „andere" Seite. War es nicht lächerlich, zu denken, daß gerade er zu dieser Mission bestimmt war? Weshalb denn? War sie nicht schön, noch jung, vornehm genug, um auch andere Männer anziehen zu können? Sollte sie wirklich auf seine Hoheit Menrath von Reuttlingen gewartet haben, um sich trösten zu lassen? Unsinn! Er hatte sich blamirt vor ihr, als er ihr seine Ritterdienste anbot. Sie bedurfte ihrer gar nicht. Ein Gefühl der Bitterkeit, des alten Verzagens an sich ergriff ihn wieder.

Er blieb den ganzen nächsten Tag unsichtbar, wich ihr aus und aß auf seinem Zimmer. Am zweiten Morgen hörte er ein Rumoren auf dem Corridor. Er steckte den Kopf durch die Thürspalte hinaus. Er sah den Knecht zwei Koffer hinabschleppen. Ihre Reisekoffer? Ein heißes Weh griff ihm blitzschnell an's Herz. Dann wurde er zornig.

Unerhört, ohne ihm ein Wort zu sagen! Er rannte in den Garten hinunter. Sie war nicht da. Dann klopfte er an ihrer Thüre an.

„Herein!"

Mitten unter ihren aufgestapelten Sachen stand sie da, heute mit dem Schusterjungengesicht.

„Ei, ei, Herr von Reuttlingen!"

Er stolperte über einen Regenmantel, der vom Stuhle herabhing, reichte ihr die Hand und ließ sich ohne Aufforderung in einen Sessel nieder, um ihr eine Predigt zu halten, sprang aber mit einem Au! wieder auf. Er hatte sich auf etwas Hartes gesetzt. „Der Revolver! Gott gnade Einem! Hoffentlich ist er von Chocolade."

„Nicht doch, es ist ein ganz richtiger" —

„Sie, Sie einen richtigen Revolver, zum Todtlachen!“

Sie runzelte die Stirn. Plötzlich erinnerte er sich an Etwas. „Wir haben neulich Bruderschaft getrunken, ich bitte mich nicht Herr von Reuttlingen zu nennen.“

„So? Wann soll das gewesen sein? Mir nicht erinnerlich.“

„Aber vorgestern doch,“ sagte er traurig. „Als Dir auf den Wein unwohl wurde.“

Sie erröthete. „Mir wurde ja gar nicht unwohl.“

„Als ich mich Dir als Buckeltantchen anbot.“

„So?“ versetzte sie gedehnt, „ich habe Sie jedenfalls nicht geduzt.“

„Das ist eine beabsichtigte Beleidigung für mich,“ brauste er auf.

„Aber so schreien Sie doch nicht so,“ rief sie, „ich sag' ja schon Du.“

„Ach was!“ Er sprang ärgerlich auf.

„Sie sind der seltsamste Mensch — was willst Du denn eigentlich von mir?“

„Daß Du nicht fortreisest.“

„Du hast Dich ja gestern den ganzen Tag nicht um mich gekümmert.“

„Also, deshalb! Man möchte glauben, daß Du —“

„Was denn?“

„In mich verliebt bist.“

„Nein, das ist doch zu stark.“ Sie wandte sich um und lachte. Aber er sah, wie ihre Mundwinkel heimlich zuckten.

„Mach keine Dummheiten,“ sagte er, indem sein Herz heftig zu klopfen begann, „reise heute noch nicht, warte bis morgen.“

Er rannte aus dem Zimmer.

Abends aßen sie miteinander im Garten. Er beobachtete sie insgeheim. Ihre Lippen sind rosenfarben wie die Lippen eines kleinen Kindes. Ob sie küssen kann? Es muß sein, als ob Einen ein Schmetterling streift. Ueberhaupt, sie ist eigentlich sehr schön. Ganz fein schön. Nicht nach gewöhnlicher Menschenart. Selbst die kleine Nase, die man boshaft Stumpfnase nennen könnte, steht ihr gut. Mein Gott, gefällt sie mir etwa doch?

„Liebe Dorothea, bitte, steh' ein wenig auf.“ „Weshalb denn?“ fragte sie verwundert, gehorchte aber. Er trat dicht an sie heran.

„Damit ich Dir beweisen kann, daß Du um zwei Finger kleiner bist als ich.“

„Aber das weiß ich ja schon längst.“

„Ach, Du bist sehr unhöflich gegen mich.“

Er ging weg. Sie ließ sich wieder nieder und stützte das Gesicht in die Hände.

Plötzlich fühlte sie ihre Schulter sanft berührt. Pater Placidus stand neben ihr.

„Wer wird denn so traurig sein?“

„Ach man —“ sie konnte nur mühsam sprechen, „man ärgert mich so.“

„Geduld, Geduld, das sind die Frühlingsstürme, das geht vorüber, dann giebt's gleichmäßigere Witterung."

„Wie meinen Sie das, Pater Placidus?"

„Aber Kind," sagte er gut, „glauben Sie, ich wäre blind?"

„Sie sind in einem großen Irrthum befangen."

Er lachte. „Man kämpft nicht, wo man nicht siegen will."

„Ich bin Herrn Reuttlingen so gleichgiltig, wie er mir ist."

Er hatte oben an seinem offenen Fenster gestanden und ihre Worte gehört. Gerade die letzten. Er setzte sich auf seinen Bettrand, ballte die Fäuste und starrte vor sich hin. Also doch! Dann lachte er gewaltsam. Aber war sie ihm denn nicht auch gleichgiltig? Natürlich. Doch ganz, ganz. Es war — ach, er war eben durch die Einsamkeit hier auf ihre Gesellschaft angewiesen gewesen, und — hm. Er lief fort. Die halbe Nacht irrte er in den Wäldern herum. Als er zurückkam, sah er noch Licht auf ihrem Zimmer.

Am nächsten Tag ging er mit seiner blasirtesten Miene in das Gärtchen hinab.

Sie saß schon da. Mit einem ganz elenden blassen Gesichtchen.

„O, schon auf, gnädige Frau," sagte er eisig.

„Ich habe mich so geängstigt um Dich, als Du so lange ausbliebst."

„Seit wann haben Sie die Gnade, sich um die Dauer meiner Spaziergänge zu bekümmern?"

„Ich schickte Scholastika nach Dir."

„So? Womit kann ich dienen?"

„Ich wollte Dich bitten, mir zu sagen" — sie stockte, ihre Lippen begannen zu zittern. Sie stand auf und wollte sich entfernen. Er hielt sie zurück.

„Was wolltest Du?" fragte er rauh.

„Ich wollte wissen, was Du eigentlich von mir wünschest, weshalb Du mich so quälst." Sie vermochte nicht weiter zu sprechen.

„Ich bin Dir doch so gleichgiltig," entgegnete er, sich an ihrem Jammer weidend. „Gleichgültige Menschen können Einen doch nicht kränken."

Sie sah ihn mit ihren treuen braunen Kinderaugen an. „Du bist mir nicht gleichgiltig, aber ich bin es Dir."

„Woraus schließt Du das!"

„Nun, wenn man — wenn man —"

„Du meinst, wenn ein Mann eine Frau liebt und sie frei ist, dann freit er um sie. Meinst Du das?"

Sie sah ihm ruhig und stolz in die Augen.

„Aber sieh," fuhr er fort und würgte Etwas hinab — er redete in diesem Augenblick, wie's ihm gerade um's Herz war, „Du bist keine Frau, die man heirathet; Frauen wie Dich bewundert man, hat man lieb, aber

— zum Heirathen wählt man sich eine Tini mit praller Brust und runden Hüften, die Einem viele Nachkommen verspricht."

„Weshalb thatest Du es denn nicht?" fragte sie sanft.

„Weil — weil — Herrgott, weil ich einsah, daß ich sie ja gar nicht liebte," platzte er los.

Dorothea sah einen Augenblick vor sich auf den Boden, dann warf sie ihm einen räthselhaften Blick zu und verließ den Garten. Im Treppenflur war Scholastika mit Säubern des Bodens beschäftigt. Sie mit ihren scharfen, klugen Augen hatte das grausame Spiel dieser Beiden mit ihren unklaren Gefühlen schon lange beobachtet. Jetzt sah sie die todtblasse Frau an sich vorüber eilen.

„Wenn Dich Dein Auge ärgert, reiß es aus," sagte ihre tiefe Stimme. Sie meinte, Dorothea solle Menrath lassen, wenn er ihr Anlaß zum Kummer bot. Dorothea faßte die Worte anders auf. Sie hat Recht, sagte sie zu sich selbst. Diese einfachen, schlichten Menschen haben immer Recht. Wenn Dich Dein Herz ärgert, so reiße es aus. Es ärgert mich, denn es schreit nach ihm, und er — er — sie brach in ein heißes fassungsloses Weinen aus und stürmte in ihr Zimmer hinauf.

Er indessen schritt unruhig im Garten auf und nieder. Liebt sie mich am Ende doch? Wenn sie mich liebte! Wenn sie mich doch liebte!

Die Süße! Sie mich, ich sie! Liebe ich sie? Vielleicht! Oder vielleicht auch nicht. Lieben ist etwas Positives. Und ich bin so unpositiv. Ich —

Da knallte ein Schuß von oben. Menrath zuckt zusammen. Gott, Gott, was war das?

Er stürmt hinaus, über die Treppe hinauf.

„Dorothea! Dorothea! Mein Kind, meine Kraft, mein süßes Weib!" Jetzt erkennt er, daß er sie grenzenlos lieb gehabt . . . Er stößt ihre Thüre auf, das Zimmer ist von Pulverdampf erfüllt, auf dem Sopha dort . . . . eine langausgestreckte Gestalt, er stürzt auf sie zu, er wirft sich über sie. „Todt! todt! todt!" . . . . Da richtet sie sich auf und — streckt ihm ihre Zungenspitze entgegen . . . . .

Der Uebergang ist zu unvermittelt. Ein Lachkrampf befällt Menrath, er schluchzt und lacht, nimmt sie an den Ohren, jagt mit ihr im Zimmer herum, kneift sie und fällt endlich erschöpft auf einen Stuhl. In diesem Augenblick öffnet sich die Thür. Scholastika, wie der zürnende Gottvater, steht unter ihr. Wie sie die Beiden erblickt, wendet sie sich zurück.

„Na, Pater Placidus, sie leben no alle Beide."

„Gott sei gedankt!" Er tritt ein.

„Kinder, Kinder, seid Ihr toll geworden? Werdet Ihr noch lange spielen?"

„Ich hab' nicht gespielt." Dorothea tritt auf ihn zu und ergreift seine Hände. Ihr Gesicht ist von Thränen feucht, aber in ihren Augen

liegt's wie eine aufgegangene Sonne. „Ich wollte sterben, weil ich dachte, daß er mich nicht mag, aber — der Revolver ist zu früh losgegangen." Sie senkt erröthend den Kopf.

„Eben, als ich unten erwog, ob sie mich vielleicht doch zum Manne nehmen würde, wenn ich sie um ihre Hand bäte, hat sie sich erschossen."

Pater Placidus runzelt die Stirne. „Ihr seid grenzenlos leichtsinnig, alle Beide. Was wehret Ihr Euch gegeneinander? Noch niemals sah ich zwei Menschen, die so für einander geschaffen waren. Sie sind ein Kind, Reuttlingen, Sie, Dorothea, ein kleines Kind. Das größere muß das kleinere erziehen, so Gott will, wachsen alle Beide dabei."

Menrath richtet sich neben Dorothea auf. „Es ist ja nur ein zwei Finger breiter Unterschied zwischen uns, Pater Placidus."

Das erste deutsche Parlament.

Zu dessen fünfzigjährigem Jubiläum.

Von

Karl Biedermann.

— Leipzig. —

I.

Ein halbes Jahrhundert ist dahingegangen, seit in der alten Wahl- und Krönungsstadt deutscher Kaiser, Frankfurt am Main, das erste deutsche Parlament zusammentrat, eine aus freien Volkswahlen hervorgegangene Gesammtvertretung der Nation, bestimmt, für das neuzugestaltende Deutschland eine Verfassung zu Stande zu bringen.

Von den Jetztlebenden kennen die Allermeisten die Vorgänge des Jahres 1848 nur aus zweiter Hand, entweder vom Hörensagen aus Erzählungen Aelterer, oder aus Schriften. Auch die Thätigkeit des ersten deutschen Parlaments ist selten recht gekannt, weit öfter verkannt und daher falsch beurtheilt.

Von den Mitgliedern jener Versammlung selbst ist aller Wahrscheinlichkeit nach nur ein ganz winziger Rest noch am Leben. Die jüngsten derselben hatten damals ein Alter von 25 bis 26 Jahren, die meisten waren älter, zum Theil viel älter. Als bei Eröffnung der Versammlung ein Alterspräsident bestellt werden sollte, meldeten sich sechs, die das 70. Lebensjahr erreicht oder überschritten hatten. Der Aelteste war der 78jährige E. M. Arndt. Auch die damals Allerjüngsten hätten heute die Altersgrenze schon überschritten, die nach dem Ausspruch der Bibel dem menschlichen Leben in der Regel gesetzt ist.

Im Jahre 1878, als seit dem Parlament ein Menschenalter verflossen war, erließ der Verfasser dieses Aufsatzes an die noch Lebenden seiner ehemaligen Collegen von der „Erbkaiserpartei" eine öffentliche Aufforderung, sich bei ihm zu melden. Darauf meldeten sich 34. Von 22 Anderen erkundete ich sonstwie, daß sie noch lebten, so daß im Ganzen, mich selbst mitgezählt, etwa gegen 60 noch übrig sein mochten von den 267, die für

das Erbkaiserthum gestimmt hatten. Sieben Jahre später, 1885, als wir „alten Frankfurter" dem großen Schöpfer des neuen Deutschen Reichs gemeinsam unsere Glückwünsche zu seinem 70. Geburtstage und 50. Amtsjubiläum darbringen wollten, fanden sich nur noch einige 30. Von diesen leben jetzt, soweit meine Kenntniß reicht, noch 7, nämlich H. H. Meier in Bremen, der hochverdiente Gründer der mächtigen Dampfschifffahrtsgesellschaft „Norddeutscher Lloyd" (88 Jahre alt), Dr. v. Simson, Präsident des Frankfurter Parlamentes, später Präsident des sogenannten Unionsparlamentes in Erfurt, noch später Präsident einer ganzen Reihe von Reichstagen, seit 1878 Chefpräsident des Reichsgerichts in Leipzig, bis er vor mehreren Jahren sich zurückzog, um ein wohlverdientes otium cum dignitate in Berlin zu genießen (87 Jahre alt), der Geheime Commerzienrath Mevissen in Köln (84 Jahre alt), der Curator der Universität Halle, Geheimer Rath Dr. Schrader (80 Jahre alt), Professor Dr. Haym (76 Jahre alt), ebenda, der Dichter Wilhelm Jordan, Verfasser des „Demiurgos", Umdichter der „Nibelungen" u. s. w., in Frankfurt am Main (79 Jahre alt), endlich ich selbst, der ich im 86. Jahre stehe*).

Als Einer dieser noch Ueberlebenden fühlte ich das Bedürfniß, fast möchte ich sagen die Verpflichtung, das 50jährige Jubiläum des ersten deutschen Parlamentes nicht vorübergehen zu lassen, ohne demselben ein Wort der Erinnerung zu widmen und für seine Thätigkeit, gegenüber so manchen Angriffen, die es erfahren hat, Zeugniß abzulegen.

Zu Letzterem glaube ich darum nicht ganz unberufen zu sein, weil ich als Theilnehmer schon am Vorparlamente und am Fünfzigerausschuß, im Parlamente selbst als ständiges Mitglied des Bureau (erst als Schriftführer, in der letzten Zeit als Vicepräsident), als im Vorstand und meist Vorsitzender des Clubs „Augsburger Hof" und der großen „Erbkaiserpartei", als Mitglied der Neunercommission, welche die Verbindung unter den zu dieser gehörenden Clubs unterhielt, endlich als Mitglied der Kaiserdeputation, allen wichtigen Vorgängen jener Zeit so nahe gestanden habe, wie wohl nur Wenige.

Neben meinen persönlichen Erinnerungen habe ich auch die Aufzeichnungen von anderen Zeitgenossen, meist ebenfalls Mitgliedern des Parlaments, benutzt**).

---

*) Ein achter und neunter „alter Frankfurter", der Senatspräsident beim Reichsgericht Dr. Drechsler, 76 Jahre alt, und Graf von Keller, königlich preußischer Commissar bei der Lebensversicherung zu Gotha a. D., 92½ Jahre alt, sind erst vor Kurzem gestorben.

**) Da es für manche Leser von Interesse sein mag, eine Uebersicht der aus unmittelbarem Selbsterlebten erwachsenen Litteratur über das Parlament von 1848 zu gewinnen, so führe ich die von mir verglichenen Schriften hier an. Es sind die folgenden: Laube: „Das erste deutsche Parlament", 3 Bände; Haym: „Die deutsche Nationalversammlung", 3 Theile; Duncker: „Zur Geschichte der deutschen Reichsversammlung"; v. Raumer: „Briefe aus Frankfurt und Paris 1848—49", 2 Bände; Wichmann: „Denk-

Eine fortlaufende Geschichte des Parlaments zu geben, ist nicht meine Absicht. Dazu wäre der mir vergönnte Raum viel zu knapp*). Ich beschränke mich auf die Hervorhebung einiger Hauptmomente aus den Verhandlungen über die Verfassung.

Das Frankfurter Parlament von 1848 war eine Frucht der Märzbewegung desselben Jahres, letztere wieder eine Folge der Pariser Februarrevolution.

Schon einmal, im Jahre 1830, hatte ein ähnlicher Anstoß von Frankreich aus ähnliche Wirkungen in Deutschland erzeugt. Allein damals war in Frankreich nur eine neue Dynastie an die Stelle einer älteren gesetzt, im Uebrigen die bestehende Staatsordnung beibehalten worden; dem entsprechend waren auch in Deutschland nur einige neue Verfassungen mit Volksvertretung entstanden, war die Presse etwas freier, das parlamentarische Leben in den Südstaaten wieder etwas rühriger geworden. Im Uebrigen waren die alten Zustände unverändert geblieben, insbesondere auch die Gesammtverfassung Deutschlands mit ihren großen Unzulänglichkeiten nach außen und innen.

Im Jahre 1848 war dies wesentlich anders. In Frankreich war diesmal die ganze Staatsordnung umgestürzt, an die Stelle der Monarchie die Republik gesetzt worden. Kein Wunder, wenn die Wellenringe einer so tiefgreifenden Bewegung weit über die Grenzen Frankreichs hinausschlugen. Wie hätte Deutschland davon unberührt bleiben können? Des politischen Zündstoffes gab es hier mindestens ebenso viel, wie irgendwo anders. Dazu kam, daß eine Richtung des öffentlichen Geistes, die 1830 noch so gut wie gänzlich geschlummert hatte, die nationale, seitdem durch Zollverein und Eisenbahnen, durch den Thronwechsel in Preußen 1840 und

---

würdigkeiten aus der Paulskirche"; Biedermann: „Erinnerungen aus der Paulskirche"; derselbe: „Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte", 2 Bände; Rümelin: „Briefe aus der Paulskirche"; Heller: „Brustbilder aus der Paulskirche"; Beseler, G: „Erlebtes und Erstrebtes"; „Dahlmanns Leben" von Springer; „Mathys Leben" von Freytag; „Leben des Generals Friedrich von Gagern" von Heinrich von Gagern; „Dunckers Leben" von Haym: „v. Stockmars Denkwürdigkeiten" von seinem Sohne; „v. Bunsens Leben" von Nippold; „König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Bunsen", herausgegeben von Ranke; Duckwitz: „Denkwürdigkeiten aus meinem öffentlichen Leben" (insgesammt von der erbkaiserlichen Partei); Jürgens: „Zur Geschichte des deutschen Verfassungswerkes", 2 Bände (großdeutsch); „Heinrich Simon" von Joh. Jacoby; Jul. Fröbel: „Ein Lebenslauf", 2 Bände; (Beide von der Linken); „Anton Ritter von Schmerling" von Arneth; „Aus meinem Leben" von Ritter von Arneth (Beide vom österreichischen Standpunkt aus); „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Leopold von Gerlach (des Hauptes der preußischen Camarilla); „Erinnerungen aus meinem Leben" von Richard von Friesen, königlich sächsischem Staatsminister a. D.

*) Eine solche Geschichte, und zwar eine sehr gedrängte und übersichtliche, enthalten meine „Dreißig Jahre deutscher Geschichte, 1840—70" (Verlag der Schles. Verlagsanstalt zu Breslau), 4. Auflage, 1. Bd., S. 279 ff., Beiträge dazu auch „Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte", ebenda, 1. Bd., S. 358 ff.

die in dasselbe Jahr fallende Kriegsdrohung Frankreichs geweckt und genährt worden war, so daß sie jetzt neben, ja vor der freiheitlichen ihre Geltung verlangte. So kam es, daß die Kunde von der am 24. Februar erfolgten Vertreibung Ludwig Philipps und seiner ganzen Familie aus Frankreich, kaum über den Rhein herübergelangt, hier sofort eine Bewegung entzündete, die sich pfeilschnell, gleich dem elektrischen Funken am Drahte, von einem deutschen Lande in das andere fortpflanzte. Schon am 27. Februar fand in Offenburg in Baden eine große Volksversammlung statt, welche zwölf „Forderungen des Volkes" (Preß- und Vereinsfreiheit, öffentliches Gericht mit Geschworenen, Sicherung von Person und Eigenthum gegen Polizeiwillkür, Ministerwechsel, Volksbewaffnung u. s. w.) proclamirte. Aehnliche Forderungen wurden allerwärts gestellt und meistens nach kürzerem oder längerem Sichsträuben von den Fürsten bewilligt oder doch für die nächste Zeit verheißen. Die Träger des alten, verhaßten Systems wichen Männern des öffentlichen Vertrauens, gewöhnlich bisherigen oder früheren Führern der liberalen Opposition in den Kammern. Man nannte sie nach dem Datum ihrer Ernennung „Märzminister".

In den Mittel- und Kleinstaaten hatte die Bewegung, abgesehen von einzelnen tumultuarischen Scenen, im Ganzen keinen gewaltthätigen Charakter. In Sachsen vollzog sie sich sogar ohne Betheiligung der Massen, lediglich innerhalb der Kreise des gebildeten Bürgerthums, in der streng gesetzlichen Form von Adressen, Petitionen und Deputationen an den König, daher auch ohne jede Störung der öffentlichen Ordnung. Auch der Sturz des allmächtigen Staatskanzlers von Oesterreich, Fürsten Metternich, erfolgte nicht sowohl durch eine Revolution der Straße, als durch eine Palastrevolution; der Ruf nach seiner Abdankung (welchem der Fürst in würdiger Haltung stattgab) kam aus einem in der Hofburg versammelten Kreise der angesehensten Personen. Nur in Berlin, wo die unglückselige Zauberpolitik Friedrich Wilhelms IV. die Erregung der Gemüther auf's Höchste angespannt hatte, kam es zu einem Kampfe zwischen Volk und Militär, der auf beiden Seiten viele blutige Opfer kostete.

Man hat bisweilen die Märzbewegung des Jahres 1848 als das von langer Hand vorbereitete Werk einer radicalen Partei dargestellt. Das ist nicht richtig. Allerdings gab es in verschiedenen deutschen Staaten eine solche Partei; es gab auch einflußreiche und ehrgeizige Führer, wie Robert Blum in Sachsen, Johann Jacoby in Preußen, Itzstein, Hecker, Struve in Baden u. s. w.; es gab keinen gewissen Zusammenhang unter diesen theils durch eine thätige Parteipresse, theils auch (seit 1839) durch regelmäßige persönliche Zusammenkünfte, bei denen die Taktik der Agitation vereinbart wurde. Allein von einer geheimen Verschwörung, wie etwa derjenigen der Carbonaris in Frankreich und Italien, war alles dieses noch weit entfernt. Auch hatte die Bewegung des März dafür viel zu sehr einen spontanen, fast elementaren Charakter. Der ganze Bürger-

stand, selbst in seinen gemäßigten Kreisen, war daran betheiligt, wenn nicht persönlich, doch mit seinen Sympathien. Vorbereitet war allerdings die Märzbewegung von 1848 (und sie kam daher keineswegs, wie wohl gesagt worden, plötzlich, „über Nacht"), aber von ganz anderer Seite, nämlich durch die Mißregierung, die in vielen, ja den meisten deutschen Staaten bestand. Wir haben dafür ein unverwerfliches Zeugniß von einem nach Geburt und Lebensstellung durchaus conservativen Manne, dem königlich sächsischen Staatsminister a. D. Richard von Friesen. Dieser sagt in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben" (1. Band, S. 58):

„Das Jahr 1847 ging zwar äußerlich ruhig vorüber, aber überall, nicht nur in Sachsen, sondern in ganz Deutschland, herrschte Unzufriedenheit, Mißtrauen, Besorgniß für die Zukunft. Die staatlichen Einrichtungen Deutschlands, sowohl der Bund selbst, als die Verfassungen eines großen Theils der Einzelstaaten, waren alt geworden, paßten nicht mehr zu den veränderten Verhältnissen, zu den Ideen, die sich der Bevölkerung in weiten Kreisen bemächtigt hatten. Allgemein war die Ueberzeugung, daß es so nicht fortgehen könne. Viele Tausende an sich keineswegs revolutionär und antimonarchisch Gesinnter, die aber keine Möglichkeit eines friedlichen, streng verfassungsmäßigen Ausganges sahen, wurden für die Idee einer allgemeinen, wenn auch gewaltsamen Umwälzung — nach einer oder der anderen Richtung hin — geneigter und empfänglicher gemacht."

Damit spricht Herr von Friesen aus, daß nicht die „veränderten Verhältnisse" oder die in die Bevölkerungen eingedrungenen „Ideen" die Erhebung von 1848 verschuldet hätten, sondern das Zurückbleiben der Regierungen hinter diesen Verhältnissen und diesen Ideen. Das entspricht auch vollkommen jenem unabänderlichen und daher nicht ohne schwere Gefahren zu mißachtenden Gesetze der Geschichte, wonach in dem Geist der Völker und in den Verhältnissen unaufhaltsame Entwicklungen vorgehen, denen durch Anpassung der politischen und socialen Einrichtungen daran Rechnung getragen werden muß.

Das Bewußtsein, diese Pflicht versäumt zu haben, war es wohl auch, was, als die Bewegung von 1848 losbrach, als der lange unterdrückte und mißachtete Volksgeist sein Recht forderte, den Arm der Regierungen lähmte, sie nachgiebig stimmte und sie abhielt, von den Machtmitteln Gebrauch zu machen, die ihnen zu Gebote standen.

In Frankreich war aus ähnlichen Ursachen, aus jener Halsstarrigkeit Ludwig Philipps, der streng auf seinem persönlichen Regiment beharrte, und jenem dreifachen rien (nichts), welches dessen Minister Guizot der Opposition entgegenwarf, als diese eine zeitgemäße Umgestaltung des veralteten Wahlgesetzes verlangte, die Revolution des Jahres 1848 erwachsen, welche den König sammt seinem Minister vom französischen Boden vertrieb.

Eine „Revolution" in diesem Sinne war die deutsche Märzbewegung nicht, obschon man sie häufig so genannt hat*). Sie war es weder in ihren Mitteln, noch in ihren Zielen. Nicht in ihren Mitteln, denn auch die

*) So in dem unlängst erschienenen Buche: „Die deutsche Revolution von 1848" von Hans Blum.

weitgehendsten Forderungen des Volkes suchten nicht sich mit Gewalt durchzusetzen, sondern wandten sich bittweise, wenn auch bisweilen in etwas stürmischer Form, an die geordneten Gewalten. Die sog. Revolution von 1848 verfuhr darin sogar glimpflicher als die auch sogenannte „Revolution" von 1830. Damals wurden in Leipzig die Wohnungen der Polizeibeamten erstürmt und geplündert, in Dresden das Polizeigebäude in Brand gesteckt, in Braunschweig der Herzog verjagt und sein Schloß angezündet, in Kurhessen ebenfalls der Kurfürst gezwungen, das Land zu verlassen.

Einzelne Ausschreitungen kamen auch 1848 vor, aber sie hatten mehr einen socialen als einen politischen Charakter und bewegten sich in engeren Kreisen. In ihren Zielen glich die Bewegung von 1848 keiner der großen geschichtlichen Revolutionen, weder den englischen von 1640 und 1688, noch den französischen von 1789, 1830, 1848. Diese alle stürzten jedes Mal die ganze bestehende Ordnung der Dinge um, verwandelten die Monarchie in Republik oder setzten wenigstens an die Stelle der einen Dynastie eine andere. Die Märzbewegung dagegen „blieb vor den Thronen stehen", wie man es damals nannte.

Der republikanische Aufstand, den Hecker und Struve im badischen Oberland im April erregten, beschränkte sich auf einen ganz kleinen Bezirk und fand selbst in diesem so wenig Anklang, daß Hecker, als er sich zum Losschlagen entschloß, kaum 50 Mann um sich hatte und, als es zum Zusammenstoß mit den Bundestruppen kam, kaum 1200.

Den allerstärksten Beweis dafür, daß die Märzbewegung nicht eine eigentliche Revolution war, liefert die Geschichte des Berliner Aufstandes vom 18. März. Einen halben Tag und eine Nacht hindurch wird mit großer Erbitterung zwischen Volk und Militär gekämpft. Auf Befehl des Königs wird Letzteres am Morgen des 19. März zurückgezogen und durch ein unbegreifliches Mißverständniß auch vom Schloß und aus der Stadt entfernt. Damit sind die Aufständischen Herren der Stadt und der Person des Königs geworden. Aber nicht das Geringste geschieht, um diesen Vortheil auszunutzen. Kein Ruf nach Entthronung des Königs, nach Verkündigung der Republik wird laut. Ja, als einzelne Heißsporne dergleichen versuchen, werden sie von der Menge zum Schweigen gebracht und bedroht. Selbst die Volksbewaffnung, nach der ein Haus stürmisch verlangt, wird nicht etwa eigenmächtig in's Werk gesetzt, sondern erbeten und von der zuständigen Behörde mittels Auslieferung von 6000 Flinten aus dem Zeughause gewährt.

Es ist nicht unwichtig, dies zu constatiren, denn man sieht die Bewegung von 1848 und alle daraus hervorgegangenen Bildungen, selbst das Parlament, mit anderen Augen an, wenn man in dieser Bewegung von vorn herein eine „Revolution", wohl gar eine von langer Hand angelegte erblickt, als wenn dies nicht der Fall ist.

Im Laufe der vierziger Jahre hatte sich neben anderen auch eine gemäßigt liberale Partei herausgebildet, die zugleich vorwiegend national war, d. h. die ihre Blicke über die engeren Grenzen des Einzelstaates hinaus auf das Ganze des gemeinsamen deutschen Vaterlandes richtete.

Zu ihr gehörten Männer wie Dahlmann, die beiden Beseler, Heinrich von Gagern, Mathy und A. Ihr Organ in der Tagespresse war die von Gervinus und Häußer redigirte „Deutsche Zeitung". Im Jahre 1847 hatten sie zum ersten Male ebenfalls eine persönliche Zusammenkunft (zu Heppenheim an der Bergstraße) abgehalten, worin sie die Lage des Vaterlandes besprachen. Eine erste Frucht dieser Besprechung waren zwei Anträge auf Herbeiführung eines deutschen Parlamentes, von denen den einen in der badischen Volkskammer Bassermann, den anderen in der hessen-darmstädtischen Heinrich von Gagern stellte. In manchen Einzelstaaten, wie in Sachsen, hatten im März 1848 diese Gemäßigten vom Haus aus die Führung der Bewegung übernommen und sie vor Ausschreitungen bewahrt. Jetzt suchten sie mit vereinten Kräften sich derselben in ganz Deutschland zu bemächtigen, um sie in's rechte Geleise zu leiten, damit sie sich weder überstürze noch aber auch verzettele und spurlos vorübergehe. Am 5. März versammelten sich die Männer von Heppenheim, 51 an der Zahl, unter den Ruinen des Heidelberger Schlosses, diesen stummen und doch so beredten Zeugen einer der trübsten Zeiten des alten Deutschlands, zu einer Berathung. Als das Dringendste erschien ihnen die schleunige Berufung einer Gesammtvertretung der Nation, eines deutschen Parlamentes. Dieses sollte eine zeitgemäße, volksthümliche Verfassung für Deutschland schaffen. Als Grundsätze einer solchen dachten sie sich folgende:

Ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern. Ein Senat der Einzelstaaten. Ein Haus des Volkes, hervorgehend aus Urwahlen nach dem Maßstabe von 1 zu 70000. Competenz des Bundes durch Verzichtleistung der Einzelstaaten auf folgende Punkte zu Gunsten der Centralgewalt: ein einziges Heerwesen, eine gemeinsame Vertretung gegenüber dem Auslande, Ein System des Handels, der Schifffahrtsgesetze, des Bundeszollwesens, der Münzen, Maße, Gewichte, Posten, Wasserstraßen und Eisenbahnen, Einheit der Civil- und Strafgesetzgebung und des Gerichtsverfahrens. Ein Bundesgericht. Verbürgung der nationalen Freiheitsrechte.

Endlich sprachen sie noch aus:

Der Beschluß der Einberufung der constituirenden Nationalversammlung auf obige Grundlagen hin erfolgt durch die mit Vertrauensmännern verstärkte Bundesbehörde.

Nun thaten sie noch einen zweiten Schritt; sie beriefen mittelst persönlicher Einladungen (an Abgeordnete, Mitglieder von Gemeindecollegien, Schriftsteller) eine Versammlung von Männern des öffentlichen Vertrauens aus ganz Deutschland auf den 30. März nach Frankfurt a. M. Dieselbe sollte das Parlament gewissermaßen vorbereiten, sollte die beste Art der Wahlen dazu berathen, auch für die Beschleunigung dieser Wahlen und die baldige Einberufung des Parlaments wirken. Der Volksmund nannte sie daher „Vorparlament".

Die Anhänger der Reaction haben dieses Vorparlament wegen seines Ursprunges, weil es durch einen freien Willensact von Männern aus dem Volke berufen ward, als eine Ausgeburt und Verkörperung der „Revolution" verschrieen, wie sie freilich dasselbe auch mit dem aus gesetzlichen Wahlen hervorgegangenen Parlamente gethan haben.

Und doch hat gerade dieses angeblich „revolutionäre" Vorparlament den thatsächlichen Beweis geliefert, wie wenig revolutionär der Volksgeist damals im größten Theile von Deutschland war, denn es hat mit großer Mehrheit zweimal Anläufe einer republikanischen Minderheit zurückgeschlagen und dadurch unberechenbare Ruhestörungen in ganz Deutschland, vielleicht einen Bürgerkrieg verhütet.

Sogleich am ersten Tage stellte Gustav von Struve dem monarchisch-constitutionellen Programm der 51 ein entschieden republikanisches, ultrademokratisches und theilweise socialistisches entgegen. Die Versammlung ging zur Tagesordnung über, indem sie beschloß, die ganze Verfassungsfrage dem aus gesetzlichen Wahlen hervorgehenden Parlamente zu überlassen. Am folgenden Tage beantragte Friedrich Hecker in einer feurigen Rede, das Vorparlament sollte zusammenbleiben bis zum Zusammentritt des wirklichen Parlaments. Eine solche Permanenz der Versammlung hätte fast unausbleiblich dieselbe zu einem Convent machen müssen. Die Regierungen, selbst die preußische, waren durch die Märzbewegung sehr geschwächt. Der Süden war noch immer sehr aufgeregt. Die Mehrzahl der Theilnehmer am Vorparlamente kamen aus dem Süden, nur ein kleiner Theil aus dem ferneren Norden. Dieses Verhältniß mußte sich bei längerem Beisammensein der Versammlung immer mehr zu Ungunsten des Nordens gestalten, denn viele Mitglieder würden durch ihre Geschäfte daheim genöthigt sein, zeitweilig die Versammlung zu verlassen; die aus dem Norden würden dann nur schwer, die aus dem Süden viel leichter bei wichtigen Entscheidungen auf ihre Sitze zurückkehren können. Endlich stand zu befürchten, daß die vorwiegend republikanisch gesinnte Bevölkerung aus der Umgebung Frankfurts versuchen möchte, einen Druck auf die Versammlung zu üben.

Es war das große Verdienst des ehemaligen Führers der liberalen Opposition und jetzigen Ministerpräsidenten in Hessen-Darmstadt, Heinrichs von Gagern, in einer überzeugenden Rede diese Gefahren aufgedeckt und abgewendet zu haben. Der Hecker'sche Antrag ward mit 368 gegen 143 Stimmen, also mit nahezu $^2/_3$ aller Stimmen, verworfen. Selbst von den Süddeutschen hatte eine Mehrzahl dagegen gestimmt.

Auch der vom Vorparlament zurückgelassene Fünfzigerausschuß verfuhr in demselben Sinne einer Aufrechterhaltung der Ordnung. Als Hecker und Struve es nun unternahmen, dieselben Ideen, für die sie im Vorparlamente keine Mehrheit gefunden, mit den Waffen in der Hand durchzusetzen, da versuchte der Ausschuß nicht blos (freilich umsonst), durch zwei

an Hecker abgeordnete Mitglieder diesen von seinem verbrecherischen Beginnen abzubringen, sondern er erließ auch Proclamationen an die Bevölkerung in Süddeutschland und an die deutschen Arbeiter in Frankreich, worin er dringend von jedem bewaffneten Zuzug abmahnte. In der einen derselben hieß es:

„Männer in Baden, Württemberg, Rheinbayern und Hessen! Zum Bürgerkriege, zu dem Entsetzlichsten, was uns nur treffen kann, ruft man Euch auf! Ihr sollt die Waffen gegen Eure Mitbürger führen, um Meinungen einer Partei dem ganzen Deutschland aufzudrängen. Und das zu einer Zeit, wo der Wille des deutschen Volkes sich binnen wenigen Wochen in der constituirenden Nationalversammlung aussprechen wird, zu einer Zeit, wo Deutschland im Begriff ist, den Forderungen aller seiner Stämme durch wahrhafte Volksvertreter ihr Recht zu verschaffen! Der Fünfziger-Ausschuß ist der Zuversicht, daß Ihr die Zumuthungen jenes Aufrufs mit Entrüstung zurückweisen und als freie Bürgerwehr, an der Seite der aufgebotenen Truppen, jenen Verblendeten mit Kraft entgegentreten werdet."

Und in der anderen an die deutschen Arbeiter in Frankreich:

„Wir beschwören Euch, verzichtet auf den Gedanken, — wenn Ihr ihn anders, wie öffentliche Blätter berichten, gehegt haben solltet, — in bewaffneten Massen in das Vaterland zurückzukehren. Ein solches Beginnen könnte das Werk Eurer Brüder in Deutschland, könnte auch Eure Hoffnung auf ein freies, einiges Vaterland nur zerstören und würde unabwendbar mit Eurem eigenen Untergang endigen.

Einzelnen Ruhestörungen, wie sie am Rheine, in Aachen und sonst vorkamen, trat der Ausschuß ebenfalls (wenn auch nicht immer erfolgreich) entgegen. Daneben richtete er aber auch (was man ihm sehr verübelt hat) ernste Worte an den Kurfürsten von Hessen, als in Kassel die Gardereiter ohne begründeten Anlaß auf friedliche Bewohner eingehauen hatten.

Mehr als sechs Wochen lang mußte der Fünfzigerausschuß die schwierige und verantwortungsvolle Rolle auf sich nehmen, als eine Art von oberster Behörde für ganz Deutschland zu gelten, an welche die Bevölkerung sich vertrauensvoll wendete und deren Unterstützung selbst die Regierungen bisweilen in Anspruch nahmen.

Am 18. Mai trat das Parlament zusammen. Man durfte gespannt sein, welchen Charakter, welche Farbe es haben werde. In dem vom Bundestage im Einverständniß mit dem Fünfzigerausschuß erlassenen Wahlgesetz war „jedem selbstständigen, volljährigen Deutschen" das Wahlrecht und die Wählbarkeit zugesprochen. Ob directe oder indirecte Wahl, blieb den Regierungen überlassen. Zu den Volkskammern in den Verfassungsstaaten war bisher nach mehr oder weniger beschränkten Wahlgesetzen gewählt worden. In Preußen und Oesterreich hatte es eigentliche Volkswahlen überhaupt noch nicht gegeben. Jetzt sollte auf einmal allerwärts nach einem Wahlgesetze gewählt werden, welches alle bisherigen Schranken des Wahlrechtes aufhob, ja, in Bezug auf das Alter des Wählenden und es zu Wählenden weiter ging als unser heutiges Reichswahlgesetz. Und

diese Wahlen sollten stattfinden unter dem noch nachzitternden Eindrucke einer Bewegung, welche alle Gemüther auf's Tiefste erregt, alle Leidenschaften entfesselt, die weitgehendsten Wünsche und Hoffnungen erweckt hatte!

Unter solchen Umständen war es ein überraschendes Ergebniß der Wahlen zu diesem ersten Parlament, daß dieselben eine überwiegend gemäßigte Mehrheit und nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl Solcher ergaben, die mehr oder weniger radical waren. Allerdings war der allgemeine Stand der politischen Ansichten seit dem vorigen Jahre dergestalt nach links hin verschoben, daß z. B. Herr von Vincke, der auf dem Vereinigten Landtag Preußens an der Spitze der liberalen Opposition gestanden hatte, hier auf der äußersten Rechten saß. Allein der Grundcharakter aller Parteien, nur die äußersten ausgenommen, war doch ein solcher, daß sie das Interesse der nothwendigen Ordnung nicht aus dem Auge verloren, daß sie zwar nach Reformen strebten, dagegen den Gedanken eines revolutionären Umsturzes aller Verhältnisse weit von sich wiesen.

Das Parlament bestand auf dem Papier aus 649 Mitgliedern, (1 auf 70 000 Einwohner); wirklich anwesend waren gewöhnlich nur zwischen 500 und 600, bisweilen noch weniger. Bei der Abstimmung über das Erbkaiserthum waren es 530. Beschlußunfähig war das Parlament nicht ein einziges Mal, (außer etwa in der ersten Viertelstunde einer Sitzung), obschon die Sitzungen, die in der Regel um 9 Uhr begannen und bis $2\frac{1}{2}$, $3\frac{1}{2}$, 4, mitunter auch bis 5 oder 6 Uhr dauerten (die über den Malmoeer Waffenstillstand bis 8 Uhr), oft sehr ermüdend waren.

Nach den politischen Richtungen gliederte sich die Versammluug folgendermaßen: I. Aeußerste Rechte: 1. Steinernes Haus*) (kirchlich-katholischer Flügel) 17, 2. Café Milani (weltlicher Flügel) 40. II. Gemäßigte Rechte: Casino 136. III. Rechtes Centrum. 1. Landsberg 44, 2. Augsburger Hof 40. IV. Linkes Centrum: 1. Württemberger Hof 45, 2. Westendhall 50. V. Gemäßigte Linke: Nürnberger Hof. 12. VI. Linke: Deutscher Hof 50. VII. Aeußerste Linke: Donnersberg 40.

Es waren also 277 (I. II. III.) Monarchisch-constitutionelle, 107 (IV und V) Solche, die sich für die Monarchie „auf breitester demokratischer Grundlage" erklärten, 90 (VI und VII) republikanisch Gesinnte, somit $\frac{3}{5}$ entschieden monarchisch, $\frac{1}{5}$ monarchisch-demokratisch, nur $\frac{1}{5}$ republikanisch.

Dies war der Stand der Parteien bis zum October 1848. Später, wo die sogenannte „österreichische Frage", d. h. das Verhältniß Oesterreichs zu dem zu gründenden Deutschen Bundesstaat, in den Vordergrund trat und die Versammlung spaltete, begann eine ganz neue Gruppirung der Parteien. Die Oesterreicher zogen sich aus den Clubs, denen sie bisher angehört hatten, zurück und bildeten, Conservative und Liberale, eine einzige compacte Masse unter Führung des österreichischen Bevollmächtigten bei der Central-

*) Die Clubs nannten sich in Frankfurt nach ihren Versammlungslocalen.

gewalt Ritters von Schmerling. Ihnen schlossen sich die Particularisten und die Ultramontanen, endlich auch — (aus Abneigung gegen ein preußisches Kaiserthum) — die gesammte Linke an. Gegenüber dieser Coalition bildete sich eine sogenannte „Erbkaiserpartei" (Weidenbuschverein). Derselben schlossen sich neben den Clubs der Rechten und des rechten Centrums auch Manche aus dem linken Centrum an, so daß diese Partei zuletzt wohl 250 feste Anhänger zählte.

Bemerkenswerth war bei den Wahlen noch dies, daß sehr viele Wahlkreise, die gleichzeitig oder bald darauf Abgeordnete zu Einzellandtagen zu entsenden hatten, in der Wahl dieser radicaler verfuhren, als in der Wahl zum Parlamente. Ein gesunder Sinn sagte dem Volke, daß über seine wichtigsten Interessen, die daher am besonnensten behandelt sein wollten, nicht in Dresden oder Stuttgart, ja nicht einmal in Berlin, sondern in Frankfurt entschieden werden würde.

Freilich waren es nicht immer geschulte Politiker, welche dieser im Ganzen richtige Instinct der Wähler zu ihren Vertrauensmännern für Frankfurt ersah. Woher hätten auch solche in so großer Zahl kommen oder wie hätten sie dem Volke bekannt sein sollen? Häufig waren es Männer, die auf anderen Gebieten einen hervorragenden Ruf (als Gelehrte, als Dichter oder sonst) genossen, oder solche, zu denen das Volk aus irgend welchen persönlichen Gründen ein besonderes Vertrauen hatte.

So geschah es, daß der Fülle allgemeiner Bildung, welche unbestritten in diesem ersten deutschen Parlamente vereinigt war, nicht immer durchweg das Maß staatsmännischer Einsicht oder praktischer Realpolitik entsprach, welches die Anträge und die Abstimmungen bekundeten. Besonders häufig ist über das angebliche Uebermaß des Gelehrtenthums im Parlamente gespöttelt worden. In der That befanden sich in der Versammlung nur allein einige vierzig Professoren aller Facultäten, (darunter berühmte Namen wie Dahlmann, Albrecht, Jacob Grimm, Gervinus, Fallmerayer, Mittermaier, von Hermann, Carl Vogt, Döllinger u. A.). Dazu kamen sechs Dichter (Arndt, Uhland, Anastasius Grün, Wilhelm Jordan, Moritz Hartmann und Heinrich Laube), endlich eine Anzahl katholischer und protestantischer Theologen, insgesammt Vertreter mehr einer idealistischen oder theoretischen, als einer praktischen Lebensauffassung.

Indessen hatten doch die verschiedenen Einzellandtage auch eine ziemliche Anzahl von parlamentarisch geschulten Männern geschickt, meist bisherige Führer oder Mitglieder der liberalen Opposition (darunter 11 Märzminister); ebenso der Vereinigte Landtag Preußens und die Versammlung der niederösterreichischen Stände. Der warmen Anhänglichkeit des Volkes (welches für Verdienste um sein Wohl meistens ein getreueres Gedächtniß hat, als mancher Große) verdankten die Männer, welche als Fürsprecher der Freiheit oder Einheit von der Reaction zu Märtyrern gemacht worden waren (die Arndt, Jahn, Sylv. Jordan, Eisenmann, Behr), Sitze im

Parlamente. Neben ihnen saßen dann politische Flüchtlinge (Venedey, Ahrens, Savoyr, Schüler-Zweibrücken), welchen durch das Jahr 1848 die Grenzen des Vaterlandes wieder erschlossen worden waren.

Einen Vorzug hatte das Parlament von 1848 entschieden vor so manchem späteren Reichstag: weder die Einzelnen noch die Parteien wurden durch persönliche oder Standesinteressen geleitet. Zu einem „Streberthum" war ohnehin kein Anlaß, aber auch nicht zur Geltendmachung solcher Berufsinteressen, welche sonst wohl oft diese Versammlungen spalten. Das kirchliche Element, welches jetzt eine so verhängnißvolle Herrschaft im Reichstage übt, war damals in zu geringer Zahl vorhanden, um eine ähnliche Rolle zu spielen. Es war daher nur die einer jeden Partei als solcher eigenthümliche (freilich mitunter irregehende) Auffassung von dem, was der Nation fromme, welche die Abgeordneten bei ihren Anträgen und Abstimmungen beeinflußte.

Sogleich bei der Eröffnung des Parlamentes stand demselben eine merkwürdige Ueberraschung bevor. In allen Parlamenten (bis herab auf den kleinsten Landtag) ist es Brauch, daß den Verhandlungen Vertreter der Regierung beiwohnen. Von einer solchen Vertretung der Regierungen war hier Nichts zu sehen. Das Einzige, wodurch dieselben sich vernehmen ließen, war ein schriftlicher Gruß des Bundestages an das Parlament, worin es hieß:

„In seinen Grundfesten hat das alte politische Leben gebebt, und, von dem Jubel und dem Vertrauen des ganzen deutschen Volkes begrüßt, erhebt sich eine neue Größe, das deutsche Parlament. Die deutschen Regierungen und ihr Organ, die Bundesversammlung, mit dem deutschen Volke in gleicher Liebe für unser großes Vaterland vereint und aufrichtig huldigend dem neuen Geiste der Zeit, reichen den Nationalvertretern die Hand zum Willkommen und wünschen ihnen Heil und Segen."

Das Parlament nahm diese Zuschrift lediglich zu den Acten.

Der Bundestag hatte in dem Erlaß, worin er die Regierungen zur Veranstaltung von Wahlen aufforderte, als die Aufgabe der zu wählenden „Nationalvertreter" die bezeichnet:

„zwischen den Regierungen und dem Volke das deutsche Verfassungswerk zu Stande zu bringen."

Hiernach mußte man annehmen, der Bundestag werde im Namen der Regierungen dem Parlamente einen Entwurf zu diesem „Verfassungswerke" vorlegen, und die Aufgabe der „Nationalvertreter" solle es sein, die darin ausgedrückten An- und Absichten der Regierungen mit den aus dem Volke kommenden Anforderungen in Einklang zu bringen. Der Bundestag hatte auch wirklich schon im März zum Zwecke der Herstellung eines solchen Entwurfes „Vertrauensmänner" nach Frankfurt entboten. Man hörte, daß im Schooße dieses Vertrauensmänner-Collegiums ein Verfassungsentwurf (wesentlich das Werk Dahlmanns und Albrechts) ausgearbeitet und am

26. April dem Bundestage überreicht worden sei, worauf letzterer beschlossen habe, den Entwurf alsbald an die einzelnen Regierungen zu versenden und ihn sodann „in abgekürzter Form" zu berathen.

Von einem solchen Verfassungsentwurf war aber jetzt ebensowenig eine Spur vorhanden, wie von einer Vertretung der Regierungen durch Commissarien. Eine „Vereinbarung" zwischen dem Parlamente und den Regierungen über das vom ersteren „zu Stande zu bringende" Verfassungswerk war daher von vornherein so gut wie unmöglich gemacht.

Man hat vielfach dem Parlamente vorgeworfen, es habe eine solche Vereinbarung aus Uebermuth und Ueberschätzung seiner Macht und seines Rechtes, aus trotzigem Pochen auf das Prinzip der „Volkssouveränität" von sich gewiesen. Man hat sich dafür auf einen im Vorparlament gestellten Antrag berufen, der dahin ging, „die Beschlußfassung über die künftige Verfassung Deutschlands sei einzig und allein der vom Volke zu wählenden Nationalversammlung zu überlassen". Aber dieser Antrag (der eigentlich nur den Zweck hatte, die Verhandlungen über gewisse Specialfragen abzuschneiden) ward, weil er wegen seiner Zweideutigkeit Widerspruch fand, von dem Antragsteller selbst dahin erläutert: „es solle der künftigen Nationalvertretung in keiner Weise ein Zwang auferlegt, vielmehr gänzlich freigelassen werden, ob sie, nachdem sie mit ihrem Geschäfte fertig geworden, darüber Verträge mit den Fürsten abschließen wolle oder nicht." Erst nach dieser Erläuterung fand der Antrag Annahme.

Wie aber und mit wem sollte das Parlament sich vereinbaren, wenn die Regierungen weder durch Commissarien noch durch einen Verfassungsantrag, der als der Ausdruck ihrer gemeinsamen Ansichten gelten konnte, vertreten waren? Das treffendste Wort in dieser Vereinbarungsfrage hat jedenfalls der erste Präsident des Parlaments, Heinrich von Gagern, gesprochen, da er beim Antritt seines Amtes sagte:

„Den Beruf und die Vollmacht, dieses Verfassungswerk zu schaffen, hat die Schwierigkeit in unsere Hände gelegt, um nicht zu sagen die Unmöglichkeit, daß es auf anderem Wege zu Stande kommen könnte. Die Schwierigkeit, eine Verständigung unter den Regierungen zu Stande zu bringen, hat das Vorparlament richtig vorgefühlt und uns den Charakter einer constituirenden Versammlung vindicirt. Deutschland will Eins sein, Ein Reich, regiert vom Willen des Volkes unter Mitwirkung aller seiner Gliederungen. Diese Mitwirkung auch den Staatsregierungen zu erwirken, liegt mit in dem Berufe dieser Versammlung."

Die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, auf welche Gagern hier hindeutet, mit 36 Regierungen sich zu vereinbaren, die untereinander selbst nicht einig sind, war auch im Schooße des Bundestages empfunden und anerkannt worden; sie war es gewesen, welche sowohl die Vorlegung eines Verfassungsentwurfs an das Parlament als auch eine gemeinsame Vertretung der Regierungen vor dem Parlamente verhindert hatte. Diese Unmöglichkeit einer Verständigung so vieler Regierungen unter einander und mit dem Parlament erwies sich auch in einem spätern Stadium des Verfassungswerks

als um nichts verringert. Nach vollendeter erster Lesung der Verfassung im Januar 1849 wollte Gagern das Wort von der Mitwirkung der Regierungen, das er als Präsident gesprochen, als Vorsitzender des Reichsministeriums, was er inzwischen geworden war, gewissermaßen einlösen. Er erließ daher ein Circular an alle Regierungen, worin er dieselben ersuchte, etwaige Ausstellungen gegen die Ergebnisse dieser ersten Lesung dem Reichsministerium mitzutheilen. Dieses werde solche dem Verfassungsausschuß übermitteln, damit er sie bei der Vorbereitung der zweiten Lesung berücksichtige. Die preußische Regierung unterstützte dieses Vorhaben Gagerns. Ihr Bevollmächtigter für Frankfurt, Camphausen, veranstaltete Conferenzen der Regierungen, in denen das Nähere besprochen werden sollte. Die kleineren Regierungen, 26 an der Zahl, voran Baden, gingen bereitwillig darauf ein, und es wurden verschiedene Aenderungsvorschläge gemacht. Mit dem Grundgedanken der Verfassung, dem erblichen monarchischen Oberhaupte, bezeigten sich alle diese Regierungen einverstanden. Das Gleiche hatte die preußische Regierung in einer Note vom 23. Januar 1849 gethan. Nur die vier Könige hielten sich fern; sie erklärten in mehr oder weniger scharfen Noten, daß sie in keine Verfassung willigen würden, welche eine monarchische Spitze hätte und welche Oesterreich ausschlösse. Oesterreich selbst behielt sich sein Urtheil bis nach dem Schluß der zweiten Lesung vor.

So war diese Vereinbarung gründlich gescheitert und damit zugleich die von Gagern betonte Unmöglichkeit thatsächlich erwiesen, mit 36 Regierungen zu vereinbaren.

Nur in aller Kürze sei noch zweier anderen Versuche gedacht, die schon im März 1848 gemacht wurden — nicht von officieller, sondern von anderer Seite — eine Vereinbarung unter den Regierungen und dieser mit den Vertretern der Nation anzubahnen. Es sind dies die sogenannte „süddeutsche Gesandtschaft" und der Plan der Errichtung eines Staatenhauses als zweiten Factors neben dem Parlamente bei Feststellung der Verfassung. Die süddeutsche Gesandtschaft verdankte ihre Anregung den Gebrüdern Gagern. Heinrich von Gagern war damals Ministerpräsident in Darmstadt, sein jüngerer Bruder Max bekleidete einen hohen Posten in Nassau. Diese Brüder bewogen ihre Fürsten, eine Gesandtschaft an die Höfe von Karlsruhe, Stuttgart, München, Dresden, dann aber nach Berlin abzuordnen. Dieselbe sollte (unter Voraussetzung der Zustimmung jener andern Höfe, die auch von allen bis auf den Münchner erfolgte) den König von Preußen ersuchen, sofort die provisorische Leitung der deutschen Angelegenheiten, die Berufung des Parlaments und die Herstellung einer einheitlichen Vertretung der Regierungen vor diesem in die Hand zu nehmen. Der Plan scheiterte daran, daß, als die Gesandtschaft in Berlin anlangte, der blutige Straßenkampf vom 18. März stattgefunden hatte. Die dadurch auf die Bevölkerung in ganz Deutschland zu Ungunsten des Königs Friedrich Wilhelm IV. geäußerte Wirkung war so stark, daß sie die Führung einer solchen Vertrauens-

stellung durch denselben in diesem Momente unmöglich machte. Der Plan eines Staatenhauses war folgender. Der Bundestag sollte die Zahl seiner Mitglieder etwa bis auf 70 (so viele Stimmen hatte das Plenum der Bundesversammlung) erhöhen: diese sollten neben dem Parlamente und zwar ebenfalls öffentlich tagen. Jeder Abschnitt der Verfassung sollte, nachdem das Parlament Beschluß darüber gefaßt hätte, an das Staatenhaus gehen und von diesem berathen werden. Durch einen solchen Meinungsaustausch in parlamentarischen Formen und im Lichte der Oeffentlichkeit würde, so meinten die Vertreter dieses Planes, eine Vereinigung zwischen beiden Körperschaften und damit zwischen den Regierungen und dem Volke erzielt werden können. Der Plan ward von einigen Regierungen, zum Beispiel der braunschweigischen und der königlich-sächsischen, unterstützt. Er scheiterte angeblich an dem Widerspruch der größeren Regierungen, welche wohl fürchteten, bei derartigen parlamentarischen Verhandlungen von den kleineren, mehr volksthümlich gesinnten, überstimmt zu werden.

Durch die obige, streng auf acten- und offenkundige Thatsachen gegründete Darlegung dürfte vorläufig wenigstens so viel erwiesen sein, daß der Vorwurf, das Parlament habe jede Vereinbarung zurückgewiesen, auf einer sehr einseitigen Beurtheilung des Thatbestandes beruht. Von den Anhängern eines absolutistischen Systems, den Männern der Reaction, wird freilich unter Vereinbarung häufig das verstanden, daß bei einer Meinungsverschiedenheit zwischen dem Parlamente und den Regierungen die letzteren unbedingt das entscheidende Wort zu sprechen hätten. Allein so ist es nicht einmal im gewöhnlichen constitutionellen Staate, wo ein Gesetz, auch ein Verfassungsgesetz, nur durch beiderseitige Uebereinstimmung zu Stande kommen kann. Wie hätte das Parlament, welches der Bundestag selbst gewissermaßen zum Schiedsrichter „zwischen Volk und Regierungen" gesetzt hatte, von dem die Nation erwartete, daß es dem deutschen Vaterlande eine seiner Größe entsprechende einheitliche, nicht nach kleinstaatlichem Maßstabe zugeschnittene Verfassung geben werde, sich eine solche Octroyirung der Verfassung von Seiten solcher Regierungen gefallen lassen können, die, wie die vier königlichen und die österreichische, einen ganz entgegengesetzten Standpunkt vertraten?

Ein Vorwurf ganz entgegengesetzter Art, wie der, daß es zu starr auf seinem Rechte beharrt habe, ist dem Parlamente ebenfalls gemacht worden, und zwar, sonderbarer Weise, zum Theil von derselben Seite her. Man hat gesagt, das Parlament hätte die Zeit, wo es durch den Rückhalt der Volksstimmung in ganz Deutschland mächtig, die Regierungen dagegen durch die Nachwirkungen der Märzbewegung geschwächt waren, benutzen sollen, um die Verfassung rasch fertig zu machen und die fertige den Regierungen aufzudringen. Statt dies zu thun, habe es eine kostbare Zeit durch die lange Durchberathung der Grundrechte des Volkes verloren.

Dieser Vorwurf hat einen gewissen Schein der Berechtigung, beruht aber dennoch auf einer Verkennung der Verhältnisse, wie sie in der Wirklichkeit waren.

Die Vorwegnahme der „Grundrechte" vor den organischen Theilen der Verfassung, und was damit zusammenhing, hatte an sich einen guten Grund. Für einen großen, ja den größten Theil der Bevölkerung war der eigentliche Kern der Märzbewegung doch mehr das freiheitliche als das einheitliche Moment gewesen. Nur die politisch Höhergebildeten hatten das letztere in den Vordergrund gerückt. Die Rechts- und Freiheitsbeschränkungen der vormärzlichen Zeit waren so drückend und namentlich für den Einzelnen so fühlbar gewesen, daß der Drang, sie nicht nur abzuschütteln, sondern ihre Wiederkehr um jeden Preis zu verhindern, in weitesten Kreisen fortlebte und Befriedigung heischte. Die radicale Partei versäumte Nichts, um diesen Drang lebendig und damit die Erregung im Volke permanent zu erhalten. Den Gemäßigten dagegen war Alles daran gelegen, diese Erregung zu stillen, das öffentliche Leben wieder in ruhige Geleise zu leiten, und so, wie man es damals nannte, „die Revolution zu schließen". Das Vorparlament hatte in diesem Sinne eine Reihe der dringendsten Beschwerden des Volkes dem Parlament zur Abhülfe empfohlen. Die Grundrechte sollten eine solche Abhülfe bieten, zugleich aber die zum Theil allzuweitgehenden Volkswünsche (die noch immer in Versammlungen und sonst laut wurden) auf ihr rechtes Maß zurückführen. Die Linke forderte ungestüm die alsbaldige Festsetzung solcher Grundrechte, und es wäre nicht wohlgethan gewesen, durch Versagung dieser Forderung ihr immer neuen Stoff für ihre Agitationen zu liefern.

Dazu kam aber noch etwas Anderes.

Eine Berathung der schwierigen Fragen wegen der Regierungsform u. dergl. sogleich in den Anfängen des Beisammenseins des Parlaments hätte dieses völlig unvorbereitet dafür gefunden. Man vergesse nur nicht, daß die Versammlung zu einem sehr großen Theil aus Mitgliedern bestand, die im parlamentarischen und überhaupt im politischen Leben noch Neulinge waren, die über schwierige Fragen, wie solche hier zur Lösung standen, vielleicht kaum noch sehr nachgedacht, geschweige sich ein festes Urtheil gebildet hatten, die erst der Vertiefung in solche, der Abklärung ihrer Begriffe theils durch eigenes Ueberlegen, theils durch Besprechungen in den Clubs, der Sammlung von Erfahrungen und Beobachtungen bedurften. Ohnehin waren die Verhältnisse so verzwickt (man denke nur an die österreichische Frage, an das Problem des Schaffens einer höchsten Spitze über einer Menge von souveränen Staaten und Aehnliches), daß selbst alte und gewiegte Parlamentarier zum Theil auf die sonderbarsten Ideen verfielen. Der Verfassungsausschuß, der doch die politisch reifsten Männer in sich faßte, war im Anfang und blieb auch bis zuletzt dermaßen in sich gespalten, daß z. B. in der Oberhauptsfrage es neben der Majorität nicht

blos eine, sondern eine ganze Anzahl von Minoritäten gab. Zum Beleg der babylonischen Verwirrung der Gedanken, der Wünsche, der Vorschläge, die damals in Betreff der künftigen Verfassung im Schooße des Parlaments und in den ihm nahestehenden Kreisen herrschte, seien hier nur folgende Beispiele angeführt. Welcker, der im März 1849 leidenschaftlich für den preußischen Erbkaiser eintrat, sprach sich im April 1848 als Berichterstatter über den Bassermann'schen Antrag in der zweiten badischen Kammer für eine Kaiserwahl auf drei Jahre aus. Robert Mohl, später einer der entschiedensten Vertreter des preußischen Erbkaiserthums, erklärte sich im Sommer noch für einen Erbkaiser aus dem Habsburgischen Hause. Bunsen, der Vertraute des Königs Friedrich Wilhelm IV., war damals noch für einen lebenslänglichen Wahlkaiser. Die „Deutsche Zeitung", die vor dem 18. März für die Führerschaft Preußens geschwärmt hatte, neigte sich nach diesem Tage einer föderativen Verfassung nach Art der nordamerikanischen zu. Der Heißsporn Vincke hatte in einer der ersten Parteiversammlungen vorschlagen wollen, das Parlament möge sofort das preußische Erbkaiserthum proclamiren, war aber bedeutet worden: das sei jetzt unmöglich, die Frage der Kaiserwürde und die Stellung Oesterreichs seien noch zu sehr im Unklaren, man möge daher erst Anderes vornehmen.

Der Berichterstatter des Ausschusses, Georg Beseler, faßt in seinem Buche „Erlebtes und Erstrebtes" die Sachlage sehr richtig so zusammen:

„Alles drängte auf den schleunigen Abschluß des Verfassungswerkes, und es lag auf der Hand, daß dessen Durchführung um so leichter sei, je weniger angefochten noch die Machtstellung der Nationalversammlung war. So wurden die weitschweifigen Verhandlungen über die Grundrechte mit steigender Ungeduld empfunden, während doch die Eingeweihten sich sagen mußten, daß das Verfassungswerk für seine Vollendung noch nicht reif sei."

Wie unmöglich es im Sommer 1848 gewesen wäre, im Parlamente für König Friedrich Wilhelm IV. als deutschen Kaiser auch nur ein Dutzend Stimmen zu gewinnen, zeigte recht augenfällig folgender Vorgang:

Als es sich um die Wahl eines Reichsverwesers handelte, schlug ein Abgeordneter aus Preußen (Braun-Cöslin) mit schüchterner Stimme seinen Landesherrn dazu vor. Das erregte allgemeine Heiterkeit, und auf die Unterstützungsfrage erhoben sich kaum ein paar Mitglieder.

Wenn daher, wie heutzutage wohl kein politisch und patriotisch denkender Mann leugnen wird, das preußische Erbkaiserthum die einzig mögliche Lösung der Oberhauptsfrage war, so hatte gewiß Beseler Recht, wenn er sagte: „Dieser Theil der Verfassung war für seinen Abschluß noch nicht reif."

Uebrigens geht man auch zu weit, wenn man annimmt, die Regierungen würden sich im Sommer so ohne Weiteres in jeden Beschluß des Parlaments gefügt haben. Die österreichische Regierung hatte schon am 27. März in einem amtlichen Artikel der Wiener Zeitung in sehr ent-

schiedener Weise erklärt, „sie müsse sich die ausdrückliche Zustimmung zu jedem von der Versammlung gefaßten Beschlusse unbedingt vorbehalten". Etwas Aehnliches erklärten um Weniges später die sächsische und die bayerische Regierung.

Das Gefühl freilich, daß, je weiter man sich von der Märzbewegung entferne, der Einfluß des Parlaments auf die öffentliche Meinung und durch diese auf die Regierungen immer schwächer werde und daß die lediglich ideale Macht des Parlaments nicht ausreichen dürfte, der auf sehr reale Mittel gestützten Macht der Regierungen, wenn diese erst einmal davon Gebrauch machen würden, Stand zu halten, dieses Gefühl bemächtigte sich allmählich selbst der Unverzagtesten in der Versammlung. Einzelne Heißsporne ließen sich dadurch zu den abenteuerlichsten Vorschlägen hinreißen. Sie verlangten allen Ernstes die Bildung eines „Parlaments-Heeres", damit das Parlament nöthigen Falls Macht gegen Macht mit den Regierungen unterhandeln könne. Sie dachten wohl an Cromwells Parlaments-Heer, womit dieser das Heer des Königs besiegt und diesen gefangen genommen hatte. Sie bedachten aber nicht, daß schon der Versuch einer solchen militärischen Organisation im Gegensatz zu den ordentlichen Heeren sofort die ernstesten Conflicte und entweder die Vernichtung des Parlaments oder die Vernichtung der monarchischen Gewalten, die Republik, herbeiführen müßte.

Was die von Manchen für eine bloße überflüssige Decoration am Verfassungswerke erklärten „Grundrechte des deutschen Volkes" und deren gründliche, bisweilen wohl etwas gar zu gründliche Durchberathung im Parlamente betrifft, so hat die Folgezeit gezeigt, nicht nur, daß das Parlament bei der Feststellung dieser Grundrechte fast immer die rechte Mitte zwischen dem Zuwenig und dem Zuviel getroffen, sondern daß es auch damit Keime einer zeitgemäßen Entwicklung unserer öffentlichen Zustände ausgestreut hat, die, wenn auch nur allmählich, aufgegangen sind und Frucht getragen haben. Obschon von dem wiederhergestellten Bundestage (als eines der ersten Opfer der so bald schon hereingebrochenen furchtbaren Reaction) für null und nichtig erklärt, sind sie doch theils in die verschiedenen Landesgesetzgebungen, theils in die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes und des neuen Deutschen Reiches übergegangen.

Ich habe sogleich im Eingange dieser Abhandlung gesagt, daß es nicht meine Absicht sei, eine Geschichte des Parlaments von 1848 zu geben. Ich lasse mich daher weder auf die Einzelheiten der Berathung der „Grundrechte", noch auf die der Verhandlungen über die organischen Theile der Verfassung („das Reich", „die Reichsgewalt" u. s. w.), am allerwenigsten auf die verwickelte „österreichische Frage" ein. Auch der vom Parlamente unter nachträglicher Zustimmung der Regierungen geschaffenen „provisorischen Centralgewalt" kann ich nur in aller Kürze gedenken. Sie hatte mit großen Schwierigkeiten im Innern und nach Außen zu kämpfen. Im Innern stieß sie, obgleich an ihrer Spitze ein Mitglied des Habsburgischen Hauses, der Erzherzog Johann, stand, sobald sie sich als über den einzel-

staatlichen Gewalten stehend geltend machen wollte, vielfach auf den Widerstand dieser letzteren; im Verkehr mit dem Auslande entbehrte sie das Ansehen, welches nur eine festbegründete materielle Macht verleihen kann. Wie viel „verlorene Liebesmüh'" Friedrich von Raumer als Gesandter des Reichsverwesers in Paris verwendet hat, um von den französischen Machthabern die Anerkennung des noch unfertigen neuen Deutschlands zu erlangen, zeigen dessen „Briefe aus Paris". Dem berühmten Gelehrten sagte man Schmeicheleien, dem Diplomaten gegenüber verhielt man sich höflich ausweichend. In der Mithilfe zum Kriege mit Dänemark und zum Schutze Schleswig-Holsteins, in der Unterdrückung des Frankfurter Septemberaufstandes und bei ähnlichen Gelegenheiten hat die Centralgewalt ihre Schuldigkeit gethan und ihre Aufgabe erfüllt. Ueber die Stellung des Erzherzog-Reichsverwesers zum Verfassungswerke ist Manches noch nicht aufgeklärt. Unleugbar ist wohl, daß Erzherzog Johann, getreu den Traditionen seines Hauses, sich, gleich seinem berühmten Vorfahren Max, „zuerst als Oesterreicher und dann erst als Deutscher" fühlte und bethätigte.

Wohl aber muß ich, und zwar etwas länger, bei einigen Vorgängen verweilen, welche dem Abschluß der Verfassung theils vorausgingen, theils ihn begleiteten, und welche verhängnißvoll für das Schicksal der Verfassung und des Parlamentes selbst wurden. Darüber in einem zweiten Artikel!

(Schluß folgt.)

Das Blutfest der Perser und seine geschichtliche Unterlage.

Von

Paul Lindau.

— Meiningen. —

Nach Mohammeds Tode. Aïschas Einfluß auf die Wahl des Nachfolgers.

Am zehnten Tage des ersten Monats eines jeden Mondjahres, des Moharrem, begehen die Perser in ihrer Heimat und überall, wo sie in größeren Niederlassungen vereinigt sind, also ganz besonders auch in Stambul, unter Heulen und Wehklagen mit grausamen Selbstmißhandlungen und freiwilligem Blutvergießen, ein höchst befremdliches Todtenfest. Die Veranlassung zu diesem wild-schauerlichen Schauspiele liegt weit zurück in den Anfängen des Islam.

Als Mohammed, der reichbeweibte Mann, homo mulierosus, wie ihn sein erster Biograph genannt hat, im Jahre 632 starb, trauerten an seinem Sarge acht trostlose Wittwen und eine Tochter, Fatima, die seit langen Jahren an seinen Adoptivsohn Ali verheirathet war. Mohammed hatte zwar schon vorher gekränkelt, aber sein Tod kam doch unerwartet schnell. Im Hause der Aïscha, seiner Lieblingsgattin, und in ihren Armen hatte er den letzten Seufzer ausgestoßen. Er hatte den Schmerz gehabt, die vier Söhne, die ihm seine erste Gattin, die schon hoch betagte Matrone Khadidscha, geschenkt hatte, sowie seinen Sohn Ibrahim, die Frucht seiner Verbindung mit der koptischen Sklavin Maria, in frühen Jahren zu verlieren, und also keinen männlichen Nachkommen hinterlassen. Er hatte es auch versäumt, wegen seiner Nachfolgerschaft irgendwelche Verfügung zu treffen. Vielleicht mochte er sich mit dem Gedanken nicht versöhnen können, den dereinstigen Erben seiner Macht und Würden neben sich zu

dulden; vielleicht mochte er auch befürchten, daß die Ernennung eines Nachfolgers des Propheten den Widerstand anderer mächtiger Glaubensgenossen hervorrufen würde; vielleicht war es auch nur abergläubische Scheu, die ihn davon abgehalten hatte, für das, was nach seinem Ableben sich ereignen mußte, bestimmte Anordnungen zu treffen.

Unter der Sippe und Freundschaft Mohammeds hatten vornehmlich zwei würdige Helden Anwartschaft auf die oberste weltliche und geistliche Leitung: der Bekenner des neuen Glaubens: Abu Bekr, ein edler, vornehmer, tapferer Mann, der Mohammed von Anfang an mit unbedingtester Verehrung ergeben gewesen war, der blindlings Alles beschwor, was der Prophet sagte, und der als Vater der Aïscha in ein besonders inniges Verhältniß zu Mohammed gerückt war, und Ali.

Ali erschien vor Allen dazu ausersehen, als Nachfolger Mohammeds an die Spitze der gläubigen Gemeinde zu treten. Er war ein grundehrlicher, goldlauterer Charakter. Er war des Propheten treuster und tapferster Genosse, „die edelste Erscheinung aus der frühen Zeit des Islam," wie man ihn mit Recht genannt hat. Kein Lebender hatte dem Herzen des Propheten so nahe gestanden wie er. — Einer der schönsten und vornehmsten Züge im Charakter Mohammeds ist seine Dankbarkeit. Dankbarkeit hatte ihn an sein erstes Weib, an Khadidscha, gefesselt, der er bis zu seinem letzten Athemzuge es nicht vergessen konnte, wie sie ihn, den armen Kameeltreiber, den späteren kleinen Handlungsgehilfen, aus der Niedrigkeit und dem Elend zu Reichthum und Wohlstand erhoben hatte. Dankbarkeit war es auch gewesen, die das unlösliche und innige Band zwischen ihm und Ali geknüpft hatte. Mohammed war einige Monate nach dem Tode seines Vaters Abdallah geboren. Seine Mutter starb, als er sechs Jahre zählte. Die hilf- und völlig mittellose Waise wurde von einer barmherzigen Sklavin dem väterlichen greisen Großvater gebracht, der sich seines Enkelkindes liebevoll annahm und bei seinem Tode seinem Erben und Sohne den aufgeweckten und begabten Knaben warm an's Herz legte. Dieser, der ehrwürdige und in Mekka allgemein hochverehrte Abu Talib, nahm den Sohn seines Bruders Abdallah mit herzlicher Freude in sein Haus auf. Abu Talib sollte später die Sache des Propheten mit seiner vollen sittlichen Autorität und mit seinen materiellen Mitteln so kräftig unterstützen, daß sein Tod auf einige Zeit sogar die ganze religiöse Schöpfung Mohammeds zu gefährden drohte.

Als nun Mohammed den Beruf des Propheten in sich erwachen fühlte und zunächst im engen Kreise seiner Blutsverwandten und besten Freunde verlauten ließ, daß er vom höchsten Wesen durch dessen Botschafter, den Erzengel Gabriel, den Auftrag erhalten habe, die Greuel des Heidenthums von der Erde wegzufegen und als Nachfolger der gottgesandten Propheten, als deren letzten er Jesus Christus gelten ließ, den wahren Glauben an den einen und einzigen Gott zu begründen, sowie den armen leidenden Sterb-

lichen die unvergleichlichen Freuden des himmlischen Paradieses zu erschließen, da war der jugendliche Ali der Erste, der fest und feurig an die göttliche Sendung seines Vetters, gleichsam seines älteren Bruders, glaubte. Ali ward der erste Gläubige des Islam. Viele andere Anverwandte des Mohammed waren weniger vertrauensvoll, und es kam sogar zu sehr lebhaften Familienauftritten. Man hielt ihn für einen Schwärmer, für einen unzurechnungsfähigen Phantasten, für einen krankhaften Selbstbetrüger, ja Einige fällten sogar über ihn das schroffe Urtheil, er sei ein einfacher Schwindler.

Nachdem nun aber Mohammeds Verkündigungen nicht zum Wenigsten durch die eigenthümlich fascinirende Persönlichkeit des Propheten eine immer größere Schaar von Gläubigen gefunden hatten, ehrte Mohammed das Vertrauen des ersten Gläubigen dadurch, daß er seinen nächsten Blutsverwandten Ali an Sohnes statt annahm und ihm seine heißgeliebte Tochter Fatima zur Ehefrau gab. Es versteht sich auch von selbst, daß Ali mit Fatima nach Medina übersiedelte, als Mohammed, dessen Agitation die Machthaber von Mekka ernstlich zu beunruhigen angefangen hatte, um den Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen, dorthin flüchten mußte. Auch in Medina hielten die Beiden unzertrennlich aneinander fest. In allen Kämpfen des Propheten war Ali sein treuster und tapferster Mitstreiter.

So erschien denn, um das Gesagte kurz zusammenzufassen, Ali, Mohammeds leiblicher Vetter, der Sohn seines Wohlthäters, sein verläßlichster Freund in der Reife und im Alter, sein Adoptivsohn und der Gatte seiner geliebtesten Tochter, als vor allen Anderen berufen, das Erbe der weltlichen und geistlichen Herrschaft Mohammeds anzutreten. Um so mehr als Ali, ganz abgesehen davon, wie nahe er dem Propheten gestanden hatte, durch seine persönlichen Eigenschaften, die Reinheit seines Charakters, seine Tapferkeit im Felde, seine versöhnliche Milde sich unter den Gläubigen das größte Ansehen erworben hatte. „Kein Proselyt hatte den Eifer und die Tugend Alis übertroffen," sagt Gibbon. „Er vereinigte die Eigenschaften eines Dichters, Kriegers und Heiligen. Der Apostel war von der ersten Stunde seiner Sendung bis zur letzten Feier seines Leichenbegängnisses nie von seinem hochherzigen Freunde verlassen worden, den er seinen Bruder, seinen Stellvertreter, den treuen Aaron eines zweiten Moses zu nennen pflegte." Alles sprach für Ali. Nur Eins sprach gegen ihn: sein Verhältniß zu Aïscha.

Aïscha hatte als vierzehnjährige Frau zum Mindesten eine große Unbesonnenheit begangen, vielleicht auch mehr. Sie hatte für ihr nächtliches Ausbleiben eine Erklärung abgegeben, die Vielen nicht einleuchtend erschien, und namentlich war es der ehrliche Ali gewesen, der gegen Aïscha den Verdacht der Untreue gehegt und geäußert hatte. Mohammed ließ die Sache durch den Engel Gabriel, der Aïscha ein gutes Führungsattest auszustellen hatte, freilich wieder in Ordnung bringen, aber Aïscha hatte es

nie vergessen können, daß Ali den Verdacht ihres Mannes durch seine Autorität verstärkt hatte. Ali wurde ihr Todfeind. Die Rachsucht der jüngsten Wittwe des Propheten, die, als er in ihren Armen starb, ihr zwanzigstes Lebensjahr soeben überschritten hatte, sollte auf die ganze weitere Entwickelung der Ereignisse im Islam eine verhängnißvolle Einwirkung ausüben. Aïscha hatte ihr Möglichstes gethan, um Ali und Fatima während der letzten Erkrankung des Propheten von ihm fern zu halten, und das war ihr um so leichter geworden, als Mohammeds Schwiegersohn und Tochter in der Vorstadt ziemlich weit von Aïschas Hause entfernt wohnten.

Aïschas erste Sorge war, den Tod Mohammeds so lange wie möglich vor seinem einzig überlebenden Kinde, vor Fatima, und vor Ali zu verbergen. In Medina selbst aber verbreitete sich das Gerücht von dem Ableben Mohammeds auf unaufgeklärte Weise, und vor Aïschas Hause strömten die besorgten Gläubigen zusammen und verlangten, die Wahrheit zu erfahren. Unter den Vornehmsten des Islam war nur der feurige Omar in diesen ersten Augenblicken nach dem Tode Mohammeds Aïschas Beistand. Aïscha hatte sogleich einen eiligen Boten zu ihrem Vater Abu Bekr geschickt und ihn zu sich beschieden. Als die bange Unruhe des Volkes vor dem Hause anwuchs und sogar bedrohlich wurde, sah sich Omar veranlaßt, herauszutreten und eine Ansprache an die erregte Menge zu halten. Es sei eine elende Lüge, erklärte er, daß der Prophet verschieden sei. Der Bote Gottes sei seinem Volke nur entrückt und werde nach vierzig Tagen wiederkehren und diejenigen mit dem Tode bestrafen, die da wähnten und sagten, er sei gestorben wie ein sterblicher Mensch.

Die zuversichtliche Art und Weise, mit der Omar gesprochen hatte, schien ihre augenblickliche Wirkung nicht zu verfehlen. Da aber trat Abu Bekr, der inzwischen herbeigekommen war, hervor und sagte in ehrlicher und schlichter Weise die Wahrheit: Mohammed sei todt, aber Gott sei lebendig und immerdar! Die aufgeregte Menge zerstreute sich. Es fanden verschiedene Versammlungen statt, und nun wurde auch die Frage der Nachfolgerschaft lebhaft erörtert.

Während aller dieser Vorgänge saß der vertrauende Held Ali ahnungslos mit seiner Frau Fatima in seinem Hause der Vorstadt. Omar aber und Abu Bekr begaben sich in die wichtigste und volkreichste Versammlung, in der die Debatte über die Nachfolgerschaft heftig entbrannt war. Da machte Omar, dem man selbst zugetraut hatte, daß er die Herrschaft anstrebe, und dessen feurige Beredtsamkeit das Volk elektrisirte, einen Staatsstreich. Er überrumpelte die bestürzten Gläubigen, indem er dem milden und ehrwürdigen Abu Bekr als Zeichen der Huldigung die Hand auf die Schulter legte und sich mit begeisterten Worten als dessen ersten Unterthan bekannte. Das machte großen Effect. Die Menge jubelte, und von dieser Versammlung wurde Abu Bekr als Khalif, als Statthalter des Propheten,

erklärt. Gibbon meint, daß die Dringlichkeit des Augenblicks diese „ungesetzliche und übereilte Maßregel" vielleicht habe entschuldigen können.

So erfuhr denn Ali gleichzeitig den Tod seines Schwiegervaters und Abu Bekrs Erhebung zum Khalifen. Ali, der auf diese Weise vor ein fait accompli gestellt worden war, verschmähte es, seine zahlreichen Anhänger und Freunde zum Widerstand gegen diese Gewaltmaßregel anzurufen. Er wollte in diesem kritischen Augenblicke nicht die heilige Sache dadurch gefährden, daß er seine persönlichen Ansprüche zur Geltung zu bringen suchte. Grollend trat er bei Seite; und wenn er auch nicht zu einer Anerkennung Abu Bekrs zu bewegen war, so machte er sich doch Unthätigkeit zur Pflicht, um einer Spaltung der Gemeinde und Blutvergießen vor dem eben geschlossenen Sarge ihres Stifters vorzubeugen.

Die ersten Khalifen.

Abu Bekr sollte sich seiner höchsten Würde nicht lange erfreuen. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man in der Fürsorge des ersten Khalifen, die Frage der Nachfolgerschaft zu regeln, und in der Wahl des alleinigen Erben seiner Gewalt den Einfluß der klugen, thatkräftigen und rachsüchtigen Tochter erkennt. Als Abu Bekr fühlte, daß sein Ende nahe, berief er die einflußreichsten seiner Genossen zu sich und nahm ihnen den Schwur ab, daß sie demjenigen als Khalifen nach seinem Tode huldigen würden, den er selbst als seinen Nachfolger bezeichnen werde. Daß der berufenste Candidat Ali wiederum bei Seite geschoben werden würde, dafür sorgte schon Aïscha. Wenn ihre Vergangenheit schon zu diesem Schlusse berechtigt, so stellen ihre späteren Handlungen diese Voraussetzung nahezu außer Frage. Wenn nun Aïscha ihren greisen Vater dazu bestimmt hatte, Ali wiederum zu umgehen, so lag es nahe, daß sich seine Wahl auf diejenige hervorragende Persönlichkeit lenken würde, die ihm selbst bei seiner Erhebung zum Khalifen den entscheidenden Dienst geleistet und ihn, den altersschwachen Mann, in allen Geschäften der Regierung wesentlich unterstützt hatte. Und in der That war es Omar, den der sterbende Abu Bekr als den würdigsten und geeignetsten Statthalter des Propheten bezeichnete.

Abu Bekrs Khalifat hatte nur zwei Jahre gewährt, von 632—634. Die Herrschaft Omars umfaßte einen Zeitraum von zehn Jahren, von 364—644. Sie war reich an Erfolgen, stärkte die Macht des jungen Mohammedanischen Reiches und erweiterte erheblich dessen Grenzen. Auch Omar wollte die Entscheidung über seinen Nachfolger nicht dem Zufall überlassen. Er berief sechs Notable, die den künftigen Khalifen wählen sollten. Es wurde Ali von seinen Freunden und Anhängern verdacht, daß er die Be-

rufung zum Kurkhalifen annahm; denn nach der Auffassung der Gefolgschaft Alis konnte es gar keinem Zweifel unterliegen, daß er, der schon zu lange und nur durch die Umtriebe einer ränkesüchtigen Frau von der höchsten Würde ausgeschlossen war, der nächste Khalif sein müßte. Er hätte auch offenbar die größten Chancen gehabt, von den Notablen gewählt zu werden, wenn er dazu sich herbeigelassen hätte, nicht blos die Gebote des Koran blindlings anzuerkennen, sondern auch den Angaben der „Sunna", der erst nach Mohammeds Tode gesammelten und redigirten Ueberlieferungen, sich knechtisch unterzuordnen. Diese Sunna sollte über manche fragwürdige und dunkle Punkte des Koran authentische Interpretationen geben, angeblich nach mündlichen Aeußerungen des Propheten, all' die Lücken, die das heilige Buch darbot, füllen und über das Leben des Propheten unanfechtbare Aufschlüsse enthalten.

Zu dieser kritiklosen Anerkennung der Sunna aber wollte sich der redliche Ali nicht verstehen; denn er wußte ganz gut, daß die Quellen, aus denen diese Ueberlieferungen geflossen, zum Theil recht trübe waren. Die Hauptmitarbeiterin an diesen Ueberlieferungen war eben Aïscha, die ja in der That dem Herzen des Propheten am nächsten gestanden und mit ihm in der größten Intimität gelebt hatte. Ali war aber vollberechtigt, zur Wahrhaftigkeit der Aïscha geringes Vertrauen zu haben.

In dieser Sunna stehen all' die Wundergeschichten, zum Theil recht kindischer und einfältiger Art, die man in Mohammeds Leben hineingedichtet hat, um dem Bedürfnisse des Volkes, daß sein Prophet durchaus ein übernatürliches Wesen sein mußte, gerecht zu werden. Aus dieser „Ueberlieferung" stammt das läppische Märchen, daß dem kleinen Mohammed, wie er als Kind mit seinen Altersgenossen spielte, der Engel Gabriel den Leib aufgeschnitten, aus seinem Innern ein Stück Fleisch, den Sitz der Erbsünde, herausgenommen und darauf den Leib wieder verschlossen habe. Aus derselben Quelle die groteske „Himmelfahrt" des Propheten, der auf dem Wunderthier Borak, von Gabriel geleitet, aufsteigt, bis zum siebenten Himmel vordringt, wo er mit Gott dem Herrn eine unsagbar geistlose Unterhaltung führt, oder vielmehr 70 000 Unterhaltungen; denn die Araber lieben, wie es scheint, für alle mysteriösen Vorgänge ganz genaue Zahlenangaben und zwar immer lächerlich hohe. So wird einer der Engel, mit denen sich Modammed im Himmel anfreundet, dargestellt als ein Wesen mit einer Million Köpfe. In jedem Kopf hat dieser Engel eine Million Münder, in jedem Munde eine Million Zungen, und jede einzele Zunge spricht eine Million verschiedener Sprachen. Und alle preisen Gott den Herrn.

Nachdem Omar als erster unter den mohammedanischen Herrschern als ein Opfer des Meuchelmordes gefallen war, gelangte der alte, schwache, unglückliche Othman, auf den sich die Mehrheit der Notablenstimmen vereinigt hatte, zur obersten Gewalt. Er verscherzte völlig das Ansehen und das Vertrauen der Moslem, das die beiden ersten Khalifen aufrecht

zu erhalten verstanden hatten, und das längst im Stillen fortglimmende Mißvergnügen über den schwachen und unbedeutenden Mann schlug in helle Flammen offener Empörung auf. Als 82jähriger Greis wurde er von Mohammeds Schwager, dem Bruder der Aïscha, der ebenfalls Mohammed hieß, erschlagen.

Die Aufständischen riefen nur Ali zum Khalifen aus. Ali hatte zwar an der Ermordung Othmans nicht theilgenommen, aber es ist ihm der Vorwurf gemacht worden, daß er vielleicht nicht genug gethan habe, um dies Verbrechen zu verhindern. Er ließ sich eine Weile bitten, die ihm von den Mördern Othmans angetragene Würde anzunehmen, und entschloß sich erst nach mehrtägiger Anarchie, welche die Existenz des ganzen mohammedanischen Reiches in Frage stellte, an die Spitze der Gläubigen zu treten. Er forderte jedoch ausdrücklich, daß die beiden mächtigsten arabischen Fürsten, denen selbst ehrgeizige Absichten auf die Herrschaft nachgesagt wurden, ihm huldigen würden. Sollte die Wahl des Volkes sich jetzt noch auf einen dieser beiden vornehmen Araber lenken — sie hießen: Taloch und Zubeir, — so sei er bereit, zurückzutreten und die Wahl des Volkes anzuerkennen. Nachdem die beiden Araberfürsten Ali ihre Huldigung zugesagt hatten, nahm er Besitz von der höchsten Gewalt.

Ali.

So war denn endlich derjenige Mann zur Herrschaft gelangt, welcher, wie Schlosser schreibt, „vor allen Khalifen die begründetsten Ansprüche daran gehabt hatte und deswegen noch jetzt von einem großen Theil der Mohammedaner als der erste rechtmäßige Nachfolger Mohammeds anerkannt wird."

In dem Augenblicke, da das Khalifat auf Ali übergegangen war, trat die Spaltung unter den Gläubigen, die vorher latent geblieben, in unverkennbarer Deutlichkeit hervor: Die einen, welche die Ueberlieferungen, die „Sunna", als unbedingt maßgebend für die Bekenner des Islam neben dem Koran ansahen und die Rechtmäßigkeit der drei ersten Khalifen, Abu Bekr, Omar und Othman rückhaltlos anerkannten, nannten sich nach ihrer Verehrung der Sunna, Sunniten, während sie die Anderen, welche die kanonische Kraft der Sunna leugneten, als Schiiten, Abtrünnige, bezeichneten. Die Schiiten waren gewissermaßen die Legitimisten des Islam. Sie betrachteten die ersten drei Khalifen als Usurpatoren und schleuderten gegen sie von ihren Kanzeln herab die fürchterlichsten Verwünschungen. Namentlich Omar, der als Aïschas Genosse Alis erstes Khalifat hintertrieben und durch einen Staatsstreich Abu Bekr zum Statthalter des verstorbenen

Propheten gemacht hatte, war in ihren Augen der leibhaftige Satan, ein wahrer Ausbund von Verruchtheit und Gottlosigkeit.

Kaum hatte Ali die Zügel der Regierung ergriffen, als Aïscha, welche die ihr vor mehr als einem Vierteljahrhundert von Ali angethane Schmach nicht vergessen konnte, den Aufruhr gegen den neuen Khalifen schürte und die beiden mächtigen arabischen Häuptlinge, Taloch und Zubeir, dazu anstiftete, von Alis Huldigung zurückzutreten. Die Drei flohen heimlich aus Medina und riefen zur Empörung gegen Ali auf. „Die vernünftigeren Moslem nahmen ein Aergerniß daran, daß die ‚Mutter der Gläubigen' — so wurde Aïscha als Gattin Mohammeds genannt, — ihre Person und Würde im Lager auf's Spiel setzte," sagt Gibbon. „Aber die abergläubische Menge hielt sich für überzeugt, daß ihre Anwesenheit die Gerechtigkeit der Sache heilige und den Erfolg sichere."

Ein Mann aus dem Stamme Saad trat der heuchlerischen Aïscha, die mit aller Energie den Aufstand schürte, mit den Worten entgegen: „Bei Gott, Dein Benehmen ist weit strafbarer als das der Mörder Othmans. Du hast das Heiligthum des Propheten entweiht und den Schleier der Züchtigkeit von Dir geworfen. Hast Du Dich freiwillig in die Mitte dieses Heeres begeben, so ist es der Gläubigen Pflicht gegen Gott und seinen Propheten, Dich wieder in Deine Gemächer zurückzuführen. Bist Du diesen Männern (den beiden arabischen Häuptlingen) aber gegen Deinen Willen gefolgt, so ist es Pflicht, ihnen Widerstand zu leisten, weil sie, die Gläubigen, sich nicht gescheut, den Schleier der Mutter der Gläubigen zu lüften."

Auf die Nachricht von dem Aufstande sammelte Ali seine streitbaren Männer und zog ihnen entgegen. Bei Bassara kam es zur Schlacht. Die Aufständischen wurden auf's Haupt geschlagen, die beiden arabischen Fürsten getödtet.

Aïscha hatte der Schlacht von Anbeginn auf ihrem Kameele beigewohnt. Sie wollte den Sieg, den Ali schon errungen hatte, noch immer nicht anerkennen. Sie durchzog die Reihen der Ihrigen und feuerte durch leidenschaftliche Rede den Muth der Wankenden und Geschlagenen immer wieder an. Der Zaum ihres Kameels wurde von todesmuthigen Gläubigen gehalten. Siebzig Mann waren bereits neben dem Kameele Aïschas nacheinander getödtet oder schwer verwundet worden, und „ihre Sänfte starrte von Wurfspießen und Speeren wie ein Stachelschwein". Die ganze Entscheidung drehte sich schließlich um das Kameel, auf dem Aïscha saß, und die Schlacht hat daher auch in der Geschichte den Namen der „Kameelschlacht" erhalten. Ali mußte, um der Sache ein Ende zu machen, das Kameel in seine Gewalt bringen; aber die Führer ließen es nicht los. Sobald Einem die Hand abgehauen wurde, fand sich wieder ein Anderer, um es an der Halfter festzuhalten. Erst als man das Kameel, dem man die Sehnen durchgeschnitten hatte, zu Fall brachte, konnte man sich der Sänfte bemächtigen, und Aïscha wurde genöthigt, Alis Gnade anzuflehen.

Es war Aïschas leiblicher Bruder, Mohammed, der, als Gefährte Alis, den Vorhang von ihrer Sänfte zurückschob und sie ergreifen wollte. Da erhob sich Aïscha und rief: „Wer wagt es, nach dem Heiligthum des Propheten seine Hand auszustrecken?“ Der junge Mohammed antwortete: „Dein nächster Verwandter, welcher Dein Verhalten am meisten verabscheut!“ Ali behandelte die Wittwe des Boten Gottes mit Milde und Ehrfurcht. Er ließ sie durch ihren Bruder Mohammed, in Begleitung von Sklavinnen in Männerkleidung, nach ihrem Hause in Medina, nach dem Grabe des Propheten, zurückgeleiten.

Damit hatte Aïscha ihre Rolle ausgespielt. Sie war verhängnißvoll genug gewesen. Ihr unauslöschlicher Haß gegen Ali ist ein Factor, der bei der Spaltung der Gläubigen in der patriarchalischen Zeit des Islam nicht unberücksichtigt bleiben darf. Sie hat ihr wohlgemessen Theil an den erbitterten und blutigen Kämpfen, die kaum 30 Jahre nach dem Heimgang des Propheten unter den Bekennern des Islam entbrannten — an all' den Kämpfen, die hüben und drüben mit einer Erbitterung und Grausamkeit sondergleichen ausgefochten wurden, die durch Jahrhunderte den Boden Arabiens, Syriens und Kleinasiens mit Blut tränkten und Schreckensthaten gebären sollten, vor denen die Sicilianische Vesper, die Bartholomäusnacht und selbst die Greuel der spanischen Inquisition erblassen.

Der gefährlichste Feind, den Ali zu bekämpfen hatte, war der syrische Statthalter Muawia von Damaskus, ein naher Blutsverwandter des gemordeten Khalifen Othman, und seit dessen Tode das Haupt der mächtigen Familie der Omaija. Muawia, der selbst Ansprüche auf das Khalifat erhoben hatte, verweigerte Ali, den er der Anstiftung zur Ermordung Othmans beschuldigte, die Huldigung und machte mit seinem starken und wohlgerüsteten Heere seine Ansprüche geltend. In der Ebene von Siffin am Euphrat kam es zu endlosen blutigen Kämpfen, die nahezu vier Monate währten, und in denen Ali 25 000, Muawia 45 000 Mann verlor. Ali hatte, um das Blutvergießen der Gläubigen zu schonen, Muawia einen Zweikampf auf Leben und Tod vorgeschlagen, Muawia aber lehnte die Forderung ab. Während aller dieser Schlachten bewährte Ali, der im Islam den Namen des „Löwen Gottes“ führt, seine großartigen Eigenschaften als Held und Menschenfreund. Die Syrier waren schon entmuthigt und dachten an Flucht, als Ali der sichere Sieg durch eine List des Feindes und dessen kluge Berechnung auf den Fanatismus seiner Leute und seiner Gegner entrissen wurde. Muawia ließ die heiligen Bücher des Koran auf den vordersten Lanzen aufpflanzen. Dagegen wagten die Leute Alis nicht zu kämpfen, und Ali mußte einen schimpflichen Waffenstillstand annehmen. Er ließ sich vertrauensvoll in Unterhandlungen ein, die ihm die schon errungenen Vortheile wieder aus den Händen wanden. Seine arglose Weltunklugheit rächte sich bitter. Die letzte Zeit seines Khalifats war von schweren Unglücksfällen heimgesucht.

Wie seine beiden Vorgänger wurde auch Ali ermordet. Auf dem Wege zum Gottesdienst wurde er überfallen und von einem vergifteten Schwerte des Meuchelmörders durchstoßen (661). — August Müller, dessen „Islam im Morgen- und Abendland" wohl als das vollständigste, inhaltreichste und bedeutendste Werk über die Geschichte der Mohammedaner bezeichnet werden muß, giebt eine äußerst anziehende Charakterisirung Alis*), aus der ich hier die folgenden Zeilen wiedergeben möchte: „Ein aufrichtiger Moslem, ein Anhänger und Freund von nie wankender Treue für den Propheten, eine ehrliche, wie es scheint, enthusiastische Natur, ein begabter Dichter und Redner, ein Krieger von gefürchteter Tapferkeit, hat er gerade das nicht besessen, was seine Zeit von ihm forderte: kräftiges Herrschertalent und politische Einsicht. Was aber das Schlimmste war: dem kühnen Degen, der ein Thurm war in der Schlacht, fehlte an jedem anderen Ort selbst das gewöhnliche Maß von Entschlossenheit. So ist es gekommen, daß er den verhängnißvollen Fehler seines Lebens, der einen Schatten auf seine übrigens durchaus anständige Gesinnung wirft, die Zulassung der Ermordung Othmans, bitter hat büßen müssen. Auf dem unreinen und schlüpfrigen Felde der weltlichen Politik war er mit seiner einfachen Poeten- und Soldatennatur nur ein halber Mensch, und nichts als Halbheiten hat er seitdem ausgeführt. Aber es ist, als hätte er durch seinen traurigen Untergang seine Schuld gesühnt. Die folgende Entwickelung der islamischen Geschichte hat es gefügt, daß seine Gestalt bis auf den heutigen Tag für jeden Moslem wie von einem sonnigen Schimmer verklärt dasteht. In allen mohammedanischen Landen preist man ihn als Helden, Dichter und Weisen. Da seine eigenen Gedichte meist verschollen sind, hat man ihm neue in großer Zahl beigelegt, die sich der größten Beliebtheit erfreuen — ja die eine Hälfte der islamischen Gemeinde (Müller spricht von den Persern, den Schiiten) verehrt in ihm, fast mehr noch als in dem Propheten selbst, den heiligen Märtyrer von fleckenloser Reinheit und höchstem Seelenadel, den gerade idealistisch veranlagte Völker als sozusagen sinnlichen Träger ihrer höchsten religiösen Empfindungen sich zu schaffen pflegen. So bleibt der letzte der legitimen Khalifen, mit welchem die patriarchalische Epoche des Islams schließt, als Alles beherrschende Gestalt im Vordergrunde des neuen Zeitalters stehen."

Der Zwiespalt im Islam. Die Enkel des Propheten.

Nach Alis Ermordung hatte sich Muawia zum Haupte der Moslem aufgeschwungen, den Titel des Khalifen angenommen, Friede mit den Byzantinern geschlossen und die Gegner seiner Herrschaft durch Verträge

*) I. S. 333.

oder durch das Schwert beseitigt. Er starb hochbetagt im April 680 und überließ das Reich seinem Sohn Jesid.

Die Perser hatten aber das Khalifat Muawias nicht anerkannt, wenn sie auch nicht kraftvoll genug waren, ihre Auffassungen mit dem Schwerte in der Hand zu den geltenden zu machen. Wie sie schon die ersten drei Khalifen als rechtswidrige verworfen hatten, so waren auch in ihren Augen Muawia und dessen Nachfolger Jesid nichts Anderes als Usurpatoren. Für sie, die Schiiten, hatte die neue Zeit in Wahrheit die folgende Gestaltung angenommen, die durch zufällige Wirklichkeiten in ihrem inneren Wesen nicht entstellt werden konnte: Mohammed hatte das große Werk des neuen Glaubens begründet, aber er hatte in ihren Augen doch nicht viel mehr, als eine Art Johannismission erfüllt. Sein Adoptiv- und Schwiegersohn Ali, dem sie eine fast göttliche Verehrung zollten, hatte erst das Werk zu seiner wahren Vollendung geführt. Er allein war der rechtmäßige Nachfolger des Propheten! Nach seinem Tode hatte kein Anderer Anspruch auf die oberste Herrschaft im Islam als seine directe Nachkommenschaft, das waren seine und der Fatima beiden Söhne: Hassan und Hussein, die Enkel des Propheten, die Mohammed selbst in seinem Schoße gewiegt und auf der Kanzel als die Hoffnung seines Alters und die Anführer der Jünglinge des Paradieses bezeichnet hatte.

Daß diesen legitimistischen Velleitäten nicht jede Berechtigung abzusprechen war, erhellt schon aus dem Umstande, daß Muawia sehr bald, nachdem er die Herrschaft angetreten hatte, sich veranlaßt fand, mit dem ältesten Erben Alis, mit Hassan, in Verhandlungen einzutreten und einen Abfindungsvertrag mit ihm abzuschließen. Hassan, ein charakterloser Weichling, entsagte gegen Auszahlung einer bedeutenden Summe seinen Ansprüchen auf die Herrschaft. Er zog sich nach Medina zurück und lebte da in Gottesfurcht und Schwelgerei mit zahllosen Weibern. Von einer seiner Gattinnen wurde er, wie man sagt: auf Anstiften Jesids, des Sohnes Muawias, durch ein vergiftetes Tuch getödtet, etwa um 670.

Von ganz anderer Art war Alis zweiter Sohn Hussein, der die vornehmen Charaktereigenschaften und den großartigen Heldenmuth des Vaters geerbt hatte. Hussein hatte sogleich gegen den Vertrag, den sein älterer Bruder mit dem Usurpator Muawia abgeschlossen hatte, Protest erhoben und sich zu gegebener Zeit die Geltendmachung aller seiner Rechte als Sohn des ermordeten Khalifen Ali und als Enkel des Propheten vorbehalten.

Nachdem nun der kluge und energische Muawia die Augen geschlossen und der in Ausschweifungen verkommene Jesid die Zügel der Regierung in seine schlaffen Hände genommen hatte, schien für die Anhänger Alis der Augenblick gekommen zu sein, nunmehr den einzig rechtmäßigen Erben des Khalifats, Hussein, zur obersten Würde emporzuheben. Hussein verweigerte also dem Jesid die Huldigung und floh von Medina nach Mekka.

Dort erhielt er nach einigen Wochen geheime Botschaft vom Volke von Kufa, die ihn in den irrigen Glauben versetzte, daß er sich nur an die Spitze der Bewegung zu stellen brauche, um alsbald eine mächtige Schaar für sich zu gewinnen und mit der Aussicht auf sicheren Erfolg Jesid entgegentreten zu können. Die Mittheilung lautete so vertrauenswerth, daß Hussein der Aufforderung Folge leisten mußte, wenn er sich nicht dem schmählichen Verdachte aussetzen wollte, wie Hassan fahnenflüchtig die Sache des Rechts zu verrathen. So sammelte er denn einige Getreue und brach auf, in der Hoffnung, in Kufa ein starkes Herr gegen Jesid aufbieten zu können. Jesid aber war dies Geheimniß verrathen worden, und er hatte, längst bevor Hussein sein Ziel erreichen konnte, seinen Gouverneur Obeid Allah dem kühnen Kronprätendenten und seinen abenteuerlichen Genossen entgegengeschickt. Durch lügnerische Berichte verlockt, war Hussein mit seinen Getreuen bis in die Nähe von Kufa vorgedrungen, als ihm in der Wüste von Kerbela die verzweifelte Situation plötzlich in grausiger Weise veranschaulicht wurde.

Er hatte Alles in Allem etwa 30—40 Reiter und 40—100 Mann Fußvolk bei sich. Die Kufaner verweigerten jede Hilfleistung, und die von Obeid Allah ihm entgegengeschickte Truppenmacht belief sich auf 4000 Mann. Daß gegen eine solche Uebermacht auch der heldenmüthigste Widerstand nutzlos war, lag auf der Hand. Hussein beschwor die Seinen, ihn zu verlassen; aber sie hielten fest an ihrem todesmuthigen Führer. Er wurde von den Bevollmächtigten Obeid Allahs aufgefordert, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Hussein verlangte sicheres Geleit nach Mekka. Er gelobte, als ruhiger Mann am Grabe seines Großvaters, des Propheten, zu sterben. Diese Forderung aber wurde verweigert. Und so kam es zum Kampfe.

Vor Beginn der Schlacht, die man besser ein Abschlachten nennen müßte, rief er den Kufanern zu:

„Die Christen verehren den Staub unter den Füßen von Christi Esel, und die Juden jede Spur, die sich von Moses erhalten hat. Wie wollt Ihr mein Blut vergießen, da ich doch bei unserm Propheten, meinem leiblichen Großvater, so hoch stand? Ich bin der Sohn Fatimas, der Tochter Mohammeds, der Sohn Alis, des ersten Gläubigen, dem der Prophet gesagt: ‚Das ist Fleisch von meinem Fleisch und Blut von meinem Blut.‘ Was habe ich begangen, daß Ihr mich tödten wollt? Bin ich ein Mörder? Ich lebte still in Mekka, bis Ihr mich schriftlich eingeladen, als Euer Herrscher in Eure Mitte zu kommen. Laßt mich nach Mekka zurückkehren, denn mich gelüstet nicht mehr nach weltlicher Herrschaft.“ Die Rede blieb erfolglos. Der Kampf begann. Er währte unglaublich lange: vom frühen Morgen bis zum Nachmittag. Der Bericht der Zeitgenossen darüber ist wahrhaft ergreifend. Es war eine unendlich lange Reihe von Zweikämpfen. Husseins kleines Kind wurde auf seinem Schoße getödtet.

Er litt an den bittersten Qualen des Durstes. Das Blut floß aus seinen Wunden. Er kämpfte noch immer. Seine Kraft, Ausdauer und Tapferkeit erregte die Bewunderung seiner Feinde. Schließlich brach er zusammen. Er hatte nicht weniger als 34 Schwert- und 33 Pfeilwunden. Da überfielen ihn noch sechs Mann und metzelten den Kraftlosen nieder. Man trennte seinen Kopf vom Rumpfe und schickte den Kopf Jesid. Der kopflose Rumpf wurde im Sande der Wüste eingescharrt.

Das geschah am 10. Moharrem des Jahres 61 nach der Hedschra, nach unserer Zeitrechnung am 10. October 680. Die Spaltung im Islam zwischen den Sunniten, die von Muawia an die Macht thatsächlich in den Händen gehabt haben, und zu denen die späteren Herrscher des mohammedanischen Reiches bis auf den jetzt lebenden Sultan aus dem Hause der Osmanen gehören, und den numerisch sehr unterlegenen Schiiten, die nur Mohammed, Ali und dessen directe Nachkommen als legitime Herrscher der Gläubigen anerkennen, und die ihre Anhänger fast ausschließlich in Persien besitzen, — diese Spaltung, die Jahrhunderte lang unerhörte Opfer an Gut und Blut gefordert und hüben und drüben die scheußlichsten Grausamkeiten hervorgerufen hat, besteht noch bis auf den heutigen Tag. Der uralte Haß zwischen Türken und Persern ist durch diese fundamentale Verschiedenheit in der Auffassung von wesentlichen Grundbestimmungen des mohammedanischen Glaubens und in der Auffassung der legitimen Herrscher der Gläubigen unausgesetzt geschürt worden und klingt noch heute weiter im Herzen der beiden feindlichen Nationen, wenn er auch jetzt seit geraumer Zeit keinen gewaltsamen Ausdruck mehr gefunden hat.

Die Perser haben Hussein zum Märtyrer ihrer heiligen Sache gemacht. Die Stätte in der Wüste Kerbela, wo sein hauptloser Körper begraben liegt, wird noch heute von Tausenden persischer Wallfahrer besucht, und der Todestag Husseins ist noch heute ihr größter und schmerzlichster Feiertag. Hussein wird von den schiitischen Persern als ihr größter Held verehrt. Die Gefahren und Qualen, die er in der Wüste durchmachen mußte, seine todesmuthige Vertheidigung, seine Gläubigkeit im Tode haben in den Persern eine Begeisterung entfacht, die von der Zeit nicht abgeschwächt worden ist.

Es zeugt eigentlich von einer großen Duldsamkeit, daß die sunnitischen Türken es ruhig mit ansehen, wie in ihrer Hauptstadt die schiitischen Perser das Todtenfest in ihrer extravaganten Weise begehen, das ja in Wahrheit nichts Anderes ist, als der in sonderbarster und grausigster Form alljährlich wiederholte Protest gegen die Lehren und gegen die Herrschaft der türkischen Sunniten. Ihnen gelten die furchtbaren Verwünschungen, die bei diesem Anlaß ausgestoßen werden gegen Muawia und Jesid, und die Wehklagen über Hussein sind nichts Anders als erschreckliches Klagen über die Ungerechtigkeit und Ungesetzmäßigkeit des türkischen Khalifats.

Das persische Blutfest. Ort der Handlung.

Das persische Todtenfest, das im vergangenen Jahre — 1897 — nach unserer Zeitrechnung auf den 10. Juni fiel, ist so ganz und gar eigenthümlich, ein solcher Anachronismus nach unseren Auffassungen, ein Stück so grenzenloser orientalischer Wildheit, das sich unter dem Mantel des Islam auf europäischen Boden eingeschmuggelt hat, daß eine getreue und möglichst vollständige Schilderung vielleicht nicht unwillkommen sein wird.

Es ist ein wüstes, schauerliches Nachtbild, und wir fassen es kaum, daß ein solches Schauspiel sich abspielen kann in einer Stadt, die in kaum zwei Tagen von Wien aus mit der Bahn erreicht werden kann. Wir glauben vor uns gräuliche Schemen aus unvordenklicher Vergangenheit: Priester des Baal, der Astarte, des Moloch zu sehen. Wir sehen Ströme von freiwillig vergossenem Blut, Blut und immer nur Blut! Das Wort wird in unserer Darstellung bis zum Ekel wiederkehren müssen, wenn wir die Vorgänge so schildern, wie sie sich vor uns zugetragen haben.

Es ist etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, als unser Wagen über die schlechtgefügten Bohlen der sogenannten Neuen Brücke holpert. Auf dem Bock hat neben dem Kutscher der Kawaß der Botschaft, in seiner kleidsamen Uniform und mit seinen schön ciselirten Waffen Platz genommen. Für die Begleitung durch den Botschaftskawaß, der mit hoher polizeilicher Gewalt ausgestattet ist, und vor dessen Ruf sich durch die dichteste Volksmenge eine Gasse öffnet, sind wir dem Freunde, in dessen Gesellschaft wir das Fest besuchen, einem Mitgliede unserer Botschaft, heute besonders dankbar. Der Tag ist sehr heiß gewesen. Es hat ein Gewitter gedroht. In den vorgerückten Stunden des Nachmittags hat es sich freilich verzogen, aber am westlichen Himmel segeln noch immer phantastische Wolkenzüge, durch die das Licht der scheidenden Sonne sich in wunderbar farbigen Strahlen bricht. Ueber Stambul liegt ein nebliger Dunst, der sich allmählich lichtet. Die Minarehs, die unten milchfarbengelb erscheinen, erglühen in ihren oberen Theilen in wunderbarem Rosa. In den engen Gassen, die wir durchfahren, herrscht ein ungewohntes Leben, und nicht ohne Beschwerde erreichen wir den Ort der aufregenden Handlung.

Der Stadttheil von Stambul, in dem der große „Walide Han" genannte Complex liegt, weist besonders starke Züge aus der alten byzantinischen Zeit auf. Ueberall gewahrt man Spuren der vergangenen Herrlichkeit.

Unter „Han" versteht man große, gewöhnlich in Quadratform angelegte Baulichkeiten in den wichtigsten Städten, die den fremden Kaufleuten Herberge für sich selbst, Ställe für ihre Kameele und sonstigen Lastthiere und Gewölbe für ihre Waaren, die dort zum Kauf ausliegen, bieten. Der „Han der Walide" ist der größte in Stambul und bildet gewisser-

maßen ein Stadtviertel für sich, mit Hunderten von Verkaufsläden im Erdgeschoß, mit zahlreichen Wohnräumen und Geschäftsstuben im oberen Stock. Es ist der Mittelpunkt des persischen Handels. Die Kaufhäuser umschließen einen mächtigen Hof, der mit Bäumen bestanden ist, und auf dem sich außer dem Brunnen auch eine kleine Moschee befindet für die Bequemlichkeit der Bewohner, die da gleich ihre Gebete verrichten können. Gewöhnlich bietet das Leben und Treiben im Walide Han ein buntes und bewegtes Bild dar. Außer den Kauflustigen besuchen viele Fremde den Han, um sich an den herrlichen Teppichen, den schönen, mit Perlmutter eingelegten Holzarbeiten, den fein ciselirten aus Edelmetall gefertigten Waffen und all den anderen Kostbarkeiten, die Persien auf den Weltmarkt wirft, zu erfreuen.

Heute aber ist alle Farbenpracht erloschen und alles fröhliche Treiben erstorben. Die Kaufläden sind sammt und sonders geschlossen, die Häuser mit schwarzem Tuch beschlagen. Man sieht die Vorbereitungen zu einer großartigen Illumination des Han. Längs des gepflasterten Weges ringsum sind Gewinde von kleinen Lampen gezogen, hie und da auch mächtige Lichterkronen angebracht. Vor einigen der Häuser sieht man an riesengroßen Gerüsten persische Schriftzeichen von gewaltigem Umfange, die, dicht mit kleinen Lämpchen besetzt, nach Anbruch der Dunkelheit in Feuerzeichen die Worte kündigen werden: „Hussein, Du Opferlamm!“

Schon in der Nähe des Han ist das Gedränge lebensgefährlich geworden. Und immer vernehmlicher und lauter ist an unser Ohr eine merkwürdige Symphonie gedrungen: ein Zusammenklingen von rhythmisch ausgestoßenen alternirenden Rufen und Gegenrufen, ein plärrender, jammervoller Gesang, eine klägliche, monotone Musik, chromatisch absteigend, von näselnden Clarinetten geblasen, unter unausgesetzter Begleitung von Paukenschlägen und Beckenklirren.

Dazu kommt als unheimlichstes Geräusch ein in scharfem Tacte und in ganz regelmäßigen Zeiträumen sich wiederholendes dumpfes Dröhnen, für das wir uns vorläufig noch keine Erklärung verschaffen können. Es klingt etwa wie der langsame wuchtige Massenschritt eines Bataillons von Giganten; aber es ist doch wiederum etwas anders. Es klingt so schauerlich hohl! . .

In das Gewirr von seltsamen Stimmen und Lauten, in diese rhythmisch hervorgestoßenen Wechselanrufungen, in dieses tactmäßige Puffen oder Dröhnen oder wie man es sonst nennen mag, und in dieses jämmerliche Psalmodiren, das vom klagenden Geheul der Clarinetten begleitet wird, ertönt lautes Wehklagen und Schluchzen. Unser Ohr wird von dem seltsamen Lärm so in Anspruch genommen, daß unser Auge das bunte Bild, das sich um uns ausbreitet, zunächst nur halb erfaßt.

Der mittlere gepflasterte Weg, der mit dem Häuserviereck parallel

läuft, ist heute abgesteckt wie eine Arena. Darin fluthet, von Festordnern zur Ruhe gewiesen, eine sehr erregte Menge in seltsamem Gebaren: Kinder im zartesten Alter, Jünglinge, reife Männer, gebrechliche Greise — Alle bestrebt, der Trauer, die sie wirklich empfinden oder wenigstens empfinden wollen, einen möglichst deutlichen Ausdruck zu geben. Die Einen verzerren das Gesicht zum Weinen, Andere weinen wirklich und schreien laut.

Nach den Sendboten, die wir vor uns sehen, ist es eigentlich kein schöner Menschenschlag. Die Meisten sind kaum mittelgroß. Kräftige Gestalten sind Seltenheiten. Dem Anschein nach gehören Alle den unteren Schichten des Volkes an. Die buntfarbige Pracht, die sonst den Bildern des morgenländischen Lebens einen Reiz giebt, für den wir Abendländer besonders empfänglich sind, fehlt hier ganz. Man sieht fast nur Grau und Schwarz. Weiber halten sich diesem Feste fern.

Die Fenster der oberen Stockwerke in den den Han umschließenden Gebäuden stehen offen und sind voll besetzt mit Personen, die den begüterten Klassen anzugehören scheinen. Auch diese Zuschauer zwingen sich gewaltsam zu Trauer und Thränen. Man sieht, wie sie convulsivisch zusammenzucken, das Tuch, das sich mit ihren Thränen netzt, vor die Augen haltend.

Der Zug der Büßer.

Eine sonderbare Bewegung, die durch die harrende Menge geht, und das Anwachsen des klagenden und jammernden Lärms künden uns, daß der Zug der Büßer naht.

Er wird von Bläsern, von Becken- und Paukenschlägern eröffnet. Daran schließen sich Geistliche, die in kläglichstem Ton mit erhobener Stimme etwas erzählen und dabei heulen und schluchzen; es wechseln Zwei in ihrem Berichte über Husseins schreckliches Ende beständig ab. Ihr klagender Bericht weckt allseitig jammernden Widerhall. Hinter den Jammerpriestern schreitet ein Schimmel, dessen Kopf und Hals mit einem häßlich grellgrünen Schleier behangen sind und auf dessen Blässe ein Spiegel angebracht ist. Im Uebrigen ist der ganze Leib des Pferdes mit einem großen weißen Tuch bedeckt, das über und über mit Blut befleckt ist. Es trägt auf seinem Rücken außer dem Reiter Schild und Waffen. Dieser Reiter ist ein etwa sieben- bis achtjähriges Kind in weißem Gewande, mit völlig geschorenem Schädel. Sein Gesicht ist in langen Streifen mit Blut beschmiert. Ein zweiter Schimmel ist ebenso aufgeputzt und trägt ein Kind von höchstens zwei Jahren, das der nebenher schreitende Vater hält. Es ist gleichfalls mit Blut besudelt. Ueber dem dritten Pferde, einem Eisen-

schimmel, flattert eine festgebundene weiße Taube. Das Pferd ist ganz schwarz behangen. Auf seinem Rücken sind Schild, Schwert und Lanze befestigt. Das soll vermuthlich das Schlachtroß darstellen, das Hussein am Unglückstage von Kerbela geritten hat. Die weiße Taube ist wohl ein symbolisches Abbild seiner reinen Seele. Die beiden Kleinen sollen erinnern an die unglücklichen Kinder, die Hussein vor seinen Augen hat hinschlachten sehen. Zwischen den Pferden sind immer Abtheilungen von wehklagenden Geistlichen, und neben den Rossen schreiten Männer mit hohen Standarten; einige dieser Feldzeichen laufen in eine Hand mit emporgestrecktem Zeigefinger aus. Eine genügende Erklärung dieser an der Lanze getragenen aufgespießten Hand und anderer symbolischer Darstellungen, die von den Begleitern der Rosse getragen werden, hat mir nicht gegeben werden können.

Diesem Vortrab schließt sich der unabsehbare Zug der Büßer an. Das Ueberraschende und Imposante ist vor Allem die Massenhaftigkeit; denn es sind gewiß an die vierhundert bis fünfhundert, wenn nicht mehr, die in ihrem schauerlichen Aufputze und in ihren scheußlichen Selbstquälereien langsam, schreiend und heulend, an uns vorüberziehen.

Die Büßer zerfallen in drei verschiedene Gruppen.

Zuerst kommen weißgekleidete Männer. Ein langes Büßerhemd bedeckt sie von den Schultern bis zu den Knöcheln. Ihr Kopf ist entweder ganz oder bis auf einen schmalen Kranz von Haaren geschoren. In der Rechten halten sie ein langes, scharf geschliffenes Schwert, das sie vorerst nur tactmäßig und mit fürchterlich drohenden Geberden schwingen. Dabei stoßen sie in wildem Geschrei die Namen der Kinder Alis, der Enkel des Propheten, aus, und zwar abwechselnd, so daß die Weißen auf der Rechten „Hussein" rufen, während die auf der linken Seite mit dem Schrei „Hassan" antworten. „Hussein! Hassan! — Hussein! Hassan!" tönt es schauerlich unausgesetzt, und die wüthend geschwungenen Klingen blitzen im Lichte der untergehenden Sonne.

Die zweite Gruppe ist die der Geißler. Sie sind durchaus schwarz gekleidet. Eine schwarze Kappe bedeckt ihren Schädel, ein langes schwarzes Gewand die Brust und den Unterkörper bis zu den Füßen, aber der Rücken ist völlig entblößt. Bei der Mehrzahl beginnt die Entblößung des Rückens schon an den Schultern. Nur ein schmaler Streifen des schwarzen Zeuges am Nacken hält den oberen Theil des Gewandes. Bei Einigen ist aber dieser obere Streifen etwa eine Hand breit, bedeckt also den Nacken und die Schulter bis zum Ansatz des Schulterblattes. In der Rechten haben sie eine Geißel, einen etwa einen Fuß langen Stock, an dem ungefähr zwanzig eiserne Ketten, einen Finger breit und anderthalb Fuß lang, befestigt sind. Auch sie rufen wechselweise und genau im Tact wie die Schwertträger: „Hussein! Hassan!" und schwingen bei jedem Schrei wuchtig ausholend die eiserne Geißel über die linke Schulter, so daß die Ketten

rasselnd auf den nackten Rücken herniedersausen. Der Klang der massenhaft auf das Fleisch aufschlagenden Metallsträhne hat etwas Fürchterliches. Hussein! Hassan! dann klirrender Schall der Ketten und dumpfer Aufschlag auf das Fleisch . . .

Die Schläge, die sie führen, sind je nach der Verschiedenheit der Individuen und ihrer fanatischen Bußfertigkeit von verschiedener Stärke. Einige hauen mit so gräßlicher Wucht auf sich ein, daß sich unser Blick schaudernd von diesen wahnbethörten Selbstpeinigern zu Andern wendet, die zwar auch ebenso tief ausholen wie die andern, oberhalb der Schulter aber den Schlag anhalten und die Ketten über die, doch wenigstens etwas geschützten Schulterblätter ein wenig sanfter niederfallen lassen. Die Peinigung bleibt ohnehin kräftig genug. Die blutunterlaufenen hohen Striemen auf dem dunkelfarbigen Rücken zeigen, daß es kein Kinderspiel ist.

Und doch — es ist schaudervoll! — betheiligen sich auch Kinder von elf, zwölf Jahren an dieser wilden Kasteiung, und kaum ein Zucken des Mundes verräth den Schmerz, den sie erdulden. Ihre Augen blitzen vielmehr in wahnwitzigem Stolze in blöder, halb verthierter Freude auf.

Bei diesem ersten Umgang macht die dritte Gruppe den schrecklichsten Eindruck von Allen. Die zu ihr Gehörigen tragen weder eine besondere Tracht, noch ein besonderes Werkzeug. Sie haben die linke Brust völlig entblößt und schlagen nun, in demselben Rhythmus und Tacte wie die Weißen und Schwarzen und unter denselben wilden Anrufen ihrer Märtyrer, mit der flachen Hand auf die Brust. Einige schlagen fürchterlich zu. Ihr ganzer Körper erbebt. Ihre Kinnladen gerathen in ein schauerliches Vibriren, wenn der weit ausgeholte Schlag mit der Rechten die linke Brustseite trifft.

Dieses Aufklatschen der Hand, dieses dumpfe, schreckliche Dröhnen des Brustkorbes, dieses gleichmäßige und von Hunderten gleichmäßig ausgeführte Schlagen — das ist der unbeschreiblich schauerliche und unheimliche Laut, der schon von weiter Ferne her zu uns gedrungen war, ein Geräusch, das wir nie zuvor vernommen haben und auch niemals wieder hören möchten.

Den Brustschlägern schließt sich viel Volk an, die jedes Mal, wenn die Büßer schlagen, mit der Rechten ihre Brust leicht berühren, also den Schlag nur markiren und sich nur symbolisch an der Selbstschinderei betheiligen. Desgleichen thun auch alle zuschauenden Perser, die den Weg umsäumen oder dem wilden Schauspiel von einem oberen Stockwerk eines der festlich geschmückten Häuser aus zuschauen, — alle, auch der Botschafter und die Mitglieder der persischen Botschaft.

Bei allen diesen Evolutionen der Schwerterschwinger, der Kettengeißler und der Brustschläger ist das Tempo scharf geregelt. Die Production erfolgt nach dem jedesmaligen Rufe „Hassan“ und dem Gegenruf „Hussein“, aber der Stärkegrad der einzelnen Schläge ist sehr verschieden. Es ist

deutlich ein crescendo, forte und fortissimo mit dem sich daran anschließenden decrescendo wahrzunehmen. Erschlaffen und erlahmen die Unglücklichen in ihrer fanatischen Peinigungswuth, so werden sie, nachdem man ihnen eine nur kurze Frist maßvollerer Marterung gegönnt hat, von Männern, die inmitten des Zuges schreiten, durch aufstachelnde Schreie: „Hassan! Hussein!" zu neuer Raserei aufgepeitscht. Heldenreizer eigenthümlicher Art!

Nach mehrmaligem Umgang hält der Zug vor einer improvisirten Kanzel, über der lichtreiche Kronen hängen. Ein Imam spricht Gebete; einen jeden Satz bekräftigen die Hunderte von Büßern und das zuschauende Volk der Schiiten mit einem lauten: „Amen!" Währenddem reichen Knaben den Büßern die einzige Erfrischung, die ihnen während ihrer kläglichen Uebungen dargeboten wird: einen Trunk frischen Wassers.

Die wassertragenden Knaben haben schon früher dem Zuge angehört. Sie sollen zugleich die Erinnerung wachrufen an die Qualen des Durstes, die der unglückliche Hussein während seines Wüstenkampfes zu erdulden hatte. Man sieht auch Männer aus großen Körben Hände voll Sand auf die Häupter der Büßer streuen. Diese Handlung wird verschiedentlich gedeutet. Für die Einen ist es nur der uralte morgenländische Brauch zur Bekundung tiefster Trauer: Sand und Asche auf's Haupt! Andere bringen es unmittelbar in Beziehung zu Husseins Tod, dessen Haupt vom Rumpf getrennt in den Sand der Wüste rollte.

Der Imam betet für den Schah — nothgedrungen auch für den Sultan — für den persischen Botschafter und alle gläubigen Schiiten. Er gedenkt des Propheten, seines Adoptivsohnes Ali und der unglücklichen Söhne des Ali, des Hassan und vor Allem des tapferen Märtyrers Hussein, des tragischen Helden des heutigen Gedenktages. Bei der Nennung dieses Namens stimmen Alle ein in die laute Wehklage: „Ya Hussein maslum." „O Hussein, Du Unschuldiger, Du Opferlamm." Diese Worte werden nun beständig in jämmerlich plärrendem Singsang wiederholt. Sie stehen in großen weißen Buchstaben geschrieben auf der Brust der schwarzen, rückenentblößten Kettengeißler. Und jetzt erstrahlen sie auch ringsum in hellen Lichtern. Denn die Sonne ist inzwischen gesunken, und die Mondscheibe, die schon längst in mattem Schimmer sichtbar, glänzt nun in intensivem Silberlicht am dunklen Himmel.

Unsern Augen bietet sich ein Bild von wahrhaft großartiger und entsetzlicher Wirkung. Der mächtige weite Raum um uns her ist von Tausenden flackernder Gasflammen beleuchtet. Längs des Weges ziehen sich flammende Gewinde. An den Gerüsten erstrahlen die leuchtenden Inschriften. Aus den offenen Fenstern der Baulichkeiten fällt helles Licht. Große Scheiterhaufen werden geschichtet und angezündet, und die rothen Brände schlagen hoch auf, und über all dem wölbt sich der unendlich hohe

Himmel mit der fast vollen Scheibe des zehn Tage alten Mondes, dessen Silberlicht durch die belaubten Zweige der Bäume bricht, und neben dem ruhig in stetiger Helligkeit der Abendstern strahlt.

Blut!

Und nun regt sich ein wilder Aufruhr. Lauter klagen die näselnden Clarinetten ihre chromatische Litanei. Stärker erschallen die Pauken- und Beckenschläge, noch unheimlicher hallt das dumpfe Aufklatschen der Handflächen auf die Wölbung der nackten Brust. Das Wehklagen der Menge „Hussein, du Opferlamm," wird zu entsetzlichem Geheul. Dazwischen stoßen die Priester in wilden Jammerrufen ihr Wehgeschrei aus und die Menge ihre tausendfachen Verwünschungen über Jesid, den Mörder. Schluchzen, Wimmern, Stöhnen, Schreien und Heulen ringsum. Es ist etwas Grausiges, Sinnverwirrendes.

Und nun kommt der Zug wieder, an beiden Seiten umgeben von Männern, die auf langen Stangen hoch aufflammende Feuerkörbe, Laternen, Fackeln und Brände tragen. In derselben Anordnung wie zuvor, aber in einer schaudererregenden Veränderung!

Während das Jammer- und Wehgeschrei zum Paroxysmus anschwillt, schreiten die Weißen heran, geführt von dem Knaben auf dem Pferde. Er ist blutüberströmt. Er bringt sich auf dem glattgeschorenen Kopfe mit dem scharfen Schwerte beständig Schnittwunden bei, aus denen das Blut über Stirn und Wangen herabrinnt und sein weißes Kleid über und über roth färbt.

Und seine Gefolgsmänner! Ihr weißes Hemd ist von oben bis unten mit Blut getränkt. Sie werden nicht müde, die Schärfe ihres Schwertes über den Kopf zu ziehen, und aus den langen Schnittwunden strömt das Blut über ihr Antlitz, über ihren Rücken. Das Blut leuchtet in furchtbarem Roth auf ihrem Gesicht. Ihr ganzer Oberkörper schwimmt in Blut. Es sind nicht mehr Menschen, es sind nur noch belebte blutige Massen, die da bei dem röthlichen Licht der Fackeln, im Tacte heulend und schreiend wie die Wahnsinnigen, an uns vorüberziehen und das grausige Werk der Selbstzerfleischung phrenetisch fortsetzen.

Blut, nichts als Blut und immer Blut! Sie bluten wie abgestochenes Schlachtvieh. Es giebt keinen andern Ausdruck.

Und der Anblick der allgemeinen Schlächterei, die Wärme des eigenen Blutes, das sie vergießen, der seltsame sinnberauschende Geruch — es macht sie rasend. Blut ist eben ein „besonderer Saft", der auf gewisse

Naturen wie ein unerklärlich geheimnißvoll aufregender Sinnenkitzel wirkt. Und während die rothen Tropfen ihnen heiß über Stirn und Nacken rinnen, heulen sie rhythmisch ihre Todtenklage, hören die anfeuernde grausige Musik, sehen das jämmerliche Weinen und Zucken allüberall, und wieder schwingen sie die röthliche Klinge, setzen sie abermals an und ziehen sie wiederum über den geschorenen Schädel.

Hinter ihnen schreiten Männer mit einem Stabe, welche allzu leidenschaftlich geführte Schläge, die die Besinnungslosen gegen sich führen, auffangen. Und daß das keine überflüssige Vorsicht ist, habe ich aus eigener Wahrnehmung constatiren können. Vor meinen Augen, keine fünf Schritt von mir entfernt, sah ich, wie ein aufgefangner Hieb von dem parirenden Holz einen langen Splitter ablöste.

Einige binden sich jetzt, weil das unabläßig herabstürzende Blut sie blendet, als Augenschutz um die Stirn ein Tuch, das aber auch bald wie alles Uebrige zum Auswringen mit Blut getränkt ist.

Es ist das scheußlichste Schauspiel, das meine Augen gesehen haben. Dagegen erblassen die widerwärtigen Pferdeschindereien bei den spanischen Stierkämpfen zu einem harmlosen Kinderspiel. Und doch scheint dieses menschliche Blutvergießen den Ansprüchen einiger verwöhnter Culturkinder an ein wirklich aufregendes Schauspiel noch immer nicht zu genügen. In meiner Nachbarschaft hörte ich, wie sich eine Dame der diplomatischen Welt darüber beklagte, daß die Kopfzerfetzung bei Einigen nicht radical genug sei, daß der Eine oder Andere „mogelte", daß sie sich garnicht „besonders weh thäten". Das mag ja sein, aber meinem Bedürfnisse genügte das, was ich da vor mir sah, vollauf, und mir war es wirklich gleichgültig, ob der mächtige Blutstrom, der auf dem weißen Hemd der Büßer herabfloß, als sie schon bei ihrem ersten Umgang mit Fackelschein an uns vorüberzogen, sich durch das Blut der Kopfwunde natürlich gebildet hatte oder durch das Blut geschlachteter Hämmel noch künstlich verstärkt war.

Schauriger Ernst ist bei diesem blutigen Spiel noch immer mehr als genug. Als ich nach dem zweiten Umzuge den Han verließ, lagen auf den Wegen blutige Lappen, die die Selbstzerfleischer um die Stirn gebunden hatten. Die Fetzen starrten von Blut. — Auf dem Pflaster waren überall die blutigen Spuren wahrnehmbar, und im Thorweg bemühte man sich um einen jungen, etwa zwanzigjährigen Menschen, der blutüberströmt zusammengebrochen war und ohnmächtig dalag. Daß das Gleiche nicht der Mehrzahl zustößt, daß sie trotz des ungeheuren Blutverlustes unter dem klagenden Geheule: „Hussein, du Opferlamm!" diese Selbstzerfetzung über eine volle Stunde fortsetzen können, ist ein unlösbares Räthsel.

Der Anblick der blutigen Schwertbüßer ist so furchtbar, daß unser Sinn jetzt gegen die Geißelschläge der Kettenbüßer nahezu abgestumpft ist, obwohl uns schon ein flüchtiger Blick belehren kann, wie inzwischen die

Rücken der Unglücklichen in blutrünstigen Striemen aufgedunsen und zerschlagen sind. Das gräßliche Schlagen auf die Brust, der hohle Hall des dumpfen Aufklatschens, hat aber von seiner schauerlichen Unheimlichkeit nichts eingebüßt.

Ich mochte das Einzelne nicht mehr sehen, das Einzelne nicht mehr hören. Ich machte alle Anstrengungen, um das Bild in seiner barbarisch wilden Gesammtheit auf mich wirken zu lassen. Ich sah nur noch Gruppen von weißgekleideten blutüberströmten Gestalten, die mit blutgerötheten Schwertern blitzend fuchtelten, schwarze Männer, die Geißeln schwangen und auf den nackten Rücken klirrend niederfallen ließen, und Wahnsinnige, die mit voller Kraft so stark auf die entblößte Brust schlugen, daß sie bebten und schwankten — alles das in phantastischer Beleuchtung durch flammende Scheiterhaufen, lohende Brände und Feuerkörbe, die auf Masten getragen wurden, flackernde Fackeln und ruhige Lichter in Laternen, inmitten eines großen Hofes, der mit Tausenden von Gaslichtern beleuchtet war, unter freiem Abendhimmel, von dem der Mond seinen friedlichen Silberglanz herabgoß. Dazu Becken- und Paukenschlag, Clarinettenklang, rhythmisches Wehgeheul von Hunderten, lautes Klagen und Schluchzen . . .

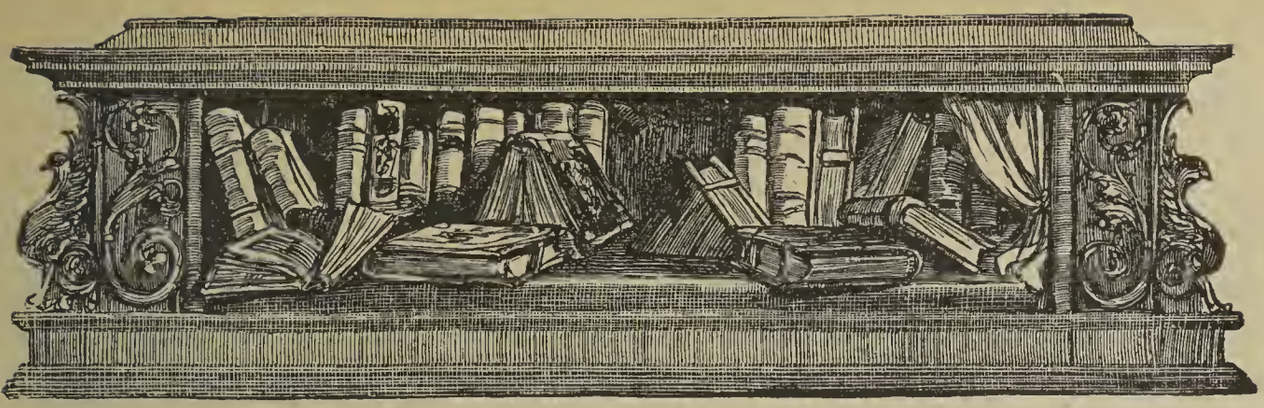
Als unbeschreiblich wirksamer Gegensatz zu diesem blutigen Fanatismus erscheinen die Vertreter der überwachenden Behörde. Im gemüthlichem Schlenderschritt ziehen neben den Schiiten die türkischen Patrouillen einher, vollkommen gleichgültig gegen die Raserei, apathisch, ohne irgend welches Interesse zur Sache. Sie haben eben nur ein Amt und keine Meinung. Sie haben das Amt, darüber zu wachen, daß die Wuth der persischen Schiiten, die ja thatsächlich gegen die verruchten türkischen Sunniten gerichtet ist, sich innerhalb der persischen Colonie abgespielt, nicht übergreift und nicht ausartet zu Excessen gegen die Herren im Lande. So lange die Perser unter sich bleiben, mögen sie thun, was sie wollen. Das geht die Türken nichts an. Und wenn sich die Perser nicht blos ritzen, verwunden und zerschneiden, sondern todt stechen, das wäre schließlich auch kein Schade. Es wäre ihrer Ansicht nach vielleicht sogar wünschenswerth. So ziehen die türkischen Soldaten ruhig ihres Weges und gönnen dem schrecklichen Schauspiel kaum einen flüchtigen Blick.

Nach Beendigung des Festes werden die Unglücklichen in bereit gehaltene warme Bäder gebracht, gesalbt und verbunden. Die blutigen Hemden heben sie auf, denn das um Hussein verflossene Blut wird ihnen am Tage des Gerichts von Allah hoch angerechnet.

Uns ungläubigen Skeptikern genügt diese Erklärung nicht vollkommen. Ich habe mich natürlich erkundigt: wer sind denn diese Büßer? Meistens arme Kameeltreiber, Teppichwirker und sonstige Handwerker, die sich schon vorher bei den persischen Notabeln in Stambul zu activen Theilnehmern an der Todesfeier melden. Für ihren Glaubenseifer erhalten sie schon

einige Tage vor dem Feste stärkende Verpflegung und kleine Geldunterstützungen und werden auch nachher gepflegt, beköstigt und mäßig besoldet.

Uebrigens sind die materiellen Vortheile, die ihnen aus ihren Kasteiungen erwachsen, doch viel zu geringfügig, als daß sie als eine entsprechende Abzahlung für ihre fromme Leistung angesehen werden könnten. Vielmehr scheint, soweit es dem Außenstehenden möglich ist, ein Urtheil zu fällen, doch wahrer Glaubenseifer das wesentliche und ausschlaggebende Motiv ihrer gläubigen Raserei zu sein. Die Geldgaben sind im wahren Sinne des Wortes wohl nur als douceurs, als eine Versüßung ihrer Schmerzen anzusehen. Wir modernen Abendländer besitzen für diesen Grad religiöser Inbrunst kein Verständniß. Und dieser ganze persische Flagellantenspuk ist uns ein Grauen.



Briefe von Karl von Holtei,

aus dem Goethekreis, von Jacob Grimm, den Humboldts, Schlegels, Chr. F. Krause, Baggesen, Overbeck u. a.

Mitgetheilt von

M. Grunwald.

— Hamburg. —

Die folgenden, soviel wir*) ermitteln konnten, bisher noch nicht veröffentlichten Briefe und sonstigen Kundgebungen sind zum weitaus größeren Theil der Campe'schen Autographensammlung, die übrigen dem Villers'schen Briefwechsel, beide im Besitz der Hamburger Stadtbibliothek, entnommen. Die erstere Sammlung, die ja in einigen der Holteibriefe (Nr. 3, 4, 5, 6 u. 7), nebst ihrer Begründerin Elise Campe, selbst eine Rolle spielt, enthält auch einen überaus herzlichen Brief Gustav Freytags an Holtei, welcher bereits in Ant. Bettelheims „Biographischen Blättern", Band II, Heft 5, gleichzeitig mit zwei Briefen an den Adressaten des hier folgenden Briefes, Prof. Wurm, von G. Freytag und D. Fr. Strauß, zum Abdruck gelangt ist. Daselbst sowie in dem Archiv für Gesch. der Philosophie, Band 9 und 10, im „Goethe-Jahrbuch" Bd. 18, in der Allg. Zeitung des Judenthums, Jhrg. 61, und demnächst in der Deutschen Revue, Jhrg. 22, finden sich weitere Stücke aus der nämlichen Sammlung, theilweise von denselben Verfassern, wie die hier abgedruckten Briefe. Das Wichtigste aus dem Villers'schen Briefwechsel ist bereits von Isler in „Briefe an Villers" zusammengestellt, wozu die genannten Zeitschriften a. a. O. und die „Kantstudien", Jhrg. 2, Ergänzungen liefern.

---

*) Nach den Holtei'schen Stücken hat mit dankenswerthester Freundlichkeit Herr Bibliothekar Dr. Wendt-Breslau die selteneren Holteiausgaben durchsucht.

I.

K. v. Holtei.

Von Holteis Briefen sind der erste und — wahrscheinlich auch — der zweite an Friedr. Ludw. Schmidt, der von 1814 bis 1841 das Hamburger Stadttheater leitete, gerichtet, sie berühren das Verhältniß Holteis zur Bühne und zur dramatischen Kunst. Nr. 3, 4, 5, 6 u. 7 an Elise Campe, die geistreiche Gattin des bekannten Buchhändlers, von der wir eine „Darstellung von Hamburgs außerordentlichen Begebenheiten in den Jahren 1813 u. 1814" sowie ein „Leben von Joh. Diedr. Gries" besitzen, behandeln außer der Autographensammlung nur Gegenstände privater Natur. Das letztere gilt auch von den beiden anderen Briefen an Pauline Brockhaus und Wehl. Zum leichteren Verständniß dieser Briefe und der beiden Gedichte sei hier aus Holteis Lebensgang daran erinnert, daß er als Freiwilliger sich dem schlesischen Reserve-Armeecorps anschloß, und daß, während Holtei litterarisch thätig war, seine erste Frau Louise Rogée am kgl. Theater in Berlin wirkte. Die Bedeutung der „Wiener in Berlin" und „Berliner in Wien" für die Entwickelung des deutschen Singspiels ist allgemein anerkannt. Die Verhältnisse, die den folgenden Kundgebungen zu grunde liegen, berührt Holtei, wenn auch nur leise, in „Vierzig Jahre" an mehreren Stellen (Breslau 1862 ff. II 44, 83*), 102. VI 316, 352).

An Schmidt.

1.

Verehrter Herr!

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für die große Güte, mit der Sie meine Bitte in Betreff des für die Bühne eingereichten Exemplars der Sterne so bald erfüllt haben. Ueber Alles, was Sie gekürzt, bin ich so sehr mit Ihnen einverstanden, daß ich wünschte, Sie hätten noch *mehr* gestrichen. Alles, was Sie *geändert* oder *zugesetzt* haben, ist vortrefflich, und ich werde das Meiste mit Ihrer Erlaubniß für die hiesige Aufführung beibehalten. Nur Eins war mir nicht einleuchtend: daß Sie dem armen Caldos mehrere Späße — die mir nicht nur effektreich, sondern sogar nothwendig schienen — weggenommen haben. Ganz besonders würd' ich Sie um Wiederherstellung der Rede im 10. Auftritt des 4. Akts bitten: Ich bin wie schwer ꝛc. Caldos Scherz ist doch milder als der des Pedro in Preciosa, den man nirgends streicht, und der doch ebenso in den Ernst jenes Dramas eingreift? Wie gesagt, für die Andern leg' ich kein gutes Wort ein, nur für *Caldos* würd' ich bitten.

Das Honorar anlangend, bin ich — da ich einen sehr geringen Werth auf meine Arbeiten setze — mit sechs Louisdor für die *Sterne* schon zufrieden. So viel haben Sie ja G. v. Metthammer auch für *Kunst und Natur* gegeben. Nun käme aber, wenn Sie mir für *die Sterne* und die *Wiener* nur zehn geben wollen, auf das Letztere *gar*

---

*) Ich machte glücklich ein halbes Dutzend (Kriegslieder) auf gangbare Melodieen, von denen wir auch einige auf dem Marsche gesungen haben. Doch sind sie völlig aus meinem Gedächtniß verwischt, bis auf die Anfangszeile des einen, welche lautet:

„Der König ruft, ergreift das Schwert!"

nichts? — Ich bin aber, die Flüchtigkeit und die Nichtigkeit dieser Arbeit erwägend, auch mit diesem Preise zufrieden und bedinge mir blos noch einen Louisdor für Copialien — (denn soviel hab' ich dem Noten- und Buchschreiber zahlen müssen) — so daß ich von Ihnen für beide Stücke 7 Louisdors erhielte.

Können und wollen Sie mir armem Poeten diese Summe bald schicken, so ist unser Handel geschlossen.

Hoffentlich nicht der letzte. Denn ich habe im Felde des lebendigen Lustspiels, wie meine kritischen Freunde mir sagen, seitdem wir uns sahen, einige Fortschritte gemacht und namentlich ein Lustspiel in 3 A.: Arm und reich vollendet, welches nach einigen hier und da angeregten Umänderungen, selbst den vollen Beifall des strengen Robert hat. Sobald auf der hiesigen (September) und etwa noch drei—vier namhaften Bühnen die Sterne gegeben sind, rück' ich damit heraus.

Das gewünschte Exemplar folgt mit.

Meine Frau dankt ergebenst für Ihr gütiges Andenken und wir empfehlen uns Ihnen und Ihrer werthen Frau Gemahlin auf das Angelegentlichste

Hochachtungsvoll
Ihr herzlich ergebener
C. E. v. Holtei.

Berlin, 16. VII. 29.

2.

Sehr verehrter Herr und Freund.

Ich bin jetzt durch ein Vaudeville, welches ich der Königstadt bis Ende Januar zu liefern versprochen, und durch ein kleines Liederspiel, welches die Neumann mit auf Reisen nehmen will, und welches auch bis März fertig seyn muß, so gedrängt, daß ich unmöglich Zeit und freie Laune habe, die von Ihnen gewünschte Veränderung in den Berlinern vorzunehmen. Ich bitte Sie daher, Sie, dem das ein Kleines seyn muß, nach Ihrem Gefallen zu ändern, was Ihnen gut dünkt — nur so, daß das Vers- und Liedermaaß dabei beobachtet werde — denn die Musik ist die Hauptsache. Wenn auch Pittschaft wegfallen muß, so wünschte ich doch, daß Sie den Philosofen und den Friseur beibehielten. Die ganze alberne Philosofirsucht Cesars, der Contrast zwischen dem aus- und inwendigen Arrangiren der Köpfe, kurz endlich die heitre Bedeutung, die der Friseur ein für allemal, gleichsam durch Tradition für Wien hat, laß' ich mir nicht gern nehmen. Gerade das hat hier am meisten belustigt und wird es auch bei Ihnen. Lassen Sie statt Pittschaft nur einen Philosofischen reisenden Weltbürger verkündigt werden, ihn dann äußerlich komisch erscheinen und die Unschicklichkeit: einen unschicklichen Nahmen zu nennen, ist gehoben, ohne daß das innere Gebäude des Pößleins umgeworfen wird.

Sollten Sie aber nicht Gebrauch davon machen wollen, so bitte ich Sie herzlich, mir das Buch bald zurückzuschicken. Ich habe nur einen Schreiber hier, noch dazu einen faulen, und soll noch drei Bühnen, die es bestellten, mein Wort halten.

Was Sie von Arm und reich sagten, setzt mich eigentlich in Erstaunen. Sie meinen, was auf dem Theater über das Theater gesagt werde, ziehe nicht? Ich möchte Ihnen den Gegenbeweis durch Theatersucht, Theaterprobe, Künstlers Erdenwallen u. s. w, natürlich jedes in seiner Art führen. Hier wird Arm und reich mit Demoiselle Bauer, der meine Frau die Rolle selbst abgetreten hat, weil die 2 letzten Akte besser für sie passen, gegeben werden. Mad. Neumann hat das Stück für Karlsruh zu ihrem Benefiz angenommen. Ich meinestheils glaube, es ist das Beste von Allem, was ich bis jetzt fürs Theater erstrebt habe.

Wohl haben Sie recht, mich vor Kleinmuth zu warnen. Wenn man sieht, was gefällt und dann wieder unbefangen betrachtet, was man nicht einmal zur Aufführung bringen kann, so wird man, ohne stolz und arrogant zu seyn, doch wohl unmuthig. Indessen: gutta cavat lapidem non vi, sed saepe cadendo.

Sic Holtei fit poëta, non vi, sed saepe studendo. Ganz werden Sie mir Ihren Antheil nicht entziehen und in diesem Sinne werd' ich nie ermangeln, Ihnen meine Neuigkeiten zur Ansicht zu schicken. Ob Sie die Partitur von Die Berliner noch haben wollen? Darüber erwart' ich nähere Bestimmung. Meine Frau hat rheumatisch-gichtisches Fieber gehabt, ist von da zu einem Anfall von Lungenentzündung, dann in ein nervöses Fieber gekommen, scheint aber nun, durch ein glücklich eingetretenes Wechselfieber, den Krankheitsstoff abschütteln und, wenngleich langsam, ganz genesen zu wollen.

Mit tausend Empfehlungen an Ihre verehrte Familie und tausend Grüßen an alle Wohlwollenden

Ihr treu ergebenster Diener und Freund

Berlin, 11./1. 25. C. E. v. Holtei.

Der Tonnenspaß, der auf der Bühne große Wirkung macht, braucht bei Ihnen um so weniger vermieden zu werden, da Pittschaft bei Ihnen nicht in der Tonne erschienen ist. Ich lese jetzt in einem Kreise von 250 Hörerinnen und Hörern Shakespearesche Stücke mit Beifall vor, so daß ich hoffe, das Unterrehmen im nächsten Winter auszudehnen.

An Elise Campe.

3.

Hochverehrte Gönnerin!

Es kommt mir soeben eine (leider sehr zerknitterte) Handschrift zu, die ich zwar noch nicht besitze, die aber bei Ihnen gewiß besser placirt ist, als bei mir, da sie Ihr „Parlament" vervollständigen hilft. Nur wenn Sie schon einen „Wießner" besitzen, erbitt' ich sie mir wieder zurück; wo nicht, leg' ich sie Fräulein Elise zu Füßen.

Bei diesem Wetter, meinen Verpflichtungen für Altona, beschleunigtem Reise-Termin, rückständiger Correspondenz, Einpack-Qual, und hundert kleinlichen Plackereien, dürfte mein Vorsatz, Ihnen persönlich Lebewohl zu sagen, vielleicht unausführbar werden.

Deshalb thu' ich es, für den schlimmsten Fall, schriftlich; danke herzlich für die mir gegönnte Huld und Freundlichkeit und bitte um die Fortdauer derselben.

Einen „Beckmann" und einen „Dr. Josef Potgoschnigg" erhalten Sie zugesandt. Gut wär' es, wenn Sie mir ein Verzeichniß derjenigen Parlaments-Mitglieder zustellten, die Sie noch nicht haben. Man begegnet wohl Einen oder den Anderen, und es würde eine Freude seyn, für Sie zu sammeln.

Mit hochachtungsvoller Anhänglichkeit

Ihr treu gehorsamster
Holtei.

Hamburg, 26. Jan. Abends, 1850.

4.

Hochverehrte Gönnerin!

Meinen Dank für den mir noch großmüthigerweise zugesandten „Schinck" wollte ich nicht eher aussprechen, als bis ein Schreiben meines langen Josef mich in stand setzte, die Handschrift jenes meines schwiegersöhnlichen Parlaments-Mitgliedes, Ihnen zuzustellen.

Heute bei Nachsuchung meiner Sammlungs-Mappen für die „Vierzig Jahre" finde ich eine Abschrift eines Hormayr'schen*) Briefes, die mir mein Eidam angefertigt, um das Original gleich für sich behalten zu können. Und da ich annehme, daß der Hormayr'-

*) Hormayr, Joseph Frhr. v., Staatsmann u. Publicist, geb. d. 20. Jan. 1782 zu Innsbruck, gest. d. 5. Oct. 1848 in München.

sche Brief Ihnen interessanter seyn wird, als was der arbeitsmüde Advokat mir schreiben könnte, so stell' ich Ihnen, nachdem ich es in's Manuscript verwebt habe, das seltsame Schriftstück des verstorbenen Polyhistors zu.

Um gütige Beförderung der Einlage bittend und mich Fräulein Elise zu gütigem Andenken empfehlend, verharre ich als

Ihr

alter H.

Ludwigslust, 16. Dezbr. 50.

Wollen Sie einen Blick in die Einlage werfen, so werden Sie ein hübsches Gedicht von Jellačić*) finden.

5.

Schwerin, 12. März 1850.

Hier. meine hochverehrten Gönnerinnen, habe ich die Ehre, Ihnen wieder ein Stückchen Parlament zu übersenden, welches ich gestern für Sie erbeutet.

Der Mann soll Führer einer Fraktion gewesen seyn, was Sie sicher viel besser wissen, als ich, der ich in diesen Dingen rechtschaffen dumm bin. Seit etlichen Tagen bin ich außerdem auch noch unwohl: ein heftiges Kopfreissen plagt mich und steigert die Dummheit:

Darum bleibt mir wohl nichts übrig, als die Jagd auf einen guten Gedanken aufzugeben, meine Büchse ins Gras zu werfen und in duldender Einfalt zu verharren als Ihr

treugehorsamster

H.

6.

Hochverehrte Gönnerin!

Als gestern Ihre Iris mir die gütige Aufforderung für Sonntag überbrachte, war ich nicht im Stande, mich zu besinnen, was ich für diesen Tag vorhabe? Daß es etwas war, wußte ich wohl. Erst Abends kam ich wieder auf die Fährte: Ein Freund, der als Garçon lebt, hat für diesen Tag eine kleine Gesellschaft zu sich geladen und den Geladenen geschrieben, es müsse um 4 Uhr begonnen werden, weil — ich dabei seyn sollte!!! Nun darf ich einer solchen Aufmerksamkeit gegenüber doch nicht zum Lügner werden? Hochachtungsvoll Ihr

treugehorsamster

Donnerstag. H.

Freytags Handschrift ist eingegangen. Nach Graz ist geschrieben und Paganini soll hoffentl. bald hier seyn. Wo möglich in Begleitung eines Erzherzogs Johann!

Wie viel lieber ging' ich heute in den Grimm, — ohne Furcht für — (oder heisst es: vor) — Würmer! — statt, daß ich in die Tonhalle fahren muß, Richard II. zu lesen.

In jedem Falle benütz' ich die mir ertheilte Erlaubniß, morgen Vormittag — worunter Sie hoffentlich: Nachmittag, d. h. nach 12 Uhr verstehen? mich einzufinden und mitzubringen, was für den Schacher nöthig. Treugehorsamst Ihr

Donnerst. H.

Was sagen Sie dazu? Ch. Dickens (Boz) hat auf meine an ihn gerichtete Zuschrift

---

*) Jellačić de Buzim, Joseph Graf, Kais. österr. Feldzeugmeister, geb. zu Peterwardein am 16. Oct. 1801, gest. d. 20. Mai 1859 in Agram. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien in Wien 1851. („Ged. des Banns J. Frh. v. J.")

einen langen Brief geantwortet, dieser ist, wie mir Londoner Freunde melden, seit 8 Tagen zur See — und von dem Schiffe, das ihn trug, fehlt jede Kunde.

Das wird doch Unglück seyn!

Einen Platen hab' ich errungen.

7.

Hochverehrte Gönnerin!

Sie haben mit Ihrer Sendung (die mir durch Herrn Achten zukam) nicht allein mir und einigen meiner hiesigen gelehrten Freunde ein kostbares Geschenk gemacht; Sie haben auch durch dies Zeichen Ihres wohlwollenden Angedenkens mein altes Herz erfreut und mit gerührter Dankbarkeit erfüllt. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die vergessen. So auch bin ich der Stunden, die ich bei Bunks und in Ihrem Hause mit Ihnen verleben durfte, immer treulichst eingedenk geblieben.

So auch habe ich das Bild des edlen Gries, mit dem ich bei Frommanns zusammentraf, als mich meine unvergeßliche Schopenhauer von Weimar nach Jena führte, stets lebendig in der Erinnerung bewahrt. Ihr vortreffliches Buch frischt nun dies Alles mit lebhaftesten Farben wieder auf, und giebt noch außerdem die schätzbarsten Beilagen von der Hand erster größter Männer. Folglich hat es dreifachen Werth für mich. Deshalb mußte auch mein Dank ein dreifacher seyn, durfte sich nicht auf einen, mit lahmer Hand und schwachen Augen gekritzelten Brief beschränken. Doch leider steht es so und, daß ich, von Brotarbeiten bedrückt, den Anforderungen der Buchhändler kaum pflichtschuldig zu genügen und eine geregelte Correspondenz dabei nicht mehr zu bestreiten vermag. Sie wissen ja, was es heißt: alt, arm, in seinen Talenten beschränkt — und dabei angewiesen seyn, als deutscher Schriftsteller von seiner Feder zu leben.

Doch ich darf nicht jammern. Muß vielmehr den lieben Gott preisen, der mir noch soviel geistige Kraft gönnet, daß meine Bücher Verleger und Leser finden; ein Glück, welches Manchen, vielleicht Besseren und Begabteren, als ich, versagt bleibt.

Ich sitze nun wohl für immer hier fest. Das Reisen will sich mit der schwankenden und wankenden Gesundheit nicht mehr vertragen. Den letzten Ausflug machte ich vor zwei Jahren nach Prag. Seitdem habe ich mich völlig bei meinen Kindern und Enkeln eingenistet, auch mein Grab bestellt, wie Sie wohl gelesen oder gehört haben werden.

Mit der Handschriften-Sammlerei geht es jetzt langsam. Zum Kaufen fehlt mir Geld, zum Tauschhandel, weil er mit unvermeidlichem Briefwechsel verknüpft ist, die Zeit. Doch hab' ich mich seit diesen Jahren hübsch accordirt und von den Wichtigsten in deutscher Litteratur seit Gottsched und Gellert (auf diese Specialität hab' ich mich beschränkt), um einige Vollständigkeit zu erwerben, vermisse ich wenig mehr. Leider nur kann ich mich der angesammelten Besitzthümer selten gemächlich freuen und manche Briefe berühmter Männer, die ich errang, fand ich aufmerksam durchzulesen noch nicht die Muße.

Unser Friedhofs-Buch ist recht gut gediehen. Gott gönne ihm überall so reichen Absatz als hier am Orte. Ich mache Sie aufmerksam auf einen zum ersten Mal darin vor die Oeffentlichkeit tretenden 26jährigen Dichter, Robert Urban, geb. Schlesier, jetzt Referendarius der Regierung in Berlin.

Täusch ich mich nicht sehr, so ist dies das bedeutendste Talent nach Uhland und Rückert in diesem Felde.

Noch einmal meinen innigen Dank und empfehlen Sie mich Ihrer verehrten Nichte, den Herren Bunks und gönnen Sie die Fortdauer Ihres nachsichtigen Wohlwollens dem alten

Graz in Steiermark
13. Aug. 1857.

treugehorsamsten
Büchermacher C. E. v. Holtei.

8.

An Pauline Brockhaus.

Ich reise morgen, verehrteste Freundin, und habe mich eigentlich auf heute Abend

zu Frege versagen lassen — durch den dritten Mund. Ich hatte Ihrem hohen Herrn gesagt, daß ich ihm Mittwoch noch zu Gebote stände. Er hatte nichts mehr davon erwähnt.

Nun ändert Ihr Billet Alles. Ich wünschte natürlich lieber zu Ihnen zu kommen — und hole der Teufel Freges, die ich nicht kenne. Also — Aber ich fürchte ich bringe meinen Kram nicht in Ordnung — und morgen früh um 4 Uhr geht's fort — und heute noch holt der Kutscher das Gepäck.

Ich rathe Ihnen also zu meinem Besten: laden Sie weiter niemand auf mich ein, als Vicwegs. Seyn Sie dann aber auch nicht böse, wenn ich nicht käme, sondern fest überzeugt, daß ich komme, wenn es mir nur irgend möglich, aber im grauen Ueberrock.

Mittwoch in Packangst. Ihr getreuer Verehrer v. Holtei.

9.

An Wehl (undatirt).

Lieber Wehl!

Mundt und Gattin haben mich aufgefordert Sie morgen (als Sonntag) Abend mitzubringen. In der Voraussetzung, daß Ihnen das angenehm seyn würde, hab' ich, der Komthur-Statue ähnlich mit meinem Marmorhaupte so und so gemacht und für Sie zugesagt.

Wollten Sie, als schüchterner Jüngling, nicht auf eigene Hand und Fuß erscheinen, sondern von einem Greise introduzirt seyn, so bemühen sie sich nach sechs zu mir.

Sonnabend. Ihr Holtei.

11.

1815 auf dem Marsche aus Schlesien.

Die Sonne sinkt! Von Wolken schön umgeben,
Und blutig roth, scheint sinkend sie zu klagen.
So sank sie nie seit tausend Sommer Tagen,
So rührte mich ihr Sinken nie im Leben.
Ein luftig Wesen scheint ihr zu entschweben,
Und wie von Himmels Genien getragen
Entsteht aus Aether schnell ein luft'ger Wagen,
Und zu den Höhen seh' ich ihn sie heben.
Sie steh'n um ihn und scheinen
Ich wachte auf . . .

Du eilst davon die Ehre zu erstreiten,
Mein trauernd Herz verläßt Dich ewig nicht.
Geh' such' den Ruhm Dir in des Schlachtfelds Weiten,
Such' Ehre Dir, doch ach vergiß mich nicht.

Für diese Pflicht, wie für mein treues Lieben,
Erstrebe Ruhm, spiel' mit dem Leben nicht.
Im Kampf, zu dem die Ehre Dich getrieben,
Sei immer Sieger, doch vergiß mich nicht.

Was ist's, o Gott, das immerdar mich quälet,
Die Schlacht fürcht' ich, Dein Auge minder nicht,
Der Neuheit Reitz reicht Andern was mir fehlet
Sey liebenswerth, doch nur vergiß mich nicht.

II.

Aus dem Goethekreis.

Die nächstfolgenden Nummern stehen insofern in einem inneren Zusammenhange, als in jeder ein bestimmtes Moment in Goethes Leben und Wirken den Gegenstand bildet. Die ersten drei Briefe sind an Dr. Gries gerichtet, dessen Leben, wie oben erwähnt, Elise Campe beschrieben hat, die folgenden drei an Villers, den bekannten Adressaten in dem oben nach ihm benannten Briefwechsel, der letzte an Holteis Freundin Pauline Brockhaus. Zur Charakteristik der Briefschreiber sei erwähnt, daß Eichstädt (1772—1848) Professor und Oberbibliothekar in Jena, der Begründer der z. Z. so einflußreichen „Neuen Jenaischen Litteraturzeitung" ist. Sartorius (1765—1828), der vertraute Freund Benjamin Constants, des bekannten französischen Staatsmannes und „Wallenstein"-Uebersetzers, war Goethe seit dem Jahre 1801, als dieser sich längere Zeit in Göttingen aufgehalten, um den historischen Theil seiner Farbenlehre vorzubereiten, näher getreten.

1.

A. W. Schlegel.

Jena, 10. May 99.

. . . Goethe arbeitet an einem großen epischen Gedichte und ist jetzt wieder hier. Wallensteins Tod wäre ich sehr begierig zu lesen, auf dem Theater hat uns die Wirkung nicht ganz befriedigt. Die Ermordung ging so still ab, daß man sie sich kaum als geschehen denken konnte. (Bey der zweiten Vorstellung hat man die Leiche in einen Teppich gewickelt, übers Theater getragen — das erstemal nichts).

2.

Karoline Schlegel.

Jena, 27. Aug. 99.

Steffens*) ist der Busprediger geworden. Seit dem ersten Festtage ist er hier und leistet uns in dieser wieder begonnen harten Kälte Gesellschaft. Seit Schlegels Bruch mit der Alg.**) sehn uns selbst unsere nächsten Nachbarn nicht mehr.

Wenn sich auch der Herzog aufhetzen ließe [in dem Conflict zwischen Schlegel und der Allgem. Lit. Zeit.]***), so würde Goethe es ihm wohl misrathen. Goethe hat sich in diesen Dingen äußerst freundschaftlich bewiesen. Er hat sich mit Rath und That tief in alles eingelassen, und stimmt S. auch völlig bey, was die Lit. Zeit. betrifft. Ehe Schiller Jena verließ, war G. noch 4 Wochen hier, selbst nach Schillers Abreise noch und hat auch versprochen, wieder zu kommen.

Schiller wohnt diesen Winter in Weimar, wie Sie vielleicht erfahren haben. Sie hat sich sehr langsam von ihren Wochen erholt und war in einen völligen Wahnsinn verfallen, wobey Schiller eine traurige Zeit verlebt hat.

. . . Die Glocke hat uns an einem schönen Mittag mit Lachen vom Tisch weg fast unter den Tisch gebracht. Die ließe sich herrlich parodiren.

---

*) St., H. (1773—1845), der bekannte Philosoph der romantischen Schule.

**) Sc. Allg. Lit. Zeit.

***) S. das Nähere bei H. Rinn, Schleiermacher und seine romantischen Freunde. 1890. (Virchow und Holtzend.)

3.

Friedrich August Wolf.

Tenstädt, 27. August 16.

Da Goethe, wie Ihnen vermuthlich bekannt ist, dies Jahr sich mit dem hiesigen, nicht allzuberühmten Bade begnügt hat, und ich über meinen Heimweg nicht so ganz gewiß war, lenkte ich lieber auf einige Tage hierher zu ihm ab von der Straße nach Göttingen, wo ich mir, fürchte ich, den September ganz hindurch, statt eines Bades eine warme Stube werde machen lassen müssen, und wollüsten in seltenen Büchern. . . .

Berlin, 26. Juni 18.

Ist denn Goethe wirklich so krank?

4.

Sartorius.

Göttingen, 18. September 1802.

. . . An Goethe haben Sie nicht geschrieben. Er erwartete es, ich hatte es ihm geschrieben. Wollen Sie diese Versäumniß nicht noch verbessern? Ich weiß, er würde es gern sehen, wenn Sie ihm schrieben.

5.

Eichstädt.

Gera, 20. May 1802.

. . . Noch ist der Schlachtplan [der Lübecker Schlacht] hier in Jena nicht zu haben; auch in Weimar muß er noch nicht seyn; denn Hr. v. Goethe fragte mich neulichst nach demselben. Der treffliche Mann läßt sich bestens empfehlen; er verweilt so eben einige Tage bey uns, und wird auf den Montag eine Reise in's Karlsbad antreten.

6.

Reinhard. (Vgl. Goethes Briefe an R. bei Isler S. 98.)

Cassel, le 18 Fevrier 1809.

Comme je dois avoir aussi un rendés-vous avec Goethe, qui m'a écrit que nous pourrions l'encager [?] à Eisenach, je lui ai proposé Mulhausen, pour nous y rencontrer à mon retour de Göttingue. Vous voyés qu'il s'agit de combiner plusieurs choses et j'attens sa réponse . . . je vous ramenerais à Cassel et vous seriés du rendés-vous avec Goethe . . .

le 22.

J'ai quelques pressentiments que j'aurai aujourd'hui une lettre de Goethe et je tiendrai ma lettre ouverte, jusqu'à ce que le Courier soit arrivé.

7.

Lasaulx an Villers.

Berlin, le 11 sept. 1811.

(Lasaulx besucht in Weimar Goethe). „Je n'ai pas fait mention dans ma Revue N[?] de ce que Goethe m'a dit d'un certain écrivain Gallon Germain, des écrits du quel il fait un grand cas, et dont il m'a parlé avec abondance . . .

8.

Ottilie v. Goethe.

Warum ich so vielfarbig*) vor Ihnen erscheine, liebe Freundin, werden Sie mich fragen, und sich bemühen einen Schluß zu ziehen, was mich veranlassen kann, so regenbogenfarben vor Ihnen aufzutreten? Wäre ich so kokett, wie die Welt oft geglaubt hat, so wäre es ganz gut gewählt, denn eine kokette Frau muß ja um verschiedenen zu gefallen, auch verschieden sein, — aber mit meiner Koketterie war es denn doch wunderlich bestellt, und ich verstand nur zu wenig, mich um Andere zu bekümmern, wenn mir Einer gefiel, sage ich Ihnen nun noch, daß ich hier fühle, wie ich alt geworden bin, weil sogar meine Gesprächslust nicht mehr existirt, und ich so weiße Haare habe, daß ich für die Großmutter gelten könnte, so werden Sie auch dies sich nicht mehr als Erklärung nehmen. Man hat mir immer vorgeworfen, daß ich die Farbe meines Herzens viel zu offen der Welt zur Schau getragen hätte, und sie immer zu bestimmt ausgesprochen gewesen, es ist also wohl Zeit, daß ich einmal beginne die Welt zu täuschen und als eine Wechselnde mich darzustellen, wenn ich doch leider ziemlich dieselbe geblieben bin. Ob mein guter Stern es war, der mich nach Leipzig führte, möchte ich manchmal bezweifeln, und ich weiß, Sie schelten mich deshalb nicht undankbar, — aber das Buch meiner Erfahrungen hat sich dort mit keinem hellen Blatt bereichert, — aber hier hat mich kein Irrstern hergeleitet, denn obgleich ich weder Glück noch Vergessen fand, fehlte es doch nicht an Balsam für manche brennende Wunde, und mehr wie momentane Linderung eines Schmerzes habe ich wohl nicht auf der Erde zu suchen . . . Sagen Sie ihm (Hofrath Keil) bitte mit meinen besten Grüßen, daß sich Walther wie ein Löwe gewehrt hat, um nicht mit Cotta abzuschließen, aber er hat selbst den früheren Contract mit Cotta von meinem Schwiegervater gelesen, der ein solches Unding ist, daß von allen Seiten man eingeengt war; und nicht genug damit hat Cotta auch noch die Rechte der Göschen'schen Buchhandlung gekauft, wo ein Contract existiren soll mit dem Vater, der gar keine Zeit als Abschluß oder Ablauf bestimmt. Ueberdem haben die Herren Vormünder Walther nicht nur erklärt, daß er den Prozeß gegen Cotta kaum zu führen habe, sondern auch im Fall seinen Geschwistern ein Schade daraus entstände von Entschädigung, die er ihnen geben müßte, gesprochen. . .

III.

Briefe von Fr. und A. W. Schlegel, Baggesen, Overbeck, Arnold, der Fürstin v. Hardenberg, von Al. und W. v. Humboldt und Jac. Grimm.

Diese 16 Briefe, von denen die ersten 12 an Villers, die anderen 2 an Campe, den bekannten Inhaber der Verlagsfirma Hoffmann und Campe, und je 1 vermuthlich an Dr. Gries und Professor Wurm, der als Lehrer am akademischen Gymnasium und als Zeitungsleiter in Hamburg hohes Ansehen genoß, gerichtet sind, behandeln die litterarischen und privaten Beziehungen der Briefschreiber und Empfänger zu einander und zu anderen Stellen und sind daher besonders für die Biographie und Charakteristik der Betheiligten von Werth. Aus den Schicksalen der Correspondenten seien hier folgende weniger bekannte Daten angeführt:

Arnold, Georg Dan. (1780—1829), Dialektdichter, bekleidete seit 1809 eine Professur der Geschichte, später auch des römischen Rechts in Straßburg; Overbeck, Chr. Ad., 1755—1821, seit 1814 Bürgermeister

*) Bezieht sich auf die Färbung des Briefpapieres.

seiner Vaterstadt, Krause (1781—1832) ist der bekannte „Panentheist". Baggesen siedelte aus seiner deutschen Heimat 1800 nach Paris über, wurde von hier aus 1811 als Professor nach Kiel berufen und starb auf der Reise nach seiner Heimat am 3. October 1826 in Hamburg. Hardenbergs Frau war eine geborene Gräfin Reventlow, um die Zeit des Briefes, im November 1813, verhandelte Hardenberg mit Metternich und Knesebeck in Frankfurt a. M.

1.

Fr. Schlegel.

Ich muß Sie wohl für einen französischen Conseiller d'état förmlich bitten, de vouloir bien m'accorder un quart d'heure et m'en fixer le jour, wenn ich endlich das Vergnügen haben will, Sie reell zu sprechen. Ich thue dieses hiermit und bitte um Antwort.

Ihr Fr. Schlegel.

Villers' Antwort lautet:

Vous plaisantez en me traitant comme un grand-seigneur, mais moi je n'aurai pas l'impertinence d'en prendre l'air. C'est par un grand hazard que j'ai passé hors de chez-moi les journaux d'avant-hier et d'hier. J'espère bien y être chaque fois que vous me ferez l'honneur de venir me voir.

Je vous salue V.

Le dernier jour de l'an 1804.

2.

Schlegel a l'honneur de saluer Monsieur Villers, et le prie de bien vouloir nous sacrifier une heure ce soir. Il y trouvera le Comte de'Eschersky, qui souhaite infiniment de faire la connaissance de Monsieur Villers.

Je presente mes respects à Madame Rodde.

Schlegel,
Rue de Clichy nro. 19.

3.

Paris, den 3. Pluviose XIII.

Was ich Sie zu bitten habe, war, daß Sie, wenn es seyn kann, Ihren Einfluß beim Publicisten dazu anwenden möchten, folgende kleine Anzeige darin einrücken zu lassen.

Mr. Schlegel Litterateur, qui s'est occupé depuis plus de deux ans à Paris de l'etude de la langue Jndienne ou Sanscrite, va publier un ouvrage sur cet objet qui en fera voir l'importance pour la grammaire generale et l'histoire ancienne de l'Asie et même de l'Europe.

Finden Sie irgend einen Sprachfehler oder sonst Unschicklichkeit darin, so ändern Sie nach Belieben.

Ich liebe sonst dergl. Anzeigen nicht, aber dießmal könnte sie mir für einen besondern und guten Zweck nützlich sein, und in dieser Rücksicht rechne ich auf Ihre Freundschaft und Güte; bitte aber um baldige Besorgung und Antwort, da ich nicht lange mehr hier bin.

Könnte ich nicht noch einmal das Vergnügen haben, einen angenehmen Abend mit Ihnen zuzubringen? — Ich möchte auch gern von Jhnen etwas näheres über die Bibliothèque germanique wissen. Vermuthlich werden Sie doch starken Antheil daran nehmen, und dann habe auch ich die besten Hoffnungen davon.

Empfehlen Sie mich der vortrefflichen Mad. Rodde.

Fr. v. Staël schreibt mir aus Milano und hat mir die angelegentlichsten Grüße an Sie aufgetragen.

Ganz der Ihrige

Schlegel.
rue de Lille no 540
maison des Hormeauz.

4.

Ich danke Ihnen sehr für Ihre freundschaftl. Bemühung wegen der Anzeige im Publicisten. Wie mag wohl die Wiederholung derselben in das Mittwochstück des Journal de Paris gerathen sein, welche merklich geändert ist.?

Sie fragen mich, ob ich nicht an der Bibl. germ. mitarbeiten werde; wenn Sie nicht bloß Mitarbeiter, sondern auch Mit-Redacteur des litterarisch-philosophischen Theils sind und bieten mich hiermit dazu an, falls nämlich nicht bloß Uebersetzungen, sondern auch Original-Abhandlungen philosophischen Inhalts aufgenommen werden. Ich will dann versuchen, wie weit ich es etwa mit Hülfe eines Freundes im Französischen bringen kann.

Haben Sie aber keinen Antheil an der Redaction, und wird diese von Menschen von gewisser vorgefaßter Meinung dirigirt, so werden Sie mich wohl schwerlich zum Mitarbeiter haben wollen.

Ich möchte ein Wort von Ihnen darüber hören. Schieben Sie es aber nicht zu lange auf, denn ich bin im Begriffe zu reisen.

Sollte ich Sie nicht mehr sehen, so empfehle ich mich Ihrem Andenken.

Ihr

Fr. Schlegel.

5.

A. W. Schlegel.

Le chancelier et le sécrétaire du cabinet ont passé vers trois heures, ils sont descendus chez moi, m'ont raconté les nouvelles du quartier gl., ont pris une tasse de café et sont repartis. J'ai recommandé à Mr. de Wetterstedt l'affaire de notre frère. Je n'ai pas voulu troubler votre repos et mettre toute votre maison en rumeur — ils sont restés si peu de temps que vous n'auriez pas seulement pu arriver. D'ailleurs le Cte. Löwenhjilm n'y était pas, il devait arriver plus tard, il n'a pas encore passé — ainsi vous pourrez toujours nous faire avertir. Bien bonjour, j'ai été dédommagé d'une nuit à demie blanche, par quelques anecdotes piquantes du Moloch. Adieu au revoir.

à 8 h. Schl.

6.

J'ai été désolé de vous manquer — je n'étais sorti que pour cinq minutes. J'ai d'abord profité de mes critiques, à l'exception de deux ou trois. J'aurais envie de venir chez vous envers sept heures et de prendre ensuite le thé chez Mad Rodde. Faites moi savoir je vous prie si cela ne la génierait pas.

à 6 heures Tout à vous.
Schl.

7.

Vous m'obligeriez infiniment, si vous vouliez vous soumettre à l'ennui de

parcourir cette seconde épreuve, et de me dire en suite, si vous avez des critiques de style ou de grammaire à faire.

Mille de grace, ne montrez cette feuille à personne. Tout à vous Schl.

8.

Voici ma préface. Auriez-vous la grace de me communiquer vos remarques avant que je la fasse copier?

Je suis invité à souper chez Herkely [?] — en êtes-vous?

mardi matin. Tout à vous Schl.

9.

Baggesen.

Oui, mon cher ami, j'aurai le plaisir de me rendre chez Vous demain matin à l'heure, pour aller sous vos ailes présenter mes hommages au représentant des allemands. Je seroi charmé de voir les deux grandes nations en face l'une vis à de l'autre. Je ne risque point d'oublier la terre en passant l'Enfer — il y a trop dans le dernier qui sent la première, et vice versa. Mais j'aimerois parcourir l'un et l'autre avec Vous.

Salut, estime, et attachement.

Lundi 9. B.

Mille compliments de la part de Votre collega et de nous deux à Votre Minerva.

10.

Overbeck.

H. 3. Juni 1806.

. . . Trunken noch vom gestrigen schönen Genusse ersuche ich Sie aber noch einmal meinen Duodez-Namen wegzustreichen*), und dafür — Kleist zu sezen, einen Heros, den Sie — oder ich müßte mich sehr irren — übersehen haben.

11.

Arnold.

Strassbourg, 4. Sept. 1814.

. . . Je compte passer le mois prochain à Paris et me rejouir beaucoup d'y trouver un de Vos amis Mr. Benjamin de Constant à qui je servis de Cicérone à son passage par notre ville il y a deux ans. Le principal but de mon voyage sera de reclamer pour notre université differentes exceptions ou privilèges sans les quels il me paroit impossible de la relever de la decadence où elle se trouve depuis vingt ans. Mais serai je écouté? Placet conatus!

12.

Die Fürstin von Hardenberg.

Monsieur!

Retires a la Campagne au mois de Novembre, bornés pour toute société a un petit cercle de famille, sans inquietude sur le passé, sans plan pour l'avenir, nous vivons ici dans un état de beatitude plus céleste qu'il ne convient a des

*) In Villers' „Sur la manière differente etc.“

habitants de ce monde. C'est pour nous tirer de cet état pénible, que je prends la liberté Monsieur, de m'addresser a Vous, non seulement pour l'envoy, mais surtout pour le choix de quelques livres qui puissent charmer nos loisirs et nous faire agréablement passer les longues soirées que nous avons devant nous. Je désire quelques romans Anglais, parmi les quels je désigne particulierement Eveline de Miss Barnay, ensuite tout ce que Vous jugerez convenable, sera bien venu, histoire, belles lettres, poesies, traduction des Anciens, Auteurs français, Allemands, Anglais n'importe; Vos connaissances, Votre goût me garantissent la bonté du choix. Le journal de l'Empire ou quelqu' autre papier français nous ferait encore grand plaisir. Pardon Monsieur de mon importunité atribuez la en partie a Me. de Constant, il m'a si souvent de Votre complaisance, que cela m'a encouragée à la mettre à l'épreuve . . .

Hardenberg, den 15. Nov. 1813. Me. de Hardenberg.

13.

Al. v. Humboldt.

Mon respectable ami! Vous êtes bien aimable d'avoir eu la bonté de me faire voir un ouvrage qui m'interesse sous bien des rapports. Je le donnerai en Votre nom à Mr. Haug. Je n'ai pas été mécontent que la lettre „n'a été imprimée qu'en extrait et si Vous ne l'avez pas déjà inseré dans la Decade, je Vous supplierai de ne pas le faire. J'aurai l'honneur de vous confier la cause pourquoi je le desirerais ainsi.

Agreez les assurances de mon admiration et de ma reconnaissance.

Samedi matin. Humboldt.

14.

W. v. Humboldt.

Tegel, 28. Juni 1802.

. . . Ich muß Ihnen nemlich sagen, weil es sehr erlaubt ist, dies nicht zu wissen, daß die Vaskische Sprache (le Basque) eine der ältesten bekannten Muttersprachen Europens ist, daß man noch gar keine gründliche in Frankreich, England oder Deutschland gangbare Schrift über sie, sondern nur eine seltne spanische und eine nicht häufigere französische (beide sehr mangelhaft) Grammatik, und ein noch viel selteneres spanisches Wörterbuch hat.

15.

Krause.

Dresden, am 16. Julius 1823.

Mein verehrter und geliebter Bruder!*)

Mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich der Stunden, die ich in letzter Ostermesse im Gespräche mit Ihnen zugebracht. . . . Auch auf dieses Gymnasium [zu Altenburg], sowie auf mehre andere, hat jene sich von den Jahren 1813 herschreibende Erregung eingewirkt, daß die Jünglinge schon als Schüler Verbindungen untereinander eingehen, die kaum Akademikern zustehen . . .

Jacob Grimm.

16.

Verehrter herr Doctor,

erst heute statte ich meinen dank ab, für Ihren vortreflichen, durch Sie noch

*) Sc. „Logenbruder".

werthvoller gemachten Ticknor. schon im september empfing ich das buch, (wer hätte gedacht, daß mir meine alte silva de romances solche früchte tragen sollte!) aber eine herbstreise kam dazwischen und dann drängte unabläßig die ausarbeitung des wörterbuchs, erst in diesen weihnachten suchte ich das versäumte einigermaßen nachzuholen.

Berlin neujahrstag 1855.

17.

Hochgeehrter herr Professor,

den überbringer dieser zeilen kennen Sie bereits aus der von ihm herausgegebenen historischen zeitschrift. es wird ihm erwünscht sein, wenn Sie ihm Ihre ansicht und erfahrung über die fortsetzung und vervollkommnung seines unternehmens nicht vorenthalten wollen.

... Ich bin Ihnen dank schuldig, für das programm über Villers, mit dem ich in seinen letzten lebensjahren viel und freundschaftlich zu Göttingen und Kassel verkehrt bin.

Berlin 13. Mai 1845.

Sollten Sie Dr. Rée*) kennen und sehn, der mir eine interessante schrift über die sprachverhältnisse der Juden zugesandt hat, so bitte ich ihm zu danken in meinem namen. nur war es mir bei vielen arbeiten, in welchen ich stecke, ganz unmöglich mich öffentlich darüber zu äußern wie er wünschte.

---

*) R., geb. 1815 zu Hamburg, seit 1848 bis zu seinem Tode am 13. Jan. 1891 Leiter der Israelitischen Freischule daselbst, schrieb unter anderem über „Die Sprachverhältnisse der heutigen Juden", Hamburg, 1848.

Tonkunst und Kritik.

Von

Carl Fuchs.

— Danzig. —

Cap. I. Einleitung.

Bedeutung und Fassung der Frage.

Eine Wiener Zeitschrift („Neue musikalische Presse") erließ vor einiger Zeit (noch vor der Affaire Kerr contra Tappert und Lackowitz) eine Rundfrage an eine Anzahl musikalischer Kritiker in Deutschland und Oesterreich, wie über die Besuche der Künstler bei den Kritikern zu denken sei, — jene Besuche, die die Mehrzahl der Künstler den Musikreferenten in einer Stadt zu machen pflegen, bevor sie daselbst vor dem Publicum auftreten, sei es, daß sie in dieser Stadt sich zu eingreifender leitender Wirksamkeit niederlassen, oder an der Opernbühne engagirt werden, oder nur einmal als Solisten sich hören lassen wollen. Vielleicht hat das Wiener Blatt nur diese letzte Kategorie von Künstlern im Sinne gehabt; jedenfalls erwartete es eine kurze Erledigung der Frage in den Grenzen der Briefform. Ueber diese wuchs mir die Erörterung der Angelegenheit unwillkürlich hinaus. Denn das Interesse, das jene Frage anregt, beruht eben auf der Vielfältigkeit der Erwägungen, die sie hervorruft, sobald man sie über das Niveau einer bloßen Klugheitsfrage erhebt. Es ist leicht abzusehen, daß diese Erwägungen dann das ganze Verhältniß zwischen Künstler und Kritiker, und weiter hinauf das Verhältniß zwischen Kunst und Kritik überhaupt betreffen werden.

Zunächst wäre die Erörterung dieses Verhältnisses zwar auf die reproductive Kunst zu beschränken, insofern nur deren Vertreter bei der von Wien her aufgeworfenen Frage gemeint sind. Aber die Kritik über das Werk, das ein Künstler vorführt, gehört mit zu einer Kunstkritik über sein Auftreten, sobald dieses Werk noch unbekannt ist, zumal wenn der Künstler der Erste ist, der es aufführt, und besonders, wenn er selbst der Componist des Werkes ist — Abende, in denen ein Componist seine eigenen Werke vorführt, als Dirigent etwa oder als Pianist, sind nichts Seltenes mehr. Aber selbst ohne dies drängt uns die Frage nach der Möglichkeit musikalischer Kritik im Vorübergehen auch auf jenes Gebiet hinüber. Ich will es versuchen, hier, wo ein weiterer Spielraum der Betrachtung vergönnt ist, die gestellte Frage auf breitester Grundlage zu erörtern. Wenn zwischen Künstlern und Kritikern ich mich mit meinen Sympathieen nach einer von beiden Seiten neigte, so wäre es eher die der Künstler, zu denen ich mich von Beruf noch zähle; doch habe ich die Schwierigkeiten und die Bitternisse des Kritiker-Amtes in zehn Jahren hinreichend empfunden, um zu wünschen, daß auch nach dieser Seite Gerechtigkeit geübt werde.

Der Sinn aller Höflichkeit ist nun der, daß Menschen einander durch den Achtungserweis und die Rücksichtnahme im persönlichen Verkehr das Leben erleichtern, auch wenn sie nicht umhin können, einander in ihren Ansichten und Absichten zu bekämpfen, weil es bei diesem Kampf ohnehin nicht ausbleibt, daß die natürlichen Schattenseiten der menschlichen Natur dem Anderen das Leben erschwerend wirksam werden.

Ein allgemeines Gebot der Höflichkeit aber ist, daß Einer, der in den Wirkungskreis eines Anderen eintritt, ihm seine persönliche Bekanntschaft nicht vorenthalte, sofern äußere Umstände dies nicht ersichtlich verhindern.

Im freien Verkehr al pari, wie er zwischen Künstler und Kritiker stattfindet, so lange die Achtbarkeit des einen von beiden Theilen nicht öffentlich bestritten ist, also wo der Besuch nicht durch Herkommen und Subordination (wie im Verkehr unter Beamten) erzwungen wird, ist der Besuch in höherem Grade ein wirklicher Achtungserweis, seine Unterlassung also auch deutlicher das Gegentheil.

Wenn behauptet wird, daß Künstler und Kritiker die einzigen Parteien sind, die von der Höflichkeit gegen einander eine wenn auch nur stillschweigende Ausnahme machen müssen, so muß zum Beweise ein höheres Interesse zu Gunsten der Unterlassung aufgezeigt, es müßte also nachgewiesen werden, daß die Begegnung zwischen Kritiker und Künstler vor der Leistung eines jeden von ihnen die Bedingungen des Zustandekommens einer richtigen und gerechten Kritik unter allen Umständen verschlechtert. Ob dem so ist, soll in der Folge denn auch untersucht werden.

Die Höflichkeit taxirt die Stärke des Anlasses zu einem Achtungserweise nur nach der Höhe, Würde, Schwierigkeit, Verantwortlichkeit des Amtes, das Einer versieht, nicht nach der Würdigkeit des Inhabers, so

lange dessen Unwürdigkeit nicht notorisch ist. Ist sie das bei noch vorhandenem Einfluß, so ist der Besuch servil oder ein Act der Noth, nicht der Höflichkeit. Ist die Würdigkeit nur nach Privatansicht zweifelhaft, so ist der Achtungserweis, den der Besuch darstellt, wiederum nicht mehr ein Act der Höflichkeit, sondern der Klugheit. Von diesem Standpunkt betrachtet hat die Frage keine Schwierigkeit. Viel wird bei dem Besuche bei dem parteiischen, also seiner Stellung unwürdigen Kritiker übrigens auch nicht herauskommen, denn wenn ich ihm die Ursache der Parteilichkeit benehme, die er aus der Unterlassung meines Besuches entnehmen würde, so hat er dafür vielleicht drei andere.

Sollten nun blos die Kritiker von den Künstlern aufgesucht werden, die das Ideal ihres Amtes voll verwirklichen, so fürchte ich, es bekäme keiner einen Besuch, „denn behandelt einen Jeden nach seinem Verdienst, und wer ist vor Schlägen sicher?" Ich will aber daran erinnern, daß Hamlet dieses Wort, obwohl er es verallgemeinert, in Bezug auf Künstler sagt.

Es ist trotz des Pessimismus gerade die Höflichkeit (des Herzens), die jenes Wort spricht. Es kann ein Kritiker, wenn er dem Ideal des kritischen Berufes nicht genügt, im ehrlichen Streben darnach, das freilich ohne die erforderlichen intellectuellen Eigenschaften nicht unternommen werden soll, doch noch der Achtung und der Beachtung werth, d. h. sachkundig, unparteiisch, geistig geschult und redegewandt sein.

Um die Situation aber vollständig zu beleuchten, müssen wir uns das Ideal des Kunstrichters vergegenwärtigen. Ich nehme voraus, daß ich die Frage, ob der Besuch des Künstlers bei dem Kritiker vor eines jeden Leistung zu empfehlen sei, in der Beschränkung auf den echten Kritiker und den echten Künstler (d. h. den, der nicht blos ein seelenloser Techniker ist) bejahe. Ich wiederhole, daß ich die Frage dahin stelle, ob die Bedingungen zum Zustandekommen echter Kritik durch den Besuch des Künstlers verschlechtert werden, und behaupte das Gegentheil. In dieser Fassung wird die Frage dadurch, daß der Kritiker sich für die als unangenehm empfundene Unterlassung des Besuches nicht durch die Kritik rächen darf, nicht gegenstandlos.

Capitel II.

Ideal des Kunstrichters.

Erstens soll der Kritiker ein lebhaftes Musikgefühl, eine starke Empfänglichkeit für das musikalisch Wahre, Große und Schöne, für alles Bedeutungsvolle, Tiefe, Hinreißende oder Bezaubernde in einem Werk der Tonkunst und in dessen Vortrage besitzen. Dazu gehört, was den Vortrag

betrifft, vor Allem ein in vielfacher Erfahrung gebildetes Vermögen der Unterscheidung zwischen erlernter Technik und angeborenem Talent: er soll der Anwalt des wahren Talents sein, wenn es sich mit offenbarer Tüchtigkeit verbindet.

Wo ihm nicht, wie es in Weltstädten in Bezug auf die Oper möglich ist, ein Specialgebiet der Kritik überwiesen werden kann, soll der Kritiker auf allen Gebieten der Tonkunst orientirt sein: er soll mit dem Geist der Länder und der Zeiten, aus denen die vorgeführten Kunstwerke stammen, vertraut sein; er soll von Opern und von Oratorien (geistlichen und weltlichen), von Sologesang und Chorgesang jeder Art, von symphonischer und von Kammermusik, von allen gebräuchlichen Arten des instrumentalen Solovortrags bezüglich Litteratur und Technik (des Claviers, der Orgel, der Geige, des Cellos u. s. f.) und vom Dirigiren, also auch vom Orchester, Kenntniß und Verständniß in hinreichendem Maße besitzen und seine Gesichtspunkte nicht aus der Vorliebe für eine bestimmte Periode oder Richtung oder Methode in der Musik entnehmen. Selbst sein Entzücken an einem ihm bekannten und beliebten Musikstück soll ihn nicht so weit zum Mitgenießen verleiten, daß er darüber Mittelmäßigkeit der Ausführung überhörte, was durch das Hineintragen eines Erinnerungs- oder Affectionswerthes in das Gehörte sehr wohl geschehen kann. Gerade ein Musik lebhaft empfindender Musiker ist in dieser Gefahr*). Zunächst also soll der Kritiker in Bezug auf Naturanlage („Persönlichkeit") und Wissen die Bedingungen erfüllen, die zu einem sachlich zutreffenden Urtheil gehören.

2. Nach der ethischen Seite, die für unseren Gegenstand ebenso wesentlich in Betracht kommt, soll der Kritiker mit seiner Person und seiner Namensunterschrift für sein Urtheil einstehen wollen und können. Bei der Gewinnung seines Urtheils (unter dem Hören) und bei dessen schriftlicher Abgabe soll er von allen persönlichen Eindrücken und Einflüssen unabhängig bleiben: von Schönheit und Häßlichkeit, von Geschlecht und Lebensalter, von Liebenswürdigkeit und Unliebenswürdigkeit und allen ihm etwa sonst bekannten Charaktereigenschaften der Künstler, mögen diese an sich Sympathie oder Antipathie, Achtung oder das Gegentheil verdienen, an Anderen oder auch an ihm selbst sich angenehm oder unangenehm bethätigt haben. Von dieser Regel sollen selbst Verleumdung, Haß, Verfolgung und auch noch der beleidigende Versuch grober Bestechung ihn nicht abbringen. Kein Weltruhm, verdient oder unverdient, soll sein

*) Es ist damit ähnlich wie mit der völligen Harmlosigkeit, mit welcher Liszt selbst solche Stücke, die ein frisch und rein gestimmtes Clavier besonders wünschenswerth machen, z. B. sein Ave Maria in E-dur auf einem stark verstimmten Instrument zu spielen vermochte. Adolf Henselt erzählte mir das mit dem Ausdruck, Liszt habe das „mit der größten Heiligkeit" gethan. Seine Phantasie war dabei eben noch stärker als sein Gehör, er hörte in der Ekstase nur sein Stück oder sein Spiel.

Urtheil über die einzelne Leistung im Voraus gefangen nehmen. Unternehmungen, die große und viele materielle Interessen in Bewegung setzen, Vereinen und Parteien soll er furchtlos gegenüberstehen. Verlust an Sympathien, Zuwachs an Antipathien, auch wenn sie ihm in seiner Lebensstellung, seinem anderweitigen Wirken schaden, soll er ignoriren. Desgleichen soll er als Musiker seine etwaige Rivalität mit einem Beurtheilten auf dem eigenen Specialgebiet, vollends Concurrenz mit diesem in örtlichem Erwerbe vergessen können. Alle gegen seinen Ruf und Charakter aus der Kritik möglicherweise entstehenden Vorurtheile, kurz seinen gesammten persönlichen Vortheil und Nachtheil soll er bei der Kritik hintansetzen, auch wenn ihm sein dafür bezogenes Gehalt keine hinreichende Deckung dagegen gewährt. Er soll auch aller anderen gelegentlich in seinem Privatleben entstandenen Stimmung oder Verstimmung jeglichen Einfluß auf sein Urtheil verwehren, sofern er es dabei nicht vorziehen muß, im Einzelfall vom Urtheil abzustehen, nämlich wenn die Bekämpfung einer Verstimmung, wie immer sie verursacht sei, sich ihm als unmöglich erweist. In alle Dem soll er es bis zu jener moralischen Virtuosität gebracht haben, von der der Begriff und selbst die Ahnung den meisten seiner Leser fremd zu sein pflegt: sie verlangen von ihm mit aller Feierlichkeit und als von Allem das Leichteste, daß er unparteiisch schreibe, denken aber nicht im Traume an die Frage, ob sie ihn auch unparteiisch lesen. Er aber soll vermöge jener Virtuosität im Stande sein, bei der ausgezeichneten Leistung selbst eines thätigen Feindes seiner Person Geist und Wärme im Lobe nicht zu sparen, wie er es der Sache, dem Publicum und seinem Auftraggeber (der Redaction) zweifellos schuldig ist. Er darf sich nicht hinter den Vorwand flüchten, daß er thatsächlich bei der Wahrheit bleibe, wenn er in solchem Falle es bei der kühlen Anerkennung bewenden ließe. Denn was ist nicht Alles noch „Wahrheit", ohne der Wahrhaftigkeit zu genügen! „Man kann Jemand so loben," sagte Th. Kullak einmal, „daß kein Hund ein Stück Brod von ihm nimmt." (An ihn mußte ich denken, als ich später selbst einem Meister in dieser Art der empörenden Herablassung begegnete.)

3. Die moralische Virtuosität, die umfassende Sachkenntniß und selbst die starke Empfänglichkeit für musikalische Eindrücke nebst dem Formensinn machen zusammen den Kritiker doch noch keineswegs aus. Dazu, das Amt eines solchen zu versehen, gehört außerdem Geist und Stil, d. h. die Fähigkeit, eigene Gedanken zu haben und ihnen einen ebenso schönen, wie verständlichen und beredten Ausdruck zu verleihen.

Wirkliches musikalisches Talent ist zwar unvereinbar mit Unbeweglichkeit und Unfruchtbarkeit des Geistes, also mit dem, was man unter Geistlosigkeit versteht. Dieser Satz wird nur durch die Thatsache eingeschränkt, daß auch die bloße Herrschaft über die Compositionstechnik, die zuletzt eine Technik ist wie jede andere, einem gelernten Musiker den Anschein des

productiven Talents geben kann. Dieses selbst aber wird immer nur bei einem Menschen von geistiger Beweglichkeit seine Wohnung aufschlagen. Man kann dasselbe von einem echten und reichen Talent der Reproduction sagen, ja dieses bedarf der Universalität des Geistes noch stärker als der Componist, wenn es ihm auch an Tiefe nicht gleichkommt. Nur muß auch dieses Talent nicht mit dem bloßen Techniker verwechselt werden, der freilich in der Regel schon von Weitem an seiner Berühmtheit zu erkennen ist, ehe er noch den Mund aufthut. Die starke Receptivität für Musik, die wir als das Mindeste vom Kritiker fordern, ist an sich immerhin erst die geringste Bürgschaft für geistigen Reichthum. Auf keiner Stufe aber verbürgt musikalisches Talent schon die Eigenschaft des Schriftstellers, die Herrschaft über das Wort. Dazu gehört wieder außer der Anlage die Schule und Uebung des Geistes in dieser Richtung, bis zur Schlagfertigkeit im Augenblick, denn lange an der Feder zu kauen hat ein Kritiker nicht Zeit. Ohnehin treten in Bezug auf die Herrschaft über das Wort an Niemanden stärkere Anforderungen heran, als an den musikalischen Kritiker: was wäre schwerer, als musikalische Eindrücke beschreibend in Worte umzusetzen? soweit das überhaupt möglich ist, sei es ein neues Werk, oder die geniale Ausführung eines bekannten Werkes, die beschrieben werden soll. Auch im Gegensatz zur Ausführung eines Werkes stellt die Angabe seines wahren Inhaltes, wie ihn der Kritiker empfindet, die nämliche Forderung. Ohne eigenen Geist aber ist der Kritiker nicht würdig, noch fähig, Leistungen angemessen zu besprechen, zu deren Erzeugung die höchsten Vorzüge des menschlichen Geistes gehören. Die Kritik einer genialen Kunstleistung soll selbst ein Kunstwerk sein. Die Sachkenntniß zur Beurtheilung der Leistungen eines vornehmen Sportsman besitzt am Ende auch ein Pferdeknecht — was wäre es aber gewesen, wenn der griechische Rosselenker, der im edlen Wettkampf zu Olympia gesiegt, statt eines Pindar, um ihn zu preisen, nur einen Kutscher gefunden hätte? oder Pindar selbst nur einen Sklaven, der schlecht und recht mit Knaben Hexameter zu memoriren gewohnt und befähigt war? Für den olympischen Sieger war Pindar der beste Kritiker, selbst wenn er sich bezüglich der Sachkenntniß auf das Urtheil der Preisrichter hätte stützen müssen. Nicht so sehr der Tadel, als das Lob stellt hohe Anforderungen an den musikalischen Kritiker; es ist noch keine Kritik, wenn ich sage, „es war sehr schön", oder „es war mit einem Worte vollendet", oder von Leistungen der Anmuth: „Fräulein X. war einfach süß." Beim Tadel soll man den Geist, wenigstens das Bonmot, eher sparen; er verwundet ohnedies genug. Es ist aber schwerer, mit Geist zu loben, als mit Recht zu tadeln.

4. Der Kritiker soll endlich nicht ganz außerhalb allen praktischen Kunstbetriebes stehen, er soll selbst auf irgend einem Gebiete der Kunst ein erhebliches Können besitzen und sich der Kritik damit gestellt haben. Sonst kann er nicht wissen, wie dem Künstler zu Muthe ist, dem obliegt,

etwas Erhebliches zu bestimmter Stunde, an bestimmtem Ort vor Publikum und Kritik, also so gut wie unter allen Umständen, zu können.

Nach alle Dem „soll" der Kritiker nicht viel weniger als eine Art Halbgott sein, nämlich nach der ethischen Seite allein schon (wenigstens auf jedem nicht weltstädtischen Terrain) ein Uebermensch an Unpersönlichkeit, während er durch Wissen, Können, Geist und Gesinnung gleichwohl „eine Persönlichkeit", also zu stärkerem Selbstgefühl berechtigt, sein soll.

Nach der vulgären Vorstellung ist der Kritiker Jemand, dessen Metier vor Allem darin besteht, Fehler anzumerken und Tadel auszusprechen, und mit dieser Vorstellung verbindet sich unwillkürlich die, daß er Lust am Tadeln und der dadurch ausgeübten Macht empfinde — oft genug trifft es ja auch zu. Von dieser Vorstellung mag unser Idealbild sich weit entfernen, dessen Grundfarbe vielmehr die Empfänglichkeit für das lobenswerthe Schöne war. Noch weiter entfernt es sich von der Wirklichkeit der herrschenden Zustände, in denen anonyme Ignoranten selbst an Blättern, deren Leserkreise nach Zehntausenden zählen, keine Seltenheit sind. Aber jeder Zug einzeln genommen versteht sich in diesem Bilde von selbst, daher es auch im Ganzen nicht überspannt, nicht unerfüllbar sein kann. Auch die sachlich höchste Anforderung darin, die Universalität der technischen Sachkunde, ist selbst durch Theilung der Arbeit nicht zu eliminiren. Die Theilung kann nicht weiter gehen, als daß die Oper und etwa noch das Oratorium dem einen, Symphonie- und andere Concerte dem anderen Kritiker übertragen würden. Die gemischte Natur der meisten Concerte läßt die weitere Theilung nach Arten nicht zu, und die soeben erwähnte Theilung entlastet jene beiden Arten von Kritikern auch mehr nur in Bezug auf Kenntniß der einschlägigen Litteratur, als auf technische Sachkunde. Der Concertkritiker könnte in ersterer Beziehung die Kenntniß von der Entwickelung der Oper noch nicht ohne Nachtheil entbehren. Die Theilung könnte sich also fast nur auf die Menge der zu beurtheilenden Productionen beziehen, so daß vor Allem jenes schnöde Stürzen aus der Oper in's Concert oder umgekehrt, oder aus einem Concert in's andere aufhörte, bei welchem wirkliche Kritik gar nicht möglich ist und die demoralisirende Wirkung auf den Kritiker nahe liegt.

Jene technisch höchste Anforderung ist nun zuletzt durch Fleiß und Uebung zu erfüllen möglich. Geist ist durch Fleiß schon nicht zu ersetzen, und noch seltener wird die Erfüllung der ethischen Anforderungen in Verbindung mit der Erfüllung der geistigen und technischen Anforderungen sein, denn auch Geist verbürgt noch keineswegs die moralische Virtuosität, obwohl er sie in diesem Fall, wie ich glaube, erleichtert. Diese Eigenschaft kommt überall in Frage, wo die ethischen Anfordungen sich nicht auf die Unbestechlichkeit im groben Sinn des Wortes beschränken, also in allen Städten, die in Deutschland außer Berlin und dem vielleicht ebenso kosmopolitischen Hamburg im musikalischen Leben mitzählen. Uebrigens be-

zweifle ich es, daß in jenen großen Städten die Anforderung der Unbestechlichkeit die einzige sittlicher Natur sein werde, die an den Kritiker als solcher herantritt: die grobe Bestechung wird ihrerseits wiederum selten gewagt, wo sie nicht mindestens indirect ermuthigt wird. Das Schlimmste ist, wenn die Redaction selbst in einer Weltstadt den Muth nicht hat, den der Kritiker hätte: ich verlor an einem Berliner Blatte, das jetzt ein Weltblatt ist, 1872 meine Stellung als Kritiker nach vierzehn Tagen, weil ich es gewagt hatte, den Herrn Hof-Operncapellmeister, übrigens ganz manierlich, am Rock zu zupfen, indem ich behauptete, er kenne nur zwei Tempi.

Es kommt also für die Verbindung der Eigenschaften, vermöge deren man jenem Ideal gerecht zu werden versuchen kann, vor Allem auf die Persönlichkeit des Kritikers an, viel mehr als z. B. bei dem Richter in Sachen des Rechtes, mit dem man sonst den Kunstrichter im Stillen gern vergleicht.

Capitel III.

Rückwirkungen ungünstiger Kritik auf den Kritiker von Seiten der Künstler, der Vereine und des Publicums.

Welches sind die Rückwirkungen ungünstiger, wenn auch zutreffender und akademischer Kritik, die der Kritiker von Seiten der Künstler und dritter Personen oder des Publikums überall zu erfahren hat, wo er ihnen nicht durch die Größe der Verhältnisse entrückt ist?

Die Zahl der Städte, in denen dies der Fall ist, ist bei Weitem nicht so groß, daß unsere Frage dadurch überflüssig würde. Auch in Weltstädten, wo irgend der Volkscharakter zur Kleinlichkeit, zum Klatsch oder zur Intrigue neigt, hat der Kritiker mehr von jenen Rückwirkungen zu spüren, als man glaubt. Oder der Volkscharakter und der persönliche Charakter des Kritikers verhindern eben das Zustandekommen unabhängiger und wahrhafter Kritik.

Insofern als diese Rückwirkungen dem Kritiker das Leben über die Gebühr erschweren, hängt die Frage dieses Capitels auch mit der Besuchsfrage zusammen, sofern sie aus dem Gesichtspunkt der Höflichkeit zu beurtheilen sind.

Wie oft wird es denn geschehen, daß der Künstler, der die Mängel seiner Leistung erst aus der Kritik erfährt, sie sich eingesteht und dem Kritiker freundlich gesonnen bleibt, weil er den Gewinn aus der Kritik an Belehrung größer findet, als den augenblicklichen Verlust an Ruhm? Ich denke, die Annahme, daß dies die Regel sei, kann nur ein Lächeln erwecken. Es ist fraglos die seltene Ausnahme.

Gesteht der Künstler sich jene Mängel nicht ein, so fühlt er sich schon in der Lage, lediglich natürliche Repressalien zu üben, wenn er bei ihrer

Ableugnung die Intelligenz oder den Charakter des Kritikers herabsetzt. Denn daß er in diesem Falle noch der bona fides des Kritikers sollte Gerechtigkeit widerfahren lassen, empfindet der öffentlich „Angegriffene" bereits als eine übermenschliche Zumuthung, was übrigens menschlich und natürlich ist.

Gesteht er sich die „gerügten" Mängel aber ein, so ist doch noch sehr die Frage, ob er sie auch Anderen zum Vortheil des Kritikers eingesteht. Da Andere dies auch leicht mißverstehen und multipliciren würden, so ist solche Unterlassung auch noch natürlich. „Parlez mal de vous-même, et on vous prendra au mot."

Wenn er dieselben Mängel sich schon eingestanden hatte, ehe er die Kritik zu Gesicht bekam, so wird er sich nicht desto mehr, sondern desto weniger zum Vortheil des Kritikers äußern, da er das Gefühl hat, daß er zu seiner Belehrung des Kritikers nicht bedurft hatte.

Handelt es sich um Fehler, die nicht abzuleugnen sind, weil Andere sie ebenso leicht wahrnehmen konnten, wie der geübtere Kritiker, so wird der Künstler zwar nicht streiten, aber nur zu leicht wird er die Erwähnung dieser Fehler, deren Wirkung er immerhin nicht selbst bemerkt hat, als überflüssig empfinden, und bei sich wie zu Anderen der Mißgunst oder Pedanterie des Kritikers zuschreiben, auch wenn der Kritiker damit nur seiner Pflicht genügt hatte.

Das Alles ist nicht zum Verwundern. Der Künstler, Solist oder Dirigent hat am Tage nach der That Abschied genommen von dem Werke, auf das er sich mit Fleiß und Begeisterung concentrirt hatte. Denken wir uns dabei ein Programm, eine Symphonie, ein Oratorium. Er kehrt jetzt nur mit Ermüdung zu dem Gedanken daran zurück; nach dem Gefecht, das ihm siegreich erschien, denkt seine Seele nur noch an den Ehrentrunk, den die Kritik ihm reichen soll, nachdem er die Lobsprüche seiner Freunde geerntet, mögen diese ihn nun kühl gelassen oder auch schon erhitzt haben. Und nun bekommt er diesen Becher nicht ungemischt!

So weit denke ich noch an den echten Künstler, der nur darum noch kein besonders harmloser und gerechter Mann zu sein braucht. Und erst der unechte, der seine Leistung nur schablonenhaft erledigt hatte und immer eitler ist, als der echte. Was wird er Anderes thun, als nach Möglichkeit dem Kritiker schaden, der ihn ja doch — natürlich mit Unrecht — „angegriffen" hat? Und wenn seine Leistung technisch glänzend war, so glauben neun Zehntel ihm und nicht dem bösen Kritiker.

Denn neun Zehntel (auch von den Kritikern nachgerade) blendet dieser Glanz. Beweis die Erfolge der Liebling (Sally wie Georg) der Grünfeld, Niemann, Friedheim, Dreyschock, Kronke e tutti quanti. Können solche dem ernsten Kritiker an seinem Orte nicht schaden, weil sie ihn morgen verlassen, so thun sie es anderwärts desto mehr, und auf wessen Seite am Orte neun Zehntel sein werden, weiß man vorher. Täuscht

doch auch am Orte wirkend der Seelenlose leicht das Publicum, wenn er nur die Kraft und Ausdauer eines Hausknechts mit der Behendigkeit des Affen am Clavier vereinigt.

Ist der ungünstig, d. h. nicht durchweg günstig beurtheilte Künstler der Dirigent von Concerten eines Cyclus, oder der Aufführungen eines großen Vereins, für die ein besonderes Comité von Musikfreunden sich öffentlich und finanziell interessirt, so beginnt von dieser Seite der Sturm auf den Kritiker, zunächst auf die Redaction seiner Zeitung. Diese Leute selbst haben keine Ahnung, daß und warum die Kritik im Rechte war, aber sie greifen sie an. „Geht" er dieserhalb, so thut er gerade, was seine Gegner wollen, denn ihnen ist der lächerlichste Laie als Recensent lieber, damit der Mann ihrer Wahl vergnügt, und die Kasse, für die sie aus einer lediglich ernsten Kritik, zwar ohne Grund, fürchten, gestrichen voll bleibe. Was der ehrliche Kritiker dabei leidet, der innerhalb der Grenzen seines Berufes seiner Pflicht genügte, wenn auch der künstlerisch wohlbegründete Unwille ihm einmal ein lebhafteres Wort in die Feder dictirte, darüber wird mit brutalem Lächeln hinweggegangen.

Nicht minder zürnen Sänger und Sängerinnen, die im Chor mitgewirkt haben, dem, der den bekannten „Mißton" in ihre schöne Feier oder in das Gefühl des lendemain's bringt, sofern sie die Richtigkeit einer ungünstigen Bemerkung, sie sei noch so akademisch gehalten, nicht einsehen. Und wenn sie sie einsehen, verdrießt sie sie auch. Freilich wer wollte leugnen, daß die Kritik je früher desto stärker auch lobenswerthe Gefühle verwundet, wo und so weit sie das bei einer musikalischen Feier Geschehene nicht feiern konnte! — Gefühle, die mit den Lebensnerven des Vereins zusammenhängen! Wenn sie das nur vermeiden könnte, so lange sie wahrhaft bleiben will! In Aller Herzen klingt noch die Monate lang an das Werk fleißig (?) gewandte Begeisterung und die Freude des (vermeintlich vollkommenen) Gelingens nach, und die Schwärmerei für den Dirigenten ist auf ihrem Höhepunkt. Diese beiden Gefühle sind einem großen Verein durchaus nothwendig, das für den Dirigenten, wenn die Kritik ihm nicht zustimmen kann, ist sein „Leben erhaltender Irrthum" bis an die Grenze der evidenten Mittelmäßigkeit des Dirigenten. Diese Evidenz und jede künstlerische Einsicht, die nicht zu seinen Gunsten spricht, liegt aber für die activen Vereins-Mitglieder, die Zeugen seines Fleißes und seiner angenehmen persönlichen Eigenschaften sind, viel weiter hinaus als für die Kritik; den Fall noch gar nicht eingerechnet, daß der Dirigent jung und gar — unverheirathet ist. Jede kritische Bemerkung und vollends eine überhaupt abfällige Kritik, sie mag noch so unumgänglich gewesen sein, verletzt jene Vereinsgefühle, von denen Jeder mit Recht sich bewußt ist, daß sie zu den Tugenden des Vereins gehören. Sie werden um so mehr gepflegt und geliebt, als Urgefühle der Menschheit in ihnen weiter leben oder wieder erwachen, zu deren Entstehung ehedem die Zusammengehörigkeit

zu einer bürgerlichen oder einer kämpfenden Genossenschaft genügte: das Gefühl der Treue gegeneinander und in der Gefolgschaft und der Stolz auf gemeinsamen Ruhm in der Arbeit oder im Kampf erworben.

Auf unserem Gebiete ist, sobald an das Vereinsleben gerührt wird, das Gefühl der Kameradschaft, der esprit de corps am stärksten in den Männergesangvereinen, wie das seiner Entstehung nach auch am natürlichsten ist. Ebendort ist es darum auch am blindesten gegen Alles, was den Werth der gemeinsamen Leistungen anficht, oder anzufechten scheint, und nirgends schneller ist darum die Feindschaft gegen alle Kritik, die Verachtung für sie, ihre Ausschließung, das gemeinsame Vorgehen gegen sie fertig. Niemand sagt sich, daß echte Kritik Nichts weiter will, als die Leistungen des Vereins und hiermit das Recht auf seinen Stolz, die Innigkeit der Kameradschaft steigern.

Endlich müssen hier noch die Rückwirkungen ungünstiger Kritik — immer die echte ist gemeint — erörtert werden, die der Kritiker von Seiten des Publikums zu erfahren oder zu überwinden hat. Rückwirkungen auf den Kritiker äußern die durch ungünstige Kritik erzeugten Gefühle immer, mögen es nun moralische oder materielle Nachtheile sein, die er erfährt, und mag der Zusammenhang zwischen jenen Gefühlen und diesen Nachtheilen direct wahrnehmbar sein oder sich im Stillen vollziehen.

Die Mehrzahl der dritten Personen, also des Publikums — (das übrigens große Vereine mit ihrem Anhang in mittelgroßen Städten allein schon repräsentiren) — hat der Kritiker im Falle ungünstiger, auch nur theilweise ungünstiger Kritik immer gegen sich.

Dies hat zwei sehr starke Ursachen. Die eine liegt in der Natur der Sache, zum Theil auch in den Zuständen, die andere liegt in der Natur des Menschen als geselligen Wesens.

Die erste Ursache ist, daß die musikalische (wie die schauspielerische) Leistung mit dem letzten Ton oder Wort unwiederholbar verklungen ist; denn Gleichheit der Wiederholung, wenn es dazu käme, ließe sich nicht verbürgen. Es ist daher so gut wie unmöglich, das bleibende gedruckte Wort des Kritikers maßgeblich zu controliren. Diese Unmöglichkeit erzeugt in jedem Falle von ungünstiger Kritik, deren Richtigkeit den Interessenten nicht sofort einleuchtet, wegen der darin liegenden unabwendbaren Uebermacht eine Art von stiller, mehr oder minder heftiger Gegnerschaft gegen den Kritiker. Viele Kritiker sind sich in der That nicht bewußt, in welchem Grade die Unmöglichkeit der Controle ihre Verantwortlichkeit steigert, nämlich bis in's fast Unerträgliche.

Auch der Versuch der öffentlichen sachlichen Remonstration ist dem Künstler so gut wie nirgends ermöglicht. Die Zeitung des Kritikers kann das Antecedens nicht zulassen, weil es zu weit führen würde, und anderwärts fände der Künstler nicht dieselben Leser. (Dies habe ich selbst als Künstler bitter genug empfunden, wenn ich glaubte mit Unrecht abfällig beurtheilt zu sein.) Desto mehr wird für den Künstler Partei genommen.

Die Thätigkeit unberufener, namentlich anonymer Kritiker wird dadurch in der That empörend. Dem Schauspieler kommt gegen die Kritik die größere Deutlichkeit der Erinnerung an das gesprochene Wort zu Statten. Es sind aber nicht nur die Künstler selbst, die diese Unmöglichkeit der zuverlässigen Controle gegen die ungünstige Kritik einnimmt oder empört.

Die zweite Ursache ist die bekannte Neigung des Publikums, der Anwalt des Schwächeren zu sein, als welcher aus jener ersten Ursache der Künstler immer erscheint. Das Publicum ist aber als „Menschheit" der Anwalt auch des Schwächeren, dessen Unrecht es selbst nicht ableugnen mag. Auch darin haben wir es mit einem menschlichen Urgefühl zu thun, das noch den überführten Verbrecher auf das Schaffot geleitet. Wieviel stärker muß es für den Künstler sein, gar wenn man ihn für zu Unrecht angegriffen hält und er schon beliebt war!

Wie sehr das Publicum jegliche Erörterung künstlerischer Mängel persönlich versteht, beweist der Umstand, daß es dafür keine anderen Worte als „Tadel, Angriff, Rüge" hat, die keinen Sinn haben, wo Einer nicht oder nicht ganz kann, was er will, sondern nur wo er nicht will, was er kann, wo er sich nachlässig zeigt und mit seiner Leistung unterhalb seiner Fähigkeiten bleibt — ein Fall, den die Kritik eigentlich gar nicht zu untersuchen hat.

Ein kluger Mann aber denkt hübsch vorher — nicht wahr? an die möglichen Folgen seines Thuns, besonders wenn sie so erdrückende sein können, wie in diesem Falle, und schreibt so, wie die Künstler und ihre Freunde, wie das Publicum und insbesondere die Abonnenten seiner Zeitung es gern lesen? Ich entscheide nicht, wie oft es der Fall ist, ich weiß nur, daß es mit echter, freimüthiger, sachlicher Kritik unvereinbar ist.

Diese selbst aber will mir, so wie ich sie beschrieben habe, nachgerade bedünken wie ein Ding, so gut wie unmöglich, und als könne sich in der Tagespresse jedenfalls nur ein „unpraktischer Mensch" mit ihr befassen, ein Mann, der entweder, nach allen Erfahrungen, sich von seinem Einfluß nicht trennen kann, oder der sich bis zur Unbesonnenheit, bis zur Selbstvergessenheit gedrungen fühlt, das Culturniveau des Ortes, an dem, des Gebietes, auf dem er wirkt, so hoch wie möglich zu erhalten, so weit wie möglich zu steigern, angenommen, daß er in sich die Fähigkeit dazu fühlt, und Andere sie ihm auch zutrauen. Aber selbst dann ist heut die Vergeblichkeit seines Wirkens sicherer als alles Andere. Ich fange an, den amor fati zu begreifen, den der große Friedrich Nietzsche, gleich Friedrich dem Großen, von den Seinen verlangte: die Lust daran, rühmlich zu Grunde zu gehen. Aber die Frage taucht auf: lohnt das um unsere Opern und Concerte? Ein echter Kritiker ist gegenüber der fortschreitenden Brutalisirung insbesondere der Oper wenig mehr als ein Demosthenes gegen einen siegreichen Tyrannen, nur einen erheblich dümmeren, als weiland Philippus von Macedonien.

Wundern aber soll man sich über gar Nichts, das auf diesem Gebiete Menschliches, Allzumenschliches vorkommt, nebst dem Untermenschlichen. Uebermenschliches wird vom Kritiker verlangt, und cui bono ist nicht klar. Sie ist alt, die Klage des Elias: „Herr, ich habe umsonst gearbeitet!“ Und stünde nicht das Krüglein der Wittwe zur Hand, das unerschöpfliche, Namens Illusion —

Capitel IV.

Der herrschende Zustand oder „die viel zu Vielen“.

Die Frage selbst, die gestellt ward, und die unwillkürliche Spannung, die sie erweckt, sind ein Symptom des Verfalls der Kritik, die Hand in Hand geht mit dem offenkundigen Verfall der Kunst. Die Frage wäre gar nicht gestellt worden, sondern hätte sich auf dem Grunde der gegenseitigen Hochachtung zwischen Kritikern und Künstlern von selbst geregelt, wenn es in den meisten Fällen stünde, wie es sollte, wenn es nicht vielmehr in den meisten Fällen so stünde, wie es nicht sollte, d. h. wenn die der Achtung und der Beachtung werthen, also die moralisch und intellectuell zulänglichen Kritiker die Regel und nicht vielmehr die Ausnahme wären.

Entscheidend ist dabei nicht der gelegentlich hervortretende schwere moralische Defect auf Seiten der Kritiker, sondern der starke intellectuelle Defect, der in unseren Zuständen ganz unausbleiblich ist. An beiderlei Uebeln aber sind auf beiden Seiten die viel zu Vielen schuld: es muß in unseren Preßzuständen ihrer viel zu Viele geben, die sich Kritiker nennen, und giebt ebenso derer viel zu Viele, die sich Künstler nennen.

Es giebt viel mehr Kritiker, die der Beachtung als die der Achtung nicht werth sind. Der Bedarf der Presse an Recensenten ist so groß, als daß es nicht anders sein könnte.

Ich lasse die Städte von unter 60 000 Einwohnern von vornherein außer Betracht, weil, unabhängig von der Frage der zulänglichen Intelligenz, in Städten unterhalb dieser Einwohnerzahl kein Musiker, er sei denn pecuniär ganz unabhängig, in einer Zeitung des Ortes freimüthige Kritik an öffentlichen musikalischen Productionen üben könnte, ohne direct seine Subsistenz zu gefähren. Die Einwohnerzahl ist für diese Grenze eher noch zu niedrig gegriffen. Der Leser denke an eine beliebige Stadt von 60 bis 75 000 Einwohnern im Bereiche seiner Kenntniß oder Erfahrung, und frage sich, ob zu glauben wäre, daß daselbst eine sachkundige, freimüthige Kritik über locale wie über auswärtige Künstler ohne sicheren Schaden für den Kritiker möglich wäre? Und fände sich der freimüthige Mann, so könnten die Zeitungen in so kleinen Orten ihn nicht frei reden lassen, weil sie von ihren Abbonnenten zu abhängig sind, es mit großen Vereinen, einflußreichen Familien oder „Kennern“ nicht verderben dürfen oder zu

dürfen glauben. § 1 der preußischen Verfassung schützt Niemanden vor der Illiberalität und der Parteilichkeit eines kleinstädtischen oder kleinstädtisch gesonnenen Publikums, wie es sich auch in größeren Städten findet. Und die Erscheinung der Vorsichtelei seitens Redactionen, die am allerwenigsten um Musik auch nur einen Abonnenten verlieren mögen, wiederholt sich noch bei viel größerer Einwohnerzahl. Mir sind Fälle dieser Art von so scharfer Charakteristik genau bekannt, daß ich jene Einwohnerzahl ohne alle persönlichen Anwendungen wohl als die Grenze der Möglichkeit einer freimüthigen Kritik annehmen darf, selbst wenn für das Amt eines Kritikers die entsprechende Intelligenz sich in kleineren Städten noch fände. Die Möglichkeit der stillen Repressalien und der lauten, die die Stellung des Kritikers untergraben und ihn durch Schaden in Furcht versetzen sollen, hört vielleicht bei Städten von ca. 200 000 und mehr Einwohnern auf, etwa von Frankfurt a. M. mit 198 000 Einwohnern aufwärts, in Köln, Breslau, München, Hamburg, Dresden, Leipzig, wenn in den sächsischen Städten nicht der kleinbürgerliche Sinn noch überwiegt*). Die hier gezogene Grenze ist zwischen 75 und 250 Tausend Einwohnern vielleicht richtiger.

In Wien, Berlin und dem kosmopolitischen Hamburg mögen ethische Anforderungen an den Kritiker nicht weiter herantreten, als daß er sich von grober Bestechlichkeit frei halte, aber zwischen den Grenzen von 60 000 bis ca. 200 000 oder 75 bis 250 Tausend Einwohner hat die freimüthige, sachkundige und geistvolle Kritik bereits einen so schweren Stand, daß wir auch bei der Frage blos nach der zureichenden Intelligenz die Städte unter 60 000 Einwohnern außer Berechnung lassen müssen, selbst wenn einige von ihnen als Stätten der Musikpflege größere Städte an Bedeutung übertreffen. Uebrigens würden sie, mit in Betracht gezogen, die Zahlen für das, was ich beweisen will, noch sehr verstärken.

Nun giebt es in Deutschland 42, in Oesterreich 6, in der Schweiz 2, zusammen 50 Städte mit mehr als 60 000 Einwohnern, in denen deutsche Zeitungen mit Musik-Recensionen erscheinen; die Anzahl der Zeitungen ist (nach dem mir vorliegenden Adreßbuch der deutschen Zeitschriften von Sperling aus dem Jahre 1894) 215.

Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, daß diese 215 Zeitungen sich mit intellectuell (litterarisch und musikalisch) zulänglichen Kritikern versehen könnten?

Musikalisches Talent, natürliche geistige Anlagen, Sachkenntniß und eigenes Können befähigen zum Urtheilen über musikalische Kunstleistungen zweifellos, aber sie befähigen noch nicht zum öffentlichen Kritiker auch nur nach der intellectuellen, insbesondere der litterarischen Seite.

In diesem Umstande, daß völlig competente und zuverlässige Urtheile

*) H. v. Bülow schrieb sich noch 1882 in das Fremdenbuch des Hôtel de Prusse zu Leipzig ein: „Krähwinkel" den so und sovielten. Ipse vidi.

über Leistungen und Künstler ganz ohne geschriebene Kritik allerdings herzustellen wären, liegt die Möglichkeit einer Reform der Kritik überhaupt. Sie sei hier kurz angedeutet. Eine in Bezug auf musikalische Intelligenz über allen Zweifel erhabene und jeder feineren wie gröberen Beeinflussung absolut entrückte Jury von Autoritäten hätte ohne alle Nachsicht für die blos „tüchtigen", die Techniker, wie ohne alle Rücksicht auf die erwerbsbedürftige oder renommeelüsterne Unfertigkeit oder Mittelmäßigkeit symbolische Preise, der Art und dem Grade nach verschieden, oder Diplome zu ertheilen, deren Besitz für die Laufbahn der damit ausgezeichneten Künstler im ganzen Lande entscheidend wäre. Dazu brauchte man nicht mehr als sechs durch musikalische Intelligenz und eigenes Können hervorragende Männer von erprobter Lauterkeit, die ein eigenes nach keiner Seite interessirtes Institut bildeten. Sie könnten sich allenfalls nach Bedarf berathende technische Adjuncten cooptiren, wo es sich um enger begrenzte Specialitäten handelte. Die Zeitungen möchten sich dann nach wie vor von Recensenten am Ort bedienen lassen: Leistungen, die auf öffentliches Interesse keinen vollen Anspruch hätten, würden sich wahrscheinlich von selbst auf das Concert invité beschränken, und den Recensenten am Ort bliebe bei Concerten diplomirter Künstler die Würdigung des Gelingens und die Charakteristik der einzelnen Leistungen und Künstlerpersönlichkeiten, während generaliter das Gewicht ihrer Meinungen in den Augen des Publicums von dem Urtheil der Jury abhängig bliebe. Diese hätte etwa vom Ministerium des Cultus zu ressortiren, nur ohne daß je ein Nichtmusiker in die Entscheidung der Jury hineinzureden hätte. Der Künstler hätte Anspruch auf drei größere Leistungen vor der Jury, falls diese ihn nicht einstimmig nach der ersten Probe abwiese, oder annähme, und die Jury hätte von ihm den praktischen Nachweis vom Besitze eines großen, feingewählten Repertoires, das eingereicht würde (nicht weniger und nicht mehr) zu beanspruchen. Jedes Mitglied hätte das Recht des Veto gegen die Ertheilung von Preisen oder Diplomen. Deren Gültigkeit wäre je nach dem Alter des Künstlers auf eine bestimmte Anzahl von Jahren zu beschränken, nach deren Ablauf er sich wieder zu stellen hätte.

In den heutigen Zuständen, wo das Urtheil an jedem Ort einzeln in Form der binnen spätestens zwölf Stunden (von denen sechs in der Regel zum Schlafen gebraucht werden) druckfertigen Zeitungs-Kritik abgegeben wird, sind die Chancen der Zuverlässigkeit der Urtheile schon in rein intellectueller Beziehung ohne allen Vergleich geringer.

Eine starke Empfänglichkeit für das musikalisch Schöne, für die Aeußerungen des Talentes oder Genies, zusammen mit der Fähigkeit zu eigenen Gedanken, litterarischer Bildung und Beherrschung des geschriebenen Wortes kommt in einer Persönlichkeit nicht vor, ohne daß aus ihr mehr würde, denn ein Gelegenheits-Kritiker. Daraus wird vielmehr jedesmal ein Musikschriftsteller, der im Stande ist, sich einen litterarisch geachteten

Namen zu machen. Darnach gäbe es heut nicht mehr intellectuell zureichende Kritiker, als es solche Musikschriftsteller giebt, d. h. noch nicht so viel wie Berlin mit 24 oder Wien mit 13 Zeitungen allein gebrauchen würde, selbst wenn nicht zum echten Kritiker noch die ethische Qualification gehörte, die in Städten zwischen 75 000 und ca. 250 000 Einwohnern erforderlich wird. Nun wird aber diese ethische Qualification außer der intellectuellen in diesen Städten erforderlich, ohne daß übrigens die ethische Forderung in den größeren Städten ganz verschwände. Also entsteht der Kritiker, wie er sein soll, noch schwerer als der Musikschriftsteller, bei dem es wesentlich nur auf Geist ankommt, Kenntnisse und Talent vorausgesetzt.

Es mag sein, daß der Volkscharakter, die Traditionen des Ortes, das höhere Maß von Allgemeinbesitz musikalischer Feinfühligkeit im Publicum dem Kritiker es anderwärts moralisch leichter machen, als im Bereiche meiner Erfahrung, wo das maßgebliche Mitreden und Mitthun von ganz einseitig gebildeten Dilettanten, ja von Stock-Laien in musikalischen Dingen, der von ihnen gelegentlich geübte illiberale Druck auf die Freiheit der Meinung und möglichst der Presse selbst, die Parteilichkeit im unmusikalischen Publicum und die Lust an einer durchaus unkritischen Opposition gegen die berufene Kritik aus an sich lobenswerthen, oder auch aus anderen Motiven eine ungewöhnliche Höhe erreicht. Aber man darf wohl überzeugt sein, daß die Stellung des wirklichen, selber musikalischen, sachkundigen, freimüthigen und geistvollen Kritikers in den Städten zwischen 75 und 200—250 Tausend Einwohnern überall eine Kampfstellung ist, oder — Nb. wäre! Im Publicum ist stets der innere Widerstreit lebendig, daß es Geist und Unparteilichkeit will und sie in der Person des Kritikers doch mehr bekämpft, als ehrt, ein Mißstand, der erst da unterbleibt, wo die Größe der Verhältnisse es unmöglich macht, den Kritiker dieser Art oder seine Auftraggeber zu molestiren. (Die Mitglieder jener von allen litterarischen Obliegenheiten freien Jury wären von solcher Kampfstellung und jedem Versuch, durch voraussichtlichen persönlichen Nachtheil oder Vortheil Einfluß auf die Kritik zu gewinnen, völlig frei.) Das Erscheinen der Kritik am Abend oder gar am Morgen nach der That des Künstlers oder eines Vereins, wo sie nicht lediglich gepriesen werden kann, erhöht allein sehr wesentlich die Aufregung darüber, und damit den Reiz der Bekämpfung. Diese aber hat am moralischen oder materiellen Nachtheil, der dem Kritiker erwächst, eine sehr viel wirksamere Waffe, als der Vortheil es ist, für den zuletzt doch nur die gemeinen Naturen empfänglich sind. Verkennung, Haß, Verleumdung sind für den anständigen Menschen doch wohl schwerer zu ertragen, als materieller Vortheil abzuwehren ist? Uebrigens hat der moralische Nachtheil leicht den materiellen im Gefolge, den der Kritiker in seinem anderweitigen Berufe erleidet. Eben darum ist es viel unanständiger, wenn dritte Personen durch Zufügung moralischer Nachtheit ver-

suchen, den ehrlichen Kritiker wankend zu machen, als wenn ein Künstler etwa einen Kritiker besticht, von dem er weiß, daß er bestechlich ist und ohne Vortheil nicht bei der Wahrheit bleibt. Jener wird vielleicht in einem Urtheil blos aus dem Grunde wankend, daß er zeigen will, er sei der Uebelwollende nicht, für den eine Partei ihn hält und ausgiebt.

Kein Kritiker wird vermessen genug sein, von sich zu behaupten, daß er dem oben aufgestellten unbestreitbaren Ideal des Kunstrichters jederzeit Genüge leiste. Wir, die Ehrlichen und Berufenen, müssen uns auch manchmal „geberden, wie wir können", weil wir nicht Zeit genug behalten, uns diesem Berufe so weit zu widmen, wie es manchmal zu wünschen wäre. Aber es giebt auch eine Grenze, bis zu welcher man sich auch nur das Streben erlauben darf, jenem Ideal „nach bestem Wissen und Gewissen" zu genügen, nämlich wenn das „beste" Wissen nicht gut genug, d. h. wenn es in Bezug auf die Litteratur und die Technik der verschiedenen Kunstzweige zu arm, dabei das eigene Können in der Kunst vielleicht gleich Null, das „beste Gewissen" also auch nicht vorhanden ist, weil das gute Gewissen dabei nicht bestehen kann.

Der intellectuelle Defect aber, während das kritische Amt gleichwohl öffentlich in der Zeitung des nächsten Tages ausgeübt wird, wirkt an sich schon demoralisirend auf den Kritiker, welchen Punkt er auch betreffe. Mangel an Kenntnissen in der Litteratur eines Kunstzweiges bewirkt die wiederholte Anmaßung des Urtheils über Unbekanntes, da kaum der geübteste Musiker, sofern die Ausführung nicht offenbar mangelhaft ist, sich die Grenze zu ziehen vermag, wie weit ein etwaiges Mißfallen oder ein Mangel an Erfolg dem Werke, und wie weit Beides der Ausführung zuzuschreiben sei. Mangel an Kenntniß der Technik des betreffenden Kunstzweiges macht das Urtheil langsam und unsicher — abgegeben wird es gleichwohl schnell und anscheinend sicher: der Recensent endigt dann in jedem Fall bei dem niedrigen Gefühl, „groß vor der Welt und vor sich selber klein" zu sein, das ihn für später der Beeinflussung aussetzt, zuerst der feineren, dann der gröberen. Im Falle des ungünstigen, aber unsicheren Urtheils übt er sich außerdem im Bewußtsein des straflos zu begehenden Unrechtes, also in der schändlichen Ueberhebung. Fehlt es ihm an der starken Empfänglichkeit für Musik, so langweilt er sich schon bei der Gewinnung des Urtheils, und nur das offenbar Tadelnswerthe tritt in seine Wahrnehmung, er sinkt also zum „Merker" oder Mäkler hinab, der sich voll Ueberhebung zugleich durch die Form des Tadels für die ausgestandene Langeweile rächt. Ist er geistlos, so langweilt ihn die Abfassung des Urtheils selbst und die dabei erlittene Qual und macht ihm das Metier von dieser Seite zum Ekel, wenn das nicht schon von der anderen Seite der Fall war — auf die legale Wahrnehmung des Amtes wird ihm dann auch immer weniger ankommen. Der geistvolle Kritiker hat auch im Falle des wohlmotivirten minder günstigen Urtheils noch an der eigenen Production

Freude und Lust, bei der er sich nur vor der Lust an der Schärfe zu hüten hat, wenigstens so lange er noch einer als Kunstleistung zu bezeichnenden Production gegenüber war, bei der er sich auch schon viel seltener langweilt, als der Unempfängliche. Fehlt es dem Recensenten an jedem eigenen Können in der Kunst, also an allem eigenen Gefühl für die Aufgabe des Künstlers und ihre Höhe, so wird er wieder leicht zur Unterschätzung der Leistung und des Künstlers, also wieder zur Uebung im übermüthigen Absprechen gelangen. Hernach, wenn er andere, competente Urtheile hört, fühlt er sich widerlegt; je mehr Defecte er nach der intellectuellen Seite hat und fühlt, desto mehr wird er entweder niederträchtig „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle", oder er verlegt sich auf's Schminken und Schmeicheln, damit ihm nichts Unangenehmes passire. Unter Geist verstehe ich natürlich auch nicht die Fähigkeit zu fortwährender Witzelei und Frivolität, womit gerade ein sonst Begabterer sich als an jedem neuen Morgen zum litterarischen Schaumschläger oder zum Clown mit der Gerte bestellt fühlt, und damit endigt, daß er selbst wie sein Amt ihm zuletzt zum Ekel wird — was schadet's zuletzt, wenn er den Schaum an jedweden Besteller verkauft? Je theurer, desto besser. Desgleichen Schminke: warum sollte man sie nicht an den verkaufen, der sie wünschen muß? „Numero quindici, cinque parrucche". Und wenn man für die schreckliche Langeweile und Quälerei, die andere Recensenten nicht davon haben, sich außer dem Zeilenlohn noch eine kleine Extra-Entschädigung verschaffen kann warum nicht? Endlich das ewige Kritteln, zu dem Einer kommt, weil Talent in ihm kein Echo weckt — ist es ein Wunder, wenn es den bisweilen abgestraften Krittler auf den Gedanken bringt, „wenn die Künstler doch immerfort Tadel verdienen, und ich immer nachher büßen soll, daß kaum Einer von ihnen einen Sonatensatz durchspielt, ohne zweimal vorbeizuschlagen, so mögen sie's bezahlen, daß ich schweige und wir Beide Ruhe haben. Es braucht ja nicht gleich mit Geld zu sein; der Abend ist lang genug — oder wenn's morgen früh sein soll: meine Wohnung kennen sie ja." Es kommt nicht Jeder gleich so weit herunter; aber daß die Bahn abschüssig ist, wenn sie mit intellectuellen Defecten (an den erforderlichen Gaben, Kenntnissen, Fertigkeiten) begonnen ward, ist klar.

Ebenso klar ist, daß die Presse dieses Beginnen oft erzwingt, da die ca. 215 Zeitungen doch mit Referenten über die öffentlichen Vorgänge versehen sein wollen, ähnlich wie wenn eine leere Scheune abbrennt, oder auf dem Marktplatz eine kranke Kuh umsinkt.

Nun kommen aber die viel zu Vielen von der anderen Seite, genug, die Geduld eines Engels zu ermüden und die Besten an sich selbst verzweifeln zu machen, wenn sie sich einmal in den Dienst der Presse begeben haben, was übrigens ihr freier Wille ist.

Eine einzige der bestehenden Concert-Agenturen hat 307 Künstler, darunter 76 Clavierspieler (gegen 36 Tenöre, 58 Soprane) an der Hand.

Man wird nicht fehlgreifen, wenn man die Anzahl der reisenden Künstler oder Handwerksleute auf mindestens 500 ansetzt, wobei die eingerechnet sein mögen, die im Wege der Selbstverwaltung reisen. Wir müßten in einem wahrhaft perikleischen Jahrhundert leben, wenn diese alle wahrhafte Talente mit dem vollen Anspruch auf öffentliches Interesse sein sollten. Dazu kommt z. B. in Berlin die nicht geringe Zahl derer, die reisen möchten und deshalb einmal in Berlin glauben gespielt haben zu müssen, wenn sie etwa auch nicht viel Gutes bei der Kritik erleben möchten. Nachher spricht man denn doch davon, daß und wo man in Berlin aufgetreten ist oder verschickt nur die günstig lautenden Ausschnitte aus den Kritiken. Dazu kommen dann noch die ortsansässigen Künstler, Vereine und Symphoniencapellen mit ihren Concerten in den Städten von 75 bis 250000 Einwohnern, 2 bis 5 beachtenswerthe Künstler und noch ebenso viele locale Mittelmäßigkeiten. In Berlin giebt es auf diesem Wege im halben Jahre mehr Concerte, als es Tage im Jahre giebt; dazu die Oper. H. v. Bülow hat es bereits betont, daß bei dem Zwange, jede Mittelmäßigkeit, insbesondere jedes clavierspielende Fräulein anzuhören, ein Kritiker (natürlich ein musikalisch stark empfindender am ehesten) „um den letzten Rest seines besseren Ich" kommen müsse und mancher darum gekommen sei. Er verwendet sich also für rücksichtslose Beschränkung in der Zahl der zu besprechenden, d. h. des öffentlichen Interesses für werth zu erachtenden Concerte und würde, nachdem seine Ansicht sich neuerdings so traurig bewahrheitet, nicht auf „Hängen", sondern auf mildernde Umstände plaidiren.

Die schlimmsten und meisten Concerte sind heut die der Clavierspieler. Niemand hätte sich des Gegentheils mehr gefreut als ich, aber Alles, was ich mit dem besten Willen in zehn und mehr Jahren in Danzig von berühmten oder renommirten Clavierspielern gehört habe, waren mit einziger Ausnahme von Moritz Rosenthal, der wenigstens ein Phänomen hors de ligne war, Nichts als Marionetten, die nicht einmal etwas bestreitbar-Individuelles (wie Rosenthal) vorzubringen hatten*). Ich kann es mir nur zu wohl vorstellen, daß ich an mir selbst verzagen würde, oder das Metier des Recensenten so weit wie möglich von mir werfen, wenn ich auch nur einmal wöchentlich die Tortur auszustehen hätte, mir diese Trommler und Spieldosen anzuhören, in deren Concerten nur ein unverschämtes Privatinteresse in die Oeffentlichkeit tritt, das der Erwerbung einer Renommée, die als Geldquelle benutzt werden soll, indem den Zuhörern der glänzende Sand der Technik in die Augen gestreut und ihnen systematisch die Empfänglichkeit für ein musikalisches Clavierspiel ausgetrieben wird. Vom Verdienen müssen wir Alle leben — wohl! aber der Künstler zu-

*) Ich nehme die Carreño von früher mit der As-dur-Polonaise von Chopin aus und mit Rhapsodieen von Liszt.

allererst muß im Stande sein, einen kunstverständigen Zuhörer dies in den ersten fünf Minuten vergessen zu machen. Gerade vor diesen aber blamiren die Trommler sich rettungslos, wenn sie das kleinste leichte Stück von intimer Empfindung, ein Nocturno von Field, „Abends" oder „Träumerei" von Schumann mit ihren groben Fingern auch nur anrühren. Statt des holden Angesichts der Muse blickt den musikalischen Kritiker aus ihren Concerten dann eben nur die graue Fratze des Geschäfts an, das er gleichwohl noch mehr oder weniger unterstützen muß, indem er wahrheitsgemäß über die Fingerfertigkeit und den Applaus quittirt. Raum zu eigentlicher motivirender Kritik bleibt in den hauptstädtischen Blättern für diese Eintagsconcertfliegen nicht, das Beweismittel des Notenbeispiels versagt sich gleichfalls, und so wird die Kritik als Ganzes, auch wenn sie im Uebrigen sich absprechend verhält, noch zur Reclame für diese Geschäftsleute und Händewerker, was sie übrigens auch ganz gut wissen. „Schimpfen Se! schimpfen Se, aber schraiben Se," hörte ich einen dieser Edlen zu einem Recensenten sagen — ein durchaus typisches Wort, das ich die dreißig Jahre seither im Ohre behalten habe, nachdem er längst vergessen ist. Ob es mit dem „Kunstproletariat der Sängerinnen"*) viel anders steht, werden die Berliner Recensenten wissen. Das drängt sich in den Concertsaal, ehe es auch nur die Technik seines Faches einigermaßen besitzt, „beherrscht" will ich der Höhe dieser Forderung wegen noch gar nicht sagen. Dem Publicum gefallen die schönen Augen, Schultern, Locken und Kleider, es hat auch Mitleid mit dem „Streben" (denn so nennt die Menge den Erwerbstrieb, auch noch den unrechtmäßigen), es applaudirt, der Kritiker hat wieder zu quittiren, und fühlt sich als solcher ohnmächtig gegen Dummheit und Anmaßung kämpfend. Das Gleiche wiederholt sich bei der Uebermenge der „Strebenden" auch auf anderen Kunstgebieten, wenn das Concert etwa auch nur gegeben wird, um durch das Renommiren damit in irgend einem Nest Schüler zu bekommen. Endlich setzt das Muß, mit dem Bericht, mit der Quittung aufzuwarten, bei dem Recensenten eine Art Bedienten-Empfindung und Ingrimm, falls er seine legale Einnahme nicht opfern will oder kann, und er gelangt dahin, sein Métier auch geschäftsmäßig zu behandeln. Einen Ekel hat er längst daran: so ist es doch zu Etwas gut, zumal wenn die legale Bezahlung so ist, wie sie meistens ist, nämlich schlecht.

Und das ist sie in den Hauptstädten mit wenigen Ausnahmen. Es ist schon halb darauf gerechnet, daß der Kritiker sich durch seinen Einfluß bezahlt mache: wie? da sehe er zu. Endlich geschieht es „so", in Baarem, und wer ein „besseres Ich" garnicht erst zu verlieren hat, der findet es bald natürlich, daß die Leute aus der Kunst ein Geschäft machen, und noch natürlicher, wenn er aus der Kritik eines macht. Der Begabtere deteriorirt durch Abstumpfung, Ekel, Ingrimm, und vielleicht war es die

*) Titel eines Schriftchens von K. Hardenberg, Berlin 1897 bei Raabe & Plotow.

Noth, die seinem besseren Ich den Genickfang gab. Bei dem an Geist, Empfindung, Kenntnissen Aermeren geht es nothwendig schneller; Genußsucht, Habsucht wachsen, nachdem er gekostet hat, und brechen den Widerstand, den der Charakter eine Weile leisten mochte. Endlich erliegt auch der weltstädtische Kritiker der einen Gefahr, die seine Meinung oder deren Ausdruck zu fälschen drohte, der nackten oder leicht verschleierten Bestechung. Es ist beinah zu verwundern, daß es nicht öfter geschieht, in Weltstädten und anderwärts, wo der Versuch der Bestechung doch auch nicht ruht. Dieser Versuch gelingt auch wohl öfter, als es bekannt wird; man kann es an den Sachen erkennen, die zu Tage kommen, nachdem sie verjährt sind oder die zufällig einmal frisch an's Tageslicht kommen und zweifellos nicht vereinzelte Handlungen der Betreffenden sind. Ohne lange Gewohnheit gelangt Einer nicht zu dem Grade von Dreistigkeit, Schlechtigkeit und Unvorsichtigkeit, die den bekannt gewordenen Streichen eigen sind. In jungen Jahren kannte ich einen sehr einflußreichen Recensenten, von dem mir später — zu spät, um sie festzunageln — vier an Niedrigkeit und Gier (nicht blos nach Geld) horrende Handlungen aus zusammen 30 Jahren mit Namen und Zahlen — ich meine nicht Jahreszahlen — bekannt wurden: sie konnten gar nichts Anderes sein, als Glieder in einer langen Kette ähnlicher Handlungen. Solche bilden zuletzt doch ein öffentliches Geheimniß. Das öffentliche Geheimniß ist aber in unserer Zeit stärker als das öffentliche Gewissen, sonst würden solche Menschen doch öfter bei Zeiten gerichtet. Es ist der Schluß daraus erlaubt, daß nicht nur ihre bekannt gewordenen Handlungen, sondern auch sie selbst in ihrer Art nicht vereinzelt dastehen, und daß auch auf anderen Gebieten Aehnliches geschieht, wovon nicht die Hälfte an den Tag kommt.

Nichts destoweniger sind die Versuche, einen Kritiker durch angedrohte oder wirkliche Nachtheile in Zukunft wankend zu machen, an Orten, wo der Versuch möglich ist, ohne Vergleich häufiger, als der gleiche Versuch, dies in der Gegenwart durch angebotenen Vortheil zu bewirken: jene Versuche kommen also für die Beurtheilung der Zustände stärker in Betracht. Der unberufene Widerstand gegen berufene Kritik ist überall, wo er sich irgend zur Geltung bringen kann, nicht die Ausnahme, sondern die Regel.

Mir ist in zehn Jahren, die ich als Kritiker hinter mir habe, nur ein Mal Bestechung angeboten worden; was ich dagegen an Bekämpfung, mit dem Ziel, mich in meinem Verhalten wankend zu machen (oder aus dem Sattel zu setzen) erlebt habe, verhält sich dazu wie 100 zu 1.

Wenn man die Sache machiavellisch kühl betrachtet, so ist eine bestochene Kritik noch gar nicht einmal nothwendig immer unzutreffend; denn auch gute, ja mit Recht berühmte Künstler wenden zuweilen Bestechung an, eben damit der Recensent bei der Wahrheit bleibe, wenn sie ihre Sache gut machen — sie kennen ihre Leute, und haben es meist dazu. Es ist wahrscheinlich aber noch seltener, daß die blinde Henne einmal ein

Korn Wahrheit findet, als daß ein Bestochener, der etwas versteht, die Wahrheit schreibt.

Das Moralisiren über diese Dinge ist überflüssig: denn es thut zuletzt doch Jeder, was er will. Der Krieg gegen die unberufene, wenn auch noch unbestechliche Kritik ist wichtiger als einzelne Fälle von Bestechung, weil die unberufene relativ ehrliche Kritik in Deutschland (wie wir obenein „hoffen" müssen) viel häufiger ist. Eigentlich ist die unberufene Kritik freilich eo ipso unehrlich.

Was bei einer Enquête darüber heraus käme, wie viel litterarisch qualificirte und wieviel andere Berufsmusiker, und wieviel außerdem Dilettanten und Laien, genannt oder anonym, die Kritik in jenen 215 Zeitungen ausüben, lasse ich dahingestellt.

(Schluß folgt.)

Ihr kleiner Roman.

Von

M. Stona.

— Strzebowitz (Oesterr. Schlesien). —

Mary und Lucia hatten einander in einem Badeorte kennen gelernt. Schon in ihrem Aeußern verriethen sich die Gegensätze ihres Innern. Lucia, das junge Mädchen, hatte etwas Frauenhaftes in ihrem Wesen, ihre Züge waren streng, von entschiedenem Ausdruck; Frau Marys Antlitz hingegen trug die weichen Formen eines süßen Kindergesichtchens, und ihr Lachen war von mädchenhaftem Reiz.

Trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer Verschiedenheit fanden sie viel Vergnügen an ihrem Verkehr. Lucia studirte die junge Frau mit dem Interesse des Psychologen, und für Mary bedeutete die ernste Freundin eine kleine Abwechslung in dem leichtlebigen Kreis ihrer Bekannten.

Sie machten häufig lange Spaziergänge miteinander. Einst gingen sie plaudernd durch den Wald.

„Das glaub' ich Dir nicht, daß noch nie Jemand in Dich verliebt war!" rief Mary. „Wie kann man zweiundzwanzig Jahre alt sein und Nichts erlebt haben!"

„Es ist aber doch so. Bei Dir war es ganz anders, nicht wahr? Ich kann mir denken, daß Du schon als Backfisch allen Männern die Köpfe verdreht hast."

Die junge Frau nickte lachend vor sich hin.

„Erzähl' mir davon!" bat Lucia.

„Ach Gott, womit soll ich denn anfangen?"

„Mit dem, der Dich am meisten geliebt hat."

Sie waren zu einem Ruheplatz gekommen, dessen Rückwand von schwellendem Moos gebildet war. Hier ließen sie sich nieder.

„Wer mich am meisten geliebt hat?“ wiederholte träumerisch Mary und wühlte mit der Spitze ihres Sonnenschirmes den weichen Waldboden auf. „Ich glaube, daß es ein Italiener war, Enrico Casista hieß er.“

„Wie hast Du ihn kennen gelernt?“

„O, das ist nicht so schnell gesagt . . .“

„Erzähle!“ drängte Lucia. Sie sehnte sich danach, einen Blick in dieses holde, blühende Leben zu thun. „Wir haben zwei freie Stunden vor uns, da kann man die Weltgeschichte von den Phöniziern bis zu den Kreuzzügen durchnehmen.“

„Aber zu der Episode eines Herzens braucht man mehr Zeit,“ lächelte Mary. Dann hob sie das Köpfchen empor, daß die kleine Stumpfnase noch kecker als gewöhnlich zu den Wolken blickte, und mit ihrer weichen, sympathischen Stimme begann sie:

„Wie ich ein junges Mädel war, kaum siebzehn Jahre alt, machte ich mit meinen Eltern eine Reise nach Italien. O, das war himmlisch schön! Die Kunstschätze, die Natur, das Meer — nie vergeß ich diese Eindrücke! Und gar erst die Italiener! Wie sie mich mit ihren schwarzen Augen ansahen — es war nicht zum Sagen. In jeder Stadt verliebte ich mich in einen Andern. Ich erinnere mich so gut an eine Scene im Theater von Florenz. Ein junger Offizier starrte immerfort in unsere Loge. Er war natürlich bildschön.“

„Und Du hast natürlich mit ihm kokettirt?“

„Ja,“ gestand Mary ehrlich. „Als die Vorstellung vorbei war und meine Eltern sich umgewandt hatten, ließ ich heimlich eine rothe Nelke über die Brüstung fallen. Ich sah, wie er sie entzückt aufhob und an die Lippen drückte. Das war ein herrlicher Augenblick. Die halbe Nacht hab' ich vor Aufregung nicht schlafen können. Zwei Tage später verliebte ich mich in Rom in einen lungenkranken Russen . . .“

„Erspar' mir diese Flirtation und komm zum Ziele. Wo hast Du Enrico kennen gelernt?“

„Bei einem Ausflug an den Comer See. Da fiel mir ein junger Mann auf, der mich eigenthümlich ansah. Ganz anders als alle Anderen. Mit kalter Beobachtung. Später stellte er sich meinen Eltern vor, sprach aber fast nur mit ihnen. Das ärgerte mich. Er war heiter und erzählte viel von seinen Reisen, besonders von Süd-Amerika. Er sagte auch, daß er in Wien lebe. Mein Vater war entzückt, endlich Jemanden gefunden zu haben, mit dem er ‚vernünftig‘ reden konnte. Meine Kunstgespräche hatte er gerade satt bekommen.

Als wir den See entlang gingen, pflückte Casista einen blühenden Zweig und gab ihn mir. Den hab' ich noch heute aufbewahrt. Es war Etwas in dem Wesen dieses Italieners, das mir imponirte, und das will

viel sagen, denn mir hat damals Nichts imponirt. Er aber hatte eine eigenthümliche Art, mit mir zu sprechen. Er behandelte mich wie ein Kind, und doch fühlte ich, daß ich ihn wie ein Weib interessire.

Es war auch ein kranker Engländer anwesend, dem Casista sehr aufmerksam und rücksichtsvoll entgegen kam. Ich mischte mich in ihr Gespräch, weil mir das Zuhören langweilig war. Mein Gott, wozu hat man denn Englisch gelernt! Zufällig sah ich auf einem Couvert, auf das Casista einige Notizen schrieb, seine Wiener Adresse. Mir war, als zwänge mich Etwas, sie mir zu merken. Warum? Ich wußt' es nicht.

Am nächsten Morgen reisten wir nach Hause, und alle kleinen Abenteuer waren zu Ende."

„Gott sei Dank!"

„Drei Monate vergingen. Ich langweilte mich schrecklich, denn wir lebten auf dem Lande und hatten wenig Verkehr. Dazu hatte für mich der Zwang des Lernens aufgehört — ich war erwachsen.

Einst weigerten sich meine Eltern, einen Ausflug mit mir zu machen, den ich mir in den Kopf gesetzt. Aus Aerger und Trotz beschloß ich, von nun an selbst für meine geistige Unterhaltung zu sorgen.

Ich faßte einen Plan.

Doch vorher galt es, die Verläßlichkeit der Postbeamten zu prüfen.

Die Tochter eines Verwalters, meine Freundin Anna, wurde von mir in's Vertrauen gezogen. Wir schrieben einige nichtssagende Briefe, die wir unter einer Chiffre poste restante in die entferntesten Theile der Monarchie versandten. Nach vierzehn Tagen erhielt das betreffende Postamt ein Billet mit der höflichen Bitte, „das unter N. N. postlagernde Schreiben gütigst in beigeschlossenem Couvert weiter zu befördern." Das Couvert, das das Billet begleitete, war abermals postlagernd, jedoch nach einer von uns leicht erreichbaren Stadt adressirt. In einer Woche überzeugten wir uns, daß sämmtliche Briefe pünktlich eingelangt waren. Ueber die Verläßlichkeit und Gefälligkeit der Postbeamten konnte kein Zweifel herrschen.

Nun gingen wir an den Kern des Werkes. Ich schrieb einen anonymen Brief, so geheimnißvoll, so interessant und kurz als möglich, in dem eine „ältere Dame von gereiftem Verstand" den Wunsch aussprach, eine geistreiche Correspondenz zu führen. Allein eine Bedingung war an diesen seltenen Genuß geknüpft. Ihr Partner sollte nie, nie nach ihrem Namen forschen, denn über diesen müsse sich für ewige Zeiten ein undurchdringliches Dunkel breiten. Wem ich diesen Brief schickte, kannst Du Dir denken."

„Natürlich an Casista. Aber warum gerade an den?"

„Weil ich fürchtete, von jedem Andern erkannt zu werden. Nur dieses Italieners glaubt' ich sicher zu sein. Er hatte ja keine Ahnung, daß ich seine Adresse wußte. — Die erste Antwort erbat ich unter „Elsa" in den Spalten der „Presse". Die folgenden Briefe wollte ich, um ihn irre zu führen, an verschiedene Punkte des Reiches bestellen."

„Bei der Art, wie Du das Ganze eingefädelt hast, kann man wohl von einem angeborenen Talent zur Intrigue sprechen."

„Nach einigen Tagen schon entdeckte ich mit Jubel auf der letzten Seite der Zeitung die ersehnte „Elsa". Aber wie bestürzt war ich, als ich die Worte las: „Täusche ich mich, wenn ich die Lösung des Räthsels an den Ufern der italienischen Seen suche?"

Errathen! Das war ein Schlag. Aber noch wollte ich die Partie nicht verloren geben. „Die Dame verstände die Anspielung nicht," schrieb ich unschuldsvoll, „und sie triumphire, ihren Partner so bald irre geführt zu haben." Die nächste Antwort, diesmal brieflich, erwarte man poste restante Cilli in Steiermark.

Nach acht Tagen hielt ich jubelnd einen Brief in der Hand. Aber wie lang wurde mein Gesicht, als ich ihn las. Casista schrieb, daß er mich sogleich erkannt habe, und daß auch Steiermark ihn nicht wankend machen könne. Doch so amüsant auch dieser Briefwechsel sich gestalten würde, er könne es als Mann von Charakter nicht mit seinen Grundsätzen vereinigen, mit einem jungen Mädchen hinter dem Rücken der Eltern in Verkehr zu stehen, und so leid es ihm auch thäte, müsse dies der erste und der letzte Brief bleiben. . . .

Das hatte ich nicht erwartet. O wie schämte ich mich vor ihm! Noch einmal schrieb ich, aber dieser Brief verrieth Nichts mehr von der „bejahrten Dame mit scharfem Verstand", er kam aus einem reuevollen, zitternden Mädchenherzen."

„Die Lection hattest Du verdient."

„Der Sommer verging, und der Herbst brach an. Da, es war am 28. October, blätterte ich eines Abends im Annoncentheil der Zeitung. Plötzlich fielen meine Augen auf riesenhafte Buchstaben, die das Wort „Elsa" trugen. Darunter viele Zeilen in englischer Sprache. Mir stockten die Pulse, alles Blut drängte zum Herzen. Im Augenblick wußte ich, daß dieser Aufruf mir galt. Und ich las; „Ich bitte Sie mir zu verzeihen. Die Thränen, die durch Ihren Brief schimmerten, lassen mich nicht zur Ruhe kommen. Ich kann es nicht vergessen, daß ich einem Kinde Schmerz bereitet, einem Kinde, das ein heiteres Spiel suchte, und dem ich mit den dürren Worten eines Philisters geantwortet habe. Senden Sie mir ein Wort der Verzeihung. Ich bin zur Zeit in England, allein jeder Brief wird mir nachgeschickt."

Den Sturm von Seligkeit, der jetzt über mich hereinbrach, den könnt' ich Niemandem schildern."

„Nenn' das nicht Seligkeit. Es war der unbewußte Triumph des Weibes, das sich dem Siege nahe fühlt," sagte Lucia kalt.

„Am nächsten Tag schon sandt' ich ihm die Antwort. Es mag wohl Etwas von meinem Jubel hindurchgeleuchtet haben. Kurz darauf wieder ein Aufruf. Diesmal dankerfüllt. Und wieder antwortete ich.

Inzwischen kehrte Casista nach Wien zurück, und nun entspann sich ein Briefwechsel zwischen uns, so fesselnd und bezaubernd, wie ich ihn mir erträumt . . . vielleicht nur um einige Töne wärmer. Jetzt dachte er an kein Unrecht mehr."

„Natürlich . . . weil er im Begriffe stand, sich in Dich zu verlieben. Die Grundsätze der Männer reichen immer nur bis zur Liebe."

„Es kam der Winter. Ich sollte den ersten Ball besuchen und bat meine Eltern, mich nach Wien zu führen. Du erräthst, warum. Casista und ich, wir sollten uns wie zufällig begegnen und als gute Freunde ein wenig mit einander plaudern. Von Liebe war damals zwischen uns nicht die Rede.

Noch sehe ich mich mit meinen Eltern den Ballsaal betreten . . . Ich hielt ein Bouquet von weißen Rosen in der Hand, das mir von einem Herrn aus der ländlichen Nachbarschaft geschickt worden war, dem ich so zwischendurch — zwischen den Briefen an Casista — den Kopf verdreht hatte. Ich mag ganz niedlichaus gesehen haben, und mit Vergnügen bemerkte ich, daß ich bemerkt wurde.

Plötzlich stand Casista vor uns. Ich spielte meine Rolle ganz gut, ohne nennenswerthe Gewissensb isse. Er aber hat mir später gestanden, wie erbärmlich er sich vor meinen Eltern vorgekommen ist.

Uebrigens brachte mir der Abend eine Enttäuschung. Casista schien mir so fremd; ich konnte gar nicht glauben, daß es derselbe Mann sei, dem ich ellenlange Briefe geschrieben. Er war auch gar nicht so heiter wie in Italien. Als wir miteinander promenirten, erzählte er mir, daß er viel Unglück erfahren habe, und daß meine Briefe seine einzige Zerstreuung bildeten. „Heute will ich Alles vergessen und wenigstens die kurze Zeit, die ich bei Ihnen bin, glücklich sein." Ich fand das recht hübsch, aber daß er mir so gar nicht den Hof machte, langweilte mich. Er tadelte sogar mein decolletirtes Kleid — Kannst Du das begreifen? Bis an den Hals geschlossen hätte es sein sollen, meinte er. Ich bitte Dich —!

Ich traf bald andere Bekannte, die mich besser amüsirten als er, lachte und tanzte und vergaß Casista.

Während der letzten Quadrille sah ich ihn auf einer Estrade stehen, nicht weit von mir. Er schaute mich mit einem seltsam ernsten Blick an. Dann verschwand er.

Nach einigen Tagen bekam ich einen Brief von ihm. So schonungslos hatte mir noch Niemand die Wahrheit gesagt. Er schrieb, daß er mich den ganzen Abend beobachtet habe, und daß er sich mit immer heftigerem Schmerze klar geworden, welche große Kokette ich sei. Während der letzten Quadrille, als ich mit meinem Tänzer lachte und meinem vis-à-vis verliebte Blicke zuwarf, hätte er mich kalten Blutes erschießen können. Nichts wäre ihm in der Seele so verhaßt wie kokette Frauen, und darum sei die Freude an diesem Briefwechsel mit dem Glauben an mich vernichtet. Er ziehe sich zurück.

Ich war außer mir. Dieser frostige, entschlossene Ton rüttelte mich aus meiner Gleichgiltigkeit auf. Ich schrieb ihm, suchte mich zu rechtfertigen, so gut es ging, und beschwor ihn, mir zu antworten. Und weil meine Reue aufrichtig war, verfehlte sie ihre Wirkung nicht."

„Und hauptsächlich darum, weil er Dich liebte."

„Vielleicht. Kurz, diese gegenseitigen Enttäuschungen hatten nur dazu beigetragen, uns einander näher zu bringen. Unser Briefwechsel wurde lebhafter denn je. Früher hatte er uns nur zerstreut, jetzt beglückte er uns . . . Früher umfaßte er unser Denken, jetzt unser Fühlen.

Es kam eine herrliche Zeit!

Ich konnte Casistas Briefe gar nicht mehr erwarten. Oft ging ich dem Boten entgegen und las sie auf dem Felde, unter einer alten Weide liegend, oder im Garten, zwischen blühenden Jasminbüschen, wo ich mir eine heimliche Bank gezimmert hatte . . ."

„Immer diese fast unbewußte Sehnsucht nach den Heimlichkeiten!"

„Enrico und ich, wir begannen jetzt für einander zu leben. Wir schrieben uns täglich, wenn auch die Briefe nur zweimal in der Woche abgeschickt wurden. Er schilderte mir seine freudlose Jugend, den Kampf seines Lebens. Er gehörte dem Kaufmannsstande an. Sein Vater war schon lange gestorben, nur seine Mutter lebte und vier Brüder, für die er zu sorgen hatte. Von diesen Brüdern erzählte er oft, von den Mühen, die er um ihretwillen leide, von den Enttäuschungen, die sie ihm bereiteten, und einmal rief er aus: „Ich wundere mich nicht, daß Napoleon an seiner Familie zu Grunde gegangen ist."

All' seine Zukunftspläne vertraute er mir an, die großen Projecte, die ihn zu einem reichen Manne machen mußten, und dann — dann —

Das Weitere sagte er nicht, das wußten wir Beide, obwohl es noch nicht ausgesprochen war. Und wie wir dann das Geständniß der Liebe getauscht hatten — welche himmelhochjauchzende Seligkeit! Ich glaube, solche Liebesbriefe kann kein Mensch schreiben wie er. Das war Alles Gluth und Leidenschaft und doch Alles so keusch, so dem Herzen der Achtzehnjährigen entsprechend und ihrer traumhaft zärtlichen Liebe, die nicht einmal den Kuß zu denken wagte. Er kannte eine Insel an der Küste von Calabrien, ein paradiesisches Eiland; nirgends ging die Sonne so gluthvoll unter wie dort, nirgends tauchte sie das Meer in solche Purpurröthe. Dorthin wollte er seine junge Frau führen, dort sollten wir selig sein. „Und wenn ich tausend Federn hätte, ich könnte Dir mein Glück nicht schildern," schrieb ich meiner Freundin Anna.

Er malte mir das Leben an seiner Seite aus. Ich sollte der Mittelpunkt eines kleinen Kreises erlesener Geister werden, aber nie dürfe ich kokettiren, sonst . . . . . und die Punkte, die diesem Wort folgten, konnte ich als einen kleinen Kugelregen deuten.

Schon sprach er davon, daß er im nächsten Monat meinen Eltern

einen Besuch machen würde. Seine Angelegenheiten standen so gut, daß er als kein armer Teufel käme. Einem seiner Brüder hatte er die Leitung eines Geschäftes in Valparaiso übertragen, und die Nachrichten lauteten glänzend.

Ich war nicht so siegesfroh wie er. Ich wußte, daß meine Eltern nur schwer zu gewinnen sein würden; ich wußte aber auch, daß ich Alles bei ihnen durchzusetzen im Stande sei, wenn ich es nur ernstlich wollte. Und Du willst doch, nicht wahr? fragte ich mich. Ja freilich, sagte ich mir, aber mir schien es, als ob da unten, tief unten im Herzen Jemand ganz heimlich an mir zweifelte.

Eines Tages — es war im Juli, und ich steckte gerade in einer großen Schürze bei den Erdbeeren im Garten — sah ich meinen Vater mit einem eleganten Herrn auf mich zukommen. Im ersten Augenblick wußte ich, wer der Fremde sei, im nächsten dachte ich entsetzt: wie siehst du aus! und rannte spornstreichs mitten durch's Gebüsch nach Hause. Erst, nachdem ich mich schön gemacht, trat ich zitternd und zagend, mit heftigem Herzklopfen vor die Thür.

Da kamen sie mir entgegen, der Vater und er! Hei, wie seine Augen lachten, als er mich erblickte! Ich konnte vor lauter Verlegenheit keine Silbe herausbringen. Der Vater ging fort, um die Mutter zu holen, und wir Beide standen allein da. Keiner sprach ein Wort. Wir sahen einander blos an, stumm, selig . . ."

„Glückliche Menschen!"

„Casista brachte einen Empfehlungsbrief mit von einem hochangesehenen Manne, den mein Vater kannte. So trat er als kein Abenteurer in unser Haus. Den ganzen Tag blieb er, und die Freude über die Herzlichkeit meiner Eltern ließ ihn eine Stimmung finden, mit der er Alle bezauberte.

Nachmittags gingen wir Beide mit Anna spazieren. Gütig blieb sie hinter uns zurück. Casista lächelte, als er es bemerkte. „Sie sind hübscher geworden," sagte er. „Entweder Sie haben sich verändert oder meine Augen . . ." Und nun sprach er von seiner Liebe, von unserer Zukunft. Noch eine Nachricht von Valparaiso wollte er abwarten und dann um mich werben. Ob ich zu ihm halten wolle? Ich nickte. „You must not betray me, Mary! — Sie dürfen mich nicht täuschen, o Mary!" sagte er, und dabei sah er mich flehend, beinahe angstvoll an. Ich werde die Stimme und den Blick nie vergessen. Verwirrt und verlegen sah ich zu Boden und versprach, ihm treu zu bleiben. Wie von Freude überwältigt, faßte er meine Hand. Einige Secunden hielt er sie umschlossen, dann gab er sie frei. Wir warteten nun, bis Anna herangekommen war, und kehrten mit ihr heim. Bevor wir in's Haus traten, sagte Casista noch einmal leise, wie beschwörend zu mir: „Mary — do not betray me!"

Eins war sicher: er war anders als die Andern alle. Keine einzige

Schmeichelei sagte er mir, es lag Wahrhaftigkeit in jedem seiner Worte. Dabei hatte er eine merkwürdige Macht über mich. Ich erinnere mich, daß ich Etwas sagte, was ihm mißfiel. Ein Blick von ihm, und ich machte es wieder gut. Abends bat er mich, Clavier zu spielen, und setzte sich an meine Seite, den Kopf zurückgelehnt, mit den Augen mich leise liebkosend. Bald aber stand er auf und ging zu meiner Mutter.

Mein Vater lud ihn ein, bis zum nächsten Tag zu bleiben, aber er dankte. Um acht Uhr fuhr er fort. Als wir uns beim Abschied die Hände reichten, sah er mir ernst und tief in die Augen. Ich fühlte, daß er traurig sei, und mir war, als wiederhole er leise: do not betray me! Dann fuhr er in die Dämmerung hinaus.

An jenem Abend und in den nächsten Tagen hab' ich ihn leidenschaftlich geliebt. Ich dachte und träumte und sah nur ihn. Nicht wenig trug dazu bei, daß er Alle entzückt hatte. Ich war so stolz auf ihn.

Eine Woche später kam ein verzweifelter Brief von ihm mit veränderter, wie gebrochener Schrift. Sein Bruder in Valparaiso hatte ihn betrogen, das ganze glänzende Geschäft war vernichtet! Anna weinte bittere Thränen um ihn. Ich nicht. Weiß nicht, warum. Ich wunderte mich selbst darüber. Er that mir doch so schrecklich leid. Nun schrieb er, daß er so lange keine Briefe mit mir wechseln wolle, ehe sich die Aussichten nicht gebessert haben würden."

„Der Mann gefällt mir."

„Doch schon nach einigen Wochen war der Himmel wieder heller. Casista schöpfte neue Hoffnung. Eins wenigstens wollte er sich für die Zukunft sichern: die Möglichkeit, mich von Zeit zu Zeit zu sehen. Die günstige Stimmung, die bei uns herrschte und von der ich ihm berichtet hatte, gab ihm den Muth, an meinen Vater zu schreiben. Er fragte, ob er es ihm gestatten würde, sein Haus zu besuchen, und gestand ehrlich, daß er die Absicht habe, um mich zu werben.

Die Wirkung dieses Briefes war eine ganz andere, als ich sie erwartet hatte. Anfänglich schienen meine Eltern geneigt, dem von so einflußreicher Seite empfohlenen jungen Mann ihr Haus zu öffnen, dann aber kamen Bedenken. Nicht gegen seinen Charakter — o nein, an dem fand man Nichts auszusetzen, aber gegen seine Stellung. Ein Kaufmann, der noch dazu mit einem Fuße in Amerika stand, wie unsicher, wie gewagt! Das wollte überlegt sein.

Als mir das meine Mutter sagte, wußte ich, was kommen würde.

Am dritten Tage beantwortete mein Vater Casistas Frage mit einem ebenso höflichen als entschiedenen Nein.

Was er zu seiner Rechtfertigung angab, weiß ich nicht. Ich habe den Brief nicht gelesen. Ich war rasend unglücklich. Abbitten, abflehen wollte ich meinen Eltern die Einwilligung, und wenn das nicht ging, sie ihnen abtrotzen. Krank stellen wollt' ich mich, krank werden, hinsiechen, so

lange, bis sie sich erweichen ließen. Zuerst begann ich mit Thränen. Ich weinte herzbrechend einen ganzen Abend lang auf meinem Zimmer. Anna, die mich trösten kam, versicherte ich, daß ich eher sterben, als Casista aufgeben würde. Am nächsten Tage weinte ich auch, aber schon etwas weniger.

Am dritten Morgen, während eines Spazierganges im Walde, hatte ich eine Empfindung, die ich nie vergesse und vor der ich im ersten Augenblick erschrak. Jene zweite heimliche Stimme sagte mit einem Male ganz deutlich in mir: Es ist doch eigentlich gut, daß der Vater Nein gesagt hat. Mit Entrüstung wies ich diesen Gedanken zurück; aber wenn er auch nicht wiederkam, der erste Schmerz um Casista wollte sich auch nicht mehr finden. Ich brachte es zu keinem thränenreichen Auftritt mehr, mein Wollen wurde immer schwächer . . ."

„Elende Schwachheit!" rief Lucia.

„O es kam noch ärger. Sie redeten Alle in mich herein; die Eltern am wenigsten, denn sie ahnten, daß sie mich nur zum Widerspruch reizen würden, aber verschiedene Tanten und Cousinen, die zum Besuch kamen, kurz Alle, mit Ausnahme von Anna. Das ganze Haus hatte sich jetzt gegen Casista verschworen und tadelte ihn, so wie es früher sein Lob gesungen. Sie stellten mir eine Verbindung mit ihm als die Quelle namenlosen Elends hin; sie behaupteten, daß ein Kaufmann immer Bankerott mache, sie brachten es endlich so weit — und garnicht lange brauchten Sie dazu, daß ich ihnen nicht nur glaubte, nein, auch gern zuhörte.

Gerade in diese Zeit fiel eine große Jagd. Wir hatten viele Gäste, fremde Herren, die mir den Hof machten. Als sie weg waren, dachte ich nur gerade so viel an Casista, daß ich es für meine Pflicht hielt, mit ihm abzubrechen. So setzte ich mich eines Tages nieder und schrieb ihm einen Abschiedsbrief."

„Wie hast Du den wohl begründet?"

„Ich sagte ihm, daß wir vernünftig über Alles denken sollten. Ich wäre sehr verwöhnt. Wenn trübe Zeiten über ihn hineinbrächen, würde ich ihn am Ende unglücklich machen. Darum wäre es besser, wir gingen auseinander, so lange es Zeit sei."

„Er hat Dir geantwortet?"

„Nicht eine Silbe. Auch nicht, als ich ihm nach einiger Zeit wieder schrieb und ihn um Verzeihung bat, denn an manchen Tagen hatte ich heftige Gewissensbisse.

Inzwischen kam meine Mutter durch einen unglücklichen Zufall hinter das Geheimniß unseres vergangenen Briefwechsels. Sie war außer sich und schrieb an Casista . . ."

„Und er?"

„Er antwortete in rein wunderbarer Weise. Er sagte, daß nur er mich zu diesem Briefwechsel verleitet habe, und nannte sich anmaßend, weil er durch die harmlosen Briefe des Fräuleins sich berechtigt gewähnt, um

ihre Hand zu werben. ‚Uebrigens,‘ schrieb er, ‚indem ich meinem Herzen das Schweigen gebieten muß, erdulde ich die größte Strafe, die selbst einem Verbrecher hätte auferlegt werden können.‘ So nahm er alle Schuld auf sich und rettete mich vor jedem Vorwurf.“

Mary schwieg ein Weilchen, dann fuhr sie fort: „Das war im December. Zwei Monate später verlobte ich mich mit unserem Nachbar.“

„Großartig! Hast Du diese Neuigkeit Casista mitgetheilt?“

„Gewiß. Ich mußte doch meine Briefe wieder haben. So bat ich Anna, ihm in meinem Namen zu schreiben; denn für mich schickte es sich nicht mehr, als die Braut eines Andern.“

„Welche rührende Gewissenhaftigkeit!“

„Schon nach wenigen Tagen kam ein großes Packet unter Annas Adresse und einige höfliche, kalte Worte. Er wünsche mir alles Glück, das ich so reichlich verdiene. Wir haben eines Abends alle Briefe verbrannt, seine und meine. Das hat sehr lange gedauert.“

„Schad' um die seinen.“

„Und damit war mein kleiner Roman zu Ende.“

„Das nennst Du einen kleinen Roman? Auch gut. Hast Du niemals wieder von Casista gehört?“

„O ja —“ Mary zögerte ein wenig.

„Wo ist er?“ fragte Lucia hastig. „Den Mann möcht ich kennen lernen. Schick' ihn zu mir.“

„Ja, wenn er noch lebte! Ich traf vor Jahren jenen Freund von ihm, der ihm den Empfehlungsbrief an meine Eltern mitgegeben hatte; den fragte ich nach Casista und hörte, daß ein sehr trauriges Loos ihn getroffen. Er hatte in Valparaiso sein ganzes Vermögen verloren, war lange verschollen geblieben und soll dann in Armuth und Elend in einem Krankenhaus gestorben sein.“

Lucia hatte ihr mit wachsendem Entsetzen zugehört. „Und das sagst Du so ruhig?“ fuhr sie auf. „Hast keine schlaflosen Nächte, lebst fröhlich und kokett weiter?“

„Ich verstehe Dich nicht,“ erwiderte Mary.

„Ja, sagst Du Dir denn nicht, daß Du an seinem Untergang Schuld bist?“

„Ich?“

„Ja wohl, Du! Du hast ihn an Dich gelockt. Ihm wäre es nicht eingefallen, Dich zu suchen. Und als er seine Beziehungen zu Dir abbrechen wollte, wie in einer Ahnung, daß ihm von Dir nur Unheil widerfahren könnte, wer rief ihn zurück? Wer wußte ihn auf's Neue an sich zu fesseln, seine Leidenschaft zu wecken?“

„Lucia!“ rief Mary erschrocken.

„Du hast ihn an Deinen heiligen Ernst glauben lassen, während es Dir im Grunde genommen, doch nur um ein Spiel, um eine Zerstreuung

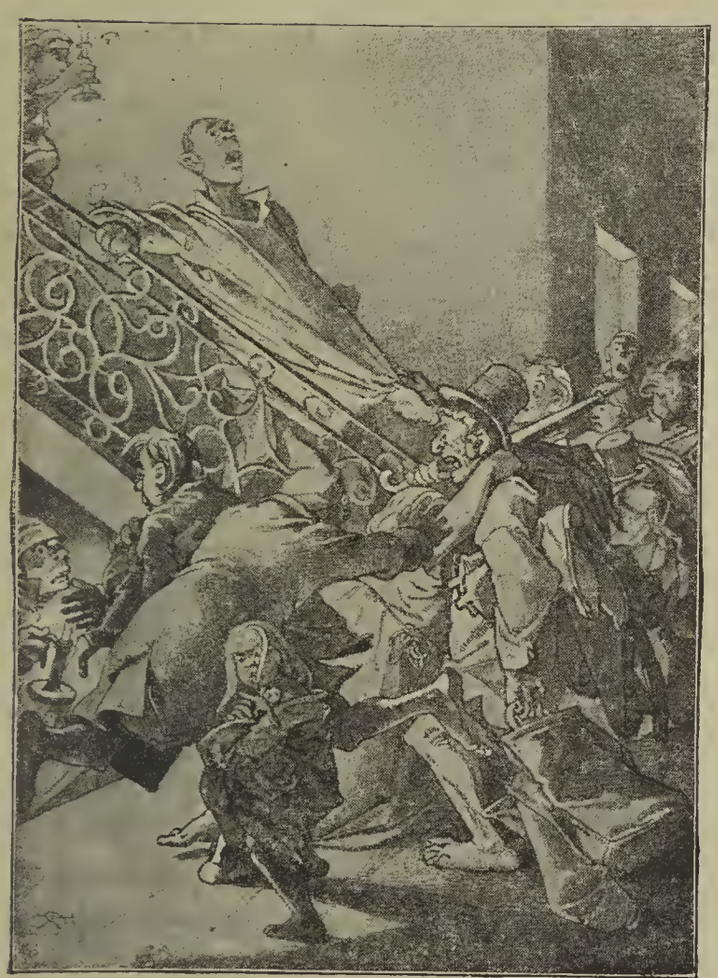
zu thun war. Wer kann wissen, ob er in seinem Glauben an Dich nicht auch seinen Brüdern gegenüber vertrauender wurde? Ob er sich nicht um Deinetwillen in Unternehmungen stürzte, die seine Kräfte überstiegen? Hast Du Dir denn das Alles nie gesagt?"

„Nie!!"

Lucia maß die junge Frau mit einem Blick, so empört, so strafend, so verächtlich, daß diese verwirrt die Augen zu Boden senkte. Dann sagte sie langsam: „Ich begreife Dich nicht. Wahrhaftig, es giebt Menschen, an deren Händen kein Blut klebt und die doch gemordet haben."

Mary schlug die Hände vor das Gesicht. Eine heiße Röthe flammte in ihr auf und stieg bis zu den Haarwurzeln empor. Empfand sie Scham oder Reue, oder Beides? Tauchte vor ihrer Seele das Bild des Verlorenen auf wie ein furchtbarer Vorwurf?

Illustrirte Bibliographie.



Wo is dat Fü'r?
Aus: K. Th. Gaedertz, Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neue Folge. Wismar, Hinstorff.

Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden an der Hand ungedruckter Briefe und kleiner Dichtungen mitgetheilt von Karl Theodor Gaedertz. Wismar, 1896..

Neue Folge 1897; Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlagsconto. —

Den Bausteinen für eine neue erschöpfende und zuverlässige Biographie Fritz Reuters, welche wir dem Sammelfleiß und Spürsinn Gaedertz bereits verdanken („Reuter-Reliquien" und „Reuter-Studien") hat der unermüdliche Reuterforscher weitere hinzugefügt mit den beiden vorliegenden interessanten und reich ausgestatteten Bänden.

Aus dem der Schillerstiftung mit der Eisenacher Villa und deren Einrichtung von Reuters Lebensgefährtin († 1894) vermachten handschriftlichen Material, aus authentischen Erzählungen bezw. Niederschriften von Verwandten und Freunden Reuters, aus Briefen und Poesien Reuters aus öffentlichem und Privatbesitz hat Karl Th. Gaedertz das Material zu den lebensgeschichtlichen Umrissen geschöpft, die er unter dem Titel „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen" den Freunden und Verehrern des beliebtesten Volksdichters bietet. —

Mit Erfolg ist der Verfasser bemüht gewesen, in jedem der beiden Bände ein in sich abgeschlossenes, abgerundetes Ganze zu schaffen; nicht nur eine für den Litteraturforscher

berechnete werthvolle Zusammenstellung neuen Materials, sondern ein für weitere Kreise lesbares Buch, das in zusammenhängender Darstellung ohne fühlbare Lücken Reuters ganzes Leben von der Schülerzeit bis zum Tode umspannt, indem Neues mit Altem geschickt verschmolzen wurde. Eine zusammenhängende Darstellung ward freilich dadurch erleichtert, daß fast aus jeder Lebensperiode Reuters, vom Gymnasiasten, Burschenschafter, Festungsgefangenen, Studenten, Landmann, Schulmeister, dem Maler und Dichter, Neues mitzutheilen ist. Von Interesse sind z. B. die hochdeutschen Dichtungen aus Reuters Schüler- und Festungszeit und die im zweiten Bande gemachten Mittheilungen aus dem

Louise Reuter. (Eisenach 1864). Originalzeichnung von Ludwig Pietsch.
Aus: K. Th. Gaedertz, Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen.
Wismar, Hinstorff.

Schülerstammbuch des Dichters, in welchem sich mit dem Datum vom 9. Februar 1828 der in letzter Zeit viel citirte Spruch eingetragen findet:

„Wer Gott vertraut,
Fest um sich haut,
Kann nie zu Schanden werden."

In dem ersten Bande sind beachtenswerth die Erörterungen über die Frage, wie Fritz Reuter dazu kam, Plattdeutsch zu schreiben, wobei Gaedertz, seine frühere Behauptung verstärkend, jeden Einfluß Klaus Groths abweist (S. 13) und die erste Anregung bis in die Zeit des Heidelberger Aufenthaltes (1840) zurückzudatiren vermag. Ueber Fritz Reuters Thätigkeit als Lehrer und Turnlehrer in Treptow, über seine Bräutigamszeit, aus der

Oberstlieutenant von Bülow. Commandant der Festung Dömitz. Nach einem Pastellbilde von Fritz Reuter.
Aus: K. Th. Gaedertz, Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neue Folge.
Wismar, Hinstorff.

einige Gedichte an „Luising“ mitgetheilt werden, über den Verkehr Reuters mit Victor Siemerling und mit seinem Verleger Hinstorff, über die „Pathen“ der Stromtid erfahren wir manches Fesselnde. — Werthvoll ist die Ergänzung der seiner Zeit unvollständig in Facsimiledruck erschienenen patriotischen Dichtung „Ok 'ne lütte Gaw für Deutschland“, der letzten poetischen Leistung Reuters. —

Familie Peters in Thalberg. Nach einer Kreidezeichnung von Fritz Reuter.
Aus: K. Th. Gaedertz, Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neue Folge.
Wismar, Hinstorff.

Noch werthvoller und reichhaltiger ist das Material, das Gaedertz in der „Zweiten Folge“ der „Reuter-Tage“ veröffentlicht. Hier wird uns zunächst Reuters Mutter durch Schilderung und Bild nahe gebracht, als eine fast ideale Frau, die schweres, körperliches Leiden mit frommer Ergebung und Sanftmuth trug; während des Vaters Charakterbild ein schwankendes bleibt und ein abschließendes Urtheil über den Mann bis nach Veröffentlichung der Briefe des Vaters an den Sohn vertagt werden muß. — Ein neues helleres

Licht fällt auf Reuters Festungszeit. Zum ersten Male erhalten wir hier eine zuverlässige Schilderung von Reuters Leben in Dömitz, die — nach Mittheilungen des Fräulein Anna von Bülow, der Tochter des von Reuter abconterfeiten Festungscommandanten Karl von Bülow — Reuters eigene Erzählung ergänzt und erweitert und Reuters Liebe zu der damals siebzehnjährigen Frida von Bülow unter Einflechtung von Proben der durch sie hervorgerufenen Lyrik erzählt. Auch die Mittheilungen über den Aufenthalt Reuters in Jabel, wo er für die Lectüre im jugendlichen Damenkreise einen „gereinigten Faust" herstellte und mit Küster Suhr (an dem er in den „Läuschen und Rimels", der „Reis' nach Belligen" und „Hanne Nüte" litterarische Attentate verübte, deretwegen der Betroffene dem Dichter lange Zeit grollte), sowie mit Förster Schlange (als „Slang'" in den „Läuschen" und „Ut min Stromtid" verewigt) in häufige Berührung kam, sowie über den Aufenthalt in Demzin bei dem Pächter Franz Rust, wo Reuter von seinem unseligen Leiden geheilt werden sollte, werden willkommen geheißen werden. In Demzin hat Reuter mit großen Eifer gemalt und gezeichnet; aus jener Zeit stammen Bilder der Familien Rust und Peters in Thalberg, der „Druwäppel" (Lining und Mining Rust), eine drollige Federzeichnung, die Pastor Augustin (in Rittmannshagen) mit Familie auf einer Landpartie darstellt; endlich ein Portrait der Braut des Dichters, Luise Kuntze, die als Erzieherin im Hause des Pastors Augustin, der Reuter manchen Charakterzug für den Onkel Bräsig geliefert hat, wirkte. In das Verhältniß der Verlobten lassen ein paar Briefe Reuters, in deren einem er in ergreifender Weise die Verzeihung der Geliebten für einen Rückfall in sein altes Leiden anfleht, einen Einblick thun. In diesen, wie in anderen Briefen, in allen den mitgetheilten Documenten zeigt sich neben seinem unverwüstlichen Humor die Gemüthswärme, die Empfindungstiefe, die Reinheit der Seele und Lauterkeit der Gesinnung Reuters in wohlthuender, oft rührender Weise. Seinen Dichterruhm können auch die besten der neu mitgetheilten Poesien, insbesondere die zahlreichen Gelegenheitsdichtungen nicht erhöhen, den *Menschen* Reuter aber macht uns jede neue Offenbarung nur liebenswerther — bei mancher anderen litterarischen Größe ist das Gegentheil der Fall gewesen. —

Wie uns Fritz Reuter in seinen Werken entgegentritt, so sehen wir ihn auch in seinem Leben; *die* Vorstellung, welche die ersteren in dem Leser von der Persönlichkeit des Dichters hervorrufen, deckt sich hier einmal erfreulich mit der Wirklichkeit.

Ein Wort sei noch der reichen illustrativen Ausstattung der beiden Bände gewidmet. Sie ist um so werthvoller, als ein Theil derselben uns Fritz Reuter als Zeichner und Maler kennen lehrt. Eine beträchtliche Anzahl seiner Leistungen auf diesem Gebiete finden wir hier reproducirt; vor Allem mehrere Selbstbildnisse, die ihn als Friedländer Gymnasiasten, während der Haft in der Hausvogtei in Berlin und während der Magdeburger Festungszeit darstellen. Wer hätte nicht bei der drastischen Schilderung, die Reuter in „Ut mine Festungstid" von seiner Thätigkeit als Portraitmaler entwirft, herzlich gelacht! Hier kann man aus mehreren Proben der Reuter'schen Kunstübung sich ein Urtheil bilden, bis wie weit die gutmüthige Selbstironie des Dichters gerechtfertigt ist. —

Hervorgehoben seien auch die Zeichnungen von Ludwig Pietsch, insbesondere das 1864 gezeichnete Portrait Luise Reuters. Und die Leser der „Läuschen und Rimels" werden die zu denselben angefertigten Zeichnungen Theodor Schloepkes, und das farbig nachgebildete Aquarell Schloepkes, das den Euspector Bräsig so überzeugend darstellt, freudig begrüßen. —

Bei der Beliebtheit, deren sich Fritz Reuter erfreut, und die in der ungeheuren Verbreitung seiner Schriften zum Ausdruck kommt (die verschiedenen Ausgaben zusammen sind in einer Zahl von 1 700 000 Bänden in's Volk gedrungen!), dürfen die Mittheilungen aus Reuters jungen und alten Tagen auf einen weiten Kreis von Lesern rechnen; daß Einzelnes von dem Neumitgetheilten wenig belangreich ist, kommt nicht in Betracht; dem künftigen Reuterbiographen bleibt es überlassen, das Unwesentliche auszuscheiden. Litterarhistoriker, wie Reuterfreunde haben alle Ursache, dem Herausgeber der beiden schönen Bände dankbar zu sein. O. W.

Bibliographische Notizen.

Im Reiche des Zaren. Büsten und Bilder aus Rußland von Eugen Zabel. Berlin 1898, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Der Berliner Feuilletonist und Kritiker Eugen Zabel ist seit einer Reihe von Jahren eifrig bemüht, dem deutschen Publicum die Kenntnisse russischer Litteratur und Cultur zu vermitteln und die mannigfachen Vorurtheile, mit denen man bei uns über das Reich des Zaren denkt und spricht, zu bekämpfen und zu zerstören. Mehrfach hat er Reisen nach Rußland unternommen und diese, zumeist als berichtender Journalist, beschrieben, in die Werke russischer Dichter hat er sich versenkt und interessante Charakterköpfe gezeichnet, und nicht zum Mindesten muß hervorgehoben werden, daß er mehrere Werke russischer Dramatiker der deutschen Bühne gewonnen hat. Auch sein neuestes Buch „Im Reiche des Zaren", das, wie der Titel es deutlich bezeichnet, sich wieder mit Rußland beschäftigt, enthält eine Fülle des Belehrenden und Unterhaltenden. Gerade die letzten Jahre haben den Verfasser mehrfach in unser östliches Nachbarreich geführt, er weilte dort nach dem Hinscheiden des Zaren Alexander III., während der Krönung des regierenden Kaiserpaares und bei der Kaiserzusammenkunft im August 1897. Was der Journalist in diesen historischen Momenten mit scharf beobachtendem Auge gesehen hat, das beschreibt er mit Klarheit und Anschaulichkeit. Er ist immer bestrebt, dem Leser Bilder zu geben und ihn möglichst zum Theilnehmer dessen zu machen, was ihm selbst angenehm oder unangenehm aufgefallen ist, was ihn erfreut oder mit Bewunderung erfüllt hat. So treten der verstorbene Zar und sein regierender Sohn in ihren eigenthümlichen Gegensätzen deutlich vor uns hin; bei keiner der Gestalten aus der politischen und litterarischen Welt, die Zabel uns vorführt, versäumt er die Darstellung ihrer körperlichen Erscheinung, die sich durch geschickte Schilderung fest in unserem Gedächtniß einprägt. Anziehend und fesselnd sind die Beschreibungen der seltsam fremdartigen, russischen Städte und Landschaften, die er auf jenen Reisen durcheilt hat; er weiß uns von Moskau und Petersburg zu erzählen, mit ihm wandern wir durch die Messe von Nischny-Nowgorod und die gleichzeitig stattfindende Ausstellung, wir begleiten ihn schließlich auf der Wolgafahrt und in die alte Residenz Kiew. Auch das furchtbare Unglück auf dem Chodinkafeld, welches die Festlichkeiten des vorigen Jahres so traurig abschloß, hat ein eigenes Capitel erhalten. Als ganz besonders werthvoll sind die Aufsätze über russische Politiker zu betrachten: so beschäftigt sich Zabel mit dem vielberufenen Oberprocureur des heiligen Synod Pobedonoszew und sucht die merkwürdige Natur dieses Mannes zu erklären, so macht er seinen Landsleuten eingehende Mittheilungen über den Grafen Walujew; von Dichtern ziehen ihn Nekrassow, Krylow und Garschin an (über Turgenjeff, Dostojewski, Tolstoi u. a. hat Zabel früher schon größere Arbeiten veröffentlicht), die Musiker Rubinstein und Tschaikowsky setzt er in eine interessante Vergleichung, und von Bildhauern behandelt er Antokolsky. Gern lesen wir auch das Capitel „Bismarck in Petersburg", das rein erzählend den Aufenthalt des deutschen Botschafters in Rußland vor Augen führt. Wenn so ein Theil des Zabel'schen Buches aus dem journalistischen Bedürfniß des Tages entstanden ist, so bleibt es doch werthvoll durch den leichten glatten Fluß der Erzählung und die zahlreichen rasch aufgefaßten und deutlich wiedergegebenen Beobachtungen, während wiederum mehrere der Aufsätze auf dem sorgfältigen Studium der Werke russischer Künstler und Schriftsteller beruhen. Das Buch ist nicht nur Jedem zu empfehlen, der sich mit russischer Geschichte und Cultur schon beschäftigt hat, sondern es wird auch Jeden lebhaft interessiren, dem jene merkwürdige Welt bisher noch fremd geblieben ist. im.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Adlersfeld-Ballestrem, Eufemia v., Pommery und Greno und andere Kuckucksnester-Geschichten. Militairhumoresken. Leipzig, Philipp Reclam.

Am Ende des Jahrhunderts. Rückschau auf 100 Jahre geistiger Entwickelung. Herausgegeben von Dr. Paul Bornstein. Berlin, Siegfried Cronbach.

— Band I. Deutsche Geschichte im neunzehnt. Jahrhundert von Dr. Bruno Gebhardt.

— Band II. Die Frau im neunzehnten Jahrhundert von Minna Cauer.

— Band III. Juden und Judenthum im neunzehnten Jahrhundert von Dr. P. Bernfeld.

August, Carl, Die Welt und ihre Umgebung. Berlin-Zehlendorf, Paul Zillmann.

Bartels, Adolf, Die Dithmarscher. Historischer Roman in vier Büchern. Kiel, Lipsius & Tischer.

Bartels, Elise, Zum Vortrage. Eine Sammlung deutscher Gedichte. Berlin, Wiegandt & Grieben.

Beyer, Prof. Dr. C., Ludwig II., König von Bayern. Ein Charakterbild nach Mittheilungen hochstehender und bekannter Persönlichkeiten und nach anderen authentischen Quellen. Des Königs Aufenthalt am Vierwaldstättersee und sein Verkehr mit Josef Kainz. Mit Portrait Ludwigs II. in Lichtdruck und 29 weiteren Illustrationen. Leipzig, Gustav Fock.

Blätter, Deutsche geographische. (Begründet 1877 durch Dr. M. Lindemann). Herausgegeben von der Geographischen Gesellschaft in Bremen durch Dr. A. Appel und Dr. W. Wolkenhauer. XX. Band Heft 3. Bremen, G. A. v. Hahm.

Bopp, Fr., Wolken und Sterne. Neue Gedichte. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Frauenfeld, J. Huber.

Brahms, Johannes, Erläuterung seiner bedeutendsten Werke von C. Beyer, R. Neuberger, Prof. J. Knorr, Dr. H. Riemann, Prof. J. Sittard, K. Söhle und Musikdirector G. H. Witte. Nebst einer Darstellung seines Lebensganges mit besonderer Berücksichtigung seiner Werke von A. Morin. Frankfurt a. Main, H. Bechhold.

Cohn, Ferd., Dr., Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik. 2 Bände. Zweite vermehrte Auflage. Breslau, J. U. Kerns Verlag (Max Müller).

Danckelmann, Eberhard Freiherr von, Die Verrathenen. Ein Cyclus von vier historischen Novellen aus dem zwölften Jahrhundert. Leipzig, Eduard Avenarius.

Dichter, Die deutschen, der Neuzeit und Gegenwart. Biographieen, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausgegeben von Karl L. Leimbach. VII. Band. Lieferung 1 u. 2. Frankfurt a. M., Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Driesmans, Heinrich, Judas. Das fünfte Evangelium. Eine dramatische Dichtung. Dresden, E. Piersons Verlag.

Eine Nacht im Lehnstuhl und einige andere Erzählungen. Zusammengestellt von A. L. G. Bosboom-Toussaint. Aus dem Holländischen. Leipzig, Ernst Sonnenhol.

Engl, J. B., Die Indianer. Ein lustiges Kinderbuch. Paris, Leipzig, München, A. Langen.

Foerster, Richard, Otfried Müller. Rede zum Antritt des Rectorats der Universität Breslau am 15. October 1897. Breslau, M. u. H. Marcus.

Freytag, Gustav, Gesammelte Werke. 2. Auflage in 22 Bänden. Band 14—15. Leipzig, S. Hirzel.

Fragen des öffentlichen Lebens. Herausgegeben von Dr. jur. Richard Wrede. II. Jahrg., Heft 5: Frühehe und Heirathsconsens. Eine neue Lösung der Uebervölkerungsfrage. Von Carl Theodor Schulz-Dresden. 4. Tausend. Berlin, Kritik-Verlag.

Franken, Constanze von, Katechismus der weiblichen Erwerbs- und Berufsarten. Max Hesses illustrirte Katechismen No. 45. Leipzig, Max Hesses Verlag.

— Katechismus des Haushalts. (Max Hesses illustrirte Katechismen No. 40.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

— Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte. 7. Auflage. Leipzig, Max Hesses Verlag.

— Wie gratulire ich? Kinder-Glückwünsche Vorträge und Festaufführungen zu allen festlichen Gelegenheiten. Max Hesses, illustrirte Katechismen No. 43. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Frapan, Ilse, In der Stille. Novellen und Skizzen. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel (Elwin Paetel).

Gamerra, Giovanni. Neun Monate Gefangenschaft bei Menelik. Erinnerungen eines Kriegsgefangenen in Schoa (März 1896 bis Januar 1897). Aus d. Italien. übersetzt von Hedwig Jahn. Berlin, F. Grunert.

Geschichte, Illustrirte, der deutschen Reformation. Volksthümlich dargestellt von D. B. Rogge. Mit 1 Farbendruck, zahlreichen Text-Abbildungen und 30 Kunstdruckbeilagen. Vollständig in 10 Lieferungen. Lieferung 1. Dresden-Blasewitz, Gustav-Adolf-Verlag.

Geyer, Albert, Geschichte und Sagen der Städte und Dörfer, Burgen und Berge, Kirchen und Klöster des alten Schlesierlandes. Leipzig, Bernhard Franke.

Gleitz, Karl, Künstlers Erdenwallen. Ein Lebensbild. II. Theil. Op. 17. Berlin, W. Groscurth.

Gross, Ferdinand, In Lachen und Lächeln. Geschichten und Skizzen. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Hartmann, Eduard von, Der Spiritismus. 2. Auflage. Leipzig, Hermann Haacke.

Hausschatz moderner Kunst. Heft 4. u. 5. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Hegewald, Prof. Dr. med., Was wir den Frauen schulden? Weinheim, Fr. Ackermann.

Heiberg, Asta, Erinnerungen aus meinem Leben. 2. Auflage. Berlin, Carl Heymanns Verlag.

Heidenstam, Werner von, Carl der Zwölfte und seine Krieger. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Therese Krüger. München, Albert Langen.

Heine, Anselm, Unterwegs. Novellen. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel (Elwin Paetel).

Heine, Heinrich. Sein Leben in seinen Liedern (1797—1856). Ein Breviarium zum 100. Geburtstage (13. December 1897). Herausgegeben von Richard Schaukal. Berlin, Fischer & Franke.

Heine-Funde, Neue, Veröffentlicht von J. Nassen. Erstes und zweites Tausend. Leipzig, H. Barsdorf.

Hirsch, Ludwig. Götzendienst, Schauspiel in fünf Acten. Dresden, E. Piersons Verlag.

Hoffmann, Hans, Allerlei Gelehrte. Humoresken. Berlin, Verlag von Gebr. Paetel (Elwin Paetel).

Jahn, Herm. Eduard, Slavina. Eine wendische Sage. Illustrirt von Willy Berner. 2. Auflage, Berlin, Rich. Eckstein Nachf.

Jensen, Wilhelm, Der Nachbar. Novelle. Berlin, Verlag der Romanwelt.

Joseph, Eugen, Das Haidenröslein. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel).

Juel-Hansen, Erna, Die Geschichte eines jungen Mädchens. Roman. Mit Genehmigung der Verfasserin aus dem Dänischen übersetzt von Ernst Brausewetter. 2. Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Kaufmann, Max, Zum 100jährigen Geburtstage Heines, 13. December 1797—1897, Heine's Liebesleben. Zürich, Albert Müller's Verlag.

Khuenberg, Sophie von, Wahrheit. Volksschauspiel in drei Aufzügen. Dresden, E. Piersons Verlag.

Lauterburgs illustrirter Abreisskalender für Deutschland. 365 Bilder aus deutschen Gauen mit geschichtlichen und geographischen Notizen. Hannover, J. C. König & Ebhardt.

Lazarus, Nahida, Ruth, Ich suchte Dich! Biographische Erzählung. Berlin, Siegfried Cronbach.

Le comte de Chambrun Wagner à Munich, Francfort, Nice. Paris, Calmann Levy.

Leffler, Anna Charlotte, Herzogin von Cajanello, Wie man Gutes thut. Schauspiel in drei Acten. Einzig berechtigte Uebersetzung von Sophie Lewald. Dresden, Heinrich Minden.

Lich, Fred, Aus dem Diesseits. Die Lieder eines Erwachenden. Dresden, E. Piersons Verlag.

Linden, A. v. d., Das Heine-Grab auf dem Montmartre. Mit 2 Abbildungen. Leipzig, H. Barsdorf.

Loti, Pierre, Ramuntcho. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von E. Philiparie. 3. Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Luhs, Maria de, Junges Grün. Gedichte. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Masurin, Konstantin, Die Jugend. Ein Poem. Frei aus dem Russischen von Richard Zoozmann. Mit illustrativem Schmuck von W. Leo Arndt. Berlin, Otto Elsner.

Maupassant's, Guy de, Illustrirte Romane und Novellen. Deutsch von Hubert Freiherr von Schorlemer. Lieferung 1. Leipzig, Aug. Dieckmann.

Monaldi, Gino, Guiseppe Verdi und seine Werke. Aus dem Italienischen übersetzt von L. Wolthof. Mit zwei Bildnissen Verdis. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Monographien zur Weltgeschichte. In Verbindung mit Andern herausgegeben von Ed. Heyck. II. Königin Elisabeth von England und ihre Zeit von Prof. Dr. Erich Marcks. Mit 4 Kunstbeilagen und 110 Abbildungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Müller-Bohn, Hermann, Die Denkmäler Berlins. Ihre Geschichte und Bedeutung, mit einem Anhange, enthaltend Gedenktafeln und Wohnstätten berühmter Männer etc. etc. Mit 46 Illustrationen. Steglitz-Berlin, R. Auerbachs Verlag.

Muret-Sander's encyklopädisches Wörterbuch, der englischen u. deutschen Sprache. Grosse Ausgabe Theil II, Lfg. 3. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Ovids Verwandlungen. In Stanzen übersetzt von Constantin Bulle. Bremen, M. Heinsius Nachfolger.

Parsifal, Der Weg zu Christus durch die Kunst; eine Wagner-Studie von Albert Ross-Parsons; aus dem Englischen nach der zweiten Auflage übersetzt von Dr. Reinhold Freiherr von Lichtenberg. Berlin-Zehlendorf, Paul Zillmann.

Philippi, Adolf, Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen. No. 3, 4, 5. Leipzig, E. A. Seemann.

Preuschen, Hermione von, Noch Einmal „Mors Imperator". Ein Requiem für Konrad Telmann. Dresden, Carl Reissner.

Raabe, Berthold. Gudrun. Schauspiel in einem Aufzug. Ludwigslust, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.

Raffaels Handzeichnungen in der Auffassung von W. Kochmann. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Renner, Gustav, Gedichte. Dritte, vermehrte Auflage. Th. Schröter, Leipzig.

Rigutini, Guiseppe, und Oskar Bülle, Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. Lieferung 13. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Sema, S., Moderne Mädchen. Drama in vier Aufzügen. Dresden, E. Piersons Verlag.

Spamers illustrirte Weltgeschichte, Bd. X. Geschichte der Neuesten Zeit. III. Theil: Von der Thronbesteigung Napoleons III. bis zur Gegenwart, In dritter Auflage bearbeitet von Prof. Dr. Otto Kaemmel. Mit 240 Text-Abbildungen und 7 Beilagen und Karten. Leipzig, Otto Spamer.

Spitteler, Carl, Conrad, Der Lieutenant. Eine Darstellung. Berlin, Verlag der Romanwelt.

Stanislas, A., Waldmärchen. Ein Idyll aus dem Waldleben. 2.—4. Tausend. Berlin, Rich. Eckstein Nachf.

Sybel, Heinrich von, Vorträge und Abhandlungen. Mit einer biographischen Einleitung von C. Varrenkapp. München, R. Oldenbourg.

Telmann, Konrad, Von jenseits des Grabes. Lebenslieder eines Todten. Dresden, Carl Reissner.

Verdaguers, Jacinto, Atlantis. Deutsch von Clara Commer. Mit einer biographischen Vorrede und erkl. Anmerk. vonLic. Fr. von Tesson-Wesiorski. Nebst Bildniss u. Schriftprobe von Verdaguer. Freiburg i. Breisgau. Herder'sche Verlagsbuchhandlung.

Vosberg-Rekow, Dr., Das britische Weltreich und der deutsche Wettbewerb. Berlin, Siemenroth & Troschel.

Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Baronin Bertha von Suttner. VI. Jahrgang. No. 10—11. Wien, E. Piersons Verlag.

Weisheit, Altgriechische. Sinnsprüche aus dem gesammten Gebiete der altgriechischen Dichtung in deutscher Uebersetzung von Dr. Josef Murr. 3. Bändchen: Liebe und Ehe. Innsbruck, Wagner'sche Univ.-Buchhandlung.

Widmann, I. V., Sicilien und andere Gegenden Italiens. Reiseerinnerungen. Frauenfeld, J. Heiber.

Westkirch, Louise, Unter dem Eise und andere Geschichten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Wilhelm, Carl, In stiller Klause. Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag.

Zeitschrift für Bücherfreunde. I. Jahrgang 1897. Heft 8. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Zeitschrift, Deutsche, für Geschichtswissenschaft. Begründet von L. Quidde. Neue Folge im Verein mit G. Buchholz, K. Lamprecht, E. Mareks herausgegeben von Gerhard Seeliger. II. Jahrg. 1897/98. Vierteljahrsheft 3.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Im Verein mit Dr. M. Siebeck und Dr. J. Volkelt herausgegeben und redigirt von Dr. Richard Falckenberg. N. F. Jahrgang 1897. Band 111. Heft 1. November, Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Friedrich Ratzel.

Töchter.

Von

Julius Weil.

— Breslau. —

I.

Als Käthe, die zweite von uns, geboren wurde, konnte Papa seine Enttäuschung nicht verbergen. Er wünschte sich Söhne, und nun kam schon das zweite Femininum.

„Na, Lies'," sagte er zu mir, „Du hast heut Nacht ein Schwesterchen bekommen."

„Ein Schwesterchen! Ein Schwesterchen!" schrie ich vor Freude und tanzte in der Stube herum.

„Sei still, alte Lies', und wecke die Mama nicht!" mahnte Papa. „Hättest lieber ein Brüderchen gehabt, gelt?"

„O nein, Papa. Jungen sind immer so böse und schlagen die Mädchen. Ich mag keinen Jungen zum Brüderchen."

„So, dann komm, ich werde Dir das Schwesterchen zeigen, aber ganz ruhig, hörst Du?"

Er nahm mich bei der Hand, und wir gingen in das Zimmer, wo Mama und die kleine Käthe lagen. Mama nickte uns lächelnd zu, und auf den Zehen traten wir an das Bett, um das Kleine anzusehen. In diesem Augenblick aber verzog es das Gesicht und fing zu schreien an, so laut, wie ich es von einem so winzigen Dinge gar nicht erwartet hatte. Papa hielt sich die Ohren zu und zog mich schnell zur Thür hinaus.

„Warum schreit denn das Schwesterchen so?" fragte ich draußen.

„Ach, das machen die Mädels alle so!" erwiderte Papa verdrießlich.

Ich wußte damals noch nicht, daß auch kleine Jungen zu schreien pflegen. Aber Käthe war jedenfalls eine Meisterschreierin. Sie schrie in einer Tour fort, und Niemand konnte sich den Grund ihrer Unzufriedenheit erklären. Als ich später Käthe selber fragte, wollte sie von Nichts wissen.

So macht sie es immer: erst sündigen und dann flott ableugnen. Vier volle Wochen brauchte sie, um sich satt zu schreien, dann, wie auf Commando, war sie plötzlich still, und seitdem schrie sie nur, wenn sie gerechte Ursache dazu hatte. Und sie hatte oft gerechte Ursache zum Schreien.

Denn Käthe war zwar ein Mädchen, Alle sagten es, aber gewiß nur aus Versehen; eigentlich war sie ein Junge, ein verdorbener Junge, versicherte Mama; und alle Jungen sind ungezogen, dabei bleibe ich, die verdorbenen aber sind die allerungezogensten. Noch ehe sie stehen und gehen konnte, war Käthe der Schrecken für das ganze Haus. Wie eine wilde Hummel fuhrwerkte sie überall herum, wo es irgend einen für kleine Kinder gefährlichen Ort gab. Wenn man sie nicht beständig unter Aufsicht hielt, war sie verschwunden und konnte erst nach längerem Suchen gefunden werden, oft in den halsbrecherischsten Stellungen: in Thürspalten, hinter Oefen, unter Schränken, von wo man sie mit Mühe und Lebensgefahr hervorzog. Häufig trug sie hierbei Beulen und Hautabschürfungen davon, und manchmal stürzte sie von der Höhe einer Sophalehne oder gar eines Tisches ab und schlug sich etliche Löcher in den Kopf. Das eine Mal blieb sie regungslos liegen, und Alle dachten, das arme Käthchen wäre todt, sie wurde aber wieder lebendig und lachte uns aus. Aber bei diesem Falle zog sie sich eine tiefe Wunde an der Stirn zu, die quer durch die rechte Augenbraue lief, noch heute sieht man deutlich die Narbe. Sie steht ihr übrigens sehr gut, wie ihr Alles gut steht, und wenn sie in Rage geräth, und ihre braunen Augen zu flammen beginnen, dann färbt sich auch die Narbe roth, und dann soll mal Einer mit Käthe anbinden! Ich möcht's ihm nicht rathen.

Jener böse Fall kostete dem Kindermädchen die Stellung und der Mama eine Ohnmacht, auf Käthe aber machte er gar keinen Eindruck. Ihre Jungennatur zeigte sich jedoch erst im vollen Lichte, nachdem sie, früher als sonst üblich, laufen gelernt hatte. Nun kamen wir aus der Aufregung nicht mehr heraus. Beständig waren wir auf der Jagd nach ihr; denn sie bevorzugte solche Verstecke, wo Menschen sich nicht aufzuhalten pflegen. Wenn wir bei Tische saßen und Jemand plötzlich auf etwas Weiches trat, so war es Käthe, die sich's dort unten gemüthlich gemacht hatte; gab es in der Küche ein Gepolter von herabfallenden Tellern und Gläsern, so zog man alsbald Käthe hinter einem Geschirrständer hervor. Mama war darüber untröstlich, aber Papa schmunzelte vergnügt. Er hatte sich mit Käthes Existenz vollständig ausgesöhnt, sie war sein erklärter Liebling geworden, ihr verzieh er Alles; was sie auch beging, fand er entzückend, bewunderungswürdig. Schlau, wie sie war, hatte sie das bald herausgemerkt und machte ihn zum Spielball ihrer unglaublichen Launen. Und er, der sonst so Ernste, ja Strenge, gab gern seine Würde, seine Höhe preis, nur um dem kleinen Dinge, dem jede Tugend wohlerzogener Mädchen fremd war, zu gefallen; ließ sich willig als Turngeräth für

Käthes Kletterkunststücke benutzen, bot mit wahrer Engelsgeduld Bart und Haupthaar ihren Zerstörungsgelüsten dar und lernte es sogar schließlich, mit täuschender Naturtreue bellende Hunde und galoppirende Pferdchen darzustellen, auf denen Käthe ihre Reitstudien vollführte.

Aber nun das Merkwürdigste! Papa war ein geschworener Feind von offenen Thüren. Wenn Jemand in's Zimmer trat, ohne die Thür zu schließen, gerieth er in Verzweiflung, und es war daher bei uns oberstes Hausgesetz: Thüren zu! Alle neu eintretenden Dienstboten wurden feierlich darauf verpflichtet. Nur Käthe hielt sich nicht daran gebunden, sie machte grundsätzlich keine Thür zu, und von ihr ließ es sich Papa gefallen. Geduldig stand er von seinem Platze auf und zog eigenhändig die Thür in's Schloß, so oft Käthe in's Zimmer gestürmt kam, und wenn er sich zu dem leisen Mahnruf: „Aber Käthchen, die Thür!" aufschwang, so glaubte er wunder was gethan zu haben. Was Käthe betrifft, so blieb sie vollständig kalt dabei, eine Thür schloß sie deswegen doch nicht.

Das war Käthe in der ersten Blüthe ihrer Jungenhaftigkeit. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß sie ein entzückender Kerl war, das reine Feuer, sie sprühte förmlich vor Lust und Uebermuth, und wer ihr zu nahe kam, der ward von ihrer Tollheit angesteckt. Sie war mit einem Worte ein geliebter Bösewicht.

Als Käthe das zweite Jahr vollendet hatte, traf Rose, die Dritte im Bunde, ein. Diesmal seufzte Papa vernehmlich und machte ein sorgenvolles Gesicht.

„Kinder," sagte er ziemlich kleinlaut, „der Storch hat Euch ein Schwesterchen gebracht, sie heißt Rose."

„Will aber teine Schwester!" rief Käthe. „Mag teine Schwester!"

„Aber Käthchen! . . ."

„Nein, will teine, Mädels sind alle dumm, Biederlein will Täte haben!"

„Das hättest Du dem Storch früher sagen müssen," meinte Papa.

„Stohch tann es wiederhole," erklärte Käthe, „Täte mag tein Mädel!"

Ich versuchte ihr in's Gewissen zu reden.

„Pfui, Käthchen," sagte ich, „wer wird so garstig sein? Rose ist gewiß ein süßes Püppchen."

„Mag aber tein Püppchen, mag tein Mädel!" rief sie zum dritten Mal. Und dabei blieb sie.

Als dann Mama wieder gesund geworden war, hörte ich eine Unterhaltung zwischen ihr und Papa mit an, worin dieser seinem schweren Kummer über das Anwachsen des weiblichen Theiles der Bevölkerung Ausdruck gab. Es sei festgestellt, daß es so und soviel Millionen mehr Frauen als Männer gebe, und wir gingen einer weiblichen Calamität entgegen. Das war eine deutliche Anspielung auf uns. Mama übernahm unsere Vertheidigung. Drei Mädchen mehr oder weniger, sagte sie, werde das

Gleichgewicht der Geschlechter noch nicht erschüttern; übrigens wäre es ganz gut, wenn die Frauen in die Mehrzahl kämen, desto besser und sanfter würden die Männer werden. Worauf Papa etwas von dem verderblichen Einfluß des Femininismus sprach, was ich zum Glück damals nicht verstand.

Unsere kleine Rose erfreute sich seitens des Papas und der mädchenfeindlichen Käthe nur sehr geringer Beachtung, aber, um die Wahrheit zu sagen, auch Rose kümmerte sich um diese Beiden nicht im Geringsten. Sie war überhaupt eine contemplative Natur. Im Gegensatz zu Käthe verhielt sie sich vollkommen ruhig, still lag sie in ihren Kissen und träumte meist mit aufgeschlagenen, himmelblauen Guckfenstern in die Welt hinein. Es war ein zartes, wunderhübsches Kind, schon in den ersten Monaten als das echte Ebenbild unserer süßen Mama kenntlich. Ihr reizendes Näschen, der winzig kleine Mund, die rosigen Patschen, das weiche Blondhaar — Alles war von entzückender Feinheit und blieb auch so, als sie sich, wenn auch nicht so schnell wie Käthe, doch ohne Hinderniß körperlich entwickelte. Diesem Aeußeren entsprach auch ihr ganzes Wesen. Sie war das artigste Kind, das ich je gesehen habe, aber ihre Artigkeit hatte nichts Gemachtes oder Anerzogenes, sie war der Ausdruck ihrer angeborenen Sanftmuth. Die Erziehungskunst ihr gegenüber bestand daher nur darin, sie sich selbst und ihrer glücklichen Natur zu überlassen.

Käthe hatte sich anfangs, ihrem Principe treu, von Rose fern gehalten, nur ab und zu war sie kindlicher Neugier folgend an das Bettchen der Kleinen gekommen, um sie sich anzusehen. Sie war erstaunt und offenbar indignirt, daß das kleine dumme Ding keinen Lärm machte, hätte es geschrieen und mit den Füßen gestrampelt, so würde sie vielleicht ihr Vorurtheil aufgegeben haben. Aber so ein Duckmäuser wie dieser war ihr verächtlich. Nach und nach änderte sie, wenn auch nicht ihre Ansicht, so doch ihr Verhalten dem neuen Familienmitgliede gegenüber. Sie mochte denken, daß man es im Nothfalle als Spielzeug benutzen könne. Daher begann sie sich Rose zu nähern, um zu versuchen, ob man nichts aus ihr machen könne. Als Puppe ließ sie sich doch am Ende verwerthen. Rose verhielt sich diesen Annäherungsversuchen gegenüber im Allgemeinen völlig passiv, ließ sie sich aber willig gefallen; wenn es Käthe zu arg trieb, blickte sie die Kleine nur erschrocken an, dann stand Käthe sofort von ihr ab, sie wußte eigentlich nicht warum. Dafür ward sie aber auch mit einem Lächeln belohnt, das ganz wunderbar auf sie wirkte. Sie konnte dann nicht anders, als die lächelnde Kleine abküssen und abdrücken, freilich oft beängstigend gewaltthätig.

Dieses Lächeln war es auch, das Papa auf sein Nesthäkchen aufmerksam machte. Es lag darin etwas unaussprechlich Holdes, etwas lieblich Gefälliges und doch wiederum Vornehmes, das zu ihrem feinen Gesichtchen und ihrer sanften Art ganz merkwürdig stimmte. Wenn sie sich damit zeigte, konnte ihr Keiner widerstehen. Papa fand zuerst den rechten Ausdruck

dafür, er nannte es das „Prinzessinlächeln", und seitdem hieß Rose nur: die „Prinzessin", und sie hieß nicht blos so, sie wurde auch wie eine Prinzessin gehalten und war auch eine solche, und zwar eine gute, liebe Prinzessin, wie sie in den Märchen, aber auch bisweilen in der Wirklichkeit lebt, ein Wesen von edler Art, schön von Antlitz und Gestalt und mit einem goldenen Herzen.

II.

Papa war Beamter. Dem vielen Aerger nach zu schließen, den ihm sein Amt bereitete, muß es ein sehr undankbares und schwieriges Amt gewesen sein. Wenn er abgespannt nach Hause kam, mußte die größte Ruhe herrschen, und wir Drei waren von seinem Angesicht verbannt. Erst nachdem das letzte Actenstäubchen von der Seele herunter war, durften wir auf der Bildfläche erscheinen. Mama war die Einzige, die er immer um sich litt, in ihrer Gegenwart vergaß er die Verdrießlichkeiten des Amtes am schnellsten. Und das war ja kein Wunder. Uns Kindern ging es genau ebenso. Wenn eine von uns krank war oder bedrückt über irgend etwas, brauchte Mama nur zu kommen, sich zu uns zu setzen und unsere Hand in die ihrige zu nehmen, und wir waren schon halb gesund und von allem Kummer befreit. Denn sie war ein Engel, unsere liebe, süße Mama.

War also Papas Laune in ihren natürlichen Zustand zurückgekehrt, dann kam an uns die Reihe. Erst nahm er Käthes stürmische Umarmungen in Empfang, wobei sie in der Regel mit kühnem Sprunge auf seine Kniee hinaufvoltigirte und von da aus ihre Liebkosungssalven losließ. Dann wurde die Prinzessin vorgeführt und sanft auf Mund und Seidenköpfchen geküßt. Zum Schluß bekam ich einige zärtliche Klopfer auf die Backen und durfte meinen Kopf einen Augenblick an seine Schulter lehnen. Und während dieser Kußparade strahlten seine Blicke die innigste Herzensfreude wieder, und als wäre er im Zweifel, welcher Theil ihm am besten gefallen, ließ er sie meist in veränderter Ordnung wiederholen. Kam es aber doch einmal vor, daß er zerstreut oder beschäftigt war, so gab uns Mama einen Wink, und husch, waren wir nach der ersten Vorstellung zur Thür hinaus.

Wenn Eltern der Regel nach ihre Kinder erziehen, so kommt doch auch bisweilen der Fall vor, daß Kinder ihre Eltern erziehen. Unser Papa, das muß ich leider offen sagen, hatte eine starke Abneigung gegen Kinder weiblichen Geschlechts; er hatte es oft genug ausgesprochen, daß er sich aus Mädchen gar Nichts mache, sondern für sein Leben gern Jungen gehabt hätte. Nun wohl, wir haben diese Abneigung besiegt, dank unserer erziehlichen Thätigkeit ist Papa ein completter Mädchenschwärmer geworden, der jeden Augenblick bereit ist, zu beschwören, daß es ohne Töchter kein reines Elternglück gebe. Wie wir das angestellt haben, das ist unser Geheimniß

und soll es bleiben, nicht wahr, Käthe? Oder willst Du es preisgegeben haben, Prinzeßchen? Nein, wir sind verschwiegen wie das Grab!

Damals waren wir noch alle Drei kleine, dumme Dinger und hatten unseren Papa allerdings noch nicht so weit. Er befand sich erst im Beginn der Besserung, ungefähr in dem Stadium, daß er sich sagte: „Vater von drei Töchtern zu sein, ist gerade nicht sehr erbaulich, aber es könnten auch fünf oder gar sechs sein, und das wäre noch schlimmer!“ Erst allmählich brachten wir ihn vermittels unserer Geheimmethode zu der Erkenntniß von der Vollkommenheit seines Glückes.

Damals also fing Papa eben an, sich mit seinem Schicksal auszusöhnen, und ich muß uns zu unserem Ruhme nachsagen, wir machten ihm diese Aussöhnung leicht. Wir umspielten ihn wie drei Kätzchen, eine immer zärtlicher als die Andere, und ich hätte den sehen mögen, der unseren vereinten Schmeichelkünsten auf die Dauer widerstanden hätte. Käthe wurde es natürlich am leichtesten, sie hatte ihn von Anfang an erobert und brauchte keine besonderen Minen springen zu lassen. Prinzeßchen wiederum siegte durch ihre stille Sanftmuth; wenn sie sich an seine Kniee schmiegte und ihn anlächelte, war sie Siegerin. Und ich, der weniger natürliche Hilfsmittel zur Verfügung standen, suchte seine Gunst zu erlangen, indem ich mich bescheiden im Hintergrunde hielt. So wurde er wenigstens nicht in jedem Augenblicke gewahr, daß wir unser Drei waren.

Aber was hätten wir ohne Mama ausgerichtet? Ihr verdanken wir schließlich doch alle unsere Erfolge. Wie der genialste Regisseur wußte sie uns vor Papa in Scene zu setzen. Wenn der rechte Augenblick da war, ließ sie uns auftreten, entweder einzeln oder zu Zweien oder im Ensemble, je nachdem es die Situation erheischte. Wehte ein ungünstiger Wind, dann blieben wir still hinter den Coulissen, und ebenso hatten wir zu verschwinden, wenn wir zuviel wurden, und Papa anfing, unsere Anwesenheit allzustark zu empfinden. So entfiel auf Papa das Vergnügen und auf Mama die Arbeit. Denn Arbeit und Mühe und Sorgen mögen wir der armen Mama reichlich gemacht haben, wenn wir auch nicht zu den Schlimmen gehörten. Aber Papa durfte davon Nichts merken und merkte auch Nichts oder doch nur herzlich wenig davon. Solche stille Opfer werden viel gebracht, aber Niemand rühmt, Niemand verzeichnet sie, die Männer am wenigsten . . .

Als ich, die Aelteste, in das schulpflichtige Alter gekommen war, wurde Papas Meinung über Art und Wahl der Schule eingeholt. Mama hatte sich mit dieser Frage eingehend beschäftigt und Erkundigungen von allen Seiten eingezogen. Papa lobte diesen Eifer und sagte:

„Ganz wie Du willst, liebes Kind. Bei Mädchen kommt es ja gar nicht darauf an. Wenn unsere Liese nur eine brave Hausfrau wird. Und dafür wirst Du schon sorgen!“

Mit diesen nicht gerade melodischen Klängen wurde meine geistige Ausbildung eingeläutet.

Ich kam also auf eine höhere Töchterschule und war nicht wenig stolz darauf. Als ich mit der ersten, von rühmlichen Prädicaten strotzenden Censur, deren ehrenden Inhalt ich als Analphabetin nur ahnen konnte, nach Hause kam, gerieth Papa in große Heiterkeit, ich glaube, er machte sich über mich lustig. Auf einen bittenden Blick Mamas rief er aber:

„Brav! Sehr brav! Lies'!"

Das war Alles. Von Mama jedoch erhielt ich zur Belohnung einen sehr schönen Bogen Puppenbilder.

Ob mich nun die Aussicht auf fernere Anerkennung anstachelte, oder ob ich ein kleines Schreibgenie war, schon am nächsten Geburtstage Papas konnte ich ihm ein goldgeändertes Blatt überreichen, auf dem ich mit sehr großen und steifen, aber wohlgemeinten Buchstaben vier volle Zeilen ausgefüllt hatte, deren zweite zu meinem und Mamas schwerem Kummer durch einen Riesenklecks verunstaltet war. Diesmal sagte Papa:

„Ei, ei! Sieh, sieh! Du Tausendsassa! Vorzüglich! Am besten ist der Klecks gelungen!"

Dieses zweifelhafte Lob trieb mir die Thränen in die Augen, und ich wäre auch schon losgeplatzt, wenn mich nicht Papa in die Arme genommen und geküßt, und Mama ein großes Stück Geburtstagskuchen als Pflaster auf die Wunde gelegt hätte. Ich will nur noch versichern, daß das nächste Gratulationsschreiben ohne Kleckse, mißgestaltete Buchstaben und bittere Thränen verlief.

Viel mehr als diese Proben meiner Bildungsfortschritte verlangte Papa nicht zu sehen, es genügte ihm, daß ich die Schule besuchte. Die tausend kleinen Schülerfreuden und -Leiden: die Kämpfe um den höchsten Platz in der Klasse, die Triumphe der ersten Declamation bei der Weihnachtsfeier, die Schulspaziergänge, und wie ich meine erste Freundin gewann und verlor — Alles blieb dem immer offenen Herzen der lieben Mama anvertraut. Und ich erinnere mich genau, wie ich flammendroth wurde vor Erregung, als Papa mich einmal in die sechste, statt in die fünfte Klasse versetzt glaubte. Das nicht einmal zu wissen! Oh! Wesentlich mehr Interesse widmete er den Schulangelegenheiten Käthes, die inzwischen auch unserer Vorsteherin, wie Papa sich lachend ausdrückte, „zur weiteren Veranlassung" ausgeliefert worden war. Käthe zwang ihn freilich selbst dazu. Denn wie vorauszusehen war, wollte sie sich durchaus nicht in die Disciplin der Schule fügen, und die darüber entrüstete Lehrerin wandte sich unter Umgehung der Mama an den gestrengen Vater mit der Bitte um Abhilfe. Die Sünderin sollte im Wege der „häuslichen Zucht" — ein schrecklicher Ausdruck! — zur Ein- und Umkehr gebracht werden. Natürlich war Papa außer sich — über die Lehrerin. Oder glaubtet Ihr etwa über Käthe? Käthe war ja völlig unschuldig, ihre natürliche Munterkeit wurde von dieser

Pedantin als Wildheit, ihr angeborener Humor als Bosheit ausgelegt. Es war lächerlich, aus ein paar zerbrochenen Schiefertafeln, drei zerrissenen Schulschürzen, einigen wenigen den Mitschülerinnen verabreichten Püffen, einem umgeworfenen Tintenfaß und einer der Lehrerin gedrehten, obendrein noch hinter dem Rücken gedrehten, schändlicher Weise verrathenen Nase so viel Aufhebens zu machen. Man wird Käthe einfach aus dieser schlecht geleiteten Schule, in der jede freie Regung einer heiteren Kindesseele gewaltsam unterdrückt werden soll, fortnehmen!

So erklärte Papa voller Zorn. Zum Glück wußte Mama die Ausführung dieser Drohung zu hintertreiben, und Käthe blieb in der Schule und, wie ich aus eigner Erfahrung berichten muß, der Schrecken ihrer damaligen und jeder späteren Klasse. Doch gelangten nie wieder ähnliche Klagen über sie an Papa, was dieser für einen vollgiltigen Beweis der Richtigkeit seiner Ansicht erklärte.

„Nur keine Pedanterie! Nur keine Abtödtung der Seele," sagte er. „Ihr seht, Käthe ist von selbst vernünftig geworden!"

Leider war dies nicht der Fall, vielmehr hatte das Ausbleiben der Klagen einen ganz anderen Grund. Mama hatte sich nämlich nach jenem Vorkommniß sofort mit der Vorsteherin in Verbindung gesetzt, und seitdem war sie diejenige Instanz, an welche die bedauerlicher Weise nicht geringe Zahl von Beschwerden über die Missethaten Käthes adressirt wurden und bei der sie ihre für Käthe selten erfreuliche Erledigung fanden. Denn Mama konnte auch energisch sein, wenn sie wollte und es noth that. Das mußte Käthe zu ihrem Schaden wiederholt erfahren. Uebrigens entpuppte sie sich allmählich als ein kleines Genie. Das Wissen kam ihr zugeflogen, und was noch mehr bedeutet: sie hatte auf der Stelle von Allem, was man sie lehrte, eine klare Vorstellung, sie sah den Dingen auf den Grund und machte sich eigene, meist auch eigenartige Gedanken darüber. In ihrem Köpfchen wimmelte es von guten Einfällen und famosen Ideen. Ein Wettermädel war sie! Ganz im Gegensatz zu Rose, dem Prinzeßchen, die schon als A-B-C-Schützin sich durch Fleiß und Ordnungsliebe auszeichnete, aber über das Durchschnittsmaß keinen Fingerbreit hinausragte. Unsere Jüngste war als Schülerin ein liebes Ding, stets belobt wegen ihrer Pflichttreue und rühmlichen Fortschritte, nie auffallend durch besondere Leistungen, aber keiner Lehrerin und noch weniger einer Mitschülerin Anlaß zur Unzufriedenheit gebend, allseitig beliebt und der Mittelpunkt eines mit jedem Tag wachsenden Freundinnenkreises. Kurz, lobenswerth in Allem, aber zum Glück nicht vollkommen; denn Nichts ist unausstehlicher, als ein Musterkind. Ihr Fehler, wenn man es so nennen darf, war ihre unendliche Seelenruhe, durch die sie uns oft zur Verzweiflung brachte, und die sich auch auf das Denken übertrug. Es währte immer eine geraume Zeit, bis sie Etwas erfaßt hatte, dann saß es aber auch fest. Ebenso war sie in mechanischen Dingen nicht schnell bei der Hand, Gott bewahre, aber

desto zuverlässiger war sie in Allem, was sie angriff. Käthe, die sich ihr gegenüber als ältere Schülerin sehr erhaben vorkam und darauf bestand, ihre Arbeiten zu controliren, womit sie indessen nur Verwirrung in der Kinderstube anrichtete, denn ihre Lehrversuche endeten regelmäßig mit einem großen Geschrei, nannte die Prinzessin nur die „Schnecke" und behauptete, wenn es nach Rose ginge, würde die Eisenbahn abgeschafft, und man finge wieder an, auf Kameelen zu reiten, wie in der Bibel stehe.

So Etwas konnte nur Käthe behaupten.

III.

Wir wuchsen nun lustig darauf los. Käthes Verlangen nach einem feschen Bruder war nicht gestillt worden, wir blieben auf uns angewiesen und waren uns auch genug und unseren Eltern nicht minder. Denn Unruhe verursachten wir für die doppelte Zahl. Wir wohnten damals in einer Mittelstadt, welche Sitz der Regierung war, bei der Papa seine Anstellung hatte. Es war ihm ein Posten in der Residenz angetragen worden, aber er hatte ihn mit Mamas Einverständniß aus Rücksicht auf uns abgelehnt.

„Wie sollen sie in dem Menschenwalde gedeihen?" sagte er. „Ohne Licht und Luft und Freiheit? Hier mögen sie wachsen wie die wilden Brombeeren, später können wir sie eher verpflanzen!"

So blieben wir denn in dem kleinen Hause, das wir mit einem kinderlosen Ehepaar bewohnten, und konnten uns in dem großmächtigen Garten, der mit seinen weiten Rasen- und Spielplätzen dahinter lag, nach Herzenslust tummeln. Oft lugten die erschreckten Nachbarn über die Zäune, um nachzusehen, was die tollen Mädel wieder trieben. Papa war diese Ausgelassenheit gerade recht, und wenn er bei Laune war und Zeit hatte, kam er selbst in den Garten und machte mit. Denn lange ehe man an Turnunterricht für Mädchen dachte, hielt er streng darauf, daß wir durch gymnastische Uebungen unseren Körper stählten. Je weniger er sich um unsere Schulangelegenheiten kümmerte, desto eifriger war er auf unsere körperliche Ausbildung bedacht. Kränkliche Menschen waren ihm zuwider, und blasse Gesichter konnte er nicht ausstehen. Wenn wir mit frisch gerötheten Wangen in's Zimmer stürmten, waren wir ihm am liebsten.

„So ist's recht!" sagte er. „Mädchen dürfen keine Stubenhocker sein. Sie haben es ebenso nöthig, fast noch nöthiger als die Jungen, sich kräftig und gesund zu erhalten. Ihr werdet schon einsehen, wie nöthig das ist."

Er selbst war ein Freund jeder Art von Leibesübung nnd hielt sich damit trotz aller Arbeit in Frische und Rüstigkeit. Die Natur liebte er leidenschaftlich, er hatte mehr von einem Förster oder Landmann, als von einem Actenmenschen. Namentlich das Wandern war ihm ein starkes Bedürfniß. In weiten Märschen suchte er den Wust der leidigen Bureau-

thätigkeit, die Sorgen des Amtes von sich abzuschütteln; wenn er dann nach Stunden heimkehrte, fühlte er sich als ein Freier.

Sonntags durften wir, wenn das Wetter nur leidlich war, ihn begleiten. Zur guten Zeit ging's in den Wald, Jede trug ihren Mundvorrath bei sich, und wo ein geeignetes Plätzchen sich fand, da ward gerastet, geschmaust und gespielt. Ausschreiten mußten wir tüchtig, denn Papa ließ gerne seinen Spott aus an Mädchen, die nicht ordentlich gehen gelernt haben, sondern nur zu trippeln verstehen, und das durften wir doch nicht auf uns sitzen lassen.

Und erst in den Ferien! Da mußten wir zeigen, was wir konnten. Im heimatlichen Gebirge, an die tausend Meter hoch, liegt ein berühmtes Kirchlein, ein Stück norwegisches Alterthum, und um das Kirchlein eine kleine Ortschaft, aus wenigen, auf grünen Matten verstreuten Häuschen bestehend. Dort war Jahre hindurch unser Ferienquartier. In einem dieser winzigen Häuschen hausten wir einträchtig mit den Kühen, welche außer den Sommergästen die einzige Erwerbsquelle der armseligen Besitzer bildeten. Diese selbst schlugen unterdeß ihre Wohnung in einem sonst als Heustall dienenden Schuppen auf. Aber wie glücklich fühlten wir uns trotz der Enge unserer Stübchen und der Bescheidenheit der ländlichen Lebensweise.

„Da seht Ihr," pflegte Papa zu scherzen, „wie wenig der Mensch bedarf, um glücklich zu sein! Ich werde Euch daran erinnern, wenn Ihr mir wieder mit Euern Luxuswünschen kommt!"

Ja, wenn man den Frohsinn und die Sorglosigkeit der Ferienzeit in die gewohnten Lebensverhältnisse mit hinüber nehmen könnte! Wenn man Höhen und Wälder und Bäche einpacken und in die Heimat mitnehmen könnte!

Tag für Tag stiegen wir in die Berge hinauf, ließen unsere Gesichter von der Sonne bräunen und füllten Stege und Wege mit lustigem Lärmen. Papa immer mit uns, strahlend in Heiterkeit und Liebenswürdigkeit. Die Verdrußfalten, die sein Gesicht oft so streng erscheinen ließen, waren verschwunden, verschwunden der trübe Blick, die gelblichen Schatten auf Stirn und Wangen, das rastlose Bohren der Nerven; er war wieder ganz unser lieber, einziger Papa. Seine Frische steckte auch Mama an, die mit jedem Tage schöner und jünger wurde. Es war, als wenn der Schleier, den die Sorge des Alltagslebens über ihr Gesicht gebreitet hatte, davon geflattert wäre, und als zeigte es sich nun erst in seiner natürlichen Anmuth. Selten war sie mit auf unseren Partien, ihr war es erwünschter, daheim zu bleiben und sich auszuruhen, „auf Vorrath", sagte sie lächelnd. Hatte sie uns zu unseren Ausfahrten gehörig verproviantirt und ausgerüstet, dann nahm sie ein Buch und ging in den nahen Wald oder setzte sich auf die Bank hinter unserem Häuschen, vor der die ganze Pracht des Hochgebirges ausgebreitet lag wie ein Zauberbild. Des Abends kam

sie uns ein Stück Weges entgegen, und es war für uns ein Fest, wenn wir sie aus weiter Ferne erblickten und sie mit Juchhei und Holdrio begrüßen konnten.

Ja, das waren fröhliche Tage und Wochen. Aber Ferien schreiten schnell, und ach, zu früh läßt die Schule das Signal zum Sammeln ertönen. Geraume Zeit dauerte es jedes Mal, ehe wir uns zu Hause wieder eingerichtet hatten, und ein Hauptthema unserer Winterabendgespräche war es, der hinter uns liegenden Feriengroßthaten, oft ein wenig ruhmrednerisch, zu gedenken und neue kühnere für das nächste Jahr zu ersinnen.

Das ging so ein ganzes Häuflein von Jahren. Dann wurde dieses Thema allmählich durch andere verdrängt. Es begann die Aera der langen Kleider, der gefühlvollen Kränzchen mit und ohne Lectüre, der Tanzstunden — ach, der seligen Tanzstunden! Und siehe da, plötzlich war unser Haus der Schauplatz einer lebhaften Geselligkeit.

Ein Vetter von uns stand als Offizier in einem Artillerie-Regiment der Garnison. Er machte uns ab und zu einen Besuch, ohne es indessen zu einem regelmäßigen Verkehr kommen zu lassen; wozu er auch unsererseits nicht allzu dringlich veranlaßt wurde, denn er war ein etwas gar zu trockener Vetter. Er sprach von nichts Anderem als von seinem Dienste, so daß ihn Käthe eines Tages mit ernsthafter Miene fragte: ob er vielleicht seine Kanone bei sich habe? Er erwies ihr die Ehre, über diesen Witz zu lächeln, sonst beachtete er uns wenig, Backfische waren unter seiner Würde. Aber mit einem Male mußten ihm doch die Augen aufgegangen sein. Er fing an, sich mit uns zu beschäftigen, erwies uns kleine Aufmerksamkeiten und ließ das Geschütz seiner Liebenswürdigkeit auffahren — wie Papa auf des Vetters Waffe anspielend, sich ausdrückte. Auch wurden seine Besuche jetzt häufiger, und in seiner Begleitung erschienen nach und nach junge Herren verschiedener Truppengattungen, aber auch ehrbarer bürgerlicher Berufe, welche den Wunsch hatten, bei uns eingeführt zu sein.

Ich kann nicht sagen, daß wir über die Ursache dieser Besuche sehr viel nachgedacht hätten; jetzt hatten wir wenigstens die tröstliche Gewißheit, auf den Bällen, die wir in Zukunft mitmachen würden, nicht sitzen zu bleiben. Uud das war ja die Hauptsache. Papa schüttelte anfangs über das Anwachsen unseres, durch dreierlei Jahrgänge von Freundinnen noch verstärkten Verkehres bedenklich sein Haupt. Aber als Mama erklärte, derselbe bilde für uns junge Mädchen eine gute Schule gesellschaftlicher Bildung, beruhigte er sich bald. Er selbst liebte den Umgang mit der Jugend und schloß sich nie aus, wenn es ein munteres Spiel gab oder ein improvisirtes Tänzchen. Um uns aber nicht übermüthig zu machen, sagte er:

„Ihr glaubt doch nicht etwa, daß die jungen Herren Euretwegen Besuch gemacht haben? Sie kommen natürlich nur, um im Verkehr mit

einem erfahrenen Manne ihre Kenntnisse zu bereichern und ihr Urtheil zu vertiefen. Ich freue mich, daß unsere männliche Jugend so strebsam ist."

„Ja," erwiderte Käthe, „besonders der Vetter von der Artillerie!"

„Der macht allerdings eine Ausnahme," versetzte Papa. „Der kommt Deinetwegen."

„Aber Papa!" rief Käthe vorwurfsvoll. „Ich bin doch keine schwere Batterie!"

Papa lachte und sagte mit dem Finger drohend:

„Warte, Du Schelm!"

Sie war nicht so leicht zu verblüffen.

IV.

„Eine Neuigkeit! Hanna Recke hat sich verlobt!"

Mit diesen Worten trat eines Tages Papa in unser Zimmer, wo ich mit Mama über häusliche Angelegenheiten conferirte.

„Mit wem?" fragte Mama. „Mit ihrem Lieutenant?"

„Nein, mit unserem Professor!"

„Mit unserem Professor? Was meinst Du damit?"

„Gestehe doch," sagte Papa lachend. „Du hattest über ihn verfügt, ich weiß nur nicht, für welche von unseren Grazien."

„Nun, und wenn ich mich mit solchen Gedanken beschäftigt hätte," versetzte Mama ernst, „würdest Du es tadeln wollen?"

„Tadeln? Warum? Ich freue mich vielmehr darüber. Du wirst nun allmählich doch zur Einsicht kommen, daß das Pläneschmieden und Schicksalspielen in dieser Frage zu gar nichts führt, und daß der dumme Zufall zehn Mal gescheidter ist, als alle sorgenden Eltern zusammen."

Mama seufzte.

„Ja, wenn wir im Märchenlande wohnten," sagte sie, „wo die Prinzen wild wachsen, dann könnten wir still dasitzen und warten, bis eines schönen Tages eine goldene Karosse angefahren käme mit drei Königssöhnen darin, die uns kniefällig um die Hände unserer Töchter bäten."

„Na, unter Prinzen thue ich's auch nicht!" erwiderte Papa vergnügt und wandte sich an mich:

„Was meinst Du, Lies'? Für Dich beanspruche ich sogar einen Erbprinzen."

„Nein," gab ich lachend zur Antwort. „Es muß ein fertiger König sein."

„Bravo!" rief Papa.

Als er uns verlassen hatte, sah ich, wie Mama sorgenvoll den Kopf bewegte und, wie immer, wenn sie etwas bedrückte, starr vor sich hinsah. Ich trat zu ihr und legte meinen Arm um sie:

„Sorge Dich nicht, Mama!“ bat ich. „Sie werden die besten und trefflichsten Männer von der Welt bekommen.“

„Wer?“ fragte Mama und blickte mich groß an.

„Nun, unsere Kinder. Eh' Du's ahnst, sind sie glückliche Bräute.“

„Und Du, Lies'?“

„Ach, Mama,“ entgegnete ich, und es war mir voller Ernst mit meinen Worten. „Um mich ist keine Noth, ich komme zurecht.“

„Du liebes Kind!“ sagte Mama und küßte mich zärtlich. „Ein so gutes Wesen verdient gar kein Mann!“

Ich wehrte mich tapfer gegen dieses Lob, aber es machte mich doch glücklich, so wenig ich einen Anspruch darauf hatte. Worin bestand denn meine Güte? Ich liebte die Meinigen von ganzem Herzen, aber wie hätte es wohl anders sein können, da sie mir, was ich ihnen gab, doppelt zurückgaben.

Ich habe viel über schreiende Mängel in der Erziehung unserer weiblichen Jugend klagen hören. Man spricht bald mit Mitleid, bald mit Verachtung von jungen Mädchen, die ohne ernstere Interessen, in schalen Vergnügungen und leeren Tändeleien die köstlichen Jahre leiblichen und geistigen Wachsthums, für Männer die erquickliche Lehr- und Reifezeit, ungenutzt verbringen, bis sie übersättigt oder zu Tode gelangweilt dem ersten besten Manne die Hand reichen: die Besseren, um endlich eine Lebensaufgabe zu finden, die Anderen aus Begier nach neuen Genüssen. Und ich selbst bin häufig solchen Mädchen begegnet und habe sie tief bedauert. Was wird ihre Zukunft sein? Wie sollen sie die Kämpfe des Lebens bestehen? Sie, die von ihm Alles begehren und ihm Nichts zu bieten vermögen, die Fremdlinge sind in der Wirklichkeit, die Nichts verstehen und Nichts können, deren Körper erschlafft, deren Geist träge, deren Herz leer ist? Vielleicht ringt sich in heftigen Erschütterungen ihre gesunde Natur durch, das Wahrscheinlichere ist, daß sie in ewigem Unbefriedigtsein sich verzehren, oder unfähig, ihren Aufgaben gerecht zu werden, denen eine Last sind, denen sie Stütze und Hilfe sein sollen.

Und ich dächte, es wäre ihnen doch so leicht zu helfen. Ich glaube an die Heilkraft der Arbeit. Aber um dieses Mittel richtig anwenden zu können, muß man freilich manches Vorurtheil, manchen vornehmen Dünkel abstreifen und sich des Gedankens entwöhnen, als sei nur die geistige Thätigkeit diejenige, die der Töchter aus bevorzugten Kreisen würdig sei. Nein, jede Arbeit ist gut, die den Fähigkeiten und den Neigungen entspricht. Ob die junge Dame wirthschaftlich thätig ist oder ob sie sich zur Erzieherin bildet — nur lernen soll sie, nur schaffen, nur arbeiten. Ich bin jetzt in dem Alter, um aus reifer Erfahrung sprechen zu können, darum drücke ich mich so bestimmt aus. Ich habe nie eine müßige Stunde gehabt, und ich sehe darin das größte Glück meines Lebens. Es bewahrte mich vor den gefährlichen Grübeleien eines unbeschäftigten Geistes, es nahm den Ent-

täuschungen, die mir nicht erspart blieben, den Stachel und ließ in meinem Herzen nie das Gefühl unbefriedigter Sehnsucht aufkommen, dessen Bitterkeit die bescheidenen Gaben des Schicksals vergällt.

Als ich die Schule verlassen hatte, wurde kein Familienrath abgehalten, um zu ermitteln, auf welche mehr oder weniger spielerische Weise ich nunmehr die Zeit tödten sollte, kein Lyceum oder Gymnasium kam in Frage, sondern ohne weitere Vorbereitung trat ich mein Amt als Helferin unserer guten Mama an. Denn sie bedurfte der Hilfe gar sehr. Je mehr ich selber zugreifen lernte, desto mehr staunte ich über die außerordentlichen Leistungen, deren dieses zarte Wesen fähig war. Man bedenke nur: Papa war im Wesentlichen auf ein nicht allzureichliches Gehalt angewiesen, von dem wiederum nur ein gewisser Theil für die Wirthschaftsführung abgegeben werden durfte. Und welches Soll stand diesem bescheidenen Haben gegenüber? Da mußte eine fünfköpfige Familie gut ernährt, da mußte ein unserer gesellschaftlichen Stellung entsprechendes Haus ausgemacht, da mußten drei fast erwachsene Mädchen sauber und hübsch, wenn möglich hübsch modern, gekleidet werden — und alle diese in stetem Zunehmen begriffenen Ausgaben sollten ein ganzes Jahr hindurch mit einer Summe bestritten werden, die mir anfangs kaum ausreichend erschien, die Bedürfnisse von drei, vier Monaten zu decken. Aber Mama brachte das Wunder fertig.

Papa pflegte zu sagen: sie sei eine Anhängerin der Doppelwährung; denn bei ihr währe jedes Geldstück doppelt so lange, wie bei anderen Frauen. Und es schien wirklich so, als vervielfältige sich in ihren Händen das Geld, soviel wußte sie daraus zu machen. Aber mit wieviel Mühen und Kopfzerbrechen! Manchmal wollte sie schier verzweifeln, sie glaubte zu unterliegen in diesem Kampfe mit den unerbittlichen Zahlen; und dann gab es lange Conferenzen zwischen Papa und Mama: ob denn die Ausgaben nicht einzuschränken wären, die Einnahmen nicht erhöht werden könnten. Leider meist ohne Erfolg, denn das Gehalt wollte nun einmal nicht in demselben Tempo wachsen wie die drei Mädel. Und so mußte es denn wieder gehen, und es ging dank der aufopfernden Hingabe unserer tapferen Mama, dank ihrer alle Lebensverhältnisse beherrschenden Klugheit, dank ihren geschickten Händen, die in der Wirthschaft fest zufassen konnten und es doch fertig brachten, uns so entzückend auszustaffiren, daß unsere Garderobe in der ganzen Freundschaft angestaunt und nachgeahmt wurde. Freilich diese Arbeit gerade griff unser Mütterchen, so gern sie sie that, am meisten an, sie machte sie oft ganz krank und nervös.

Da war ich denn als leidlicher Ersatz ganz willkommen. Ich hatte von ihr die Geschicklichkeit geerbt und von jeher in Handarbeiten brillirt. Ich sah, wo Mütterchen der Schuh drückte, und ohne mich zu besinnen, ging ich hin und erlernte die edle Schneiderkunst.

Lacht mich nur aus: es ist eine Kunst! Was der Bildhauer thut,

nach einem lebenden Modell den Menschen nachbilden, das thue ich auch. Und ich empfinde etwas wie Schöpferfreude, wenn es mir gelungen ist, eine tadellose, wirklich kleidsame Toilette herzustellen, die der Eigenart derjenigen, für die sie bestimmt ist, angepaßt ist, sie verschönt und in das rechte Licht setzt. Denn alles das vermag meine Kunst: die Reize der Gestalt läßt sie hervortreten und weiß ihre Mängel geschickt zu verdecken, sie erhöht den Zauber blühender Farben und verleiht den matten Tönen der Haut den Schein des Lebens — kurz, sie läßt die Menschen neu und schöner erstehen; ja boshafte Zungen sagen sogar, sie erschaffe überhaupt erst den Menschen — nach dem alten Spruch: Kleider machen Leute.

Das ist ja ein wenig übertrieben, nicht wahr? Aber soviel weiß ich, ich habe allen Respect vor dem, der ein gutes Kleidungsstück machen kann, und ich habe nicht einen Augenblick gedacht, daß ich mich herabwürdige, wenn ich als Tochter eines höheren Staatsbeamten das Schneidern erlernte.

Meine Kunst belohnte sich in der Folge vortrefflich. Jetzt konnte Mama die Nadel aus der Hand legen, und sie that es mit einem Seufzer der Erlösung. Eine weitere Wirkung war die, daß ich mich, angeregt durch das Schnittzeichnen, im Entwerfen und Erfinden von Mustern zu anderen Handarbeiten zu üben begann. Ich hatte ein wenig Talent zum Zeichnen und trug mich sogar mal mit dem großen Gedanken, eine Malerin zu werden; ein Glück, daß ich davon abgekommen bin, denn Nichts ist gefährlicher für das Fünkchen, als wenn man es gewaltsam zu einer mächtigen Flamme anblasen will, dann erlischt es bald ganz. Ich erfand und griffelte also munter darauf los, hatte auch das Glück, bei einem Preisausschreiben in einem berühmten Modeblatte als Siegerin gekrönt und belohnt zu werden. Daraus entspann sich eine Beziehung zu jenem Blatte, die bald eine innige und für mich recht erfreuliche wurde. Meine Muster wurden gern angenommen und gut bezahlt, und allmählich erwuchs mir daraus eine regelmäßige Einnahme, die mich finanziell ganz unabhängig machte. Ja noch mehr, der Verlag bot mir eine feste Stelle in der Redaction an mit einem Gehalt, das, ich schäme mich fast, es zu sagen, größer war als das meines lieben Papas; und als ich ablehnte, weil ich auf die daran geknüpfte Bedingung, meinen Wohnsitz nach der Hauptstadt zu verlegen, nicht eingehen konnte, wurde mir erklärt, daß die Stelle für mich jederzeit offen gehalten würde, ich sollte nur nöthig haben, ja zu sagen.

So hatte ich einen über Gebühr und Verdienst lohnenden und mich voll befriedigenden Lebensberuf gefunden. Und was mich am meisten beglückte, keiner von den Meinen legte mir das geringste Hinderniß in den Weg, sondern Alle waren stolz auf ihre „Productive", wie mich Papa nur noch nannte. Käthe besonders gerieth über meine Erfolge in großen Eifer, sie wollte nicht nachstehen und die Hände müßig in den Schooß legen. Sie hatte eine schöne Altstimme und einen feurigen Vortrag, war auch

musikalisch beanlagt, weshalb ihr Papa nach glücklicher Beendigung ihres Schuldfeldzuges erlaubt hatte, in ein Conservatorium einzutreten. Nun erklärte sie mit aller Bestimmtheit: sie werde zur Bühne gehen, Altistinnen seien gesucht, und sie rechne auf ein fürstliches Gehalt. Papa machte bei dieser Eröffnung ein diplomatisches Gesicht und sagte:

„Schön, mein Kind, ich werde sofort an den Generalintendanten schreiben, denn Du wirst doch wohl an die Hofoper wollen."

Rose machte ein betrübtes Gesicht.

„Ich verstehe gar Nichts," klagte sie. „Ich kann rein gar Nichts verdienen."

„Doch," erwiderte Papa," „die Liebe und Hochachtung der Zeitgenossen."

Wir mußten lachen, und auch Prinzeßchen lachte mit.

V.

Unter den jungen Leuten, die in unserem Hause verkehrten, befand sich ein Mediciner, Erich Walker. Er stammte aus einer alten Chirurgenfamilie. Schon sein Großvater hatte einen Lehrstuhl dieses Faches innegehabt, und der Name seines Vaters war in der medicinischen Welt hochangesehen. Er selbst galt trotz seiner jungen Jahre als gelehrtes Haupt und erfreute sich der besonderen Gunst unseres Operateurs, Professor Sträußler, dessen erster Assistent er war. Da sein Vater ein Jugendfreund von Papa war, hatte er bei uns die herzlichste Aufnahme gefunden und gehörte bald zu den Intimen unseres Kreises. Er war eine Natur von selbstständigem Gepräge, fest und männlich in seinem Auftreten, ein wenig phlegmatisch, aber heiter mit den Heiteren, kein Uebelnehmer und kein Spielverderber. Wir hatten ihn Alle gern, und auch er fühlte sich offenbar wohl bei uns. So oft sein anstrengender Beruf es erlaubte, kam er uns Gesellschaft zu leisten, bei unseren Ausflügen war er regelmäßig Veranstalter und Leiter, und wenn wir irgend etwas Festliches vorhatten, war er unser erster Berather.

Von uns Dreien schien ihm Käthe von Anfang an am meisten zu gefallen. Er hielt sich immer in ihrer Nähe, erwies ihr allerlei Dienste und Gefälligkeiten, brachte ihr Noten und begleitete sie zum Gesange, kurz, er spielte ihren Cavalier. Käthe nahm seine Aufmerksamkeiten als etwas Selbstverständliches hin. Sie war sehr verwöhnt, namentlich von den Herren, und betrachtete sie mehr oder weniger Alle als ihre Sclaven. Dafür, daß ihr Walker irgend wie unsympathisch war, lag nicht der mindeste Anhalt vor; im Gegentheil, sie neckte sich beständig mit ihm, und so wenig er sonst Spott vertragen konnte, von ihr ließ er sich Alles mit sichtlichem Wohlbehagen gefallen.

Aber allmählich änderte sich ihr Verhalten gegen ihn. Je dienstwilliger und ergebener er wurde, desto schlechter behandelte sie ihn, bis-

weilen ignorirte sie ihn vollständig, und dann wieder überhäufte sie ihn mit Sottisen und Witzeleien, die mir zum Theil recht ungezogen vorkamen. Sie verhöhnte sein Phlegma, ahmte seinen süddeutschen Dialekt nach und machte sich in ganz ungerechter Weise über seine angebliche Musikstümperei lustig. Ihre Pfeile prallten jedoch wirkungslos von ihm ab, er hörte ihre spitzen wie grobkörnigen Ausfälle unterschiedlos mit größter Gelassenheit an und machte noch ein ganz vergnügtes Gesicht dazu. Selbst wenn sie so weit ging, ihm in Gegenwart anderer junger Leute allerlei anzügliche Dinge zu sagen, verlor er sein Gleichgewicht nicht. Ich hörte einmal, wie bei einer solchen Gelegenheit unser Vetter zu ihm sagte:

„Wissen Sie, Walker, so würde ich mich an Ihrer Stelle nicht behandeln lassen. Sie haben es von vornherein verfehlt.

Komm den Frauen zart entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort.
Doch wer kühn ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort."

Walker lächelte nur dazu und ließ sich geduldig von seiner Quälerin mißhandeln. Ja, die Ungnade, die sie ihm so deutlich zu erkennen gab, schien seine Verehrung für sie noch gesteigert zu haben. Er überbot sich in Liebenswürdigkeiten und zarten Huldigungen; hatte er irgendwo eine besonders schöne Blume oder ein neues Buch oder Bild ausfindig gemacht, gleich brachte er's ihr. Mochte sie auch seine Gaben achtlos bei Seite legen, das nächste Mal erschien er freudestrahlend mit einer neuen Aufmerksamkeit. Er war offenbar bis über die Ohren verliebt in das böse Käthchen. Sobald er sie sah, ließ er kein Auge von ihr, und immer wußte er's so einzurichten, daß sie in seinem Gesichtskreis war. Beim Tanzen führte er nur sie als Partnerin, und wenn sie, was häufig geschah, ihn mit Körben heimschickte, so tanzte er den ganzen Abend nicht.

Dieser unentwegte Minnedienst stachelte Käthe's Unmuth nur noch mehr an, und alle Zeichen einer ernstlichen Abneigung gegen ihren getreuen Ritter machten sich bei ihr bemerkbar. Sie mißachtete ihn jetzt so offen und in so verletzender Form, daß ich nahe daran war, Papas Intervention anzurufen, doch konnte damit der Sache eine Bedeutung gegeben werden, die sie vielleicht nicht hatte. Ich machte der Uebelthäterin daher auf eigne Faust Vorhaltungen und bat sie, im Interesse des Friedens und aus Respect vor der Gastfreundschaft ihr unfreundliches Gefühl gegen Walker zu beherrschen und ihn ein wenig glimpflicher, wie er's ja auch verdiene, anzufassen. Käthe gerieth in höchsten Zorn.

„Ich mag ihn nicht!" rief sie leidenschaftlich. „Er compromittirt mich durch seine lächerliche Anbetung, er soll mich in Ruhe lassen!"

Hier war also Nichts anzufangen. Während ich aber noch überlegte, wie ich es anstellen könnte, an Walker eine directe Warnung gelangen zu lassen, trat ein Ereigniß ein, das allen Erwägungen ein jähes Ende bereitete.

Es war an einem späten Nachmittage im Herbst, herrlich die Luft, der Himmel wolkenlos rein, unser Garten eine üppige Schale voll Blumen. Wir nahmen den Kaffee am Hause unter einer Esche, vor der ein wiesenartiger Platz lag. Außer Mama und uns Dreien war eine Freundin und auch Walker zu Besuch. Zuletzt erschien auch der Papa; er war auf der Hühnerjagd gewesen und trug noch ein gut Theil der durchlaufenen Furchen an seiner Kleidung. Die Jagdbeute war reichlich ausgefallen und Papa in bester Laune. Er setzte sich zu uns nieder, um einen Schluck Kaffee zu trinken, stand aber bald wieder auf und ging, von Mama gefolgt, in das Haus, sich umzukleiden. Das Gewehr hatte er in der Eile neben seinem Stuhl stehen lassen. Käthe nahm es in die Hand und spielte damit.

„Bitte, Fräulein Käthe, legen Sie den Schießprügel hin," sagte Walker.

„Ach, Sie fürchten sich!" spottete sie. „Nur Muth, er ist nicht geladen."

„Das weiß ich nicht," versetzte Walker. „Aber mit angeblich ungeladenen Gewehren ist schon viel Unfug geschehen."

„Thu' das Gewehr weg!" mahnte ich nun ebenfalls. Käthe aber legte an, und während sie auf Walker zielte, rief sie mit verächtlicher Miene:

„Fliehen Sie nur, Sie Held, sonst schieße ich!"

Walker sah sie an und lächelte:

„Nur zu, von Ihrer Hand sterbe ich gern."

Bei diesen schlicht und ohne Pathos gesprochenen Worten überzog sich Käthes Gesicht mit einer glühenden Zornesröthe, ich sah, wie ihr Auge wild aufloderte. In diesem Augenblicke krachte ein Schuß, und blutüberströmt brach Walker zusammen.

Nun entstand eine furchtbare Scene. Die Mädchen schrieen entsetzt um Hilfe. Zur Bildsäule erstarrt stand Käthe da, aber nur secundenlang, dann entrang sich ein lauter Wehruf ihrem Munde, und ohnmächtig sank sie zu Boden. Ich stürzte zu dem Getroffenen hin, der wie leblos dalag. Die Kugel war in die rechte Schulter eingedrungen. Kaum eine Minute später war auch schon Papa auf dem Platze. Mit Hilfe des herbeigeeilten Dienstmädchens wurde Walker vorsichtig in das Haus getragen und auf ein Bett gelegt. Rose lief selbst nach einem Arzt, während Papa einen Nothverband anlegte. Nach kaum zehn Minuten erschien ein in der Nähe wohnender älterer Arzt, der die Wunde untersuchte und ein bedenkliches Gesicht machte. Auf Papas Bitte, der sofort einen Boten zu Professor Sträußler gesandt hatte, begnügte er sich, einen regelrechten Verband herzustellen, mehr, meinte er, ließe sich ohnehin vor der Hand nicht thun. Der Kranke hatte auf Augenblicke die Besinnung wiedererlangt, dann war er auf's Neue in Bewußtlosigkeit verfallen, der Blutverlust war zu groß gewesen.

Inzwischen war Käthe aus ihrer Ohnmacht erwacht. Sie erhob sich und blickte wie aus einem Traume aufgeschreckt um sich. Allmählich mochte ihr wohl die Erinnerung an ihre schreckliche That kommen, denn sie schüttelte sich vor Grausen und war einer neuen Ohnmacht nahe. Ich umschlang sie und führte sie zu einem Sitz.

„Fasse Dich, Käthchen!“ tröstete ich sie. „Gott wird ihn wieder gesund machen!“

„Er ist nicht todt?“ fragte sie mit erloschener Stimme.

„Er lebt und ist bereits wieder bei Besinnung.“

„Wer ist bei ihm?“

„Ein fremder Arzt. Professor Sträußler wird jeden Augenblick erwartet. Da kommt er.“

Eben trat der Genannte in den Garten.

Käthe wollte ihm entgegeneilen, ich hielt sie zurück, denn sie sah todtenblaß aus und vermochte sich kaum aufrecht zu erhalten.

„Laß mich zu ihm!“ bat sie. „Ich muß ihn sprechen.“

Mit Mühe vermochte ich sie zu bewegen, die Untersuchung abzuwarten. Sie fügte sich, in heftige Thränen ausbrechend. Ich brachte sie in ihr Zimmer und wollte, daß sie sich niederlege und ihre erregten Nerven zur Ruhe bringe; sie war aber nicht dazu zu bestimmen, sie sei nicht erregt, und Ruhe könne sie doch nicht finden, bevor sie Gewißheit habe. Ich sah, daß weitere Ueberredung nutzlos war. Wir setzten uns nieder und lauschten hinunter nach Papas Arbeitszimmer, wo der Kranke lag. Doch kein Laut ward hörbar. Nach einer Weile sagte Käthe:

„Höre mich an, Lies'! Mein Entschluß ist gefaßt. Ich bin verantwortlich für sein Leben. Ich werde nicht eher von seinem Lager weichen, als bis er genesen ist. Sage es Papa!“

Umsonst waren alle Versuche, sie umzustimmen. Sie blieb fest:

„Mein Leben für seines! Hindert mich nicht daran, wenn Ihr mich lieb habt.“

Eine unheimliche Entschlossenheit prägte sich in ihren Augen aus. Ich war auf's Höchste erschrocken und erkannte meine wilde, übermüthige Käthe nicht mehr. Es war, als hätte die verhängnißvolle Kugel sie selbst in's Innerste getroffen. In meiner Rathlosigkeit eilte ich zu Papa hinunter, wo inzwischen Professor Sträußler sich zur Vornahme der Operation anschickte. Er bestätigte, daß der Blutverlust ein sehr bedeutender gewesen sei, gab aber im Uebrigen Hoffnung auf vollständige Wiederherstellung, sobald er die Kugel entfernt haben werde. Ich zog Papa beiseite und theilte ihm Käthes Entschluß mit. Er sann einen Augenblick nach, dann sagte er:

„Lassen wir dem armen Dinge seinen Willen. Sie befindet sich in einer ungeheuren Exaltation, die Thätigkeit, zu der sie sich selbst anbietet und berufen fühlt, wird dazu beitragen, daß sie ihr seelisches Gleichgewicht

wiedererlangt. Ich will aber auch die Ansicht von Mama und Professor Sträußler hören."

Beide stimmten zu, der Professor erklärte nur, in jedem Falle eine erprobte Krankenschwester hersenden zu wollen.

So nahm denn Käthe, nachdem die Operation glücklich durchgeführt war, ihren Platz an Walkers Krankenlager ein. Mit einer Geduld und Ausdauer, die ihr Niemand zugetraut hätte, versah sie ihr selbstgewähltes Amt. Die geschulteste Pflegerin konnte nicht gewissenhafter, umsichtiger und zarter zu Werke gehen als sie. Der Professor war ganz entzückt von ihr und zog auf ihre Bitten nach kurzer Zeit die Schwester zurück.

Und unter Käthes Händen genas Walker. Als er eines Mittags die Augen aufschlug und Käthe mit besorgt auf ihm ruhenden Blicken an seinem Bette sah, glitt ein seliges Lächeln über sein Gesicht. Vielleicht glaubte er einen holden Traum zu träumen. Das gedämpfte Licht der Sonne, der tiefe Friede um ihn, das geliebte Wesen ihm so nahe — ach, welch ein himmlischer Traum! Er lächelte und schloß die Augen, um sie bald von Neuem zu öffnen. Und sieh — dasselbe Bild! Da streckte er die Hand nach ihr aus und seufzte, wie von schwerem Druck erlöst. Käthe faßte nach dieser blassen, zitternden Hand, und sie mit der ihrigen umschließend sank sie an dem Bett nieder und flüsterte: „Verzeihung!"

Er hob den Kopf und lauschte. Wie süß mochte ihm diese Stimme klingen. Und wieder flüsterte sie: „Verzeihung! Ich wollte Sie tödten! Ich bin eine Mörderin!"

Hatte er sie verstanden? Er lag still da und rührte sich nicht. Endlich sagte er mit matter Stimme:

„Was sprechen Sie? Sie wußten ja nicht, daß die Waffe geladen war."

„Entlasten Sie mich nicht, ich bin es nicht werth. Vor dem Gewissen ist Wille That. Und ich wollte Sie tödten."

Sie drückte ihren Kopf in das Bett, ein heftiges Schluchzen erschütterte ihren Körper. Minuten vergingen, keinen Laut hörte man außer dem Stöhnen des reueverzehrten Kindes.

Endlich begann er leise:

„So sehr haßten Sie mich? Warum — ach, warum thaten Sie das?"

„Weil ich schlecht war," antwortete sie, immer in knieender Stellung, „weil ich eitel war und voll Hochmuth."

„Nein, ich habe Ihren Haß verdient, ich bin der Schuldige. Ich wollte Ihnen meine Neigung aufdringen, Sie zwingen, meine Gefühle zu erwidern. Das war ein Unrecht, ein Verbrechen gegen Ihr Heiligstes, Ihren freien Willen."

„O, sprechen Sie nicht weiter!" bat sie. Aber er fuhr fort:

„Ich werde Ihren Frieden nicht mehr stören. Ich habe mir vorgenommen: wenn ich wieder gesund bin, gehe ich weg von hier. Vergessen Sie dann, was geschehen ist, und verzeihen Sie mir . . ." Seine Stimme

brach, er mußte weinen. Langsam rannen ihm die Thränen über die Wangen. Da hob sie den Kopf aus den Kissen und sah ihn an. Und in ihrem Blick lag Alles, was sie für diesen Mann empfand, der ihretwegen weinte: Reue, Zärtlichkeit, gläubige Verehrung. Und dann sprach sie sanft:

„Sie lieben mich nicht mehr, Erich?"

„Bis in den Tod!" hauchte er.

„Und dennoch wollen Sie gehen?"

Jetzt erst verstand er sie. Mit aller Anstrengung, deren er fähig war, richtete er sich auf und sah sie mit glänzenden Augen an:

„Käthe!" stammelte er.

Da fühlte er sich sanft umschlungen, und eine bebende Stimme flüsterte an seinem Ohr:

„Ich liebe Dich."

VI.

Nun hatten wir eine Braut im Hause, die seligste Braut von der Welt. Man konnte sie nicht ansehen, ohne einen Hauch ihres Glückes in der eigenen Brust zu verspüren. Ihre frühere Munterkeit war zurückgekehrt, aber ohne die Neigung zur Ausgelassenheit und zum Uebermuth, sie erschien vielmehr zu einer reinen Daseinsfreude verklärt. Der große Schmerz jener Stunde hatte ihren Sinn geläutert. Echtes Gold wird klar im Feuer, sagte Mama.

Vor der Welt, die sich oft aus Unkenntniß die sonderbarsten Vorstellungen von den Dingen und Ereignissen macht, verlieh ihr das gefährliche Abenteuer beinahe einen Glorienschein. Wer weiß, in welcher Entstellung der Vorgang unter die Leute gekommen war! Unser Vetter hatte irgendwo von einem versuchten Doppelselbstmord des im Kampfe gegen den Widerstand der grausamen Eltern unterlegenen Liebespaares fabeln gehört. Genug, alle jungen Mädchen unserer näheren und weiteren Bekanntschaft beneideten Käthe um die Romantik ihrer Liebe. Wer auf Versfüßen gehen konnte, sandte ihr schwärmerische Gedichte. Unbekannte Bewunderer drückten ihre Gefühle durch sinnige Blumengaben aus. Papa äußerte die Befürchtung, Käthe würde noch zur Heldin eines Schauerromanes in Lieferungen zu zwanzig Pfennig gemacht werden, man müßte eigentlich um polizeilichen Schutz nachsuchen.

Abgesehen von diesem mehr komischen Erfolge hatte das Ereigniß aber auch ein wirklich Gutes. Es zeigte uns, welches Ansehens unser Walker sich unter seinen Fachgenossen erfreute. Eine rührende Theilnahme machte sich während der ganzen Dauer seines Krankenlagers geltend, und gewichtige Stimmen ließen sich dahin aus, daß die Wissenschaft einen schweren Verlust erlitten hätte, wenn er der Kugel zum Opfer gefallen wäre. Aber der schönste Beweis für die hohe Würdigung seiner Tüchtigkeit blieb uns noch vorbehalten. Wenige Wochen nach seiner Genesung traf ein

Schreiben des Ministers ein, worin ihm eine außerordentliche Professur für Chirurgie an einer süddeutschen Universität angetragen wurde. Im ersten Augenblick waren wir in der Stimmung glücklicher Spieler, die am großen Loose betheiligt sind. Ich denke mir wenigstens, daß man bei solchen Gelegenheiten vor Wonne aus dem Häuschen ist, so wie wir es allesammt waren. Als uns aber dann zum Bewußtsein kam, daß wir ja nun unsere Käthe fortgeben mußten, vielleicht für immer, da wurde uns doch sehr beklommen zu Muthe, und wir wurden allmählich Eines nach dem Anderen still, bis Papa plötzlich wie einer Eingebung folgend ausrief:

„Kinder, es geht nicht! Walker muß ablehnen!“

Darauf waren wir freilich nicht gefaßt.

„Aber Papa!“ riefen wir aus einem Munde, und Mama sagte: „Ist das Dein Ernst, lieber Mann?“

Da wurde er doch stutzig und wandte sich mit der kleinlauten Frage an die Braut:

„Ja, möchtest Du uns denn so gern verlassen, Käthe?“

Für die betrübt Dreinschauende nahm ihr Verlobter das Wort:

„Lieber Papa, der Ruf ist, wie Du selbst anerkennst, ein ehrenvoller, er ist auch, wie ich glaube, der Vorläufer für die ordentliche Professur. Man würde es nicht recht verstehen, wenn ich ablehnte. Meinst Du nicht auch, lieber Papa?“

Der arme Papa mußte ihm natürlich Recht geben.

„Freilich, freilich,“ erwiderte er hastig und fuhr sich nervös mit der Hand über die Stirn, als wollte er die aufsteigenden traurigen Gedanken verscheuchen.

„Warum sollen wir uns denn aber die Freude durch allerlei Grübeleien vergällen, lieber Mann?“ sagte jetzt Mama. „Wer uns hier mit gesenkten Häuptern sitzen sieht, denkt sicherlich, ein großes Unheil ist über uns hereingebrochen.“

„Es ist wahr,“ stimmte Papa, sich gewaltsam aufraffend, bei: „Wir sind recht undankbare Menschen. Also fort mit der betrübten Lohgerberei!“

Er zwang sein Gesicht in vergnügte Falten, aber so ganz aus dem Herzen kam ihm die Lustigkeit nicht. Erst als Mama aufstand und nach ihrem Schlüsselbunde fragte, das trotz aller Ordnungsliebe seiner Besitzerin die Eigenschaft aller Schlüsselbünde theilte, sich zu verflüchtigen, wurde er sichtlich heiter.

„Ah!“ rief er. „Das ist gescheidt. Hole nur eine aus der dunklen Ecke, Du weißt schon den Gelbsiegel. Oder besser noch, ich braue eine gute Pfirsichbowle, was meint Ihr, Kinder? Ich gebe auch eine Flasche Mousseux zu.“

Eine Pfirsichbowle mit Sect? Allgemeines Einverständniß. Nun war auch Papa wieder der Alte, denn Bowlebrauen war für ihn der Gipfel der Gemüthlichkeit.

Später freilich kehrte seine wehmüthige Stimmung noch häufig wieder. Käthe war doch nun einmal, so sehr wir Alle ihm an's Herz gewachsen waren, sein Liebling, und der Gedanke, sich von ihr trennen zu müssen, wurde ihm, je näher das unabwendbare Ereigniß kam, desto schmerzlicher.

„Das ist nun das Loos der Eltern," sagte er einmal. „Jeder Schritt, den unsere Kinder in's Leben hinausthun, führt sie weiter von uns ab. Zuletzt bleiben wir mit aller unserer Liebe und Zärtlichkeit einsam im verlassenen Neste."

„Wie kannst Du nur so reden?" versetzte Mama mit leisem Vorwurf. „Bleibt nicht Käthe die unsrige, auch wenn sie nicht jeden Tag um uns ist? Und vergißt Du denn, daß uns Gott noch mehr gute Kinder geschenkt hat?"

„Wie werde ich mich so versündigen?" rief Papa. „Aber sage offen, Lies', wie lange wirst Du noch bei uns im Neste aushalten?"

„Keine Bange, Papa!" erwiderte ich, auf den Scherz eingehend. „Ich gehöre nicht zu den Zugvögeln."

„Aber Du," wandte er sich an Rose. „Wie ist es mit Dir? Hat Dich Käthe nicht angesteckt? Heraus mit der Sprache!"

Rosa lächelte mit ihrem entzückendsten Lächeln.

„Wer wird mich denn wollen, Papa?"

„Da haben wir's!" rief Papa in komischer Verzweiflung. „Wenn die Mädchen erst aus dieser Tonart reden, dann ist das Schlimmste zu befürchten!"

Mama wollte uns zu Hilfe kommen.

„Du machst mir ja die Kinder rebellisch," sagte sie. Papa führte jedoch sein Thema unverdrossen weiter aus:

„Ihr werdet mir doch nicht mit ähnlichen Knalleffecten kommen wie Käthe!" sagte er. „Das bitte ich mir aus. Ich bin froh, daß die Sache so glimpflich ablief. Mein Gewehr lasse ich nicht wieder stehen, darauf verlaßt Euch. Na, kommt her und gebt mir einen Kuß und versprecht mir, keine Extravaganzen zu machen."

Das versprachen wir denn auch feierlich, aber bei einem Kusse beließen wir es nicht.

Walker hatte sein neues Amt mit Beginn des nächsten Semesters anzutreten, und Käthe sollte als junge Frau Professorin mit ihm ziehen, das hatten sie den Eltern mit einem unendlichen Aufgebot von Gründen, um welche diese verliebten jungen Leute nie verlegen sind, abgeschmeichelt. Nur wenige Monate gehörte sie uns also an, und wir wollten Nichts versäumen, um ihr die Heimat noch im holdesten Lichte erscheinen zu lassen. Alle, Papa voran, wetteiferten, sie zu verwöhnen, ihr Liebes und Gutes zu erweisen. Die schönste Aufgabe fiel aber Mama und mir zu, und niemals habe ich so viel Genugthuung über meine bescheidenen Kunstfertigkeiten empfunden, wie damals, wo ich eigenhändig die Ausstattung der geliebten Schwester entwerfen und mitherstellen durfte. Es sollte aber

auch etwas Wunderbares werden, das hatte ich mir vorgenommen. Kein fürstliches Trousseau sollte, wenigstens an Geschmack und Formenschönheit, sich mit dem ihrigen messen können.

Da gab es nun freilich nicht wenig Arbeit, aber noch mehr Freude und Anerkennung, denn Käthe kam aus dem Entzücken nicht heraus. Mamas Organisations- und Finanztalent zeigte sich im glänzendsten Lichte. Mit den bescheidenen Mitteln, die ihr zu Gebote standen, hätten Viele Nichts anzufangen gewußt, ihr aber gelang es, vermöge ihrer Kunst, einer Mark die Kaufkraft einer Krone zu verleihen, ein Material zu beschaffen, dessen Vollständigkeit und Gediegenheit ich bewundern mußte. Als wir das fertige Werk, stilvoll aufgebaut, den Freundinnen des Hauses zeigen konnten, ernteten wir allseitiges und aufrichtiges Lob; und wer weiß, ob nicht manches junge Ding die glückliche Braut mehr um die köstliche Ausstattung, als um den Verlobten beneidet haben mag.

Weniger Freude empfand ich an einem anderen Amte, das mir durch Käthes Brautstand aufgedrängt wurde. Die Sitte verlangt, daß man Verlobte unter eine gewisse Observation stellt. Ich finde sie nicht immer angebracht, aber sie besteht einmal, und darum wird sie befolgt. Man giebt den jungen Liebesleuten gern ein Geleite mit, wenn sie ausgehen oder ein Concert besuchen oder sich sonst in der Oeffentlichkeit zeigen, genug, man macht ihnen das trauliche Beisammensein so schwer wie möglich. Sie sind zu bedauern, die Armen! Sie möchten sich am liebsten auf eine einsame Insel flüchten, nur um sich ganz zu haben und zu besitzen, und man zwingt sie, die Gegenwart eines lästigen Dritten zu ertragen. Ja, sie sind zu bedauern. Aber was sage ich erst von diesem Dritten, diesem Unglücklichen, der verurtheilt ist, die Rolle eines unbequemen Störenfriedes, eines aufdringlichen Lauschers, eines durch und durch überflüssigen Menschens zu spielen? Ich habe diese Rolle gespielt, und ich kann versichern, es ist die undankbarste von der Welt, und wer sie spielen muß, kann mit Bestimmtheit darauf rechnen, ausgezischt zu werden.

Ich sage Nichts davon, daß, wohin wir kamen, das Brautpaar der Gegenstand alleiniger Beachtung war und ich vollkommen übersehen wurde. Das war ja natürlich, und die Bewunderung, die meinen beiden Schützlingen zufiel, ließ mich meine Zurücksetzung gar nicht empfinden. Aber daß das Brautpaar selbst meine Gegenwart meist ganz vergaß, das drückte meine Stimmung doch zuweilen recht nieder. Sie hatten ja den besten Willen, mich als Dritte im Bunde gelten zu lassen, und in der ersten Viertelstunde ging's auch leidlich, aber dann verloren sie sich völlig in Zärtlichkeiten, und von mir war keine Rede mehr. Sie hatten gar kein Bewußtsein mehr davon, daß neben ihnen Eine sich befand, die auch mitsprechen und mithören wollte und die thörichter Weise manchmal recht trübselig drein blickte. Denn was konnte sie dafür, daß man ihre Einsamkeit störte?

Nun, ich habe ja auch ganz still gehalten und mit keiner Geberde verrathen, daß ich meine Rolle nicht mit Hingebung und Leidenschaft spielte; aber ich war doch recht froh, als ich von dem Dienste einer Liebeshüterin befreit wurde. Ja, es hat auch bisweilen seine Schattenseiten, die Aelteste von Dreien zu sein!

VII.

Ein herrlicher Tag im Mai. Nach endlosem Regen hatte sich der Himmel aufgeklärt und strahlte in reinstem Licht. Ein fast zärtlicher Hauch ging durch die erblühende Natur, wie das sanfte Athmen eines Kindes. Durchsichtig erschienen die jungen Blätter der Bäume, und in Düften stand das Frühlingsgesträuch. Ueberall ein geheimes Weben, ein schweigendes Sprießen, neues Leben schuf jeder Augenblick.

Das war Käthes Hochzeitstag. Sie sah rührend schön aus, und wie sie bräutlich geschmückt durch den Garten ging, glich sie selbst einer Maienblüthe, von der Sonne der Liebe aufgeküßt. Sie hatte gebeten, daß die Feier im Hause stattfinde, und die Eltern hatten gern zugestimmt. Die alten traulichen Stübchen, die sie zuerst erblickt, die sie wachsen und werden sahen, sollten nun auch Zeugen ihres höchsten Glückes sein.

Und unser Häuschen erwies sich dieser Ehre würdig. Es leistete ganz Unerwartetes in Raumentfaltung. Wir waren förmlich verblüfft darüber, was es aus sich gemacht hatte. Freilich war auch das Unterste zu oberst gekehrt, kein Möbelstück an seinem Platz und keine Thür in ihren Angeln gelassen worden, auch hatten unsere freundlichen Mitbewohner in herzlicher Antheilnahme uns einige ihrer Zimmer zur Verfügung gestellt. Als aber die Vorbereitungen beendet waren und das Häuschen festlich gerüstet dastand wie ein Jubelgreis, da wollten wir's gar nicht glauben, daß unsere altfränkisch gemüthlichen Stuben sich in eine solche Flucht fürstlicher Gemächer verwandelt haben sollten. Alte Häuser wissen auch, was sie der Ehre der Familie schuldig sind.

Weniger Talent zur Prachtentwickelung zeigte unser Garten. Er war im Laufe der Jahre zu sehr Naturbursche geworden, um sich noch im vornehm zierlichen Gewande wohl fühlen zu können, wir mußten uns bescheiden, die Rasenplätze zu säubern, die Gänge ein wenig abzustecken und die üppig darauf loswachsenden Hecken die Scheere fühlen zu lassen. Und zuletzt nahm er sich so unglücklich aus wie eine Dorfschöne im Sonntagsstaat.

Da der Tag so herrlich angebrochen war, und alle Zeichen Beständigkeit des Wetters verhießen, hatten wir auf Papas Wunsch auf dem großen Wiesenplane hinter dem Hause die Festtafel hergerichtet. Das gab nun ein bezauberndes Bild, als die Hochzeitsgäste, nachdem unser lieber alter Pastor das junge Paar im Hause getraut hatte, in den Garten

hinaustraten und an der mit blendendem Damast gedeckten, blumengezierten Tafel sich niederließen. Die strahlenden Lichter des Silbers und Krystalls, die leuchtenden Frauengewänder, das zarte Maiengrün der Bäume und der sanfte Glanz der Sonne — das Alles verschmolz zu einem wunderbaren Farbenspiel, an dem das Auge sich nicht satt sehen konnte. Von innen, durch die weit geöffneten Fenster, ertönten die zarten Klänge der Hochzeitsmusik, und mit unermüdlichem Eifer mischten die Vögel ihren Gesang hinein.

Es war ein Märchentraum. Die Alltagswelt versank, wir schwelgten im Paradiese. Das klingt wie Uebertreibung, aber ich kann diesen Rausch des Entzückens nicht anders schildern, der uns Alle erfaßt hatte. Wir jubelten und schwärmten wie übermüthige Kinder.

Am seligsten war, das Brautpaar ausgenommen, unsere liebe Mama. Ihre Blicke gingen von einer ihrer Töchter zur anderen, und man sah es ihr an, wie sie innerlich frohlockte, namentlich, wenn die Jüngste an die Reihe kam. Und wer wollte das dem mütterlichen Stolze verdenken? Denn ich glaube, Schöneres als unsere Rose gab es auf der Welt nicht. Eine Madonna, sagte Jemand in meiner Nähe. Aber das Sonnigheitere, das huldvoll Süße ihres Wesens kam bei diesem Vergleich nicht zu seinem Rechte. Ich erinnere mich an ein altes Bild: Philippine Welser vor Kaiser Ferdinand, an dieses Bild mußte ich denken, so oft ich Rose anblickte; durch solchen Liebreiz mochte die schöne Augsburgerin das Herz ihres erlauchten Gemahls gewonnen haben.

Und wie kam ihre feine und vornehme Schönheit neben der Siegfriedgestalt ihres Tischherrn zur Geltung! Das war ein junger Assessor von Sürsen, der zu unserem engeren Freundeskreise gehörte. Durch den Tod seines Vaters als dessen einziger Sohn in den Besitz einer großen, in unserer Provinz belegenen Herrschaft gelangt, hatte er sich gleichwohl dem Staatsdienst gewidmet, in der Absicht, später mit der Bewirthschaftung seiner Güter zugleich die Verwaltung des heimatlichen Kreises zu übernehmen. Er arbeitete bei unserer Regierung und war Papa persönlich zugeordnet. Dadurch kam er in unser Haus, wo er wegen seiner schlichten und treuherzigen Art schnell unsere Sympathie erwarb.

Welch ein Paar! flüsterten Alle, als er mit Rose Arm in Arm einherschritt. Die Kraft mit der Anmuth. Und als Beide im Tanze dahinflogen, gerieth selbst unser trockener Vetter in Enthusiasmus.

„Der Lenz die lächelnde Erde umfangend!“ rief er mir zu.

Das war poetisch und treffend. Ich sagte ihm das, worauf er erröthete, als wäre er auf einer Sünde ertappt worden.

Und unser Papa? Der feierte heute noch seinen größten Triumph. Als einer seiner Freunde ihm einen besonderen Trinkspruch gewidmet hatte und das Hoch auf ihn erklang, eilten wir Drei wie auf Verabredung zu ihm hin und umschlangen und küßten ihn vor versammeltem Volke.

Und Alles erhob sich von seinen Plätzen und jubelte dem gesegneten Manne zu, dem beneidenswerthen Vater solcher Töchter. So wenigstens deutete ein späterer Redner diesen spontanen Ausbruch des Jubels.

Und ich zweifle nicht, mein lieber Papa, daß Du dem geschätzten Redner im innersten Herzen beistimmtest und Dich glücklich priesest im Besitze Deiner drei Taugenichtse. Noch lange nachher, als Käthe abgereist und das Abschiedsweh überwunden war, lag noch ein Schimmer jenes Glückes auf Deinem Gesicht, und immer wieder kehrten Deine Gespräche zu jenem herrlichen Fest und seinem unvergänglichen Zauber zurück. Aber es mochten etwa acht Tage vergangen sein, da tratest Du um die Mittagsstunde mit niedergeschlagener Miene aus Deiner Studirstube und sagtest zu Mama:

„Denke Dir, was passirt ist!"

Und als wir Dich erschrocken anblickten, fuhrst Du fort:

„Ja, denke Dir! Du wirst es nicht glauben wollen. Eben haben wir unsere Käthe hingegeben, nun verlangt man ein zweites Opfer von uns."

Mama sah mich betroffen an, aber da ich völlig ahnungslos dreinschaute, rief sie hastig:

„Es handelt sich um Rose?"

„Ja," antwortetest Du noch immer ganz wehmüthig. Aber Mama war in große Aufregung gerathen.

„Sürsen hat um sie angehalten?" fragte sie und faßte Dich beim Arm, um Dich zu schnellerem Bericht anzufeuern.

„Woher weißt Du das?" sagtest Du erstaunt, und Mama erwiderte:

„Es war mir kein Geheimniß, daß er sich für Rose interessirt. Aber was hast Du ihm geantwortet?"

Da legtest Du die Hände in einander und schütteltest trübselig den Kopf, doch aus Deinen Worten klang Dein ganzer lieber Humor heraus, als Du sprachst:

„Ja, was soll man einem braven Manne sagen, der bescheiden frägt, ob man ihm nicht eine Tochter zur Frau geben wolle? Soll man Nein sagen? Das wäre doch unhöflich. Man kann doch nicht anders als sich verneigen und sagen: Ihr Antrag ehrt uns, mein Herr, und die Zustimmung von Tochter und Gattin vorbehalten, nehme ich denselben mit dem Ausdruck der Hochachtung an. Aehnlich habe ich denn auch gesprochen. Bist Du damit einverstanden?"

Ja, Mama war damit einverstanden, und Rose war es auch. Sie hatte Wort gehalten, ohne Knalleffect und sonstige Extravaganzen, mit dem edlen Anstande ihrer Prinzessinnatur hatte sie ihr Herz verschenkt.

VIII.

Wie still ist es nun in unserem Häuschen geworden! Walkers hatten auf die Professur an unserer Universität gehofft, aber ehe sie frei wurde, war ein Ruf aus der Hauptstadt gekommen, dem sie folgen mußten. Dort leben sie seit einigen Jahren in glücklichster Ehe. Käthe ist eine würdige Professorin geworden, aber auch als Frau ist sie heiter und fröhlich, wie sie als Mädchen war. Sie hat keine Kinder und bemuttert dafür die Schüler ihres Mannes, unter denen sie ihre Landsleute bevorzugt. Prinzessin regiert als die geliebte und angebetete Herrin auf ihren Gütern, sie ist häufig unser Gast, meist bringt sie einen ihrer fünf Jungen, bildschöne Knaben, lauter kleine Siegfrieds, mit; eine Tochter besitzt sie zu Papas aufrichtigem Bedauern nicht. Wir drei Alten sind im Neste geblieben. Käthe bestürmte uns anfangs, in ihre Nähe zu ziehen, wir nahmen es uns auch mehr als einmal vor, aber so oft es ernst damit werden sollte, siegte die Anhänglichkeit an die gewohnten Verhältnisse, an Haus und Garten, Heimat und Vergangenheit. Bisweilen fliegen wir zu den Jungen aus und kehren dann mit reicher Ausbeute für die Plauderstündchen an den einsamen Tagen in unsere bescheidene Enge zurück.

Mama ist noch immer eine schöne Frau und Papa rüstig und lebhaften Geistes wie in den besten Jahren, Beide verwöhnen mich über alle Maßen. Meiner Zeichenkunst bin ich treu geblieben und in stetem Zusammenhange mit den ersten Förderern meiner bescheidenen Talente. Auf ihre Bitten vertausche ich zu gelegener Zeit den Griffel mit der Feder und schreibe nun die Geschichte unserer kleinen Familie nieder; vielleicht daß sie neben den Schilderungen großer Schicksale hier und da freundliche Theilnahme findet.

Aber diese Geschichte würde nicht vollständig sein, wenn ich nicht noch zuletzt von mir spräche. Es ist auch ein wenig Eitelkeit dabei im Spiele. Denn Mancher wird nach ihrem bisherigen Verlauf glauben, daß ich im Gegensatze zu den vielbegehrten Schwestern ein gar unholdes Wesen war, geschaffen, um auf Liebe und Glück zu verzichten. So ist es nicht gewesen. Auch mich hat die gütige Natur nicht stiefmütterlich behandelt, auch ich bin begehrt worden von einem braven Manne, auch ich habe einen Blick in das Paradies thun dürfen, aber krachend schlugen die Pforten zusammen, ehe ich seine Schwelle überschreiten konnte. Doch in meiner Seele ist nichts von Bitterkeit zurückgeblieben. Ich bin ja geliebt worden, ich bin ja glücklich gewesen. Und die Erinnerung an dieses Liebesglück erhellt mein ganzes Leben mit einem goldenen Schein. Kurz nach Roses Verheirathung führte sich ein junger Offizier bei uns ein; er war eben erst in unsere Garnison versetzt worden und brachte Empfehlungen von einem Studienfreunde Papas. Sein frisches Wesen, sein weltfroher Sinn brachte in unser still gewordenes Leben neue Bewegung. Er fühlte sich zu uns hingezogen und wurde unser täglicher Gast. Und bald hatte er unsere

Herzen gewonnen. Ja, ich habe ihn sehr geliebt, und auch er liebte mich und ist meinetwegen in den Tod gegangen.

Wir hatten uns auf eine lange Wartezeit gefaßt gemacht; denn wir waren Beide unbemittelt. Als aber ein Jahr verstrichen war, ergriff ihn die Ungeduld, seiner impulsiven Natur war es unerträglich, zu harren und still zu halten. Ich erbot mich, zu meiner Redaction in ein festes, freilich in gewisser Weise abhängiges Verhältniß zu treten, um uns dadurch eine sichere Einnahme zu verschaffen, aber aus Standesrücksichten wollte er nichts davon wissen. Da griff er nach einem anderen Mittel, unsere Vereinigung zu beschleunigen. Von befreundeter Seite war an ihn die Aufforderung ergangen, ein Commando bei der Schutztruppe anzunehmen, die damals für Ostafrika gebildet wurde. Wir sträubten uns heftig dagegen, doch er ließ sich nicht zurückhalten; er erwartete davon ein schnelles Avancement und hoffte so, mich in kurzer Zeit heirathen zu können. Mit wehem Herzen sah ich ihn scheiden, und ach, zu schnell erfüllten sich meine düsteren Ahnungen. Kaum zwei Monate nach seiner Ankunft in der Colonie erhielten wir die Nachricht, daß er im Kampfe gegen einen rebellischen Volksstamm gefallen sei.

Ich glaubte, diesen ersten großen Schmerz nicht zu überleben. Ich versank in tiefe Schwermuth, und Jahr und Tag gingen darüber hin, ehe ich vollkommen genas. Langsam heilte meine Wunde, und das Leben nahm mich wieder auf. Und nun ist es mir, als hätte ich nie verloren, was einst meine Jugend durchleuchtete wie ein milder Stern, als gehörte mir noch immer das Herz des Verklärten. Darum wenn die glücklicheren Schwestern zu uns kommen, stehe ich nicht vergrämt und verbittert beiseite, sondern geselle mich zu ihnen, als Eine, der das Höchste zu Theil ward, was Frauen beschieden werden kann.

Und es kam ein Tag, an dem mich dieses Gefühl in seiner ganzen stählenden Kraft erfaßte, ein Tag, an dem noch einmal unsere vergangene Welt mit ihren Sternen und ihrem Dunkel sich erhob. Und wieder war es ein Hochzeitsfest, aber statt der Myrte schmückte ein goldener Kranz den weißen Scheitel der Braut. Kinder und Enkel und Freunde waren um das liebe Paar versammelt und priesen ihr Geschick und ihre Tugenden. Und dann erhob sich mein Papa, und in seiner alten launigen Weise bedankte er sich bei Jung und Alt, und dann schloß er mit folgenden Worten:

„Nun aber lassen Sie mich noch eine Sünde bekennen! Es ist hohe Zeit, daß ich beichte, es könnte sonst zu spät werden. Ich habe mir einst mit Ungestüm einen Sohn gewünscht, und ich war tiefunglücklich, daß ich nur Töchter bekam, eine nach der andern, bis ich alle Hoffnung verlor. Meine theuren Freunde, ich war ein Thor, mehr noch, ich war ein Frevler gegen den lieben Gott, der mir diese Töchter geschenkt hat. Denn hier bezeuge ich es laut vor Allen, die meinem Herzen nahe stehen: sie haben

mein Leben reich und schön und köstlich gemacht. Ihre Kindheit, ihre Mädchen- und Frauenzeit, jeder Abschnitt ihres Daseins war für mich und meine treue Gefährtin eine Zeit neuer Freuden und Entzückungen. Jede von ihnen hat mich um soviel Jahre verjüngt, als sie selber zählt, und so stehe ich vor ihnen als ein Jüngling, der ich in meinem Herzen, dem Himmel sei Dank, wirklich noch bin. Das, meine theuren Freunde, ist die Rache, die meine Töchter an mir genommen haben. Und so weit gingen sie in der Selbstentäußerung, daß sie mir auch zu den Söhnen verhalfen, die ich einst schmerzlich vermißt hatte, und ich brauchte sie mir nicht einmal unter Sorgen und Mühen zu erziehen, als fertige Männer brachten sie sie mir in's Haus. Danken können wir ihnen alle die Güte, alle die Zärtlichkeit, alle die Aufopferung, das ganze große Glück, das sie uns gegeben, nur durch die unbegrenzte Liebe, mit der wir sie an unser Herz schließen. Allen Eltern aber fern und nah wünschen wir das Eine: der Himmel schenke ihnen Töchter wie die unsrigen!"

Das erste deutsche Parlament.

Zu dessen fünfzigjährigem Jubiläum.

Von

Karl Biedermann.

— Leipzig. —

II.*)

Unter den Bestimmungen der Verfassung für das künftige Deutsche Reich waren zwei, welche vielfach Anstoß erregt haben, ja von denen man behauptet hat, sie hätten dem König Friedrich Wilhelm IV. die Annahme der Verfassung und der auf Grund derselben ihm angebotenen Kaiserkrone unmöglich machen müssen. Mit einem so unbeschränkten Wahlrecht, wie dort für den Reichstag aufgestellt sei, und mit einem blos suspensiven Veto sei schlechterdings nicht zu regieren.

Dieser Behauptung widerspricht sonderbarer Weise in beiden Punkten die Verfassung unseres heutigen Deutschen Reichs. Wir haben ein so unbeschränktes Wahlrecht für den Reichstag, wie nur irgend möglich, und ein Veto übt unser Kaiser überhaupt nicht; als solcher hat er nach der Reichsverfassung die von Bundesrath und Reichstag gemeinsam gefaßten Beschlüsse zu „verkündigen". Verfassungsänderungen kann er in seiner Eigenschaft als König von Preußen durch die 17 preußischen Stimmen im Bundesrathe verhindern; bei einfachen Gesetzen riskirt er überstimmt zu werden, wie das schon einmal wirklich geschehen ist, als durch Mehrheiten im Bundesrath und Reichstag Leipzig (nicht, wie die preußische Regierung gewollt, Berlin) zum Sitz des Reichsgerichts erklärt wurde. Und, was das Merkwürdigste, dieses so weitgehende Wahlrecht und dieser gänzliche Mangel eines directen Veto für das Reichsoberhaupt sind in die Ver-

*) Nachträglich zu dem ersten Artikel ist zu bemerken, daß sich zu den dort genannten sieben noch lebenden „Erbkaiserlichen" noch ein achter gefunden hat, nämlich der Geh. Reg.-Rath Professor a. D. Dr. Backhaus, dermalen in Görlitz, 79 Jahre alt. Er war ein Mitbegründer der Erbkaiserpartei neben dem Verfasser dieser Artikel.

fassung gekommen nicht durch eine aus dem Volke herausgewachsene parlamentarische Körperschaft, sondern durch die preußische und die anderen Regierungen des Norddeutschen Bundes auf den Rath eines so conservativen Staatsmannes wie Fürst Bismarck! Damit will ich nicht sagen, daß das allgemeine, gleiche, directe und geheime Wahlrecht das Ideal eines Wahlrechts oder daß nicht der Mangel eines directen Veto des Kaisers eine staatsrechtliche Abnormität sei; nur, meine ich, sollte man sich angesichts dieser Bestimmungen unserer Reichsverfassung etwas weniger stark ereifern über ähnliche Bestimmungen in der Verfassung vom 27. März 1849.

Was zunächst das Wahlgesetz betrifft, so hatte damals der Bundestag, also die Gesammtheit der Regierungen, in seinem Wahlerlaß vom 30. März 1848 „jeden selbstständigen, volljährigen Deutschen" für wahlfähig und wählbar zum Parlamente erklärt, was, da der Begriff selbstständig in den meisten Einzelstaaten in sehr liberalem Sinne ausgelegt wurde, fast noch weiter ging als unser heutiges Reichswahlgesetz. Die Wahlen zum Parlamente nach diesem so freien Wahlgesetz waren (wie früher gezeigt) ganz überwiegend gemäßigt ausgefallen. Sollte nun eine Versammlung, die aus einem solchen volksthümlichen Wahlgesetz und mittelbar aus einer großen Volksbewegung hervorgegangen war, einen großen Theil eben dieses Volkes für wahlunfähig, also für politisch unmündig erklären? Nicht blos die Linke sah die Sache so an, sondern auch manche gemäßigt Liberale mochten sich solchen Betrachtungen nicht gänzlich verschließen. Ferner stimmten, um die Linke zu gewinnen, viele Großdeutsche für ein möglichst freies Wahlrecht. Mit dieser Coalition der Linken und der Großdeutschen hatte die conservative Mehrheit der Erbkaiserlichen (denn auch unter ihnen gab es Anhänger eines freieren Wahlgesetzes) einen harten Kampf zu bestehen. Ihre Anträge auf sachgemäße Beschränkungen des Wahlrechts wurden einer nach dem andern verworfen, zuletzt auch der, daß wenigstens öffentlich zu Protokoll gewählt werden sollte. Das völlig unbeschränkte Wahlrecht siegte gegen ihren Widerspruch mit großer Mehrheit.

Rücksichtlich des Veto muß man wohl unterscheiden zwischen dem bei bloßen Gesetzen und dem bei Verfassungsänderungen. Bei einfachen Gesetzen mag der Mangel eines absoluten Veto weniger bedenklich erscheinen, weil nicht leicht eine parlamentarische Körperschaft einen und denselben Beschluß auf drei nacheinander folgenden Reichstagen völlig unverändert wiederholen wird, er müßte denn sachlich so berechtigt und von der öffentlichen Meinung dermaßen unterstützt sein, daß eine Regierung sich ihm nicht wohl versagen könnte. Wenn nun vollends ein solcher Beschluß nur mit Zustimmung eines Factors gefaßt werden kann, der die Regierungen vertritt, wie das damals das Staatenhaus sein sollte und heute der Bundesrath ist, so steht eine Ueberstürzung nicht wohl zu befürchten.

Solche Erwägungen mögen damals Viele (auch von der Erbkaiserpartei) dem suspensiven Veto bei bloßen Gesetzen geneigt gemacht haben. Bei der ersten Lesung stimmten für dasselbe Männer wie der württembergische Ministerpräsident Römer, der Reichsjustizminister R. v. Mohl u. A. Ein Mitglied des Reichsministeriums, Unterstaatssecretär Fallati, hatte sogar den Antrag auf Vertauschung des vom Ausschuß vorgeschlagenen absoluten Veto mit dem suspensiven gestellt. So ging dieses mit 274 gegen 186 Stimmen durch.

Für die zweite Lesung hatte der Ausschuß (wie ihm das nach der dortigen Geschäftsordnung zustand) die in der ersten Lesung abgelehnten Anträge (absolutes Veto und beschränktes Wahlrecht) wieder aufgenommen. Kurz vor der zweiten Lesung stellte nun der Abgeordnete Welcker den Antrag: „Das Parlament möge die Verfassung so, wie sie vom Ausschuß für die zweite Lesung vorbereitet sei, in einer einzigen Abstimmung annehmen und sodann, auf Grund derselben den König von Preußen zum deutschen Kaiser wählen."

Im Parlamente gab es damals eine Partei von 15 bis 20 Mitgliedern („Nürnberger Hof"), meist Preußen, unter Führung des namhaften Juristen Heinrich Simon. Dieser selbst war, seiner Gesinnung nach, ein ganz guter Preuße, aber auch ein Demokrat von der Sohle bis zum Scheitel. Als Preuße wollte er gern für das Erbkaiserthum im Hause der Hohenzollren stimmen; als Demokrat aber glaubte er dies nur dann thun zu dürfen, wenn er entsprechende Bürgschaften gegen einen möglichen Mißbrauch der monarchischen Gewalt in die Verfassung brächte. Die allerstärksten Bürgschaften dieser Art erblickte er nun in dem allgemeinen und geheimen Wahlrecht und in einem blos suspensiven Veto. So trat er denn, bevor es zur Abstimmung über den Welcker'schen Antrag kam, an die Erbkaiserpartei mit dem Vorschlage heran: „er und die Seinen wollten für das Erbkaiserthum stimmen, wofern die Erbkaiserpartei in jenen beiden Punkten an den Beschlüssen der ersten Lesung festhielte." Dieses Ansinnen ward, wie H. Simon selbst dies in einer öffentlichen Erklärung im Frankfurter Journal vom 30. März 1849 eingestanden hat, von der Erbkaiserpartei kurzweg abgewiesen. Darauf stimmte die Simon'sche Gruppe gegen den Welcker'schen Antrag und brachte denselben zum Falle.

Es mußte nun in die zweite Lesung eingetreten werden. Damit aber änderte sich die ganze Sachlage. Der Welcker'sche Antrag war als ein untheilbares Ganzes in die Versammlung eingebracht und als ein solches auch von der Erbkaiserpartei behandelt, das heißt, es war ein Fractionsbeschluß gefaßt worden, daß alle Mitglieder der Partei auch für das absolute Veto stimmen müßten. Das hatten auch alle gethan, um das Ganze und damit das Erbkaiserthum durchzusetzen, etwa wie im heutigen Reichstage Manche für die großen Justizgesetze gestimmt haben, obschon

ihnen Einzelnes darin nicht nach Wunsch war. Jetzt nun sollte über die einzelnen Paragraphen gesondert abgestimmt werden. Da trat denn die individuelle Ueberzeugung wieder in ihr Recht ein. Der bindende Fractionsbeschluß ward unwirksam, weil ihm die Voraussetzung fehlte, unter der er gefaßt war, der Welcker'sche Antrag.

Heinrich Simon wandte sich jetzt nochmals mit seinem Begehren an die Erbkaiserpartei. Es wurde ihm erwidert: nach jetziger Sachlage habe die Fraction auf die Abstimmung der einzelnen Mitglieder darüber keinen Einfluß. Darauf hat Simon mit den Einzelnen verhandelt. Von diesen blieben Diejenigen, die bei der ersten Lesung für das suspensive Veto gestimmt hatten, nur ihrer Ueberzeugung treu, wenn sie dies abermals thaten. Elf, die das erste Mal für das absolute Veto gestimmt, ließen sich, wie es scheint, durch Simons Drohung, er werde sammt seinen Freunden wiederum gegen das Erbkaiserthum stimmen, wenn nicht das suspensive Veto angenommen werde, bestimmen, zu diesem überzugehen. Dagegen haben nachweislichermaßen zwanzig Andere ihr früheres suspensives Veto mit dem absoluten vertauscht, wahrscheinlich, um den wider jenes von den Regierungen gemachten Ausstellungen Rechnung zu tragen und so die Annahme der Verfassung nach Möglichkeit zu sichern. Die Erbkaiserpartei als Ganzes hat daher bei der zweiten Lesung neun Stimmen mehr als bei der ersten für das absolute Veto abgegeben. Jene wie diese opferten ihre individuelle Ueberzeugung, um dadurch, wie sie glaubten, das Ganze, den monarchisch-constitutionellen Bundesstaat unter Preußens Führung, zu retten. Heinrich Simon hat nun aber seine Verhandlungen mit den einzelnen Mitgliedern in jener öffentlichen Erklärung so dargestellt, daß man glauben müßte, er habe mit der Partei als solcher verhandelt. Er sagt: „Nun ging die Partei darauf ein." Das ist eine Entstellung des Thatbestandes. Die Partei als solche hat niemals mit Simon „verhandelt", noch weniger ist sie „auf seine Forderungen eingegangen". Ich kann dies als sicher behaupten, weil ich fortdauernd im Vorstande der Erbkaiserpartei, damals sogar ihr Vorsitzender war, also um solche Verhandlungen wissen müßte. Auch Duncker in seinem Buch „Zur Geschichte der Reichsversammlung" (S. 84) sagt kurz und bestimmt: „Wir haben keinen Vertrag geschlossen!"

Gleichwohl hat sich aus dieser von Simon gegebenen, wohl nicht ganz unabsichtlich zweideutigen Darstellung des Vorganges eine Legende zu Ungunsten der Erbkaiserpartei gebildet, die selbst in amtlichen Schriftstücken auftaucht, die von vielen Historikern unbesehen fortgepflanzt und sogar von H. v. Sybel in seinem großen Geschichtswerke „Die Begründung des deutschen Reichs unter Wilhelm I." ohne nähere Prüfung wiedergegeben worden ist. Man hat von „Abmachungen" der Erbkaiserpartei mit Simon, von einem „Schacher" mit Erbkaiserthum und Veto gesprochen.

Wenn übrigens der Mangel eines absoluten Veto die Ablehnung der Verfassung verschuldet hat, so ist es nicht der des Veto bei Gesetzen,

sondern bei Verfassungsveränderungen gewesen. Hier allerdings ist ein solcher Mangel mit dem Wesen der Monarchie unvereinbar, denn bei einem blos suspensiven Veto des Inhabers der Krone könnte möglicherweise von einer Reihe ultrademokratischer Reichstage die Monarchie in eine Republik verwandelt werden. Handelt es sich nun aber um dieses Veto, so ist die Beschuldigung der Erbkaiserpartei, als habe *sie* den Mangel eines solchen herbeigeführt, völlig haltlos, ja geradezu frivol, denn die Erbkaiserpartei hat nach dem unanfechtbaren Zeugniß der Stenographischen Berichte für das absolute Veto bei Verfassungsänderungen bis auf ein oder zwei Mitglieder geschlossen gestimmt.

Aber, fragt man, wie war es dann möglich, daß dieses absolute Veto in der zweiten Lesung unterlag, und zwar mit einer so großen Mehrheit unterlag? Denn, während es in der ersten Lesung 259 Stimmen für sich und nur 196 gegen sich gehabt hatte, wurde es jetzt mit 272 gegen 243 verworfen. Das ging so zu. Die österreichisch-großdeutsche Partei, da sie sah, daß sie eine Verfassung nach ihrem Sinne, d. h. mit Hereinbeziehung Oesterreichs in den deutschen Bundesstaat, nicht durchsetzen könne, ging darauf aus, der von der Erbkaiserpartei betriebenen dadurch einen Todeskeim einzupflanzen, daß sie dieselbe durch gewisse hineingebrachte Bestandtheile den Fürsten und in erster Linie dem König von Preußen unannehmbar machte. Sie wußte recht wohl, wie viel Letzterer auf die unantastbare Hoheit und Machtvollkommenheit des Monarchen gebe. Ein suspensives Veto bei Verfassungsänderungen, vermöge dessen wohl gar einmal ein ultrademokratischer Reichstag durch einen dreimal gefaßten Beschluß die Monarchie in eine Republik verwandeln könnte, das war Etwas, was König Friedrich Wilhelm IV. um keinen Preis, selbst nicht um den einer Kaiserkrone, sich gefallen lassen würde. Nach dieser sehr schlauen Berechnung stimmten 50 Oesterreicher und sonstige Großdeutsche, welche insgesammt bei der ersten Lesung für das absolute Veto gestimmt und von denen 46 ausdrücklich (in einer öffentlichen Erklärung zu Protocoll) sogar gegen den Beschluß wegen des suspensiven Veto bei Gesetzen protestirt hatten, jetzt für eben dieses suspensive Veto bei Verfassungsänderungen! Sie verleugneten ihre offen bekannte Ueberzeugung — nicht, wie jene Erbkaiserlichen, die dem absoluten Veto, aber nur bei Gesetzen, abtrünnig wurden, um Etwas zu Stande zu bringen, was sie als nothwendig für das Vaterland erkannten, sondern lediglich, um zu zerstören. Als nach dem Durchgehen des suspensiven Veto bei Verfassungsänderungen nun auch das Erbkaiserthum durchging, sagte Herr v. Schmerling zu dem in seiner Nähe stehenden Herrn von Vincke: „Hier haben Sie gesiegt — in Berlin sprechen wir uns wieder!“

Noch eine zweite Forderung stellte H. Simon an die Erbkaiserlichen kurz vor der Abstimmung über die Oberhauptsfrage.

Sie sollten sich schriftlich verpflichten, die Verfassung, wie sie festgestellt sein würde, für „endgültig“ zu erklären und sich nicht etwa zu einer

Aenderung derselben herbeizulassen. Er machte davon wiederum sein und seiner Freunde Votum in der Oberhauptsfrage abhängig. Etwa 80 Mitglieder haben eine solche Verpflichtung unterschrieben, an ihrer Spitze H. von Gagern, Mathy, Mohl, Welcker u. A. Man wird diesen Männern wohl zutrauen, daß sie eine solche Verpflichtung nicht eingegangen sein würden, wenn sie nur im Geringsten hätten fürchten müssen, sie verschlössen sich damit die Aussicht entweder auf eine nachträgliche Verbesserung der Verfassung durch die Versammlung selbst, oder auf ein Einverständniß mit den Regierungen. Für Ersteres war, abgesehen von den formellen Schwierigkeiten eines Zurückkommens auf das einmal endgültig Beschlossene, keine Hoffnung vorhanden. Die Erbkaiserpartei war in der Abstimmung über das absolute Veto bei Verfassungsänderungen mit 29 Stimmen unterlegen. Dieselben Stimmen, Großdeutsche, Particularisten, Ultramontane, Gruppe Simon und Linke, würden bei einer nochmaligen Abstimmung darüber aus den gleichen Gründen abermals gegen sie sein. Dagegen war, wenn man an der einmal beschlossenen Verfassung rütteln ließ oder selbst rüttelte, noch ganz etwas Anderes zu befürchten. In der letzten Zeit waren fast Tag um Tag neue Abgeordnete aus Oesterreich in die Versammlung eingetreten. Die österreichische Regierung hatte eine Anzahl slavischer Wahlkreise, die früher zu einer „deutschen Nationalvertretung" nicht wählen wollten, nachträglich doch dazu bestimmt. Wie leicht konnte dadurch die Mehrheit von den Erbkaiserlichen auf die Großdeutschen übergehen! An der einmal beschlossenen und als endgültig verkündigten Verfassung konnte eine solche großdeutsche Mehrheit nichts mehr ändern; sobald aber eine Verhandlung darüber wieder eröffnet würde, wer stand dafür ein, daß nicht diese großdeutsche Mehrheit das preußische Erbkaiserthum in ein österreichisches oder in eine vielköpfige Centralgewalt oder in sonst Etwas verwandelte?

Aehnliches war aber auch zu befürchten, wenn das Parlament mit den Regierungen über die Verfassung verhandelte. Der deutsche Bundesstaat unter dem erblichen Scepter der Hohenzollern, für den man mit den größten Anstrengungen gekämpft hatte, ging dann jedenfalls unrettbar verloren, denn wie hätten Oesterreich und die Könige sich auf dieser Grundlage mit der Versammlung verständigen können?

Genug, ein Wiederabgehen von der einmal beschlossenen Verfassung — sei es durch eine Initiative der Versammlung selbst, sei es auf ein Verlangen der Regierungen, — war der ganzen Sachlage nach undenkbar, wofern nicht die Erbkaiserpartei ihr ganzes Princip aufgeben, ihr eigenstes Werk wieder zerstören wollte. Die Verpflichtung, die H. Simon forderte, ob eingegangen oder nicht, änderte an dieser Sachlage und an der darauf begründeten, schon jetzt feststehenden Ueberzeugung der Unterzeichner nicht das Geringste. Sie konnten also unbedenklich ein solches Versprechen dem überargwöhnischen Simon geben, und sie mußten es, wenn sie dadurch

eine Mehrheit in der Oberhauptsfrage gewinnen konnten, die sonst unmöglich war.

Nach solchen Vorgängen vor und hinter den Coulissen fand am 27. März 1849 die entscheidende Abstimmung über die Oberhauptsfrage statt. Mit 267 gegen 263 Stimmen, also mit einer Mehrheit von nur 4 Stimmen, ward beschlossen, daß die Oberhauptswürde in dem zu gründenden deutschen Bundesstaate, der den Namen „Reich" führen würde, mit dem Kaisertitel einem der deutschen Fürsten übertragen werden und daß sie sich in seinem Hause nach dem Rechte der Erstgeburt im Mannesstamme vererben solle. Am Tage darauf ward König Friedrich Wilhelm IV. mit 290 Stimmen zum Kaiser gewählt, während 248 sich der Abstimmung enthielten. Am 30. März ging eine Deputation von 32 Mitgliedern, aus Abgeordneten der verschiedenen Bundesstaaten zusammengesetzt, mit dem Präsidenten Simson an der Spitze, nach Berlin ab, um dem König diesen Beschluß des Parlamentes zu melden und ihm auf Grund der Verfassung die Kaiserkrone anzutragen.

Es läßt sich denken, daß dem König Friedrich Wilhelm IV. die Antwort auf dieses Anerbieten nicht leicht wurde. Der Glanz einer Kaiserkrone und die Herrschaft über das große deutsche Reich war für seine romantische Phantasie unstreitig sehr verlockend. Auf der anderen Seite sträubte sich sein legitimistisches Gefühl und sein Widerwille gegen Alles, was aus dem Volke oder von Vertretern des Volkes käme, gegen die Annahme einer Krone, die nicht, wie zu den Zeiten des weiland römischen Reiches, von den Fürsten geboten werde.

Wie viel zugleich die Besorgniß vor äußeren Schwierigkeiten, vor Verwickelungen mit Oesterreich oder anderen Mächten dabei wirken mochte, bleibe dahingestellt. „Ich bin kein Friedrich II.", hatte einmal der König gesagt.

Wir besitzen über die Verhandlungen des Königs theils mit seinen Ministern, theils mit jener Gruppe unverantwortlicher Rathgeber, welche sich an ihn drängte und sein Ohr belagerte, der sog. „Camarilla", in Bezug auf die der Deputation zu ertheilende Antwort verschiedene Mittheilungen. Danach erhalten wir von diesen Verhandlungen und von den Entschließungen des Königs das folgende Bild.

Zuerst rieth der preußische Bevollmächtigte in Frankfurt, Camphausen:

„Der König möge sich bereit erklären, an die Spitze derjenigen Bundesstaaten zu treten, deren Regierungen dies wünschen würden." Dem König und den Ministern ging dies schon zu weit, weil dadurch die freie Entschließung der Fürsten beeinträchtigt werde. Der König wollte allererst die Fürsten hören und sich dann über Annahme oder Nichtannahme der

Krone entschließen. Darauf hin legten die Minister in einer vom König präsidirten Sitzung des Gesammtministeriums dem König den Entwurf einer Antwort in diesem Sinne vor. Der Text dieses Entwurfes liegt leider nicht vor. Auch Sybel, dem doch das preußische Staatsarchiv zur Verfügung stand, theilt ihn uns nicht mit. Er sagt nur, der König habe wenig daran geändert, habe dann aber in einer freien Rede den Inhalt des Entwurfs, wie er ihn verstehe, wiedergegeben. Der Inhalt dieser Rede sei nach einem Protokoll über die betreffende Ministersitzung folgender gewesen: 1. Vor Allem Berathungen mit den deutschen Fürsten einschließlich Oesterreichs, um der Neugestaltung Deutschlands eine sichere Grundlage zu geben, wobei die Zustimmung Oesterreichs zur Errichtung eines deutschen Bundesstaates ohne Oesterreich zu erstreben und dessen Verhältniß zu diesem Bundesstaat festzustellen wäre. 2. Kein Bundesstaat ohne die deutschen Könige! 3. Sollten diese sich fernhalten, und nur die kleinen Staaten in den Bundesstaat eintreten wollen, so würde das Verhältniß Preußens zu diesen ein bloßes Schutzverhältniß sein und ganz neu geregelt werden müssen. 4. Kein Kaisertitel!

Ein drittes Stadium in dieser Reihenfolge wechselnder Entschließungen des Königs bildet die amtliche Erklärung, welche die Minister am Vormittag des 2. April in beiden Häusern des Landtages vortrugen. Sie lautete:

„Die Regierung erkennt in dem Beschlusse des Parlaments, der Verkündigung der Reichsverfassung und der Wahl des Kaisers, einen wesentlichen Fortschritt auf der Bahn der Entwicklung der deutschen Verhältnisse; sie wird Alles aufbieten, damit das angestrebte, jetzt nahe gerückte Ziel bald ganz erreicht werde. Aber sie hat deshalb ihren früheren Standpunkt nicht aufgegeben; sie hält also dafür, daß dieser Beschluß nur für diejenigen deutschen Regierungen gültig oder verbindlich ist, welche demselben aus freiem Entschlusse beistimmen; die königliche Regierung wird ihrerseits nichts unversucht lassen, ein Einverständniß darüber zu fördern."

Am Abend des 2. April, kurz nach der Ankunft der Kaiserdeputation in Berlin, ließ der Präsident des Staatsministeriums, Graf Brandenburg, den Präsidenten Simson zu sich einladen, um ihm etwas Wichtiges mitzutheilen. Da Simson unpäßlich von der Reise angekommen war, entsandte er statt seiner zwei Mitglieder der Deputation, die Herren G. Beseler und G. Rießer. Der Erstgenannte hat über sein Gespräch mit dem Grafen Brandenburg in seinem Buch „Erlebtes und Erstrebtes" (S. 88) wörtlich Folgendes berichtet:

In klarer, einfacher Weise erörterte er die wesentlichen Punkte: daß die Deputation die Kaiserkrone auf Grund der Reichsverfassung, ohne Beschränkungen und Klauseln, angeboten habe, daß andererseits der König Gewissensbedenken gegen die Annahme der von der Nationalversammlung einseitig beschlossenen Kaiserwürde hege. Am Schluß der Verhandlungen gab der Graf von Brandenburg die Erklärung ab, daß der König annehmen werde in Erwartung der Zustimmung der übrigen deutschen Regierungen! Dagegen über-

nahmen Rießer und ich die Verpflichtung, daß die Deputation die Annahme in dieser Form als ihrem Mandat entsprechend ansehen werde. Nachdem wir der Deputation Bericht erstattet, entschied sie sich einstimmig in diesem Sinne und verpflichtete sich, ihren Beschluß in Frankfurt zu vertreten.

Höchst interessant ist ein Bericht über die Besprechung des Königs mit der Camarilla, den wir in den 1891 erschienenen „Denkwürdigkeiten des Generals Leopold von Gerlach", des Hauptes der Camarilla, finden, und worin der General (1. Bd., S. 308) erzählt:

„Ich verabredete mit Massow, nach Potsdam zu fahren; hernach wurde auch Ludwig hinbefohlen. Massow und ich kamen zuerst an. Die vorliegende Sache war die Antwort an die Frankfurter Deputation. Alle, d. h. Ludwig, Voß u. s. w., drängten dahin, dem Könige dabei zur Seite zu stehen. Ich hatte in Berlin noch einen Entwurf aufgesetzt, der die Freude über die Anerkennung der Macht Preußens, den guten Willen, zu helfen, aussprechen sollte, das Anerbieten der Kaiserkrone aber als unzeitig und unvorbereitet abweisen. Der König kam bald mit Rauch, nahm uns in sein Cabinet und las uns die von ihm aufgeschriebene Antwort an die Deputation vor. Sie war außerordentlich schön und ergreifend. Unser ganzer Angriff — denn die dieses Mal vollständig besetzte Camarilla, auch Stollberg und Ludwig, war merkwürdig einig — concentrirte sich nur gegen eine Stelle in dem Entwurf. In derselben erklärte der König, er würde, ganz abgesehen von seiner Person, nur eine Wahl anerkennen, die von einem ordentlichen Fürstentage unter der Leitung der mächtigen Fürsten Deutschlands, also auch mit Zuziehung seiner selbst, und mit Zustimmung Deutscher Nation vollbracht worden sei nach tausendjährigem Rechte. Hierfür wurde eine prosaische, moderne Fassung vorgeschlagen, der sich der König nach schweren Kämpfen unterwarf. Bei der Disputation kam hervor, was er eigentlich gewollt hat: einen Fürstentag, aber keine Majorität nach der Kopfzahl der Fürsten, wo Oesterreich und Liechtenstein gleichgestellt würden, sondern die größeren Fürsten, „die acht Kurfürsten", voran. „Tausendjährig ist Ihnen zu apokalyptisch" (sagte der König), „obschon nach dem Buchstaben wahr." Auf Stolbergs dringende Aufforderung machte Ludwig eine andere Fassung, die Seine Majestät als Variante neben den Entwurf niederschrieb. Die Art, wie Seine Majestät ihre Fassung vertheidigten, war sehr charakteristisch. Massow griff besonders als gefährlich die Einwilligung Deutscher Nation an. Der König bezog sich auf die Wahl Kaiser Conrads II., wo die deutschen Nationen unter ihren Herzögen um die Wahlstadt Worms gelagert gewesen wären und durch Acclamation die Wahl bestätigt hätten. Dann habe in Frankfurt der Kurfürst von Mainz dem vor dem Römer versammelten Volk eröffnet, die Kurfürsten hätten den Erzherzog von Oesterreich, König von Ungarn, (!?) gewählt, und er hoffe auf des Volkes Zustimmung, die durch ein Geschrei erfolgt wäre. An die Stelle des Volkes sei jetzt die Frankfurter Versammlung getreten!! Dann zählte der König die noch vorhandenen acht Kurfürsten auf, drückte aber besonders und ganz richtig darauf, daß er selbst mit wählen müßte. Welch' ein Gemisch von Richtig und Unrichtig, von Princip und Antiquität!"

Nach demselben Berichte war der König noch spät am Abend des 2. April bei Brandenburg gewesen. Dies und die Aeußerung des Königs: „die Deputation habe erklärt, wenn der König ablehne, werde in Frankfurt die Republik proclamirt werden", scheint anzudeuten, daß dem König bange war, die Deputation möchte ein Annehmen der Krone mit Vorbehalt für ungenügend erklären. Danach hätte noch am Abend des 2. April beim König die Neigung zur Annahme die Bedenken dagegen entschieden überwogen.

Bei der veränderlichen Natur des Königs war freilich damit noch keine Gewähr für den nächsten Tag gegeben. Allein von allergrößter Wichtigkeit ist schon die Thatsache, daß, wie aus allen den angeführten Berichten über das am 2. April Geschehene unwiderleglich und übereinstimmend hervorgeht, an diesem Tage von einem Widerspruch gegen den Inhalt der Verfassung (den man doch selbstverständlich in Berlin bereits kannte) auch nicht mit einem Wort die Rede war! Weder der König, noch die Minister, noch selbst die Männer der äußersten Reaction, die Mitglieder der Camarilla, äußerten Bedenken gegen die Annahme der Verfassung, die doch von der Annahme der Kaiserkrone unzertrennlich war.

Für die Erbkaiserpartei enthält diese Thatsache eine große Genugthuung. Wenn selbst das, ohne ihr Verschulden und gegen ihren Widerspruch in die Verfassung gekommene suspensive Veto bei Verfassungsänderungen den König und seine Rathgeber, auch die reactionärsten, nicht bestimmen konnte, Verfassung und Krone abzulehnen, so konnte dies noch viel weniger der Fall sein rücksichtlich des suspensiven Veto bei Gesetzen und des Wahlgesetzes, d. h. derjenigen Punkte, für welche ein Theil der Partei mit verantwortlich war.

Von einer anderen Seite führt aber diese Wahrnehmung zu einer sehr schmerzlichen Betrachtung. Wäre der Stand der Dinge am 3. April, wo die officielle Antwort des Königs an die Frankfurter Deputation erfolgte, noch derselbe gewesen wie der am 2. April, so hätte der Abschluß und die thatsächliche Ausführung der Verfassung vom 27. März 1849 aller Wahrscheinlichkeit nach mit Sicherheit zu erwarten gestanden, während so, wie die wirkliche Antwort lautete, dieselbe jede Hoffnung darauf zerstörte. Denn das einzige Hinderniß, welches nach der Auffassung vom vorigen Tage einer sofortigen Annahme der Kaiserkrone seitens des Königs entgegenstand, die noch fehlende Zustimmung der größeren Fürsten (28 kleinere hatten bereits bedingungslos zugestimmt) wäre wohl nur von kurzer Dauer gewesen, wie die folgenden Thatsachen zeigen.

Der, seiner Natur nach sehr selbstherrliche König von Württemberg gab schon bald darauf dem einmüthigen Drängen von Ständen und Volk auf Anerkennung der Reichsverfassung nach. In Bayern drohten ganze Provinzen, die Pfalz und beide Franken, mit ihrem Abfall, wenn die Regierung sich nicht den Beschlüssen der Nationalvertretung fügen würde. In Sachsen erklärten sich drei Minister von fünfen für Annahme der Verfassung. Die Kammern thaten das Gleiche. Von den Magistraten der großen Städte und von zahlreichen anderen Deputationen ward der König bestürmt. Ein Gerücht, welches meines Wissens niemals widerlegt worden ist, behauptet, der Text der Reichsverfassung sei, um demnächst verkündet zu werden, in der Hofdruckerei bereits gesetzt gewesen, aber zurückgenommen worden. Dem König selbst legte man die Aeußerung bei, die er gethan

habe, als man in ihn gedrungen, er möge doch die Reichsverfassung anerkennen, „er könne nicht zurück". Man brachte dies in Verbindung mit der Sendung eines persönlichen Adjutanten des Königs von Preußen, der den Auftrag gehabt habe, den König von Sachsen im Widerstand gegen die Verfassung zu bestärken und ihn für den Fall, daß daraus Unruhen entständen, preußischer Hilfe zu versichern*), ein Vorgang, der allerdings in grellem Widerspruch steht zu der in der Erklärung der preußischen Minister an die Kammern (vom 2. April) gegebenen Versicherung, „die Regierung werde Nichts unversucht lassen, um ein Einverständniß darüber (über Annahme der Krone) mit den anderen Fürsten zu fördern." Auch in Hannover war die öffentliche Stimmung ganz überwiegend für die Reichsverfassung. Der König, der davon Nichts wissen wollte, half sich damit, daß er die Stände auflöste und nicht wieder berief, obwohl eine große Anzahl von Ständemitgliedern dringend darum bat.

Genug, die Zustimmung der anderen deutschen Fürsten (Oesterreich natürlich ausgenommen) zur Uebertragung der Kaiserwürde an den König von Preußen war sicherlich nur eine Frage der Zeit, und wahrscheinlich nur einer sehr kurzen.

Die Mitglieder der Kaiserdeputation, ermuthigt durch die Eröffnung des Grafen Brandenburg, sahen der Audienz am 3. April, wenn auch noch immer — bei der völlig unberechenbaren Natur des Königs**) — nicht ohne Bangigkeit, dennoch mit Hoffnung entgegen. Welche Bestürzung mußte sie erfassen, da die Antwort des Königs so ganz anders lautete, als sie nach der Erklärung des Staatsministeriums in den Kammern und der vom Ministerpräsidenten, unzweifelhaft im Auftrage des Königs selbst, ertheilten Auskunft über dessen Absichten zu erwarten gewesen wäre! Denn in dieser jetzigen Antwort des Königs ward nicht blos die Zustimmung der anderen Fürsten vorbehalten, sondern es ward auch als Vorbedingung jeder Entscheidung über die Oberhauptsfrage eine „Revision der Verfassung vom 27. März" durch die Fürsten verlangt. Bei dieser „Revision" sollte geprüft werden, „ob die dem künftigen Kaiser in der Verfassung zugedachten Rechte diesen in den Stand setzen würden, mit starker Hand die Geschicke Deutschlands zu leiten und die Hoffnungen seiner Völker zu erfüllen."

---

*) Diese Sendung ist bestätigt in den „Erinnerungen zu Erinnerungen" des Grafen Beust, damals königlich sächsischen Ministers des Auswärtigen.

**) Seine Stellung zur deutschen Frage überhaupt und zum Parlamente insbesondere hatte König Friedrich Wilhelm IV. schon bis dahin fort und fort gewechselt. Der Nachweis dieser Wandlungen füllt in meinen „Dreißig Jahren deutscher Geschichte" (1. Bd. S. 389—403) ein ganzes Kapitel.

Was war in der Zwischenzeit geschehen? Wer oder was hatte auf den König dermaßen eingewirkt, daß sein ganzer Standpunkt zur Kaiserkrone und zum Parlament ein so völlig anderer geworden war?

Man hat sich schon damals und hat sich bis auf die neueste Zeit die Köpfe darüber zerbrochen, welchem unheimlichen Einfluß es zuzuschreiben sei, daß, wie Dahlmann in seinen Vorlesungen über deutsche Geschichte es ausgedrückt hat, „das Schiff des Parlaments noch im Hafen scheiterte".

H. v. Sybel zwar behauptet, „vom 2. zum 3. April habe sich schlechterdings Nichts verändert, die Antwort des Königs am 3. April sei ganz dieselbe, welche am 2. April zwischen König und Ministern vereinbart worden, Beseler müsse den Grafen Brandenburg in unbegreiflicher Weise mißverstanden haben." Allein dieser so zuversichtlichen Behauptung ist die Widerlegung, und zwar eine schlagende Widerlegung, sozusagen auf dem Fuße gefolgt. Denn in dem gleichen Jahre, wie Sybels erster Band (worin sich jene Behauptung findet), erschienen auch die schon erwähnten „Denkwürdigkeiten des Generals von Gerlach." In diesen aber ist ganz genau angegeben, nicht nur, welche Aenderung noch am Morgen des 3. April in die Antwort des Königs an die Deputation gekommen, sondern auch, von wem dieselbe herrührte. Zunächst findet sich dort (auf Seite 310) unterm 4. April die Tagebuchnotiz:

„Gestern empfing der König die Deputation; ich erfuhr im Allgemeinen, daß Alles gut stände. Massow (auch ein Mitglied der Camarilla) ließ mir sagen, die Rede des Königs sei nur in der Mitte geändert. Die Rede stand im „Staatsanzeiger". Ein neuer, wichtiger und sehr guter Passus über die Revision war durch Alvensleben hineingekommen, und, wie der Erfolg zeigte, der wesentlichste!"

Wie das zugegangen, erfahren wir sodann des Näheren durch die folgende Tagebuchnotiz vom 6. April (S. 311).

„Ludwig schreibt: Alvensleben sagte mir auf der Eisenbahn, er habe gleich am Montag in des Grafen Brandenburg Mittheilung an die Kammer über die deutsche Politik die Revision der Frankfurter Verfassung vermißt und durch Herumlaufen bei allen Menschen bewirkt, daß der Passus darüber noch in die königliche Antwort gekommen. Du siehst, wir sind so weise nicht; den Sonntag Abend haben wir über lauter Kritik des einen Punktes, den die Minister doch wohl berichtigt haben würden, diese Lebensfrage übersehen."

Ich könnte auch noch ein anderes Vorkommniß, das ich selbst mit erlebt, als einen weiteren Beweis dafür anführen, daß in der ursprünglichen Absicht des Königs betreffs seiner Antwort an die Deputation eine Abänderung der Verfassung nicht gelegen hatte. Am Tage der Audienz waren die Mitglieder der Deputation zu Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen von Preußen, dem späteren Kaiser Wilhelm I., zum Thee geladen. Der Prinz in seiner offenen und geraden militärischen Weise ging sofort auf die brennende Tagesfrage ein. Da wir ihm den schmerzlichen Eindruck der Rede des Königs nicht verhehlen konnten, sagte er: „Aber, meine Herren,

Sie können doch von meinem Bruder nicht verlangen, daß er die anderen Fürsten mit Waffengewalt zwinge, ihre Zustimmung zu geben." Darauf ward ihm erwidert, daß an der Zustimmung der Fürsten nicht zu zweifeln sei; was uns so sehr entmuthige, sei die Infragestellung des Inhalts der Verfassung durch den König. Dies schien dem Prinzen neu zu sein; offenbar hatte er noch ganz den Eindruck des vorigen Tages, wo davon nicht die Rede gewesen war.

Mit der Antwort des Königs an die Deputation war der Bruch zwischen Berlin und Frankfurt erklärt. Einer Annahme der Kaiserkrone mit dem Vorbehalt der noch einzuholenden Zustimmung der Fürsten — dazu konnte das Parlament wohl beipflichten, da es so gut wie gewiß war, daß es an einer solchen Zustimmung nicht fehlen werde. Eine Verständigung mit einer einzelnen Regierung, wie der preußischen, über den und jenen Punkt der Verfassung wäre wenigstens nicht vom Haus aus, der Sache nach, undenkbar gewesen. Eine Vereinbarung dagegen mit allen deutschen Fürsten vom größten bis zum kleinsten, vom Kaiser von Oesterreich bis zum Fürsten von Liechtenstein, und über alle Punkte der Verfassung, also auch über den Cardinalpunkt, die Oberhauptsfrage, wie sie vom König dem Parlamente angesonnen ward, das war eine Unmöglichkeit. Schon bei den Februarconferenzen hatten die vier Könige erklärt, daß sie sich keinem monarchischen Oberhaupte fügen, auch keiner Verfassung beistimmen würden, welche Oesterreich ausschlösse. Als sie jetzt durch Circularnoten der preußischen Regierung neuerdings aufgefordert wurden, sich über ihr Verhältniß zur Verfassung auszusprechen und sich womöglich über ein gemeinsames Verhalten gegenüber dem Parlamente zu verständigen, zeigten, wie die preußische Regierung in einer Note an ihre Gesandten vom 28. April bekennt, wiederum die Antworten dieser Regierungen, wie weit die Ansichten, namentlich in der Oberhauptsfrage, auseinandergingen und wie wenig Hoffnung auf Erzieluug eines umfassenden Einverständnisses vorhanden sei. „Einzelne Fürsten," hieß es in der Note weiter, „hätten gewünscht, daß der König die Krone annehmen möchte, (jedenfalls gehörten diese zu den 28, die sich alsbald den Beschlüssen des Parlamentes zustimmend erklärt hatten); dagegen hätten mehrere ihren festen Entschluß ausgesprochen, einem andern Fürsten sich nicht unterzuordnen."

Trotzdem verlangte dieselbe Note von der Nationalversammlung, „sie solle der Verfassungsangelegenheit eine solche Wendung geben, daß die Regierungen sich mit ihr verständigen und daß unter ihrer Mitwirkung auf dem Wege der Vereinbarung die von einer ruhigen Erwägung der deutschen Verhältnisse geforderten Modificationen zu Stande kommen könnten." Aber wie in aller Welt sollte dies möglich sein, wenn der eine Theil der Fürsten sich für das erbliche Kaiserthum, ein anderer Theil dagegen erklärte?

Oder wollte etwa der König zu seiner romantisch-phantastischen (beiläufig gesagt, sehr ungeschichtlichen) Anknüpfung an das alte deutsche Kaiserthum zurückkehren, die er den Männern der Camarilla entwickele, zu der aber selbst diese die Köpfe geschüttelt hatten? Wollte er, die „großen Fürsten" (das waren jetzt die vier Könige) sollten seine Wahl zum Kaiser proclamiren, an Stelle des „Volkes" aber solle das Parlament deren Beschlüsse einfach gutheißen? Zu einer solchen untergeordneten Rolle konnte die Vertretung der Nation sich unmöglich herabwürdigen lassen! Uebrigens befand sich der König selbst in einer verhängnißvollen Täuschung, wenn er sich einbildete, diese „großen Fürsten" würden aus freien Stücken ihn „küren", wenn nicht mehr der im Parlamente verkörperte Wille der Nation hinter ihm stände.

Der König hatte früher einmal zu seinem Vertrauten Bunsen gesagt: „Halten Sie fest, wie überzeugt ich bin, daß die deutsche Sache verloren ist, wenn Frankfurt untergeht und die Angelegenheit in die Hände der Fürsten fällt." Diese schlimme Voraussage machte er selbst jetzt wahr — zum Unheil Deutschlands, aber auch Preußens. Vereint hätten Berlin und Frankfurt, die preußische Regierung mit ihrer materiellen und das Parlament mit seiner idealen Macht, alle Schwierigkeiten wohl überwunden, hätten selbst nicht Oesterreichs Einspruch (das mit seinen Wirren noch alle Hände voll zu thun hatte), noch eine Einmischung des Auslandes in diese innere Angelegenheit Deutschlands zu fürchten gebraucht. Getrennt und einander feindlich gegenübergestellt, mußten Beide unterliegen. Das Parlament ging zu Grunde, nachdem es noch eine Zeit lang mit fruchtlosen Anstrengungen (den krampfhaften Bewegungen eines Ertrinkenden) sich dagegen gesträubt und die „Durchführung der Verfassung", d. h. deren Anerkennung von den größeren Fürsten, erstrebt hatte. Die Gemäßigten, an einer solchen Durchführung mit gesetzlichen Mitteln verzweifelnd und nicht gewillt, zu revolutionären zu greifen, verließen die Versammlung; die Linke, dadurch Herrin der Situation geworden, siedelte nach Stuttgart über, versuchte als „Rumpfparlament" eine revolutionäre Bewegung in ganz Deutschland zu entzünden und ward endlich von der liberalen Regierung Württembergs, weil sie Verwirrung in das Land zu bringen drohte, mit Waffengewalt aufgelöst. Die preußische Regierung aber, welche nach ihrer Absage an das Parlament einen deutschen Bundesstaat auf eigene Hand durch Einzelverträge zu gründen versuchte, sah sich schon bald (obschon die von ihr so schnöde behandelten Erbkaiserlichen durch die Versammlung zu Gotha und die dort erlassenen Erklärungen ihr zu Hilfe kamen) zu einer Niederlage nach der andern, zu einem Zugeständniß nach dem anderen verurtheilt, bis sie zuletzt an dem schmachvollen Tage von Olmütz den Höhepunkt der Selbstdemüthigung vor Oesterreich und Rußland erreichte. Mit Recht klagte Bismarck einmal später: „Wir waren heruntergekommen und wußten selber nicht, wie."

Es war ein nationales Unglück, daß in einer Zeit, wo die Geschicke Deutschlands auf lange Zeit sich entscheiden sollten, auf dem Throne des Staates, der durch den ganzen Gang unserer Geschichte zur Vormacht Deutschlands bestimmt war, ein Fürst saß, der bei vielen glänzenden Gaben und gewiß wohlmeinendsten Absichten doch diejenigen Eigenschaften entbehrte, welche allein den großen Regenten und Staatsmann machen, einen festen, beharrlichen, nicht hin und her schwankenden Willen und einen klaren, durch keine romantischen Nebel umschleierten Blick für die wahre Natur der politischen Verhältnisse. Hätte er diese Eigenschaften besessen, so hätte er nicht durch Bedenken gegen einzelne Punkte der Verfassung, wie immer an sich berechtigt sie erscheinen mochten, sich von dem hier allein in Frage kommenden Ziele abdrängen lassen, nämlich: die Verfassung im Ganzen und Großen und mit ihr das Erbkaiserthum unter Dach und Fach zu bringen und dann erst an den Ausbau und die Ausbesserung des Gebäudes im Innern zu gehen. Schadhafte Stellen, wie jenes suspensive Veto, würden leicht zu beseitigen gewesen sein schon beim ersten Reichstag nach der neuen Verfassung, auf welchem die Oesterreicher gefehlt und wozu die Wahlen unter dem mächtigen Einfluß der festgegründeten Einheit des Reichs stattgefunden haben würden.

Eine gedeihliche Lösung der Aufgabe des Parlamentes, d. h. die Zustandebringung und Durchführung einer einheitlichen Verfassnng für Deutschland, war abhängig von der Mitwirkung zweier Factoren, der patriotischen oder doch dem Zeitgeist Rechnung tragenden Selbstverleugnung auch der größeren Regierungen und einer ausdauernden, mit dem Vorgehen des Parlamentes gleichen Schritt haltenden Bewegung im Volke. Anfangs schien es auch, als hätte das Parlament sich dieser Mitwirkung zu erfreuen. Allmählich aber versagte dieselbe. Die größeren Regierungen trennten ihre Sache von der des Volkes. Im Volke aber ermatteten die gemäßigten Elemente in der thatkräftigen Unterstützung ihrer Vertreter, während die radicaleren unter der falschen Firma eines Kampfes für die Reichsverfassung ganz andere, revolutionäre Ziele verfolgten. So ging das, so hoffnungsfreudig begonnene, von den Segenswünschen aller Patrioten begleitete Werk der ersten deutschen Nationalversammlung schmählich zu Grunde.

Gänzlich verloren war gleichwohl die fast ein Jahr lange mühevolle Arbeit des Parlaments von 1848 nicht. Durch die Verfassung vom 27. März 1849 gab sie zuerst dem nationalen Gedanken, der bis dahin vielfach nur unklar und unsicher in den Gemüthern gelebt hatte, eine feste, greifbare Form, und zwar diejenige Form, welche allein geeignet war, die Einheit, Macht und Größe Deutschlands dauernd zu begründen, nämlich die des monarchisch-constitutionellen Bundesstaates unter dem starken Scepter der Hohenzollern.

Als mehr denn siebzehn Jahre nach dem Untergange des Parlaments der große Baumeister unseres neuen Deutschen Reiches daran ging, auf

dem mit „Blut und Eisen“ gefesteten Grunde sein Werk aufzuführen, da holte er aus dem Staube des Archivs den Plan zu der Frankfurter Verfassung hervor, paßte ihn den Verhältnissen der Gegenwart an und errichtete auf ihm erst den Norddeutschen Bund und dann das einheitliche, mächtige Deutsche Reich.

Es war eine große Befriedigung für die „alten Frankfurter“, die am 1. April 1885 den Fürsten Bismarck beglückwünschten, bei dieser Gelegenheit von ihm das anerkennende Wort zu vernehmen, daß Frankfurt ihm vorgearbeitet habe. Wir, die noch Ueberlebenden, blicken unsererseits mit heißem Danke und neidlos auf zu den Männern, die glorreich hinausgeführt, was wir unvollendet lassen mußten, zu unserem ruhmvollen Kaiser Wilhelm I. und zu seinem großen Kanzler, dem Fürsten Bismarck.

Die Italiener in Afrika.

Von

E. Maschke.

— Breslau. —

Der am 26. October 1896 zu Addis-Abeba im Königreich Schoa durch den Major Nerazzini im Auftrage der italienischen Regierung mit dem Negus Negesti Menelik abgeschlossene Friedensvertrag hat dem chronischen Kriegszustande, welcher thatsächlich seit 1885 zwischen Italien und Abessinien bestand, vorläufig wohl ein Ende gemacht, trotzdem wird aber das zukünftige politische Schicksal der italienischen Colonie Erithrea auch ferner noch als eine offene Frage für Italien zu betrachten sein. Für das Verständniß der gegenwärtigen Lage der Italiener in Afrika dürfte daher ein kurzer Rückblick auf die Geschichte der Colonialbestrebungen Italiens und auf die allmähliche militär-politische Entwickelung der Colonie Erithrea allgemein von Interesse sein.

Die Bevölkerung der Apenninen-Halbinsel ist durch deren maritime Lage und überaus reiche Küstenentwickelung mit den vielen vortrefflichen Häfen wohl bereits von der Natur auf den überseeischen Handel hingewiesen, der eigentlich schon früh zu einer kräftigen colonialen Entwickelung hätte führen müssen; an letzterer wurde aber das Land bis in die Neuzeit hinein durch seine politische Zerrissenheit verhindert.

Nachdem jedoch 1861 ein Königreich Italien geschaffen worden und namentlich nachdem durch die weltgeschichtlichen Ereignisse von 1870/71 die vollständige Einigung der italienischen Nation herbeigeführt, 1875 aber auch das Gleichgewicht in den Finanzen des neuen Einheitsstaates hergestellt worden war, da machte sich auch sehr bald in der Bevölkerung das Verlangen nach Machtvergrößerung geltend. Dasselbe wurde sogar in Folge

der so überaus glücklichen Errungenschaften von 1859, 1866 und 1870/71, welche ein günstiges Geschick Italien in den Schooß geworfen hatte, zeitweise über die Gebühr gereizt.

So war der unruhige, chauvinistische Theil der Nation besonders erregt worden, als 1878 auf dem Berliner Congreß an Oesterreich die Besetzung Bosniens, sowie der Herzogovina übertragen wurde und zugleich auch England Cypern besetzte. Das Gefühl der Enttäuschung darob hatte sich in tumultuarischen Demonstrationen des Bundes „Italia irredenta" Luft gemacht, der Regierung war es indessen noch gelungen, die Bewegung zu unterdrücken. Auch die eigenmächtige Intervention Englands und Frankreichs 1878 in Egypten hatte in Rom große Eifersucht hervorgerufen und dann zur Folge gehabt, daß den Bestrebungen dieser Mächte seitens Italiens in Cairo entgegengearbeitet wurde. Mit Mißtrauen war ferner in Tunis jegliche Erweiterung und Verstärkung des französischen Einflusses ängstlich überwacht worden. Die italienische Colonie dort stützte sich namentlich auf die alten Capitulationen, die bereits aus der Zeit der Republiken Venedig, Pisa, Florenz und Genua stammten und die Privilegien festsetzten, welche seitens der Hohen Pforte den in den Territorien des türkischen Reiches weilenden Christen bewilligt worden waren. Im Jahre 1868 hatte aber Italien mit Tunis einen besonderen Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrag abgeschlossen. Im Hinblick auf diese Verhältnisse betrachtete man Tunis gern als italienische Domäne und wollte dasselbe sich zur Annexion vorbehalten. Selbst an die Erwerbung von Besitz in der tropischen Zone dachte man und hatte die Colonisation von Neu-Guinea in's Auge gefaßt. Doch stimmten weder die Finanzen, noch die Wehrkraft zu Lande und zur See zu einer so ausgebreiteten Machtentwickelung.

Die Handelsbeziehungen im Osten wurden indessen gefördert, indem 1878 die genuesische Dampfschifffahrtsgesellschaft Rubattino unter dem Schutze der italienischen Regierung die an der Danakilküste von Afrika, im südwestlichsten Theil des Rothen Meeres gelegene Assab-Bai in Besitz nahm. Um die italienischen Interessen in Tunis zu sichern, kaufte dieselbe Gesellschaft auch die Eisenbahnlinie Tunis-Goletta an, wobei die Regierung die Zinsenzahlung gewährleistete. Dieser politische Schachzug rief aber Verwickelungen mit Frankreich hervor, bezw. Gegenmaßregeln seitens dieser Macht, von der Tunis bereits als Annex von Algier, als französischer Vasallenstaat angesehen wurde. Und nachdem dann schließlich 1881 die französische Republik auch ihr feierlich abgegebenes, verpflichtendes Versprechen offen gebrochen und die Regentschaft Tunis mit ihren Truppen besetzt hatte, sah sich die italienische Regierung überhaupt dazu veranlaßt, vorläufig auf die Wahrung ihrer Interessen dort zu verzichten; auch wurde das Anerbieten Frankreichs abgelehnt, Tripolis den Italienern überlassen zu wollen.

Im Jahre 1882 wurde dagegen die Assab-Bai mit den angrenzenden

Landstrichen als italienische Kroncolonie erklärt, obwohl Egypten, durch England darin unterstützt, die Rechtmäßigkeit dieser Besitzergreifung bestritt und auf die ganze Westküste des Rothen Meeres, sowie auf den nördlichen Theil der afrikanischen Küste bis zum 9. Grad nördlicher Breite Anspruch erhob.

In der in diesem Jahre acut gewordenen egyptischen Frage schloß sich demnach Italien den Mächten Oesterreich und Deutschland an, wenngleich es noch besondere Interessen vertheidigen zu müssen glaubte, da die Zahl der Italiener in Egypten eine sehr große war. Die italienische Regierung bemühte sich eifrig, das europäische Einvernehmen aufrecht zu erhalten und einer englisch-französischen Intervention durch die Pforte vorbeugen zu lassen. Die Unthätigkeit der letzteren machte nun zwar diese Bemühungen ergebnißlos und ließ die Arbeiten der Conferenz zu Constantinopel scheitern, dennoch lehnte aber Italien die Aufforderung Englands ab, sich an dem bewaffneten Einschreiten in Egypten zu betheiligen. Die ausschließliche Festsetzung Englands dortselbst zerstörte freilich manche von den Italienern gehegte Hoffnungen auf Begründung ihres Einflusses im Nillande, indessen mußte Italien sich daran gewöhnen, bei der Vertheilung der außereuropäischen Welt leer auszugehen, so lange es sich nicht durch Kräftigung seiner Finanzen und Wehrkraft die nöthige Macht geschaffen hatte.

In Ostafrika wurde dafür 1883 von Assab aus die Ausbreitung des italienischen Handels durch den Abschluß von Verträgen mit König Menelik von Schoa, mit dem Sultan von Haussa und mit den Häuptlingen der Danakil gefördert.

In der großen auswärtigen Politik hatte indessen die italienische Regierung fortgesetzt mit Schwierigkeiten zu kämpfen, welche ihr die unruhigen Geister im eigenen Lande bereiteten. Verwöhnt durch die früheren unerwartet glücklichen Erfolge, wurden die Italiener jetzt sofort ungeduldig, wenn sie keine Früchte der europäischen Politik ihrer Regierung sahen. Letztere hatte zwar durch die militärische Besetzung der Assab-Bai einen Anlauf genommen, Italiens Antheil an der ferneren colonialen Entwickelung zu sichern, wachte auch mit Eifersucht über die Wahrung der italienischen Interessen in Tripolis und Marokko, hatte ferner durch die Annäherung an Deutschland und Oesterreich die Stellung Italiens in Europa befestigt, doch wollten die Italiener sich nicht damit begnügen, daß der Bund mit den Kaisermächten nur dazu dienen sollte, Europa den Frieden zu sichern, und fühlten sich andererseits wohl auch von diesen nicht hinreichend gewürdigt. Von dieser Volksstimmung gedrängt, ließ sich die italienische Regierung demnach dazu verleiten, auf der zur Regelung der egyptischen Angelegenheiten in London zu Stande gekommenen Conferenz auf die Seite Englands zu treten. Es geschah dies in der Hoffnung, daß England bei der Unterwerfung des Sudans einen Theil der Länder dort an Italien überlassen würde.

In solcher Voraussicht besetzten die Italiener 1884 das Inselstädtchen Massaua im Rothen Meere. England gab jedoch wegen seiner Verwickelungen mit Rußland 1885 die Absichten auf den Sudan auf, und die Hoffnungen und Berechnungen Italiens wurden also wiederum vereitelt.

Die Lage der italienischen Truppen in dem ungesunden Massaua gestaltete sich außerdem zu einer recht mißlichen, und die kostspielige Besetzung dieses Punktes erschien jetzt als eine ganz verfehlte Maßregel. Der Negus Johannes von Abessinien verhielt sich den italienischen Annäherungsversuchen gegenüber durchaus mißtrauisch und unzugänglich. Durch die Festsetzung der Italiener in Massaua, von wo aus der Golf von Arkiko vollständig beherrscht wurde, war den Abessiniern die Hauptverkehrsstraße zum Meere unterbunden. Das Verhältniß zu diesem Volke bildete sich daher zu einem immer gespannteren aus.

Bei den 1886 zwischen sogenannten Räuberbanden und italienischen Truppen vorgefallenen Gefechten bei Monkullo, Zala und Ailet war zwar italienischerseits mit leichter Mühe und unter sehr geringen Verlusten der Sieg errungen worden, indessen sollte sich bald herausstellen, daß diese vermeintlichen Räuber, die zum Theil mit Remington-Gewehren bewaffnet gewesen, Abessinier des Negus waren. Anfang 1887 trat aber ein Ereigniß ein, das der jungen italienischen Colonie das Nahen einer Katastrophe anzukündigen schien.

Das nothwendige Vorschieben von italienischen Besatzungen in das Innere der Küstenlandschaft Massaua nach den Ortschaften Ua-a und Saati führte zu einem blutigen Zusammenstoß mit abessinischen Truppen unter Ras Alula, einem der Statthalter im Lande Tigre. Dieser Fürst hatte ebenso wie der Negus die Festsetzung der Italiener in Massaua schon längst mit mißgünstigem Auge betrachtet. Nachdem am 25. Januar 1887 ein Angriff abessinischer Horden auf die verschanzte Stellung bei Saati glücklich abgeschlagen worden war, wurde am 26. eine italienische Kolonne von 500 Mann unter Oberstlieutenant de Christophoris bei Dogali zwischen Monkullo und Saati von starker Uebermacht angegriffen und fast bis auf den letzten Mann vernichtet. Der in Massaua befehligende General Gené zog darauf sofort die vorgeschobenen Posten ein und beantragte bei der Regierung Verstärkungen.

In Rom faßte man jetzt den Entschluß, zwar an dem Grundsatz festzuhalten, daß der Zweck der Besatzung von Massaua nur ein handelspolitischer bleiben sollte, andererseits aber das Ansehen der italienischen Waffen wieder herzustellen und die bei Dogali erlittene Schlappe zu rächen. Es wurde daher die Aufstellung eines besonderen Colonial-Corps von 5000 Köpfen in Angriff genommen und damit die ganze Streitmacht in Massaua auf 24 000 Mann verstärkt. Man vermied jedoch vorläufig noch, angriffsweise vorzugehen, wenngleich der Negus Johannes jede Genugthuung für Dogali verweigerte. Der neue Befehlshaber der Colonie, General San

Marzana, erhielt nur den Auftrag, Saati sowie Ua-a wieder zu besetzen und ersteren Punkt so zur Vertheidigung einzurichten, daß er, auch ganz auf sich selbst angewiesen, sich noch zu behaupten vermöchte, bis Verstärkungen — event. aus Italien — herankommen könnten.

Saati liegt nur 25 Kilometer westlich Massaua, und zwar noch in der Samhara, dem schmalen Küstenstriche, der sich zwischen dem Rothen Meere und dem Hochlande von Abessinien hinzieht. Dieses Küstengebiet befindet sich noch innerhalb des tropischen Regengürtels, trägt aber trotzdem mehr den Charakter der Wüste als der Steppe. Die Samhara gleicht nämlich dem Schlackenfelde am Fuße eines gewaltigen Vulcans; zahlreiche, meist aus Lava bestehende, konische Hügel wechseln ab mit schmäleren und breiteren Thälern, die nur zeitweise Wasser besitzen, indem sich dasselbe stets sehr bald wieder verläuft.

Dem italienischen Oberbefehlshaber standen gegen Ende 1887 bei Massaua 22 Infanterie-Bataillone zu 600 Mann, 2 Escadrons, 4 Festungs-Artillerie-Compagnien, 3 Feld- und 3 Gebirgs-Batterien, 6 Geniecompagnien, 4 Train-, 3 Verpflegungs- und 3 Sanitäts-Compagnien zur Verfügung, außerdem 1900 Mann Irreguläre und einzelne Banden unter einheimischen Führern. Dem Vormarsche größerer Truppenmassen in das Innere mußte der Nachschub von Verpflegung und Munition, in erster Linie aber die Wasserversorgung die allergrößten Schwierigkeiten bereiten. Drei große Destillations-Dampfer wurden bei Massaua in Thätigkeit gesetzt, ferner wurde Wasser bei Monkullo, zum geringeren Theile auch aus Brunnen gewonnen, die man in den Betten der trockenen Wasserläufe grub. An Transportthieren verfügte man über 1800 italienische und 200 einheimische Maulthiere, sowie über 1800 Kameele.

Der Vormarsch begann Anfangs December, indem die italienischen Truppen, den Bau einer Eisenbahn von Abd-el-Kader (Fort bei Massaua) nach Saati deckend, mit dem Fortschreiten dieser Arbeit in kleinen Etappen gegen genannten Ort sich vorschoben. Die Bewegung geschah außerdem infolge von Meldungen über die Ansammlung und den Anmarsch einer starken abessinischen Macht äußerst vorsichtig. Erst am 1. Februar 1888 wurde demnach der doch nur drei starke deutsche Meilen entfernte Ort Saati erreicht, besetzt und sofort zur Vertheidigung eingerichtet. Die Eröffnung des Bahnhofes Saati erfolgte dann am 15. März. Bis Anfang April verblieben die italienischen Truppen in dieser Stellung, ohne daß es zu irgend einem nennenswerthen Zusammenstoße mit dem Feinde gekommen wäre. Ende März waren abessinische Heeresmassen von bedeutender Stärke — an 80000 Mann — auf den Höhen 15 Kilometer südlich von Saati erschienen. Der Negus hatte, der Gepflogenheit dieser Halbwilden entsprechend, zunächst Verhandlungen angeknüpft, war dann aber Anfangs April plötzlich nach dem Süden abgezogen. Mangel an Lebensmitteln, oder wohl auch Einfälle der Sudanesen in abessinisches Gebiet mochten ihn dazu bewogen haben.

General San Marzano hatte also seinen eigentlichen Auftrag erfüllt. Die Strecke Massaua-Saati war stark befestigt worden, zwischen Arkiko und Monkullo die Verbindung durch ein neues Fort hergestellt. Die italienische Regierung verfügte jetzt die Rückkehr sämmtlicher entbehrlicher Truppen; am Rothen Meere verblieben nur das afrikanische Sonder-Corps und die Irregulären.

Die Niederlage bei Dogali war also immer noch nicht gerächt. Außerdem blieb die Lage in Massaua in Anbetracht des zweifelhaften Verhaltens des Negus Johannes noch immer eine sehr ungewisse. Auch hatte sich Ras Alula am Rande des überaus steil sich erhebenden abessinischen Hochlandes festgesetzt und nahm hier eine drohende Stellung ein. Die Unsicherheit der Lage wurde dann noch vermehrt durch das Mißgeschick, welches Hauptmann Cormacchia mit einer Abtheilung Irregulärer am 8. August bei Saganeiti, etwa 130 Kilometer südwestlich von Saati erlitt. Diese italienische Atheilung hatte sich eines abtrünnig gewordenen Bandenführers mittelst eines Handstreiches bemächtigen wollen, wurde aber von dem Gegner theils getödtet, theils gefangen oder zersprengt.

Die Nachrichten aus Abessinien waren zwar sehr unsichere, ließen aber doch so viel erkennen, daß es dort bedeutend gährte. Außerdem drohte Frankreich gegen die Souveränität Italiens in Massaua vorzugehen. Die Italiener befanden sich also in einer recht mißlichen Lage. Gleichwohl glaubten sie nicht mehr gut zurückziehen zu können und im Gegentheil danach streben zu müssen, das besetzte Gebiet noch mehr auszudehnen. Vor einem Feldzuge im Innern Abessiniens scheute man andererseits zurück, weil derselbe einen zu großen Kostenaufwand erfordern mußte.

Die englische Expedition von 1868 gegen den König Theodor von Abessinien, die mit 4000 Britten und mit 8000 Indiern unternommen wurde und bei der zu Transportzwecken 12 000 Maulthiere und 20 Elephanten verwendet worden waren, hatte nahezu 120 Millionen Mark gekostet. Die Machtentfaltung, deren sich Abessinien 1888 fähig gezeigt hatte, würde aber jetzt noch eine viel bedeutendere Stärke einer italienischen Invasions-Armee erfordert haben.

Auch war es für die Italiener immerhin sehr zweifelhaft, ob ein Vordringen in das Innere Abessiniens wirklich Aussichten auf einen sicheren und durchschlagenden Erfolg bieten konnte.

Das Innere des alten Aethiopiens wird nämlich durch ein nach allen Seiten hin schroff abstürzendes Hochland gebildet, welches aus weit ausgedehnten waldlosen, mitunter aber grasreichen Hochebenen von 2000 bis 2300 Metern mitlerer Erhebung besteht. Einzelne dieser Plateaus steigen sogar noch höher an, wie z. B. die Hochebene von Semien im südwestlichen Tigre bis 3300 Meter. Auf diesen Hochflächen erheben sich mit senkrecht abfallenden Wänden zahlreiche isolirte, oft recht grotesk gestaltete Felsmassen von sehr verschiedener Größe und Ausdehnung. Während einzelne derselben

nur mittelst Leiter erstiegen werden können, haben andere die Gestalt von Tafelbergen, sind auf der Gipfelfläche wohl bewässert, mit üppiger Vegetation bedeckt, auch bewohnt und angebaut. Es dienen diese Felsmassen der Bevölkerung sowohl in den einheimischen Fehden, wie auch in den Kriegen gegen auswärtige Feinde als natürliche Festungen und werden mit dem allgemeinen Namen Amba bezeichnet.

Außerdem sind die Hochebenen von mehreren ansehnlichen, nur theilweise von einander getrennten Gebirgsketten durchzogen. So streicht ein Gebirgszug an der Nordgrenze der Landschaft Semien und dann durch ganz Abessinien ostwärts bis zum Hawaschthale hin. Von hier geht eine Abzweigung, die Anfangs noch eine Höhe von 3500 Metern erreicht, südwestlich in die Hochebene Uollo-Galla über, während eine andere wieder nach Westen zieht, den großen Tanasee umfaßt und in den Landschaften Godjam und Metscha mit dem mindestens 3600 Meter hohen Talba-Wahagebirge endigt. Dieser langen Gebirgskette gehören in Semien und Wogera der Abu-Jaret von etwa 4300 und der Bachit von 4360 Metern Höhe an, deren Gipfel meistens mit Schnee bedeckt sind. Südwestlich von Semien setzen sich die Gebirge in der 3000 Meter hohen gestaffelten Terrasse von Wogera fort, die sich nach Südosten zu allmählich verflacht und das große Becken des Tanasees im Norden und Westen einschließt.

Südöstlich genannten Sees zieht sich aber das 4300 Meter hohe Guna-Gebirge bis zu dem Beschilo-Flusse hin. Südöstlich von diesem wieder ragt ganz isolirt Abessiniens höchste Gebirgsmasse, die Kolo, bis 4900 Meter empor. Auch die südlichen Landschaften sind gebirgig und haben selbst mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel aufzuweisen. Die Hochflächen des Landes sind häufig von engen und namentlich sehr tiefen schluchtartigen Thälern durchfurcht, in denen die Flüsse des Gebietes ihren Lauf haben.

Abessinien ist überaus reich an Wasserläufen. Der bedeutendste Strom im nördlichen Theile des Landes ist der Abai, der obere Lauf des Blauen Nil, der bei Sakala auf dem Tschok-Plateau entspringt, als reißender Strom in den Tanasee fällt und nach seinem Ausflusse aus diesem in langer Spirale die amharische Landschaft Godjam umzieht, eine lange Reihe von Stromschnellen und Katarakten bildend. Von den zahlreichen Nebenflüssen seines unteren Laufes sind als bedeutendste der Beschilo und der durch Schoa fließende Dschamma zu nennen. Der zweite Hauptstrom Nord-Abessiniens, der Takazze, entspringt auf der Grenze von Lasta und Beguemeder, scheidet in seinem nordwestlich gerichteten Laufe Tigre von Amhara und bildet, mit einer Breite von 200 Metern ein hohes Plateauland durchschneidend, den Abzugscanal für den nordöstlichen Theil des abessinischen Gebietes. Er erhält später den Namen Setit und fällt schließlich als Atbara in den Nil.

Im südlichen Abessinien ist der Hawasch von Bedeutung, der im

Lande der Zametta-Galla entspringt, in einem breiten furchtbaren Thale zuerst nach Norden, dann nach Osten fließt, das Land Schoa gegen die freien Galla-Länder abgrenzt und endlich sich wieder nach Norden wendet, um in der Oase von Aussa sich in den Adhebbadsee zu ergießen. Als Hauptentwässerer der südabessinischen Landschaften ist aber der große Strom Godjeb anzusehen, welcher die Landschaft Kaffa im Bogen umzieht und später im egyptischen Sudan als Sobat sich in den Weißen Nil ergießt. Endlich ist noch der Mareb zu erwähnen, der in Tigre entspringt, in nordwestlicher Hauptrichtung Abessinien durchströmt, dann aber als Gasch im Sudan nur zur Zeit seiner Hochfluth in den Atbara mündet. Alle die angeführten Ströme, mit Ausnahme des in einer Lagune endenden Hawasch gehören dem Stromsystem des Nil an. Nur der im Hochland des nördlichen Abessinien entspringende Barka, wie der Gasch ein periodischer Fluß, ergießt sich im Lande Suakim in das Rothe Meer. In Abessinien hatte er noch den die Landschaften Mansa und Bogos durchströmenden Anseba aufgenommen. Schiffbar und für den Verkehr benutzbar ist kein einziger von allen diesen Strömen. In der trockenen Jahreszeit sind die Flußläufe theilweise ohne Wasser, kaum schlammigen Bächen ähnlich, in der Regenzeit überfluthen sie, plötzlich anschwellend, das ganze Thalland und richten oft furchtbare Zerstörungen an.

Wie bereits bemerkt worden, fällt das abessinische Hochland nach allen Seiten hin steil ab. Namentlich gewährt im Osten der steile Rand mit seinen 2900 Meter hohen Gipfeln, von dem Küstenlande aus gesehen, den Anblick eines fast senkrecht aufsteigenden Hochgebirges, durch welches nur wenige, zum Theil geradezu treppenartige Pässe nach dem inneren Hochlande hineinführen, so daß das innere Abessinien in der That einem großen, schwer zugänglichen Felsenbollwerk gleicht. Der verhältnißmäßig gangbarste dieser Pässe führt im Nordosten, von Halai (2563 Meter) über den Tarantaberg in die Schluchten des Haddasthales und vermittelt die Verbindung von Massaua mit Adua, der Hauptstadt Tigres. Ein anderer geht durch die Engen des oft nur zehn Meter breiten Kumaylothales aus dem Küstenlande nach Senafe (2316 Meter). Diesen letzten Paß hatte 1868 die englische Expedition benutzt.

Dem nördlichen, westlichen und südlichen Abfall des Hochlandes liegt eine sechs bis sieben Tagereisen breite sumpfige Region, die sogenannte Kola oder Kwola, vor, die mit dichtem Urwald bedeckt, von Elephanten, Raubthieren und Schlangen erfüllt, aber von Menschen nur spärlich bewohnt ist.

Das Klima ist im Hochlande gemäßigt und angenehm; nur in der Dega, d. i. auf den hohen Gebirgszügen, sind die Winter sehr kalt. Auf den östlichen höheren Plateaus steigt das Thermometer des Sommers im Schatten selten über 30 Grad Réaumur und fällt nicht unter 17 Grad, so daß die mittlere Temperatur etwa 23,5 Grad beträgt. Im westlichen

Hochland schwankt die mittlere Temperatur zwischen 17,5 und 31,5 Grad. In den Niederungen herrscht dagegen einen großen Theil des Jahres hindurch eine glühende Hitze, die in den engen Flußthälern wahrhaft erstickend wirkt. In den nördlichen Gegenden der Kola schwankt die mittlere Temperatur zwischen 27 und 41 Grad, in der Samhara beträgt sie zu Massaua 30,1 Grad, doch steigt hier das Thermometer im Juli innerhalb der direct auffallenden Sonnenstrahlen bis 53 Grad Réaumur. Die Regenzeit beginnt im nördlichen Hochlande gewöhnlich im April, um bis in den October anzuhalten; in Schoa währt sie von Mitte Juni bis Anfang September. In den höher gelegenen Gegenden erfreuen sich die Bewohner einer recht guten Gesundheit, in den heißen Flußthälern und an der Küste herrschen aber Dysenterien, Faulfieber und heftige nervöse Krankheiten, welche besonders den Weißen verderblich werden.

Die italienische Regierung sah sich also Ende 1888 veranlaßt, in Ostafrika vorläufig eine zuwartende Stellung einzunehmen. Man wollte bis auf Weiteres von neuen Eroberungen absehen und nur an die Erhaltung des gegenwärtigen Besitzstandes dort denken. Doch sollte schon das Jahr 1889 eine anscheinend glückliche Wendung für die italienische Colonialpolitik bringen.

Man hatte durch kühne Forschungsreisende, unter denen namentlich der Graf Antonelli genannt zu werden verdient, freundschaftliche Verbindungen mit dem Beherrscher des südlichsten Theilfürstenthums von Abessinien, dem König Menelik von Schoa, angeknüpft, der dem Negus Negesti Johannes feindlich gesinnt war. Der Negus hatte sich aber zur Zeit genöthigt gesehen, gegen die Derwische des egyptischen Sudans zu Felde zu ziehen, wurde dann im März 1889 von diesen bei Metammeh vollständig geschlagen und starb bald darauf. Jetzt schien für Italien der günstige Zeitpunkt gekommen zu sein, um durch Besitznahme von einigen geeigneten Punkten die nöthige Sicherheit für die Colonie Erithrea zu gewinnen. Der neue Gouverneur, General Baldissera, besetzte demnach am 2. Juni den Ort Keren und schob die Grenze des italienischen Gebietes bis Asmara vor.

Keren (1452 m), der Hauptort der Bogos, liegt west-nordwestlich von Massaua am Ostabhang des abessinischen Hochlandes, an der Karawanenstraße Massaua-Kassala. Asmara (2327 m) befindet sich ebenfalls am Ostabfall des Hochlandes auf einer kahlen, wellenförmigen Hochebene, die sich vorzüglich für den Getreidebau eignet, etwa 90 Kilometer südwestlich Massauas. Die Dörfer Keren und Asmara bildeten aber nicht nur wichtige Handelsposten, sondern auch sehr werthvolle strategische Punkte und außerdem günstige Gesundheitsstationen für die italienischen Truppen.

Nach dem Tode des Negus Johannes nahm Menelik, der sich als den directen Nachkommen des Königs Salomo und der Königin von Saba

betrachtet, als solcher auch von jeher die Oberherrschaft über Abessinien beansprucht hatte, die Würde des Negus Negesti (König der Könige) an und zwang die übrigen Theilfürsten zur Anerkennung seiner Oberhoheit. Die obwaltenden Umstände benutzte andererseits Graf Antonelli, um den König Menelik zu einem Vertrage mit Italien zu bewegen, der im November 1889 in dem Lager von Utschalli abgeschlossen wurde. Menelik trat darin die nördlichsten Districte von Tigre, die sogenannten Bogosländer, sowie die Gebiete von Halai, Saganeiti und Asmara an Italien ab und verpflichtete sich außerdem, Verhandlungen mit anderen Mächten nur durch Vermittelung der italienischen Regierung zu führen. Dafür erkannte Italien Menelik als Negus Negesti an und bewilligte ihm eine Anleihe von vier Millionen Lire. Dieser merkwürdige Protectoratsvertrag, dessen volle Aufrechterhaltung thatsächlich ganz außerhalb der Machtverhältnisse Italiens lag, sollte nach der Absicht des italienischen Cabinets schließlich wohl die Wiederherstellung eines äthiopischen Reiches bezwecken. Wahrscheinlich wollte man altrömische Ueberlieferung wieder auffrischen. General Baldissera hatte dagegen ganz andere Anschauungen und Absichten. Er gedachte, in drei strategischen Etappen sich von Massaua zunächst nach dem Mareb, von da nach dem Takazze und schließlich nach Debra Tabor vorzuarbeiten, langsam, aber sicher. Die Ausführung seines Planes bereitete er durch die Schaffung der einheimischen Miliz vor, durch die Beruhigung des Landes und die Heranziehung der Nomadenvölker des Barka. In Rom fand Baldissera mit seinem Vorhaben jedoch den hartnäckigsten Widerstand. Dort wollte man wirklich Abessinien unterwerfen und die Gründung eines südlichen Reiches, dessen Mittelpunkt tausend Kilometer von Massaua entfernt war und das außerdem in unmittelbarer Verbindung mit anderen europäischen Colonien sich befand, begünstigen. Da Baldissera das Verfehlte eines solchen Gedankens sofort erkannt hatte, trat er an demselben Tage, wo der abessinische Abgesandte, Ras Makonnen, mit dem Vertrage von Utschalli in der Tasche von Rom zurückkam, seinerseits sofort die Rückreise nach Italien an.

Am 1. Januar 1890 wurden dann die italienischen Besitzungen am Rothen Meere durch königliches Decret unter der Bezeichnung „Colonie Erithrea" zusammengefaßt.

Um Menelik bei der Unterwerfung seiner Gegner, der anderen ehemaligen Vasallen des Negus Johannes, zu unterstützen, unternahmen dann die Italiener einen Zug nach Adua, dem früheren Sitz des Negus Johannes, zur Zeit aber die Residenz des Ras Alula. Menelik hatte mit seinen Streitkräften von Schoa noch nicht heranzukommen vermocht; im Süden von Tigre standen nur zwei seiner Generale gegen die Ras Alula und Mangascha im Felde. Letzterer übrigens, ein natürlicher Sohn des verstorbenen Johannes, strebte selbst die Würde des Negus Negesti an. Am 16. Januar brach der Oberbefehlshaber in Erithrea, General Orero,

mit etwa 3500 Mann und einer Gebirgsbatterie in drei Colonnen von Asmara auf. Die vortreffliche Marschfähigkeit und große Genügsamkeit der italienischen Truppen ließ alle Schwierigkeiten überwinden, welche die als Annäherungslinien dienenden steinigen Flußbette, die unwegsamen Gegenden, hohe Berge und tiefe, steile Schluchten im höchsten Maße boten. Nachdem unter diesen ungünstigsten Verhältnissen 150 Kilometer in Luftlinie zurückgelegt waren, vereinigten sich die drei Colonnen am 25. Januar bei Adua, das General Orero für Menelik in Besitz nahm. Diese geschickt angelegte und mit Energie durchgeführte Unternehmung hatte augenblicklich weittragende Folgen. Die Ras Mangascha und Alula schlossen Frieden mit Menelik und unterwarfen sich ihm. Ersterer wurde Oberbefehlshaber von Tigre, Ras Alula Gouverneur der Landschaft Adua bis zum Mareb. Der Friede war damit hergestellt. Im Laufe des Jahres kam es nur noch zu einigen wenigen Scharmützeln von Bedeutung. In der Nacht zum 1. Juni wurde eine feindliche Bande von 800 Mann durch ein Bataillon Eingeborener der Colonialtruppen am Mareb gänzlich aufgerieben und am 25. Juli eine Abtheilung von 1000 Derwischen, welche das Dorf Dija angriff, durch eine Compagnie Eingeborener der Colonie vollständig zersprengt.

Mit dem Abschluß des Vertrages von Utschalli schien das italienische Colonialgebiet am Rothen Meere in seinem Bestande gesichert. Der Protectoratsvertrag war von dem damaligen Ministerpräsidenten Crispi zur Kenntniß der Mächte gebracht und von diesen stillschweigend anerkannt worden. Nur Rußland hatte gewisse Vorbehalte gemacht, indem das koptische Christenthum, zu welchem sich die weit überwiegende Mehrzahl der Abessinier bekennt, mit der griechisch orthodoxen Kirche in enger Verwandtschaft steht und Rußland daher ein gewisses geistliches Patronatsrecht über Abessinien beansprucht. Doch kam es zu einem formellen Proteste nicht.

Andererseits sollte es sich aber sehr bald zeigen, daß Menelik den Vertrag von Utschalli entweder von Anfang an nicht ehrlich gemeint, oder daß er, nachdem mit Hilfe der Italiener seine Herrschaft gesichert war, den Einflüsterungen der französischen Missionspriester des Lazaristenordens mehr und mehr zugänglich wurde. Diese Letzteren sind nämlich mindestens ebenso sehr politische Sendboten und Kundschafter, als wie Missionäre. Menelik verwahrte sich schließlich mit Entschiedenheit gegen die italienische Auffassung des Vertrages von Utschalli, daß Abessinien nur durch Italiens Vermittelung mit anderen Mächten sollte verkehren dürfen.

Das römische Cabinet hatte nun unterm 24. März und 15. April 1891 mit England Vereinbarungen getroffen, wonach die Grenzen des italienischen Einflußbereiches in Ostafrika derartig geregelt waren, daß Abessinien vollständig innerhalb dieses Interessengebietes zu liegen kam. Es war ferner den Italienern das Recht eingeräumt worden, die Stadt Kassala nebst Umgegend dauernd zu besetzen, allerdings unter der Bedingung, daß das betreffende Gebiet aber herausgegeben werden mußte,

wenn England-Egypten etwa einst den Sudan wiedererobern sollten. An der staatsrechtlichen Giltigkeit dieser Festsetzungen konnte trotz der gegentheiligen Versicherungen in der russischen und französischen Presse nicht wohl gezweifelt werden, da die englisch-italienischen Abmachungen auf Grund des Artikels 34 der Kongoacte, welcher die Vorschriften für Besitzergreifungen auf afrikanischem Boden enthält, den europäischen Mächten mitgetheilt und von diesen nicht beanstandet worden waren. Wohl mußte es aber für Italien schwierig sein, den formell bestehenden Einfluß thatsächlich auch geltend zu machen.

Der Negus Menelik hatte schon Anfangs 1891 mit den Italienern eigentlich vollständig gebrochen, weil er auch die von diesen für ihre Colonie gewünschte Südgrenze — die Flußlinie Mareb-Belesa-Muna — nicht zugestehen wollte. Diese Grenze wurde aber noch im December desselben Jahres von den fast selbstständigen Statthaltern in Tigre, Mangascha und Alula in feierlich beschworenem Vertrage Italien eigenmächtig zugesprochen. Die Spannung zwischen den Italienern und Menelik dauerte dann auch fort, obgleich dieser 1893 durch Versöhnung mit dem Ras Mangascha die neue Grenze wenigstens stillschweigend gutgeheißen hatte. Es schienen übrigens auch fremdländische Einflüsse, namentlich französische und russische, den italienischen Interessen mit Erfolg entgegenzuarbeiten. Indessen war doch die Haltung Meneliks für die Sicherheit Erithreas nicht unmittelbar bedrohlich. Der Negus sah sich im Süden seines Reiches fast ununterbrochen in Kämpfe mit den Gallastämmen verwickelt, und andererseits war der Weg von seinem Stammlande Schoa bis zum Mareb doch ein recht weiter; im Norden aber schien der Einfluß Meneliks kein bedeutender zu sein, und jedes Vorgehen gegen das italienische Colonialgebiet konnte, wie man italienischerseits wenigstens annahm, den Ras Mangascha zum Rebellen und zum Verbündeten der Italiener machen. Mangascha hatte es im Laufe des Jahres 1893 bereits verstanden, sich gleichsam zum Alleinherrscher von Tigre emporzuschwingen.

In westlicher Richtung, nach dem Sudan zu, waren die Italiener nach der Besetzung von Keren mit ihren Posten immer weiter vorgedrungen, so daß schließlich die Grenze der Kroncolonie mit der des italienischen Einflußbereiches sich schon so ziemlich deckte. Trotzdem lebte man bis zum December 1893 im leidlichen Einvernehmen mit den unruhigen Nachbarn; dann sollte es jedoch anders kommen.

Der Gouverneur von Erithrea, General Baratieri, befand sich Ende November 1893 gerade auf Urlaub in Italien, als plötzlich Nachrichten über angebliche Rüstungen der Derwische in der Provinz Ghedaref (südlich Kassala) nach Massaua gelangten. Anfangs legte man diesen, fast alljährlich wiederkehrenden Gerüchten, daß die Rüstungen sich gegen die Italiener richten sollten, nur wenig Bedeutung bei, zumal in Kassala an Stelle des kriegerischen Emirs El Zachi Tamel, der in Ungnade gefallen

war und zu Khartum sein Leben eingebüßt hatte, so eben erst der friedliche Achmed Ali getreten war. Trotzdem war man aber italienischerseits schließlich doch auf seiner Hut.

Die Besatzung der Colonie bestand 1893 aus 2186 Italiern und 4433 Eingeborenen, insgesammt aus 6619 Mann mit 1150 Maulthieren und Pferden. Die Vertheilung der Truppen in dem engbegrenzten Dreieck Massaua—Asmara—Keren glich einer ausgedehnten Vorpostenstellung unter Benutzung befestigter Plätze. Bei Massaua lagerte das aus Italien detachirte Corps, das auf telegraphisches Verlangen innerhalb neun Tagen noch verstärkt werden konnte, Vorpostengros standen in den befestigten Orten Keren und Asmara; Piquet-Compagnien waren in den Forts Agordat, Adi-Ugri und Halai postirt, Feldwachen endlich, die von den besoldeten „Banden" gestellt wurden, in den diesen letzteren zur Sicherung anvertrauten Landstrichen noch weiter vorgeschoben. Der stellvertretende Gouverneur, Oberst Arimondi ließ jetzt in Agordat Lebensmittel und Munition anhäufen und traf im Uebrigen die Vertheidigungsmaßregeln derartig, daß, nachdem der Abmarsch der Derwische von Kassala her sich bestätigt hatte, am 21. December 8 Compagnien eingeborener Infanterie, 2 Escadrons, 2 Gebirgsbatterien und 300 Mann der Banden, insgesammt etwa 2500 Köpfe sich bei Agordat versammelt befanden.

Das mahdistische Aufgebot der Provinz Ghedaref zählte gegen 12 000 Mann, wovon etwa 8000 mit guten egyptischen Remington-Gewehren und reichlicher Munition ausgerüstet waren; gegen 3000 Mann führten Lanzen und Messer, und außerdem befanden sich 500—600 Reiter bei den Schaaren der Derwische. Das ganze Corps konnte als eine Kerntruppe der Mahdisten bezeichnet werden, denn es war von dem vorerwähnten Emir El Zachi Tamel, dem Besieger des Negus Johannes, in langjährigen Kämpfen geschult worden. Die in der Stärke ungleichen Abtheilungen (Rub) des ganzen Corps wurden von den tüchtigsten Offizieren des Mahdi geführt, von denen eine Anzahl bereits bei den früheren egyptischen Sudantruppen gedient hatten. An der Spitze des Expeditionscorps stand der neue Emir von Kassala, Ahmed Ali, ein Neffe des Kalifen Abdullahi.

Das Corps der Derwische war am 15. December von Kassala aufgebrochen und auf der südlichen, über Kufit führenden Straße gegen Agordat vorgerückt, wo es am Morgen des 21. eintraf. Die betreffende Entfernung betrug in Luftlinie 180 Kilometer und war also in sechs Tagen zurückgelegt worden. Wenn man die Umstände dabei in Betracht zieht, daß an der Marschlinie vielfach neue Brunnen angelegt werden mußten, erscheint die Leistung als eine sehr anerkennenswerthe. Nach dem amtlichen Berichte des Oberst Arimondi vom 10. Januar 1894 soll das Derwischheer auch stets sehr geschlossen und wohlgeordnet marschirt und die Manneszucht eine geradezu bewundernswerthe gewesen sein. Das gänzliche Fehlen von Versprengten und Nachzüglern, die regelmäßig angelegten Läger, namentlich

auch die mächtige Zeriba — ein verschanztes, mit Dornenverhau versehenes Lager — die sie in einem Tage bei Kufit ausgeführt, endlich die Thatsache, daß in den durchzogenen Dörfern auch nicht eine einzige Hütte in Brand gesteckt, sowie auch keinerlei Gewaltthat oder Beraubung an den Eingeborenen begangen worden wäre, hätte den Beweis davon geliefert. So zeigte denn das mahdistische Corps nicht mehr jene wüsten Haufen bewaffneter Horden, als die man dasselbe bis dahin sich hatte vorstellen müssen.

Das Fort Agordat liegt am linken Ufer des Barka auf einem Hügel, der den Fluß etwa um 70 Meter überragt und die Straße Keren—Kassala beherrscht. Diese Anhöhe wird durch eine 157 Meter breite Einsattelung von einer zweiten südlich gelegenen Geländeerhebung getrennt, die, leicht befestigt, im Verein mit dem Fort, die von Arimondi besetzte Stellung bildete. Dieselbe hatte ihre Hauptfront natürlich gegen Westen, war aber auch gegen Osten vertheidigungsfähig. Das Gelände östlich der Stellung, welches dann zum eigentlichen Gefechtsfelde wurde, ist hügelig, vielfach zerklüftet und mit Dornengestrüpp bewachsen.

Am 21. December Vormittags brachen die Derwische aus ihrem bei El Aschai auf dem rechten Barkaufer gelegenen Lager auf, überschritten in dichten Haufen bei El Dschagge, am Zusammenfluß des Kerubel mit dem Barka, ersteren Wasserlauf und umgingen das Fort Agordat im Norden. Die beiden genannten Flüsse führen nur während der Regenperiode Wasser und bildeten zur Zeit, außer durch ihre tief eingeschnittenen felsigen Bette, kein Hinderniß. Die Mahdisten rückten dann östlich des Forts auch über den Barka und nach den Ansiedlungen der Subderat- und Alghedenstämme, wo sie sich zerstreuten, um jedenfalls Trinkwasser aufzusuchen. Ahmed Ali hatte wahrscheinlich von der Versammlung einer stärkeren Truppenabtheilung bei Agordat keine Kenntniß gehabt und daher wohl beabsichtigt, unter Abschneidung der Fortbesatzung von ihrer rückwärtigen Verbindung direct auf Keren loszugehen. Diese seine Absicht wurde aber vereitelt, indem jetzt die Italiener ihrerseits zum Angriff übergingen.

Oberst Arimondi hatte während der Umgehungsbewegung des Feindes seine Truppen mit der Front nach Osten aufgestellt. Den rechten Flügel auf der Höhe südlich des Forts bildeten vier Compagnien und eine Gebirgsbatterie, den linken eine Compagnie und eine Gebirgsbatterie im Fort selbst, sowie eine zweite Compagnie außerhalb des letzteren zur Deckung des Brunnens; als Reserven standen zwei Compagnien, zwei Schwadronen und die Banden des Barka westlich der Einsattelung.

Arimondi hatte wie er selbst angiebt, sich zum Angriff entschlossen, weil er besorgte, daß bei einem etwaigen nächtlichen Ueberfall durch den Gegner die Feuerüberlegenheit der Italiener nicht zur Geltung kommen würde. Wahrscheinlich mochte auch die Zwangslage, in die der Oberst durch die Umgehung gerathen war, für seinen Entschluß bestimmend gewesen sein. Jedenfalls war dieser ein sehr kühner und energischer.

Um 12¼ Uhr Nachmittags ließ Arimondi seinen rechten Flügel in der Richtung auf die Ansiedelung der Abderat vorrücken, während zwei Compagnien zwischen dem rechten Flügel und dem Barka den Damtaifluß überschreiten mußten. Sobald die Derwische die Angriffsbewegungen der Italiener wahrnahmen, sammelten sie sich sofort bei ihren Fahnen, hielten das Feuer des Gegners, ohne zu wanken, aus, erwiderten es eine kurze Zeit und begannen dann entschlossen und rasch in Massen vorzudringen. Den Hauptstoß richteten sie mit drei Rud in einer zwei Kilometer langen Front gegen den rechten Flügel der Italiener, den sie auch durch ihre Reiterei zu umfassen suchten. Die italienischen Truppen hielten dem heftigen Ansturm eine Zeitlang Stand, sahen sich dann aber gezwungen, vor der gewaltigen Uebermacht des Gegners zurückzuweichen, nachdem sie noch durch kühne Gegenstöße vergeblich versucht hatten, der Batterie die Zeit zum Abzuge zu verschaffen. Der Ansturm der Derwische war so überraschend und mit solchem Ungestüm erfolgt, daß die Batterie schon nach vier Kartätschlagen, von denen die letzte noch auf 40 Meter Entfernung abgegeben wurde, dem Feinde überlassen werden mußte. Auch waren die Maulthiere der Batterie durch feindliche Geschosse getödtet. Es war jetzt 12 Uhr 50 Minuten Nachmittags. Heftig gedrängt gingen die Italiener auf das linke Ufer des Damtai zurück, wo sie sich von Neuem setzten und mit Aufbietung aller Kräfte sich des Gegners zu erwehren suchten. Und bald schien auch der Angriff der Derwische auf die mit äußerster Anstrengung festgehaltene italienische Stellung zu erlahmen.

Oberst Arimondi faßte jetzt den zweiten kühnen Entschluß, trotz der Uebermacht des Gegners und trotz des Verlustes einer Batterie von Neuem aus der festen Stellung heraus und zum Angriff vorzugehen. Allerdings konnte nur auf diese Weise dem Feinde der Sieg abgerungen werden.

Die letzte Reserve der italienischen Truppen wurde zum entscheidenden Stoße mit eingesetzt, auch die beiden Escadrons mußten zum Fußgefecht absitzen und auf dem rechten Flügel am Kampfe mit theilnehmen. Nach vielen vergeblichen Anstrengungen gelang es, auf dem rechten Ufer des Damtai festen Fuß zu fassen, und nun vollzog sich auf der ganzen Gefechtsfront, unterstützt durch das Feuer der Fort-Batterie, erst langsam, dann schneller und schneller ein siegreiches Vordringen der Italiener. Um 2 Uhr 20 Nachmittags wurden endlich die Heereshaufen der Derwische auf demselben Wege, auf dem sie gekommen waren, wieder über den Barka zurückgeworfen. Die verloren gewesene Batterie war wieder genommen worden. Bis zu dem Flusse hatte man noch von einem Rückzuge der Derwische sprechen können, von da ab war derselbe aber in regellose Flucht ausgeartet.

Der taktische Sieg der Italiener war wohl ein vollkommener zu nennen und mit einem verhältnißmäßig geringen Verluste von 5 Offizieren und 222 Mann an Verwundeten und Todten erkauft worden. Die Mahdisten hatten über 1000 Todte, und unter diesen befanden sich auch

Ahmed Ali, die vier Rudführer, sowie eine Anzahl anderer Unterführer. Der Gesammtverlust der Derwische soll jedoch 3200 Köpfe betragen haben. Bei der von ihnen beobachteten Kampfesweise konnte dies wohl auch kaum anders sein. Beim Klange der Trommeln und Negarits rückten sie in geschlossenen dicken Linien vor, im Marsche unaufhörlich feuernd; vor der Front zogen in kleinen Gruppen die Fahnenträger, sowie die Führer zu Pferde ihren Leuten mit todesverachtendem Muthe voran. Alle diese Tapferkeit aber mußte zerschellen an dem sicheren Feuer und der mannhaften Haltung der italienischen Truppen. Die eingeborenen Soldaten hatten sich bei Agordat vortrefflich bewährt und wohl bewiesen, daß sie den Geist ihrer italienischen Offiziere in sich aufgenommen. Abgesehen hiervon hatten die Truppen Arimondis aber auch hauptsächlich durch die überlegene Taktik und Ausbildung gesiegt. Der Gegner befand sich mit seinen geschlossenen Massen im entschiedenen Nachtheil gegenüber den dünnen, aber elastischen und so mörderischen Schwarmlinien der Italiener. Das italienische Vetterligewehr war allerdings der gegnerischen Remingtonwaffe nicht so bedeutend überlegen, wohl aber die Schießausbildung und Feuerdisciplin der Italiener der der Mahdisten.

Eine Verfolgung des Feindes über die Grenzen des Gefechtsfeldes hinaus hatte wegen der Ermüdung der italienischen Truppen nicht sofort ausgeführt werden können. Auch hätte ein weiterer Verfolgungszug erst besondere Vorbereitungen erforderlich gemacht. Es war zunächst für die Mitführung eines ausreichenden Vorraths von Lebensmitteln und Wasser zu sorgen, denn Beides fehlte jetzt jedenfalls in den zu durchziehenden Landschaften. Die Derwische hatten diese nicht nur ausgesogen, sondern ihrer Kriegsgepflogenheit gemäß auf dem Rückzuge nach Kassala auch die Brunnen auf dieser Linie zerstört. Oberst Arimondi brach also erst am 22. December früh in der Richtung auf Kufit auf. Von den Mahdisten waren geschlossene Trupps nicht mehr anzutreffen; alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß sie einen geradezu vernichtenden Schlag erlitten hatten. Zwei Tagemärsche vor Kassala machten die italienischen Truppen jedoch Halt und Kehrt. Allerdings wäre durch die Einnahme dieses Platzes der Sieg erst voll ausgenutzt worden. Auch glaubte man in Italien durch den Besitz dieses wichtigen Punktes gerade die Vorbedingung für die Wiederbelebung des Handels im östlichen Sudan und namentlich für seine Hinleitung nach Massaua erfüllt zu sehen. Die öffentliche Meinung in Italien machte daher dem Oberst Arimondi seine Unterlassung sehr zum Vorwurf, doch vollständig mit Unrecht. Der stellvertretende Gouverneur von Erithrea konnte unmöglich wissen, was Osman Digma, der berufenste Heerführer der Derwische, der nördlich Kassala inmitten der ihm ergebenen Stämme saß, zur Zeit bereits an Streitkräften um sich versammelt hatte und wie er über eine Besitznahme von Kassala durch die Italiener gedacht haben würde.

Was aber der Mahdi mit dem Einfalle in Erithrea im December 1893 eigentlich bezweckt haben mochte, ließ sich schwer beurtheilen. In italienischen Blättern wurde von Sachverständigen, wie z. B. von dem General Popolini, die Ansicht vertreten, daß es sich lediglich um einen der im Sudan wie in Abessinien so beliebten Beutezüge in die Grenzländer gehandelt hätte. Für einen solchen Zweck würde aber Abdullahi schwerlich gleich eine Macht von 12 000 Mann aufgeboten und diese auch nicht mit einem so überreichen Munitionsvorrath versehen haben. Man hätte daher wohl eher annehmen sollen, daß der Mahdi, welcher durch die Engländer bei Suakim sein Reich vom Meere abgesperrt sah, einen Versuch gemacht hatte, über Keren die Küste bei Massaua zu gewinnen. Die Widerstandskraft der Italiener war dabei nur unterschätzt und daher nicht die genügende Streitmacht zu deren Ueberwältigung aufgeboten worden. Ueber Kairo kommende Nachrichten wußten denn auch bald von größeren Rüstungen der Derwische — 30 000 Mann — für einen Rachezug gegen die Italiener zu melden. Die aus italienischer Quelle stammenden Nachrichten lauteten dagegen fortdauernd recht friedlich. Nichtsdestoweniger wurde aber vom 7. bis 18. Februar 1894 ein italienisches Observationslager bei Keren bezogen. —

Nach der Niederlage von Agordat hatte der Beherrscher des Mahdireiches, Kalif Abdullahi, thatsächlich den Befehl gegeben, vorläufig alle Zusammenstöße mit den italienischen Truppen zu vermeiden, dagegen aber den Westen des italienischen Schutzgebietes durch unaufhörliche Beutezüge zu verheeren; andererseits sollten in Kassalla Lebensmittel und Munition für einen in den letzten Monaten des Jahres 1894 geplanten großen Rachezug angesammelt werden. Beides geschah, und die italienische Regierung glaubte sich dadurch genöthigt, von ihrer bisherigen Zurückhaltung bezüglich einer Besetzung von Kassala abgehen zu müssen. Man gedachte durch die Besitzergreifung von jenem Platze nicht nur dem Gegner die Basis für seine Unternehmungen gegen das Gebiet der Colonie zu nehmen, sondern auch für die eigenen Truppen eine günstige Vertheidigungsstellung am westlichen Eintritt in die abessinischen Voralpen zu gewinnen.

Wie aus den Berichten des Generals Baratieri vom 11. und 31 Juli 1894 hervorgeht, waren die vom Kalif Abdullahi getroffenen Vorbereitungen für die Razzias der Derwische bereits Ende April nahezu vollendet. Kundschafternachrichten hatten ergeben, daß das vom Emir Ahmed Fadil, dem Nachfolger von Ahmed Ali befehligte Derwischcorps von Kassalla, sowie von Gehdaref nach Ondurman abgerückt war. Bald liefen aber immer dringendere Meldungen von dem Eintreffen zahlreicher Beggara-Cavallerie in Kassala ein. Im Juni begannen dann die Raubzüge, die sich bis in das innere Barkagebiet erstreckten.

Dieser Umstand und die bekannt gewordenen Rachepläne des Feindes führten den General Baratieri zu dem Entschluß, aus der Defensive in die Offensive überzugehen. Zunächst wurde ein äußerst reger Vorposten-

dienst gehandhabt, und ein eingehender Informations- (Kundschafter-) Dienst organisirt. Die Ergebnisse des letzteren ließen dann erkennen, daß der Augenblick für die Offensive günstig war. Die Derwische in Kassala waren kaum 3000 Mann stark, ein Heranziehen von bedeutenden Unterstützungen erschien aber für sie nicht gut möglich; Osman Digma war weit entfernt, eine Anzahl von Stämmen sollte aber dem Mahdi feindlich gesinnt sein. Die Expedition durfte jetzt im Juli auf genügend Wasser rechnen, ohne andererseits die Besorgniß hegen zu müssen, vielleicht auf zu stark angeschwollene Flußläufe zu stoßen; die Magazine von Agordat enthielten die nöthigen Vorräthe. Die Derwische schienen von der Absicht eines Unternehmens gegen sie Nichts zu ahnen, die Colonie Erithrea war vollständig ruhig. Jedes Zögern konnte aber die Gefahr vergrößern, die Aussicht auf das Gelingen des Schlages nur vermindern.

Nachdem alle Vorbereitungen auf das Sorgsamste getroffen worden waren und die besoldeten Banden als Vortruppen die Verbindung mit Kassala vollständig unterbrochen hatten, stand das für das Unternehmen bestimmte Detachement am 12. Juli Abends bei Agordat versammelt. Dasselbe setzte sich zusammen aus 8 Compagnien Eingeborener, einer Escadron, einer Section Gebirgsartillerie, ferner aus Telegraphen-, Sanitäts-, Verpflegungs- und Trainabtheilungen, sowie den Banden des Barka und zählte im Ganzen 2623 Combattanten, 394 Pferde und Maulthiere, 185 Kameele. Von den drei Annäherungslinien, welche von Agordat nach Kassala führen, wählte Baratieri als die am besten erkundete und wasserreichste die nördlichste. Am 13. wurde der Vormarsch angetreten und führte in den folgenden Tagen durch die Dunquat-Hügelkette über Anastiait und Uacait; am 16. Abends wurde die Schlucht von Sabderat erreicht und dort ein Biwak bezogen. In diesen vier Tagen hatte also das italienische Detachement eine Entfernung von 135 Kilometern zurückgelegt. Trotz der großen Schwierigkeiten, welche das Gelände entgegenstellte, trotz des Wassermangels und der schweren Belastung der Askaris waren in der Stunde durchschnittlich 5 Kilometer gemacht worden, ohne daß ein Mann zurückgeblieben wäre. Am Abend jedes Marschtages war von den Truppen ein Biwak bezogen worden, das stets mit einer Zeriba umgeben wurde. Die Entfernung von der Sabderatschlucht nach Kassala beträgt noch etwa 20 Kilometer. Nachdem Baratieri noch am 16. Abends von einer Höhe aus das Angriffsobject erkundet hatte, brach er schon um Mitternacht mit seinem Corps gegen dasselbe auf. Am 17. Juli Morgens 8 Uhr wurden dann die Derwische bei Kassala ziemlich überraschend angegriffen und nach zweistündigem heftigen Kampfe ihr Lager, sowie die Stadt von den Italienern erstürmt. Die Italiener hatten in dem Gefecht 9 Todte und 32 Verwundete zu verzeichnen; die Verluste des Gegners mußten sich mindestens auf das Zehnfache belaufen haben. Um 10 Uhr Morgens war das rechte Ufer des Gasch vom Feinde gesäubert; um 11 Uhr überschritten vier

italienische Compagnien diesen Fluß, um die Trümmer der Derwische gegen den Atbara hin in der Richtung auf El-Fascher zu verfolgen. Nach drei Tagen kehrten diese Abtheilungen aber zurück, ohne die Flüchtlinge erreicht zu haben.

General Baratieri ließ den größten Theil seiner Truppen bereits am 23. und 29. den Rückzug nach dem Colonialgebiet antreten. In Kassala verblieben unter dem Major Turitto nur 4 Compagnien, ein Zug Gebirgsartillerie, sowie 200 Mann der Barkabanden. Die um Kassala wohnenden eingeborenen Stämme schlossen sich den Italienern an. Man begann jetzt auch sofort mit dem Bau eines starken Forts bei Kassala, für welches 8 Geschütze und 6 Mitrailleusen niedergelegt wurden. Zwei andere kleinere Forts legte man an der zur dauernden Verbindung mit Agordat ausersehenen, über Daura führenden Straße an, und zwar das eine an einer Enge in der Niederlassung der Sabderat, das andere ebenso im Lande der Algheden. Die Verbindungslinie wurde mit Brunnenanlagen versehen, die Telegraphenleitung bis Kassala herangeführt.

Zur Wiedereroberung von Kassala sollte dann angeblich im Herbst 1894 der Kalif Abdullahi Truppen von Kartum aus entsendet haben. Nach glaubwürdig erscheinenden Nachrichten hätten gegen Ende des Jahres 1894 Osman Digma mit 4000 Mann bei Gos Regeb, Sayd Hamed als Generalissimus mit 8000 bei El-Fascher und Osobri, Achmed Fadil mit 7000 in Ghedaref gestanden.

Der Ort Gos Regeb liegt 120 Kilometer nordwestlich Kassala am Atbara, El-Fascher und Osobri an demselben Flusse 60 Kilometer von Kassala entfernt; das Corps der Landschaft Ghedaref konnte in vier bis fünf Tagen vor Kassala erscheinen. Trotz der numerischen Ueberlegenheit der Derwische schienen aber die italienischen Colonialtruppen zur Abwehr jener vollständig zu genügen. Vorausgesetzt mußte dabei allerdings werden, daß der südliche Theil der Colonie wenigstens vorübergehend von Truppen entblößt werden durfte. Diese Vorbedingung schien jedoch erfüllt. Ras Mangascha, der thatsächliche Oberherr in Tigre, hatte sich in den letzten Jahren den Italienern wohl freundlich gesinnt gezeigt. Sein Gegensatz zu Menelik, mit dem er seit 1892 noch immer in einem gespannten Verhältnisse stand, schien seine Zuverlässigkeit den Italienern gegenüber um so mehr zu verbürgen. Auch glaubte man bei Mangascha eine gewisse Interessengemeinschaft mit den Italienern gegen die Derwische voraussetzen zu dürfen, da im Kampfe mit diesen 1889 sein Vater das Leben eingebüßt hatte, und demnach einen treubrüchigen Angriff seitens des Beherrschers von Tigre nicht besorgen zu müssen. Andererseits war freilich abessinische Treulosigkeit bereits sprichwörtlich geworden, und die italienische Colonialregierung hätte eigentlich dem schlauen und hinterlistigen Mangascha schon lange nicht mehr trauen sollen.

(Schluß folgt.)

Tonkunst und Kritik.

Von

Carl Fuchs.

— Danzig. —

Capitel V. (Schluß.)

Person und Persönlichkeit.

Verlassen wir aber diese dunklen Regionen und denken wir uns, die gestellte Frage erwägend, den echten Kritiker gegenüber dem echten Künstler.

Auch sie sollen nach meiner Meinung sich das große Wort jeder über seine Thüre schreiben:

Μέμνησο ἄνθρωπος ὤν.

„Gedenke, daß Du ein Mensch bist!"

Der größeste Kritiker und der größeste Künstler ist noch kein Alexander und er, der Große, ließ es sich täglich wiederholen.

Es braucht nämlich noch gar nicht zu Handlungen allzumenschlicher, unternenschlicher Art gekommen zu sein, damit wir Grund hätten, dem Kritiker und dem Künstler dieses Wort in's Gedächtniß zu rufen.

„Aber er, der Beurtheilte, kommt doch mit Dir," so höre ich entgegnen, „nur als Künstler, Du kommst mit ihm nur als Kritiker, nicht als Mensch in Beziehung!"

Ja, wenn dieses „als Mensch", wenn diese ganze Unterscheidung etwas mehr wäre, als ein gelegentlich erlaubtes Verständigungsmittel auf dem Papier!

Beider Leistungen, des Kritikers wie des Künstlers, hängen mit dem, was Jeder als Mensch ist, auf's Innigste zusammen und sind weder nach der Lichtseite, noch nach der Schattenseite davon zu trennen.

Ich erinnere mich hier eines schönen Wortes von H. v. Bülow: „Der Künstler ist der Mensch par excellence". Wahrlich aber der Kritiker darf es nicht weniger sein: seine Leistung unterscheidet sich von der des Künstlers dadurch, daß zu der intellectuellen Leistung allermeist noch eine moralische hinzukommt, während der Künstler in seiner Leistung kein moralisches Wesen ist — nur vorher ist er es in deren Wahl, die außer von seinem Geschmack auch von seiner Gesinnung abhängt — den Kritiker geht nur der Geschmack etwas an.

Keinem von Beiden gelingt es immer (und den Kritikern heut, ehrlich gesprochen, noch erheblich seltener als dem Künstler) in jene höhere oder höchste Sphäre der Auszeichnung, der Vollendung emporzusteigen. Zwischen dieser und der niederen Sphäre des Unechten liegt eine mittlere, in der, gestehen wir es, das Meiste an Leistungen der Kunst wie der Kritik sich abspielt, und sich auch dann abspielen würde, wenn Beide, Künstler und Kritiker, immer echt wären. Zuzugeben ist, daß gegenwärtig die Kritiker noch häufiger unecht sind als die Künstler.

Der Künstler, der Nichts kann, ist auch leichter entdeckt, als der Kritiker, der Nichts ist, und der enttäuschte Concertbesucher erzürnt sich eher, als der gelangweilte Zeitungsleser, weil Concerte theurer sind als Zeitungen.

In dieser mittleren Sphäre ist der Einfluß des „Menschen" auf die Leistung theils der elative der Persönlichkeit, theils der delative der Person.

Wir unterscheiden damit das Transscendente am Menschen (d. h. was das Gewöhnliche „übersteigt") vom Empirischen, vom Alltäglichen an ihm, nachdem wir davon bereits das Banausische, Barbarische, Animalische oder Brutale abgezogen haben.

Im Leben gehen diese Sphären freilich in einander über oder sind nur durch fluctuirende Linien von einander getrennt; man kann diese Linien aber in praxi controliren.

Unter der Persönlichkeit verstehe ich die Summe der intellectuellen und moralischen Fähigkeiten eines zu den höheren Zielen der Cultur erzogenen Menschen, und die Art ihrer Zusammensetzung, sein thätig und fruchtbar werdendes Wissen und Können, im Verein mit seiner Lebensanschauung und Gesinnung, wie sie in Thaten, Werken, Worten, Wirkungen von mehr oder minder unvergänglichem Werthe hervortreten. Auch das flüchtige Schöne wie das luftige Wort sind unverlierbarer Wirkungen fähig.

Unter der Person verstehe ich den Menschen des Tages, seine Erscheinung, sein Alter, Geschlecht, Temperament, seinen Gesundheits- und Kräftezustand, die Summe seiner Neigungen und Abneigungen in Dingen des gewöhnlichen Lebens, das vergängliche Wesen, wie ihm im Laufe seiner Erlebnisse, gerade heut, hier und jetzt zu Muthe ist.

Alter, Geschlecht, Temperament der Person sind ihre die Persönlichkeit am stärksten bedingenden Elemente und gleichsam das Band zwischen beiden.

Von der Art der Persönlichkeit des Künstlers wie des Kritikers ist die Leistung im günstigen wie im minder günstigem Sinne abhängig. Niemand kann so vortragen, als wäre er es nicht, der da vorträgt, sondern etwa der Componist selbst, den Fall höchster Congenialität bei vollendeter Technik ausgenommen; Niemand auch kann einen Vortrag so empfinden und beschreiben, als wäre er es nicht, der gehört hat und schreibt.

Die Vorzüge der Persönlichkeit sind der Anzahl, dem Grade und der Art nach verschieden, und es sind nicht blos die öffentlich wirksamen hervorragenden Staatsmänner, Politiker, Redner, Philosophen, Künstler, Erfinder, Entdecker, Dichter, Gelehrte und Schriftsteller, unter denen man die Individuen suchen muß, die die Bezeichnung als Persönlichkeiten verdienen.

Zunächst ist das weibliche Geschlecht nicht etwa ausgenommen, wie es die großen Künstlerinnen, besonders Schauspielerinnen und Erzählerinnen, allein schon beweisen. Persönlichkeiten giebt es in jedem, auch dem stillsten Beruf, und auf sie, die ihre Eigenschaften cultivirt und etwas Ganzes aus sich gemacht haben, kommt es überall an.

(Die Ganzheit kann übrigens auch an dem embarras de richesse von Eigenschaften oder Anlagen scheitern, besonders wenn zu viel Eigenheiten oder eine immer wieder störende, die Hast z. B., mitspielen.)

Ein über den Durchschnitt hinausgehendes Maß von intellectuellen, moralischen und körperlichen Eigenschaften in besonderer Verbindung miteinander wird immer wahrnehmbar sein müssen, ehe man von einer „Persönlichkeit" sprechen kann. Eine bestimmte Linie ist freilich nicht zu ziehen, unterhalb deren nur noch von Personen, Leuten, Exemplaren der Species Mensch, zweifüßigen Heerdenthieren oder auch Halb- und Untermenschen zu sprechen wäre.

Deshalb ist unsere Unterscheidung aber nicht weniger zulässig; auch der Sprachgebrauch unterstützt sie.

Die letzte Basis der Persönlichkeit ist die Person, und beruht in der Abkunft und im Geschlecht. Bildung und Erziehung verhalten sich dazu nur wie die Saat zum Boden, auf den sie fiel.

So verkehrt es auch ist, den Körper blos als die schlechte Hülle oder Hülse der „Seele" anzusehen, als wäre sie von ihm trennbar, so ist das Körperliche doch die Ursache, daß nur in seltenen Fällen — am ehesten in reproductiven Leistungen von kürzerer Dauer — sich nichts Zufälliges in das künstlerisch Gewollte und „Nothwendige" einmischt.

Der Kritiker hat es insofern leichter, Einflüsse seiner Person auf seine Leistung fernzuhalten, als er, in gewissen Grenzen wenigstens, an ihr

ändern kann, was er noch rechtzeitig als so beeinflußt erkannte, und wäre es auch nur eine in der Eile mißlungene Satzconstruction.

Des Künstlers Leistung hängt bei höchster Begabung mit geistigen und sinnlichen Mitteln davon ab, ob und wie weit er Herr seiner Person in Bezug auf die körperlichen Mittel: Kehle, Finger, Gestalt und Glieder geworden ist, und wie weit er es in der Leistung bleibt, d. h. wie weit ungünstige Einflüsse der Umgebung oder des Augenblicks ihn beeinflussen. Ist er nicht Herr seiner körperlichen Mittel und Werkzeuge, so leidet die Leistung in technischer Beziehung, da deren Technik eben in dem besonderen Gebrauch dieser Werkzeuge zum Zwecke der Kunstleistung besteht. Die Unreife in diesem Punkte, also eine zu der vom Künstler gewählten Leistung nicht hinreichende Fertigkeit sollte von der Oeffentlichkeit stets ausgeschlossen sein.

In Betreff der äußeren Umstände, zu denen auch das körperliche Befinden gehört, bleibt der Eine leichter, der Andere weniger leicht Herr seiner Person. Den Einen stört schon, was den Anderen noch ruhig läßt, und so weit liegen die Bedingungen zu den Wirkungen äußerer Ursachen noch in der Person des Künstlers, bis an die Grenze, wo deren Beherrschung nicht mehr möglich oder mit dem künstlerischen Charakter der Leistung nicht mehr vereinbar ist, die Leistung also unterbleibt oder unterbleiben sollte, oder kritisch nicht mehr mitzählt. Mit dem Grade der Beherrschung der körperlichen Mittel und Werkzeuge steigert sich, von sachfremden Einflüssen abgesehen, das objective Verdienst des Künstlers, weil sie freie Bahn für die Wirkung seiner idealen Persönlichkeit in der Wiedergabe des von ihm gewählten Werkes schafft. Die Ueberwindung sachfremder Einflüsse geht die Kritik natürlich Nichts an, obwohl sie sich beim Künstler bis zum Heroismus steigern kann. Liszt soll einmal auf einer Reise nach Pesth sich den vierten Finger der rechten Hand in einem Wagenschlage gequetscht haben, so daß er unbrauchbar ward und heftig schmerzte, und am Abend selbigen Tages in Pesth die Sonate As-dur op. 26 von Beethoven gespielt haben: der letzte Satz, unter solchen Umständen gut gespielt, ist ein Wunder der Geschicklichkeit und der Energie, aber besser als Liszt ihn sonst spielen konnte, hat er darum gewiß nicht geklungen; die Würdigung solcher Umstände fällt also außerhalb der reinen Kritik.

In irgend einer Rücksicht bleibt freilich bei Allem, was man „verlangen kann", die Frage offen, in welchem Grade der Verpflichtete es leicht oder schwer hat, es von sich zu erlangen.

In Betreff des Bühnenkünstlers ist hier nachzutragen, daß von Niemandem in dem Grade, wie es von ihm verlangt wird, seine zufällige Person erfolgreich in den Dienst seiner Persönlichkeit zu stellen, jene zu dieser zu verklären, damit er dem Geist seiner Aufgabe gerecht werde. Vernünftiger Weise wählt der Künstler den Menschen-Typus, den er darstellen soll: Held, Liebhaber, Alter, Buffo — seiner Person und seiner

Persönlichkeit gemäß. Dabei kann die Person der Persönlichkeit auf's Aeußerste im Wege sein. Bei dem idealsten Verständniß nützt es dem besten Sänger Nichts, wenn er „von Person" für den Lohengrin nun doch einmal zu klein, oder für den Don Juan zu groß oder gar zu dick ist. Die Kunstkritik muß solchen Fall wohl oder übel abfällig constatiren. Aber welchen Sturm erregte ich eines Tages in Danzig, als ich bedauerte, daß Niemand seiner Länge eine Elle zusetzen kann, weil ein possirlich kleiner Lohengrin, als Gast auftretend, eine Stehleiter gebraucht haben würde, um seine Riesen-Elsa zu küssen! „Man beurtheilt einen Sänger doch nicht nach seiner Länge," so grollte man rings, und ich hatte obenein keinerlei Scherz deshalb in der Kritik gemacht. Uebrigens war's auch nur ein lyrisches Tenörchen, das durchaus als Heldentenor — bezahlt sein wollte. Bekannt ist der Fall, daß der Heldentenor Riese, in Dresden viele Jahre thätig, ein Zwerg für seine Partieen war, obwohl ein Riese oder ein Engel an Stimme. Nun, man hat es sich eben gefallen lassen.

Capitel VI.

Von falscher Objectivität.

Aus der Untrennbarkeit der Kritik wie auch der Kunstleistung von der idealen Persönlichkeit des Urhebers ergiebt sich, daß das Ideal der objectiven Kritik ebenso falsch ist, wie das des objectiven Vortrags, welches seiner Zeit mit großem Ernst aufgestellt ward und ab und zu auch noch angerufen wird. Das Ideal der Objectivität verlangt eben fälschlich die Loslösung der Leistung von der Persönlichkeit. Soll es für die Kritik weiter Nichts bedeuten, als Wahrhaftigkeit, so ist es überflüssig; denn diese Forderung versteht sich von selbst, und ist selbst nur eine Voraussetzung zur Möglichkeit der Kritik. Gerade für den objectiven Werth einer Kritik verbürgt sie Nichts, denn aus dem Satz, daß eine offenbar ohne Wahrhaftigkeit geschriebene Kritik Nichts werth sein kann, folgt noch Nichts für den sachlichen Werth einer von einem ehrlichen Mann verfaßten Kritik. Eine solche kann dabei viel Irrthum enthalten.

Es giebt keinen objectiven, d. h. keinen Vortrag, in welchem der Künstler Nichts als das Organ, gleichsam der Phonograph des Componisten d'outre tombe oder par distance wäre, seine Persönlichkeit also aus dem Vortrage gleichsam eliminirt wäre, wie es der große Clavierspieler Tausig in Folge von Mangel an Schule in seinem Denken sich vornahm. Ich habe es früher schon mitgetheilt, wie eine ihn sehr genau kennende Freundin bald nach seinem Tode mir meine Vermuthung bestätigte, daß er an eben diesem falschen Ideal zu Grunde gegangen sei. Ihm zu Liebe steigerte er seine Technik auf's Allerhöchste. Dadurch wurde er aber unwillkürlich immer fähiger, also auch immer stärker veranlaßt, so viel wie in ihm von Persönlichkeit war, in seinem Vortrage zu äußern; Nichts mehr konnte ihn je

äußerlich daran hindern, was er auch an thurmhohen Aufgaben zum Vortrage wählte. Wie hätte denn dabei nicht die geniale Lust am innerlich freien nachschöpferischen Walten in seinem Spiele sich einstellen sollen? Gerade dies aber verdächtigte ihm seinen Vortrag, er wollte ja nur spielen, „was dasteht", die Noten, die Vortragszeichen, und die den Zusammenhang allermeist entstellenden legato-Bögen u. s. w. Je mehr er sich aus seinem Vortrage hörte, desto näher rückte ihm die Furcht: „Dir kannst Du nicht entfliehn," und das ist wohl im Stande, einen ernsthaft Wollenden und Begabten zu untergraben, denn dabei wendet die eigene Kraft sich gegen ihn. Er vergaß, daß das Object nicht das Notenblatt, sondern wieder eine Subjectivität, eine Persönlichkeit ist, die, um aus den Tönen erkennbar und wirksam zu werden, gerade wieder einer Persönlichkeit bedarf, natürlich mit dem guten Willen, in der auszudrückenden Persönlichkeit aufzugehen, nicht willkürlich mit ihrem wehrlosen Gut zu schalten. „Subjectiv" und „willkürlich" wurden irrthümlich gleichgesetzt.

Für den Vortragenden im Verhältniß zum vorgetragenen Werk gilt im anerkennenden, wie im aberkennenden Sinne das Wort: „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst," — für den Kritiker im Verhältniß zum ächten Künstler das ähnliche Wort „il n'y a que l'esprit, qui sente l'esprit," — „Geist wird nur von Geist verspürt." Wie im Vortrag eine Persönlichkeit mit ihrem Wesen der Interpret einer anderen ist, so kann auch das Wirken und Walten der vermittelnden Persönlichkeit nur wieder von einer Persönlichkeit gewürdigt oder kritisch aufgefaßt werden. „Man kann den einen Diamant nur mit dem anderen schleifen": „nur wer selbst in der Sache Etwas ist, kann auf den Künstler den Eindruck machen, daß von ihm als Kritiker Etwas zu lernen sein möge." Wie der Künstler nicht der Phonograph des Werkes, so ist der Kritiker nicht blos der Photograph der Kunstleistung. So objectiv wie das Objectiv im photographischen Apparat können wir nicht sein sollen. Und selbst der Apparat verräth ja seinen „Standpunkt": drei Apparate zur selben Zeit auf ein Object gerichtet, geben drei sehr verschiedene Bilder, und nach einer Stunde schon würden es, das Object als unverändert gedacht, drei von den ersten verschiedene Bilder — die Belichtung oder die Beleuchtung hat gewechselt, und Unterschiede in der Lichtempfindlichkeit der Platten machen sich nun vielleicht stärker geltend.

Wir aber sind keine glatten Platten, unsere Musikseele ist wie ein Prisma, das das Licht von allen Seiten empfängt und nach allen Seiten, gebrochen zwar und farbig, zurücksendet. Der gewöhnliche Musikfreund ist meist nur wie ein selbst schon gefärbtes Medium, das nur bestimmte Arten von Strahlen hindurchläßt: der eine ist empfänglicher für das Erhabene, der andere für das Liebliche, einer ist mehr für die Melodie um ihrer selbst willen und für das Volksmäßige, ein anderer mehr für das Charakteristische, Geistreich-Kunstvolle in Harmonie und Rhythmus. Der

Eine erblickt das Höchste im Gesang, in Chor und Oper, der Andere in der „absoluten" (instrumentalen) Musik; der Eine ist ein Bewunderer der rein persönlichen, edel-virtuosischen Leistung, dem Anderen steht vielleicht der Dirigent höher und die Wirkung des Ensembles. Das majestätische Ensemble des Orchesters und großer Massen fesselt Diesen, Jenen das intime der Kammermusik, des Soloquartetts. Der Eine steht mit seiner Lebensanschauung auf pessimistischem, der Andere auf optimistischem Grund und Boden, Jenen wird mehr nach Tiefe des Inhalts verlangen, möchte auch die Form weniger gut geprägt sein (wie bei Schumann, Brahms dem Symphoniker, und bei Wagner), der Andere will die lichte, scharfe, elegante Form nicht missen, möchte Einem dabei auch kühler um's Herz bleiben (wie bei Raff, Mendelssohn, Scarlatti); ein Dritter erkennt nur das Gleichgewicht zwischen Beidem an, wie es ihm bei Mozart und Beethoven begegnet. Der Eine will den Herzschlag der Gegenwart hören, die er vielleicht kaum bis Beethoven zurück datirt, und flucht lieber mit Berlioz, als er mit Palestrina betet, der Andere versetzt sich gern in den Geist vergangener Zeiten, in die Empfindung verschwundener Geschlechter, in ihre Tempel, ihre Gärten, ihre Salons und noch in ihre Dichter-Dachstübchen, wobei er noch einem Hummel und selbst Himmel liebend gerecht werden kann. Das hindert ihn wohl auch noch nicht, morgen wieder mit Beethoven prometheisch und revolutionär zu wettern und zu jauchzen.

Diese Fähigkeit aber, das Entzücken von gestern über dem ganz anderen von heut zu vergessen, über sich selbst hinaus zu sein, bis zur Universalität gesteigert, gehört zum Kritiker. Denn was wäre ein Kritiker, der, wenn er Bach hört, seinen Rossini vermißte, der in der Oper nach dem Oratorium seufzte, bei Brahms nach Mendelssohn riefe, bei Wagner nach Mozart, der sich im Tempel des einen Jahrhunderts nach dem Salon des anderen, oder im blühenden Garten sich nach dem Dachstübchen sehnte? Will man dies Absehen von der eigenen Vorliebe, die Fähigkeit, jeder Subjectivität eines Componisten wie eines ausführenden Künstlers liebend gerecht zu werden, „Objectivität" nennen, so wäre gegen diesen Sinn des viel mißbrauchten Wortes am Ende Nichts einzuwenden. „Ein Musiker muß Alles lieben" — dieses Wort des edlen Friedrich Kiel, das er zu seinen jungen Leuten sprach, gehört auch zu den mir Jahrzehnte hindurch typisch gebliebenen, wenn es auch etwas naiv war. Die Liebe merkt es auch, wenn sie nachher enttäuscht, betrogen wird und wird nicht „Alles dulden". Nur vermittelst jener Objectivität wird der Kritiker auch noch für die Qualität der Aufführung eines Werkes, dessen Gegner er aus noch so guten Gründen wäre, Interesse und Verständniß mitbringen und z. B. protestiren, wenn Wagners Werke nicht in Wagners Sinn und Geist gegeben werden. Suum cuique, und wäre es Leoncavallo, um nicht zu sagen Neßler.

Bedingt bleibt die Persönlichkeit des Kritikers auch so noch, und anderseits kann sie sich darum noch charakteristisch genug äußern: die

Kritik des einen gleicht mehr einem Lavastrom, (was besser ist als Brühe), die des anderen mehr dem Nordwind, (was auch besser ist als Läue) der Eine urtheilt mit der Gelassenheit des Alters, vielleicht schon in der Jugend, der Andere mit der Verve der Jugend, vielleicht noch in seinem Alter. Die Verschiedenheit in Bezug auf Weltanschauung, die bei dem Einen optimistisch, beim Anderen pessimistisch wäre, kann unter Kritikern gleichfalls obwalten. Wer will dem Allen in dieser bedingten Welt wehren?

Capitel VII.

Der Besuch des Künstlers vom Standpunkte der Höflichkeit betrachtet, et quaedam alia.

Die im Capitel III erörterten Rückwirkungen ungünstiger, wenn auch zutreffender Kritik auf den Kritiker lassen die Größe des Verstoßes erkennen, der in der Unterlassung des thunlichen Besuches liegt. Daß sie ein Verstoß sei, haben wir aus dem Sinn aller Höflichkeit und einem allgemein anerkannten Gebot derselben bereits festgestellt.

Es ist nach allem Vorhergehenden klar, daß der Ursprung jener Rückwirkungen, die dem freimüthigen Kritiker über die Gebühr das Amt und das Leben schwer machen, bei den Fehlern, Mängeln und Schwächen der Künstler liegt; denn nach der Gebühr und von Rechts wegen sollte der Kritiker keine weiteren ethischen Aufgaben vorfinden, als die *vor* der Gewinnung und Abgabe seines Urtheils liegen, d. h. die Abwehr der gröberen und der feineren Beeinflussung. Daß dieser letzteren durch den Besuch und die dabei entwickelte wirkliche oder gemachte Liebenswürdigkeit des Künstlers Gelegenheit gegeben werde, ist ein Schein, der schon dadurch aufgelöst wird, daß die Genugthuung, die dem Kritiker durch den Besuch des Künstlers gewährt wird, in Anbetracht der Größe der auf dem Kritiker ruhenden Last niemals mehr sein kann, als ein Gran gegen einen Centner. Allerdings in Sachen des Zartgefühls kann der Gran den Centner, kann ein Rosenblatt ein Bleigewicht aufwiegen, d. h. die Wage gleichstellen.

Niemand ist weniger berufen, als der Künstler selbst, zu den Lasten, die der Kritiker ohnehin der Künstler wegen und über die Gebühr zu tragen hat, auch nur einen Gran hinzuzulegen, wie es geschieht, wenn der Künstler den Kritiker vor Antritt der Leistung durch Unterlassung der Höflichkeit verletzt. Dann steht die Wage ungleich. Gewiß muß dann der Kritiker in Ermangelung des Rosenblattes das Gewicht der Pflicht in die andere Schale legen, damit die Wage wieder gleichstehe, d. h. damit seine Seele im Gleichgewicht sei, ehe er zu seiner Leistung antritt. Aber wenn der Künstler den Kritiker damit beim Wort nehmen will, daß der Kritiker

sich für eine vom Künstler ihm zugefügte Verletzung nicht in der Kritik rächen darf, so ist dies barbarisch, abgesehn davon, daß es thöricht ist.

Der Künstler kann auch gegen die Besuchspflicht nicht einwenden:

1) Ich pflege auf verdiente ungünstige Kritik eines Kritikers, den ich der Beachtung und der Achtung werth halte, nicht mit Angriffen auf seine Intelligenz und seinen Charakter zu reagiren —

denn er weiß nicht, ob eine ungünstige Kritik ihm verdient erscheinen wird, wenn sie es ist. Und wenn sie ihm nicht so erscheint, kann er für sich nicht stehen, daß er nicht thun werde, was in solchem Falle menschlich und unausbleiblich ist.

2) Für die Beschwerden und Nachtheile, die das Publicum oder meine Freunde ohne mein Wissen und Willen dem Kritiker verursachen, bin ich nicht verantwortlich.

Antwort: Es handelt sich hier nicht um persönliche, sondern um Obliegenheiten des Standes.

So wie Jeder die Ehre seines Standes genießt, gleichviel ob er ihm durch seine Leistungen besondere Ehre macht, so hat Jeder auch die Obliegenheiten seines Standes zu theilen, gleichviel ob er sich von dessen habituellen Schwächen oder von Mängeln seiner Leistung frei weiß oder glaubt, und wieviel Ehre er ihm macht. Insofern hat jeder Kritiker, von dem nicht erwiesen ist, daß er Achtung oder Beachtung nicht verdiene, principiell den Anspruch auf den Besuch des Künstlers aus der Höflichkeit, und die Unterlassung gilt als Kundgebung der Ansicht, daß der Kritiker in Person diesen Anspruch verscherzt habe. Denn quisque praesumitur bonus, donec probetur contrarium*). Ebenso aus Höflichkeit darf der Kritiker keinen Unterschied darin machen, welchen Künstler er empfangen wolle, es sei denn, daß einer als Mensch den Anspruch auf Achtung offenkundig verloren habe, und der Kritiker offen die Consequenz daraus dem Angemeldeten zu erkennen geben wolle.

Der Einwand

3) „Ich will den Kritiker gar nicht für mich einnehmen, er hat ja Nichts als meine Leistung zu beurtheilen",

ist auch nicht gültig; denn zunächst war die Frage, ob der Künstler dem Kritiker seine Leistung im Geringsten erschweren dürfe. Weiter kommt hierfür das in Betracht, was wir bei der Unterscheidung zwischen absoluter und angewandter Kritik erörtern werden.

Was würde man wohl von einem Kritiker denken, der dem Künstler auch nur das geringste Hinderniß seiner Unbefangenheit vor Antritt zu der Kunstleistung mit Wissen und Willen bereiten würde? (Dagewesen ist auch dies.)

---

*) Jeder wird für gut gehalten, bis das Gegentheil bewiesen ist.

Eines ist ohnehin, wodurch der Kritiker den meisten Künstlern, wenigstens von denen, die noch nicht auf der Höhe der Anerkennung stehen, beim Antritt zu ihrer Leistung beschwerlich fallen muß, und das ist seine Gegenwart.

Vom echten Künstler wird angenommen, daß ihn zu seiner Leistung der Drang nach Mittheilung treibt, in der Absicht und in der Hoffnung, seinen Zuhörern einen Genuß zu verschaffen. Diese Absicht wird durch den Wunsch, ihren Dank und ihre Anerkennung zu erwerben, nicht entwerthet. Dem Künstler ist also naturgemäß die Anwesenheit eines Zuhörers lästig, der ihm von vornherein nicht um zu genießen, sondern um zu urtheilen gegenübertritt. Das öffentliche Interesse, wodurch dieser Zuhörer bei einer öffentlichen Leistung gerechtfertigt ist, muß wohl die Vernunft des Künstlers, aber nicht sein Gefühl mit ihm versöhnen. Ich selbst wäre im Privatkreise zu keiner Kunstleistung zu bewegen, sobald ich wüßte, daß unter den Zuhörern einer wäre, der nicht hören, sondern horchen will, und von dem ich gar noch anzunehmen hätte, daß er mir, wenn ich vom Clavier aufstehe, ungebeten seine Meinung über meinen Vortrag sagen werde, er möchte dazu noch so competent sein. Die öffentliche Situation bewirkt nur, daß er sich gefallen lassen muß, öffentlich beurtheilt zu werden, zwar nicht sofort, aber doch gleichfalls so bald als möglich. Es kann nicht verlangt werden, daß ihm dies sympathisch, nicht einmal daß es ihm gleichgiltig sei. Das hängt von seiner Individualität, von der ihm gegebenen oder versagten Seelenstärke ab, und in sehr vielen Fällen hat die Gegenwart des „gefürchteten" Kritikers eben die Wirkung, den Künstler in seiner Leistung noch befangener zu machen, als er durch die Oeffentlichkeit, durch die Menge ihm persönlich fremder Menschen ohnehin schon ist.

Schon dies allein, daß der Kritiker nicht umhin kann, wissentlich den Druck der Oeffentlichkeit auf die Seele des Künstlers zu verstärken, verpflichtet ihn auf das Strengste dazu, mit seinem Willen nicht das Geringste noch hinzuzuthun. Der Besuch des Künstlers vorher giebt ihm übrigens Gelegenheit, dem Künstler erkennbar zu machen, daß er einem, wenn auch ernsten, so doch wohlwollenden Beurtheiler gegenüber komme, d. h. einem solchen, der sich *gern* von ihm in den genießenden Zuhörer verwandeln ließe. Dann kann es sich sogar ereignen, daß die Gegenwart des Kritikers nur seinen Ehrgeiz und damit seine Leistung steigert. Dann freilich hätte der Kritiker auch den Gran Belästigung gespart, den seine Gegenwart dem Künstler verursachen kann.

Was nun den Künstler betrifft, so gehe ich von einem Falle aus, in welchem Niemand bezweifeln würde, daß die Unterlassung des Besuches beim Kritiker diesen persönlich zu verletzen, ihm also die Ausübung seiner Pflicht der Unparteilichkeit sowohl bei Gewinnung als bei Abgabe des Urtheils erschweren würde. Es ist dies der Fall, in welchem ein Künstler sich zu dauernder eingreifender oder führender Wirksamkeit in der Stadt niederläßt, die der Wirkungskreis eines mit Recht geachteten Kritikers ist.

Es ist von selbst klar, daß in diesem Fall die Unterlassung des Besuches von Seiten des Künstlers einen Erweis der Geringschätzung des Kritikers im Gegensatz zu der öffentlichen Meinung über ihn ausdrücken würde.

Das Gleiche ist der Fall mit den an der Oper des Ortes wirksam werdenden Künstlern, wenn der Kritiker sich nicht, wie es vorkommt, ihre Besuche verbeten hat. Dies beruht auf übertriebenem Catonismus, oder auf dem Gefühl, bei persönlicher Begegnung den Künstler nicht von dem Wohlwollen überzeugen zu können, auf das er Anspruch hat, oder es beruht auf der Sucht, durch sultanische Unnahbarkeit sein Ansehen wohlfeil zu steigern, oder endlich auf Trägheit, oder auf allen diesen Motiven zusammen, so lange der Anspruch, den die Besuche der Opernmitglieder und anderer Künstler an Zeit machen, nicht die werktägliche Sprechstunde des Kritikers überschreitet, die er meist ohnehin in seinem anderweitigen Berufe zur Verfügung stellen muß, ohne daß sie deshalb von anderer Seite täglich consumirt wird.

Ich verbitte mir nur die Wiederholung des Besuches, wenn sie den Zweck hat, für eine günstige oder auch rühmende Kritik Dank abzustatten, weil dies zu der Annahme führt, als wäre eine solche Kritik ein Gunsterweis, der bei etwa bestehender begründeter oder auch unbegründeter persönlicher Antipathie ausbleiben würde, auch wenn eine günstige oder rühmende Kritik von dem Künstler verdient wäre.

Falls mir bekannt wird, daß ein Künstler sich zu Unrecht von mir ungünstig beurtheilt glaubt, so lasse ich ihn wohl zu mir bitten, weil nach meiner Meinung die menschliche Rede dazu da ist, daß man sich verständige. Es ist mir vorgekommen, daß ich den ein Vierteljahr hindurch gegen mich gehegten Groll eines Künstlers nach fünf Minuten zerstreut hatte. Er trat dann unbefangener zu seinen künftigen Leistungen an, hörte auch naturgemäß auf, mich zu verdächtigen, was er naturgemäß bis dahin gethan hatte.

Anderweitige Wiederholungen der Besuche von Opernmitgliedern fallen unter andere, hier später zu erörternde Gesichtspunkte. Ebenso anderweitige Begegnungen zwischen Künstler und Kritiker, bezüglich deren ich nur den Grundsatz unterschreibe, der bei Gelegenheit des Tappert'schen Processes ausgesprochen und gut ausgedrückt ward, daß „jede Art materiellen Verkehrs zwischen Kritiker und Künstler unstatthaft" sei — verständlich und selbstverständlich. Eigentlich gehört das freilich schon zu der schmutzigen Wäsche, die ich hier gar nicht mitwaschen will; ich habe Besseres zu thun.

Wenn nun in den heutigen Zuständen dennoch ganze Reihen von Fällen möglich sind, die auch den normalen Verkehr zwischen Künstler und Kritiker ausschließen, und damit der Unterlassung des Besuches alles Verletzende benehmen, so ist dieser Zustand doch, wie wir später sehen werden, keineswegs als der wünschenswertheste zu bezeichnen.

Wir sprachen bereits von der unsinnigen Ueberproduction an Concerten in den Weltstädten, die für den Kritiker allerdings eine Ueberschreitung des Etats von 60 Minuten täglich auf Künstlerbesuche herbeiführen kann, und von einem Modus möglicher Einschränkung jener Unsummen von vergeudeter Zeit, Kraft und Münze. Sagt man doch, ein Clavierspieler gebe in Berlin bei einem Concert einen Walzer von Chopin zu und fünfhundert Mark. Wirklich hält es dort manchmal schwer, nicht etwa Billets, sondern Freibillets unterzubringen: beneficia obtruduntur.

Für die Beurtheilung des Zustandes der Kritik wie der Kunst ist nun Gottlob nicht blos das maßgebend, was in den Hauptstädten, sondern ebensowohl und quantitativ noch mehr, was in der Provinz und selbst in kleinen Städten getrieben wird. Als ich 1878 von dem kleinen Hirschberg in Schlesien, das 13000 Einwohner hatte, nach Danzig kam, das damals 110000 hatte, war ich erstaunt, wie viel weniger und schlechter hier Musik gemacht wurde, als es dort möglich geworden war. Die Provinzialstädte sind insofern besser daran, als alles Unreife, das damit renommiren will, öffentlich aufgetreten zu sein, in Deutschland Berlin damit heimsucht.

Die reisenden Künstler nun, hervorragende und andere, nehmen sich zum Auftreten in Berlin wohl etwas mehr Zeit; in den Städten zweiter Größe verweilen sie höchstens 24 Stunden, in der Regel auch nur einen Dritteltag, auch noch weniger, bis zu vier Stunden zwischen Ankunft und Abfahrt. Auch wo die Zeit zum Besuch bei dem Künstler materiell noch da wäre, kann der Künstler durch das Bedürfniß, sich zu sammeln, namentlich vor einer großen Aufgabe, gerechtfertigt sein, z. B. wenn er den Evangelisten in der Matthäus-Passion zu singen hat. Ich selbst hasse an einem Tage, an dem ich concertiren soll, Nichts so sehr als die Straße. Ein Gesangskünstler, auch der einige Tage zum Gastspiel an der Oper verweilende Künstler, kann durch ungünstiges Klima oder Wetter entschuldigt sein. Ein paar Zeilen freundlicher Begrüßung an den Kritiker genügen in solchem Falle dem Gebot der Höflichkeit, und bleiben auch selten aus — sie sollten nur niemals die Bitte um eine „wohlwollende" Kritik enthalten, da die Annahme, der Kritiker sei zum Gegentheil geneigt, sicher nicht höflich ist. Die Zusendung der wortlosen Karte empfinde ich als noch verletzender denn die Unterlassung des thunlichen Besuches. Nicht die unbekannt bleibende Gesinnung, in welcher solche Sendung geschieht, entscheidet dabei, sondern das, was diese bedeuten kann, weil es sich dabei eben um die Form handelt. Ich habe nicht einmal Lust, zu erörtern, was die wortlose Karte bedeuten kann. Alle diese Formen haben ihre wirkliche und leicht zu analysirende Bedeutung; dem Künstler aber, der doch in seiner Kunst die Form verstehen und beherrschen soll, kleidet die Vernachlässigung der Form auch im Verkehr am wenigsten gut. Es ist nicht ohne tieferen Sinn, daß durch das Wort Tact sowohl in der Kunst als im Verkehr eine elementare Nothwendigkeit bezeichnet wird. In der

heutigen Gesellschaft ist freilich Dreiviertel-Tact schon viel, sie lebt lieber alla breve. Das vorige Jahrhundert hat sich besser darauf verstanden; die Zeit des Dampfrosses kennt das Allegretto, das Andante grazioso nicht mehr.

Bei den reisenden Virtuosen ist das Bedürfniß der Sammlung zu ihren hundertmal von Stadt zu Stadt wiederholten Productionen wohl nicht gar zu groß, aber die Kürze der Zeit, die sie dem Orte ihres Auftretens auf ihrer vom Agenten angeordneten Marschroute widmen können, fängt doch nachgerade an, auch im Verhältniß zu ihren künstlerischen Aufgaben unanständig zu werden, und nur gar zu oft tragen ihre Leistungen den Charakter der geschäftsmäßigen Erledigung. Bei Sarasate ging das neuerdings in Danzig bis zur Ungezogenheit, indem er auftrat und spielte, als wollte er sagen: „Was frage ich nach Danzig?“ Wer darnach nicht frägt, soll doch aus der Stadt seiner Geringschätzung wegbleiben, von der er Nichts will als ihr Geld. Es ist aber nicht mehr selten, daß selbst Sänger, die doch mit ihrer Stimme so viel fühlbarer als andere Künstler körperlich von ihrer Disposition abhängen, Abends um 6 Uhr auf dem Bahnhof nach zwölfstündiger oder selbst vierundzwanzigstündiger Eisenbahnfahrt eintreffen und um $7\frac{1}{2}$ Uhr auf dem Podium stehen, um die nicht unerhebliche Aufgabe eines Liederabends oder der Generalprobe zu einer großen Oratoriumpartie durchzuführen. Oder einer kommt auch wirklich schon Nachmittags um 2 Uhr an, dinirt und conversirt vortrefflich mit Bekannten, die sich glücklich schätzen u. s. w., fährt auch am schönen oder auch unschönen Herbstnachmittag an die See, die man z. B. in Danzig doch unmöglich ungesehen lassen kann, und holt sich einen Katarrh oder beeinträchtigt sonst fühlbar die Verfügung über seine Mittel, also über sein Können. Das Publicum hat sich dann für die hohen Preise und für das hohe Vertrauen, das es dem berühmten Herrn durch den ausverkauften Saal entgegenbrachte, damit abzufinden, daß der „theure“ Sangeskünstler in der ersten halben Stunde sich vorerst frei singen muß, was manchmal auch in der zweiten halben Stunde noch nicht ganz gelingen will, oder daß er gar bis zum letzten Liede, wie es in Danzig erst neuerdings vorgekommen ist, sich miserabel in Acht nehmen muß. Bis dahin hatte er denn allerdings das Problem gelöst, zu singen, als wäre er es nicht gewesen, der mit Recht Weltberühmte, der da sang, sondern irgend ein mittelguter Opernsänger. „Er“, d. h. seine künstlerische Persönlichkeit, die er dem Publicum schuldig war, erschien dann überraschend in dem letzten Liede. Das Publicum ist zwar in Folge seines Mangels an Urtheil und aus Respect für den berühmten Mann geduldig; es setzt aber eben doch voraus, daß es den Künstler, wie er *ist*, den Abend über vor sich habe. Ob es anständig ist, für *ein* Lied, auf das der mit dem Publicum abgeschlossene Contract zutrifft, ca. 1000 Mark aus einer Stadt wegzuschleppen? Der Weltberühmte würde in solchem Falle am Ende gern

das Concert noch absagen — aber der Agent? Der muß doch sein Geschäft machen! Grund genug!*)

Vollends unanständig wird die Sache, wenn man dem spät Gekommenen nicht nur dies, sondern auch noch die Eile anmerkt, nur ja möglichst bald wieder fortzukommen, damit er um 10 Uhr wieder auf der Bahn sitze. Diese Weisheit giebt sich dann in der nüchternen, dem Publicum und der Kritik mit Nichtachtung begegnenden Erledigung des Programmes zu erkennen. Dann schnell das schlecht verdiente Geld eingestrichen und fort! Oder das wird vorsichtig schon vorher besorgt, und der Solist, die Solistin in einem Oratorium, wie weihevoll es auch sei, steigt vor dessen Beendigung aus dem feierlich versammelten Chorus der Aufführenden in den Saal hernieder. Der Engel, der soeben noch trotz alledem „himmlisch" gesungen, klappt seine Flügel zusammen und steigt in die Droschke: der Vorstand des Chorvereins in der Person des maître de plaisir geleitet die Diva gehorsamst aus dem Saal hinaus, hinab. — „Hôtel du Nord!" — „Nehmen Sie unseren herzlichsten —" „Sehr liebenswürdig! — mon dieu! 9 Uhr!" Er crescendo „Auf Wiedersehen!" Droschkenschlag zu. Sie decrescendo „Auf Wiedersehen!" Der Wagen rollt schon. Ja, was würde der Agent auch sagen und die Leute hundert Meilen südwärts, wenn sie nicht morgen Abend wieder um 6 auf dem Bahnhof und um 7 im Saal stände! Da heißt's Marschordre pariren! Auch daß wichtige Arien, sonst immer gesungen, oder ein schönes Soloquartett auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege aus einem Oratorium weggelassen werden, kommt vor. Es thut ja Nichts zu der Sache, da es Nichts von der Sache thut, nämlich von den schönen Hundertmarkscheinen. Denn was man blau auf weiß *besitzt*, kann man getrost nach Hause fahren.

Was die Unterlassung jeglichen Verkehrs mit dem Kritiker da, wo Besuch oder Begrüßung als thunlich gelten kann, ausdrücken soll, ist niemals unzweideutig; sie ist daher immer unschön. Wo sie aber eine Geringschätzung aller Kritik oder dieses Kritikers in der That nicht ausdrücken soll, da drückt sie die für den Kritiker in Person selbstverständlich nicht verletzende Forderung aus, Alles, was der Künstler in seiner Leistung thut oder unterläßt, für den reinen Ausdruck seiner Persönlichkeit, seiner Auffassung zu nehmen, Alles sozusagen für baare Münze, für so gewollt, wie es war, und Nichts auf den Einfluß von Zufälligkeiten zu rechnen,

*) Natürlich sind dies nicht Erwägungen, die in einer Kunstkritik mitsprechen. Dagegen ist aber nicht unerlaubt, sie *hier* anzustellen.

Inzwischen hat in Danzig eine hochberühmte Sängerin im selben Jahre den dritten Fall von Mißhandlung einer vertrauensvollen Zuhörerschaft von ca. 800 Personen geschaffen, indem sie eine Arie im Ganzen sublim, aber schon mit unheimlich detonirenden einzelnen hohen Tönen, sämmtliche nachfolgenden Lieder aber erheblich zu tief sang, aus der Ursache, daß sie in den beiden Tagen vorher in zwei anderen Städten schon dem Concertgeschäft obgelegen hatte.

außer dem, was sich unverkennbar als dadurch verursacht offenbart. Daß es in einer Kunstleistung noch anderes minder Schöne geben kann, das nicht sofort als zufällig erkennbar ist, wird nicht bestritten werden. Der Künstler von wohlerworbenem Weltruf (es giebt auch schon gemachten Weltruf) mag annehmen, er sei aus Berichten, Beschreibungen und Portraits sowohl seiner Persönlichkeit als seiner Person nach bekannt genug, um die Unterscheidung des Gewollten vom Zufälligen in seiner Leistung zu sichern. Er mag auch annehmen, daß wenn die Kritik wirklich etwas Zufälliges in seiner Leistung mit Tadel als gewollt behandelt, ihm dies so wenig wie das, was ein Kritiker etwa mit zutreffendem Tadel beanstandet, von seinem Weltruf nehmen werde. Dieser Standpunkt ist aber nicht mehr sachlich, auch in der Besuchsfrage nicht. Principiell steht Niemand über der Kritik, sobald diese als auf der Höhe der Sache stehend anzuerkennen ist, denn auch der Beste ist dem Irrthum ausgesetzt und ist überdies nicht immer ganz er selbst. Er ist auch vielleicht nicht gesonnen, durch sein gänzlich stummes Verhalten gegen den Kritiker sich über die Kritik zu stellen, aber er unterläßt es damit, den Anschein dieser Thorheit zu vermeiden. Ich habe von Geigern mit begründetem und unbegründetem Weltruf Uebertragungen Chopin'scher Nocturnos gehört, bei denen einem Clavierspieler und Kenner Chopin'schen Geistes ganz schlecht werden konnte. Einen weltberühmten genialen Sänger habe ich einen ganzen Act lang fast um einen halben Ton zu tief singen hören — es war lustig anzuhören, wie er bei späterer Begegnung mir dies als von ihm gewollt, als in der Rolle begründet aufbinden wollte: es stimme so, meinte er, zu der tiefen Bosheit des im Stück von ihm dargestellten Charakters.

Aber wirklich über der Kritik, auch über der beachtungswerthen, steht der wahrhaft große Künstler in den Leistungen, in welchen er sich ganz erreicht oder gleichsam übertrifft. Die geniale und vollendete Kunstleistung ist der Quell aller wahren Kritik, für die ein allgemeiner, theoretischer Maßstab des Schönen oder des Kunstwerthes nicht construirt werden kann. Es ist vielmehr das Kriterium der Kritik, daß sie einen behaupteten Mangel auf einen nachweislichen Fehler zurückzuführen im Stande sei. Für solche giebt es auch über technische Fehler hinaus sichere Merkmale. Aber für den Kritiker giebt es nichts Schöneres, als wenn er nach fünf Minuten sich vergessen, der Genießende und dadurch mit Entzücken Lernende werden kann. Wie sollte ein „Aesthetiker" vermögen, den Typus eines Don Juan, des Figaro, der Norma, der Carmen oder Traviata giltig aufzustellen? Das kann eben nur die Kunst der d'Andrade, Prevosti, Moran-Olden. In solchem Falle steht die Kunst über der Kritik. Gentil ist es aber von großen Künstlern darum doch nicht, daraus persönliche Consequenzen gegen den achtungswerthen Kritiker zu ziehen, ihn principiell als unebenbürtig zu behandeln. Die ich hier nannte, thun dies auch nicht. Glücklicherweise ist ja nun auch der Besuch des Künstlers beim Kritiker nicht das einzige

Mittel des unter Umständen für Beide lehrreichen Verkehrs. Der Künstler muß eben nur die erste Hand dazu reichen. Kann es dem Künstler Etwas schaden, wenn er dem Kritiker durch Gewährung des Verkehrs mit ihm das Leben und den Beruf leichter macht? Welche Lichtblicke auf Monate hinaus sind mir auf der oft dornenvollen Bahn des Kritikers meine Gespräche mit der edlen Franceschina Prevosti gewesen! Auf alle Unkenrufe über solchen Verkehr erwidere ich nur mit dem Achselzucken, mit dem Molières Misanthrop ausruft: „Verhindern Sie die Welt, zu reden!" Wenn ich mich des honetten Verkehrs mit den Künstlern ganz enthielte, könnte ich die Welt ebenso wenig daran verhindern. Ein wenig großherzige unpersönliche Anschauungsweise für die Sache des Anderen genügt im persönlichen Verkehr unter vernünftigen und anständigen Menschen dazu, daß nicht der Künstler im Kritiker seinen natürlichen Feind, der Kritiker im Künstler blos sein Object erblicke, an dem er seine Weisheit zeigen will. An der höchsten Kunstleistung ist aber, wenigstens auf der Bühne, noch meistens Etwas, das an die zufällige Person des Künstlers nicht zum Vortheil der Sache erinnert.

Capitel VIII.

Absolute und angewandte Kritik nebst der resoluten.

Diese Untrennbarkeit der Persönlichkeit von der Person des Künstlers wie auch des Kritikers führt uns nun aber zu einer neuen Unterscheidung, die auch die Besuchsfrage über das Niveau nicht nur einer Klugheits-, sondern auch einer Höflichkeitsfrage erhebt — im Hinblick darauf habe ich ihr im Beginn dieser Schrift eine neue, sachliche Fassung gegeben.

Jene Unterscheidung ist die zwischen absoluter und angewandter Kritik, immer in der Voraussetzung, daß der echte Kritiker dem echten Künstler gegenüberstehe.

Außer diesen beiden Arten ist dann noch eine dritte möglich und unentbehrlich, die da Platz greift, wo der echte Kritiker der unechten Kunst, der seelenlosen Technik gegenübersteht, und das ist die resolute Kritik.

Die absolute Kritik urtheilt nur ex re et arte, die angewandte urtheilt daneben auch ex aequo et bono. Die absolute Kritik frägt nur: „wie war es?" Die angewandte frägt daneben: „wer war es?" wie konnte es (hier und heute) sein, und: „wo war es" auch in dem Sinne der Frage, was eine Kunstleistung, wenn sie auch nicht allen Anforderungen der Kunst entsprach, doch für diesen Ort noch werth sein konnte; — also sie frägt das quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando?

Die absolute Kritik verlangt nicht eine von der Persönlichkeit des Künstlers überhaupt losgelöste Leistung, sie frägt vielmehr nach einer durch die Persönlichkeit des Künstlers lediglich vortheilhaft beein-

flußten Leistung, nach einer künstlerischen Potenz, die sich mit Besiegung aller technischen und anderen aus der Person entspringenden oder ihr sonst begegnenden Schwierigkeiten frei äußere.

Die angewandte Kritik dagegen nimmt auch auf die Bedingungen Rücksicht, unter denen die Leistung erfolgt, auf die Person des Künstlers, auf die Schwierigkeit der Aufgabe, auf die bisherige Entwickelung, das Lebensalter, das Geschlecht, das Temperament des Künstlers. Sie spricht nicht, wie die höhere Instanz, die absolute Kritik, sprechen würde, giebt sich aber als angewandte Kritik ausdrücklich (eben durch Erwähnung jener Umstände) oder bei deren stiller Erwägung doch durch den Ton und die Form zu erkennen, so daß absehbar bleibt, wie die höhere Instanz sprechen würde. (C'est le ton qui fait la musique.)

Der eigentliche Platz der absoluten Kritik ist den Werken der Kunst gegenüber, nicht ihrer in Person bewirkten Ausführung. Viel seltner ist sie der Reproduction gegenüber. Vom Werke nimmt man an, daß es der reine, wohlüberlegte, vom Einfluß allen Zufalls freie Ausdruck der Persönlichkeit des Künstlers sei, weil der Urheber Zeit habe, alles Zufällige alles ihm nicht Erwünschte daraus zu entfernen. Gewiß wird der Kritiker, wenn er weiß, daß der Urheber noch ein jugendlich Strebender unter den Lebenden ist, den Ton der Kritik und ihre Fassung darnach einrichten, d. h. er wird selbst dem Werke gegenüber zur angewandten Kritik hinabsteigen.

Auch Größeren gegenüber wird die historische Gerechtigkeit Hand in Hand mit der absoluten Kritik zu gehen haben.

Nach allgemeiner Ansicht soll ein Urtheil richtig und gerecht sein.

Ist ein Urtheil allemal schon gerecht, wenn es richtig ist? Die angewandte Kunst-Kritik verneint diese Frage, ebenso wie der Richter sie verneint. Der muhamedanische Richter schreibt unter jedes Erkenntniß, während er ein nach seiner Meinung unrichtiges Erkenntniß doch überhaupt nicht unterschreiben würde: „El jodéa", „Gott weiß es" d. h. er weiß (allein, oder besser), ob es gerecht ist). Summum jus, summa injuria, drückt der Römer es aus. Im Original (bei Plautus) hieß es sogar summum jus summa malitia. (Büchner, Geflüg. W.)

Dem Kunstrichter können die Bedingungen der Gerechtigkeit seines Urtheils in manchen Fällen entgehen, aber so unerforschlich wie das, was der fromme Islamit meint, sind sie doch nicht. Doch wage ich zu behaupten, daß die angewandte Kritik, jene ganz seltenen Fälle ausgenommen, in denen die vollkommene Ueberwindung des Ich, des Heute, des Hier durch die Persönlichkeit gelingt, das natürliche Correlat und sogar Correctiv der absoluten Kritik ist.

Capitel IX.

Die Möglichkeit der Kritik an Werken der Tonkunst. Quellen oberhalb des Fachs.

Aber wie bewältigt nun der musikalische Kunstrichter die Schwierigkeit, richtig und gerecht zu urtheilen? Wie ist Kritik überhaupt, sei es absolute sei es angewandte, über Werke der Tonkunst und über deren Vortrag möglich?

Nehmen wir also an, ein Urtheil sei in Form, Farbe, Fassung von der Persönlichkeit seines Urhebers nur vortheilhaft beeinflußt, gerade wie dies von der Kunstleistung gefordert wird, es lasse also in Bezug auf Geist, Stil, Charakteristik Nichts zu wünschen übrig. Geben wir auch in Bezug auf den Inhalt zu, Unfehlbarkeit sei ein unvernünftiges Verlangen, schon weil es dem Beurtheiler eines Urtheils jeder Zeit zurückgegeben werden kann, so bleibt doch die Frage, wie ein zutreffendes Urtheil über musikalische Dinge zu Stande kommen könne, wenn es doch nun einmal an einem allgemein anerkannten Gesetzbuch fehlt, das analog dem des Richters oder etwa der Grammatik einer Sprache deutlich bestimmt, welche Harmonieen oder Rhythmen, welche Art Melodik oder Contrapunkt, und welche Formen des Aufbaues in den Grenzen der Verständlichkeit oder Schönheit verwendbar seien, oder wie weit ein Vortrag Tact, Tempo, Tonstärke frei oder streng behandeln dürfe, u. s. f.

Die Kritik im eigentlichen Sinne fängt da an, wo zwei Meinungen über ein Object möglich sind. Ihr Wortsinn ist Scheidung, Sonderung, nämlich des Guten vom minder Guten oder Schlechten, hört also auf, wo entweder des Schlechten oder des Guten zu viel geschehen ist, als daß zwei Meinungen darüber vorhanden oder möglich wären.

Von einer Leistung, deren Fehler gegen die Regeln der Kunst (abgesehen von „Gesetzen") zu zahlreich und Allen oder den Meisten offenbar sind, sagt man, sie sei „unter der Kritik". Ueber der Kritik steht zwar Niemand mit allen seinen Leistungen, denn der Beste bleibt sich nicht immer gleich, aber es kommen Leistungen vor, über deren hohe oder restlose Vollendung Niemand im Zweifel ist oder sein könnte. Vollendeten Werken der Tonkunst gegenüber kommt die Einsicht, daß sie es sind, oft spät — so spät, daß zweifelhafte Neuerungen darauf hin Credit verlangen — vollendete Leistungen reproductiver Kunst haben auf den Beifall selten oder nie zu warten und stehen in der That über der Kritik, insofern diese an ihnen lernt.

Da stehen wir denn für die reproductive Kunst schon an einem Quell der Kritik, der, wenn auch nicht aus Gesetzen, aber in der Erfahrung fließt. Wir kommen darauf zurück.

Die Quellen der Kritik von Werken der Tonkunst liegen über das Fach hinaus im Wissen um die Natur des Menschen, in der Psychologie,

im folgerichtigen Denken, in der freien, von keinem System beengten Vernunft, in der Geschichte und der bewährten Tradition. Es ist nicht nöthig, daß wir mit der Berufung auf die Tradition der freien eigen gearteten Entwickelung eines Schaffenden Fesseln anlegen, aber wir müssen uns doch erinnern dürfen, daß die großen Genien vor uns nicht umsonst „nach der Vollendung reinen Höhen" gestrebt haben.

Also auch hier ein Stück Erfahrung, das uns auf dem Gebiet der Tonkunst selbst zu Hilfe kommt. Was als Quell der Kritik über die Kunst selbst hinaus liegt, ist auch gesammelte Erfahrung, nicht Metaphysik oder luftige „Aesthetik von oben".

Weiter hinab ist aber das Fach und seine Regeln als Hilfsmittel der Kritik nicht zu verachten, und an Etwas, wie eine Grammatik es ist, fehlt es da nicht so sehr, weder in Bezug auf productive, noch auf reproductive Kunst. Auch Grammatik aber ist gesammelte und geprüfte Erfahrung.

Die Kritik muß bestrebt sein und kann verpflichtet werden, jeden behaupteten Mangel auf einen nachweisbaren Fehler zurückzuführen, mögen die Mittel des Nachweises im Fach und seinem Buchstaben, oder höher hinauf liegen. Je weiter der Mangel höherer Art außer Zweifel gestellt werden kann, desto mehr wird der Nachweis dem eines Fehlers gleich kommen.

Wie hoch man nun auch über das Wesen der Kunst denke, so wird doch Niemand bestreiten, daß die Werke der Tonkunst wie die jeder anderen zum Genuß, zur zeitweiligen Erlösung vom Leben, vom Sollen und vom Müssen, und nicht zum Studium, als einer Arbeit bestimmt sind. Wenn wir Kunstwerke früherer Jahrhunderte heut „studiren" müssen, um sie zu „verstehen", so liegt das daran, daß sie ihrer natürlichen ersten Umgebung entrückt sind, in der Niemand sie zu studiren brauchte, und die Empfindungen des Zeitalters ihrem Ausdruck entgegen kamen.

Man könnte dagegen auf die allegorische und symbolische Malerei des Rubens und anderer Meister des 16. Jahrhunderts hinweisen, welche überall die Kenntniß römischer, griechischer, neu- und besonders alttestamentarischer Mythologie und Historie, natürlich in entstellender Vorstellungsweise, gleichsam im Costüm jener Zeit voraussetzten, um verstanden zu werden. Es ist aber auch klar, daß in diesen Gemälden und stilverwandten Bildwerken eine Abirrung von den natürlichen Zielen der Kunst liegt. Freilich, bei denen, für die sie malten, den Fürsten und Reichen ihrer Zeit, durften jene Meister die zeitgemäßen Kenntnisse und Vorstellungen jederzeit voraussetzen, so daß *ihnen* müheloser Genuß thatsächlich doch zu Theil ward. Doch blieb jene Malerei die Kunst einer Kaste, und die Deutung der allegorischen Bilder war ein *außerhalb ihrer malerischen* Wirkung liegendes zeitlich beliebtes Spiel — je weiter diese Liebhaberei und die ihr dienenden Kenntnisse und Vorstellungen schwanden, desto mehr beschränkte die Bedeutung jener Bilder und Bildwerke sich auf die für den

Kunstliebhaber, die historische und technische, sie wurden in den Bildergalerien gleichsam lebend begraben. Immer aber betraf das Studium, oder die Schwierigkeit des Verstehens nicht die rein malerische Erscheinung im Bilde: da fehlte es nicht an Schönheit der reich gegliederten Composition wie der einzelnen Gestalten, nicht an deutlicher Perspective, an Harmonie der Farbenwirkungen, nicht an innerer Einheit.

Anders, wenn ich ein rein musikalisches Werk auch in rein musikalischer Beziehung erst studiren soll, um es zu verstehen, um es genießen zu können.

Ein einfachstes Beispiel von Unverständlichkeit, die keineswegs am Zuhörer liegt, ist jene Stelle in der Faust-Musik von Schumann, an der er von drei melodischen Stimmen drei Texte zugleich singen läßt; er überbot damit die Stelle im Finale von Beethovens IX. Symphonie, an der zwei Texte zugleich gesungen werden. Auch diese versteht schon kein Mensch, weil die Zumuthung gegen die menschliche Natur ist, insofern als Niemand zwei paar Ohren oder zwei Gehirne hat. Das Experiment wurzelt im schlechtesten deutschen Mysticismus.

Ohnehin sind die Werke jeder anderen Kunst durch sich selbst in höherem Grade verständlich, als die der Musik. Erstens hat der Zuhörer das ganze Werk erst mit dem letzten Ton vor sich, also in dem Augenblick, wo er es schon nicht mehr vor sich, sondern nur noch in der mehr oder weniger deutlichen Erinnerung gegenwärtig hat.

Zweitens sind die Wirkungsmittel der Musik in viel geringerem Grade sinnlich. Von der Natur gegeben sind ihr eigentlich nur der Klang in seiner Specialisirung durch das Material (Metall, Holz, Saite, Stimme), der Unterschied von Höhe und Tiefe und der von Stärke und Schwäche der Töne; sodann — freilich schon relativ — der Dreiklang als Dur oder Moll. Selbst der Ton ist in unserem Tonsystem schon geistig, insofern seine Function in der Harmonie immer erst durch Rückschluß erkannt wird, (z. B. ob ich ces ges, oder ces fis, c dis fis, oder his dis fis ꝛc. gehört habe, die identisch klingen und von Natur, d. h. akustisch weit verschieden sind). Jener elementaren Unterschiede bemächtigt sich dann sofort die musikalische Symbolik. An der Bewegung der Musik in der Zeit ist auch Nichts elementar und von der Natur gegeben, als die gerade Zahl oder die ungerade, im Metrum, insofern sie charakteristisch verschieden wirken. Der Rhythmus ist zwar auch ein Urelement der Musik, beruht aber mit Ausnahme etwa der elementarsten Tanzrhythmen auf einer den Ton bereits voraussetzenden Nachbildung der Naturerscheinung, der klingenden wie der stummen, in ihren charakteristischen Bewegungs- d. h. Kraftäußerungsformen, und da er auf dem Vergleichen von Zeitwerthen beruht, ist er an sich in der Kunst ein geistiges Element. Die ganze weitere Ausbildung jener natürlichen Symbolik beruht in viel höherem Grade auf Entwickelung durch den Geist, auf Tradition, d. h. erblicher Convention, setzt also den cultivirten,

für das Verständniß dieser Kunst vorgebildeten Menschen ebenso viel stärker voraus, als die anderen Künste mit ihren viel unmittelbarer wirkenden Mitteln (Farbe, Wort, Stein, Licht und Schatten) es thun.

Die Musik ist also ganz und gar nicht die „am unmittelbarsten", sondern offenbar die am mittelbarsten, am meisten nur symbolisch wirkende Kunst — drei Viertel der verkündeten Empfänglichkeit für sie sind erlogen, soweit es ihre edleren Werke betrifft.

Die anderen, insbesondere die modernste Oper, zum Theil auch schon die Symphonie fallen eben darum zurück in die elementaren Massen- und Klangreizwirkungen, die nicht auf Geist und Gemüth, sondern auf die Nerven ergehen, d. h. in die Wirkungen, die von der Musik Wagners in seinen Wagnerischesten Opern übrig bleiben, wenn man ihre beabsichtigte Symbolik nicht versteht. Sie zu verstehen aber hat er selbst, befangen in dem durch Schopenhauer noch einmal heraufbeschworenen Mysticismus, selbst unmöglich gemacht. Dagegen beweist Bayreuth, von dem die deutsche Nation sich übrigens evident abgekehrt hat, so viel wie gar Nichts.

Der Musiker handelt eben wahnbefangen unvernünftig und bringt kein wohlgeformtes verständliches Kunstwerk mehr hervor, der zu den unvermeidlichen Schwierigkeiten des Verstehens und der starken Bedingtheit der Wirkungen der Musik noch so viele Schwierigkeiten und Bedingungen hinzufügt, daß dadurch als Zuhörer nicht nur übernormal befähigte, sondern anders organisirte Menschen oder Wesen, als wir sind, erfordert würden.

Müßte denn aber nicht der, der dergleichen Werke hervorbringt, selbst ein solches Wesen, oder vielmehr die Menschenmöglichkeit des Verstehens dadurch bewiesen sein? — Nein, denn der Componist hat Monate, auch Jahre lang Zeit, die Schwierigkeiten für das Verständniß zu häufen, von denen für ihn keine einzeln existirt. Der Zuhörer soll sie im Zuhören bewältigen, nud dafür giebt es Grenzen in der menschlichen Natur, die auch durch das Studium eines an sich selbst unverständlichen, allzu formlosen oder allzu complicirten Werkes nachweislich nicht überwunden werden können, geschweige denn, wenn das Werk Beides zugleich ist. Jenes einfachste Beispiel bei Schumann beweist das schon: Einer kann vorher die drei Texte und ihre Melodien auswendig gelernt haben, (so daß z. B. Undeutlichkeit der Aussprache seitens der Sänger, die meistens auch noch hinzukommt, für ihn unschädlich würde), so wird er an dieser Stelle doch niemals mehr als ihre musikalische Gesammtwirkung und niemals das vom Componisten Gewollte, nämlich ihren mehr als zwiespältigen Inhalt verstehen.

Daß der beste Musiker unter Umständen von der besten Symphonie erst bei zweiter, vielleicht dritter Aufführung ihre volle Wirkung an sich erfährt, beweist allerdings nicht, daß das Werk darum auch mangelhaft construirt sein müßte. Das Wiederhören corrigirt dann nur die Verschiedenheit seiner Disposition zum Zuhören und unwillkürliche Ungleichheiten seiner Aufmerksamkeit. Wohl aber beweist es die starke Bedingtheit der

Wirkungen jedes größeren Werkes der Tonkunst. Im Schauspiel ist die Bedingtheit der Wirkung schon nicht halb so groß; vor sonst einwandfreien Werken der Malerei, der Plastik und der Baukunst wird sie durch die Gegenwart des Kunstwerkes im Raum ohne allen Vergleich geringer.

Capitel X.

Beispiel Wagners.

Das Wagnerische System der Leitmotive, mit deren Vor-Andeutung, erstem eindringlicheren Erscheinen, Wiederholungen, Umbildungen, Verknüpfungen durch die vier Dramen des Nibelungenringes hin und mit nicht seltener Beziehung auf Personen und Gegenstände, die zur Zeit nicht auf der Bühne sind, oder auch auf bloße Ideen, ist eine nachweisliche Ueberbürdung des Gedächtnisses, zumal mitten in der Thätigkeit so vieler anderer Seelenkräfte, die dieses Werk in Anspruch nimmt.

Nachweislich ist auch, daß das Verstehen der Leitmotive in ihrer mannigfachen Anwendung, selbst wenn das Gedächtniß etwa in Folge von Studium (an der Hand eines der bekannten „Führer") und von Uebung den verlangten Dienst beim Zuhören leistet, lediglich auf dem Wege der Ideen-Association erfolgt, also nicht durch das Verstehen der Musik, sondern dessen, was sie in jedem der Motive von 1—4 Tacten bedeuten soll, z. B. der Ring, das Schwert, der Tarnhelm, Wotans Speer, Hundings gekränktes Eherecht, die Götterdämmerung, die erlösende Weltenthat, Brünhildens Liebe, ihr Erwachen u. s. f.

Solcher Motive mit theils engerem, theils weiterem Wirkungsbereich (der kleinste umfaßt noch etwa die Dauer eines Sonatensatzes) giebt es in Wagners Nibelungenring nicht etwa einige neunzig, die die Führer angeben, sondern so viele, wie es Tage im Jahre giebt. Abzurechnen wären einzeln nur die mit einer Situation eintretenden, in ihr permanent wiederholten, dann erlöschenden Begleitmotive.

Das System der Leitmotive erfordert also zu seinem Verständniß, d. h. wenn man fähig werden soll, die Motive, falls man ihrer im Gewoge der Symphonie inne wird, jedes auf sein gegenwärtiges oder abwesendes Object (Person, Gegenstand, Idee) erinnerungs- (oder auch ahnungs-) weise zu beziehen, ein fleißiges, gleichsam philologisches Studium, und schon quantitativ ein viel eingehenderes als in der Regel angenommen wird. Qualitativ kommt hinzu, daß man äußerlich behalten muß: diese abwärts gehende Tonleiter bedeutet Wotans Schwert, diese in einander geschlungenen Terzen den Ring, dieser von den Hundingsaccorden entnommene, gebrochene Rhythmus bedeutet sein gekränktes Eherecht, diese Fanfare das Rheingold, diese Siegfrieds Schwert und so in die Hunderte: während Klänge, Harmonieen, Rhythmen der Motive doch nicht mehr als einen Aehnlichkeits-

anhalt, eine Möglichkeit der Ideenassociation ex post ermöglichen, so ausdrucksvoll sie jedes einzeln auch sind.

Der Deutsche hat den alten Fehler, die Tiefe und Bedeutsamkeit eines Gegenstandes nach der Mühe zu messen, die es macht, ihn zu verstehen, und so konnte es Wagner leicht gelingen, diesen Avertir-Apparat in einem mystischen Licht erscheinen zu lassen, als wäre er des Hans Heiling sich selbst umwendendes Buch mit dem von selbst zauberisch wirksam werdenden Zeichen „von Nostradamus' eig'ner Hand". Schopenhauers, des letzten faustischen Philosophen tiefsinniger Wahn von der metaphysischen Bedeutsamkeit „der Musik" mußte Wagnern dazu dienen: sie sprach ja das Innerste der Dinge aus, und gelänge es nur, in Worte zu übersetzen, was die Musik in Tönen sagt, so wäre, meinte Schopenhauer, und glaubte Wagner, das Räthsel der Welt ausgesprochen. (Schade nur, daß der dazu Befähigte gar nicht vorfände, was „die Musik" heißen könnte, sondern immer nur Musikstücke, die er übersetzen müßte.) So würden auch die Leitmotive den Zuhörer über das Innerste der Personen und Vorgänge auf der Bühne, das versprach und dachte sich Wagner, „hellsehend" machen: in der musikalischen Ekstase würden statt durch den complicirten, mühevollen Gedächtniß- und Verständnißvorgang, die Beziehungen jener musikalischen Symbole (Leitmotive genannt) auf ihre Dinge sich von selbst, durch die metaphysische Gewalt der Musik vollziehen.

Aber es sind schon mehr Könige in Unterhosen vor dem Volk einhergezogen, ohne es zu wissen. Er bleibt ein König, auch in Unterhosen, — wohl! in magnis voluisse sat est. Aber man soll uns die Unterhosen nicht für einen Königsmantel verkaufen. Es ist und bleibt das Gedächtniß, das den Laufdienst hin und her zwischen jenen Symbolen verrichten soll, und doch nicht Raum genug dazu hat, weil die Distancen zwischen den Wiederholungen zu groß und die Kreuzungen mit anderen Wiederholungen und Umbildungen von Symbolen, die Sprünge rückwärts über sie hinweg zu mannigfach sind und auf dem Papier gelesen schon Studium kosten. Die Ekstase aber thut Nichts so schnell, als das Bewußtsein, das dazu erforderlich ist, zu verdunkeln. Also die lebendige Aufführung und die geniale Ausdruckskraft der einzelnen Symbole macht diesen Botendienst des Gedächtnisses nicht leichter, es versagt ihn nothwendig zum größeren Theile.

Und einzig und allein nach dem, was der Zuhörer in der lebendigen Aufführung an sich erführe, sollte, das hat Wagner je und je auf das Stärkste betont, sein Werk beurtheilt werden. Wenn es nach ihm ging, waren alle jene „Führer" u. dergl. gar nicht nöthig, sie waren ihm unheimlich, weil durch sie unwillkürlich die Schwierigkeit, die unmusikalische, aufgedeckt wurde, wenn auch bei Weitem nicht ganz. Gerade am wenigsten in der feierlichen, glänzenden Aufführung selbst vermag das Gedächtniß, dessen Dienst an sich als alltäglich empfunden wird, das Verlangte zu leisten.

Denn was bringt in der Aufführung sonst noch Alles auf den Zuhörer, den Menschen ein! Es ist nicht menschenmöglich, den Wagnerischen Dramen von „Tristan und Isolde" ab mit einer Alles umfassenden Aufmerksamkeit zu folgen. Von den Künsten, die hier angeblich zu einer Einheit verbunden sind: Scene, Action, Gesang, Drama, Symphonie werden je nach dem Reiz und der Kräftigkeit ihrer Wirkung immer je eine oder einige die Aufmerksamkeit verbrauchen, möge es nun an der dramatischen Situation selbst oder an der Individualität des Zuhörers liegen. Die wunderbare Scenerie mit ihren malerischen und plastischen Wirkungen, die berauschende Instrumentation, das Gewebe der Leitmotive, der tiefsinnige, aber auch dunkle Ideengang des Werkes, oder einzeln elementar packende Auftritte, die Action eines genialen Schauspielers, die Stimme einer herrlichen Sängerin fesseln abwechselnd den Zuhörer, und eine Möglichkeit, das Ganze in der vom Dichter und Componisten gewollten Art zu verfolgen, zu verstehen, ist nicht vorhanden. Mit anderen Worten dasselbe gesagt: Das Werk ist kein Ganzes, es ist eine Reihe, ein Strom mit tausend bunten interessanten bedeutungsvollen Einzelheiten, darunter auch musikalisch schöne, gewaltige Scenen, wie Wotans Abschied von Brunhild.

Dem System der Leitmotive ward das oberste von Wagner selbst auf's Höchste betonte und für seine Werke behauptete Princip der Verständlichkeit der Organisation geopfert.

Der übrig bleibenden sinnlichen Wirkung bemächtigte sich zuerst Mascagni als Nachahmer jenes Effusionsstiles — mit einem Male sahen die Zuhörer sich von allen Zumuthungen des Musik-„Verständnisses" befreit, keinerlei „Führer" war mehr nöthig; auch auf der Bühne selbst wurden sie weder von Göttern, noch sonst etwas Göttlichem, und nicht von dunkler Sage und noblen Ideen incommodirt; die blödeste Realität, die gemeine Leidenschaft ließen, übrigens mit demselben Sujet des Vorbeiheirathens und des Divorçons, nur viel „verständlicher", ihr Geschrei ertönen — ecco, man athmete auf, man hatte es leichter, nicht nur als bei Wagner, nein, sogar auch leichter als in der alten Oper, wo doch die Auffassung der musikalischen Formen immer noch einige geistige Thätigkeit erforderte, man brauchte sich nur in den heißen Strom hineinzustürzen, in die barbarische Formlosigkeit, die, ohne es zu ahnen und zu wollen, kein Geringerer als Wagner sanctionirt hatte. Ein Intermezzo von elender Erfindung ließ man sich als „Form" noch gefallen. Die Erinnerung an Vergas vom Standpunkt des Realismus geniales Werkchen, so schnöde es im Operntext verhunzt und zum Krüppel geschlagen war, kam hinzu, und jetzt wundert man sich, daß jener Mascagni keinen zweiten Erfolg dieser Art zu erringen vermochte! Schon die Sujets seiner neuen Opern waren zu anständig, zu leidenschaftslos und vertrugen die sinnlose Effusion in der Musik nicht mehr; die Dummheit der Textbücher fand auch keine Stütze, kein täuschendes Relief mehr — und nun thut man so, als wär's ein Goethe, von dem das blöde Publicum immer von

Neuem einen Werther, ein Grillparzer, von dem es noch zehnmal „Die Ahnfrau“ verlangte. Aber Mascagni ist ja „Großkreuz“ 2c. geworden.

Wie Wagner sich und Andere darüber täuschen mochte, daß er selbst am wenigsten möglich machte, was er am stärksten vom Kunstwerk verlangte und versprach: müheloſen Genuß beim Anhören und Anschauen einer guten Aufführung, das ist ein psychologisches Problem, das uns hier zu weit führen würde. So „mühelos“, wie er ihn versprach, nämlich so, daß der Zuhörer eigentlich nur passiv sich einer methaphsischen Kraft hinzugeben, zu unterwerfen gehabt hätte, braucht der Zuhörer nicht gedacht zu werden. Was Wagner wollte, ist Unterwerfung — aber den Menschen, auf den Wagners Dramen in Wagners Sinn voll einwirken könnten, giebt es nicht. Oder er würde sich nicht unterwerfen, würde als ein Uebermensch nicht so passiv sein wollen. Ob es bei dem Inhalt dieser Dramen zu wünschen wäre, ist eine andere Frage.

Den Effusionsstil wollte Wagner dann damit rechtfertigen, daß er den Schein der Improvisation in einem Werke der Tonkunst für das Höchste erklärte.

Das ist aber wieder falsche Psychologie. Dieses Ideal gehört gerade dahin, von wo er es entnahm, nämlich in die reproductive Kunst. Er berichtet, daß der Vortrag der Schröder-Devrient es ihm aufgeschlossen habe.

Für den vortragenden Künstler giebt es freilich kein höheres Lob, als daß er geschienen habe, das Werk im Vortrage zu erfinden. Er hat auch weiter Nichts zu thun, als das geordnet gegebene mit Leben zu erfüllen.

Die Ordnung aber in einer Sonate, einer Symphonie ist immer das Werk der Ueberlegung, und das Wesen der Production besteht in der gegenseitigen Durchdringung von Begeisterung und Besinnung, im Gleichgewicht von Erfindung und Ausführung. Ein großes Werk, das diesen Stempel trüge, eine Symphonie, innerlich zu improvisiren und es dann blos aus dem Gedächtniß gleichsam abzuschreiben, ist nicht menschenmöglich, und wenn das Wunder Mozart es mit der Ouverlüre zum Don Juan und anderen großen Tonstücken vermochte, so ist das eben das Wunder, daß ihm die Ordnung, der Organismus des Werkes schon mit aufgegangen war.

Indem Wagner in seiner Opern-Production jenes falsche Ideal realisirte, d. h. vermittelst der durchgeführten Leitmotiv-Symbolik, zerstört er eben die Form, bis auf die wenigen Stücke in seinen Opern, durch welche sie eigentlich berühmt geworden sind. Auch hierin war er ein grandios irrender Faustus: „Du hast sie zerschlagen, die schöne Welt.“ Nicht Mephisto sagt es, es sagen und klagen es die Engel.

Ebenso ist Wagner ein Beispiel der gänzlichen Absage an die Tradition.

Als er sich den Schein gab, von Beethoven und dessen IX ter Symphonie auszugehen, bewies er nur zu deutlich, daß er in Wirklichkeit den Zu-

sammenhang mit der Tradition zerrissen hatte; denn die Deutung, die er den Beethoven'schen Worten „Freunde, nicht diese Töne" gab, ist eine durchaus künstliche mystische Erweiterung und Verschiebung des Sinnes, den sie an Ort und Stelle haben, sofern ihnen überhaupt ein klarer Sinn abzugewinnen ist.

Und wenn er sich dort das Vorbild nahm, so hatte er es schlecht gewählt, denn die IX. Symphonie wird überschätzt. Dazu hat Wagner selbst wesentlich beigetragen.

Capitel XI.

Erweiterung der Grenzen der Kritik aus dem Text durch H. Riemann.

Wir verdanken Riemann, nach den verdienstlichen, aber vergeblichen Versuchen der Bülow und Klindworth, nebst Koehler, Scholz, Th. Kullak, Bischoff die erste deutliche und methodisch zuverlässige, auf wissenschaftlicher Basis beruhende und daher maßgebliche Bezeichnung der Phrasirung musikalischer Texte, gegen deren Princip sich heut nur noch Ignoranz, Trägheit und Dünkel erheben können.

Die Bezeichnung des Periodenbaues durch Zahlen hat Riemann überhaupt erst eingeführt. Einzelne Anwendungen der von Riemann entdeckten Principien und Typen mögen noch sub iudice sein, so wie z. B. Ebenezer Prout in London das Vorkommen schlicht-sechstactiger Perioden behauptet, während Riemann die achttactige Periode für das überall zu Grunde liegende Schema erklärt. Aber die Giltigkeit und Nützlichkeit der Riemann'schen Methode ist nach den 19 Jahren ihres Bestehens nicht mehr zu bestreiten.

Das natürliche Vorurtheil, es würde die Phantasie und die Individualität des Vortragenden dadurch unbillig oder unstatthaft eingeschränkt, habe ich in meinen Schriften: „Die Zukunft des musikalischen Vortrages" und „Die Freiheit des musikalischen Vortrages" hinreichend widerlegt, ohne irgendwo einen sachlichen Angriff seitdem erfahren zu haben, wiewohl ich in manchen Beispielen (bis 1884) noch fehlgegriffen habe. Ich habe *bewiesen*, daß die künstlerisch mögliche und wünschenswerthe Verschiedenheit, die persönliche Freiheit des Vortrages erst jenseit der Grenze beginnt, auf der verschieden begabte Künstler über die Phrasirung und den Periodenbau eines Stückes völlig einverstanden wären, so wie daß vor Riemann nichts Obligatorisches bezüglich Phrasirung und Periodisirung in der *Bezeichnung* von Notentexten erreicht war.

Gerade die Befreiung des künstlerischen Gefühles von der Ungewißheit, ob Etwas, das der Musiker im Widerspruch zu einer vorhandenen Textbezeichnung oder bei Abwesenheit einer solchen als innerlich-nothwendig empfand, nicht doch etwa nur in seiner subjectiven Auffassung liege, ist

die Folge der Aneignung der Riemann'schen Bezeichnungen, die in ihrer Begründung auf den objectiven Sachverhalt dem Künstler das Geahnte zur Gewißheit machen, und oft das nicht einmal mehr Geahnte erschließen.

So wird diese Lehre gerade zu einem Prüfstein des wahren Talentes, der berechtigten Freiheit, die sich nicht in willkürlicher Verschiebung von Phrasen- und Periodengrenzen, sondern in dem Undefinirbaren offenbart, das überhaupt nicht geschrieben werden kann.

Eben darum wird der Riemannisch gebildete Musiker keinen Vortrag so entschieden ablehnen, als einen, der den Anschein hätte, dociren zu wollen, wie phrasirt werden solle — ein Anschein, von dem Bülows Vortrag zeitweise nicht frei war.

Aus demselben Grunde kann auch ein Riemannisch gebildeter Kritiker *nicht* zum Aufpasser hinabsinken, darüber, ob auch „Riemannisch" phrasirt werde. In unseren Augen ist die Freiheit der Persönlichkeit vom Gelernten nicht mit dem beliebigen Gegensatz zum Erlernbaren gleichbedeutend; aber auch uns ist jene innere Freiheit Bedingung künstlerischen Werthes des Vortrages, ebenso wie auf tieferer Stufe die Beherrschung der Spieltechnik im Dienste des Ausdruckes gefordert wird.

Es ist psychologisch auch unmöglich, sich während des Hörens die Vorstellung davon zu bilden, wie dasselbe Stück von Fall zu Fall Riemannisch phrasirt lauten würde, falls man das Gegentheil davon wahrzunehmen glaubt.

Wer in diesen Sätzen einen Widerspruch mit der Ueberzeugung von der Giltigkeit der Riemann'schen Zeichen und Lehren erblickt, der hat eben gar keine Erfahrung davon, weder wie es beim Vortrage ohne Noten, im Unterschied zum Studium nach Noten, in der Seele des echten Künstlers, noch wie es beim Zuhören in der Seele des echten Kritikers zugeht.

Das Talent allein verbürgt beim Künstler nach den mehrhundertjährigen Irrthümern der Lehrer freilich noch nicht überall die objectiv richtige Phrasirung, die in Riemanns Subjectivität ihren Grund *nur insofern* hat, als er im Laufe dieser Jahrhunderte der Erste war, der sich dem Auffinden einer Methode zur Feststellung des *objectiven* Sachverhalts im Notentext *gewachsen* gezeigt hat. Im Uebrigen gilt uns aber der Grundsatz: je mehr Talent vorhanden ist, desto mehr stellt objectiv richtige Phrasirung sich ein, soweit es ohne Wissenschaft und Bewußtsein heut überhaupt möglich ist. Besser ist bewußtes Wollen als Vorstufe des genial-persönlichen Vortrages immer, und die genialsten Künstler haben das Fehlen der wissenschaftlichen Vorbedingungen dazu gerade in elementaren Dingen bedauert. (Rubinstein, Berlioz, Bülow.)

Die Folge der Beschäftigung mit den Riemannischen Lehren ist beim Kritiker nur eine erhöhte Verfeinerung und Empfindlichkeit des musikalischen Geschmackes und allerdings, *wenn es zur Demonstration am Notenbeispiel käme*, eine bedeutende Erweiterung der Möglichkeit,

das, was ein anderer musikalisch veranlagter Kritiker dunkel als Mangel empfindet, deutlich als Fehler, als Verstoß gegen den Buchstaben zu bezeichnen.

Zur Möglichkeit des Nachweises am Notenbeispiel fehlt der Kritik in der Tagespresse einerseits das Phonogramm des beurtheilten Vortrages, andererseits die Möglichkeit, Notenbeispiele anzubringen, wie es in der Fachpresse möglich wäre, angenommen, daß die Darstellung des Fehlers im Notenbeispiel als ehrlich und zutreffend angenommen würde.

Wer die hier behauptete Verfeinerung des Geschmackes durch die Riemann'sche Metrik und Rhythmik als eine Verbildung des Geschmackes hinstellen wollte, der hätte die Last, die Hinfälligkeit dieser Lehren zu beweisen. Mit ihrer Ableitung aus einem subjectiven Geschmack, wie mit der Folgerung, daß sie, ihre Richtigkeit zugegeben, doch den Geschmack des Künstlers tyranniſiren, wird er kein Glück haben. Er müßte also schon versuchen, zu zeigen, daß und wo die Resultate falsch sind. Das ist aber bis jetzt auch noch Keinem gelungen. Es ist übrigens sogar zu bedauern, daß nicht mehr Angriffe gewagt werden.*)

Wenn alles plausibel Erscheinende darum schon ebenso richtig wäre, dann dürfte allerdings kein Kritiker sich die Riemann'schen Lehren aneignen, weil er nothwendig gegen diejenigen Künstler ungerecht würde, die sich nicht zu ihnen bekennen. Das Bekenntniß, auch selbst das theoretische Verständniß ist übrigens noch keine Bürgschaft für die Fähigkeit, diese Lehren im Vortrage ohne Nachtheil zu befolgen, ihre Resultate mit innerer Freiheit zu realisiren. Bis zu einem gewissen Grade ist Letzteres möglich, ohne daß man sie kennt; ganz würde das nur dem absolut genialen Autodidakten gelingen, dessen Vortrag dann als Quell oder als Erweis der Phrasirungslehre zu gelten hätte. Thatsächlich verdankt Riemann dem stark analytischen Vortrage H. v. Bülows zwar nicht die Auffindung seiner Lehre, denn diese verdankt er seinem Genie, aber doch die wesentliche Anregung dazu.

Capitel XIII.

Hilfsmittel der Kritik über den Geist des Vortrags.

Zur Beantwortung der Frage, wie weit der Vortrag einer Composition ihrem Geiste entsprochen hatte, bleibt dem Kritiker die eigene Versenkung in den Geist eines Componisten oder der einzelnen Composition nebst den biographischen nnd allgemein-historischen Beihilfen, von denen insbesondere die letzteren nicht zu unterschätzen sind. In einem erkennbaren Verhältniß steht Bach zum protestantischen deutschen Christenthum, speciell zum Pietismus des vorigen Jahrhunderts, Mozart zur feinen vorrevolutionären Gesellschaft, Beethoven zum Ideenkreis der französischen Revolution und zur

*) Wie außerordentlich schwach der von Fr. Kullak neuerdings versuchte Angriff ausgefallen ist, wird bald gezeigt werden.

Sentimentalität seiner Zeit in ihren edleren Zügen, Chopin zum Polenthum und dem Frankreich der Julirevolution, Schumann zur deutschen Romantik, Brahms zu allem Tragischen und Pathetischen der Neuzeit 2c. Der Spieler, der Dirigent würde nicht mit Unrecht behaupten, daß er sich nur an seinen Text zu halten habe. Wenn aber aus seinem Vortrage von Werken jener Meister gar Nichts aus den Gedanken- und Gefühlskreisen ihrer Zeit spricht, so hat der Künstler seinen Text eben nicht ergründet, also auch dessen Buchstaben nicht verstanden. Unter dem Text kann nicht die bloße Notenfolge verstanden werden, wie eine Spieluhr sie etwa hervorbringen würde, wenn man sie sich etwa so weit verbessert denkt, daß sie p. u. f., cresc. und descresc. nach Vorschrift mechanisch hervorzubringen vermöchte, sondern es gehört dazu alles nach den Regeln der Harmonielehre, der Formen- und der Compositionslehre unmittelbar aus dem Buchstaben, aus der Notenfolge für den Vortrag zu Entnehmende. Die wörtlichen Vorschriften des Componisten im Text gehören zum Buchstaben eines Werkes doch auch nur, weil sie durch den Notentext innerlich nothwendig sind, also auch, wenn sie nicht daständen, aus ihm müßten abgeleitet werden können. Friedrich Kiel, dem alles Renommiren fremd war, machte sich anheischig, bei Beethoven in einer Abschrift, die nur die Noten enthielte, jedes Vortragszeichen einzutragen, wie Beethoven es geschrieben habe.

Als Frau Carreño in Danzig das G-dur-Rondo von Beethoven so unerträglich nüchtern spielte, nach dem Verlegenheits-Ideal des sogenannten objectiven oder auch „keuschen", „abgeklärten" Vortrages, fühlte ich zunächst nur, daß sie keine Ahnung von dem zart und edel sentimentalen Charakter des Stückes und seinem historischen Milieu habe, und sprach mich in der Kritik des betreffenden Concertes (1897) in diesem Sinne aus. Die Versündigung gegen den Buchstaben und Alles, was unmittelbar aus dem Text hervorgeht, wäre ihr ungeachtet der vollkommenen Genauigkeit in der Wiedergabe des Notenbestandes schon an der geflissentlichen Enthaltung vom cresc. und decresc. und an dem schnurgeraden Ablauf des Tempos leicht nachzuweisen gewesen. Um dessen sicher zu sein, hätte ich, mit Beethovens Geiste und dem seiner Zeit nicht unbekannt, dieses Rondo zu kennen noch nicht einmal nöthig gehabt.

Und als Herr Kronke hier um dieselbe Zeit den ersten schmerzensmüden Theil des F-moll-Nocturnes von Chopin in totaler Verkennung seines Geistes wie einen rohen Marsch entschlossen abspielte, hätte ich das Recht gehabt, im Namen Chopins zu protestiren, selbst wenn ich zufällig dieses Nocturne nicht gekannt hätte. Denn ohne die rücksichtsloseste Mißhandlung des Textes, die nota bene auch bei vollkommener Notentreue möglich ist, konnte Chopin niemals etwas so brutal-Triviales geschrieben haben. Eben so gewiß paßte die pedantische Kälte und Vorsichtelei, die das Gepräge des Vortrages des Herrn Kronke war, nicht zu Liszt, als Herr Kronke dessen XII. Ungarische Rhapsodie spielte. Ohne gerade diese

Rhapsodie zu können, hätte ich wissen können, daß dieses Spiel weder ungarisch noch rhapsodisch war. Die auftactige Ausführung der kurzen Vorschläge in den ersten acht Tacten und ebenso daselbst das lächerlich ängstliche Abknicken der Arpeggi mit kurzer Pause vor dem sie abschließenden Accord (um diesen sicherer zu greifen!) stellte den Verstoß gegen den Buchstaben und gegen bekannteste Regeln der Ausführung schon in den ersten 4 Tacten außer allen Zweifel.

Eine bewußte Anwendung historischen Wissens ist es allerdings doch nicht, daß der Kritiker in solchen Fällen gegen den Künstler entscheidet. Man könnte auf seinen Zustand, sein Wollen während des Hörens wohl das Wort anwenden „Gefühl ist Alles", und die Kritik ist nur der Niederschlag aus der Erinnerung an das Gehörte und das dabei Empfundene (oft genug: Erlittene) bei dem Bestreben, es in Worte umzusetzen, also vermittelst des Denkens.

Aber dieses Gefühl ist bei dem erfahrenen und musikalisch begabten Kritiker doch erst aus so viel selbst Erfahrenem, bewußt Beobachtetem zu Stande gekommen, daß er sich darauf verlassen darf, auch wenn es im Augenblick zunächst nur unbewußt auf einen Vortrag ablehnend reagirt, und es hat darum noch nicht jeder Laie das Recht, die Kritik als subjectiv und darum unzuverlässig zu bemängeln und ihr seine eigene werthe Meinung als „gleichberechtigt" entgegenzusetzen. Die Freiheit, eine andere Meinung zu haben und zu äußern, verwechseln diese guten Tapferen mit der Fähigkeit, sich ein besseres Urtheil zu bilden. Denn meinten sie nur ein ebenso gutes, so könnten sie ja das des Kritikers eben darum ohne Einwendung gelten lassen.

Andererseits verbirgt sich aber wirklich viel Unberufenheit hinter der Schwierigkeit, ein Urtheil über musikalische Leistungen zu controliren.

Jeder gewissenhafte Kritiker wird seine Litteraturkenntniß möglichst zu bereichern suchen, um auch von Autoren, die er im Ganzen kennt, nicht einem ihm unbekannten Werke zu begegnen, oder gar dem ihm unbekannten Werk eines ihm unbekannten Autors, und gegebenen Falls wird er ein ihm neues Werk sich vor der Aufführung zu verschaffen suchen. Vom „Evangelimann" braucht man freilich vorher nicht mehr zu kennen, als den erbärmlichen Text und drei Seiten vom Clavierauszug, um zu wissen, weß Geistes Kind man vor sich hat, und auch die Ausführung beurtheilen zu können, die fast nur noch gegen den Buchstaben und die Technik verstoßen kann, da vom „Geist" des Werkes nur in einem sehr üblen Sinne die Rede sein könnte.

Jedes Tonstück, dem ein Text zu Grunde liegt, — Lied, Cantate, Oratorium, Oper — macht es dem Kritiker in Bezug auf den Geist der Ausführung sehr viel leichter, bietet ihm viel mehr sichere Anhaltspunkte und Merkmale, als ein Instrumentalwerk. Das bedarf keiner weiteren Erörterung.

Das Nachlesen des Textes im Clavierauszug oder der Partitur bietet dem Kritiker eine besondere Sicherheit bezüglich technischer Verstöße, schwächt aber die Empfänglichkeit für den Geist der Aufführung und ihre Vorzüge. In ersterer Beziehung macht die Aussprache des Textes besonders in einem Stück für den Chor eine Ausnahme, da man das Wort immer verstehen wird, wenn man es während des Singens liest. Aber Chöre, die so deutlich aussprächen, daß man nicht nöthig hätte, den Worttext zu kennen oder mitzulesen, giebt es überhaupt nicht.

Darnach gäbe es eine primitive Wirkung von Chorwerken auf den Hörer rein als Menschen überhaupt nicht? da man den „Menschen" sich doch nicht als lesend denkt. Wenn dem so ist, kann ich gewiß nichts dafür. Die Schwäche der Oper liegt auch in diesem Punkte, denn die Sänger, die ohne Weiteres die Worte verständlich singen, sind schon kein Viertel aller Sänger, und vollends Ausnahmen sind die, die nicht auf Kosten des Tones verständlich singen. Auch hierin zeigt sich die starke Bedingtheit des musikalischen Kunstgenusses trotz aller mystischen Verherrlichungen der Musik im Vergleich zur Sicherheit der Wirkungen anderer Künste.

Ich resümire: das aufgeführte Werk gilt uns als der freie, vom Zufall, vom Ungewollten, von der Person unabhängige Ausdruck einer Persönlichkeit (wobei wir hier von den Werken absehen, die den Stempel der auf Effect, Ruhm, Gewinn gerichteten Absicht ihrer Urheber an sich tragen.) Erfolgen soll und kann die Wirkung jener idealen Persönlichkeit einzig und allein durch den Ausführenden, als selbst einer Persönlichkeit, die gleichfalls von der zufälligen Person unabhängig geworden sein soll, sei es der Dirigent, der dann auch noch die ausführenden Organe beherrschen soll, sei es der einzelne Künstler, oder ein Ensemble von solchen, die in eine seelische Einheit aufgegangen sein sollen. Sie soll erfolgen wiederum auf eine Persönlichkeit, und wenn man sich dabei den common hearer denkt, so kann Einem die Wirkung des besten Werkes in der besten Ausführung wahrlich oft recht zweifelhaft werden — man weiß ja, *was* heut „wirkt": das bombastisch-Pathetische, *scheinbar* Großartige, brutal Erschütternde, *und* das *ganz* Kleine, Lieder einen Abend über, und diese sind ihrer Wirkung niemals sicherer, als wenn sie in den Bereich eng persönlicher Empfindung, nämlich der Geschlechtstriebe und der Kinderstube hinabsteigen, von wo sich die Wirkung ungefähr absehen läßt, die heut eine Symphonie, eine Sonate, noch so gut ausgeführt, bei den Meisten hervorruft. Unter den Hörern soll der Kritiker die Persönlichkeit sein, die mit möglichst viel Nutzen für die anderen Hörer und für die ausführenden Künstler über Werth und Wirkung der Ausführung, oft auch des Werkes in kurzer Frist berichten soll, in der Tagespresse in kürzester Frist, — ich halte diese Frist für unanständig kurz, wenn zwischen Leistung und Kritik nicht wenigstens die Distanz liegt, die man zu ausreichendem Schlaf braucht. Die Anforderungen an Unabhängigkeit vom Ich, von Tag

und Stunde sind an Keinen größer, als die an ihn, den Kritiker oder Berichterstatter, gestellt werden. Die Person ist aber doch alle Mal der Träger der Persönlichkeit.

Capitel XIV.

Sachlicher Werth der Begegnung zwischen Künstler und Kritiker vor der Kritik.

Und nun sollte es das einzig Richtige, Vernünftige oder gar Zulässige sein, daß Beide, der Künstler und der der Achtung und Beachtung werthe Kritiker einander auch nicht eine Viertel- oder halbe Stunde näher träten? Zwischen Leistung und Kritik mag es seine Bedenken haben. Ich verkehre mit den Künstlern in dieser Zeit nur in zwei Fällen: der eine ist, wenn es ihm gelungen war, mich ganz in den Genießenden, also auch Lernenden zu verwandeln, so daß ich außer der Freude am achtungsvollen Verkehr mit ihm hoffen kann, mir etwa auch noch weiteres Eindringen in sein Wesen und seine künstlerischen Absichten zu verschaffen, das mich in der Würdigung seiner Leistung fördern könnte. Der andere Fall ist, wenn ich seine Gesinnung als hinreichend unpersönlich und großartig kenne, um mich mit ihm freiherzig über das unterhalten zu können, was von höheren akademischen Gesichtspunkten aus mir in Bezug auf den Geist seiner Leistung oder einzelner Theile derselben zu wünschen übrig blieb, wobei es sehr wohl vorkommen kann, daß ich ihm gegen mich Recht gebe, oder meine Ansicht modificire.

Den Bericht dann demgemäß zu erstatten, scheint mir Sache der einfachsten Gerechtigkeit zu sein. Gewinne ich durch die Ehrlichkeit und das Vertrauen des Künstlers bei dieser Gelegenheit eine weitere Einsicht in eine Schwäche seiner Leistung, betreffe sie den Geist oder den Buchstaben des vorgetragenen Werkes, so ist es ebenfalls Sache der Loyalität, davon ebenso wenig Gebrauch für die Kritik zu machen, wie wenn andere Personen zu mir zutreffend ungünstige Bemerkungen über die Leistung des Künstlers äußern, deren Anlaß meiner eigenen Wahrnehmung entgangen ist. Daß ich solche Bemerkungen in der Rückschau als zutreffend erkenne, ist nicht ausgeschlossen; aber mehr Ungünstiges, als mir aus der eigenen Wahrnehmung oder Erinnerung gegenwärtig ist, berichte ich grundsätzlich nicht. Den Zwang erlege ich mir nicht auf, dem Gespräch mit Personen, denen ich ein Urtheil zutraue, zwischen dem letzten Ton und der ersten Zeile aus dem Wege zu gehen; was ich dabei über meine Beobachtung hinaus an Lob als zutreffend erkennen kann, lasse ich nicht ungenützt. Dies hier nebenbei.

Daß die Besuchsfrage hier das Thema war, hindert mich nicht, die anderweitige Begegnung mit dem Künstler, sofern sie sich in der Zeit vor der Kritik ereignet, gleichfalls in Betracht zu ziehen. Wie man sieht, kann

die Kritik durch die Begegnung mit dem Künstler, auf die beiden genannten Fälle eingeschränkt, an Wahrheit gewinnen, auch schon so lange sie absolute Kritik bleibt.

Endlich der vielverschrieene Besuch selbst: auch er ist nicht blos für die angewandte Kritik von Bedeutung. Ein Kritiker müßte doch gar kein Gefühl für den Unterschied zwischen Persönlichkeiten haben, wenn Nichts an der Person ihm eine ungewöhnliche Begabung und die Art derselben verrathen sollte. Der Einwand, er solle dies ja eben aus der Leistung erkennen, kann hier nicht gelten, denn auch der Kritiker ist keine Maschine, die man blos einzustellen brauchte, damit sie mit einem richtigen Urtheil reagire. Der Stolz in dieser Beziehung, der absolute Glaube des Kritikers an sich selbst ist gar nicht angebracht. Wenn Andere mit Unrecht ein unfehlbares Urtheil von ihm verlangen, oder sein Urtheil mit Unrecht blos deshalb ablehnen, daß Niemand unfehlbar sei, so ist darum doch wahr, daß Niemand unfehlbar ist, daß ein wahres Kunsturtheil eine ungewöhnlich schwierige und verantwortliche Sache ist, und dem Kritiker darum jedes Mittel willkommen sein muß, das ihn in der Gewinnung eines richtigen Urtheils fördern kann.

Der Eindruck, den der Künstler in Person macht, ist stets der stille Hintergrund, auf dem seine Leistung sich abhebt. Der Künstler kann bei tiefinnerer Aneignung eines Kunstwerkes, einer Bühnenpartie zu einem Bilde dann gelangt sein, das sehr wohl vor der Kritik bestehen kann, wenn es auch *das* Bild nicht ist, das der Kritiker sich davon gemacht hat: hat er den Künstler nicht in Person kennen gelernt, so wird es sicher länger dauern, ehe er gewahr wird, daß die Auffassung, nach der der Künstler vorträgt, ihr Recht für sich hat, wenn es nicht gar dabei bleibt, daß der Kritiker *Nichts* gewahr wird, als die Abweichung von *seinem* Bilde, und die Auffassung des Künstlers hernach mit Unrecht als im Ganzen oder in einzelnen Theilen verfehlt tadelt. Ich erinnere mich hier an zwei bedeutende Momente aus meinen Lehrjahren bei H. v. Bülow. Ich war ein junger Mensch, ein demüthiger stud. theol., und mochte ein halbes Jahr bei ihm Unterricht gehabt haben. Ich sollte Beethoven's D-moll-Sonate, die ich bei ihm studirt hatte, in der Philharmonie meiner Vaterstadt spielen. In der letzten Lection vorher sagte Bülow mit großartigem künstlerischen Gerechtigkeitssinn zu mir: „Schließlich müssen Sie die Serenade so spielen, wie *Sie* sie empfinden." Ob mein Kritiker in Potsdam sich dabei beschieden und nicht vielmehr weit besser gewußt hat, wie man diese Sonate spielen müsse, als Bülow und ich zusammengenommen? Später in einer Lehrstunde sagte er zu E. Flügel, als der Chopins Bolero spielte: „Sie spielen das anders als ich, aber so, wie Sie es spielen, ist es Etwas."

Das war echte, großherzige, selbstlose Kritik, die noch den Untergeordneten in seiner Persönlichkeit, seiner Individualität respectirte. Es

ist doch sehr fraglich, wie weit von Kritikern, auch von solchen, die in Betracht kommen, diese Art Gerechtigkeit geübt wird. Ueberdies hat der Kritiker doch bei jeder größeren Leistung eines überhaupt sich als fleißig und begabt erweisenden Künstlers zu sagen, daß dieser Künstler sie sich in längerer Beschäftigung und Vertiefung so gestaltet hat, mag sie auch mit dem Bilde, das der Kritiker von ihr mitbringt — etwa vom Don Juan oder von der Appassionata — nicht übereinstimmen: er, der Kritiker kennt diese Gestalten vielleicht sogar nur aus verglichenen Reproductionen, und mit der Energie und Hingebung, wie der redliche und, ich wiederhole, begabte Künstler *kann* der Kritiker sich gar nicht in alle die Aufgaben vertieft haben, deren Ausführung etwa auch nur im Laufe eines Monats ihm begegnet — ja, wir streifen hier abermals die Grenze, an der wir uns zu der Frage versucht fühlen: „Ist musikalische Kritik überhaupt möglich?" z. B. wenn Monaten der Beschäftigung des Künstlers mit seiner Wiedergabe eines Werkes nur die Minuten des Hörens, des wiederholten oder gar des erstmaligen Hörens auf Seite des Kritikers gegenüberstehen? Selbst von der gesteigerten Beschäftigung des Kritikers mit einem Werke, einer Opernpartie könnte mag befürchten, daß er desto unempfänglicher für die Auffassung geworden sein könne, die sie durch eine andere Persönlichkeit erfährt. Es ist mir, glücklichenweise ohne daß ich meinen Eindruck öffentlich wiederzugeben hatte, begegnet, daß ich einem Vortrage der Sonate As-dur op. 110 von Beethoven durch Bülow, im ersten Satze absolut nicht zu folgen vermochte, weil ich mir von ihr eine durchaus andere Vorstellung gemacht hatte und Bülow's Vortrag mich darum fortwährend abstieß. Unter diesen Umständen *muß* dem Kritiker pflichtgemäß *jedes* Mittel erwünscht sein, das ihm auch nur *eine Minute* bei dem Bestreben erspart, in der Würdigung einer ihm selbst möglicherweise heterogenen Persönlichkeit, während sie sich in einer bestimmten Leistung eines Künstlers ausspricht, auf den rechten Weg zu kommen.

Wie oft wird die Carmen der Prevosti verurtheilt worden sein, blos weil es nicht die vulkanisch glühende der Moran-Olden, oder gar weil sie nicht das commune Geschöpf war, das die Rothhauser aus ihr macht? Es kann allerdings auch so kommen, daß Einer mit Beethovens Cis-moll-Sonate verurtheilt wird, blos weil er Rubinstein's *Fehler* darin nicht macht und der Herr Kritiker sie nur aus dem Concertsaal kennt —

Minuten bedeuten in einem Tonstück, das wir hören, das Hundertfache von dem, was sie im Leben bedeuten; ersichtlich ist dies z. B. daran, daß aus einer Symphonie, die in gutgewähltem Tempo 55 Minuten dauert, durchweg eine Caricatur wird, wenn man sie in 48 Minuten abspielt, die Vertheilung des Fehlers auf alle vier Sätze vorausgesetzt. Die Bekanntschaft mit dem Künstler erleichtert aber Jedem, der ein wenig Psycholog und Menschenkenner ist, die Erkenntniß, daß dieser Künstler dieser Gestalt diese Grundfarbe geben, diese oder jene Seite an ihr hervorkehren mußte.

Es können ohne die Bekanntschaft mit ihm ein paar Minuten mehr vergehen, ehe der Kritiker den Künstler begreift, oder der Kritiker kann bei lebhaftem Temperament, bei starker eigener Individualität, schon in den ersten Minuten ein Vorurtheil gegen eine ihm zunächst fremdartig erscheinende Wiedergabe fassen und gar nicht mehr darauf kommen, daß er einer berechtigten Auffassung gegenüber ist, die sich zu der seinigen vielleicht sogar wie die Berichtigung zum Irrthum verhält. Nehmen wir an, was doch unter verständigen Menschen nur natürlich ist, daß der Künstler bei seinem Besuch sich über das Wesen seiner Aufgabe ausgesprochen habe, wozu schon ein paar Worte genügen können, so bleibt der Kritiker, er sei denn ein eingebildeter Narr, schon gewiß vor einem Mißgriff bewahrt.

Und wenn der Fall selten ist, daß der erfahrene Kritiker zum Genießenden, zum Lernenden werden kann, so sind mir in zehn Jahren doch eine erhebliche Anzahl interessanter und hochbegabter Persönlichkeiten auf verschiedenen Gebieten vorgekommen — nur auf dem Gebiet des Clavierspiels unter den Lebenden, Moritz Rosenthal cum grano salis ausgenommen, keine. Verdenkt man es mir, daß ich diese Kunst in den Liebling, Grünfeld, Niemann, Dreyschock, Kleeberg, Kronke für ästhetisch gänzlich heruntergekommen erachte?

Es giebt aber sehr viel einfachere Fälle, in denen der Kritiker, wiederum noch für die absolute Kritik, durch den Besuch des Künstlers vor einer Befangenheit bewahrt werden kann, wobei ich, wie gesagt, mir den Kritiker als auch einen Menschen, nur meist allzumenschlich denke.

Eine bildschöne Sängerin tritt auf — ist es ein Wunder, wenn der Kritiker, von dem man doch annimmt, daß er ein Freund des Schönen, in jeder, also auch in dieser Gestalt ist — zunächst davon geblendet wird, falls nicht etwa der Gesang sofort als mittelmäßig erkennbar ist? Hat der Kritiker diese Schönheit vorher kennen gelernt, so ist dieser Pfeil verschossen. Wenn zwischen Besuch und Leistung dieses Moment möglicher Voreingenommenheit nicht überwunden ist, dann freilich verdient der Kritiker diesen Namen überhaupt nicht. Es ist sehr leicht, diesen Fall in's Lächerliche zu ziehen. Darum ist es aber doch wahr, daß die schönen Augen und die schöne Figur einer Frau im Concert leicht mitsingen und dies einer neutralen Kritik zunächst im Wege ist — vom Laienurtheil in diesem Falle gar nicht erst zu reden.

Oder eine sehr häßliche Person tritt auf. Im Concertsaal braucht man nicht hinzusehen — freilich das bloße Bewußtsein, wegsehen zu müssen, z. B. von einem Munde, der ein Abgrund scheint, weil er schwarze Zähne hat, ist schon störend und muß auch im Concertsaal erst überwunden werden, was natürlich kürzere Zeit dauert, wenn man die Person schon kennen gelernt hat.

Vielleicht hat bei der Begegnung ein liebenswürdiger und unterrichteter Geist aus ihr gesprochen, der den Nachtheil der Erscheinung vor der Leistung

schon ganz überwunden hatte! Nur mit schwarzen Zähnen sollte man doch nicht singen, wenn man nicht gerade eine Moran-Olden ist.

Wie aber auf der Bühne, wo, wenn nicht immer Schönheit, doch die Abwesenheit störender Häßlichkeit vorausgesetzt wird und zur Sache gehört? Es bleibt ja das Recht der Kritik, die Häßlichkeit in civiler Form als Mangel zu notiren, aber die Würdigung der persönlichen wie der (noch möglichen) mimischen Leistung einer häßlichen Sängerin ist dem Kritiker menschlicher Weise doch ohne Frage erschwert, wenn er sich in dem Falle der Ueberraschung durch die Häßlichkeit des Künstlers, den er ansehen muß, befindet: der Ausgleich damit, auch wenn die Leistung ihn sehr erleichtert, dauert dann länger. Aber auch der Eindruck der ersten Viertelstunde verleidet dem Kritiker das Ganze bis zum Unrecht, besonders wenn die mimische und die gesangliche Leistuug nicht gerade überwältigend schön waren. Ob der Künstler den Kritiker besuchen soll, ist hier nicht mehr unsere Frage, sondern ob es die Bedingungen zu einer zutreffenden Kritik verbessert oder nicht, wenn er ihn besucht. Ohne Frage erspart der Besuch mehr oder weniger dem Kritiker den Schrecken, den man von Häßlichkeit da empfindet, wo Schönheit eine sachlich natürliche Voraussetzung war. Wenigstens die Ueberraschung fällt doch weg. Auch kann der Fall eintreten, daß die Sängerin sich durch schlechtes Schminken noch häßlicher gemacht hat, als sie ist. Die Kritik wird ihr dann wenigstens nicht generaliter den heut wahrgenommenen Grad von Häßlichkeit zuschreiben — ohne persönliche Bekanntschaft diesen Unterschied wahrzunehmen, werden die Wenigsten vermögen.

Wie Franc-Prevosti mit ihren an sinnlicher Schönheit und Fülle geringen Mitteln die Carmen giebt, ohne auf „angewandte Kritik" Anspruch zu machen, ist wunderbar genug. Es beweist aber auch, daß Schönheit und körperlicher Reiz an Carmen nicht durchaus nothwendig sind, so angenehm und wünschenswerth sie sein mögen: in der That herrscht Carmen in Bizets Oper über ihre Umgebung nicht durch ihre Schönheit, sondern durch die Ueberlegenheit ihres Willens und ihres Geistes: Eigenschaften, die beide der weiblichen Schönheit nicht einmal durchaus dienlich sind. Eine Person, die eine mittelmäßige Sängerin oder Darstellerin oder gar Beides wäre, dürfte allerdings nicht so aussehen wie die Prevosti — was sie übrigens in Bezug auf den geistigen Ausdruck auch wiederum nicht könnte.

Gewiß giebt es auch Partien, für die die absolute Kritik Schönheit in Antlitz und Wuchs, passende Gestalt, geistvolles Spiel, geschulten und ausdrucksvollen Gesang zugleich verlangen kann — auf wieviel Bühnen, selbst Hofbühnen, können denn diese Forderungen auch nur für die Hauptpartien jederzeit erfüllt werden? Wenn z. B. eine jugendliche Sängerin eine hinreichende Anzahl der soeben genannten Vorzüge in sich vereinigt, so ist es doch besser, wenn eine Provinzialbühne eine Norma, eine Carmen, eine Elsa in einer zwar nicht vollendeten, aber doch schätzenswerthen Gestalt

vorgeführt erhält, und die Kritik ihre Leistungen in diesem Sinne und Maße anerkennt, als wenn sie sie absolutistisch geringschätzen wollte, weil sie dazu ein ideales Recht besäße? Es kann der Fall eintreten, daß im Beginn der Saison eine auf Probe engagirte Sängerin durch das ungewohnte Klima, die dumpfe Luft und die Hitze im Theater, das neue Ensemble, das ihr neue Publicum und die Furcht vor dem Kritiker in der Aeußerung ihrer Fähigkeiten stark beeinträchtigt wird und sozusagen gar nicht wiederzuerkennen ist, mag auch aus einzelnen Zügen ein Talent sprechen und ihre Stimme in einzelnen Episoden als schön erkennbar sein. Der Druck der Befangenheit kann geraume Zeit andauern, bevor diese Züge hervortreten: dem Kritiker, der die Sängerin gar nicht persönlich kennen gelernt hat, kann sie inzwischen schon künstlerisch verleidet sein. Ist sie aber bei mir gewesen, oder wir haben uns sonst getroffen, und sie hat auf mich den Eindruck einer geweckten, strebsamen, begabten Persönlichkeit gemacht, so werde ich während jener Zeit, wo sie mit ihren Fähigkeiten gar nicht herauskommt, mir sagen: das ist sie nicht, die Befangenheit ist es, die ihr die Herrschaft über ihre Mittel benimmt (was keineswegs immer von selbst als Ursache der Mangelhaftigkeit sich zu erkennen giebt); ich bleibe also geduldig, besonders wenn ich etwa privatim eine gute Gesangsleistung von ihr gehört habe, und die Züge von geistiger und stimmlicher Begabung, die sie noch offenbart, werden mir gewiß weniger leicht entgehen. Dem Aberglauben, als *könnten* sie einem erfahrenen Kritiker gar nicht entgehen, während er außerdem doch in einer Oper seine Aufmerksamkeit noch theilen muß, beabsichtige ich keinen Vorschub zu leisten. Entgehen sie ihm, weil seine Geduld zu Ende war, so fällt das Urtheil auch schon im Sinne der absoluten Kritik unzutreffend aus. Die absolute Kritik, auch die zutreffende, wird in diesem Falle sehr leicht die Wirkung haben, ein Talent zu entmuthigen, die Sängerin der Bornirtheit oder dem Eigennutz des Theaterdirectors auszuliefern, der sie um der Kritik willen, selbst wenn er deren Meinung nicht theilt, nach vier Wochen entläßt und sie dadurch meist der Brodlosigkeit preisgiebt. Auf diesem Wege wird die Bühne denn um ein Talent ärmer gemacht, während sie an Talenten durchaus keinen Ueberfluß hat, d. h. *es wird der Kunst um der Wahrheit willen mehr geschadet, als die Einsicht in ihr Wesen gefördert wird*; denn daß jene Leistung nicht für voll gelten kann, versteht sich von selbst. Das Publicum mißversteht die Kritik über eine Leistung stets als das Urtheil über den Künstler und seine Leistungsfähigkeit überhaupt. Bei einem ungünstigen Urtheil muß der Kritiker ohnehin berücksichtigen, daß die Oeffentlichkeit des Urtheils, zu der das schnelle Folgen auf die Leistung hinzukommt, insbesondere auf den zahlenden Zuhörer wie ein Vergrößerungsglas wirkt. Der sensationssüchtige Zeitungsleser multiplicirt alles Ungünstige ohnehin mit drei, er mißt auch den sogenannten Tadel stets nach der Zeilen-Elle, indem er die Motivirung einer kritischen Bemerkung durch-

aus nur für soviel mehr Tadel nimmt. Es ist also schon Unrecht, ein Urtheil öffentlich mit der Schärfe zu äußern, wie man im Privatgespräch dazu das Recht hätte. Eine Leistung, an der ich öffentlich aussetze, daß es ihr an Mannigfaltigkeit, an einem dem Wechsel des Affects entsprechenden Wechsel des Ausdrucks, der Klangfarben gefehlt habe, kann ich gesprächsweise sehr wohl, wenn ich gefragt werde: „Na, wie war's?" mit der kurzen Antwort: „Langweilig" bezeichnen. Wenn ich schreibe, die Sängerin habe geschienen, zu jedem Augenblick, der ihr eine Wirkung verspräche, zu sagen: „Verweile doch, du bist so schön," oder sie habe, statt uns ihre Leistungen wie einen Blüthenstrauß als Ganzes zu spenden, uns jede Blume einzeln zum Bewundern hingereicht, so kann ich dem, der mich kennt, gesprächsweise solchen Vortrag kurz als „affectirt" bezeichnen. Ohne Motivirung gedruckt, repräsentiren diese absprechenden Worte überhaupt keine Kritik; die Zusammenfassung des akademischen Tadels in diese Worte in öffentlicher Kritik ist in jedem Falle überflüssig, da der Leser sie sehr wahrscheinlich von selbst besorgt; und außerdem, daß sie inhuman ist, ist sie schädlich, weil der Künstler durch den Aerger über solche Scheltworte gewiß von der Ueberlegung abgeschreckt wird, ob ich Recht gehabt, oder von dem Gefühl, daß ich Recht gehabt, wozu ihn die akademischen Worte vielleicht bewogen hätten. Eine sehr stolze und leidenschaftliche Sängerin habe ich durch jene beiden Wendungen und die dritte nach drittem Auftreten, sie habe bei ihrem Ausdruckstalent nicht nöthig, uns ihr Gold in lauter Scheidemünze zu zahlen, thatsächlich zu einem mehr aus dem Ganzen und Vollen schöpfenden Vortrage bewogen, ihr und der Kunst also mehr genützt, als wenn ich von „affectirt, pointirt, geziert" gesprochen hätte. Darauf besuchte sie mich, ziemlich reumüthig, und brachte es zu einzelnen ganz ausgezeichneten Leistungen. Ich hatte ihre Schwäche geschont, zu glauben, daß sie sich auf jene Weise einführen müsse, — ich nenne das angewandte Kritik. Wäre sie früher gekommen und hätte mir so vorgesungen, so hätte ich sie vielleicht gleich überzeugt und sie dadurch um drei Erfolge bereichert. Gewiß wird der Kritiker in einer Hauptstadt dazu keine Zeit haben, und ich reiße mich auch nicht nach solchem Zeitaufwand; die Frage ist aber nicht, ob es angeht, sondern ob es für eine gerechte Kritik von Nutzen sein kann. Manche Künstler legen ganz naturgemäß Werth darauf, sich dem Kritiker künstlerisch bekannt zu geben, was er natürlich nicht „beanspruchen" kann. Schaden kann es aber nicht.

Im Falle der durch Befangenheit erkennbar stark beeinträchtigten Leistung trete ich der Wahrheit auch nicht zu nahe, wenn ich ein Referat, ohne das Manco zu verschweigen, die Kritik über den Sänger überhaupt suspendire. Ein Bühnensänger auf einer ihm neuen Bühne singt unter Umständen dreimal unter seinem Vermögen, ehe er zu dessen voller Anwendung gelangt.

Der Besuch beim Kritiker kann auch auf den Künstler eine beruhigende Wirkung machen, zumal jeder ernste Kritiker als „scharf" oder bös geschildert zu werden pflegt. Der Künstler empfängt dann vielleicht den Eindruck, daß er mit seiner Leistung wenigstens nicht der Lust am Tadel, dem griesgrämigen oder hochfahrenden Absprechen begegnen werde, und dies ist gerade so viel, als er verlangen kann.

Seinerseits wird der erfahrene Kritiker natürlich weder der Arroganz noch der Devotion des Künstlers einen Einfluß einräumen, und die Liebenswürdigkeit, die dem „Gefürchteten" gilt, von der zu unterscheiden wissen, die ihm etwa als Menschen gälte; auf diese hat er zunächst über die Höflichkeit hinaus ja auch noch gar keinen Anspruch.

Wird die Liebenswürdigkeit eines Künstlers bei dem Besuch unter irgend einem Vorwande „handgreiflich", so ist Nichts dagegen, daß der Kritiker es auch werde. Mir ist es in zehn Jahren doch nicht öfter als ein Mal begegnet.

Diese Möglichkeit ist also kein Einwand gegen den Besuch. Wenn der Künstler die Thür zum incorrecten Verkehr nicht offen findet, wird er sie nicht einstoßen. Und offen finden kann er sie auch ohne Besuch. Dies nebenbei, denn wir sprachen ja vom achtungswerthen Kritiker.

Der Kritiker, der die Besuche der Künstler ausschließt, so weit sie ein erträgliches Maß des Zeitaufwandes nicht überschreiten, erweckt, wie gesagt, nur Verdacht gegen seine Menschlichkeit, ohne für seine Kritik dadurch zu gewinnen. In meinen Augen ist es bäurisch. Den Muth zu absoluter Kritik, wie der einmal von außerhalb kommende Künstler zu beanspruchen scheint, muß der Kritiker auch nach einer freundlichen Begegnung noch finden.

Und wie gesagt, die Oeffentlichkeit des Urtheils selbst, am lendemain der That, muß für das Ungünstige die Kritik zur angewandten Kritik machen.

Natürlich wird ein anständiger und der Feder mächtiger Kritiker niemals glücklicher sein, als wenn er im Wege der absoluten Kritik Hymnen schreiben, Lorbeerkränze ertheilen kann. Ich strebe in solchem Falle darnach, daß die Kritik selbst ein Kunstwerk und dadurch des großen Künstlers würdig werde.

Das ethische Ideal einer nicht in allen Theilen günstigen Kritik ist, daß sie für den Künstler wie für einen verständigen Freund geschrieben sei, abgesehen von dem, was sie für andere Leser mag enthalten müssen. Das gelingt freilich nicht immer, wenn der Schreibende den Künstler, insbesondere den am Orte wirkenden, als unverständig und feindlich kennt, also im Voraus weiß, daß der Liebe Müh' umsonst ist. Der Weiseste wäre, wer Alles so empfinden und beschreiben könnte, als

wäre es vor zehn Jahren geschehen, meint Schopenhauer. Aber vor zehn Jahren war man doch immer um zehn Jahre jünger, also vermuthlich weniger weise?

Capitel XV.

Resolute Kritik der Scheinkunst.

(Schluß.)

All' das hier Gesagte gilt aber endlich nur so lange, als man dem wirklichen Talent, der wahren, in letzter Instanz um ihrer selbst willen ausgeübten Kunst gegenüber ist, oder der Kunst, die es vergessen macht, daß sie nicht blos um ihrer selbst willen ausgeübt wird. Wo Beides fehlt, Technik und Talent (das zuletzt mit Ausdrucksfähigkeit identisch ist), da ist die Unmöglichkeit, sich hören zu lassen, alsbald gegeben, und wo es doch geschieht, übergeht man den Vorfall mit Stillschweigen, weil er des öffentlichen Interesses ermangelt. Aber auch wo einer blos durch die Technik seines Instrumentes zu glänzen vermag, ist der Begriff der Kunst auch nicht erfüllt, denn die für den Beschränktesten erlernbare Hälfte der Bedingungen, unter denen eine Kunstleistung zu Stande kommt, macht, wie glänzend sie auch bewältigt werde, doch nimmermehr im Ganzen eine wirkliche Kunstleistung aus. Der Vorgang dreht sich dann gleichfalls nur um das private Interesse, wieviel Applaus und wieviel Geld besonders der Betreffende einheimsen werde. Das öffentliche Kunst-Interesse erlischt damit auch, und das übrigbleibende öffentliche Interesse ist nur ein negatives, das der kritischen Abwehr, weil das Kunstinteresse in Anspruch genommen und ihm scheinbar genügt ward. Die Abwehr bestünde aber auch in diesen Fällen besser im Schweigen, — das wissen die Macher in Concertgeschäften dieser Art selbst am besten. „Schimpfen se, schimpfen se, aber schreiben se," diese Aeußerung eines Tastendreschers zu einem Recensenten, deren Ohrenzeuge ich war, ist durchaus typisch, und bedeutet, daß selb die mit Recht scheltende Kritik noch Reclame für die Scheinkunst machen muß.

Da büßt denn auch der Besuch der Concertgeber bei dem Kritiker seine Bedeutung so weit ein, daß allenfalls die Vorbereitung des Kritikers auf das, was er dem Eindruck der Person nach von dem Concert zu erwarten habe, übrig bleibt. Denn diese Art Leute machen stets den Eindruck der Leere, der Beschränktheit, — der Fall ist dem der Häßlichkeit analog. es fällt die Steigerung des unangenehmen Eindrucks durch die Ueberraschung weg, außerdem in diesem Falle etwa die Ueberraschung durch den Contrast des Vortrages mit dem, was man im Concertsaal zu erwarten berechtigt ist, nämlich Musik, sofern Musik nicht blos „eine geordnete Verbindung von Tönen" ist, sondern die Kunst, durch geordnete Tonverbindungen menschliche Gefühle und Leidenschaften schön auszudrücken. Thatsächlich steht es mit der „Ordnung" der Tonverbindungen, mit ihrer inneren Ver-

bindung in einem seelenlosen Vortrage auch schlecht genug. Durch ein Phonogramm wäre das ohne Mikroskop festzustellen.

Der große Adolf Henselt sprach einmal gelassen zu mir aus: „Ich unterhalte mich mit einem Menschen fünf Minuten, dann weiß ich, ob er musikalisch ist." Nachfühlen kann ich ihm dieses Wort, wenn ich es mir auch nicht in seiner ganzen Kühnheit aneignen möchte. Dagegen im Concertsaal braucht ein musikalischer Musiker (leider bilden diese zwei Wörter keinen Pleonasmus) bei Weitem nicht fünf Minuten, sondern höchstens acht Tacte, um zu erkennen, wen er in einem Instrumentalsolisten vor sich hat. Diese Behauptung ist auch nur scheinbar extravagant, denn die ersten acht Tacte enthalten doch meist den Hauptgedanken eines Tonstückes, der dann variirt oder durchgeführt darin wiederkehrt. Typisch ist der Fall der Variationen: wenn Einer das Thema von ein- oder zweimal acht Tacten nichtssagend oder affectirt vorträgt — wie soll ich einen vielsagenden Vortrag von Variationen von ihm erwarten, namentlich wenn diese an sich vielsagend sind? Oder die ersten acht Tacte enthalten ein Vorspiel, — je phantasirender es gehalten ist, desto sicherer verräth sich Nüchternheit, Kälte, ungelenke Phantasie im Vortrage. Ich denke hierbei an ein so empfindliches längeres Préambule, wie das der schönen Rigoletto-Phantasie von Liszt. Was wird ein Nüchterner erst gar aus dem sanften Epilog daselbst vor der Schlußattacke machen? Und wer mir das kurze Vorspiel der Barcarolle von Chopin in der üblichen Zerlegung in je drei Achtel laut Notenbalken vorträgt — wie sollte ich auf seinen Vortrag des Ganzen neugierig sein? Ja, wer mit der kurzen, süßträumerisch einleitenden Zauberformel in Chopins As-dur-Nocturne seine Zuhörer nicht gefesselt, fascinirt hat, dem wird es schwerlich mit dem Ganzen gelingen. Kann ein Clavierspieler seinen Geschmack mit einem achttactigen Prélüde von Chopin etwa nicht rettungslos compromittiren? Oder ist ein klingelnder Vortrag der ersten acht Tacte von Schumanns Phantasiestück „Abends" oder seiner „Träumerei" dazu nicht genug? Was soll ich dann bei größeren Aufgaben seines Programms in Bezug auf Ausdruck, also auch Talent dann noch von ihm erwarten? Aus dem Concert eines solchen Spielers sollte man nach spätestens zweimal fünf Minuten weggehen und darüber schweigen dürfen. Ich sagte schon, daß gerade die Clavierspieler unserer Tage in musikalischer Beziehung, ihre Technik mag so glänzend, unfehlbar und „kolossal" sein, wie sie will, so unglaublich tief stehen, daß der Wunsch, endlich eine Ausnahme davon zu erleben, in unseren Concertsälen zehn Jahre lang vergeblich auf Erfüllung hoffen kann. Die Ursachen liegen in dem herrschenden Zustand der Vortragslehre in Verbindung mit der Natur des Instrumentes, auf dem der seelenvolle Vortrag mehr Hindernisse und das Glänzen mit seelenloser Technik mehr Gelegenheit zu blendenden Wirkungen findet, als auf jedem anderen, den Gesang natürlich eingerechnet, der vor unnatürlicher Phrasirung überdies durch den Worttext ohne Ver-

gleich mehr geschützt ist. Die einzige zugleich imponirende und interessante Erscheinung in den letzten Jahrzehnten war mir, von Liszt, Rubinstein, Bülow abgesehen, Moriz Rosenthal, obwohl er innerlich mit sich (1895) noch gar nicht fertig war. Aber hier entstand doch die Aussicht, daß seine jedes bisherige Maß des Könnens, auch das jener Drei, gigantisch übersteigende Technik einmal in den Dienst einer reichen und reifen Persönlichkeit treten werde — während jene anderen Nichts als trostlose Oede blicken ließen, mit einem lasciate ogni speranza.

Ich darf kaum hoffen, daß es verstanden werde, wenn ich von der Seelenqual, dem wirklichen, zuletzt auch körperlichen Leiden spreche, die es verursacht, bei den Morden am Genius der Werke eines Bach, Beethoven, Chopin, Schumann, Schubert stundenlang ausharren zu müssen und das Opfer jener Clavier-Cyklopen und -Megären zu sein, wenn sie ihr ganzes Effect-Recept auf jene geliebten, dem Musiker von früh auf an's Herz gewachsenen Werke anwenden, bis Nichts von ihnen übrig bleibt als eine marternde Fratze, die sie dem gläubigen Publicum für deren echtes Bild verkaufen, bis sie glücklich bei ihren eigenen Compositionen oder anderen Sächelchen angelangt sind, denen es Nichts schadet. Wer kennt dieses Recept nicht nachgerade? — Das weihevoll scheinen sollende Festnageln jeder Note einer getragenen Melodie, die brutalen Contraste zwischen falsch begrenzten ff. und pp., die den Hörer an der Nase führenden übermäßigen Schluß-rallentandi und desgleichen überlangen Triller, die geistreich sein sollenden unangebrachten accelerandi und allermodernsten Pedal-Spielereien!

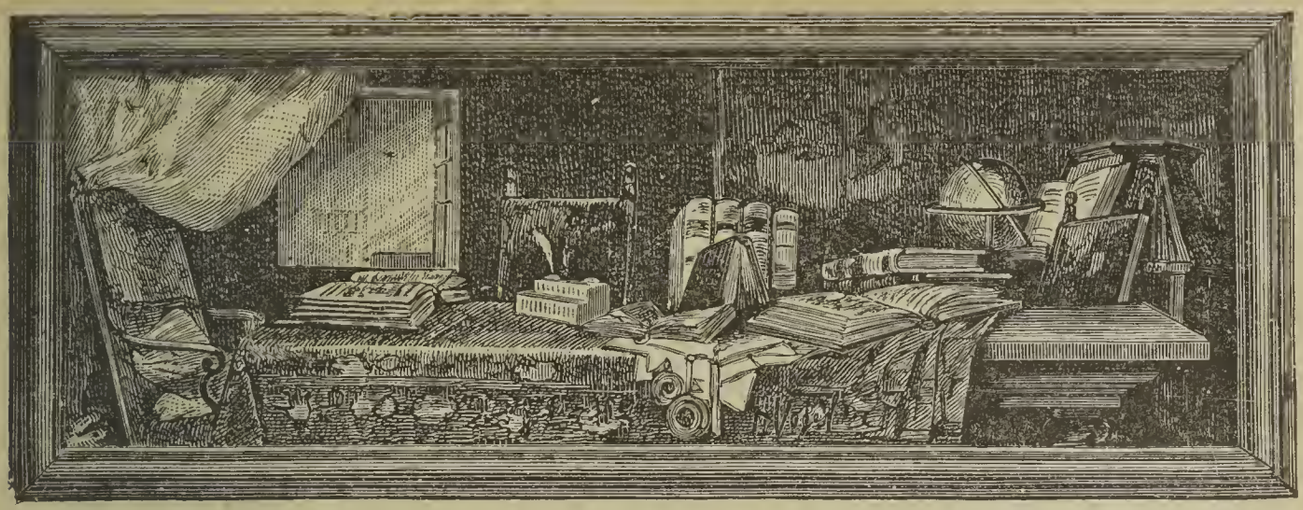
Man spricht in Kritiken über manche obscuren Opernkräfte auch mehr und öfter, als es sich verlohnt; aber das bescheidenste Dienen mit redlichem Wollen und einigem Talent darf Einem doch lieber sein, als hier dieses seelenlose, eigennützige, hochmüthige Herrschenwollen, und aller falsche Ruhm.

Auf jene Qualen aber am anderen Morgen mit Unwillen, mit Ironie und Sarkasmus zu reagiren, mit resoluter Kritik, die sachlich die Verwerfung jener Afterkunst motivirt, wie es in einer Tageszeitung (ohne Notenbeispiel) verständlich zu machen ist, das dünkt mich zuletzt eine natürliche und nothwendige Befreiung der Seele von dem, was ein musikalischer Kritiker im Zwange der Pflicht zu ertragen hat. Mich möge man auf eine einsame Insel verbannen, ich will es ein Jahr ohne Clavier, zwei ohne Bücher, und drei ohne Menschen aushalten, ohne daß Langeweile mir Etwas anhaben kann. Diese reisenden Handwerksburschen aber sollen Einen binnen fünf Minuten in die Zwangslangeweile versetzen dürfen, ohne daß sie auch nur Etwas davon zu erfahren bekämen?

Den Wahn, daß hinter Leistungen dieser Art eine künstlerische Persönlichkeit stehe, hat die Kritik das Recht, mit allen kritischen Mitteln zu zerstören: die absolute Kritik, die von jenen Erscheinungen meist sehr selbstbewußt beansprucht wird, wird dann eben zur resoluten, mag sie sich auch mit dem Publicum, das seine wohlbezahlte Sensation doch gehabt

hat, in Widerspruch setzen und den persönlich Betheiligten unangenehm sein. Dieser Fall aber fällt eigentlich außerhalb des Themas, durch das diese Schrift veranlaßt wurde, denn es betraf nicht die Besuche der Concertgeber bei den Recensenten, sondern die der Künstler bei den Kritikern.

Der Künstler aber komme zum Kritiker nicht als der Fürchtende zu seinem natürlichen Feinde, sondern als der Vertrauende zum Kunstverwandten und schlimmsten Falls „feindlichen — Freund"; er komme mit großem und freiem Sinn als der Verantwortliche zum nicht minder Verantwortlichen. Aug' in Auge sollen sie einmal über alles mögliche Künftige hinweg sich ritterlich die Hand reichen, der Mensch dem Menschen, und dann gehe Jeder ruhig an sein Werk.



Friedrich Ratzel.

Von

Th. Achelis.

— Bremen. —

Schon in ziemlich frühen Jahren, da die Auen der Wissenschaft noch in all' dem Morgenschmuck vor mir lagen, von dem uns die Mittagsonne unseres Lebens so viel entzieht, kam mir oft der Gedanke, ob denn, da Alles in der Welt seine Philosophie und Wissenschaft habe, nicht auch das, was uns am nächsten angeht, die Geschichte der Menschheit im Ganzen und Großen, seine Philosophie und Wissenschaft haben sollte? Alles erinnerte mich daran, Metaphysik und Moral, Physik und Naturgeschichte, die Religion endlich am meisten. Der Gott, der in der Natur Alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet, der danach das Wesen der Dinge, ihre Gestaltung und Verknüpfung, ihren Lauf und ihre Erhaltung eingerichtet hat, so daß vom großen Weltgebäude bis zum Staubkorn, von der Kraft, die Erde und Sonne hält, bis zum Faden eines Spinnengewebes nur eine Weisheit, Güte und Macht herrscht, Er, der auch im menschlichen Körper und in den Kräften der menschlichen Seele Alles so göttlich und wunderbar überdacht hat, daß, wenn wir dem Allweisen nur fernher nachzudenken wagen, wir uns in einen Abgrund seiner Gedanken verlieren, — wie, sprach ich zu mir, dieser Gott sollte in der Bestimmung und Einrichtung unseres Geschlechts im Ganzen von seiner Weisheit und Güte ablassen und hier keinen Plan haben? Genug, ich suchte nach einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, wo ich suchen konnte. Diese einleitenden Worte zu Herders bekanntem umfassenden Werk, über deren stark ausgeprägten theologischen Charakter es recht wohlfeil ist zu lächeln, enthalten unzweifelhaft das Programm für eine neue Perspective dessen, was bis dahin unter dem vieldeutigen Namen der Weltgeschichte

zusammengefaßt wurde; nur fehlte ihm allzusehr das wünschenswerthe empirische Material, um für diese weitausschauenden Untersuchungen überall das erforderliche Fundament abzugeben. Das konnte erst unser durch naturwissenschaftliche Induction im weitesten Sinne berühmtes Jahrhundert liefern, und gerade in dieser Verbindung des rein geographisch-ethnographischen Moments mit dem geschichtlich-psychologischen Ausblick sehen wir das wesentliche Verdienst desjenigen Mannes, dessen Charakteristik diese Skizze gewidmet ist, Friedrich Ratzel in Leipzig.

Schon früh regte sich in dem Knaben die Neigung zur Natur, ihrem gewaltigen Leben und Schaffen; gefördert wurde diese Anlage durch einen vierjährigen Aufenthalt in Lichtersheim bei Langenbrücken, einer kleinen badischen Ortschaft, den der am 30. August 1844 in Karlsruhe geborene angehende Naturforscher dort als Apothekerlehrling über sich ergehen lassen mußte und zwar vom fünfzehnten bis achtzehnten Jahre. Die dortige Gegend zeichnet sich nämlich durch mannigfaltige geologische Vorzüge aus, besonders durch eigenartige Reste der Jura- und Keuperformationen. Im Frühjahr 1866 bezog der junge Forscher das Polytechnikum in seiner Heimat, dann im Herbst desselben Jahres die Universität Heidelberg, wo er im Jahre 1868 mit einer Dissertation über Oligochaeten promovirte. Außer Geologie, Paläontologie und Zoologie — eine Zeit lang bevorzugte Disciplinen — wurde auch die Geographie in den Bereich der Studien gezogen, und dafür wurde entscheidend die längere Verbindung, welche Ratzel in den Jahren 1869—75 mit der Kölnischen Zeitung unterhielt, der er als wissenschaftlicher und vorübergehend auch als politischer Mitarbeiter diente. In ihrem Auftrage unternahm er Reisen nach Siebenbürgen, Ungarn, Sicilien, Nordamerika, Mexico und Cuba. 1870 unterbrach der deutsch-französische Krieg, wenigstens zeitweilig, diese Thätigkeit, der junge Kriegsfreiwillige trat als Musketier in das 5. badische Infanterie-Regiment ein und wurde im November bei Auxonne schwer am Kopf verwundet. Nach dem Kriege verbrachte er den Sommer und Herbst in Siebenbürgen und Ungarn und entwarf in der Kölnischen Zeitung freimüthige Schilderungen der Lage der dortigen Deutschen, die es ihm schwer machten, über ungarische Verhältnisse weiter zu korrespondieren. Er kehrte im Winter 1871/72 nach München zurück, und hier verband ihn eine innige Freundschaft, wie das sympathische Verhältniß eines Sohnes zum Vater, mit Professor Moritz Wagner, dem bekannten Begründer der Migrationstheorie der Organismen. Außerdem fand er dort seinen Karlsruher Lehrer Zittel wieder, von dem er in freundschaftlichem Verkehr zahllose Anregungen empfing. Wir können hier unseren Gewährsmann selbst sprechen lassen, der in der Vorrede zum ersten Bande seiner Anthropogeographie sich über diesen wichtigen Wendepunkt seines Lebens so ausläßt: „Das Gefühl des Dankes, mit welchem ich auf ein Leben zu blicken habe, das der gemüthlichen Theilnahme und der geistigen Anregung lieber Freunde vom Knabenalter an mehr zu ver-

danken scheint als seiner eigenen, zwar ziemlich unverdrossenen, aber wohl nicht immer klug bedachten Thätigkeit, steigert sich im Gedanken daran, was Ihre Freundschaft mir ist, zu der Ueberzeugung, einen guten Theil meines besseren Selbst Ihnen zu schulden. Seit den unvergeßlichen Decembertagen 1871, an welchen ich, der schiffbrüchig an hohen Hoffnungen damals in diesen guten Hafen München einlief, das Glück hatte, Ihnen näher zu treten, habe ich fast jeden Plan mit Ihnen durchsprechen, fast jeden Gedanken mit Ihnen austauschen dürfen, und ich kann geradezu sagen, daß ich seitdem, was die geistigen und gemüthlichen Interessen betrifft, mein Leben nicht allein zu führen brauchte. Wie viel liegt in solchem Bekenntniß! Wie glücklich ist der zu schätzen, der es aussprechen darf, und wie dankbar sollte er sein! Ich glaube wohl die Größe dieser Dankesschuld voll zu empfinden, und würde doch, weil ich Ihren aller Ostentation abgeneigten Sinn kenne, nicht gewagt haben, dieser Empfindung öffentlichen Ausdruck zu geben, wenn nicht dieses Werkchen, dem ich ohne Ihr Wissen Ihren Namen vorzusetzen mir erlaube, in so hervorragendem Maße auf Ihre Anregungen zurückführte, und wenn ich nicht glaubte, die Pflicht an meinem Theile erfüllen zu sollen, welche die Welt Ihnen für den fruchtbaren Gedanken der Migrationstheorie schuldet. Die Wurzeln dieses Buches reichen nämlich bis in jene Zeit zurück, wo Ihre Migrationstheorie der Organismen mich mächtig anregte, und einzelne Ausarbeitungen und Gedanken, die in demselben ihre Stelle, bezw. ihre Entwickelung gefunden haben, stammen aus den Jahren 1872 und 1873, in denen es mir vergönnt war, mit Ihnen bereits die Anwendung Ihrer Theorie auf die Erscheinungen des Völkerlebens zu erwägen. Damals lernte ich zuerst in der Auffassung der Geschichte als einer großen Summe von Bewegungen die Möglichkeit jener fruchtbaren Vertiefung des viel besprochenen, aber wenig geförderten Problems der Rückwirkung des Schauplatzes auf die Geschichte ahnen." Dies war somit der natürliche Ausgangspunkt der anthropo-geographischen und ethnologischen Studien, denen 1882 die Anthropo-Geographie und 1868—88 die dreibändige Völkerkunde entsprang. Von den übrigen Werken erwähnen wir: Sein und Werden der organischen Welt, Wandertage eines Naturforschers, Vorgeschichte des europäischen Menschen, Städte- und Culturbilder aus Nordamerika, Die vereinigten Staaten von Nordamerika, Aus Mexico, Reiseskizzen aus den Jahren 1874 und 75. Endlich fügen wir noch hinzu, daß Ratzel 1876 Professor der Geographie am Polytechnikum in München wurde, welches Amt er im Jahre 1886 mit der gleichen Stellung an der Universität in Leipzig vertauschte.

Ein vielberufener Ausspruch Ciceros verherrlicht Sokrates als denjenigen genialen Forscher, der erst die Wissenschaft auf Erden heimisch gemacht habe, indem er ihr den Menschen als nächstes wichtigstes Object bestimmte. Aber selbst noch ein Blick in Kants oder J. H. Fichtes Anthropologie

lehrt, wie wenig das gemeinsame Thema der Untersuchung mit den Normen übereinstimmt, welche die moderne Völkerkunde uns für die Betrachtung an die Hand giebt. Es ist nicht nur die mit Recht beklagte Verschiedenheit der Methoden, welche dabei in Betracht kommt, sondern vor Allem der völlig entgegengesetzte Ausgangspunkt der Forschung; dort der einzelne Mensch als physisches, vielmehr aber als psychisches Wesen, hier die Menschheit in den einzelnen Rassen, ein ungeheuerer Complex der mannigfaltigsten Erscheinungen, aus denen vielleicht eine sehr behutsame Forschung die typischen Züge des Allgemein-Menschlichen zusammensetzen und zu einer bindenden Formel vereinigen kann; dort in der Hauptsache Deduction, scharfe logische Begriffsentwickelung, hier vor Allem strenge Induction, möglichst umfassende Materialsammlung, kritische Analyse des Stoffes und vorsichtige Combination gleichartiger Momente. Will die Völkerkunde daher nicht der unberechtigten, wenn auch öfter übertriebenen Verachtung anheimfallen, welche die Philosophie der Geschichte in unserem exacten Zeitalter betroffen hat, so versteht es sich von selbst, daß sie ihre erste Aufmerksamkeit jener so wichtigen Fundamentirung des Baues zuwendet. An die Spitze der Betrachtung stellt in diesem Sinne Ratzel den Satz: Die Menschheit, wie sie heute lebt, in allen ihren Theilen kennen zu lehren, ist die Aufgabe der Völkerkunde. Da man aber lange gewöhnt ist, nur die fortgeschrittenen Völker, die die höchste Cultur tragen, eingehend zu betrachten, so daß sie uns fast allein die Menschheit darstellen, die Weltgeschichte wirken, erblüht der Völkerkunde die Pflicht, sich um so treuer der vernachlässigten tieferen Schichten der Menschheit anzunehmen. Außerdem muß hierzu auch der Wunsch drängen, diesen Begriff Menschheit nicht blos oberflächlich zu nehmen, so wie er sich im Schatten der Alles überragenden Culturvölker ausgebildet hat, sondern eben in diesen tieferen Schichten die Durchgangspunkte zu finden, die zu den heutigen höheren Entwickelungen geführt haben. Die Völkerkunde soll uns nicht blos das Sein, sondern auch das Werden der Menschheit vermitteln, soweit es in ihrer inneren Mannigfaltigkeit Spuren hinterlassen hat. Nur so werden wir die Einheit und Fülle der Menschheit festhalten (Völkerk. I, 3). Man braucht hierbei noch gar nicht einmal an das Mißgebilde der „Weltgeschichte" zu denken, gegen welches schon Voltaire in seinem Essai sur les moeurs et l'esprit des nations die Pfeile seines giftigen Spottes richtete, als er sagte: le but de cet travail n'est pas de savoir en quelle année un prince indigne d'être connu succéda à un prince barbare chez uue nation grossière. Si l'on pouvait avoir le malheur mettre dans sa tête la suite chronologique de toutes les dynasties, on ne saurait que des mots. Aber der eigentliche Trugschluß liegt darin, daß wir, noch von jeder weiteren geographischen Begründung der in Frage kommenden Probleme abgesehen, meist ganz unbedenklich die Weltgeschichte mit der Geschichte der Menschheit identificiren. Was

helfen alle noch so geistreichen Hypothesen und angeblichen allgemeinen Gesetze für die sociale Entwickelung, was die so rhetorisch gefärbte Behauptung von der Einheit des Menschengeschlechts und andere mehr oder minder zweifelhafte speculative Schlagworte mehr, wenn nicht jederzeit sich die Probe auf die Erfahrung machen läßt? Es würde somit in erster Linie, will man jenen umfassenden Rahmen der Menschheit im Ernst festhalten, darauf ankommen, rein räumlich ein genaues Bild der Verbreitung des Genus Homo sapiens und damit von der Bewohnbarkeit unserer Erde zu entwerfen, kurz die Verbreitung der Menschenrassen in der Oekumene, wie es unser Gewährsmann nennt, zu erfassen. Mit dieser Vorarbeit ist aber eine Fülle wichtiger Probleme in ihrer begrifflichen Sphäre näher bestimmt und ihrer Lösung näher gebracht, so, um nur eine alte, vielumstrittene Streitfrage zu nennen, die Abhängigkeit des Menschen von der Natur und vom Klima. Wem die Menschheit in eine gewisse Anzahl von Rassen oder Völkergruppen auseinanderfällt (folgert Ratzel), die er sich vielleicht als von Anfang an getrennt denkt, der bedeckt die Erdtheile und Inseln mit den Farben, die er jeder Kategorie zugedacht hat, und betrachtet die Klüfte, die zwischen diesen Wohnsitzen gähnen, als einerlei Gattung und Werth, ob sie nun Volk von Volk oder die Menschheit von der Natur scheiden. Für ihn giebt es so wenig eine Karte der Menschheit, wie für Hegel, der vom Schauplatz der Weltgeschichte Afrika, Amerika und Australien ausschloß, es eine Geschichte der Menschheit gab. Wem aber die Menschheit als eine durch Lebensfäden alter oder neuer, kriegerischer oder friedlicher, geistiger oder stofflicher Beziehungen verbundene Gemeinschaft erscheint, der sieht in dem Raum, den diese Menschheit bewohnt, wie ungleich und lückenhaft sie über denselben zerstreut sei, den gemeinsamen Schauplatz dessen, was Geschichte im höchsten und umfassendsten Sinne genannt werden kann. Meere, die je von Schiffen durchschnitten, Wüsten, die je von Karawanen durchschritten wurden, faßt er in die Grenzen der Menschheit mit ein, und wenn er die Oekumene als einen Gürtel bestimmt, welcher die heiße Zone und die größere Hälfte der beiden gemäßigten und dazu einen Theil der nördlichen kalten Zone umfaßt und die Quadratmeilenzahl zu etwa 75 000 000 angiebt, d. i. gegen $^5/_6$ der Erdoberfläche, so hat er das gethan, was, erstaunlich ist es zu sagen, die historischen Geographen bis heute vermieden haben. Er hat den Boden abgesteckt und ausgemessen, auf welchem die Menschheitsgeschichte sich abspielt, und hat zugleich die geographische Form des belebten, über alle Lücken zusammenhängenden Ganzen gezeichnet, welches wir Menschheit nennen. (Anthropog. II, 4).

Gerade die hierin getadelte Verkennung des geographischen Moments in der geschichtlichen Betrachtung hat nicht zum wenigsten die Zerfahrenheit und kritische Unsicherheit der Untersuchung befördert, an welcher vielfach noch heutigestags die Darstellung solcher Grenzfragen leidet. Diese immanente Wechselrichtung aber beider Gebiete wird auch nach der anderen

Seite ihre guten Früchte tragen; das, was früher der Völkerkunde ausschließlich zugemessen und von dem vornehmen Areal der „Weltgeschichte" ausgeschlossen wurde, die Entwicklung solcher Culturvölker, wie die der Mexicaner, Malayen, Peruaner, Japaner — von den Chinesen noch ganz zu schweigen — kann schwerlich auf die Dauer einer umfassenden Bildungsgeschichte des Menschengeschlechts erspart bleiben. Man mag noch so hoch von dem Geistesreichthum und der Energie der sogenannten kaukasischen Rasse denken, welche schon Prichard zu der bekannten, auch neuerdings durch Vierkandt (Natur- und Culturvölker, Leipzig 1897) acceptirten Unterscheidung der activen und passiven Rassen veranlaßte, — ein tiefer, psychologischer, psychogenetischer Einblick in das Wachsthum des ganzen geistigen Lebens auf Erden überhaupt läßt sich nie auf Grund eines lückenhaften Ausschnittes dieses Bildes gewinnen. Es ist deshalb auch kein Zufall, wenn schon jetzt in die Urgeschichte und in die verschlungenen Wanderzüge der nach festem Wohnsitze suchenden Völker, resp. in die Colonisationen die geographische Perspective ihr klärendes Licht hineinsendet, — und das gilt, wie leicht begreiflich, nicht minder für die interessanten, wenn ja auch immer noch unsicheren linguistischen Schlüsse über die Urheimat einzelner Rassen. So führt die streng geographische Forschung, die unentwegt räumlichen Grenzbestimmungen folgt, in unmittelbarer Verbindung mit der geschichtlichen, die verschiedenen Wechselfälle, Collisionen, Vermischungen und Zersetzungen der einzelnen Völker verfolgenden Betrachtung zu der Anthropo-Geographie, die Ratzel so bestimmt: Rein begrifflich gefaßt ist der Mensch Gegenstand der Erdkunde, insoweit er von den räumlichen Verhältnissen der Erde abhängt oder beeinflußt wird. So wie die Thier- und Pflanzenkunde durch die Lehre von der geographischen Verbreitung der Thiere und Pflanzen zu uns herüberreichen, so thut es die Gesammtwissenschaft vom Menschen durch die Lehre von der geographischen Verbreitung des Menschen. Aber dieser Wissenschaftszweig, welchen wir nach Analogie der Thier- oder Pflanzengeographie Anthropo-Geographie nennen, ist in demselben Maße tiefer und umfassender, als die Menschheit mehr Seiten, sowie schwierigere und folgenreichere Probleme unserer Forschung darbietet. Aber die Menschheit ist einmal zahlreicher und in wechselnderen Formen des Einzel- oder Zusammenlebens auf der Erde zu finden, so daß allein schon ihre Dichtigkeit, ihr mehr oder minder ständiges Wohnen, das Aneinandergrenzen, Verschieben, Durchsetzen der Völker, kurz die ganze Bevölkerungsstatistik, Art, Größe, Zahl und Lage ihrer Wohnstätten eine Fülle neuer Probleme bieten. Sie ist ferner vielseitiger, beweglicher als alle anderen Organismen, so daß wir auch eine Fülle von Land- und Seewegen zu betrachten haben, die ein dichtes Netz um die Erde schlingen. Dann bietet die Geschichte ihrer Ausbreitung über die Erde und ihrer Heimischmachung auf derselben, sei es durch Völkerwanderungen, Handelszüge oder Forschungs-Expeditionen einen wichtigen, wesentlich geographischen Theil der allgemeinen

Geschichte. Wie folgenreich ist ferner die Thatsache, daß sie durch dauernde Werke die Erde sammt ihren Gewässern, Klima und Pflanzendecke verändert, bezw. bereichert, die eigene Beweglichkeit gewissen Pflanzen und Thieren mittheilt, die sie bewußt oder unbewußt über die ganze Erde hinführt, kurz in eingreifendster Weise das Antlitz der Erde verändert! Pflanzen und Thiere erfahren vielfältige Beeinflussungen durch die Gesammtheit der geographischen Verhältnisse an der Erdoberfläche, die der Körper des Menschen in demselben oder vielleicht höherem Maße erleidet; aber beim Menschen kommt das für äußere Eindrücke im höchsten Grade empfindliche Organ des Geistes hinzu, durch welches alle Erscheinungen der Natur in bald derb auffälliger, bald geheimnißvoll feiner Weise auf sein Wesen und seine Wandlungen wirken und zum Theil in demselben sich spiegeln. Ist es nöthig zu sagen, daß Religion, Wissenschaft, Dichtung zu einem großen Theil solche zurückgeworfene Spiegelungen der Natur im Geiste des Menschen sind? Die Erforschung dieser Wirkungen ist eines der größten Probleme der Anthropo-Geographie, die hier selbst mit der Psychologie sich berührt. Aber endlich bleibt die Untersuchung jener Einflüsse, welche der ganze Complex äußerer Daseinsbedingungen auf den Verlauf der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit übt und stets geübt hat, und deren längst anerkannte Wichtigkeit der Geographie schon früh die Aufgabe zuweisen ließ, erste Hilfswissenschaft der Geschichte zu sein. Ist dies nicht eine fast erschreckende Fülle von Erscheinungen und Problemen? Man kann angesichts solchen Reichthums der menschlichen Elemente in der Erdkunde kaum über die Versuche erstaunen, aus ihr eine ausschließlich anthropologische oder, wie man zu sagen pflegt, historische Wissenschaft zu machen, wie wenig gerechtfertigt dieselben auch in Wirklichkeit sich immer erweisen mögen. (Anthrop. I, 20.)

Es ist deshalb auch kein Zufall, wenn Ratzel im Ausgangspunkt seiner Untersuchung sich vielfach mit dem genialen, mit Unrecht verkannten C. Ritter berührt, dessen teleologische Richtung er mit Nachdruck gegen die Verkennung aus einem einseitigen mechanischen Gesichtspunkte in Schutz nimmt. Wesentlich ist für die ernste wissenschaftliche Forschung, daß überall und in erster Linie den Thatsachen, dem empirischen Material im weitesten Umfang Rechnung getragen wird und nicht metaphysische Postulate an den Anfang der Betrachtung treten, gerade hier suchte aber jener geistvolle Geograph die Herder'schen Anregungen zu verbessern, daß er die Behandlung des Problems von dem unfruchtbaren Boden einseitiger philosophischer Speculation auf die festere Grundlage inductiv-geographischer Analyse verlegte. Diese wünschenswerthe gegenseitige Durchdringung der Geographie und Geschichte, die letzten Endes erst zur planmäßigen Auffindung bestimmter Gesetze der Entwickelung anleitet, kann am einfachsten an einigen concreten Beispielen veranschaulicht werden. Wer kennt eine bessere und feinere Schilderung der griechischen Halbinsel und ihrer so hervorragend begabten Bewohner, als sie uns die Meisterhand von E. Curtius geboten,

der wirklich zwischen Land und Leuten eine durchgehende Harmonie zu finden wußte, trotzdem er beiläufig bemerkt: Die Geschichte eines Volkes ist nicht als ein Product der natürlichen Beschaffenheit seiner Wohnsitze zu betrachten. Und wie hier durch die Natur die individualisirte Zersplitterung gleichsam zur politischen Norm erhoben ist, so bei dem gewaltigen Rußland, wie das ebenfalls öfter schon ausgeführt ist, im Gegentheil die Tendenz zur Assimilirung aller verschiedenen ethnischen Elemente zu einer Nation, zu einem Staatsgebilde. Daß Portugal nur durch zufällige geschichtliche Wandelungen von seiner natürlichen physischen Einheit losgerissen ist, leuchtet ebenso von selbst ein, wie der Widersinn einer dauernden Zersetzung, welche sich die apenninische Halbinsel für Jahrhunderte gefallen lassen mußte. Noch schärfer springen die natürlichen Gegensätze der Berg- und Küstenvölker, der Steppen- und der Tiefebenen-Bewohner in die Augen. Die Ackerbauer, friedlichen Sinnes, auf verhältnißmäßig hoher Culturstufe, aber öfter träge im ererbten Wohlstand und kriegerischer Uebung entwöhnt, sind die geborenen Feinde der unruhigen, freiheitsliebenden, räuberischen Hirtenstämme, wie das noch heutigestags sich im Verhältniß des Chinesen zum Wüstenbewohner der Mongolei bekundet. Nicht nur im persischen Reich (sagt Ratzel) entsprach der Gegensatz zwischen Unterworfenen und Widerstrebenden fast durchaus dem zwischen Culturland und Wüste, sondern so waren auch in China, in Mesopotamien, in Aegypten die Grenzsteppen und ihre Völker der unüberwindbare Gegensatz zu aller stetigen Culturentwicklung. Man weiß, wie tiefe Spuren er in dem politischen Leben und den Geisteserzeugnissen dieser Völker hinterlassen hat. Die Geschichtsschreiber der iranischen Welt glauben, daß wenn man die geographischen Gegensätze der Länder und Völkerschaften innerhalb Persiens und seiner Provinzen in's Auge fasse, den unaufhörlichen Kampf der angesiedelten Bevölkerungen und der Bewohner der Steppe, den Kampf, welchen angebautes Land selbst mit der immer wieder vordringenden, wenn noch so oft zurückgeworfenen Wildniß der Wüste kämpft, daß dann die Ideen des Zend Avesta gleichsam wie autochthonisch und naturgemäß erscheinen. Man kann in einigen Beziehungen Auramazda geradezu als Gott des Ackerbaus auffassen, während Ahriman dessen guten Werken verderbliche Schöpfungen einer menschenfeindlichen Natur: Sturm, langdauernden Winter, tödtliche Fliegen und dergl. aus einem unerschöpflichen Füllhorn schädlicher Kräfte entgegenwirft. (Anthrop. I, 221). Dasselbe ist bekanntlich in Aegypten der Fall, wo dieser nämliche Gegensatz ebenfalls den entsprechenden religiösen Ausdruck in den feindlichen Gestalten des Osiris und Set gefunden hat. Im Einzelnen bedarf es aber hier, wie ausdrücklich hervorgehoben werden mag, einer sehr behutsamen und sorgfältigen Zergliederung des in Rede stehenden anthropogeographischen Problems in seine verschiedenen Factoren, wie das unser Gewährsmann auch an einem allgemeinen Schema versucht hat;

gerade bei der von Montesquieu und Condorcet aufgeworfenen und bei aller statistischen Materialbenutzung doch von Buckle nicht erheblich geförderten Streitfrage vom bestimmenden Einfluß des Klimas auf die Gesittung ist dies inductive Verfahren unumgänglich geboten.

Blicken wir nun auf das Gesammtbild der Menschheit, soweit es sich sowohl nach den prähistorischen, anthropologischen und culturgeschichtlichen Forschungen, als auch nach den specifisch ethnographischen Ermittelungen zusammenhängend überschauen läßt, so fallen uns neben einigen hervorspringenden Gegensätzen die mannigfachsten Abstufungen in der Gesittung in's Auge. Wir schweigen von dem gehässigen und nichts weniger wie vorurtheilsfreien Ausdruck: Wilde, aber es wird sich auch für uns hier eine genauere Bestimmung des Begriffes der Naturvölker schwerlich vermeiden lassen. Auch hier sollte man möglichst ethische und ästhetische Normen aus dem Spiel lassen und sich zunächst an den einfachen Thatbestand halten, der uns vor Allem lehrt (einem häufigen Dogmatismus und Rassendünkel gegenüber), in diesen Vertretern niederer Gesittung nicht von der Natur verwahrloste Sprößlinge des Menschengeschlechtes zu sehen. Immerhin ist es freilich bedeutsam, daß die Kaukasier (um den alten Blumenbach'schen Ausdruck zu gebrauchen) bis auf kleine, verschwindende Reste jene untere Staffel überwunden haben, und es möchte fraglich erscheinen, ob an dem Zurückbleiben auf primitiven Entwickelungsstufen in Afrika und Australien nur die Unzuverlässigkeit und der Mangel äußerer Hilfsquellen Schuld ist. Ihr genaueres Studium, namentlich in den letzten Decennien, läßt zweifellos ihre volle Zugehörigkeit zu der geistigen Einheit der Species Homo sapiens erscheinen, und es ist ein mehr wie kühnes Unterfangen, wenn man in einigen enragirt darwinistischen Kreisen geglaubt hat, in ihnen die langersehnten Mittelglieder zwischen Mensch und Thier entdecken zu können. Ratzel giebt folgende Erklärung: Culturlich bilden diese Völker eine Schicht unter uns, während sie nach natürlicher Bildung und Anlage zum Theil, soweit sich erkennen läßt, uns gleich, zum Theil uns nicht fern stehen. Aber diese Schilderung ist nicht so zu verstehen, daß sie die nächst niederen Entwickelungsstufen unter uns bildet, durch die wir selbst hindurchgehen mußten, sondern so, daß sie sich ebenso wohl aus stehen gebliebenen als zur Seite gedrängten und rückgeschrittenen Elementen ansammelt und aufbaut. Es ist also ein starker Kern positiver Eigenschaft in den Naturvölkern; darin liegt Werth und Vortheil ihres Studiums. Die negative Auffassung, die nur sieht, was ihnen im Vergleich zu uns fehlt, ist eine kurzsichtige Unterschätzung. (Völkerk. I, 22.) Ohne uns hier in einen weitläufigen Streit einzulassen, möchten wir freilich daran festhalten, daß jene niedere Bildungsschicht nur dann Sinn hat, wenn wir sie mit unserer eigenen höheren, jene Vorstufen hinter sich lassenden Entwickelung vergleichen; nur unter dieser biogenetischen Auffassung, wie sie ja für die gesammte Zoologie maßgebend geworden ist, lassen sich die überaus zahlreichen An-

klänge in Sage, Mythus, Religion, Recht, Sitte und Kunst zwischen denselben Gliedern dieser aufsteigenden Phase mit einander in Beziehung setzen. Aber wohl ist trotzdem Rückgang, Zersetzung, auch wohl Entlehnung aus anderen Culturkreisen möglich, bekanntlich stellt weder die „Weltgeschichte" noch sonst irgend ein organischer Proceß eine lückenlose Reihe von sich gegenseitig bedingenden Fortschritten dar. Sehr wichtig ist in diesem Schema sodann die Stellung und Bedeutung der Halbculturvölker, schon allein um deß willen, weil wir dadurch daran erinnert werden, daß wir es im Völkerleben, wie überall, mit unendlich fein abgestuften Schattirungen zu thun haben, nicht mit haarscharf abgegrenzten Gegensätzen. Legt man Kunst und Wissenschaft als die maßgebenden Kriterien an, so mag freilich der Umstand einen Fingerzeig enthalten, daß erst die strenge Entwickelung des systematischen Denkens den vollen Gehalt höchster Cultur repräsentirt. Aber so sehr dieser Maßstab für viele Fälle passen mag, so ist er doch schlechterdings nicht überall anwendbar; die wunderbar feine, intellectuelle Gliederung und der dialektische Scharfsinn der Griechen, jener Erfinder der Wissenschaft für das Abendland, wie man sie geradezu nennen kann, und die genialen und tiefsinnigen Leistungen der Inder protestiren gegen ein solches Schema. Es sind doch offenbar noch andere, tiefere Gründe, welche hier mit im Spiele sind, vor Allem ethische, welche das Niveau der ganzen Weltanschauung mitbetreffen. Was endlich die thatsächliche Entwickelung der Civilisation auf Erden anlangt, so kann man je nach den klimatischen Bedingungen bestimmte Culturzonen von einander unterscheiden, deren fruchtbarste und erfolgreichste in der gemäßigten Zone zu suchen ist, wofür, wie unser Gewährsmann ausführt, nicht blos eine Gruppe von Thatsachen spricht. Die wichtigsten, organisch zusammenhängendsten, in ihrem Zusammenhang und durch ihn am stetigsten sich fortbildenden, nach Außen anregendsten, geschichtlichen Entwickelungen der letzten drei Jahrtausende gehören dieser Zone an. Daß nicht zufällig das Herz der alten Geschichte in dieser Zone am Mittelmeer schlug, lehrt sehr deutlich das Verharren der wirksamsten geschichtlichen Entwickelungen in der gemäßigten Zone auch nach der Erweiterung des Gesichtskreises über Europa hinaus, ja selbst nach der Verpflanzung der europäischen Cultur nach jenen neuen Welten, die sich in Amerika, Afrika und Australien aufthaten. Zwar flechten sich unendlich viele Fäden in dieses große Gewebe hinein; aber da Alles, was die Völker schaffen, am Ende auf dem Thun des Einzelnen beruht, so ist zweifellos das Folgenreichste davon einmal die Zusammendrängung einer möglichst großen Zahl möglichst leistungsfähiger Individuen in der gemäßigten Zone und dann die Aneinanderreihung und Zusammenfassung der einzelnen Culturgebiete in einen Culturgürtel, wo der Verkehr, der Austausch, die Mehrung und Befestigung der Elemente des Culturschatzes die günstigsten Bedingungen finden, wo mit anderen Worten die Erhaltung und die Fortentwickelung der Cultur auf der größten geographischen Grund-

lage ihre Thätigkeit entfalten können. (Völkerk. I, 26.) Daß bei aller natürlichen Bevorzugung und der ebenso entschiedenen geistigen Anlage hier der wunderbaren Technik unserer Zeit ein wesentliches Verdienst zugefallen ist, die es versteht, Raum und Zeit auf ein Minimum zurückzuführen, daß nur dadurch der anscheinend unaufhaltsame Siegeszug der arischen Cultur über den Erdball möglich geworden ist (freilich steht die verhängnißvolle Probe mit China noch aus), bedarf wohl keiner weiteren Erörterung. Bedeutungsvoll ist endlich die Thatsache, daß die meisten Völkerwanderungen, von denen die Geschichte weiß, von kälteren in wärmere Gegenden stattgefunden haben (die dorische, arische, germanisch-slavische, aztekische u. s. w.) und somit eine gewisse äquatoriale Tendenz zeigen.

Eines der düstersten Capitel der Culturgeschichte und Völkerkunde füllt der Bericht über den Untergang der Naturvölker, die von dem Pesthauch der Civilisation, wie man meist sich ausdrückt, angesteckt werden und rettungslosem Verderben anheimfallen. Die Brutalitäten und Massenmorde, welche sich die Vertreter europäischer Gesittung gegenüber harmlosen Kindern des Naturzustandes erlaubt haben, und die leider noch bis in unser Jahrhundert hineinreichen, sollen durchaus nicht beschönigt werden, und es genügt allein wohl der Hinweis auf die stark rhetorisch geführte Verdammung dieser Ruchlosigkeiten seitens Peschels, um dieser traurigen Thatsache gerecht zu werden. Aber gerade dieser Schriftsteller hat dabei auch auf ein sehr wirksames Motiv die Aufmerksamkeit gelenkt, welches gewöhnlich viel zu wenig beachtet wird, nämlich ein eigenthümlicher, tief eingewurzelter Lebensüberdruß, den z. B. der bekannte Jesuitenpater Dobrizoffer bei seinen Abiponen beobachten konnte. Zu dieser verhängnißvollen Depression, die sich in zahlreichen Selbstmorden bekundete*), treten aber noch mancherlei anderseitige Beweggründe, um das düstere Gemälde zu vollenden, das Ratzel treffend: die Pathologie der Weltgeschichte nennt. Schon physiologische Ursachen wirken mit; denn entgegen der gewöhnlichen sentimental angekränkelten Meinung schwelgen die Naturvölker durchaus nicht in einem unerschöpflichen Fond unwiderstehlicher Gesundheit, sondern sie sind umgekehrt viel schneller empfänglich für verheerende Seuchen und erliegen auch rascher deren Angriffen, als wir; dazu kommt die sociale Lockerung durch unaufhörliche Fehden, das völlig incommensurable Conto, das man der gewohnheitsgemäßen Geringschätzung des menschlichen Lebens als solchen zu danken hat, Kindesmord, Menschenopfer, Anthropophagie und endlich die blutige Geißel des Menschenthums, die Kriegsfurie. Zusammenfassend stellt der erfahrene Reisende diesen Zersetzungsproceß so dar: Die Berührung mit den Europäern hat dieses Sterben beschleunigt, aber es

*) Dahin gehören auch die Wahnsinnsepidemien, Veitstanz-Anfälle 2c., von denen Indianerdörfer heimgesucht und entvölkert werden.

liegen Anzeichen vor, daß dasselbe auch früher vorkam. Fragt man nach den Ursachen dieses tief in die Geschichte der Menschheit einschneidenden Verhältnisses, so muß gesagt werden, daß Völker niederer Culturstufe auf einer durchaus ungesunden Basis stehen. Sie stehen körperlich und moralisch hinter den Culturvölkern zurück. Sie gehen sorglos und grausam mit Menschenleben um, deren Zunahme ihnen oft gefährlich, bedrückend zu sein scheint. Sie theilen daher nicht unsere Begriffe vom Werth des Lebens. Krankheit, ungesundes Leben in Kleidung, Hütte und Nahrung, Kindesmord, Ertödtung des Werdenden im Keime, unnatürliche Laster, Polygamie, Hungersnoth und Wassermangel, Krieg, Menschenraub und endlich Cannibalismus bilden einen Complex von Thatsachen, die alle der Vermehrung der Bevölkerung entgegen wirken. Was aber sich nicht vermehrt, wird zurückgedrängt, da andere Völker, welche wachsen, den Platz einzunehmen streben, welchen jene schwächeren nicht auszufüllen im Stande sind. (Anthrop. II, 395).

Die Einheit des Menschengeschlechts, welche die Völkerkunde trotz aller mannigfaltigen Abstufungen und selbst anscheinend unzerstörbarer Rassengegensätze unentwegt festhalten muß, regt uns aber zum Schluß noch zur Erörterung eines vielbesprochenen Problems an, das selbst außerhalb der Kreise der eigentlichen Fachgenossen viel Staub aufgewirbelt hat, nämlich der Streitfrage, ob wir bei Bräuchen, Sitten, Gewohnheiten, Anschauungen und Ideen jedes Mal Uebertragung und Entlehnung oder umgekehrt selbstständige Entstehung anzunehmen haben. Ratzel steht mehr auf dem ersten Standpunkt, obwohl er doch nicht umhin kann, zu gestehen: In der stillen Schneehütte der Hyperboreer erklingt dieselbe Sage, zu der im tropischen Stillen Ocean auf einer einsamen Koralleninsel die Palmenkronen rauschen. Die Tätowirung des Kinnes mit einigen geraden Linien, die senkrecht parallel ziehen, kommt am Behringsmeer und in Patagonien vor. Nicht nur die Steinwaffen an sich gleichen einander, die man an der Ostsee und am Stillen Ocean findet, dieselben werden im gleichen Gedanken als Donnerkeile gedeutet in Attika und auf Celebes, am Orinoko und in Schwaben (Anthrop. II, 692). Und Angesichts dieser überraschenden Gleichartigkeit menschlichen Geisteslebens wird geradezu ein Gemeinbesitz der Menschheit entworfen, ein gleichsam unveräußerliches Inventar an technischen, socialen, politischen, mythologischen, ethischen und künstlerischen Ideen. Dennoch opponirt unser Kritiker scharf gegen jene andere, wesentlich von Bastian und seinen Anhängern vertretene Lehre des Völkergedankens, welche letzten Endes auf die bekannte socialpsychische Perspective zurückführt. Wenn Stäbchenpanzer (heißt es hier u. A.) im Tschuktschenlande, auf den Aleuten, in Japan und in Polynesien gleichsam durch eine generatio aequivoca des menschlichen Intellekts in's Dasein treten, so genügt die Untersuchung eines einzigen Falles dieser Art, um alle anderen zu verstehen. Dann ist es mehr der Geist des Menschen, als die Erzeug-

nisse dieses Geistes, welche die Ethnographie interessiren; dann hat es geringen Werth, die geographische Verbreitung irgend eines ethnographischen Gegenstandes sorgsam zu untersuchen, und die Völkerkunde kann der Hilfe der Erdkunde entbehren. Wir können hier begreiflicher Weise nicht in eine weitläufige Polemik eintreten*), sondern begnügen uns mit der ganz allgemeinen Bemerkung, das uns jener scheinbar so unversöhnliche methodische Gegensatz sehr übertrieben zu sein scheint. Stellt sich irgend eine auffällige Uebereinstimmung in Sitte, Brauch und Glauben zwischen zwei durchaus stammfremden Völkerschaften heraus, so ergiebt sich dadurch freilich durchaus noch nicht sofort die Giltigkeit jener etwas spöttisch als generatio aequivoca bezeichneten Theorie, sondern es bedarf vorerst einer sorgfältigen rein geographisch-topographischen Erforschung des bezüglichen Verbreitungsbezirkes. Gelangen wir aber hier zu keinen unanfechtbaren, objectiv beweiskräftigen Ergebnissen, so bleibt eben nichts Anderes übrig, als zu jener Annahme zu greifen, daß sich das Denkvermögen aller Menschenstämme, wie Peschel sich ausdrückt, bis auf seine seltsamsten Sprünge und Verirrungen gleicht. Ganz besonders die vergleichende Rechtswissenschaft, sowie die sich neuerdings entwickelnde vergleichende Mythologie auf ethnologischer Basis haben in dieser Beziehung die vorzüglichsten Beweise geliefert; hier kann für eine unbefangene Auffassung, die sich nicht von vornherein gegen die logische Möglichkeit einer anderen Entstehung verschließt, in der That keine andere Erklärung aufkommen. Daß aber gerade diese förmliche Sucht, jedes Mal einen wirklich historisch-geographischen Weg für die angebliche Entlehnung finden zu wollen, schließlich nur zu handgreiflichen Absurditäten führt, liegt nur zu nahe und ist auch von Ratzel selbst zugestanden.

Soll die Völkerkunde den mißgestalteten Begriff der bisherigen Weltgeschichte in seiner vollen Tragweite realisiren, so bedarf es der unausgesetzten Mithilfe verschiedenartiger Disciplinen. Daß dazu Geographie und Ethnographie in erster Linie gehören, bedarf wohl kaum ausdrücklicher Betonung; auch andere naturwissenschaftliche Untersuchungen gehören in diesen weiten Rahmen mithinein — so würden für das so wichtige Moment des Klimas meteorologische und geologische Forschungen schwerlich zu entbehren sein, für die bedeutungsvolle Frage der Rassenabwandelung und Anpassung des Menschen in seine Umgebung ebenso wenig anatomische und zoologische Studien. Dazu kommen dann noch die eigentlichen historischen und linguistischen Wissenschaften und endlich als Krone des Ganzen die Beherrschung psychologischer Principien — fürwahr eine ungewöhnlich reiche Rüstkammer des Wissens. Es liegt nun in der Natur der Dinge, daß individuelle

*) Es mag deshalb gestattet sein, auf das Werk des Verfassers zu verweisen: Moderne Völkerkunde, deren Entwickelung und Aufgaben, Stuttgart, Enke 1896, besonders S. 266 ff.

Anlage und Neigung einen oder den anderen Zweig an diesem ästereichen Baume der einen umfassenden Wissenschaft bevorzugt, und das trifft bei Ratzel in Bezug auf die vorzügliche Fundamentirung ethnologischer Probleme auf geographisch-ethnographische Documente zu. So schreibt er im Hinblick auf die vielfach recht mühselige Sammlung des concreten Materials in der Vorrede zum zweiten Bande seiner Ethnographie: Den Gewinn dieser Arbeit fand ich in der Erkenntniß, daß es für die Ethnographie zwei Wege wissenschaftlicher Ausgestaltung gebe, auf deren einen die psychologische Methode führt, während der andere nur der Weg der Geographie sein kann. Am deutlichsten drückt wohl die Abgrenzung des anthropogeographischen Forschungsgebietes in der Ethnographie den Gegensatz von psychologischen und anthropogeographischen Thatsachen aus; denn in der letzteren tritt uns die Wanderung fertiger Gedanken und Werke, in der ersteren ihre Neuentstehung entgegen, und jene bedeutet eine Verbindung mit den Orten und Räumen, während diese die Verbindung mit der Seele des Menschen sucht. Aber durchweg tritt doch auch eine völlige Vertrautheit mit philosophischen und insbesondere psychologischen Theorien hervor, wie das ja auch bei einem so umfassenden Forscher kaum anders zu erwarten ist, namentlich folgt Ratzel öfter Anregungen des großen Begründers der modernen Sociologie, A. Comte, ohne dessen Einseitigkeiten zu theilen. Namentlich verdient es hervorgehoben zu werden, daß die verhängnißvolle Verknüpfung sociologischer Principien mit darwinistischen Hypothesen erst jedesmal einer besonderen kritischen Prüfung auf die inductive Haltbarkeit unterzogen wird, ehe die Zustimmung erfolgt. Auch hier kann erst eine umfassende Vergleichung des empirischen Materials die letzte endgiltige Entscheidung an die Hand geben. Wer eines verläßlichen, vorurtheilsfreien Führers für das weite Gebiet des Völkerlebens bedarf, dem können wir nur mit bestem Gewissen rathen, sich unter diese Obhut zu begeben, und zwar umso mehr, als sich die Darstellung durch einen ansprechenden und allgemein verständlichen Ton auszeichnet.

Feige?

Von

J. Hutten.

— Tilsit. —

„Die spartanischen Mütter prägten ihren zur Schlacht ziehenden Söhnen ein, sie dürften nur mit dem Schilde oder auf ihm heimkehren. Wehe dem Spartaner, der nicht seine Wunden vorn auf der Brust gehabt hätte" — las der Knabe.

„Verstehst Du das?"

„Ja, Mutter."

Der eigenthümlich gepreßte Ton der Antwort veranlaßte die Frau aufzusehen, und nach einem prüfenden Blick in das blasse Gesicht des Knaben sagte sie hastig: „Laß jetzt das Lesen, Heinz, Du bist mit Deinen Schularbeiten fertig, könntest zu Deinen Kameraden hinauslaufen."

Ohne Etwas zu erwidern, erhob er sich, legte das Buch aus der Hand und verabschiedete sich von der Mutter. Aber er sprang nicht hinaus, wie andere Knaben es wohl gethan hätten, er ging langsam, müde, die schmale Gestalt ein wenig vornübergeneigt.

Mit einem Seufzer blickte ihm die Mutter nach. Warum konnte er nicht sein wie seine Brüder, die frisch und derb ihren Weg gegangen waren, warum mußte dieser Jüngste das grüblerische Wesen seines Vaters geerbt haben? Frau Günther hatte ihren Mann, der Dorfschullehrer gewesen, aufrichtig geliebt und nach seinem Tode aufrichtig betrauert, aber sie hatte doch nie so recht gewußt, wie sie mit seiner sinnigen Natur, seiner zarten Gesundheit umzugehen habe, und mit allem ehrlichen Willen ihrer kräftigen Seele vermochte sie auch nicht sich in diesen Sohn hineinzuversetzen, der seinem Vater nachzuarten schien. Aber sie bewunderte ihn, war stolz auf seinen Trieb zur Gelehrsamkeit und das Lob, welches ihm der Lehrer spendete.

Als draußen die milde Sommerluft in des Knaben Gesicht wehte, hellten sich seine Blicke auf, beschleunigte sich sein Schritt. Er hatte ein ganzes Stück Weges bis zum Anger, auf dem die Jugend ihre Spiele zu treiben pflegte, denn das Dorf lag langgestreckt da, und das Häuschen seiner Mutter war das vorletzte nach der einen Richtung hin. Mit lautem Zuruf wurde er empfangen, als er in den Gesichtskreis seiner Kameraden trat, aber sie wurden ungeduldig, da er nicht schnell genug ihnen entgegenkam.

„Flink, Heinz, wir wollen Etwas unternehmen."

„Kriech doch nicht wie eine lahme Laus."

„So ein Schulmeisterjunge."

Aber all diese Zurufe klangen gutmüthig, und wenn auch bei dem letzten ein helles Roth in die Wangen des Knaben gestiegen war, nahm er sie doch ohne Entgegnung hin:

„Was wollen wir heut für ein Kampfspiel aufführen?" fragte der lange Wilhelm. „Weißt Du noch, Heinz, wie heißt doch schon der Held, von dem Du neulich erzähltest? Leo war sein Vorname."

„Leonidas, den Spartaner, meinst Du," sagte der Gefragte, aber kein Lächeln erhellte dabei sein Gesicht, sondern mit einem nervösen Zucken hob er die Hand. „Nein, das geht nicht; wir wollen wieder Trojanischen Krieg spielen."

Damit waren Alle einverstanden, und nur die Vertheilung der Heldenrollen machte noch große Schwierigkeiten. Für Hektor und Achill gab es viele Bewerber, und zur Noth noch für Agamemnon, Menelaus und Paris — es war keine Kleinigkeit, Alles in Gang zu bringen. Doch zum Schluß gelang es Heinz, der sich mit der Rolle des Patroklos begnügte, Ordnung zu schaffen. Der lange Wilhelm, sonst der ungeduldigste von den Knaben, machte ihm dabei keine Schwierigkeiten, er hatte ein für alle Mal den Ajax übernommen und wußte wohl, weshalb. Die Aussicht, später als rasender Ajax nach Herzenslust wüthen zu dürfen, versöhnte ihn mit dem geringen Antheil, den er anfangs nur an den Kämpfen hatte. In einigen verwegenen Köpfen tauchte der Gedanke auf, zur Helena und Andromache ein paar von den Mädchen, die auf einem anderen Theile des Angers sich belustigten, zu holen, aber die Mehrzahl der Burschen fühlte zu tief das Entwürdigende, mit diesen verachteten Wesen ihre Spiele zu theilen, als daß der Vorschlag nicht sofort zurückgewiesen worden wäre. Es genügte, die Anwesenheit der Frauen, wo sie erforderlich war, einfach vorauszusetzen, und doch schien der Gedanke, daß sie den Kämpfen zusahen, wenn Heinz ihm Ausdruck gab, stets den Eifer ganz besonders zu entflammen. Endlich kam der große Augenblick, in dem Ajax sich rasend in die Schlacht stürzte. Diesem Helden konnte man es auf's bloße Wort glauben, daß er soeben in einer Rinderheerde die furchtbarste Verwüstung angerichtet hatte, denn auch unter seinen menschlichen Feinden wirkte er unheimlich. Es dauerte

nicht lange, bis unter jammervollem Geschrei vor seinen kräftigen Fäusten die Blüthe Ilions dahinsank. Dabei erhielt Paris einen besonders energischen Stoß in's Gesicht, der einen Blutsturz aus der Nase zur Folge hatte. Das ging nun doch über den Spaß, und der große Krieg wurde unterbrochen. Gottlieb-Paris wurde auf die Erde gebettet, und ziemlich rathlos standen Griechen und Troer um ihn.

„Hat nicht Einer ein Sacktuch bei sich?" fragte der lange Wilhelm. „Du, Heinz, hast ja immer eins, und so möglichst rein; tauch's in den Brunnen und leg' es ihm auf die Nase, dann ist bald Alles gut. Aber Herr Gott, wie siehst Du aus?" unterbrach er sich, da Heinz todtenblaß nur mit zitternden Händen dem Verlangen entsprechen konnte.

„Er kann kein Blut sehen," rief lachend ein anderer Knabe.

„Der Feigling," höhnte ein Dritter.

Das nasse Tuch that bald genug seine Schuldigkeit, und Gottlieb erklärte selbst, wieder Paris sein zu können. So sollte es denn von Neuem an das Ordnen des Spieles gehen, als man das Fehlen Heinz Günthers bemerkte. Er mußte sich, während Alle um den Gefallenen beschäftigt waren, leise entfernt haben. Bestürzt blickten sich die Knaben an.

„Was hatte er nur wieder?"

„So ein zimperlicher Junge, kann kein Blut sehen und kein böses Wort hören."

„Muttersöhnchen."

„Duckmäuser."

Doch trotz des Scheltens schien Allen nicht recht geheuer zu Muthe zu sein. Der Heinz war stets ein so guter Kamerad, von ihm kamen alle ihre Spiele, und er hatte noch nie Einen verpetzt, auch wenn ihm der tollste Schabernack angethan war. Während die Burschen kleinlaut zusammenstanden, kam vom anderen Ende des Angers ein Mädchen daher, frisch und blühend, in stolzer, aufrechter Haltung, mit einem schweren Korbe am Arm. Sie warf nur einen Blick auf die Gruppe und sagte dann achselzuckend:

„Also wieder gerauft! Aber wo habt Ihr den Heinz Günther?"

Der lange Wilhelm zuckte nur die Achseln, aber die Anderen konnten dem klaren, fragenden Blick nicht widerstehen, und in wenigen Minuten wußte das Mädchen Alles. „Schämt Ihr Euch nicht, Ihr bösen Buben? Wenn ich der Heinz wäre, ich kümmerte mich nie mehr um Euch, lehrte Euch keine Spiele mehr. Er ist besser, als Ihr Alle zusammen," und den schweren Korb fester an sich nehmend, ging sie vorüber. Nur in der Nähe von Frau Günthers Häuschen mäßigte sie ihren schnellen Schritt. Da dort Alles still und ruhig war, verfolgte sie weiter ihren Weg, denn sie mußte bis zum allerletzten Grundstück gehen, das noch ein paar hundert Schritte weiter hinaus lag und ihrem Vater, dem Bauer Steffens, gehörte, von dem die Leute sich erzählten, er sei in den letzten Jahren durch einen

schwunghaften Viehhandel ein sehr reicher Mann geworden. Vorher noch überholte sie Heinz, der langsam, in sich versunken, dahinschritt. Bei ihrem freundlichen Anruf fuhr er herum, und sie blickte in ein kummervolles Gesicht, dessen Bläße durch etwas geröthete Augenlider noch auffälliger wurde.

„Na, Heinz, so allein und hier draußen! Wartet die Mutter nicht schon mit dem Abendessen?"

„Ich kann nicht," sagte er mit zuckenden Lippen. „Ich bin nicht hungrig, und ich wollte allein sein."

„Heißt das, ich möge mich fortscheeren?"

„Nein, Grethe, so mußt Du nicht sprechen. Du bist immer gut zu mir. Wenn ich Dich nicht hätte — "

„Warte einmal."

Sie waren an dem Steffen'schen Hause angelangt, in welches das Mädchen hineinging, um gleich darauf ohne Korb wieder herauszutreten.

„Vater kommt heut spät nach Hause, da kann ich Dich noch ein Ende Weges begleiten. Der Abend ist so schön; wir wollen in die Haide."

Der Knabe nickte mit einem träumerisch dankbaren Lächeln und fragte erst nach einer Weile:

„Fürchtest Du Dich gar nicht, wenn Du so allein zu Hause bist, denn Eure alte, taube Christine kann Dir doch Nichts helfen."

Das Mädchen lachte übermüthig. „Nein, wenn irgend etwas Schlimmes geschähe, müßte ich sie schützen. Aber warum sollte ich mich fürchten? Wenn Vater mit dem Knecht fort ist, bin ich immer allein, das macht mir Nichts aus."

„Aber wenn es dunkel ist, Grethe, und Alles still, und es dabei summt und klingt und raschelt und manchmal in der Schwärze ganz weiß schimmert?"

Die Augen des Knaben wurden groß und starr, während er es mit leiser Stimme sagte.

„Was Du Alles sprichst, Heinz!" unterbrach sie ihn, offenbar gegen ein unbehagliches Gefühl ankämpfend. „Dunkel und Stille habe ich gern, und lege ich mich in's Bett, so schlafe ich gleich ein, ich bin dann immer so müde."

„Ich kann nie gleich einschlafen, und manchmal freut's mich, dann kann ich denken und träumen, aber manchmal ist es sehr unheimlich."

Sie waren jetzt in der Haide angelangt und ließen sich auf ihrem Lieblingsplatz nieder, am Fuße eines Hügels, der ihren Rücken schützte. Vor ihren Blicken breitete sich die große, im Abendsonnenschein schimmernde Fläche aus. Still schauten die Kinder hinaus; erst nach einer langen Weile wandte sich Grethe an ihren Kameraden: „Ich glaube, Du bist ein Dichter, Heinz. Mein Vater hat mir erzählt, daß Dein Vater Gedichte machte, und ich glaube, das könntest Du auch."

„Nein, Grethe, das nicht; aber ich muß Dir Etwas sagen — ich habe es noch keinem Menschen anvertraut, und es darf es auch Keiner wissen — nur Du, Du ganz allein: Ich möchte so gern ein Held sein; ich träume immer von Krieg und Schlachten und stolzen Thaten; aber ich werde nie einer werden, ich bin ein Feigling."

Er stieß das letzte Wort fast schreiend heraus, so daß Grethe zusammenfuhr. Doch dann widersprach sie: „Nein, Heinz, lieber Heinz, das bist Du nicht."

„Ja, Grethe, Du weißt es nicht so, aber Alles erschreckt mich, vor Allem fürchte ich mich. Wenn die Jungen raufen und schimpfen und wenn gar Blut fließt, dann möchte ich immer weinen, und sie sehen es mir an, und bald werden es Alle wissen und dann — und dann —"

„Aber, Heinz, was sprichst Du nur? Du bist nicht feige. Hast Du mich nicht einmal beschützt, als der lange Wilhelm mich schlagen wollte, und ich hätte mich seiner nicht erwehren können, wenn Du nicht gekommen wärest. Nein, wirklich, Du bist nicht feige, Du magst nur nicht die Wildheit und das rohe Wesen von den anderen Burschen, und darum habe ich Dich lieber. Sei nur ruhig, Du bist besser als sie Alle."

Langsam stieg in das blasse Gesicht des Knaben die Röthe warmer Freude; aber doch schüttelte er den Kopf. „Du weißt es nicht richtig, Grethe, aber Du bist so gut, so gut."

Dann saßen die Kinder wieder still beieinander und sahen langsam die Sonne untersinken und das Abendroth verglühen. Da sprang das Mädchen auf. „Es wird kühl und spät, Heinz, wir wollen heimgehen."

Vor Bauer Steffens Thür trennten sie sich, aber noch eine ganze Weile schaute das Mädchen der langsam im Dunkel verschwindenden Gestalt nach. Sie war vierzehn Jahre alt, und er zwölf, aber was sich in ihrem Innern regte, als sie ihn gebückt und müde dahingehen sah, das war ein so echtes, mütterliches Gefühl, wie es nur, aus Mitleid und Liebe gepaart, ein Frauenherz zu empfinden vermag.

Das Leben im Dorfe ging seinen stillen, einförmigen Gang weiter, und Heinz füllte weiter seinen kleinen Platz darin aus. Nach wie vor war er der Beste in der Schule, nach wie vor wandten sich seine Mitschüler an ihn, wenn sie bei ihren Arbeiten der Hilfe bedurften, und verhöhnten ihn, wenn sie ihn nicht verstanden, waren aber auch ebenso bereit, ihn gegen Jeden, der ihm zu nahe trat, zu vertheidigen; und nach wie vor wurde am schönsten gespielt, wenn Heinz dabei war und ihnen von Krieg und Kampfspielen erzählte, die sie dann in Scene setzen konnten. Aber je mehr der Herbst sich näherte, um so seltener erschien Heinz auf dem Anger, und um so häufiger lag er auf der Haide, meistens allein, versunken in Träume von Glanz, Schönheit und Tapferkeit.

Manchmal gesellte sich auch Grethe zu ihm, und das war noch schöner, aber es konnte nicht oft geschehen, denn das Mädchen hatte sein reichliches

Tagewerk. Sie hatte keine Mutter mehr; die alte, taube Christine war ihre einzige, schwache Hilfe in der Wirthschaft, und der Vater war anspruchsvoll.

An einem selten schönen Herbsttage lag Heinz wieder inmitten der blühenden Haide. Die Luft war so klar und schimmernd und von solch' leuchtender Durchsichtigkeit, wie nur diese Jahreszeit sie kennt. Des Knaben Brust weitete sich in voller Empfindung für den Zauber um ihn her, und reger als je arbeitete seine Phantasie. Er sah das alte Griechenland vor seinen Blicken erstehen, er sah den Engpaß der Thermopylen und Leonidas mit seinen 300 Mann ihn vertheidigen gegen die Feinde, er sah sie fallen Mann für Mann, jeder mit seiner tödtlichen Wunde auf der Brust, und er selbst war mitten unter ihnen und fühlte nicht den Schmerz der Wunde in dem stolzen Bewußtsein, sein Leben für sein Vaterland, ewigen Nachruhmes sicher, hinzugeben — da fauchte und schnob es neben ihm, und mit einem gellenden Schrei, zitternd an allen Gliedern, sprang der Knabe empor. Eine Kuh hatte sich von der nahen Weide hierher verirrt und glotzte ihn mit vorwurfsvollen Augen an. Verschwunden waren die Gefilde von Hellas, zerstoben der stolze Heldentraum. Heinz preßte seine Fäuste vor die Augen, warf sich auf die Erde, und während sein ganzer Körper zuckte, rang es sich immer wieder in wilder Verzweiflung von seinen Lippen: feige, feige, feige. —

Der Winter war noch stiller für Heinz Günther. Da er zur Haide nicht hinauskonnte, hätte es ihn wohl gelockt, öfters mit seinen Kameraden Schneeburgen zu bauen und sie bald zu vertheidigen, bald anzugreifen, aber er wurde immer so bald müde, und dann neckten ihn die anderen Jungen, da blieb er lieber ganz daheim und las in den Büchern seines Vaters oder genoß auch wohl in seinen Träumen Alles, was das Leben ihm versagte. So wenig achtete er der Außenwelt, daß er gar nicht merkte, welch' große Pläne der Dorfschullehrer mit seiner Mutter schmiedete, wie sie darüber verhandelten, ob es nicht anginge, ihm den Besuch eines Gymnasiums in der nächsten größeren Stadt und später ein Universitätsstudium zu ermöglichen. Ganz aufzuwachen schien er nur, wenn Grethe kam, um mit der Mutter und ihm zu plaudern. Daß sie um sein furchtbares Geheimniß wußte und ihn doch liebte, ja, nicht einmal recht an seine Feigheit glaubte, das gab ihm ein Gefühl des Friedens und Geborgenseins in ihrer Nähe, wie er es sonst nie kannte. Zu Bauer Steffens ging er selten, obwohl er dort stets freundlich aufgenommen wurde. Grethe mochte ihre frische, thatkräftige Natur vom Vater geerbt haben, aber bei ihm war der Thätigkeitstrieb zu Ruhelosigkeit geworden, und wenn das Mädchen ein stilles, freundliches Stündchen haben wollte, so mußte sie es eben bei Frau Günther suchen. —

Allmählich nahm auch der Winter wieder ein Ende, obgleich es lange genug damit dauerte. Selbst der Mai war noch naß und kalt, und erst im

Juni war der Sommer plötzlich da mit Sonnenschein, Wärme und grünem Laub. Heinz stand geblendet von all der Pracht, aber eine böse Erkältung fesselte ihn noch tagelang an's Zimmer. Als er zum ersten Male wieder zur Haide hinaus konnte, war ein wundervoller Sommertag, und er ging auch zum ersten Male wieder barfuß. Wie schön es sich über die Wiese lief, aber ehe er zur Haide kam, mußte er die Landstraße überschreiten. Er achtete nicht des Weges, trat auf einen spitzen Stein und konnte nur mühsam, eine leichte Blutspur hinter sich lassend, seinen gewohnten Platz erreichen. Dort untersuchte er die Wunde genauer und reinigte sie, so gut es ging. Sie brannte und schmerzte ihn sehr, aber eben deshalb wurde ihm das Auftreten so sauer, daß er nicht bis zu dem nächsten Rinnsel, an dem er sie hätte kühlen können, gehen mochte. Sehr niedergeschlagen wühlte er seinen Kopf in Gras und Haidekraut ein und überlegte, was er anfangen würde, wenn Keiner käme und ihn hier fände. Es müßte sich auch in der Nacht hier draußen schön schlafen, aber die Mutter würde sich ängstigen, und wenn es dunkel würde, konnten Thiere kommen, Stimmen laut werden. Aus seiner durch Schmerz und Schwäche entstandenen Betäubung fuhr Heinz mit einem angstvollen Stöhnen empor. Die Sonne stand schon tief, wirklich bald würde die Nacht hereinbrechen, und er war allein — allein. Er versuchte sich aufzurichten, aber obgleich er sein Sacktuch fest um die Wunde am Fuß gebunden, that sie doch so weh, daß er hilflos wieder zurücksank. Nach einer Weile dumpfen Brütens hörte er ein Geräusch. Sollte Grethe? — aber nein, das waren andere Tritte, und nun wurde auch gesprochen mit rauhen häßlichen Stimmen. Scheu verbarg sich der Knabe hinter dem Kieferngestrüpp, das den kleinen Hügel, an dem er lehnte, krönte. Lieber vor Schmerzen vergehen, als mit wüsten Gesellen in Berührung kommen. Aengstlich spähte er durch die Zweige und sah, wie die beiden Männer stille standen, sich umschauten, und als sie Niemand entdeckten, sich ganz in seiner Nähe auf die Erde setzten, um sich dort zu besprechen.

„Heut muß es geschehen," sagte der Eine mit wilder Energie, „nie ist die Gelegenheit so günstig. Gestern hat der Steffens ein paar Thiere verkauft und noch nicht Zeit gehabt, das Geld zur Stadt zu tragen, weil er auf ein Gut zu neuem Kauf hinaus mußte. Ich belauschte ihn, als er mit dem Knecht sprach, und den hat er mitgenommen. Nun ist die Grethe allein im Hause, denn er kommt erst gegen Morgen zurück, und dem alten Frauenzimmer, das sonst bei ihr ist, hat sie auch erlaubt, über Nacht fortzubleiben. Heut muß es geschehen und bald nach 10 Uhr, wenn eben der Mond aufgeht. Dann ist's hell genug, um ohne Laterne das Geld im Schrank zu finden — ich weiß ja noch gut, wo er es aufbewahrt — und noch nicht zu hell, um ungesehen wieder fortzukommen."

„Aber wenn es die Grethe doch hört?" sagte unentschlossen der Andere.

„So muß ihr der Mund verstopft werden."

Fast hätte in diesem Augenblick ein angstvoller Aufschrei den Knaben verrathen, doch ein lebhafter Widerspruch des anderen Mannes verschlang das Geräusch.

Wieder ließ sich die rauhe Stimme des ersten Sprechers hören. „Mach' kein Gewinsel, ich will sie ja nicht umbringen; nur ein Tuch in den Mund, ein Strick um Arme und Beine. Du sollst blos draußen stehen, und doch theilen wir nachher halbpart. Du hast es am besten bei der ganzen Geschichte."

Seine Gründe schienen auf fruchtbaren Boden zu fallen. Schon nach einer kleinen Weile erhoben sich die Männer und schlugen die Richtung nach dem Dorf zu ein, um in der Nähe des gefährdeten Gehöftes volle Nachtruhe und Mondaufgang abzuwarten. Wie sie dahinschritten und Heinz nun ihre vollen Gestalten sehen konnte, wurde ihm zur Gewißheit, was ihm die Stimme schon wahrscheinlich gemacht hatte, daß der Verführer der schwarze Anton war, der einst bei Steffens als Knecht gedient und später wegen Straßenraubes ein paar Jahre im Zuchthaus gesessen hatte. Nein, für den gab es kein Bedenken, kein Mitleid, dem wäre es auch auf einen Mord nicht angekommen, — und, Grethe war allein zu Hause. O, wer jetzt nicht so schwach wäre und so feige, so feige! Es mußte Hilfe geschafft werden, aber wer sollte es thun, und nun wurde es auch schon dunkel. Keine Zeit mehr, vor der zum Verbrechen bestimmten Stunde in's Dorf zu kommen und Leute zu benachrichtigen! Bis zu dem Steffen'schen Hause zu gelangen, mußte noch möglich sein, aber dazu müßte man keinen kranken Fuß und keine Angst haben. Sie fürchtete sich nicht, aber was würden ihr heut Muth und Kraft helfen! Sie glaubte auch nicht an seine Feigheit, hatte so viel Vertrauen zu ihm, und er lag hier, und dort thaten sie ihr ein Leides an. O, nur dies eine Mal Heldenmuth und Heldenkraft! — Von einer Gewalt gezogen, die stärker war als Schmerz und Angst, stand Heinz plötzlich auf seinen Füßen. Nach den ersten Schritten glaubte er umfallen zu müssen, aber er bezwang sich, und es ging doch vorwärts. Je dunkler es wurde und je mehr sich die entscheidende Stunde näherte, um so weniger fühlte er seine Leiden. Das Tuch löste sich von seinem Fuß, aber er nahm sich nicht die Zeit, es aufzuheben oder gar auf's Neue zu befestigen. Wenn ihn ein Schwindelanfall zu rasten zwang, stützte er sich fest auf den Knüppel, den er unterwegs aufgelesen hatte, und wartete, bis er vorüberging. Als er nur noch ein paar hundert Schritt von dem Steffen'schen Hause entfernt war, hörte er vom Dorfe her die Uhr zehn schlagen, und schon ließ sich am Horizont die Stelle erkennen, an welcher der Mond aufgehen würde. Nun hieß es sich nicht blicken lassen. Wurde er von den Verbrechern vorzeitig entdeckt, so war es um ihn geschehen, und er konnte Grethe nicht helfen. Gegenüber dem Gehöft auf der anderen Seite der Landstraße zog sich Weidengebüsch hin, das dem Knaben die nöthige Deckung bot. Jetzt war er in gleicher Linie mit dem Hause, aber schon sah er auch im ersten Schimmer des Mondes zwei

Männer heranschleichen und an einem der Fensterläden mit Werkzeugen geräuschlos hantiren. Da galt kein Zaudern. Mit dem gellenden Schrei: „Grethe, Vater Steffens, Räuber, Diebe," sprang er über die Straße, und dieser Schrei wurde so schnell durch Hundegebell und ein Geräusch im Innern des Hauses beantwortet, daß die Männer schreckensvoll von ihrer Arbeit abließen und nur an Flucht dachten. Aber noch einmal wandte sich der schwarze Anton um, ergriff mit einem wilden Fluche einen großen Stein und schleuderte ihn gegen den Knaben, der lautlos zusammenbrach; dann setzte er, verfolgt von Steffens wildem Hunde, seinen Lauf fort.

Die Hausthür wurde geöffnet, und Grethe, nur mit Rock und Tuch bekleidet, stürzte hinaus. Mit einem Schrei warf sie sich neben dem Gefallenen nieder. „Heinz, was war das, und wie siehst Du aus?" Sie hatte das Blut bemerkt, das aus der Brust des Knaben strömte, und sie riß ihr Tuch von der Schulter, um es zu stillen. Dann flog sie in's Haus zurück und kam mit Wasser und Leinwand wieder. Während sie mit zitternden Fingern sich bemühte, durch nasse Umschläge das Blut zu hemmen, versuchte der Knabe mühsam, ihr zu berichten, was geschehen war: „Ich wußte es ja, Heinz, Du bist nicht feige, Du bist ein Held, Du hast mich errettet und Dich für uns geopfert; aber was ist Dir, Heinz, lieber, lieber Heinz?"

Der letzte Angstruf entfuhr ihr, da der Knabe sich plötzlich lang ausstreckte, mit einem schweren Seufzer die Augen schloß und sich nicht mehr rührte. Sie versuchte ihn aufzurichten, und da er keinen Schmerzenslaut von sich gab, hob sie ihn auf ihren Armen empor und trug ihn in's Haus auf ihr Bett. Da saß sie, immer wieder die Umschläge erneuernd, obgleich das Blut längst zu fließen aufgehört hatte, und versuchte den mehr und mehr erkaltenden Körper durch Betten und Tücher zu erwärmen, immer mit der angstvollen Frage, ob sie ihn verlassen dürfe, um Hilfe zu holen, oder ob sie ihm durch ihr Bleiben mehr nützen könne. Und so fand sie der Vater, als er in der ersten Morgenfrühe mit seinem Knechte heimkehrte. Erschüttert vernahm er die entsetzliche Kunde des Vorgefallenen und mußte sich überzeugen, daß sein muthiger, kleiner Retter schon längst aller Hilfe und allem Dank entrückt war.

Eine halbe Stunde später kniete die unglückliche Mutter an der Leiche ihres Jüngsten und stand die Stube voller Leute, die sich von der ganz gebrochenen Grethe erzählen ließen, was geschehen war, und von dem Arzte, daß hier auch schnelle Hilfe Nichts hätte retten können. Ehrfurchtsvoll traten sie dann Alle zu der Mutter, versuchten sie zu trösten und sagten ihr, daß ihr Sohn gestorben sei wie ein Held.

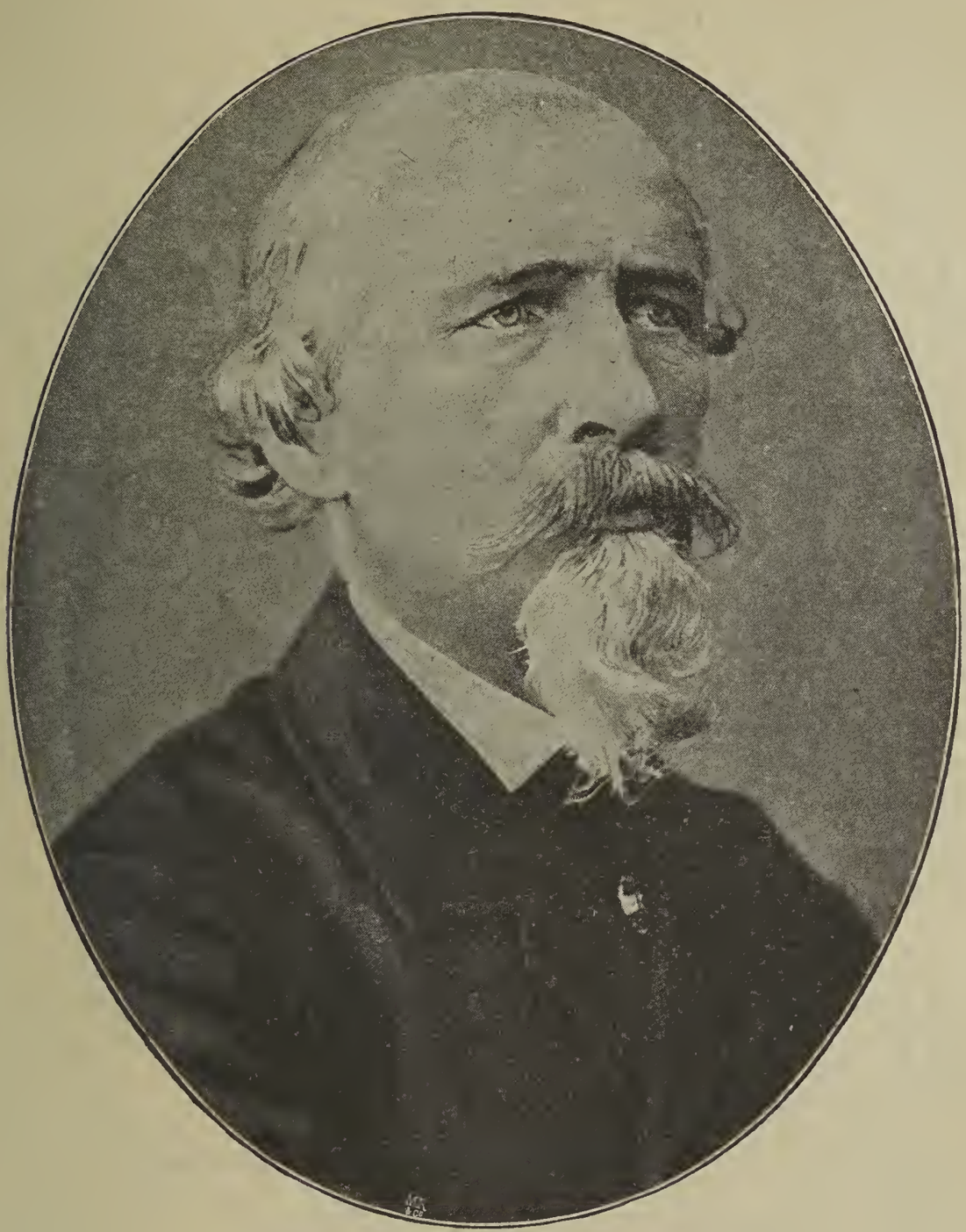
Ja, wie ein Held! Um den zusammengepreßten, blassen Mund lag solch ein stolzer, befriedigter Zug, und die kleine, geballte Faust hatte das Hemd von der Wunde fortgezogen, und sie war vorn mitten auf der Brust.

Illustrirte Bibliographie.

Emanuel Geibel. Sänger der Liebe, Herold des Reiches. Ein deutsches Dichterleben von Karl Theodor Gaedertz. Mit Abbildungen und Facsimiles. Leipzig, Georg Wigand.

Aus den „Emanuel Geibel-Denkwürdigkeiten", die Karl Theodor Gaedertz im Jahr 1886 veröffentlichte, ist durch Hineinarbeitung des seitdem in reichster Fülle hinzugekommenen ungedruckten Stoffes das vorliegende werthvolle Buch herausgewachsen, das, wie der Verfasser selbst im Vorworte hervorhebt, als Quellenwerk zu betrachten ist. Er ging von dem Grundsatze aus, „durchweg nur dargebotenes Neues oder selbst Entdecktes zu bringen, und da dieses Eigene auch das Wichtigste und Bedeutendste umfaßt, so darf der Leser sicher sein, alles Wissenswerthe beisammen zu finden."

Dieses Urtheil über das eigene Werk ist durchaus gerechtfertigt. Es giebt, wenn auch der Verfasser noch mit manchen Einzelheiten, für deren Veröffentlichung noch nicht die Zeit gekommen, glaubte zurückhalten zu müssen, ein abgerundetes, vollständiges Bild des Lebens und eine erschöpfende Charakteristik des Dichters, die freilich eine nicht allzu schwierige Aufgabe war. Denn Emanuel Geibel gehört als Dichter wie als Mensch nicht zu den complicirten, schwer faßbaren Naturen; sein Charakterbild gehört nicht zu den schwankenden; und wenn wohl einzelne Irrthümer und Einseitigkeiten, welche die einschlägige Litteratur und die landläufige Meinung über Geibel aufweist — wir rechnen hierher auch die unzutreffende und ungerechte Bezeichnung Geibels als eines „Backfischdichters" — von Gaedertz richtig gestellt werden konnten, so liegt doch seines Wesens Kern, der Vollgehalt seiner Natur klar zu Tage. Psychologische Abgründe und Räthsel, die bei anderen litterarischen Persönlichkeiten — z. B. Heine, E. T. A. Hoffmann — die Aufgabe des Biographen zu einer ebenso reizvollen wie schwierigen machen, die restlos überhaupt vielleicht keinem Einzelnen zu lösen möglich ist, — bietet Geibels einfach geartete Natur nicht. Und auch seine Dichtung setzt sich aus wenigen, leicht erkennbaren Elementen zusammen. Schon im Titel des Gaedertz'schen Buches ist der Dichter Geibel in seinen zwei Haupteigenschaften charakterisirt: als „Sänger der Liebe" und als „Herold des Reiches". Was den Ersteren anbetrifft, so wird namentlich Geibels Verhältniß zu seiner Jugendliebe Cäcilie Wattenbach und die dichterische Anregung, welche er durch sie empfing, in gebührendem Maße gewürdigt. In Bezug auf den Letzteren ist bekannt, daß Geibels deutsch-patriotisches Gefühl von jeher mit ehrlichem monarchischem Empfinden, insbesondere mit loyaler Anhänglichkeit an das preußische Königsthum, in dem er die Zukunft Deutschlands erblickte, verknüpft war. Diese ehrliche Ueberzeugung ermöglichte es ihm, die von seinem Freunde Freiligrath verschmähte „Pension der Invaliden", dem boshaften Spott Herweghs zum Trotz zu behalten; diese Ueberzeugung war es auch, der er seine Münchener Stellung zum Opfer bringen mußte, für welchen Verlust ihn dann König Wilhelm in hochherziger Weise entschädigte. Die persönlichen und poetischen Beziehungen Geibels zum preußischen Herrscherhause finden wir bei Gaedertz zum ersten Mal authentisch nach den im Geheimen Civilcabinet aufbewahrten Schriftstücken und auf Grund anderen, von allerhöchster und hoher Stelle dem Verfasser zur Verfügung gestellten Materials — hervor-



Treu der Deine

Emanuel Geibel.

Zu spät.

Schwalben kehren im Lenz zurück,
Gras und Blumen erstehen,
Aber, das du versäumt, das Glück
Weckt kein mailiches Wehen.

Als die Liebe vorüberfuhr,
Nicht umfingst du die rasche;
Heute suchst du und findest nur
Statt der Gluten die Asche.

Fremd heut wendet sich ab, der einst
Dein gedachte mit Sehnen,
Und du wandelst allein und weinst
Nie versiegende Thränen.

Emanuel Geibel.

gehoben seien die Briefe und Gedichte aus dem Nachlaß Kaiser Friedrichs — geschildert. Mit prophetischem Geiste, wie kein anderer Dichter, hat Geibel die künftige Gestaltung der politischen Dinge in Deutschland und die bedeutsame Rolle, die Preußen und das Hohenzollernhaus zu spielen berufen war, hat er die Wege erkannt, auf welchen die Sehnsucht des deutschen Volkes Verwirklichung finden konnte und sollte. Schon im Jahre 1850 am 18. October, am Geburtstage des Prinzen Friedrich Wilhelm, feierte er in improvisirten Versen bei der Festtafel im Schlosse Caroloth in Schlesien — wo Geibel von Ende August bis zum Jahresschlusse als Gast weilte — den „jungen preußischen Königssohn, den Stern, auf den wir warten," den er im Traum auf einem Maifelde mit Eichen bekränzt gesehen:

„Die deutschen Fürsten sah ich zieh'n,
Die ihren Hader zerbrachen,
Sie brachten zur Krone von Berlin
Den heiligen Reif von Aachen.

Ein Banner weht im Morgenroth,
Entsühnt von Mißbrauch und Schmähung —
Roth ist die Liebe — schwarz ist der Tod,
Und golden die Auferstehung."

Das Wort, daß der Sänger mit dem König gehen soll, ist in dem Verhältniß Geibels zum preußischen Königshause in schönster Weise zur Erfüllung gekommen — Beiden zum Gewinn und zur Ehre. Leider ist hier nicht der Raum, diese Beziehungen auf Grund des Gaedertz'schen Buches eingehender darzulegen. Wir wollen nur noch erwähnen, daß das vom Verlage vornehm ausgestattete Buch mit einem Jugendbildniß Geibels aus dem Jahre 1840 nach einer Zeichnung und einem Portrait aus dem Jahre 1870 nach einer Photographie, mit einer Ansicht des Geibel-Denkmals in Lübeck, mit mehreren Autogrammen des Dichters, mit der eigenhändigen Niederschrift des Königs Wilhelm zu Gunsten Geibels und mit dem Briefe, den Kronprinz Friedrich Wilhelm beim Ableben Geibels an Ernst Curtius gerichtet, in Facsimiledruck geschmückt ist.

Das Buch sei nicht nur den Litteraturforschern und Litteraturfreunden, es sei dem deutschen Volke warm empfohlen, das in Geibel nicht eine seiner größten, aber eine seiner reinsten Dichtergestalten, deren Talent und Charakter keinen schmerzlichen Zwiespalt des Urtheils wachrufen, verehren darf und verehrt. —l—

Bibliographische Notizen.

Atlas der Himmelskunde auf Grundlage der Ergebnisse der cölestischen Photographie. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. In 30 Lieferungen à 1 Mark. — Wien, A. Hartleben.

Erschienen sind bis jetzt Lieferung 1—16. Was bei der Besprechung der 1. Lieferung über dieses monumentale Prachtwerk gesagt wurde, ist voll und ganz aufrecht zu halten. Prächtige Abbildungen und ein klar geschriebener Text charakterisiren das Werk. In den vorliegenden Lieferungen ist enthalten: „Näheres über die Photographie der Fixsterne, der Sternenhaufen und Nebel, der Sonnen- und Mondfinsternisse, der Planeten, der Planetoiden und des Mondes, ferner Refractoren und Spiegelteleskopen der verschiedensten Construction, sowie prächtige Tafeln in Autotypie. Sehr interessant ist auch der Abschnitt über den Kalender, von der ersten Entwickelung bis auf die Jetztzeit. — Das ganze Werk kann nur wiederum recht empfohlen werden. K.

Kaiser Wilhelm I. Von Erich Marks Leipzig, Duncker und Humblot.

Zahlreich sind die Schriften, die namentlich aus Anlaß der Centenarfeier über Kaiser Wilhelm I. erschienen sind. Von diesen jedoch erheblich abweichend ist das vorliegende Werk, das nicht im Stile einer Festschrift gehalten ist, sondern in Wirklichkeit eine Biographie des großen Kaisers darbietet, wie sie in ähnlicher Weise bisher noch nicht versucht worden ist. — Der Verfasser, Professor an der Universität Leipzig, stellt die Entwickelung der Persönlichkeit des Kaisers in den Vordergrund und folgt genau, wie er auch in der Vorrede hervorhebt, den Perioden des Lebens des Kaisers, soweit sie heut erkennbar sind, „dem An- und Abschwellen der Einflüsse und Bestrebungen, den Neu- und Rückbildungen." Seinem persönlichen Leben sind auch die Gliederungen des Werkes entnommen. Nach einem Vorwort enthält dieses folgende sechs Capitel: „Die Kindheit 1797 bis 1815, unter Friedrich

Wilhelm III. 1815—1840, unter Friedrich Wilhelm IV. 1840—1857, die Jahre der eigenen Politik 1857—1862, das große Jahrzehnt 1862—1871, die Kaiserjahre 1871—1888." — Unter Benutzung eines reichhaltigen gedruckten, im Anhange aufgeführten Quellen-Materials, hat der Verfasser es als seine Aufgabe betrachtet, das Besondere und Allgemeine organisch zu verknüpfen, den Zusammenhang und die Entwickelung Beider, den Wandel der Zustände, der Kräfte hier, des Innenlebens und seiner Ausstrahlungen dort, stetig und immer von Frischem nachzuweisen, die Schilderung der einzelnen Ereignisse jedoch hinter diesen Nachweis zurücktreten zu lassen. Nur auf diesem Hintergrunde wird das Wirken und Handeln Wilhelms I. verständlich, der beeinflußt wurde und wiederum seinerseits die Zeit beeinflußte. Das Hauptgewicht hat der Verfasser auf das Erörtern und Deuten, nicht auf das eigentliche Erzählen gelegt, auch hat er sich der kritischen Behandlung einzelner wichtiger Fragen nicht entzogen. Es würde hier viel zu weit führen, auf Einzelnes aus dem umfangreichen Werk näher einzugehen. Im Besonderen seien hervorgehoben: Die Revolution 1848, die Stellung Wilhelms in der orientalischen Frage 1854, die Schilderung seines Charakters, der Uebergang zur eigenen Regierung, seine irrthumlose Menschenkenntniß, die Schilderung Bismarcks und dessen Berufung, das Capitel über die Militärreform, die Entschlüsse zum Kriege gegen Oesterreich 1866 und gegen Frankreich 1870. Aber auch die Schilderung der Zeit nach dem französischen Kriege ist interessant, wie überhaupt das ganze Werk, das eine Fülle psychologischer Details enthält, so fesselnd geschrieben ist, daß der Leser von Anfang bis zu Ende mit Spannung folgen muß. Der Verfasser hat jedenfalls mit seinem Werke etwas Eigenartiges geschaffen, dasselbe sei hiermit auf das Wärmste empfohlen. K.

Ebroin. Historischer Roman aus der Völkerwanderung von Felix Dahn. Vierte Auflage. Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1897.

Es sind erst wenige Wochen seit dem Erscheinen des neuen Romans von Felix Dahn verflossen, und schon liegt die vierte Auflage vor uns; das sicherste Zeichen, daß der Dichter trotz seiner der „Moderne" abgeneigten Schaffensweise ein Liebling des lesenden Publicums geblieben ist. Und daß er es mit voller Berechtigung ist, wird Niemand bezweifeln, der ohne Vorurtheil an den neuen Roman, den zehnten in der Sammlung kleiner Romane aus der Völkerwanderung herangeht. Er steht hinter seinen Vorgängern in keiner Weise zurück, in der Einheitlichkeit der Stimmung und Schärfe der Charakteristik reiht er sich sogar dem Besten an, was der Dichter bisher geschaffen. Sociale Kämpfe sind es, die er schildert. In der Mitte der Handlung und des Interesses steht der Held Ebroin, jener gewaltige Hausmeier, der, aus den niederen Schichten des Volkes hervorgegangen, von Stufe zu Stufe sich emporschwingt und endlich in dem Bestreben, die Herrschaft über beide fränkische Gebiete zu gewinnen, den Tod findet. Was er selbst will, sagt er an einer Stelle klar und deutlich: „Die Errettung des geringen Volkes, seine Erlösung aus der Knechtschaft, zu der Bischöfe, Aebte, Weltgroße die freien Männer herabgedrückt haben, die Wiederherstellung der alten Rechte und des Wohlstandes des Volkes und daher die Zertrümmerung — mit scharfem Schwert! — der Herrschaft dieses selbstischen, zucht- und meisterlosen, dieses reichsverderberischen Adels, die Herausgabe des ungeheuren Reichthums an Land und Leuten, den Kirchen und Klöster planmäßig seit zwei Jahrhunderten an sich gebracht: — das ist mein heißester Wunsch, mein liebstes Ziel." Freilich, um zu diesem Ziele zu gelangen, schreckt er vor keinem Verbrechen zurück, über Blut und Leichen geht der Weg; Gewalt, List und Lüge sind seine Werkzeuge — und doch sind dieser mächtigen Persönlichkeit soviele sympathische Züge beigemischt — insbesondere seine innige Liebe zur Mutter — daß das Interesse zu ihm bis zum letzten Augenblicke wach erhalten wird. In der Zeichnung dieses Charakters hat der Dichter seine große Gestaltungskraft von Neuem glänzend dargethan. Aber auch alle Nebenfiguren treten plastisch hervor. Wie immer bei Dahn ist auch dieser Roman reich an spannenden, echt dramatischen Scenen. —e.

Kennst Du das Land? Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens. Herausgegeben von Julius R. Haarhaus. Leipzig, C. G. Naumann.

Von dieser Publication, auf die wir unsere Leser bereits aufmerksam gemacht haben, liegen wiederum drei weitere Bändchen vor. Zunächst setzt der Herausgeber selbst seine geistvollen Reiseberichte: „Auf Goethes Spuren in Italien" fort, und zwar ist es diesmal Rom und seine Umgebung, welche den Hauptgegenstand der Schilderungen bilden. Die Art, wie Haarhaus die Erlebnisse und Aufzeichnungen

Goethes mit den seinigen verbindet, ist in hohem Grade interessant und zeugt von den gründlichen Kenntnissen des Verfassers.

Das zweite Bändchen bringt „Ernstes und Heiteres aus dem Vatican" von Hector Frank. Es sind größtentheils schon vor längerer Zeit geschriebene und hier zusammengestellte Artikel über das Leben und Treiben im Vatican zur Zeit Pius' IX. und die Wandlungen, welche daselbst unter dem neuen Papst Leo XIII. vor sich gegangen sind. Der Verfasser ist außerordentlich gut unterrichtet, seine Kenntnisse erstrecken sich bis auf die geheimsten Vorgänge im Vatican, sodaß seine mit vielem Humor gewürzten Schilderungen als hochinteressante Lectüre allen freieren Geistern empfohlen werden können.

Das dritte Bändchen „Aus meinem römischen Skizzenbuche" von Richard Voß enthält reizend entworfene und vorgetragene Schilderungen von Land und Leuten in und um Rom, die bei einem so gewiegten und erfahrenen Kenner des Landes, wie der Verfasser es ist, einer besonderen Empfehlung kaum bedürfen. —e.

Oberschlesien in der Dichtung. Eine Anthologie, herausgegeben von Hugo Kegel. Verlag v. H. Siwinna, Kattowitz.

Daß der für Poesie anscheinend so unfruchtbare Boden des schlesischen Industriebezirks doch für dichterische Anregungen nicht ganz unergiebig ist, beweist das vorliegende Werk, das — nebenbei gesagt — von der Verlagsbuchhandlung geradezu glänzend ausgestattet worden ist. Der begeisterte Sänger Oberschlesiens, der so früh geschiedene Dichter Hugo Kegel, ist es auch, der zum Preise seiner Heimat mit großer Mühe Alles zusammengetragen hat, was in der Dichtung alter und neuer Zeit auf sie Bezug hatte. Daß er in den Werken seiner Landsleute Eichendorff, Gustav Freytag, Max Ring, Friedrich von Salett und Max Waldeu bereits ein wenig Material vorfand, erleichterte seine Arbeit. Aber der reiche Inhalt des Werkes giebt auch eine Blüthenlese von Dichtungen neuer Autoren, ebenso wie eine geschickte Auswahl jener polnischen Volkslieder, deren Innigkeit und Eigenart schon Hoffmann von Fallersleben begeisterte. Vers und Prosa, Sagen und Heimatlieder, lustige Anekdoten und ernste Gesänge wechseln in dem Buche miteinander ab, kurz — wie der nach Kegels Tode mit der Herausgabe betraute Ludwig Sittenfeld in seiner Vorrede sagt: „Das so eigenartig zusammengesetzte Oberschlesien ist ebenso eigenartig in dieser Sammlung vertreten."

Daß sich einige Spreu unter dem Weizen findet, soll nicht geleugnet werden, allein ein derartiges Buch darf nicht allein nach litterarischen, sondern es muß auch nach culturhistorischen Rücksichten zusammengesetzt werden, um ein möglichst vollständiges Bild von Oberschlesien in der Dichtung zu geben. Bei der ausgesprochenen Heimatliebe der Bewohner des südöstlichen Theiles des deutschen Reiches dürfte das Buch eine rege Verbreitung finden. —d.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Arendt-Morgenstern, Olga, Für gesellige Kreise. Eine Sammlung ernster und heiterer Declamationsstücke nebst einem Anhange von Gelegenheitsgedichten und Festspielen. Mit einem Vorwort von Minona Frieb- Blumauer. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Anzengruber's, Ludwig, Gesammelte Werke. Lfg. 27 bis 32. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachf.

Bamberger, Ludwig, Studien und Meditationen, Aus fünfunddressig Jahren. Gesammelte Schriften. Band I. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Bartels, Wanda von, Aus dem Sonnenflimmern. Novellen und Erzählungen. Leipzig, Eduard Avenarius.

Bischoff, Heinrich, Ludwig Tieck als Dramaturg, Bruxelles, Société Belge de librairie.

Borée, Albert, Thalia auf der Landstrasse. Heiteres und Ernstes aus dem Bühnenleben. Mit Titeltbild, gezeichnet vom Verfasser. Strassburg i. E., Schlesier & Schweikhardt.

Brandt, M. von, Drei Jahre ostasiatischer Politik 1894—1897. Beiträge zur Geschichte des chinesisch-japancsischen Krieges und seiner Folgen. Stuttgart, Strecker & Moser.

Brecht, Erwin, Wolfram, die Tragödie des Geistes. Ein dramatisches Gedicht. Leipzig, Eduard Avenarius.

Carus, Paul, Karma. Eine buddhistische Erzählung. Chicago, The Open Court Publishing Company.

El Correi, Arme Suse. Roman. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Dähnhardt, Oskar, Naturgeschichtliche Volksmärchen aus nah und fern. Mit einer Titelzeichnung von O. Schwindrazheim. Leipzig, B. G. Teubner.

Dietrich, Richard, Auf einsamer Strasse. Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag.

Drachmann, Holger, Die Leute von Strandoog. Schauspiel in drei Aufzügen. Berechtigte deutsche Bühnen-Bearbeitung von Heinrich Zschalig. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Fetzger, Dr. C. A., Aus dem Thessalischen Feldzug der Türkei. Frühjahr 1897. Berichte und Erinnerungen eines Kriegscorrespondenten. Illustr. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Freytag, Gustav, Gesammelte Werke. 2. Aufl. in 22 Bänden. Band XVI. Leipzig, S. Hirzel.

Frommel, Emil, Ernstes und Heiteres. Erzählungen für das deutsche Volk. 2 Aufl. Leipzig, H. Ebbecke.

Grosse, Julius, Das Volkramslied. Ein Sang aus unseren Tagen. 3. Aufl. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Guttmann, Emma, Frühlingsbeichte. Gedichte. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Haarhaus, Julius R., Auf Goethes Spuren in Italien. III Theil: Unter-Italien. Leipzig, C. G. Naumann.

Haggard, H. Rider, Kleopatra. Historische Erzählung aus dem Jahrhundert vor Christi Geburt. Autorisirte Uebersetzung von Dr. Arthur Schildbach. 2. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Hausschatz moderner Kunst. Heft VI u. VII. Wien, Gesellschaft f. vervielfältigende Kunst.

Hübel, Felix, C-moll. Eine Künstlerlaufbahn. Dresden, E. Piersons Verlag.

Kellner, August, Alltägliches aus Neapel. Leipzig, C. G. Naumann.

Kirchhoff, Theodor, Hermann. Ein Auswandererleben. Episch-lyrische Dichtung. Leipzig, Eduard Avenarius.

Klein, Dr. Hermann J., Astronomische Abende. Allgemein verständliche Unterhaltungen über Geschichte und Ergebnisse der Himmels-Erforschung. Vierte, völlig umgearbeitete Auflage. Mit fünf Tafeln. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer.

Kobell, L. von, König Ludwig II. und die Kunst. Mit zahlreichen, zum Theil bisher noch unveröffentlichten Illustrationen und Kunstbeilagen. Lfg. 1. München, Joseph Albert.

Kohlrausch, Robert, Das Haus der Schatten. Roman. Stuttgart, Robert Lutz.

Königsbrun-Schaupe, Hundstagszauber. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag.

Kracht, Therese, Norwegische Reisebilder. Erlebtes und Erlauschtes. Mit vielen Illustrationen. Erstes bis fünftes Tausend. Berlin, Ulrich Kracht.

Kritik, Die, Monatsschrift für öffentliches Leben. Herausgeber: Richard Wrede. Nr. 159. Berlin, Dr. R. Wrede.

Kunst und Kunsthandwerk. Monatsschrift des K. K. österr. Museums für Kunst und Industrie. Hrsg. und redigirt von A. von Scala. Probeheft. Wien, Artaria & Co.

Künstler-Monographien. In Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuss. XXIX. Tizian. Mit 123 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Lichtwark, Alfred, Deutsche Königsstädte Berlin — Potsdam — Dresden — München — Stuttgart. Dresden, Gerhard Kühtmann.

— Uebungen in der Betrachtung von Kunstwerken. Nach Versuchen mit einer Schulklasse herausgegeben von der Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung. 2. Aufl. Mit 16 Abbildungen. Dresden, Gerhard Kühtmann.

— Vom Arbeitsfeld des Dilettantismus. Dresden, Gerhard Kühtmann.

— Die Wiedererweckung der Medaille. Mit Abbildungen. Dresden, Gerhard Kühtmann.

Literaturgeschichte, Deutsch-Oesterreichische. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Mit Andern hrsg. von Dr. J. W. Nagl und Jakob Zeidler. Wien, Carl Fromme.

Mant, Roderich, Die Grafen von der Glinge. Roman. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Marthas Tagebuch. Nach dem Roman „Die Waffen nieder!" von Bertha v. Suttner für die reifere Jugend bearbeitet von Hedwig Gräfin Pötting, illustrirt von Adrienne Gräfin Pötting. Dresden, E. Piersons Verlag.

Milbach, Carl, Moderne Gladiatoren. Roman. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Mühlbrecht, Otto, Die Bücher-Liebhaberei in ihrer Entwicklung bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte des Bücherwesens. Zweite verbesserte und mit 213 Textabbildungen, sowie 11 Kunstbeilagen versehene Auflage. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Müller, Dr. phil. Josef, Die Keuschheitsideen in ihrer Entwicklung und praktischen Bedeutung. Mainz, Franz Kirchheim.

Müller, Josef, Eine Philosophie des Schönen in Natur und Kunst. Mainz, Franz Kirchheim.

Nächte, Gassen- und Giebelgeschichten. Bilder aus Zeit und Zukunft von einem Mitmenschen. Berlin, Hermann Walther.

Nürnberger, Dr. Aug. Jos., Papstthum und Kirchenstaat. 1. Vom Tode Pius VI. bis zum Regierungsantritt Pius IX. (1800—1846). Mainz, Franz Kirchheim.

Philippi, Adolf, Kunstgeschichtliche Einzeldarstelungen. Nr. 6. Leipzig, E. A. Seemann.

Polle, Friedrich, Wie denkt das Volk über die Sprache? Gemeinverständliche Beiträge zur Beantwortung dieser Frage. 2te verbesserte und stark vermehrte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner.

Ptoch-Hôtep, Ueber den Umgang mit Menschen oder ein altägyptischer Knigge. Entdeckt und herausgegeben von Oscar Wagner. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Reber, F. v. und A. Bayersdorfer, Deutscher Sculpturen-Schatz. I. Jahrg. Heft 15 bis incl. 24. II. Jahrg. Heft 1 bis incl. 3. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann.

Sassen, Alfred, Rolfs Maifahrten. Eine Geschichte in Versen. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Schulz, Alwin, Kunstgeschichte. Lfg.: 16, 17, 18. Berlin, Historischer Verlag Baumgärtel.

Siebold, Alex. Freiherr von, Die Flottenfrage in ihrer Beziehung zu Deutschlands Weltpolitik. Würzburg, Woerls Reisebücherverlag.

Steinhausen, Dr. Georg, Häusliches und Gesellschaftliches Leben im neunzehnten Jahrhundert. Berlin, Siegfried Cronbach.

Strachwitz, Martha, Gedichte. Breslau, G. P. Aderholz' Buchhandlung.

Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge. Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgegeben von Karl Kehrbach. I. A. Bömer, Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten 1. Berlin, J. Harrwitz Nachfolger.

Veer, J. H. de, Im Spiegel. Voorschoten bei Leiden. Selbstverlag des Verfassers.

Voss, Richard, Der neue Gott. Roman. 2. Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

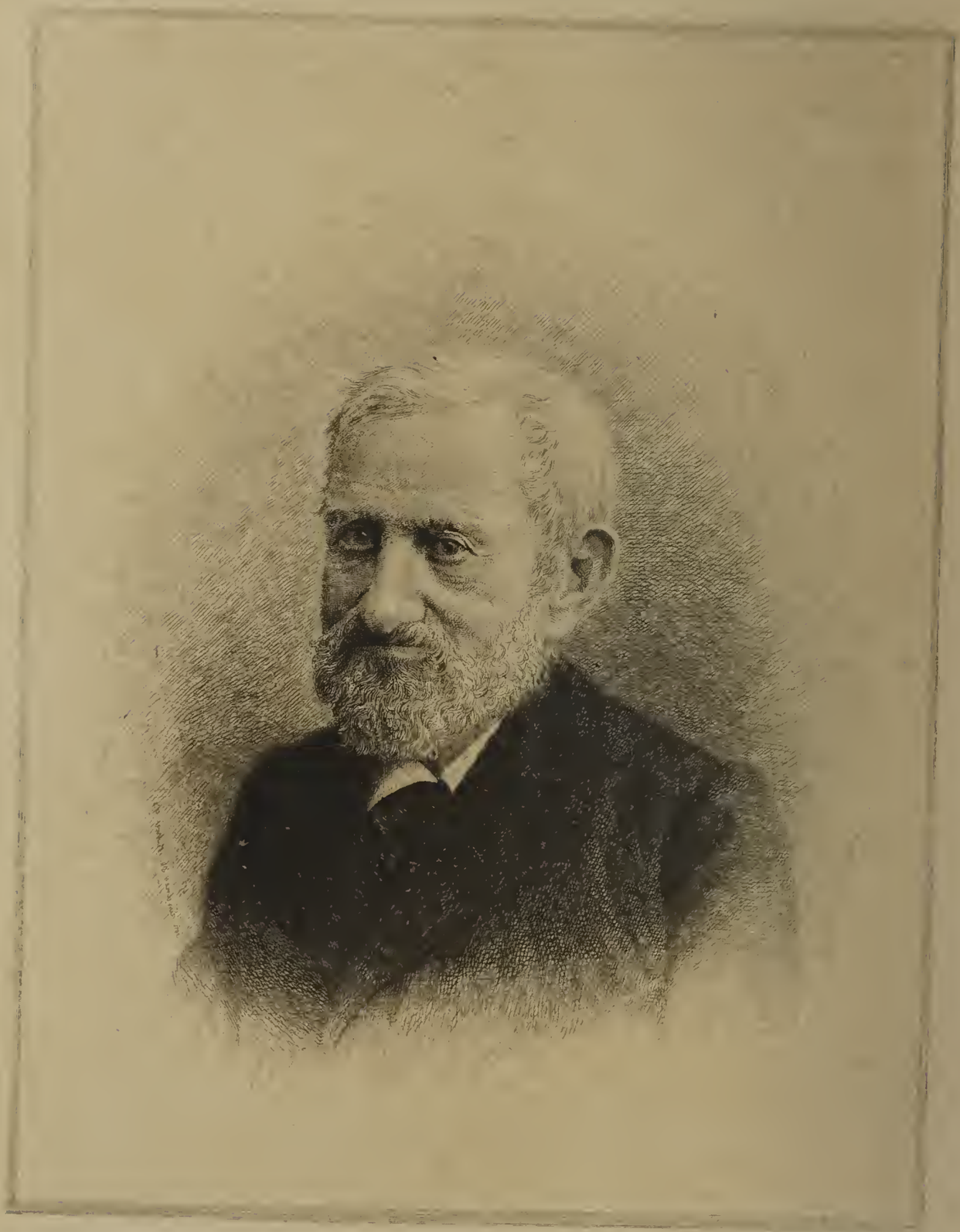
Wundt, Wilhelm, Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. 3. umgearbeitete Auflage. Hamburg, Leopold Voss.

Zarncke, Friedrich, Aufsätze und Reden zur Cultur- und Zeitgeschichte. Leipzig, Eduard Avenarius.

Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz. I. Jahrg. 1897. Heft 9. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

UNIVERSITY OF ILLINOIS



Dr. Max Ring

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXIV. Band. — März 1898. — Heft 252.

(Mit einem Portrait in Radirung: Max Ring.)

Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt

v. S. Schottlaender.

Thalatta — Thalatta!

Novelle.

Von

Julius Gesellhofen.

— Breslau. —

Der Pferdebahnwagen rollte klingelnd die endlose Vorstadtstraße entlang. Der Kutscher schien keine Eile zu haben; er ließ die Gäule in gemächlichem Tritt gehen, denn am Vormittag war der Verkehr hierhinaus nur ein sehr geringer. Eine alte Frau mit einem großen Korbe saß allein im Inneren des Wagens, und auf dem Hinterperron stand ein einzelner Herr, dessen lässige Haltung und zerstreutes Wesen in dem Conducteur die Vermuthung erweckte, daß er ein Gelehrter sei, welcher, mit seinen Gedanken beschäftigt, sein Ziel verpaßt habe und nun eine unliebsame Spazierfahrt bis an's Ende der Stadt mache.

Jetzt war der Punkt erreicht, wo die letzten Miethskasernen der großen Stadt auf das freie Feld hinausschauen. Der Wagen hielt an, und der Conducteur rief die Endstation aus. Der Herr auf dem Perron stieg ab und blieb einen Augenblick rathlos stehen, indem er flüchtig die reizlose Umgebung musterte. Dann wandte er sich mit der Frage an den Conducteur: „Wohinaus führt wohl der Weg nach der Dillinger'schen Villa?"

„Immer die Straße entlang," erwiderte dieser; „in zehn Minuten, wenn Sie die Anhöhe erreicht haben, sehen Sie den Park vor sich liegen, und in einer knappen halben Stunde können Sie dort sein. Zu verfehlen ist der Weg gar nicht."

„Ich danke Ihnen," sagte der Fremde und schickte sich an, die bezeichnete Richtung einzuschlagen.

„Also doch kein Professor!" dachte der Conducteur bei sich, während er dem Kutscher beim Umspannen behilflich war. „Zum Dillinger will er; na, da muß es schon was Vornehmes sein. — Los!"

Der letzte Ausruf galt dem Kutscher, und alsbald setzte sich der Wagen nach der Stadt zu in Bewegung.

Der einsame Wanderer war inzwischen die Landstraße hinaufgestiegen und machte eben auf der Höhe Halt, von wo man einen ziemlich weiten Ausblick über die ebene, schmucklose Landschaft hatte.

Am Fuße des allmählich sich abflachenden Hügels lag wie eine liebliche Oase in der Wüste die prächtige Besitzung des Rentiers Dillinger, eine im maurischen Stil gehaltene Villa inmitten eines ausgedehnten Parkes, der durch die Mannigfaltigkeit seiner Anlage und die geschickte Benutzung einiger Gruppen von uralten Bäumen von dem künstlerischen Geschmack seines Schöpfers Zeugniß ablegte.

Vor Jahrzehnten hatte ein Prinz von Geblüt, der vorübergehend hier in der Stadt als commandirender General stand, dieses buen retiro für seine junge Gemahlin, ein Kind des Ebrolandes, in die kahle mitteldeutsche Flußniederung hineingezaubert, indem er die hinter dem Hügel stehen gebliebenen Reste des einst bis an die Stadt heranreichenden Eichenwaldes geschickt benutzte.

Aber die südliche Blume war rasch dahingewelkt, und so war ihm das ganze Besitzthum leid geworden. Lange hatte die zierliche Villa unbewohnt gestanden, bis endlich vor einigen Jahren Herr Emanuel Dillinger, welcher sich als Besitzer der gangbarsten Apotheke in der Stadt ansehnliche Reichthümer erworben, bei dem Bevollmächtigten des Prinzen als Käufer auftrat und auch alsbald geneigtes Gehör fand.

Er benannte die Villa nach seiner Gattin „Karolinenhof", zog sich mit seiner Familie dahin zurück und entfaltete in der neuen Häuslichkeit ein reges gesellschaftliches Leben, denn er wollte nun nach den langen Jahren mühseliger Arbeit den Rest seines Lebens mit Verständniß genießen.

Da seine beiden Söhne, der eine als Regierungs-Assessor, der andere als Offizier in der Stadt lebten, war es ihm bald gelungen, aus den oberen Schichten der hauptstädtischen Gesellschaft sich einen seinen Wünschen entsprechenden Verkehrskreis zu schaffen, den er jetzt oftmals wohlgefällig sich in seinem Tusculum versammeln sah.

Der Mittelpunkt, um den sich dort Alles drehte, ihn selbst nicht ausgenommen, war seine achtzehnjährige Tochter Irene. Eine Idee, die in ihrem hübschen Kopfe entsprungen war, mußte ausgeführt werden, mochte sie auch noch so ungewöhnlich und seltsam sein. Papa Dillinger fügte sich stets ihren Wünschen; meistens vergnügt lächelnd, manchmal kopfschüttelnd, manchmal sogar murrend, aber er fügte sich.

So war es auch unlängst gegangen.

Auf den Brettern der städtischen Bühne erschien gegen den Schluß der Saison das Erstlingswerk eines jungen unbekannten Dichters, ein Schauspiel voll wilder Kraft und Leidenschaft, in dessen Mitte ein eigen-

artiger Frauencharakter stand. Ein hochgeborenes Weib hatte, angewidert von dem schalen Treiben des conventionellen Salonlebens, alle Fesseln von sich geworfen und den Versuch gemacht, auf selbstgeschaffener Grundlage ein eigenes Dasein sich zu gestalten. Aber die von der Heldin als nichtig erkannten und verachteten Vorurtheile der sogenannten Gesellschaft waren ihr selbst durch die Erziehung zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen, es gelang ihr nicht, diese letzte Kette abzustreifen, und an dem tragischen Conflict zwischen Wollen und Können ging sie zu Grunde.

Diese Hauptfigur entsprach keineswegs dem Ideal der Damenwelt; trotzdem machte das Stück vermöge seiner packenden Lebendigkeit großes Aufsehen. Die Kritik, hier in der Provinzialhauptstadt weniger corrumpirt, als in der Reichsmetropole, stellte seine unleugbaren Vorzüge gebührend in's Licht, es ward bis zum Beginn der Theaterferien wohl ein Dutzend Mal wiederholt, kam in die Mode, und bald gehörte es innerhalb der sogenannten guten Gesellschaft zum bon ton, es gesehen zu haben und darüber mit mehr oder minder Verständniß mitsprechen zu können.

Der Dichter — Edmund Grotau nannte er sich — war im Handumdrehen eine Berühmtheit geworden, vorläufig wenigstens eine locale.

Auch Fräulein Irene hatte eines Abends der Aufführung beigewohnt. Sie war voll Bewunderung, hingerissen, begeistert. Und schon auf dem Heimwege vom Theater hatte sie dem Papa erklärt, sie müsse diesen genialen Poeten unter allen Umständen persönlich kennen lernen.

Papa Dillinger nickte nach seiner Gewohnheit lächelnd mit dem Kopfe und glaubte, das Begeisterungsfeuer des Kindes werde über Nacht verlodern. Aber darin täuschte er sich, denn die Kleine wiederholte am nächsten Tage ihr Begehren und wiederholte es so lange und so nachdrücklich, bis der schwache Vater endlich nachzugeben bereit war. Er hatte dazu allerdings noch seinen ganz besonderen Grund.

Er suchte also den Dichter in aller Form auf, konnte aber, da er ihn nicht zu Hause traf, nur seine Karte abgeben. Damit war indeß das Töchterlein nicht zufrieden, sondern bestürmte den alten Herrn solange mit Bitten, bis er einen schmeichelhaften Brief an den Gefeierten richtete, worin er ihn bat, dem Hause Dillinger die Ehre seines Besuchs zu gönnen.

Grotau hatte derartige Auszeichnungen jetzt vielfach erlebt, und es fiel ihm längst nicht mehr ein, alle Beziehungen, die sich ihm boten, zu cultiviren und alle Einladungen anzunehmen. Er wußte, daß in den meisten Fällen banale Neugier oder die Sucht, mit der Größe des Tages Staat zu machen, das Motiv dazu war.

Dem alten Dillinger gegenüber war es ein ander Ding. Man hatte ihm dessen vornehme Gastfreundlichkeit soviel gerühmt und ihm solche Wunderdinge von dem „feenhaften" Landsitze erzählt, daß er in diesem Falle die sehr freundlich gefaßte Aufforderung nicht achtlos zu den übrigen in den

Papierkorb werfen mochte, sondern sich ohne langes Ueberlegen wirklich zu dem Besuche entschloß.

Als er jetzt den Park betrat, herrschte tiefe Stille ringsumher. Die Sonne hatte gerade die Mittagshöhe erreicht und sandte sengende Strahlen herab auf die weite Ebene, die dürr und schmachtend herüberschaute nach der baumreichen Insel im Sandmeer. Hier war es kühl und schattig, und dabei waltete ein so anheimelnder Friede, daß Edmund nur schwer der Versuchung widerstand, vom Wege abzubiegen und unter den Eichen sich einen Platz zu träumerischer Rast zu suchen. Er behielt sich dies noch für den Rückweg vor und schritt rasch auf die Villa zu, deren herabgelassene Jalousien das Bild der Ruhe ringsumher harmonisch abschlossen.

Eine gefleckte dänische Dogge lag faul ausgestreckt im Kies am Fuß der Freitreppe und blinzelte nur flüchtig nach dem Ankömmling hin, dessen Erscheinung in dem Hundegemüth offenbar kein Bedenken erregte. Die Flurglocke klang schrill durch das schweigende Haus, und nach einer Weile erschien ein Diener, welcher Edmunds Karte in Empfang nahm und ihn gleich darauf im Auftrage der Herrschaft näher zu treten ersuchte.

In dem durch eine bunte Glaskuppel matt erleuchteten Vorsaal blieb der Besucher, von der dort herrschenden Kühle angenehm berührt, einen Augenblick stehen, um aufzuathmen, während der Diener die gegenüberliegende Thür des Salons öffnete. Ehe jedoch Grotau dahineintreten konnte, that sich ein Nebengemach auf, eine zierliche Mädchengestalt in lichtem Sommerkleide glitt auf ihn zu und streckte ihm mit den Worten: „Willkommen dem Dichter!“ beide Hände entgegen.

Edmund war ein wenig verdutzt, faßte sich aber schnell und erachtete es für das Beste, in den cordialen Ton des kleinen Fräuleins einzustimmen. Er nahm deshalb die dargebotenen Hände in die seinen, schüttelte sie kräftig und erwiderte mit einem leisen Anflug von Burschikosität, die ihm sonst nicht eigen war:

„Schönsten Dank und Gegengruß im Namen Apolls und aller neun Musen, mein wertheftes Fräulein! Ich führe mich mit biederbem Händedruck ein, wie's einem fahrenden Sänger geziemt.“ Und lachend ließ er mit leichtem Schwunge ihre Hände los, um sich nun mit komischer Grandezza zu verneigen, indem er seine Rechte auf die Brust legte.

Der Ton, den er angeschlagen, kam ihm nicht von Herzen. In Folge einer äußerst förmlichen, fast pedantischen Erziehung war er gewöhnt, mit Damen nur in den Formen der strengsten Convenienz zu verkehren, und hegte im Grunde seines Herzens eine entschiedene Abneigung gegen freie Manieren junger Mädchen.

Er war daher mit sich selbst unzufrieden, und der einigermaßen peinliche Eindruck, den er empfangen, bewirkte, daß eine gewisse Befangenheit sich seiner bemächtigte; und da auch Irene Dillinger trotz ihres kecken Muthes alsbald der Ungewöhnlichkeit ihres Benehmens sich bewußt wurde,

so standen die beiden jungen Leute einander mit sichtlicher Verlegenheit gegenüber.

Es war daher ein Glück, daß Papa Dillinger, welchem das Erscheinen des gemeldeten Gastes zu lange ausblieb, nun selbst in der Thür des Empfangszimmers erschien und in seiner jovialen Weise zum Nähertreten einlud.

Edmund hatte als Mann von Welt sofort das Gleichgewicht wiedergewonnen, und während er sich in der herkömmlichen Form verbindlich bei dem Hausherrn einführte, war das Töchterchen behende vorausgeschlüpft und saß bereits auf einem niedrigen Tabouret, als die Herren sich dem traulichen Kamin-Etablissement näherten, um gleichfalls Platz zu nehmen.

„Es liegt mir daran" — leitete Herr Dillinger das Gespräch ein, nachdem er für die bereitwillige Erfüllung seiner schriftlichen Bitte gedankt, — „von vornherein von Ihnen nicht falsch beurtheilt zu werden, Herr Doctor. Ich möchte Ihnen daher gleich jetzt bemerken, daß nicht unzarte Neugier mich veranlaßte, Ihre Bekanntschaft zu suchen, sondern — —"

Der Gast protestirte in liebenswürdiger Weise dagegen, daß er jemals eine solche Vermuthung gehegt habe, und lehnte bescheiden, aber mit Bestimmtheit den Doctortitel ab, der ihm nicht zukomme.

Der alte Herr nickte befriedigt mit dem Kopfe. Der Mann gefiel ihm, und er fuhr deshalb freundlich fort: „Wie Sie befehlen, Herr Grotau! Meine Erklärung aber müssen Sie schon anhören, damit Sie mich und die Meinigen von vornherein richtig taxiren können. Sehen Sie — — aber so trocken läßt sich das nicht auseinandersetzen. Irene, mein Kind, schau' doch zu, daß wir einen Schluck zu trinken bekommen. Mama soll uns eine gute Marke auswählen."

Unter anderen Umständen hätte das verwöhnte kleine Fräulein vielleicht das Mäulchen verzogen, wenn sie so von der Nähe eines interessanten Besuches fortgeschickt worden wäre. Jetzt aber wirkte die Verlegenheit dem Dichter gegenüber noch fort, und sie beeilte sich mit merklichem Eifer, den erhaltenen Auftrag auszuführen.

„Also was ich sagen wollte," — begann der Papa wieder, als sie verschwunden war, — „der weibliche Charakter, den Sie in Ihrem unvergleichlichen Drama so meisterhaft analysirt haben, hat mir zu denken gegeben. Das Weib ist uns Männern ein ewiges Räthsel, und wer sich mit der Lösung desselben nicht zu befassen braucht, sollte sich eigentlich glücklich schätzen. Aber das Herz ist meist stärker, als die Vernunft, und so ruhen wir nicht eher, als bis wir uns an ein Weib gekettet haben, aus dessen Schoß uns stetig neue Räthsel geboren werden.

Die Kleine da ist solch ein Räthsel, das mir viel Kopfzerbrechen verursacht."

„Und da wünschen Sie, ich möchte Ihnen bei der Lösung behilflich sein?" fragte Edmund lächelnd. Die unbefangene, fast naive Offenheit

des alten Herrn berührte ihn angenehm und veranlaßte ihn, sich ebenfalls ohne Rückhalt zu geben und auf den angeschlagenen familiären Ton einzugehen.

Dillinger fühlte sich durch den leisen Spott, der in der Frage lag, keineswegs verletzt, sondern fuhr gut gelaunt fort: „So ist es; und Sie werden die Besorgniß des alten Mannes sofort begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß auch das Kind sich durch Ihre Dichtung hat begeistern lassen und nun nichts Anderes denkt und sinnt, als wie sie sich auch der Kunst widmen könne. Ich bin durch eine kleine Indiscretion hinter ihr Geheimniß gekommen, habe mir aber noch Nichts merken lassen, um mich erst mit Jemand berathen zu können, der in solchen Dingen die nöthige Erfahrung und Einsicht besitzt. Die Vertrauensperson aber, auf die ich verfallen bin, sind Sie. Voilà tout."

Der Eintritt des Dieners, welcher den von Irene eigenhändig aus dem Keller geholten Wein brachte, unterbrach hier auf einen Augenblick die Unterhaltung, aber sie kam schnell wieder in Gang, als der feurige Geist des alten Ungars sich als Dritter zu ihnen gesellt hatte. Edmund zeigte sich nicht nur des in ihn gesetzten Vertrauens durchaus würdig, indem er in der delicaten Angelegenheit ein feines Zartgefühl bewies, sondern er hatte sich auch mit der Intuition des echten Künstlers sofort nach den wenigen Andeutungen des Papas ein Bild von dem eigenartigen Wesen des jungen Mädchens geschaffen, sodaß er mit Verständniß in die Berathung einzutreten vermochte, und daß der alte Herr sich ein Mal über das andere glücklich pries, diesen gewagten Schritt gethan zu haben, wobei er ganz vergaß, daß eigentlich der Caprice des Kindes der Ruhm des glücklichen Treffers gebührte.

„Nun thun Sie mir aber wohl den Gefallen, heut eine Suppe mit uns zu essen, und versprechen mir, recht bald und recht oft wiederzukommen. Und damit Sie ungesäumt mit Ihren Observationen beginnen können, soll Sie die Kleine, ehe wir uns zu Tisch setzen, ein bischen im Park herumführen und Ihnen unser bescheidenes Heim zeigen. Ich werde Sie zuerst begleiten, mich dann aber unbemerkt in den Büschen verlieren. Kommen Sie, lieber Freund, kommen Sie!"

Der Vorschlag kam dem jungen Dichter sehr gelegen, denn einerseits belustigte ihn die ganze geheime Mission, die ihm auf sein dichterisches Talent hin vertrauensvoll in der ersten Stunde der Bekanntschaft übertragen wurde, nicht wenig, und andererseits begann er wirklich Interesse für die eigenwillige kleine Person zu fassen, da er begierig war, zu erfahren, ob er in ihr nur den gewöhnlichen Typus des verzogenen Backfisches finden würde, den er von ganzer Seele haßte, oder einen wirklichen in der Bildung begriffenen Charakter, der ihm als Gegenstand eines lohnenden Studiums willkommen wäre.

Im Treppenhause trafen die Herren auf Fräulein Irene, die ihrer bereits geharrt zu haben schien; wenigstens ließ sich ihr Erröthen und ihre

sichtbarliche Verlegenheit dahin deuten. Edmund bemerkte dies aber glücklicher Weise nicht, da Herr Dillinger eben zu ihm sagte: „Meine Frau müssen Sie bis zum Essen schon entschuldigen, Herr Grotau; sie pflegt ihrer Nervosität wegen spät aufzustehen und ist jetzt wahrscheinlich noch mit der Toilette beschäftigt. Meine Tochter kennt auch alle Schönheiten des Parkes viel besser und wird sich ein Vergnügen daraus machen, Ihre Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Es finden sich in der That landschaftliche Reize darin, die man in Anbetracht der tristen Umgebung hier niemals suchen würde. Nicht wahr, Frenchen?"

Die Angeredete hatte ihre momentane Verlegenheit inzwischen glücklich überwunden und zeigte sich nun mit der ganzen Liebenswürdigkeit einer wohlerzogenen jungen Dame bereit, dem Papa die Pflichten der Gastfreundschaft abzunehmen. Als Grotau ihr galant den Arm bot, legte sie ohne Ziererei die Hand hinein und begann ihres Führeramtes mit Anmuth und Geschick zu walten. Papa Dillinger blieb einige Schritte zurück und benutzte schon die nächste Buschecke, die seinen Anblick dem Paare entzog, um unbemerkt in's Haus zurückzukehren.

Die erste Beobachtung, welche der junge Dichter machte, als er jetzt an der Seite des Fräuleins durch den Park promenirte, war die, daß sie ein allerliebstes Persönchen sei. Schön im künstlerischen Sinne konnte man sie freilich nicht nennen, denn die Einzelheiten ihrer Erscheinung bildeten ein fast bizarres Ensemble, das ihr aber gerade etwas überaus Pikantes verlieh. Sie war zierlich gebaut und dabei sehr kräftig, hatte prachtvolles schwarzes Haar, das sie mit wohlthuender Einfachheit in einen griechischen Knoten gebunden trug, dabei lichte graublaue Augen und ein allerliebstes Stumpfnäschen. Der größte Reiz ihres anmuthigen Gesichtchens bestand aber in einem überraschend zarten Teint und dem wundervollen Colorit ihrer Wangen, deren rosiger Schimmer den Augen des Beschauers förmlich wohlthat.

Er sagte sich, indem er sie verstohlen von der Seite mit Wohlgefallen betrachtete, daß er sich unter allen Umständen gefreut haben würde, ihre Bekanntschaft zu machen, sei es auch, wo es sei, daß er sie aber niemals für eine bedeutende Frau gehalten hätte, sondern höchstens für ein nettes kleines Mädchen, mit dem man gerne scherzt und tändelt, in das man sich vielleicht auch verliebt, mit dem man aber ernste Fragen und zeitbewegende Probleme nicht erörtert. Er war daher für's Erste nicht geneigt, ihre Caprice, von der der gute Papa ihm gesprochen, ernst zu nehmen, noch weniger, die Kleine für ein Räthsel zu halten, wie der offenbar in sie verliebte Vater.

Indeß begannen allmählich die Schönheiten des Parkes wirklich sein Interesse in Anspruch zu nehmen, sodaß seine Aufmerksamkeit zwischen ihnen und seiner Begleiterin sich theilen mußte. Dabei fiel es ihm an-

genehm auf, daß die Hinweise und Erläuterungen der jungen Dame von warmem Naturgefühl durchdrungen waren und von feinem künstlerischem Geschmack zeugten.

Die von der Natur begünstigte ausgedehnte Anlage rechtfertigte in der That den Ruf, welchen sie in der Stadt genoß. In allmählicher Abstufung war Alles vorhanden, von der wildesten Waldromantik bis zur raffinirtesten Parkgärtnerei mit contrastirenden Formen und sanft abgetönten Farben. Der Park war mit einem Wort ein Cabinetsstück, das selbst dem Fürsten Pückler Ehre gemacht haben würde.

Vor einem ziemlich versteckten Buschwinkel, der eine Sitzbank umschloß, hielt Irene plötzlich an. Grotau warf einen fragenden Blick auf sie, den sie damit beantwortete, daß sie sich auf die Bank niederließ und ihn durch eine Handbewegung gleichfalls dazu aufforderte. Als sie neben einander saßen, nahm sie ihren breiten Gartenhut ab, warf ihn achtlos in den Rasen, und begann, indem ihre Finger mit verlegener Hast eine rothe Pfaffenhutblüthe zerpflückten, die sie unterwegs vom Strauche gebrochen:

„Ich muß Ihnen schon in der ersten Stunde unserer Bekanntschaft ein Geständniß machen, Herr Grotau, da ich fürchte, unser Umgangston möchte sich sonst nicht so harmonisch stimmen lassen, wie ich es in meinem eigenen Interesse wünsche."

Sie lehnte sich auf der Bank zurück und schaute ihren Nachbar von der Seite an, als erwartete sie einen Beistand bei dem schwierigen Unternehmen. Er aber wollte es ihr nicht zu leicht machen und schaute deshalb mit erwartungsvollem Schweigen vor sich hin. Sie wurde unruhig, kratzte mehrmals mit der Spitze ihres Sonnenschirmchens im Sande herum und brach endlich in die Worte aus: „Papa hat Ihnen gewiß schon wer weiß was von meinem excentrischen Wesen erzählt! Ist's nicht so? Sprechen Sie!"

Grotau schüttelte zur Antwort nur stumm den Kopf. Sie aber fuhr mit fast komischer Erregung fort: „Ich weiß schon, daß es so ist, wenn Sie es auch nicht eingestehen wollen. Aber ich bin wirklich nicht das eigenwillige, verzogene Kind, das Sie in mir vermuthet haben mögen; ich passe nur nicht in die Schablone, nach der heut alle jungen Mädchen geformt werden. Der Horizont, der sich mit einer Verlobung schließt, ist mir zu eng."

Sie stieß ihren Schirm heftig auf den Boden und schaute Grotau mit trotzigem Gesicht an. Er hatte mit raschem Erstaunen aufgeblickt, fand aber nicht sogleich eine Antwort und machte halb unbewußt nur eine Bewegung mit der Hand, welcher sie in ihrer Erregung sofort eine abfällige Bedeutung beizumessen schien, denn sie fuhr mit fast schluchzender Stimme fort:

„Nun denken Sie schon wieder schlecht von mir. Ja, ja — leugnen Sie nur nicht erst; Sie halten mich jetzt gar für eine Emancipirte; und es ist mir doch Nichts so zuwider, wie das unschöne Gebahren dieser Damen, welche es in allen Stücken den Männern gleichthun möchten und sich dadurch nur zu Caricaturen der Weiblichkeit machen. Nein, wahrhaftig,

solche Ziele habe ich nicht, aber ich habe das brennende Verlangen, meinen Geist mit Etwas zu beschäftigen, zu bilden, zu befriedigen; nur habe ich leider von diesem Etwas noch keine klare Vorstellung. Die Heldin Ihres Dramas hat mir zu denken gegeben, und ihr tragisches Schicksal hat mich tief erschüttert. Ich fühle mich nun erst recht unbefriedigt, und Sie als der Urheber dieses Zwiespalts sind mir Beistand in der Noth und Rechenschaft schuldig."

Sie hatte sich in eine heftigere Erregung hineingesprochen. Bei den letzten Worten war sie aufgesprungen und schaute den Dichter mit einem halb herausfordernden, halb flehenden Blicke an. Er stand gleichfalls auf und begann, um sie zu beschwichtigen, mit ruhiger Stimme: „Sie erregen sich ganz unnöthig, mein gnädiges Fräulein, denn in der Dichtung —" Aber sie fiel ihm sogleich in's Wort:

„Nein, nein! Kommen Sie mir nicht mit dem verbrauchten Vorwande, daß in der Dichtung ganz andere Gesetze gelten, als in der Wirklichkeit. Sie nennen sich einen Realisten, und ich habe sehr wohl herausgefühlt, daß Ihre Figuren keine Hirngespinnste, sondern lebendige Menschen von Fleisch und Blut sind. So sagen Sie mir jetzt kurz und bündig: Giebt es für ein weibliches Wesen, welches über das Niveau der alltäglichen höheren Tochter hinausstrebt, keine andere Möglichkeit, als entweder sich zum Zerrbild der Weiblichkeit zu machen, oder tragisch unterzugehen?"

Grotau war bei ihrer Rede sehr ernst und nachdenklich geworden; er erwiderte erst nach einigem Zögern: „Sie legen mir da eine Frage vor, welche die ganze Cultur unserer Zeit noch nicht zu beantworten vermocht hat. Wie können Sie da von mir, dem Einzelnen, eine befriedigende Lösung verlangen?"

Weit entfernt, sich dadurch beruhigen zu lassen, begegnete sie ihm wiederum mit Heftigkeit, fast mit Härte, indem sie rief: „Weichen Sie mir, bitte, nicht aus; das ist eines ernsten Mannes nicht würdig. Ich bin nicht so thöricht, von Ihnen eine endgültige Lösung der Frauenfrage zu verlangen, aber ich möchte Ihre subjective Meinung darüber hören, weil mir Ihr Schauspiel Vertrauen zu Ihrem Urtheil eingeflößt hat."

Er sah ein, daß er dem seltsamen Mädchen nicht auszuweichen vermochte, und dadurch gewann er den Muth, einmal über das ihn lebhaft interessirende Thema einer Frau gegenüber sich gründlich auszusprechen, während ihn sonst immer das unzureichende Verständniß und die Empfindlichkeit des nach seiner Meinung allzu sehr verzärtelten schönen Geschlechts davon abgehalten hatte. Die Situation war ihm so neu und die Gelegenheit so willkommen, daß eine lebhafte Freudigkeit mehr und mehr von seiner Seele Besitz nahm, welche unversehens seine Urtheilskraft schärfte und seiner Beredsamkeit eine hinreißende Kraft verlieh.

Er setzte dem aufmerksam lauschenden Mädchen auseinander, daß nach seiner Meinung die Frau, welche kein ausgesprochenes Talent und keinen

unbezwinglichen Drang für irgend einen Beruf in sich spüre, von der Natur prädestinirt sei, im Manne aufzugehen; daß es Unrecht sei, ein Mädchen, welches blos eine gute Auffassungsgabe und gesunden Verstand habe, ohne Noth in den Kampf des Erwerbslebens zu drängen; daß solche Frauen, ob sie es sich und Anderen eingestehen möchten, oder nicht, immer unglücklich seien; und daß das gerade die beste Ehe abgebe, wenn die Frau vermöge ihrer geistigen Begabung den Beruf des Mannes mit Verständniß erfassen, seine Freuden und Leiden mitempfinden und seine Interessen bis in's Detail verfolgen könne. Eine solche Frau vermöge als Gattin mehr Segen zu stiften, als wenn sie Medicin studire oder sonst einem modernen Frauenberuf sich in die Arme werfe.

Auf ihre Frage, wie sich ein Mädchen von ausgeprägter Begabung für eine Kunst, eine Wissenschaft oder sonst einen bestimmten Lebensberuf verhalten solle, trat er eifrig dafür ein, daß sie in diesem Falle mit Beiseitesetzung aller kleinlichen Rücksichten und Vorurtheile dem Fingerzeige der Natur Folge leisten müsse. Aber — fügte er mit Nachdruck hinzu — solche Frauen würden nur in seltenen Fällen in der Ehe ihr Glück finden und fast niemals einen Mann von ausgeprägter Individualität glücklich machen. Die Ehe sei eben für die Frau ein Beruf, der alle ihre Kräfte und Fähigkeiten in Anspruch nehme, und zween Herren könne auf die Dauer Niemand mit Erfolg dienen.

Irene war während seiner Rede immer nachdenklicher geworden, und während sie sich Anfangs als scharfsinnige Opponentin erwiesen, war sie zuletzt gänzlich in Schweigen versunken und hatte ihm willig die Führung des Gesprächs überlassen.

Indessen war die Zeit unaufhaltsam verronnen, und Papa Dillinger kam die jungen Leute suchen, um sie zu Tisch zu bitten.

Während der Mahlzeit hatte Grotau Gelegenheit, auch die Frau vom Hause kennen zu lernen. Er fand, daß sie eine gebildete und liebenswürdige Dame sei, die aber augenscheinlich über den Horizont der Frauen des vornehmen Mittelstandes nicht hinauszuschauen vermochte, auch wohl niemals Neigung und Bedürfniß dazu empfunden hatte.

Beide Eltern ließen es sich angelegen sein, ihren Gast zu ehren und nach Kräften zu unterhalten. Zum Dank dafür spann er in seinen Gedanken die Betrachtung aus, welche Caprice der Natur diesem Ehepaare, dem Typus der Durchschnittsmenschen, ein so ungewöhnlich begabtes Töchterlein verliehen habe. Er nahm sich vor, die Bekanntschaft der beiden Söhne zu suchen, um sie einem vergleichenden Studium zu unterwerfen. Vor Allem aber beschloß er, Irene selbst im Auge zu behalten, deren Wesen und Erscheinung auf ihn einen ungewöhnlich sympathischen Eindruck gemacht hatte, und deren Charakter den Dichter in ihm zur Analyse anregte.

Als daher beim Abschied Herr Dillinger ihm warm die Hand drückte und ihn versicherte, er werde sich von Herzen freuen, wenn Herr Grotau seinen Besuch recht bald und recht oft wiederhole, ward es ihm nicht schwer, dies bereitwilligst zuzusagen. Einen bedeutsamen Blick des alten Herrn beantwortete er dabei mit verständnißvollem Lächeln und der leise geflüsterten Bemerkung, er glaube zuversichtlich, die Besorgnisse des Papas bald zerstreuen zu können.

Irene begleitete ihn bis zum Ausgang des Parks, und als er sich dort mit einem freundschaftlichen Händedrucke von ihr verabschiedete, sagte sie mit ungekünstelter Aufrichtigkeit: „Sie sind mir heut noch Etwas schuldig geblieben, Herr Grotau, und ich hoffe, daß Sie sich dessen recht bald erinnern werden. Sie haben mir ein schätzenswerthes Urtheil über die Frauenfrage im Allgemeinen entwickelt, meiner eigenen Rathlosigkeit müssen Sie aber noch besonders zu Hilfe kommen. Adieu denn, auf baldiges Wiedersehen!"

Und ehe er die conventionelle Phrase, die ihm als Antwort auf der Zunge schwebte, ausgesprochen hatte, war sie entschlüpft und hinter dem Gebüsch des nächsten Bosquets verschwunden.

Die Sonne schaute bereits sehr schräg in die städtischen Straßen hinein, als Grotau auf dem Rückwege den Endpunkt der Pferdebahn erreichte und in den Wagen, der eben zur Abfahrt bereit stand, einstieg.

In Gedanken verloren stand er auf dem hinteren Perron und achtete wenig der wechselnden Bilder, welche an seinem Auge vorüberzogen. Er ließ die Erlebnisse des heutigen Tages Revue passiren und vergegenwärtigte sich mit besonderer Sorgfalt Irenens Bild, indem er sich die Frage vorlegte, wie sich sein Verhältniß zu ihr, das in wenigen Stunden ein so vertrauliches geworden war, in der Zukunft gestalten solle.

Ihre anmuthige Erscheinung hatte sich ihm tief in's Herz eingeprägt, und ihr eigenartiges Wesen beschäftigte noch immer seine Gedanken; dennoch war er weit entfernt davon, sie nach Art der leichtentflammten Jugend mit einer Gloriole zu umgeben. Er wußte sich selbst keine Rechenschaft darüber zu geben, warum ihm ihr Bild fortwährend greifbar vor Augen schwebte, und er beschloß endlich, ohne sich weiter mit pedantischen Erörterungen über Grund und Zweck aufzuhalten, noch heut einen Schritt auf dem Wege vorwärts zu thun, der ihn zu intimerer Bekanntschaft mit der Familie Dillinger führen sollte. Um diesen Entschluß vor sich selbst zu rechtfertigen, redete er sich ein, daß ihm Irenens Charakter als Object der Beobachtung besonders willkommen sei.

Als der Pferdebahnwagen die breite Allee passirte, welche im Halbrund die ganze innere Stadt als Promenade umschließt, sprang er ab und begab sich geraden Weges nach dem Clublocal der Casino-Ressource, in dem um die Abendstunde die Herren der sogenannten guten Gesellschaft sich zahlreich zusammenzufinden pflegten.

Er gehörte zwar dem exclusiven Club, dessen Mitgliedschaft nur mit großen Schwierigkeiten zu erlangen war, nicht an, aber er war gelegentlich als Gast dort eingeführt worden und brauchte kein Bedenken zu tragen, hie und da allein hinzukommen, denn Edmund Grotau war seit einigen Monaten eine populäre Figur, und jede Gesellschaft. die er besuchte, fühlte sich durch seine Anwesenheit geehrt.

Während er im Frühstückszimmer eine Erfrischung nahm, erkundigte er sich bei der Buffet-Dame, ob ihr der Regierungsassessor Dillinger bekannt sei. Die Antwort lautete bejahend. Herr Dillinger pflege regelmäßig mehrere Abende der Woche im Clublocal zuzubringen. Auch heute sei er schon erschienen und werde wahrscheinlich nach seiner Gewohnheit drüben im Spielzimmer am Whisttisch sitzen. Er liebe das Whistspiel sehr, sei aber im Gegensatz zu den alten Herren, welche beim Kartenspiel schweigsam und verdrossen, nicht selten sogar unhöflich sich zeigten, ein freundlicher und spaßiger Herr, denn er könne unterhaltend und belehrend sprechen wie ein Buch, so daß man ihm gern und immerfort zuhören möchte.

Edmund unterbrach den Redestrom der ältlichen Jungfrau mit der Bitte, ihm das Aeußere des Herrn ein wenig zu beschreiben, weil er dessen Bekanntschaft gern machen wolle, dies aber ohne Aufsehen bei scheinbar zufälliger Begegnung zu bewerkstelligen gedenke. Er freute sich zwar, daß der Assessor ein solcher Ausbund von Tugenden sein sollte, aber dem Lobliede der offenbar in denselben verliebten Mamsell zuzuhören, war ihm doch zu langweilig.

Das Fräulein sah ihn zwar erst ein wenig mißtrauisch an, gab ihm aber doch nach kurzem Zögern eine so eingehende Personalbeschreibung ihres Lieblings, daß er danach gar nicht fehlen konnte. Er dankte artig und empfahl sich, um das Spielzimmer aufzusuchen. Dasselbe lag, wie ihm wohl bekannt war, jenseits des Billardzimmers, welches er zuvor passiren mußte.

Um in keiner Weise aufzufallen, blieb er dort erst mit der Miene eines Kenners stehen und schaute den kunstgerechten Queue-Stößen einiger Herren eine kurze Weile zu, wandelte dann langsam weiter und nahm schließlich unter der offenen Verbindungsthür Stellung, indem er sich, von der Portiere fast verdeckt, nachlässig an den Pfosten lehnte und mit halb neugieriger, halb gelangweilter Miene bald auf die Billards, bald in's andere Zimmer nach den Spieltischen blickte.

Da er hierbei nur den Zweck verfolgte, unter den Spielern, welche gruppenweise um verschiedene Tische vertheilt waren, sich den Regierungsassessor Dillinger herauszusuchen, um sich ihm dann bei passender Gelegenheit nähern zu können, wollte er sogleich sein Versteck verlassen, als er an dem ihm zunächst befindlichen Tische einen Herrn entdeckte, welcher der Beschreibung des Buffet-Fräuleins entsprach.

In demselben Augenblicke aber hörte er unter dieser Gruppe seinen Namen nennen, und unwillkürlich zog er den bereits vorgesetzten Fuß zurück und blieb unschlüssig hinter der Portière stehen. Ehe er sich noch bewußt wurde, daß er auf diese Weise in die Rolle des Lauschers gedrängt war, vernahm er die Worte:

„Ja, liebster College, ich kann daran beim besten Willen Nichts ändern. Meine Schwester hat einmal an dem Menschen, oder vielmehr an seinem confusen Drama einen Narren gefressen, und mein Alter thut, wie Sie wissen, allemal, was die Kleine sich in den Kopf gesetzt hat; er hat ihn deshalb dringend eingeladen, sein Haus zu besuchen, und nächstens wird wohl die famose Visite erfolgen, denn diese Art nährt sich gern an einer reichen Tafel, wenn's Nichts kostet. Bei dem excentrischen Wesen des Mädchens kann ich natürlich auch weder voraussehen, noch dafür verantwortlich gemacht werden, wie sich die Sachen weiter entwickeln."

Das Gespräch der Herren spann sich noch weiter aus, aber Edmund war nicht mehr Zeuge des Verlaufs. Er hatte genug gehört und war unbemerkt in das Billardzimmer zurückgetreten. Zufällig befand sich dort Niemand, der ihn kannte, und so gelang es ihm, das Clublocal zu verlassen, ohne daß seine Anwesenheit verrathen worden wäre.

Mit einem bitteren Gefühl im Herzen trat er seinen Heimweg an. Zwar schalt er sich selbst mit sarkastischem Lächeln einen Narren, denn er hatte nachgerade oft genug die Beobachtung machen können, daß man in vornehmen Kreisen das Schriftstellerthum wie eine Bohème ansah, und daß namentlich Offiziere und Bureaukraten sich mit ihrem ganzen Standeshochmuth dagegen zu verschanzen liebten, aber das Schmerzgefühl ließ sich doch nicht hinwegspotten, und auch der von dem Bewußtsein des eigenen Werthes getragene Stolz lehnte sich vergeblich dagegen auf.

Eine düstere Stimmung nahm völlig von seiner Seele Besitz und drückte ihn schier bis zum Verzagen nieder. Er blickte auf die Vergangenheit zurück, und es wollte ihn bedünken, als sei sein Leben ein gänzlich verfehltes. Hatte sein Vater nicht doch vielleicht Recht, welcher seine früh schon begonnene Dichterei stets als eine brotlose Kunst zu bezeichnen liebte? und hätte er nicht besser gethan, das philologische Studium, dem er sich einst mit Lust und Liebe gewidmet, weiter zu verfolgen? Dann wäre er jetzt wohlbestallter Oberlehrer oder gar vielleicht schon außerordentlicher Professor an einer Hochschule, hätte Rang und Titel und besäße für die bürgerliche Werthschätzung eine feste und verhältnißmäßig hohe Position.

Was half ihm nun der glänzende Erfolg seines Dramas; was half ihm das Gefühl seiner schöpferischen Kraft und das Bewußtsein, nicht blos für die Fristung des eigenen Lebens, sondern auch für die Cultur der kommenden Jahrhunderte zu schaffen? Für all das hatte die Mitwelt kein Verständniß, und selbst in den Augen der sogenannten Gebildeten war er Nichts, als ein Mensch, der seinen Beruf verfehlt hatte, und dem man

vernünftiger Weise nichts Anderes zutrauen konnte, als daß er durch Schmarotzen die fehlende Grundlage eines soliden bürgerlichen Einkommens zu ersetzen suchte.

Als jugendlicher Idealist hatte er bisher immer geglaubt, die dichterische Begabung sei ein Gnadengeschenk des allgütigen Gottes, — jetzt war er versucht, in ihr einen schrecklichen Fluch zu erblicken.

Also mit seinem Schicksal hadernd, war er lange Zeit planlos durch die Straßen der Stadt geirrt. Die Nacht hatte völlig ihre Herrschaft angetreten, und in langen Reihen brannten die Gaslaternen, als er endlich seiner Heimstätte zuwandelte. Mit einem Gefühl des Unbehagens betrat er das einsame Arbeitszimmer. Obgleich er kein Verlangen nach irgend einer Beschäftigung in sich spürte, zündete er gewohnheitsmäßig die Lampe an und schaute zu, ob Briefe für ihn eingelaufen seien.

In der That lag auf der Platte des Schreibtisches ein zierliches Couvert mit umfänglicher Füllung. Die Schrift der Adresse war offenbar von Damenhand. Da weder Marke noch Stempel darauf zu sehen war, mußte der Brief durch einen Privatboten in's Haus gebracht worden sein.

Grotau berief die Wirthin in's Zimmer und empfing von ihr die Bestätigung, daß ein Diener in Livree vor kaum einer halben Stunde das Schreiben abgegeben habe.

Erst wollte er das Packetchen mißmuthig bei Seite werfen, weil er darin das Geschreibsel irgend einer schwärmerischen höheren Tochter oder eines verrückten Blaustrumpfes vermuthete, zu dessen Lectüre er jetzt am allerwenigsten aufgelegt war; aber er besann sich auf halbem Wege und griff entschlossen nach der Papierscheere.

Die Ahnung, welche ihm dabei die Hand geführt, und welche ihm ein leises Herzklopfen verursacht hatte, fand beim ersten Blick auf den Inhalt ihre Bestätigung. Der Brief war von Irene und lautete also:

„Werthester Freund! Ich stehe noch immer unter der Einwirkung der mit Ihnen gepflogenen Unterredung, die so mächtig ist, daß ich, nachdem Sie sich kaum verabschiedet, zur Feder greifen muß. Ich hatte Ihnen so Vieles zu sagen, Sie um so Vieles zu fragen, und ich habe so wenig herausgebracht. Ja, auch jetzt, da ich ungestört am Schreibtisch sitze, versagen mir die Worte. Ich möchte weinen wie ein Kind, dem sein Kartenhaus eingefallen ist; aber dazu bin ich doch zu alt und zu vernünftig. Ich will daher reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist; vielleicht gelingt es Ihnen, mit der Divination des Poeten herauszufühlen, was mich quält, und was ich doch selbst nicht bei Namen zu nennen vermag. Ich sagte Ihnen heut, daß ich mich nach einem Beruf sehne. Das ist aber insofern unrichtig, als es mir unerträglich sein würde, eine bestimmte Summe von Geschäften tagtäglich maschinenmäßig versehen zu müssen. Das würde mich geradezu todt machen. Aber ich möchte — ja, wie soll ich mich ausdrücken? — ein Feld menschlicher Production mit meinem Geiste erfassen und auf demselben

die unbändige Kraft, welche ich in mir fühle, zur Verwendung bringen. Gelt, das ist Unsinn, was ich da eben niedergeschrieben habe? Aber ich weiß mich wahrhaftig nicht besser auszudrücken. Ob ich für irgend eine Kunst beanlagt bin, weiß ich wirklich selber nicht, aber ich fürchte, nein. Manchmal treibt es mich, irgend eine Empfindung oder Leidenschaft imitirend darzustellen; dann halte ich lange Monologe und bilde mir ein, ich habe das Zeug zu einer großen Schauspielerin; aber wenn ich eine Weile mit mir selber geredet habe, überkommt mich eine große Verzagtheit, und ich weiß gewiß, daß Alles nur ein thörichter Wahn war. Manchmal auch fühle ich den Drang, eine Situation, einen Charakter zu schildern; aber wenn ich die Feder in die Hand nehme, versagt mir die Phantasie. Eine Schriftstellerin kann ich also auch nicht werden. Aber was — rathen Sie, helfen Sie mir! — was soll ich beginnen, um diesen heißen, unwiderstehlichen Drang zu stillen, der mir die Brust beklemmt und mich mit Verachtung für das armselige Treiben meiner Freundinnen und Altersgenossinnen erfüllt? Ich habe schon daran gedacht, in einen Schwesternorden einzutreten, der sich mit Kindererziehung oder Krankenpflege beschäftigt. Aber dann schreckte mich immer wieder die gänzliche Entsagung, denn ich fühle es instinctiv, daß mir das Leben noch Vieles bieten kann und muß. Als ich neulich Ihr Schauspiel gesehen hatte, da stand es bei mir fest, daß Sie der einzige Mensch sind, der mir zu rathen vermag. Ich fühle in mir eine große Geistesverwandtschaft mit Ihrer Heldin, aber ich will und werde nicht, wie jene, ein tragisches Ende finden, denn die Kraft, mich dem Urtheile der Welt erfolgreich zu widersetzen, habe ich, soweit ich über mich selbst im Klaren bin. Das können Sie schon aus dem Umstande schließen, daß ich nach einer erst wenige Stunden alten Bekanntschaft es wage, an Sie, einen fremden Herrn, einen so offenherzigen Brief zu richten, was doch nach dem Sitten-Codex der sogenannten guten Gesellschaft ein strafwürdiges Verbrechen ist. O, kommen Sie recht bald wieder zu uns, damit ich aus Ihrer Unterhaltung Trost und Belehrung schöpfen kann. Sie werden mich dadurch zu ewigem Danke verpflichten.

Irene Dillinger."

Edmund ließ, nachdem er gelesen, das Blatt auf den Tisch sinken und schaute trüben Blickes vor sich hin. Eine Reihe widersprechender Empfindungen klangen in seiner Seele an, aber den Grundton behielt eine bittere Verstimmung, bis die Einbildungskraft ihn unversehens daraus emportrug.

Der Brief des seltsamen Mädchens hatte ihn im Innersten ergriffen. Es klang ihm daraus der Aufschrei eines in Fesseln geschlagenen starken Geistes entgegen, und es überkam ihn fast wie Verwunderung, daß derselbe in dem zarten Körper eines anmuthigen Mädchens hauste.

Die süße Beklommenheit, die er halb unbewußt beim Empfange des Schreibens gefühlt, ward jetzt eindringlicher und deutlicher, und die Sehn-

sucht nach dem liebenswürdigen Geschöpfe, die er sich seit dem Abschiede selbst nicht hatte eingestehen mögen, beherrschte ihn mit einem Male vollständig. Er vergegenwärtigte sich den Spaziergang, den er an ihrer Seite durch den Park gemacht, und seine lebendige Phantasie spann daraus ein liebliches Idyll zusammen, dessen Abschluß ihm in rosiger Dämmerung verschwamm. Dann aber fiel ihm plötzlich ohne jede Vermittelung die Scene im Spielzimmer des Clubhauses ein, und sofort hatte der beleidigte Stolz wieder das Uebergewicht in seiner Seele.

Finsteren Blickes setzte er sich am Schreibtisch zurecht, holte einen Briefbogen hervor und begann mit fliegender Eile zu schreiben:

Mein gnädiges Fräulein!

Ein freundschaftliches Verhältniß muß vor allen Dingen auf rückhaltloser Aufrichtigkeit begründet sein; ich fühle daher die Verpflichtung, mich Ihnen gegenüber frei auszusprechen. Ich gestehe Ihnen offen, daß Ihr liebenswürdiges Wesen, Ihr gewinnender Freimuth und Ihre seltene geistige Begabung schon in den ersten Stunden unserer Bekanntschaft Ihnen mein ganzes Herz gewonnen haben. Ich hätte daher — auch ohne Ihr schmeichelhaftes Schreiben — meinen Besuch sehr bald wiederholt, wenn ich nicht am heutigen Abend, nachdem ich Ihr gastliches Haus verlassen, eine bittere, eine grausam bittere Erfahrung gemacht hätte. Aus derselben habe ich eine zweifache Lehre gezogen. Ich weiß nun, was ich allerdings längst hätte wissen müssen, daß ein Mensch, welcher weder aus einem staatlichen Amte, noch aus einer soliden bürgerlichen Hantirung ein gesichertes Einkommen bezieht, es niemals wagen darf, seinen Fuß in gute Häuser zu setzen, ohne den Vorwurf des Parasitenthums zu riskiren. Und ich weiß ferner, daß es in der von der heiligen Convention beherrschten „guten Gesellschaft" zwei jungen Leuten verschiedenen Geschlechts nicht erlaubt ist, arglos und unbefangen mit einander zu verkehren. Ich bitte Sie, diese beiden zwingenden Rücksichten als Entschuldigungsgründe gelten zu lassen, wenn ich mein Versprechen, Ihr Haus wieder zu besuchen, nicht halten kann. Was Ihre an mich gerichteten Fragen betrifft, so empfehle ich Ihnen, sich damit an Ihre Angehörigen, Ihren Papa und Ihre Herren Brüder zu wenden, denen zweifellos mehr Lebensklugheit zu Gebote steht, als mir. Indem ich Ihnen zum Schluß aus aufrichtigem Herzen das Beste für Ihr hoffnungsreiches Leben wünsche, bleibe ich Ihr ganz ergebener

Edmund Grotau.

Er nahm sich nicht Zeit, das Geschriebene noch einmal durchzulesen, sondern verschloß hastig das Couvert und griff nach seinem Hute, um ohne Säumen nach dem nächsten Briefkasten zu eilen. Er befand sich in einem Zustande nervöser Erregung, welcher jedes ruhige Ueberlegen unmöglich machte.

Erst als er den dumpfen Fall des Briefes im Postkasten vernahm und die aufgehobene Metallklappe von seiner Hand krachend niederfiel, schrak er aus seinem Taumel empor, und es war ihm, als habe er muthwillig sein Lebensglück dahinein in das verschlossene Behältniß geworfen. Er sagte sich, daß er unbedacht gegen sich selbst und grausam gegen ein anderes vertrauendes Wesen gehandelt habe, und ein Gefühl der Beschämung, der ohnmächtigen Wuth und des bittersten Schmerzes überkam ihn; eine augenblickliche Schwäche bemächtigte sich seiner, so daß er sich an die Wand des Hauses lehnen mußte, während ihm zwei heiße Tropfen aus den Augenwinkeln hernieder in den Bart rannen.

Aber schon im nächsten Moment schämte er sich seiner Weichheit, und mit der Hast des Schuldbewußtseins raffte er sich auf und rannte eilig die Straße entlang von dannen. Er wußte selbst nicht, welchem Ziele er zustrebte; nur die heftige Bewegung war ihm Bedürfniß, um die hochgehenden Wogen in seinem Innern zu sänftigen. Endlich trat eine wohlthätige Reaction ein, und hochaufathmend blieb er an einer Straßenecke stehen. Ein Blick in die Runde belehrte ihn, daß er unversehens in einen ganz entfernten Stadttheil gerathen war.

Was nun? Vor seiner öden Wohnung graute ihm. In irgend ein Restaurant oder Café zu treten und sich dort im Gewirr der fremden Menschen noch einsamer zu fühlen, als auf der einsamen Straße, schien ihm noch weniger verlockend. Schließlich erinnerte er sich, daß es Donnerstag war, und daß an jedem Donnerstage in einer bekannten Künstlerkneipe eine fidele Zusammenkunft junger Leute — meistens Maler, Musiker und Schriftsteller — stattfand, bei der auch er zuweilen erschienen war. Ha, das war ein rettender Gedanke! Wer zur Bohème gehört, soll auch in Freud und Leid treu zu ihr halten, sagte er sich. Und ohne Zögern machte er sich zu dem nicht mehr weit entfernten Locale auf.

An diesem Abend gab es im „Potpourri" — so hieß die Künstlergesellschaft — keinen besseren Gesellschafter und keinen witzigeren Kerl, als Edmund Grotan. Sie hatten ihn ohnehin Alle gern, aber heut übertraf er sich doch selber, und manches vertrauliche Wort, mancher freundliche Händedruck ward ihm zu Theil, wo er früher nur kühler Reserve begegnet war.

Nur Wenige merkten es ihm an, daß er sich selber zu betäuben suchte, und kaum Einer fand dafür einen heftigen Seelenschmerz als Motiv heraus. Er selbst fragte Nichts danach, wie die Andern sich seine gute Laune deuteten, sondern stürmte ohne Aufenthalt weiter, um nur den Abend in des Wortes verwegenster Bedeutung „todtzuschlagen" und nicht mehr zur Besinnung kommen zu müssen.

Er trank, trank nur Champagner, und zwar mehr, als er sonst bei ruhigem Blute zu thun pflegte. Er wollte sich berauschen, und als er beim Morgengrauen mit heißem Kopf nach Hause rannte, hatte er es wirklich

erreicht, daß ihm die ganze Welt im Allgemeinen und sein Schicksal im Besonderen völlig gleichgiltig war.

In seinem Arbeitszimmer fand er die Lampe noch brennend auf dem Schreibtische; der junge Morgen, der bereits mit rosiger Frische durch die Fenster hereinlugte, ließ ihr Licht in einem grämlich trüben Gelb erscheinen. Edmund verlöschte schnell die Flamme, deren fahler Schimmer ihn unliebsam an seine Stimmung von gestern Abend erinnerte. Er trällerte mit forcirter Heiterkeit ein paar Verse des im Potpourri zuletzt gesungenen Kneipliedes vor sich hin:

Alleweil fidel, fidel, fidel!
Trauri sein darf ma net
Auf dieser Welt — — —,

zündete sich eine frische Cigarre an und warf sich, da er zum Schlafen gar keine Lust verspürte, angekleidet auf die Chaiselongue.

Die blauen Tabakswölkchen stiegen vor seinen verloren blickenden Augen empor, gestalteten sich zu phantastischen Gebilden, flohen sich, haschten sich und verrannen hoch oben an der Zimmerdecke in's Unsichtbare. Beim Anschauen ihres Spiels hatte Edmund bald die reale Welt vergessen. Seine Athemzüge wurden immer regelmäßiger, die Augenlider sanken ihm schwer herab, um endlich sich nicht mehr zu erheben, und seine Seele tauchte in's Wunderreich der Träume.

Ein glückliches Lächeln schwebte um den Mund des Schläfers; es waren wohl freundliche Bilder, die jetzt an ihm vorüberzogen, und für die Unbilden des Tages genoß er jetzt ein reines, ungestörtes Glück.

* * *

In der Casino-Ressource wurde das althergebrachte Johannisfest gefeiert, welches alljährlich am längsten Tage die zahlreichen Mitglieder des fashionablen Clubs zu vereinigen pflegte, ehe man bei Beginn der Schul- und Gerichtsferien in Bäder und Sommerfrischen sich zerstreute.

Der Garten war von tausend bunten Lampions magisch erhellt; in dem großen Saale wurde getanzt, und auf der breiten Terrasse, welche Garten und Saal verband, saßen im blendenden Lichte der elektrischen Bogenlampen zahlreiche Gruppen festfroher Menschen an größeren und kleineren Tischen beisammen, um dem lebendigen Treiben drinnen und draußen zuzuschauen.

Hier klangen zwei Römer mit altem Rebensaft vom Vater Rhein zusammen; dort rann purpurner Burgunder über die Lippen eines grauhaarigen Weinkenners, und da knallte ein Champagnerpfropfen gen Himmel, den prickelnden Geist zu entfesseln, der ungeduldig emporstieg, um in Bälde die Adern des jungen Volks zu durchbrausen.

Im Garten wandelten vornehmlich die Paare, die sich nach dem Tanze abkühlen und erholen wollten. In einem entfernten Winkel hatten sich auf

einer hinter Jasminbüschen versteckten Bank ein Herr und eine Dame zusammengefunden, deren Gesichter von der allgemeinen Freude des Festes verzweifelt wenig widerspiegelten. Die junge Frau wehte sich mit ihrem purpurnen Atlasfächer frische Luft zu, indem sie das auffallend bleiche Gesicht etwas zurückneigte, und der Herr schaute wortlos auf den Kies des Weges nieder.

Vom Hause klangen gedämpft die Töne eines fröhlichen Walzers herüber, aber sie weckten in den beiden jungen Seelen keinen Widerhall. Nach einer langen peinlichen Pause fragte der Herr, unverkennbar nur, um das Schweigen zu brechen, mit belegter Stimme:

„Werden gnädige Frau diesen Sommer ein Seebad besuchen?"

„Nein," war die beklommene Antwort; „mein Mann hat zur Vorbereitung für das Wintersemester die ganzen Ferien über auf der Bibliothek zu thun; da bleibt keine Zeit zum Reisen, und allein mag ich nimmer fort."

Wiederum trat eine Pause ein, und die Beiden lauschten mit finsteren Mienen der Musik, deren muntere Weise wie ein Hohn in ihre Stimmung hineinklang.

Endlich richtete sich die Dame entschlossen auf und sagte, indem sie ihrem Cavalier mit ernstem Blick, aber frei und offen in's Auge sah: „Wir wollen, nachdem wir uns so unvermuthet hier begegnet sind, keine empfindsame Komödie mit einander spielen. Wir haben uns Beide im ersten Augenblick des Wiedersehens gefreut, aber die Freude konnte nicht dauern, dazu ist die Erinnerung, die zwischen uns steht, zu trübe. Lassen Sie uns drum scheiden, ehe die Verstimmung unsere Seelen ganz beherrscht und uns das Andenken an diese Begegnung verdüstert.

„Irene!" rief der Herr dagegen, und es klang wie ein Aufschrei aus tiefstem Jammer. Doch als er ihre Hand ergreifen wollte, stand sie auf und fuhr, einen Schritt zurücktretend, fort:

„Nicht so, Herr Grotau! wir müssen ruhig bleiben und kühl von einander Abschied nehmen; ein Verkehr zwischen uns ist nicht möglich; er könnte zu schwerer Schuld führen."

Sie wandte sich zum Gehen, aber er hielt sie noch zurück und murmelte gesenkten Hauptes mit heiserer Stimme:

„Sie haben Recht, Irene! wir wollen als Freunde scheiden. Aber Eins muß ich Ihnen zuvor noch sagen, und Sie müssen mich anhören. Hegen Sie keine Besorgniß, — ich bin Ihrer Mahnung eingedenk. Ich lese in Ihren Augen, daß Sie edelmüthig einen Theil der Schuld an jener unseligen Trennung unseres jungen Freundschaftsbundes auf sich zu nehmen geneigt sind. Dem muß ich aber entgegentreten. Nur ich habe dies ververschuldet, und Sie haben unschuldig unter meiner Leichtfertigkeit leiden müssen.

Es sind jetzt fünf Jahre darüber hingegangen, aber ich habe noch Alles im Gedächtniß, als wäre es gestern erst geschehen. Lassen Sie es mich

hier aussprechen, — es kann keine Sünde sein, da wir Beide zur Entsagung entschlossen sind und uns schon in der nächsten Stunde auf Nimmerwiedersehen Lebewohl gesagt haben werden, — lassen Sie es mich offen herausfagen: So jung damals unsere Bekanntschaft war, die Liebe saß uns tief im Herzen. Wir schienen vom Schicksal für einander bestimmt, und ich weiß es wie durch göttliche Offenbarung, daß wir in der Vereinigung unser Glück gefunden haben würden. Ich blöder Thor mußte unser Beider Lebensglück durch einen Gewaltstreich vernichten, zu dem mich kindische Empfindlichkeit trieb.

Ich war an jenem Abend zufällig ungesehen Zeuge, wie Ihr Bruder sich abfällig über unser Bekanntwerden äußerte, und statt wie ein Mann zu handeln und durch mein Verhalten mir seine Achtung zu erzwingen, gab ich meiner gekränkten Eitelkeit nach und schrieb Ihnen den nichtswürdigen Absagebrief, der Ihre arglose Kinderseele tief verletzen mußte. So ist's geschehen, und ich allein trage die Schuld."

Er schloß mit einem schweren Seufzer, der fast wie ein Schluchzen klang, seine Rede ab. Irene aber verharrte in ihrem Schweigen, und es war schwer zu unterscheiden, ob sie durch seine Erzählung so ergriffen war, daß ihr die Sprache versagte, oder ob sie aus Pflichtgefühl sich mit festem Willen gegen ihre eigene aufsteigende Weichheit wappnete.

Nach einer trüben Pause fing Grotau wieder an zu reden, aber es klang mehr wie ein Selbstgespräch, als er mit leiser Stimme fortfuhr: „Ich weiß auch ganz genau, was weiter geschehen ist, obwohl ich zeither fern von dieser Stadt war und über Ihr ferneres Geschick von Niemandem Etwas erfahren habe.

Nicht genug, daß ich Sie schnöde verließ, da Ihr unschuldiges Kinderherz sich meinem Blicke vertrauensselig eben ganz erschlossen hatte, trifft mich auch noch der Vorwurf, Sie durch meine superkluge Belehrung an jenem Tage irregeleitet zu haben. Sie haben meine Ansicht über Frauenberuf, die ganz allgemein gehalten war, da ich Ihre eigene Begabung noch gar nicht richtig schätzen konnte, als prophetische Lehre genommen, haben sich in Ihrem Selbstvertrauen dadurch wankend machen und in den gewöhnlichen Lebenslauf der alltäglichen Frauen drängen lassen, obwohl Ihre glänzenden Geistesgaben und Ihr reiches Gemüthsleben Sie zu weit höheren Zielen berechtigten. Sie wollten, meinen Rath befolgend, in Ihrem Gatten aufgehen, seinen Beruf mit Verständniß erfassen und in seinen Interessen Befriedigung für den lebendigen Drang Ihres Geistes finden. Das ist Ihnen aber nicht gelungen, konnte Ihnen auch nicht gelingen, weil Ihre geistige Kraft eine künstlerische ist, die nur in eigenen Schöpfungen Genügen finden kann, — und auch, weil Ihr Mann, ein trockener Gelehrter, für Ihr Wesen kein Verständniß zeigte und Sie an seinem geistigen Schaffen in keiner Weise Theil nehmen ließ. So ist mein Rath, der für tausend andere Mädchen eine Wohlthat gewesen wäre, für Sie zum Fluche geworden.

Denn — Sie mögen es eingestehen, oder nicht, Irene, — Sie sind grenzenlos unglücklich. Eine unglückliche Liebe kann ein starkes Herz überwinden, das Verfehlen eines von Gott vorgezeichneten Lebensberufes niemals!"

Er schwieg und bedeckte die Augen, in denen es feucht schimmerte, mit der Hand. Die Frau machte eine abwehrende Bewegung und zeigte ein finsteres Gesicht. Sie nahm es ernst mit ihren Pflichten und war fest entschlossen, auch an der Seite des einst wirklich innig geliebten Mannes keinen Zoll breit davon abzuweichen. Aber zu widersprechen wagte sie doch nicht; sie fühlte, daß er bittere Wahrheit redete. Ein Geständniß mochte sie ihm indeß nicht machen. Sie begann daher nach einer Pause möglichst unbefangen, wenn auch mit zitternder Stimme: „Sorgen Sie sich nicht um mich, ich bin mit meinen Loose zufrieden. Erzählen Sie mir lieber, wie sich Ihr Lebensschicksal seit jener längstvergangenen Zeit gestaltet hat."

Er fuhr empor, und seine Antwort klang hart und rauh, als er mit heiseren Kehllauten erwiderte:

„Ich? — oh, ich habe gefunden, was ich verdiente. Als ich damals in kindischem Trotze mich von Ihnen wandte, da sagte ich mir: Was zur Bohème gehört, soll sich nicht in andere Kreise eindrängen wollen! Und ich kehrte zur Bohème zurück und habe mir auch aus ihr eine Frau geholt. Sie war ein hübsches, unschuldiges Mädchen. Ihr Vater, ein verdorbener Komödiant, der die Enttäuschung ob seiner künstlerischen Mißerfolge als Restaurateur verschmerzte, hatte sie in stolzer Erinnerung an seine früheren hochfliegenden Pläne zur Bühne erzogen; aber schon bei ihrem ersten Auftreten zeigte sich ihre gänzliche Talentlosigkeit. Seitdem führte sie als Statistin des Stadttheaters ein ziemlich trauriges Dasein, aus dem ich sie endlich durch meinen Heirathsantrag erlöste. Sie ist eine brave und achtungswerthe Frau geworden, aber hausbacken, entsetzlich hausbacken. Um mein dichterisches Streben zu verfolgen, fehlt ihr in gleichem Maße Ingenium wie Bildung. So leben wir neben einander her, ohne uns zu verstehen. Ich verdiene viel Geld mit meinen Dramen und mache ein großes Haus in der Residenz. Es verkehrt bei uns viel fahrendes Volk: meine eigenen Kunstgenossen und Journalisten, Maler, Bildhauer, Musiker u. s. w. Aber glücklich bin ich auch nicht, Irene! Und ich hab's auch nicht verdient."

Er war bei den letzten Worten aufgesprungen und streckte ihr wieder selbstvergessen die Hand entgegen, um die ihrige zu erfassen. Die Geberde sah beinahe hilfeflehend aus, aber die junge Frau bewahrte ihre Haltung, wie weh ihr auch innerlich zu Muthe war. Sie stand gleichfalls auf und sagte, indem sie gelassen seinen Arm nahm:

„Führen Sie mich jetzt in den Saal zurück; dort wollen wir vor Aller Augen von einander Abschied nehmen."

Ein bittrer Schmerz durchzuckte ihn; einen Augenblick wollte er sich vor ihr niederwerfen, ihre Kniee umfassen und die Gluth, die ihn erfüllte, in hellen Flammen emporlodern lassen; aber ein strenger Blick aus ihren

sonst so sanften schönen Augen brachte ihn zur Besinnung. Er folgte gehorsam ihrer Aufforderung, und durch die Gänge des festlich erstrahlenden Gartens schritten die beiden Menschen, welche für einander bestimmt schienen und sich doch nicht angehören durften, langsam dahin, um sich in Gegenwart des Gatten der jungen Frau mit conventioneller Förmlichkeit Lebewohl zu sagen — auf Nimmerwiedersehen!

* * *

Seit dem Zusammentreffen im Garten der Casino-Ressource waren wiederum zwei Jahre verflossen, da saß Edmund Grotau, der berühmte Dramatiker, eines Tages in seinem stilvoll ausgestatteten Arbeitszimmer in der Residenz und schaute mit verlorenem Blick in weite unabsehbare Fernen. Um seine Lippen schwebte noch immer der Zug eines glückseligen Lächelns, das eben seine Züge verklärt haben mußte, und in der Hand hielt er einen mehrblättrigen Brief, den er vor wenigen Minuten zu Ende gelesen hatte.

Der Inhalt hatte ihn unendlich beglückt, und in den Sessel zurückgelehnt, überließ er sich nun rückhaltlos der seligsten Erinnerung.

Der Brief hatte folgenden Wortlaut:

Mein lieber, einziger Freund!

Nach unserer letzten Begegnung mußten wir Beide annehmen, daß wir uns in diesem Leben niemals wieder nahetreten würden. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt. Ein längst nicht mehr erhofftes Ereigniß hat meinem Leben eine ganz andere Wendung gegeben, und Sie sind der Einzige, dem ich die Seligkeit, die mich erfüllt, in Worten auszudrücken vermag, da ich gewiß bin, bei Ihnen allein volles Verständniß für meine Gefühle und Hoffnungen zu finden. Ich bin unendlich reich; ich bin vollkommen glücklich, soweit dies bei einem Sterblichen möglich ist; ich habe gefunden, was ich brauchte: einen Beruf, einen hohen, den höchsten Beruf. Mit einem Worte: Ich bin Mutter geworden; der Himmel hat mir einen gesunden, herzigen, lieben Sohn geschenkt, und mit einem Schlage sind meine Augen, die bisher blind waren, geöffnet, ist mein Herz, das bisher todt war, zu frischem kräftigem Leben erweckt.

Ich weiß jetzt, was das Ziel all' meiner unbefriedigten Sehnsucht war, was mein ureigentlicher, mir von Gott zugewiesener Beruf ist, was mich zur Ausnutzung all' meiner Kräfte, zur Bethätigung all' meiner Fähigkeiten, zu lebendigem Wirken und Schaffen führen wird.

Sie hatten ganz Recht: Meine Veranlagung ist eine künstlerische, die nur in eigenen Schöpfungen ihr Genügen finden kann. Jetzt bin ich vor die höchste künstlerische Aufgabe gestellt, die einem Sterblichen werden kann: Ich halte das lebendige Material, das weich und fügsam, zugleich aber

auch spröde und widerstandsfähig ist, in meinen Armen; ich soll daraus einen Charakter formen, und ich bin stolz auf das Thema, das mir der Schöpfer selbst gestellt hat. Ich fühle, daß er mir von seiner Kraft genug verliehen hat, um damit fertig zu werden, und ich werde mit meinem Pfunde wuchern.

Sie aber, Edmund, sollen mein Kritiker sein, denn ich weiß: Sie schauen in die Seele des Weibes, und in die meine besonders, wie in ein offenes Buch. An Ihren Rath werde ich appelliren, wenn ich bei der Förderung meines Kunstwerks auf ungeahnte Probleme stoße, und Sie werden mir beistehen. Mit diesem Versprechen mache ich den kleinen Edmund zum Pathenkind Ihres Geistes.

Mit herzlichem Gruß

Irene.

Edmund Grotau las den Brief wieder und wieder, und er fühlte dabei, daß diese Stunde die glücklichste seines bisherigen Lebens sei.

Max Ring.

Eine litterarisch-biographische Studie.
Mit drei ungedruckten Briefen Karl Gutzkows und Berthold Auerbachs.

Von

Adolph Kohut.

— Berlin. —

Nur wenigen Sterblichen ist es gegönnt, noch mit 80 Jahren schöpferisch thätig zu sein. Die schaffenden Geister, welche so sichtlich der Himmel begnadet hat, wie z. B. einen G. Verdi, einen Th. Mommsen und einen Max Ring in unseren Tagen, kann man an den Fingern abzählen — und es bleiben noch Finger übrig. Soeben erst hat der letztgenannte Greis, der aber weder körperlich noch geistig Zeichen des Siechthums verräth, seine Memoiren herausgegeben und im Vorwort zu denselben, welches von seinem 80. Geburtstage datirt ist, bekundet er eine geradezu bewunderungswürdige Schärfe des Urtheils. Schon Schiller klagte einst, daß die Alten jung und die Jungen alt sind! Wenn man die berühmten Schlesier in der Litteratur, welche noch im hohen Alter Köstliches hervorbrachten, näher betrachtet — ich nenne aus der Fülle der Erscheinungen nur Gustav Freytag, Karl von Holtei und Rudolf von Gottschall — muß man wahrlich unserem großen Nationaldichter Recht geben . . . In seinen zweibändigen „Erinnerungen"*) hat zwar Max Ring alles Wissenswerthe und Interessante seines Lebens geschildert, aber doch auch Manches unerwähnt gelassen, was ihm verschiedene Umstände, wohl auch sein bescheidenes und anspruchsloses Wesen, mit Stillschweigen zu übergehen

*) „Erinnerungen" von Max Ring, 2 Bde., Berlin 1898, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt.

geboten; und wenn ich auch im Großen und Ganzen dieses klassische Quellenwerk ganz natürlicher Weise hier benütze, so habe ich doch auch das Eine und das Andere mitzutheilen, was man in den Aufzeichnungen des alten Herrn vergebens suchen würde. Was speciell seine litterarische Bedeutung betrifft, enthält sich Ring selbstverständlich jeder Aeußerung über seine zahlreichen und mannigfachen Schriften — dem kritischen Beurtheiler desselben liegt es daher ob, das dort Fehlende zu ergänzen und dem ausgezeichneten Schriftsteller den ihm gebührenden Platz in der Nationallitteratur anzuweisen.

Das achtzigste Lebensjahr ist zwar ein Grenz- und Markstein des Lebens und der Abschluß des litterarischen Schaffens, aber Max Ring will deshalb keineswegs den Musen entsagen. Als ich ihn am 4. August 1897, anläßlich seines Ehrentages, der in ganz Deutschland mit warmem Interesse gefeiert wurde, zur Vollendung seines künstlerischen Wirkens beglückwünschte, sagte er mir: „Oh, ich bin noch lange nicht fertig — ich arbeite noch immer rüstig fort. Neben meinen ‚Erinnerungen' beschäftige ich mich mit vielen anderen Plänen, die ich auszuführen gedenke, wenn mir der Himmel die Kraft und die Gesundheit schenkt." In der That ist Max Ring zu seiner Jugendliebe, dem Schauspiel, zurückgekehrt und arbeitet jetzt an einem Drama, dessen Aufführung man mit Interesse entgegensehen kann.

Auch sonst bildet Max Ring als Greis eine rühmliche Ausnahme. Die meisten Nestoren des Geistes sind verbittert, griesgrämig und hypochondrisch und Verkünder der „guten, alten Zeit" — unser Schlesier hat sich bis heute sein heiteres Temperament, seinen zufriedenen Sinn und seine optimistische Weltanschauung bewahrt, welch letztere sich in allen seinen Werken, namentlich in seinen Gedichten, wiederspiegelt. Unser Poet ist gleich Berthold Auerbach, mit dem er so innig befreundet war, auch ein Denker, ein Philosoph, und deshalb ist nicht allein die dichterische Phantasie, sondern auch der reflectirende Verstand bei ihm in gleichem Maße thätig. Die Seelenruhe, welche ihn auszeichnet, verdankt er den Lehren Spinozas, dessen begeisterter Jünger er ist und dessen pantheistischen und religiösen Standpunkt er mit Bewunderung theilt. Ruhm und Ehre gebührt ihm auch dafür, daß er Zeit seines Lebens die Oriflamme der Glaubens- und Gewissensfreiheit, des politischen und fortschrittlichen Gedankens hochhielt. Stets huldigte er in Wort und Schrift auf religiösem Gebiete einer umfassenden Duldung und bekämpfte deshalb die kirchlichen Auswüchse. Ein Achtundvierziger von altem Schrot und Korn, hat er nie die Ideale seiner Jugend verleugnet, hat er nie seine freiheitlichen Anschauungen gewechselt und dem Streberthum und der Carriere-Macherei auch nicht die geringste Concession gemacht. In der Kunst freilich war er weniger radical. Hier suchte er das Ideal mit der Wirklichkeit zu versöhnen und in der realen Welt überall Poesie zu finden, ebenso sehr ein Feind des rohen und gedankenlosen Naturalismus, wie der krankhaften und bleichsüchtigen Romantik.

Vor Allem war Max Ring im Leben wie in der Dichtung ein Freund der Wahrheit — und diese Lauterkeit seiner Gesinnung, diese Offenheit seines Wesens und Reinheit seines Empfindens verleiht auch seinen Schriften einen hohen Reiz.

Abgesehen jedoch von dem eigenen köstlichen, arbeitsamen Leben Max Rings, erscheint er uns zugleich wie die wandelnde Chronik des 19. Jahrhunderts. Mit vielen hervorragenden und hochinteressanten Zeitgenossen ist er in Berührung gekommen und ist mit ihnen mehr oder weniger intim befreundet gewesen; und da er stets ein scharfer und gewissenhafter Beobachter war, weiß er uns von ihnen, ihrem Denken und Fühlen, ihrem Thun und Treiben viel Belehrendes und Unterhaltendes zu erzählen, und wir blicken durch seine Vermittelung zuweilen hinter die Coulissen der Welt-, Litteratur-, Cultur- und Theatergeschichte.

Max Ring wurde am 4. August 1817 im schlesischen Städtchen Zauditz, Kreis Ratibor, geboren. Sein Vater hatte die Branntweinpacht auf den oberschlesischen Gütern des Ministers Graf Haugwitz inne, und zwischen dem Staatsmann und seinem Beamten entwickelte sich mit den Jahren ein freundschaftliches Verhältniß. Die Liebe für die Natur erwachte schon frühzeitig in dem Jüngling; an der Seite seines Vaters wanderte er täglich durch Felder und Wiesen, auf denen tausende von gelben, blauen und rothen Schmetterlingen um die bunten Blumen flatterten und glänzende Käfer im Grase herumschwirrten. Von tüchtigen Hauslehrern, begeisterten Anhängern der Pestalozzi'schen Methode, vorgebildet, entwickelte sich im lebhaften und aufgeweckten Knaben bald die Lust zum Studium und zum Produciren. Noch nicht zehn Jahre alt, verfaßte der Wunderknabe sein erstes Gedicht: „Das Veilchen", welches im „Oberschlesischen Wanderer" in Gleiwitz abgedruckt wurde. Auf dem Gymnasium zu Ratibor machten seine deutschen Aufsätze Aufsehen; dort war es auch, wo er mit seinem Mitschüler, dem später so berühmt gewordenen Kliniker Louis Traube, eine Freundschaft für's Leben schloß. Schon damals lernte er, zumeist im Hause seines Vaters, sehr originelle und merkwürdige Persönlichkeiten kennen, so z. B. den genialen, aber leichtsinnigen Fürsten Felix Lichnowsky, der am 18. September 1848 gelegentlich des Frankfurter Aufstandes vom Pöbel ermordet wurde, den abenteuerlichen Wit, genannt von Döring, einen Freund Carl Sands, des Mörders Kotzebues, einen höchst extravaganten Menschen, und noch Andere. Nachdem er auf dem Gymnasium in Oppeln das Abiturientenexamen bestanden hatte, besuchte er die Breslauer Universität, um dort Medicin zu studiren. Diese Breslauer Studentenjahre bilden noch jetzt, in der Erinnerung des Greises, das höchste Entzücken desselben. Er hörte dort u. A. die philosophischen Vorlesungen des geistvollen Braniß, der sich durch große Klarheit und dialektischen Scharfsinn auszeichnete, den berühmten Historiker Wachler, den Naturphilosophen Nees von Esenbeck, den Anatomen Otto, den Physiologen Purkinje, der durch seine Ab-

handlung: „Ueber das Sehen in subjectiver Hinsicht" die Aufmerksamkeit Goethes erregt hatte, den Chirurgen Benedict und trat zu den meisten der genannten Professoren in ein freundschaftlich-gemüthliches Verhältniß. Auch mit den litterarischen und publicistischen Größen des damaligen Breslau wurde der junge Bruder Studio bekannt. Unter diesen befanden sich einige Charakterköpfe, so z. B. der Baron v. Vaerst, der Leiter der „Breslauer Zeitung", welcher Willibald Alexis den Stoff zu der interessanten Novelle „Novelli Acerbi", deren Held Vaerst war, geliefert hat; dort ergab sich denn Ring dem — „Laster" der Poesie. In den Breslauer Tages- und belletristischen Blättern veröffentlicht er seine litterarischen Sünden, welche aber schon in weiteren Kreisen Beachtung fanden. Breslau war damals noch reich an allerlei Originalen, die uns Ring in köstlichen humoristischen Genrebildern vorführt. Da war u. A. der Professor Regis, der bei Tage schlief und in der Nacht promenirte, der Antiquar Ernst, welcher behauptete, daß die Erde ein lebendes Wesen sei, das Respirationsorgane, Gehirn- und Sehwerkzeuge habe; der Eisenbahndirector Lewald, ein Onkel der Fanny Lewald, gefürchtet durch seine sarkastischen Bemerkungen, der alte, reiche Junggeselle Fränkel, der sich kein Vergnügen gönnte und auf die Vorstellungen seiner Freunde, sich doch auch zu amüsiren, erwiderte: „Wenn ich das will, brauch ich kein Geld auszugeben; ich esse nur zwei Stunden später als sonst, und wenn ich recht hungrig bin, habe ich dann ein großes Vergnügen, das Nichts kostet."

1838 begab sich der Student der Medicin nach Berlin, um dort seine Studien zum Abschluß zu bringen. Durch Empfehlungsbriefe lernte er auch in der Hauptstadt Preußens interessante Persönlichkeiten, von denen ich nur den berühmten Orientalisten Leopold Zunz und den Juristen Professor Gans nenne, kennen.

Zu einigen seiner Lehrer, wie z. B. dem genialen Chirurgen Dieffenbach, fühlte er sich mächtig hingezogen, und er hatte ihren anregenden Vorlesungen und privaten Belehrungen viel zu danken. Hier war er ein fleißiges Mitglied der von dem Witzbold Moritz Gottlieb Saphir gegründeten litterarischen Vereinigung „Tunnel über der Spree", wo von Zeit zu Zeit dichterische Wettkämpfe veranstaltet wurden. Zu den Mitgliedern dieser amüsanten Vereinigung zählten damals u. A. der spätere famose Cultusminister Heinrich von Mühler, der spätere Justizminister Heinrich Friedberg, der Hofschauspieler und nachherige Geheime Hofrath und Vorleser des Kaisers Wilhelm I. Ludwig Schneider. Ueberdies gehörte er einem zwanglosen Verein geistig hochstehender und strebender Männer an, von denen ich nur folgende nenne, die später zu Ruhm und Ansehen gelangten: Moritz Carriere, Heinrich Bernhard Oppenheim und Wilhelm Wolfsohn. Ebenso wurde er mit interessanten Frauen, wie z. B. mit dem Goethe'schen „Kind", Bettina von Arnim, bekannt, in deren

Salons sich die verschiedensten, oft schroff einander gegenüberstehenden, Elemente versammelten.

Selbstverständlich beschränkte sich der Umgang Rings nicht allein auf Gelehrte, Dichter und Schöngeister überhaupt, sondern er kam auch mit namhaften Schauspielern, so mit Eduard Devrient und Carl Seydelmann, in Berührung. Letzterer, ein geborener Schlesier, interessirte ihn ganz besonders. Sie waren es auch, die ihn für das Theater mit Schwärmerei erfüllten und ihn zu einem eifrigen Theaterhabitué machten.

Nachdem Ring 1840 sein ärztliches Doctor- und Staatsexamen gemacht hatte, zog er sich nach Breslau zurück, um dort zu prakticiren. Besonders beschäftigte ihn damals das neu erwachte politische Leben nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. Die ganze kleinstaatliche Misère konnte der junge 22jährige Arzt aus eigener Anschauung durchkosten, als er fürstlicher Hof- und Leibarzt des Fürsten von Pleß werden sollte. Eine freimüthige Aeußerung verdarb seine Carriere. Der hohe Herr nahm Anstoß am jugendlichen Alter des Doktors. Bei der Audienz sagte ihm Serenissimus: „Die Erfahrung bleibt für mich die Hauptsache. Ich gestehe Ihnen offen, daß ich für meine Person mehr Vertrauen zu einem alten Schäfer, als zu einem so jungen Arzt habe."

Vorschnell ist die Jugend mit dem Wort.

„Hoheit haben ganz Recht," erwiderte nämlich Ring, „wenn es sich nicht um kranke Menschen, sondern um Schafe handelt."

In Gleiwitz, wo sich der Sohn Aesculaps hierauf niederließ und jahrelang segensreich wirkte, hatte er Gelegenheit, Land und Leute in Oberschlesien, die Millionäre und Grubenbesitzer, neben den Bergleuten und Armen, genau kennen zu lernen. Er hatte Gelegenheit, in Mysterien, welche sich in angesehenen Häusern der Aristokratie zuweilen abspielten, eingeweiht zu werden, welche ihm später dankbaren Stoff zu seinen Erzählungen lieferten. Besonders erschütternd wirkte auf ihn der zu jener Zeit grassirende „oberschlesische Hungertyphus", welcher ihm zugleich einen ausgedehnten ärztlichen Wirkungskreis eröffnete. Er schrieb damals seine Erlebnisse nieder, um sie zum Besten seiner hungernden und nothleidenden Landsleute herauszugeben, aber die Censur verbot die Veröffentlichung. Er opferte gerne seine Zeit und seine Gesundheit und war glücklich, wenn er helfen und retten konnte. Einmal wäre er beinahe das Opfer eines Attentats geworden, indem ihn ein Fieberkranker in Zabrze, ein Executor, gegen den die gerichtliche Untersuchung, wegen Unterschlagung amtlicher Gelder, eingeleitet war, erschießen wollte, weil der Unglückliche den Arzt für den Untersuchungsrichter hielt.

Das „tolle" Jahr 1848 verlebte Ring in Breslau. Er war ein fleißiger Besucher des demokratischen Vereins, wo er viele in- und ausländische Führer der Demokratie kennen lernte, so z. B. Michael Bakunin, den russischen Agitator, eine herkulische Gestalt, von seltener Beredsamkeit,

der einst, in Gegenwart Rings, zu Berthold Auerbach sagte: „Wenn wir siegen, lieber Auerbach, so lasse ich Sie, so leid es mir auch thun würde, ohne Barmherzigkeit hängen," worauf ihm der kleine, untersetzte Auerbach gemüthlich erwiderte: „Wenn Sie nicht vorher in ein Irrenhaus gesperrt werden."

Inzwischen hatte der junge Poet 1839 zusammen mit dem Mediciner Fränkel einen Band „Gedichte" *) veröffentlicht, also zuerst als Lyriker debütirt. Diese Gedichte wurden im Allgemeinen wenig beachtet, was sehr bedauerlich ist, denn die Gedichtsammlung enthält manche Perle der Stimmungsmalerei. Besonders bemerkenswerth waren die Zeitgedichte und die Schilderungen aus der Geschichte und dem Culturleben des jüdischen Volkes. Noch jetzt ergreifen uns die Bilder, welche uns der Verfasser aus der Zeit des oberschlesischen Hungertyphus vorführt. Aus der Fülle dieser tragischen Poesie sei nur das nachstehende, kleine Poem mitgetheilt:

Der arme Bauer.

Die Kühe hat er vom Nachbar geborgt,
Die Leiche zum Kirchhof zu tragen.
Den Sarg aus rohen Brettern besorgt,
Mit der Axt zusammengeschlagen.
Und wie der Nagel den Deckel durchdringt,
Da weint der arme Bauer und singt:
„Daß Gott sich unser erbarme."

„Die Kinder liegen im Fieber mir krank,
Wer soll die Kleinen jetzt pflegen?
Wer reicht den kühlen, erfrischenden Trank
Den brennenden Lippen entgegen?
Die Mutter todt, die Kinder verwaist,
Der Du die Vögel des Himmels speist,
Daß Gott sich unser erbarme!

Leb' wohl, mein Weib! Du gehst nun fort,
In den Himmel kommst Du noch heute.
O, klage dem lieben Herrgott dort
Die Noth der hungernden Leute.
Vielleicht, daß er auf uns auch blickt,
Uns einen Engel zum Troste schickt.
Daß Gott sich unser erbarme!"

Aber auch neckische, scherzhafte, frische Lieder, voll Liebe, Licht und Frohsinn, gelingen dem Dichter trefflich. Man lese nur das allerliebste Gedichtchen:

Was Liebe ist.

Bei den Weisen und Gelehrten,
Den berühmten, hochverehrten,
Forscht' ich nach der Liebe Grund;
Niemand konnt' ihn klar mir sagen,
Mocht' ich auch so Viele fragen,
Keiner thut mir Wahrheit kund.

*) Eine zweite Auflage erschien 57 Jahre später, Berlin 1896, 148 S.

Da fragt' ich mein Mädchen scherzend,
Unter Kosen und sie herzend,
Ob, was Liebe sei, sie wüßt'?
Zärtlich hielt sie mich umfangen,
Küßte mich voll Lust und Bangen,
Gleich wußt' ich, was Liebe ist . . ."

Die spinozistische, überhaupt philosophische Lebens- und Weltanschauung des Poeten tritt am schlagendsten in seinen „Sprüchen und Gnomen" zu Tage, die manchmal an Goethes „West-östlichen Divan" erinnern. Hier nur einige kleine Pröbchen:

Was nützt dem Vogel der Federn Pracht?
Hat er kein Lied in der Kehle?
Was nützt dem Weibe der Schönheit Macht,
Hat sie kein Herz, keine Seele?

Ruhig ertragen
Und still entsagen,
Ob Du groß sein magst oder klein,
Wird's Deines Lebens Sonne sein.

Die Welt ist weder so gut, noch so schlecht,
Zum Weinen nicht, noch auch zum Lachen.
Die Welt ist gerade so schlecht und gerecht,
Wie wir und wozu wir sie machen.

Das Paradies ist uns noch nicht verloren;
Es wird mit jedem Kinde geboren.
Soll es für Alle neu blühn auf Erden,
Müssen die Alten wie Kinder werden. —

Außer in Gelegenheitsgedichten hat merkwürdiger Weise Ring seitdem in keiner Form der lyrischen Poesie sich versucht. Er begann vielmehr als Prosaist und zwar als Publicist und Feuilletonist der „Neuen Oder-Zeitung", und seine lebhaften und plastischen Schilderungen zeugten von so viel Phantasie und Gestaltungskraft, daß es kein Wunder war, wenn ein unternehmender und intelligenter Breslauer Buchhändler, Namens Urban Kern, ihm den Vorschlag machte, ihm einen Roman zu schreiben. Das Honorar, welches dieser Verleger bot, war ein so lockendes, daß Ring nicht widerstehen konnte. So entstand sein erster Roman: „Berlin und Breslau", welcher von der Kritik und Presse sehr wohlwollend aufgenommen wurde und trotz seiner Fehler die Tatze des Löwen verrieth.

Es dürfte nur Wenigen bekannt sein, daß „Berlin und Breslau" Karl Gutzkow die erste Anregung zu seinem großen culturgeschichtlichen Roman: „Die Ritter vom Geist" gab. Durch diese Schöpfung machte er auch die Bekanntschaft mit Berthold Auerbach, der sich nach dem Tode seiner ersten Frau, bei seinem Schwiegervater, dem Bankier und Oberlotterie-Collecteur Moritz Schreiber, in Breslau aufhielt. Diese Bekanntschaft entwickelte sich zu warmer Freundschaft für's ganze Leben. Der Dichter der

„Schwarzwälder Dorfgeschichten" ermunterte und förderte seinen jüngeren Collegen bei jedem Anlaß; er war ein unerbittlicher Kritiker, und wenn er manchmal gar zu arg nörgelte, so geschah dies durchaus nur in selbstlosem Interesse.

Aus der Fülle der bisher ungedruckten Briefe Berthold Auerbachs an Max Ring seien nur die nachstehenden zwei, welche auf die kameradschaftlich-freundschaftlichen Beziehungen der beiden Dichter ein helles Streiflicht zu werfen geeignet sind, hier mitgetheilt:

I.

Ich muß mir selber einen Ruck geben, um endlich doch wieder einen Brief zu schreiben. Das wird mir ein ganzes Jahr schwer und nun zumal im Frühling! Und Frühling ist es, lieber Ring; ich bin im Wandern so lustig und möchte immer jodeln, daß ich mich oft selber an den alten Kerl besinnen muß, der 46 Jahre alt ist und schon gar viel, viel erlebt hat.

Vor Allem also herzlichen Glückwunsch zur neuen Behausung! Sei Euch die Muse darin hold! Und wie versprochen, sollt Ihr bald einen Musendiener darin aufhängen — das Bild in Lebensgröße oder vielmehr in Lebenskleine, für die Freunde lithographirt, ist fertig, und ich warte nur auf die Gelegenheit, es cum aliis zu schicken. Die „Hökerin" und den „Geheimrath" habe ich gelesen. Erstere hat unter dem Theatermäßigen das specifische Naturell, das ich mir dachte, eingebüßt; der Geheimrath dagegen ist einfach gut in Anlage und Ausführung, nur scheinen mir die Farben etwas grell. Details möchte ich lieber besprechen als darüber schreiben. Kommen Sie doch einmal den Sommer zu uns!

Es wird mich freuen, auch des Verlegers wegen, wenn Sie meine gesammelten Schriften folgemäßig in der Voss. Zeitung*) anzeigen. Ich habe diese Ausgabe sorgfältig gemacht und lasse mich keine Mühe dabei verdrießen.

Zugleich lege ich hier eine Notiz über einen Freund bei, die Sie gefälligst in die Vossische bringen und mir baldigst unter Kreuzband die betreffende Nummer schicken.

Von meinem Drama höre ich gar nichts mehr; und trotz Ihrer freundlichen Mahnung komme ich doch nachgerade dazu, mich an der Erzählung genügen zu lassen, da bin ich von Niemand abhängig, und je mehr ich das Theater näher ansehe, um so mehr sehe ich, was mir eigentlich im Guten und im Bösen dazu fehlt.

Auch mir wäre es lieb, wenn ich Sie näher bei mir hätte. Ihre resolute Art thut wohl, und ich glaube, auch Ihnen etwas sein zu können. Aber jede Ortsveränderung revolutionirt mein ganzes Wesen, drum kann ich auch nicht reisen, und ich habe noch viel vor, was ich in stetiger Weise gerne absolvirte.

Ich habe noch bis tief in den Sommer mit meinen Gesammelten Schriften zu thun und sehne mich danach, Neues produciren zu können. Ich bin vollgeladen mit Vielerlei, aber auch mit vielen herzlichen Grüßen an Euch und Eure Frau.

Dresden, 27. April 1857. Euer

Berthold Auerbach.

II.

Du thust mir bitter Unrecht, lieber Max Ring, wenn Du auch nur scherzweise wegen Nichtschreiben mich schiltst. Ich bin von so vielerlei im Leben beansprucht und habe nun endlich das seltsame Fieberglück, ganz in einer neuen Arbeit zu brennen, daß ich nur sehr schwer die Brieffeder ansetze.

Ich lebe hier mit meinem Schreiber seit dem 4. Mai einsam auf dem Rochusberg und sehe noch gar nicht ab, wenn ich den Schwarm von dichterischen Gestalten, der mich auf Schritt und Tritt, im Schlafen und Wachen, begleitet, erlöse oder auch nur ablöse.

*) Max Ring war Kritiker des Blattes.

So kann ich auch jetzt nichts lesen.

Ich habe von Deinem Roman — für dessen Uebersendung ich Dir bestens danke, nur den ersten Band gelesen, und muß doch davon weg.

Ich habe also durchaus kein Recht, zu urtheilen, aber das muß ich Dir doch sagen: Du hast, nach meiner Ansicht, den Fehler gemacht, uns keine Sympathie für den Helden einzuflößen. Ich weiß wohl, es giebt auch den anderen Hebel: die Spannung, aber — wenigstens ich kann nicht anders empfinden — die Spannung, das Neugierigkeitsinteresse allein genügt nicht.

Sodann hättest Du auch bei dem zweiten Abdruck — wie sich's so leicht macht — etwas mehr Sorgfalt auf die formelle Fassung wenden können. Ich meine z. B. die Reduplikationen in ein und derselben Sache: Seite 27 heißt z. B.: „Bis zum Grunde — Täuschung" und dasselbe ist schon im Vordersatze gesagt. S. 46: „Bleiben könnte, weilen durfte". Dann die bequeme Ausdrucksweise S. 49: „Zum glücklichsten der Väter machte", S. 141: „Um eine Welt zu weit." S. 170: „Es giebt allerdings Schluchten, wohin kein Sonnenstrahl dringt." S. 202: „Aeußere Bedürfnisse, Noth des alltäglichen Lebens, gemeiner Wirklichkeit" — das ist 3 für 1. S. 19: Sie verband mit einem Charakter à la Maintenon die zierlichste Figur" — mit einem Charakter eine Figur verbinden! In Deinen so frischen Feuilletons machst Du nie derartiges, warum in Deinem Roman?

Da hast Du nun einige so unvollkommene, wie vielleicht unwillkommene Bemerkungen, aber Du bist ein braver Kerl und mußt, wenn es Dich auch anfangs verdrießt, doch sagen: der Auerbach meint es ehrlich mit mir, und ich muß aufmerksamer auf mich sein.

Ich wiederhole, daß ich in's Centrum Deiner Arbeit noch nichts drein reden kann. Ich hoffe, das im Winter mündlich zu thun, und das gesprochene Wort hat nicht so viel Widriges als das geschriebene.

Ich vertraue Dir, daß Du meine Bemerkungen als vom Freunde kommend aufnimmst.

Nächste Woche kommt meine Frau und meine Tochter. Meine Knaben bleiben zunächst im Institut. Wenn ich zeitig genug fertig werde, möchte ich noch nach Karlsbad. Ich hoffe, daß wir zum Winter wieder gut mit einander in der Köthener Straße sitzen und allerlei Vergangenes und Vorzunehmendes besprechen.

Grüße mir herzlich Deine Frau und Deine Kinder.

Rochusberg bei Bingen, 25. Juni 1867.

Dein alter

Berthold Auerbach.

Um Berthold Auerbach sammelte sich in Breslau ein Kreis von Verehrern und Freunden, unter denen mancher Charakterkopf erwähnt zu werden verdient. So z. B. Robert Gieseke, ein verbummeltes Genie, Louise Mühlbach, die furchtbar fruchtbare Romanschriftstellerin, die Romane schnell wie Strümpfe strickte, ebenso geschickt, eine gute Mehlspeise zu bereiten, wie einen mehrbändigen Roman zu schreiben.

Intime Freundschaft verband Max Ring auch mit dem Schwager Berthold Auerbachs, dem unglücklichen Dichter und Philosophen Heinrich Landesmann (Hieronymus Lorm), die bis zum heutigen Tage andauert.

Als einflußreicher Theaterkritiker in Breslau hatte Ring reichliche Veranlassung, mit allen Berühmtheiten des deutschen Theaters und ausländischer Bühnen, welche in der schlesischen Hauptstadt gastirten, bekannt zu

werden, und er giebt von einigen derselben sehr treffende, zum Theil ergötzliche Schilderungen.

Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken, und auch Ring fühlte, daß er sein Talent in Berlin besser werde verwerthen können, als in Breslau; so entschloß er sich, im October 1850 nach der preußischen Metropole zu übersiedeln, wo er denn auch nunmehr seit 48 Jahren ununterbrochen lebt.

Hier war es vor Allem das Theater, welches ihn reizte, und für welches er mit Eifer thätig sein wollte. Er schrieb mit heißem Bemühen Lust- und Schauspiele und Tragödien und suchte mit dem Intendanten der königlichen Schauspiele, Herrn von Küstner, Verbindungen anzuknüpfen. Ebenso trat er namhaften Größen der Bühne näher: der großen Tragödin Auguste Crelinger, der reizenden Vertreterin weiblicher Dulderinnen Frau Hoppe, der berühmten Sängerin Wilhelmine Schroeder-Devrient und den ausgezeichneten Schauspielern: Ludwig Dessoir, Theodor Döring, Bogumil Davison u. A.

Hier ist es nun der Ort, ein Wort über den Dramatiker Ring zu sagen. Schon in Gleiwitz entwarf und führte er zum Theil ein Trauerspiel aus, dessen Held der spanische Arzt Michel Servet war, welcher wegen seiner freisinnigen Glaubensansichten vom Reformator Calvin in Genf angeklagt und zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurtheilt wurde. Die Darstellung des Kampfes zwischen Glauben und Wissen, zwischen Autorität und Freiheit hatte für ihn etwas ungemein Anziehendes, das Stück gefiel sehr; namentlich entzückte Wilhelm Kläger als Calvin das Publicum.

Von seinen Schauspielen war wohl das bedeutendste das fünfactige: „Ein deutsches Königshaus", ein Vorläufer der Wildenbruch'schen patriotischen Stücke. Der Dichter führte uns in der Heldengestalt des großen Kaisers Otto den gewaltigen Kämpen für die Macht und Einheit der deutschen Stämme vor. Um diesen Recken gruppirten sich, theils ihm zur Seite, theils ihm feindlich gegenüber stehend, seine beiden Brüder: Heinrich von Bayern und der Erzkanzler Bruno, sein Sohn Rudolf von Schwaben, sein Schwiegersohn Konrad von Lothringen und die beiden romantischen Frauengestalten Adelheid und Ida. Von großer dramatischer Kraft und theatralischer Wirkung war namentlich die Schlußscene des 3. Actes, wo Otto seinem Sohn und Schwiegersohn gegenüber sich in voller Majestät aufrichtet und die Empörer durch die Hoheit seiner Erscheinung und die Wucht seines Zornes niederschmettert. Die Kritik rühmte die Sprache des Schauspiels, so z. B. die poetische Erzählung von dem räthselhaften weißen Ritter in der Schlacht, die Ansprache Ottos an die Fürsten und die grollenden Worte in der Empörungsscene sowie in der Sitzung des Fürstengerichtes.

Zu den patriotischen Dramen gehörten noch: „Die deutsche Landesmutter" und „Von Jena nach Waterloo", worin namentlich Charlotte Wolter glänzte.

Von seinen zahlreichen Lustspielen wurde am meisten gegeben: „Unsere Freunde", ein politisches Intriguenlustspiel in 5 Acten, à la Scribes: „Ein Glas Wasser." Sowohl die Charakterzeichnung der handelnden Personen, wie das Zeitcolorit und die satirische Schilderung der Hofintriguen und Kabalen müssen vortrefflich genannt werden. Der Verfasser geißelte darin das Unheil, welches oft durch die allzu große Dienstfertigkeit unserer Freunde über uns hereinbricht.

Reizend ist das einactige Lustspiel in Versen: „Scarrons Liebe". Dort feiert der Dichter den Triumph des Geistes über Schönheit, Liebe und Vorurtheile. Frau d'Aubigné, die spätere Marquise von Maintenon, verliebt sich in Scarron, einen Krüppel, der sich kaum vom Stuhle rühren kann, indem sie begeistert ausruft:

„So wie Sie eben sind, sind Sie der reichste Mann der Welt.
Ihr Geist, Ihr Herz ist mehr als alle Schätze werth,
Die niemals mich gereizt, die nie mein Sinn begehrt.
Welch' selt'nes Glück, dürft' ich in Ihrer Nähe weilen,
Mit einem solchen Mann sein hohes Streben theilen!
Ich wollte ihm so gern mit schwachen Kräften nützen,
Die Schmerzen sänftigen und seinen Körper stützen,
Sein Lager wollt' ich ihm mit meiner Hand bereiten,
An seiner Seite arm, doch froh durch's Leben schreiten."

Im Hause seines Freundes Theodor Mundt, des Gatten Luise Mühlbachs, lernte er u. A. Karl Gutzkow kennen, und es entspannen sich zwischen beiden Romanciers Bande der Freundschaft, welche Jahrzehnte lang anhielten, bis schließlich der griesgrämige, verbitterte Verfasser von „Uriel Acosta" und „Zopf und Schwert" sogar in dem harmlosen Ring einen Feind, einen Verfolger erblickte.

Wie sehr der als kalt, ironisch und herzlos verschrieene Karl Gutzkow das Bedürfniß nach Freundschaft und Liebe empfand, zeigt der Briefwechsel zwischen Beiden. Zur Kennzeichnung desselben sei nur die nachstehende ungedruckte Zuschrift hier mitgetheilt:

Warum sollte ich die Freundeshand nicht ergreifen, die Sie in Ihrem lieben Brief vom 29. April darbieten? Unsere Zeit ist so trennend, unsere Herzen schlagen so einsam, und doch ist das Bedürfniß engerer Bande da; aber wer wagt sie zu knüpfen? Was man so aus der Jugend im innigen Verkehr mit Anderen mitbringt, das geht bald in die Winde. Dann kommt die Frauenliebe, die unsere Herzen allein erfüllt, dann die Sorge um die materielle Existenz, die unseren Egoismus steigert, und die Gefahr, daß unsere Herzen einschrumpfen, stellt sich zeitig genug ein. Wer rücket sich noch menschlich nahe? Wer gesteht ein, daß er des Anderen bedarf und daß sein Leben ohne Liebe ist? Wir trotzen und protzen und leiden darunter. Also, wenn auch nicht mit Carlos- und Posa-Ueberschwänglichkeit, doch mit warmem Mannesgefühl nennen wir uns Freunde.

Ich habe mich dieser Tage immer mit Ihnen beschäftigt. Erst las meine Frau Ihren Roman*), dann folgte ich selbst. Ich habe Ihre große schriftstellerische Fertigkeit, Ihr Talent, zu spannen, besonders aber die Kunst, Staffagen zu malen, bewundert. Die

*) Rings schon genannten Erstlings-Roman: „Berlin und Breslau."

allzu sinnliche Färbung mancher Scenen abgerechnet, bin ich vom ersten Bande vollkommen befriedigt geschieden. Im zweiten tritt ein Stillstand ein, und im dritten haben Sie leider die Fäden zu sehr aus der Hand gelassen. Diese Herrnhuterei ist eine gefährliche Klippe der Langeweile. Sie haben den öden Stoff unterbrochen durch neue Anknüpfungen, denn man sieht diesen das nur aus Noth Erfundene an; der volle große Strom des Interesses, der im ersten Bande treibt, hat sich versandet . . .

Und so könnt' ich im Guten und Mäkelnden noch immer fortfahren, wenn ich mir nicht vorbehielte, einmal irgendwo öffentlich darauf zurückzukommen . . .

Lassen Sie bald wieder von sich hören! Gieseke, der moderne Titan, wird heute bei uns essen und vielleicht mit meiner Familie und Auerbach von Berlin in's Gebirge machen.

Ihrem Lustspiel, dessen Aufführung bevorsteht, wünsche ich besten Erfolg.

Mit aller Herzlichkeit bin und verbleibe ich

Dresden, 19. Mai 1851.

Ihr

Gutzkow.

In Berlin schloß Ring Freundschaft mit seinem witzigen schlesischen Landsmann David Kalisch, dem Possendichter und Redacteur des „Kladderadatsch"; ferner mit dem Humoristen Ernst Kossak, welcher ein anderes Witzblatt: „Die Feuerspritze" redigirte. Besonders intim gestaltete sich Jahrzehnte hindurch sein Verhältniß zur „Gartenlaube" und zu ihrem genialen Verleger Ernst Keil, mit dem er ununterbrochen in litterarischer und geschäftlicher Verbindung stand. Seine Skizzen und Studien, namentlich aus dem Berliner Leben, welche Ring Jahr aus und Jahr ein lieferte, zeichneten sich durch Frische und Popularität aus und machten den Namen des Verfassers zu einem überaus bekannten. Als in den sechziger Jahren die „Gartenlaube" in Preußen verboten wurde, und Keil an deren Stelle in Berlin eine andere Zeitschrift, den „Volksgarten", erscheinen ließ, übertrug er seinem treuen Mitarbeiter die Redaction, die dieser einige Jahre hindurch mit großer Umsicht und Geschicklichkeit führte.

Je mehr die Volksthümlichkeit Rings wuchs, desto größer wurde sein Bekannten- und Freundeskreis. Besonders gern verkehrte er im gastfreundlichen Salon des geistreichen Varnhagen von Ense, dessen Hausarzt er auch wurde. Dort wurde er mit dessen ganzem, so hochinteressantem Kreis allmählich befreundet. Dort verkehrten ja die heterogensten Elemente! Der socialdemokratische Agitator Ferdinand Lassalle neben dem Ministerpräsidenten von Pfuel, der katholische Fürst von Hatzfeldt neben dem jüdischen Prediger Dr. Sachs. Sie nahten und kamen die Himmlischen alle, die dii majorum et minorum gentium der Litteratur, der Kunst, Wissenschaft und des öffentlichen Lebens. Von all diesen markanten Persönlichkeiten weiß Max Ring die amüsantesten und bezeichnendsten Züge und Anekdoten zu erzählen. Von Johanna Neander, der Schwester des berühmten Theologen, berichtet er — um nur dieses eine Beispiel herauszugreifen — die folgenden sarkastischen Bemerkungen: Als ein College ihres Bruders einmal in ihrer Gegenwart über Hamburg, das sie sehr lieb gewonnen hatte,

eine unpassende Bemerkung machte, sagte sie ärgerlich: „Was wissen Sie denn von Hamburg!“ Und auf seine Bemerkung, daß er in Hamburg geboren und erzogen sei, erwiderte sie rasch: „Geboren, das mag sein! Aber erzogen nicht; denn erzogen, mein Lieber, erzogen sind Sie nirgends!“ Von demselben Herrn behauptete sie, die menschenfreundlichste Handlung seines Lebens sei, daß er sich nicht verheirathet habe. Von einem langweiligen Bekannten, der verreisen wollte und den man fragte, ob er zu seinem Vergnügen reise, sagte sie: „Nein, er reist nur zu meinem Vergnügen.“

1856 verheirathete sich Max Ring mit der Tochter des Verlagsbuchhändlers Karl Heymann, und diese Ehe bildete das Glück seines Lebens, indem seine Gattin stets seine treueste Freundin und Beratherin war. Sie schenkte ihm zwei Kinder. Leider wurde eine blühende Tochter dem Paare durch den Tod entrissen; ein Sohn ist Landrichter am Berliner Kammergericht und hat sich als juristischer Fachschriftsteller einen geachteten Namen gemacht. In seinem trauten Heim verkehrten die namhaftesten Geisteshelden des damaligen Berlin: der Maler Eduard Hildebrandt, der Staatsmann Schulze-Delitzsch, der Präsident Lette, der Begründer des nach ihm genannten „Lette-Vereins“, und zahlreiche Götter und Halbgötter des Theaters, welche den einflußreichen Kritiker der „Vossischen Zeitung“ umschwärmten. Es gebührt ihm das Verdienst, daß er jedes wahre Talent in wohlwollender Weise förderte und so manche große Begabung entdeckte. Er war z. B. der Erste, welcher eine bis dahin ganz unbekannte Schauspielerin, Charlotte Wolter, die, als sie nach Berlin kam, fast ganz unbeachtet blieb, in ihrer Bedeutung erkannte und öffentlich würdigte. Er empfahl sie auch zum Engagement warm dem Generalintendanten von Hülsen, was dieser jedoch ablehnte. Heinrich Laube hatte mehr Wagemuth, und er äußerte Ring gegenüber einmal in Bezug auf die Wolter: „Eine gute Schauspielerin nehme ich, wo ich sie finde, und hole sie mir selbst vom Galgen.“

Bald darauf, auf einer Reise nach Tirol und Italien, erkrankte Ring so sehr, daß die Aerzte an seinem Aufkommen verzweifelten, und er seine ärztliche und litterarische Thätigkeit Jahre hindurch einstellen mußte. In Karlsbad, wohin er sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit begeben hatte, lernte er Laube kennen, und er erzählt von diesem merkwürdigen Original die amüsantesten Anekdoten. Nach und nach erholte er sich wieder, gab die ärztliche Praxis ganz auf und widmete sich fast ausschließlich der Romanschriftstellerei, indem er seine Romane zuerst in großen Zeitungen, wie „Neue Freie Presse“, „Magdeburgische Zeitung“, „National-Zeitung“ u. s. w., veröffentlichte.

1870 zog er mit seiner Familie nach Eisenach, wo er auch die Bekanntschaft von Fritz Reuter machte. Er fühlte sich dort zwar bald sehr heimisch, aber schließlich erwachte aufs Neue seine alte Vorliebe für Berlin, und als der deutsch-französische Krieg ausbrach, siedelte er wieder nach der „Stadt der Intelligenz“ über, um dieselbe nie mehr zu verlassen, nur daß er größere

Erholungs- und Studienreisen nach Schlesien, der Schweiz, den Vogesen ꝛc. unternahm. —

Was nun die litterarische Bedeutung Max Rings betrifft, so wird sein Name als Romancier lange noch in der Litteraturgeschichte fortleben, wenn seine Stücke und Gedichte schon längst im Strome der Zeit verschwunden sein werden. Als Verfasser ebenso interessanter wie spannender geschichtlicher, culturhistorischer und Zeitromane hat er seinen Namen mit goldenen Lettern in der deutschen Nationallitteratur verewigt.

Was nun die geschichtlichen Romane des Verfassers betrifft, so sind wohl die bedeutendsten: „John Milton und seine Zeit", „Der Sohn Napoleons" (2 Bände), „Carl Sand und seine Freunde". Im ersteren ist John Milton der Held der Erzählung. Besonders reizvoll ist die Schilderung aus der Zeit der beginnenden Zerwürfnisse zwischen Karl I. und dem englischen Parlament. Zu den schwächsten Partien des Romans gehört die Schilderung des Aufenthalts Miltons in Italien, da die Hauptgestalt dieser Episode, Leonora Baroni, mit zu grellen Farben gemalt ist.

Wie so viele Erzähler, so konnte auch Ring dem Anreiz nicht widerstehen, das tragische Geschick des „Königs von Rom", des Herzogs von Reichstadt, romantisch zu behandeln. Man kann noch heute den Roman: „Der Sohn Napoleons" nicht ohne tiefe Bewegung lesen. Mit feinem Verständniß für die Strömungen und Stimmungen der napoleonischen Zeit hat er die Seelenleiden des unglücklichen Sohnes des Imperators uns entrollt.

In dem Roman: „Karl Sand und seine Freunde" taucht die alte Burschenherrlichkeit, aber auch die Demagogenriecherei und Verfolgungswuth mit allen Chicanen auf; Ring bietet uns hier wahre Cabinetbilder der Charakteristik in den Schilderungen der damaligen leitenden Personen am Berliner Hofe. Ich verweise nur auf die Portraits des Fürsten Wilhelm von Wittgenstein und des berüchtigten Ober-Regierungsrath von Kamptz.

Zum Genre der culturgeschichtlichen Romane gehört: „Das Haus Hillel", in 3 Bänden. Dieser Roman kann sich den besten Schöpfungen auf diesem Gebiete von Gustav Freytag, Georg Ebers, Felix Dahn und Ernst Eckstein an die Seite stellen. Er spielt zur Zeit der Zerstörung Jerusalems. In der Person des berühmten jüdischen Gesetzlehrers Hillel tritt uns das Judenthum als das Volk der wahren Religiosität, des gesunden Sinnes und der Innerlichkeit des Empfindens entgegen. Plastische und erschütternde Bilder entwirft der Verfasser vom Hofe des cäsarenwahnsinnigen Nero. Das Wort Victor Scheffels kann man auch auf „das Haus Hillel" anwenden: „Es ist ein Stück Geschichte in der Auffassung des Künstlers, der im gegebenen Raume eine Reihe Gestalten scharf gezeichnet und farbenvoll vorführt, sodaß im Leben, Ringen und Leiden des Einzelnen

zugleich der Inhalt des Zeitraums sich wie zum „Spiegelbild" zusammenfaßt."

Mit kühner Hand griff er in die Zeitgeschichte, und wo er's packte, war's interessant. Den meisten Werth haben die mit großer Schärfe der Beobachtung und Charakteristik entworfenen Licht- und Schattenbilder aus unsern Tagen: „Ein verlorenes Geschlecht" (3 Bände), „Fürst und Musiker", „Götter und Götzen" (4 Bände), „Der große Krach" (4 Bände), „Die Lügner" (3 Bände), „Die Streber und Kämpfer" (2 Bände). Den Tanz um das Goldene Kalb, das Streberthum und die Carriere-Macherei, die Verleugnung des Idealen, den Fetischdienst des Erfolgs, die Jagd nach dem Sinnentaumel, den dämonischen Drang nach Ruhm auf Kosten des Glückes des Einzelnen und des Wohles der Gesammtheit — an alle diese Krebsschäden unserer Zeit legt er die Sonde seiner scharfen Kritik, ohne jedoch dabei doctrinär zu werden und uns durch salbungsvolle Redensarten zu langweilen.

Unser Spinozist ist zwar nicht tendenzlos, aber stets ein Psychologe, indem er Einzelne wie Völker auf Herz und Nieren prüft. Besonders verfolgt er die Lüge unter ihren verschiedensten Masken mit unerbittlicher Consequenz. Auch Hofgeschichten hat er wiederholt zum Besten gegeben, so in dem vierbändigen Roman: „Die goldene Ketten". Um das Schicksal eines Mädchens aus bürgerlichen Kreisen, das die Neigung eines Fürsten gewinnt, von ihm an den Hof gezogen und zu seiner rechtmäßigen Gattin erhoben wird, schlingt sich hier eine Hofgeschichte — voll buntwechselnder Scenen und Gestalten. Wie verlockend und gleißend nun auch die goldenen Ketten sein mögen, so drücken sie doch unsrer Heldin derart, daß ihre Illusionen bald zerstört sind, sie sich unglücklich fühlt und sich nach ihrer früheren Armuth und verlorenen Freiheit zurücksehnt.

Aber auch Criminal-Novellen, Romane aus dem Leben der Aerzte und reizende Erzählungen aus Frauenkreisen hat Ring veröffentlicht, die sammt und sonders seiner Fabulirungskunst und flotten und frischen Schreibweise ein rühmliches Zeugniß ausstellen.

Ein feiner Beobachter und Verehrer Berlins, das seit einem Menschenalter seine zweite Heimat geworden, hat er der deutschen Reichshauptstadt zahlreiche Werke gewidmet, unter denen die Culturstudien und Sittenbilder, welche er 1882 unter dem Titel „Berliner Leben" herausgegeben, den ersten Platz einnehmen. Wer die Culturgeschichte Berlins in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts genau kennen lernen will, wird nicht umhin können, das lehrreiche und anregende Werk zu lesen und zu studiren. Aus der Fülle der Charakteristiken über die Naturgeschichte des Berliners sei nur die nachstehende Auslassung des Verfassers hier wiedergegeben: „Das elfte Gebot des Berliners lautet: „Laß Dir nicht verblüffen," und sein Wahlspruch heißt: „nil admirari". Von vornherein übt er eine scharfe Kritik an Personen und läßt sich nicht so leicht imponiren. „Selbst der

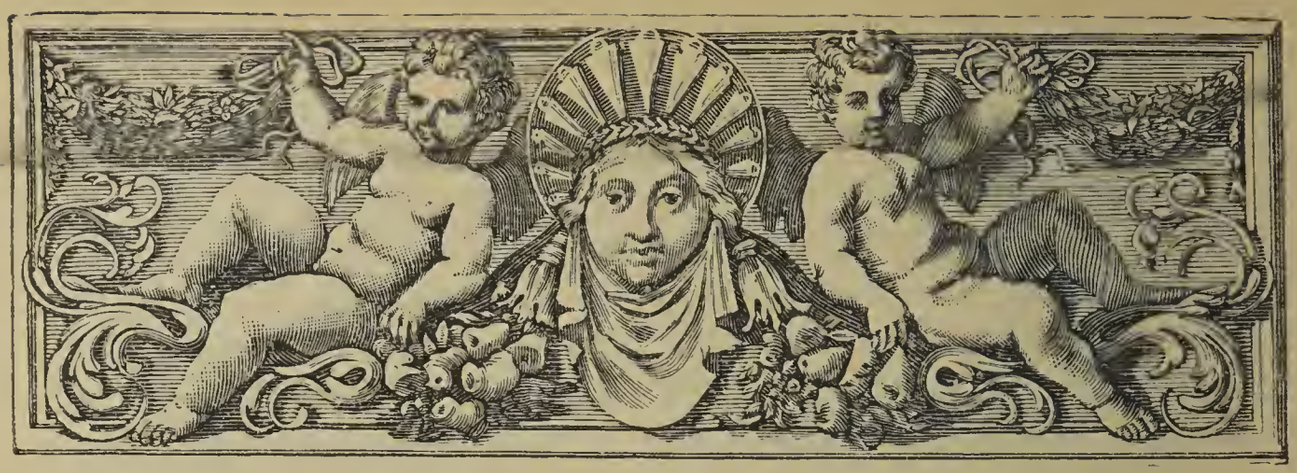
Papst," sagt Rahel, eben so wahr als geistreich, „wird in Berlin ruppig." Der Berliner hat wenig Pietät und erkennt so leicht keine Autorität an, so große Achtung er auch für jede erprobte Tüchtigkeit hat. Darum wird er nicht leicht getäuscht und durch Phrasen und Humbug geblendet. Er enthusiasmirt sich schwer und begeistert sich nur selten für eine Person oder Größe. Nichtsdestoweniger erfaßt ihn zuweilen ein unerklärlicher Schwindel und reißt ihn zu unbegreiflichen Extravaganzen und Verirrungen hin. Dann verwandelt sich sein Mißtrauen in überraschende Leichtgläubigkeit."

Der Theater- und Kunstwelt hat Max Ring mehrere Schriften gewidmet; ich nenne aus der Fülle derselben nur die beiden: „Hinter den Coulissen" (Berlin, 1857) und „Lorbeer und Cypresse" (Berlin, 1870), welche sowohl von seiner scharfen Beobachtungsgabe wie vor seiner graziösen Gabe der Causerie Zeugniß ablegen. Besonders die erstere Schrift enthält eine Fülle ernster und humoristischer Skizzen aus dem Theaterleben und ist besonders werthvoll durch die Schilderung der persönlichen Beziehungen des Verfassers zu berühmten Schauspielern, wie Fritz Beckmann, Ludwig und Emil Devrient, Karl Grunert, Karl Seydelmann, Karl Helmerding u. s. w.

Was hat dieser Nestor des deutschen Romans Alles erlebt! Welche Wandelungen hat der deutsche Geist seit einem Menschenalter durchgemacht! Bis vor wenigen Jahren, wo seine Muse, wenn auch nicht verstummte, so doch pausirte, hat er es trefflich verstanden, fortzuschreiten und den Anforderungen und Bedürfnissen der Zeit in seinen Romanen und Novellen Rechnung zu tragen. Deshalb war er nie antiquirt und eine abgethane Größe.

Möchte dem „Urgreis" noch ein langer, glücklicher Lebensabend beschieden sein! Möchte er sich stets seine Frohlaune und seine Lebensfreude bewahren, deren Herold er immer war und denen er so prächtig Ausdruck gegeben in den Worten:

So lange am Himmel die Sonne erglänzt,
Der Frühling die Erde mit Blüthen bekränzt,
Die Rose süß duftet, die Nachtigall singt,
Und aufwärts der Geist des Menschen sich schwingt,
Der Künstler für Wahrheit und Schönheit erglüht,
So lang das Aug' einer Mutter noch wacht
Und ein Kindermund ihr zujauchzt und lacht,
Ein Freund dem Freunde die Hand drückt und giebt
Ein Jüngling sein Mädchen anbetet und liebt,
So lang bleibt, trotz Pessimisten-Gestöhn,
Die Welt so herrlich, das Leben so schön!



Beatrice Cenci.

Von

Georg von Plenker.

— Trieſt. —

I.

Es iſt ein vergnüglich Ding, in den römiſchen Gallerien herumzuwandeln, nicht zum Wenigſten darum, weil ſie alle klein ſind und nicht eine gemiſchte Geſellſchaft von Meiſtern aus den entlegenſten Zeitaltern und von grundverſchiedenen Schulen aufweiſen. Dadurch gewinnt das Schauen an Intenſität und verwirren nicht tauſend Eindrücke gleich tauſend Hammerſchlägen die Sinne.

Der kleinſten eine iſt die Gallerie Barberini. Dort umwogt ſtets ein Gedränge Neugieriger, Andächtiger, Begeiſterter ein Bild. Staffeleien hemmen wie Barricaden den Zutritt. Nicht ohne Mühe bricht man ſich Bahn zu Guido Renis Beatrice Cenci.

Ein blaſſes, faſt kindliches Mädchenantlitz tritt aus der dunklen Grundirung hervor, unſägliche Wehmuth ſpricht aus den ſanften Zügen, den milden Augen. Der ſchön geformte Kopf, getragen von einem ideal gebogenen Halſe, iſt mit leichter Wendung nach oben gerichtet, aus dem weißen Turban quellen goldene Locken, ein weites weißes Gewand umhüllt die Glieder.

Der ergreifenden Wirkung dieſes Bildes wird ſich Niemand entziehen können, auch wenn er weiß, daß die Mehrzahl der Kunſtkritiker ſchon ſeit langer Zeit deſſen Autorſchaft Guido Reni abgeſprochen hat, ja in demſelben nicht einmal ein Portrait der unglücklichen Beatrice erkennen will.

Es giebt allerdings ein ſehr altes Zeugniß dafür, daß Guido Reni ein Bild der Beatrice gemalt hat. In einem Manuſcripte, das angeblich wenige Tage vor der Hinrichtung der Cenci verfaßt wurde, heißt es nämlich: „Man erzählt, daß Herr Guido Reni, einer der Schüler der

staunenswerthen Bologneser Schule, am verflossenen Freitag, das ist am Tage vor der Hinrichtung (11. September 1599), das Bildniß der armen Beatrice entwerfen wollte. Wenn dieser Maler der Aufgabe in derselben Weise gerecht wird, in welcher er in dieser Hauptstadt so viele andere Gemälde ausführte, wird die Nachwelt Gelegenheit haben, sich vorzustellen, wie wunderbar die Schönheit dieses Mädchens gewesen sei."

Indeß gerade diese Nachricht beweiset, daß das Manuscript entweder nicht zur Zeit der Hinrichtung entstanden, oder daß sie erst später in dasselbe interpolirt worden sei. Denn Reni trat nicht vor dem Jahre 1595 mit der Bologneser Schule in Verbindung, und deren Großmeister Hannibal Carracci begann erst 1600 seine Thätigkeit in Rom. Es konnten sonach von Reni im Jahre 1599 in Rom noch keine Bilder nach Bologneser Art vorhanden sein. Geschichtlich beglaubigt ist allerdings nur, daß Reni von Albani zur Ausschmückung des Palastes Farnese im Jahre 1605 von Bologna nach Rom berufen wurde. Allein es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Künstler schon früher in Rom verweilt habe. Reminiscenzen an römische Antiken in seinen Erstlingswerken deuten darauf hin, und so ist es immerhin möglich, daß Guido Reni am verhängnißvollen 11. September 1599 unter der Volksmenge sich befand, die dem Zuge der Verurtheilten zum Richtplatze zusah. Mit wenig Bleistiftstrichen mag er das liebliche Antlitz auf das Papier geworfen, erst in späteren Jahren, als er nach seiner sogenannten dritten Manier arbeitete, es ausgeführt haben. Aehnlich hat am 16. October 1793 der französische Maler David jene furchtbare Bleistiftskizze der zur Guillotine geführten Maria Antoinette entworfen, ein Bild des trotzigsten Niederringens der Verzweiflung.

Die Haupteinwendung gegen die Echtheit des Bildes ist die, daß weder die alten Reisebeschreibungen in ihren Besprechungen der römischen Gallerien noch auch die alten Kataloge der Sammlung Barberini ein solches Bild erwähnen. Dagegen kommt in einem dieser Kataloge eine ägyptische Madonna von Paul Veronese vor, deren Beschreibung, namentlich des Kopfputzes, unserem Bilde entspricht. Allein unter einer ägyptischen Madonna muß wohl eine Maria auf der Flucht nach Aegypten zu verstehen, also die Flucht durch die Staffage angedeutet sein, was hier nicht zutrifft. Auch ist das Colorit, die Zeichnung und Ausführung des Bildes verschieden von der Manier des Paolo Veronese, während es in der Behandlung der Haare, des turbanähnlichen Kopfputzes und des nachlässigen, aber doch wirkungsvollen Faltenwurfes nicht wenig von der Art Renis aufweiset.

Es wird allerdings zugegeben werden müssen, daß bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts in der Gallerie Barberini ein Bild Beatricens nicht vorhanden war, keineswegs folgt jedoch hieraus, daß dasselbe überhaupt nicht existirt, ja nicht einmal, daß die Familie Barberini ein solches nicht besessen habe. Man darf nicht vergessen, daß die Barberini einer alten

Papstfamilie angehörten und die Päpste jener Jahrhunderte vom Falle Cenci nicht gerne reden hörten. Wie verbotene Bücher stellte man auch verbotene Bilder nicht in öffentlichen Sammlungen zur Schau, sondern hielt sie in Privatgemächern, so lange sie noch Aergerniß erregen konnten.

So ist der Streit über die Echtheit des Beatricebildes noch nicht endgültig entschieden, doch ist dessen Austragung zu erwarten, sobald einmal die Familienarchive der Barberini sich den Kunstforschern öffnen, da dort sichere Anhaltspunkte über die Herkunft des Bildes sich finden müssen.

Eben solches Dunkel waltet über der Geschichte der schönen Vatermörderin selbst. Die gleichzeitigen Quellen, die Biographien der Päpste und die Geschichtsschreiber melden von dem Falle Cenci wenig. Kaum erwähnen einzelne Berichte der beim Papste beglaubigten Gesandten an ihre Souveräne von der Ermordung des alten Cenci durch seine Kinder und deren Hinrichtung, ohne jedoch dem Falle eine andere Bedeutung beizulegen als einer gewöhnlichen Criminalgeschichte, die ernste Staatsmänner kaum interessiert.

Etwas ausführlicher sind die Zeitungscorrespondenten, oder, wie sie damals genannt wurden, die Menanti, welche Neuigkeiten sammelten und hierüber Berichte, oft schon gedruckt, in alle Welt sendeten; allein auch bei ihnen finden sich nur allgemeine Nachrichten über den Gang des Processes, manchmal Mitleid mit den Verurtheilten, hie und da Zweifel an der Gerechtigkeit des Urtheils und an der Unbefangenheit des Papstes.

Fast 150 Jahre später giebt der gewaltige Polyhistor Muratori seine Annalen von Italien heraus; der erste Band ist in Mailand im Jahre 1744 gedruckt. Hier findet sich zum ersten Male eine ausführliche, mit einer Menge kurioser Nebenumstände ausgeschmückte Erzählung des Falles, die ungefähr so lautet:

Großes Aufsehen machte in diesem Jahre (1599) nicht blos in Rom, sondern in ganz Italien eine seltene Missethat gefolgt von einem seltenen Richterspruche. Franz Cenci, ein römischer Edelmann, ragte durch Reichthum hervor, mehr noch durch Ruchlosigkeit. Seine geringere Sünde war noch die gemeinste und unzüchtigste Ausschweifung, die größere, daß er ganz und gar jeder Religion entbehrte. Aus einer ersten Ehe besaß er fünf Knaben und zwei Mädchen, eine zweite war kinderlos geblieben. Es ist nicht zu sagen, wie unmenschlich er seine Söhne behandelte, nicht besser verfuhr er gegen die Töchter. Die ältere rief in einer Bittschrift die Hülfe des Papstes an, der den Vater zwang, sie, zu verehelichen. Die zweite, Beatrice, blieb im Hause, und als sie zu einer schönen Jungfrau herangewachsen war, unterlag sie der scheußlichen Lüsternheit ihres Vaters, der ihr den Glauben beigebracht hatte, dem Vater zu Willen zu sein, sei keine Sünde. Da aber dieser nicht davor zurückschreckte, sogar vor den Augen seiner Gemahlin (der Stiefmutter) die Tochter zu mißbrauchen, wurde sie endlich über das Ungeheuerliche aufgeklärt, leistete nun Widerstand, und jetzt suchte der Unmensch durch Schläge zu erlangen, was er früher durch Trug erreicht hatte. Das war mehr, als das Mädchen ertragen konnte, sie klagte die Mißhandlungen des Vaters zunächst den Verwandten, und als dies nichts nützte, richtete sie, wie einst die Schwester gethan, eine Bittschrift an Papst Clemens VIII. Mag ein, daß die Bittschrift abgegeben wurde, mag sein, daß dies unterblieb, sicher ist nur

daß sie keinen Erfolg hatte, und auch später, als man sie suchte, in der päpstlichen Kanzlei nicht mehr aufgefunden wurde. Doch auf irgend eine Art erfuhr der Vater davon, und die Folge war, daß er seine Grausamkeit gegen Weib und Kind verdoppelte. In ihrer Verzweiflung verschworen sich Beide, den Unhold zu tödten. Leicht gelang es ihnen, Jakob, den älteren Sohn, der schon Weib und Kinder hatte, in das Complott zu ziehen, denn auch dieser hatte nur allzusehr unter der Tyrannei des Vaters zu leiden. So wurde denn des Nachts der schlafende Vater von zwei Meuchelmördern ermordet und die Leiche in den unter dem Schlafzimmer befindlichen Garten geworfen, Alles aber so vorbereitet, daß sein Tod durch einen zufälligen Sturz verursacht schien. Allein Gott erlaubte nicht, daß das grauenhafte Verbrechen des Vatermordes unentdeckt blieb. Die Schuldigen gestanden auf der Folter. Papst Clemens, nachdem er den Proceß sorgsam durchstudirt hatte, befahl, daß die Schuldigen an den Schweif eines Pferdes gebunden, zu Tode geschleift würden. Vergebens verwendeten sich für sie die angesehensten Advocaten der Stadt, der Papst ließ sie nicht einmal vor. Da gelang es endlich dem berühmten Rechtsanwalt Farinaccio Audienz zu erlangen. Vier Stunden dauerte diese, und Farinaccio wußte so viel von den Gräuelthaten des Ermordeten und der unmenschlichen Behandlung zu erzählen, die seine Kinder zu erdulden hatten, daß der heilige Vater den Vollzug des Urtheils aufschob. Schon glaubte man, daß die Vatermörder wenigstens mit dem Leben davon kommen würden, als in einem anderen adeligen Hause ein Muttermord entdeckt wurde. Darüber ergrimmte der Papst und befahl, daß das Todesurtheil gegen die Mörder des alten Cenci ohne Aufschub vollzogen werde. Am 11. September 1599 wurden die zwei Frauen und die beiden Söhne Jakob und Bernhard zum Blutgerüste auf dem Brückenplatze (Piazza del Ponte S. Angelo) geführt. Bernhard wurde das Leben geschenkt, weil er erst 15 Jahre alt war und sein Bruder im letzten Augenblicke erklärt hatte, er habe vom Complotte Nichts gewußt, doch erhielt er erst später die Freiheit. Die beiden Frauen wurden enthauptet, Jakob mit einer Keule erschlagen. Dieses tragische Schauspiel erregte bei den Zuschauern das tiefste Mitleid. Die Jugend, die Schönheit und die wunderbare Beherztheit des Mädchens, mit der es das Schafott bestieg und sein Haupt dem Beile des Henkers darbot, rührte Alle tief, so daß nicht Wenige in Ohnmacht fielen; Andere wurden im ungeheuren Gedränge erdrückt oder geriethen unter die Räder der Wagen. Die Nachricht von dieser schrecklichen Begebenheit verbreitete sich bald durch ganz Italien und wurde verschieden beurtheilt. Einen authentischen Bericht über den Proceß gab Farinaccio, worin er sagt, daß, so es möglich gewesen, zu erweisen, Franz Cenci habe seiner Tochter Gewalt angethan, diese zum Tode nicht hätte verurtheilt werden können, denn wer solche Scheußlichkeiten begeht, ist nicht mehr als Vater zu betrachten. Allein wie wäre es möglich, in einem solchen Falle den Beweis zu führen, Zeugen pflegen ja nicht gegenwärtig zu sein! Dennoch behauptete Farinaccio, daß die allgemeine Stimmung den Vater der infamen That für schuldig hielt. Hätte man gegen ihn Gerechtigkeit geübt, als er dreimal nach einander wegen eines abscheulichen Verbrechens (Sodomie) im Gefängnisse saß, statt ihm eine Geldstrafe von zweihunderttausend Scudi abzunehmen, so wäre seinen Kindern der traurige Untergang erspart geblieben.

Diese Darstellung des berühmten estensischen Geschichtsschreibers blieb lange Zeit die maßgebende; von Rom aus, wo man die Sache am besten wissen konnte, erfolgten weder Berichtigungen noch Ergänzungen, denn ein eigenes Breve des Papstes Clemens VIII. hatte verboten, die Proceßacten irgend Jemandem mitzutheilen, ja überhaupt über den Fall Druckschriften zu veröffentlichen, und Preßvergehen bestrafte die päpstliche Justizgewalt noch mit dem Tode oder der Galeere.

Anfangs dieses Jahrhunderts — die Franzosen waren damals in Rom, und wie aus Grüften wagte sich an's Tageslicht, was früher fromme

Scheu im Verborgenen gehütet hatte — erschien plötzlich das Cenci-Portrait, man weiß nicht wie noch woher, und es ist nicht wenig sein Verdienst, daß es Poeten in Versuchung führte. Gleichzeitig fanden sich in verschiedenen Bibliotheken vergilbte Manuscripte, die man damals noch für sehr alt ansah, welche das Verbrechen der Cenci mit offenbarer Mißgunst gegen den Vater darstellten. Genug, es war Stoff für Dichter! Um von kleineren und nun vergessenen Versuchen zu schweigen, versuchte zuerst Percy Bysshe Shelley (1792—1822) die poetische Darstellung des Falles in dem Trauerspiele Beatrice Cenci (1819), ein Buchdrama, das in genialer Ueberschwänglichkeit das Möglichste leistet. Das Trauerspiel des Italieners Niccolini ist Shelley sogar in den erfundenen Nebenumständen nachgebildet, die Darstellung nur zu oft cynisch, und die Verse könnten besser sein.

Schon Byron warf seinem Freunde Shelley vor, mit dem Trauerspiele einen üblen Wurf gethan zu haben, da der Stoff für eine dramatische Behandlung nicht passe. Desto besser paßte er für den Roman. Den Reigen der sehr zahlreichen novellistischen Darstellungen eröffneten Stendhal oder Beyle, welchen wieder entdeckt zu haben, Nietzsche sich zum hohen Ruhme rechnet und der zu seiner psychologischen Studie Les Cenci alte bisher unbekannte Documente benutzt haben will.

Die bedeutendste litterarische Production ist jedoch der Roman Guerrazzis, der 1854 erschienen ist. Ich stehe nicht an, denselben zu den anziehendsten zu rechnen, welche die italienische Litteratur überhaupt hervorgebracht hat. Allerdings ist er ein Tendenzroman, Haß und Verachtung gegen das Papstthum, Begeisterung für Freiheit und Humanität spricht aus jeder Zeile. Ungeheuerlichkeiten und Gräßlichkeiten kommen in Ueberfülle vor, allein der historische Stoff selbst ist ja ein ungeheuerlicher, gräßlicher, und im Ganzen hat Guerrazzi Maß gehalten und diese Renaissance-Menschen unserem Verständnisse zugänglich gemacht; wo er über die Schnur haut, liegt die Schuld an seinem Vorgänger Shelley, den er oft nachahmt, oft übertrumpfen will. Der alte Cenci ist bei ihm der Typus eines Uebermenschen. Im Vollgefühle der Macht, die ihm seine geistige und körperliche Begabung verlieh, sah er vor sich zwei Wege, den des Guten und den des Bösen. Allein enge war durch der Zeiten Ungunst der Kreis des Guten gezogen. Was konnte er thun? Thatenlos im engen Familienkreise den sorgsamen Hausvater spielen, ein paar Kirchen und Klöster gründen, Almosen an Bettler austheilen, ein friedliches Leben, ein ruhiger Tod, ein unbeachtetes Untersinken im großen Meere der Vergessenheit!

„Das war für ihn kein Leben! Titanengleich übersprang er die Schranken, die Religion, Sitte und Gesetz um ihn gezogen hatten, der Unterschied zwischen Gut und Böse ist bei ihm überwunden. Je nachdem es seinen Zwecken dient, ist er milde und freigebig, grausam und knauserig. Er ist gebildet, ja gelehrt, verachtet aber Bildung und Wissen. Wenn

nöthig, ist er muthig, wo es besser seinen Zwecken entspricht, feig. Jede Religion hat er als ein zu enges Kleid abgeworfen, das einzige metaphysische Wesen, woran er zu Zeiten glaubt, ist der Teufel.

So ist bei Guerrazzi Francesco Cenci ein intelligibler Charakter, nur eine Voraussetzung scheint unbegreiflich: der blutige Haß gegen die Kinder, die Manie, seine gesammte Nachkommenschaft vernichten zu wollen.

Ein Geschichtsphilosoph würde das Räthsel folgendermaßen lösen. Die Cenci, noch ein altrömisches Geschlecht, waren ein Geschlecht von Verbrechern. Wo die mittelalterliche Geschichte einen Cenci nennt, ist er ein Mörder, ein Räuber, ein Schwelger in unnatürlicher Sinnlichkeit, ein Feind jeder geordneten Gesellschaft. In Francesco Cenci summirten sich gewissermaßen die Verbrechen seiner Ahnen, über ihn hinaus war nichts Weiteres möglich. Unbewußt trug er dieses Gefühl in sich, daß sein Stamm am Endpunkte angelangt sei, daher der Drang, denselben zu vernichten, sich selbst zu verneinen als Etwas, das nicht sein soll.

Neben dem Teufel der Engel! Guerrazzi hat in den Quellen Nichts gefunden, was dem Ideal der hohen reinen Jungfrau widersprechen würde, welches die Volkstradition in Italien bewahrt und seine Darstellung im Bilde Reni's erhielt. Nicht einmal den blos äußerlichen Makel an ihr, daß sie ein Opfer der Brutalität ihres Vaters geworden, kann Guerrazzi ertragen. Nach dessen Darstellung fällt Francesco von Mörderhand in dem Augenblicke, als er der Tochter Gewalt anthun will, allein nicht diese begeht den Mord, sondern ihr Geliebter Guido Guerra, ein Geistlicher, der jedoch die höheren Weihen nicht erhalten hatte, daher heirathen durfte. Der geistliche Herr bei Shelley ist ein Schuft, von dem geistlichen Liebhaber bei Guerrazzi kann dies zwar nicht gesagt werden, dafür ist er ein mattherziger Geselle ungefähr wie Don Ottavio im Don Juan, ein echter Operntenor, der sich, als der Proceß gegen die Kinder Cencis beginnt, im Hintergrunde hält, ungeschickt angelegte Befreiungsversuche wagt und zuletzt seine Tage als büßender Capuziner beschließt.

Wahrhaft klassisch ist die Darstellung des Criminalprocesses, der zur Vernichtung der Cenci'schen Familie führte. Natürlich fehlt es nicht an poetischem Beiwerk, das schon deshalb nöthig ist, um die vielen Lücken, die das vorhandene geschichtliche Material übrig läßt, auszufüllen. Beatrice gesteht nicht, auch nicht als sie den schrecklichen Folterqualen unterworfen wird, ihr Heldenmuth bewirkt sogar, daß die Geschwister ihre auf der Tortur gemachten Geständnisse zurückziehen. Da beredet sie Farinaccio, sich schuldig zu bekennen, denn sein gewagter Vertheidigungsplan geht dahin, den Vatermord als einen rechtmäßigen, zur Vertheidigung der eigenen Ehre verübten, darzustellen. In der That hat er schon einen Theil der Richter für seine Ansicht gewonnen, da erscheint die drohende Gestalt des Papstes, und die Richter sprechen sie „schuldig".

Mit aller Bestimmtheit erhebt Guerrazzi, der sich auch auf frisch gefundene Quellen beruft, gegen das Papstthum die Anklage, daß der Proceß ein Tendenzproceß gewesen ist, die Familie Cenci mußte vernichtet werden, damit der Papst und seine Nepoten sich des reichen Familienbesitzes versichern konnten.

Der ungeheuere Erfolg dieses Buches, das Roman und Geschichte zugleich sein wollte, bewirkte, daß nun auch Gelehrte den Fall Cenci zum Gegenstand ihrer Studien machten; zunächst waren es päpstlich gesinnte Gelehrte, welche die Curie gegen die ungeheuerlichen Beschuldigungen der Dichter und Novellisten vertheidigen wollten.

So hat denn das Buch des Jesuiten D. Philipp Scolari, in Mailand 1855 herausgegeben, zum Hauptziel die Vertheidigung der Geistlichkeit und des Papstthums. Allein auch er nimmt Beatrice noch für eine halbe Heilige und sucht nur nachzuweisen, daß der Papst und seine Nepoten aus ihrer Verurtheilung einen Nutzen weder zogen noch ziehen konnten. Doch war das Material seiner Beweisführung nicht genügend und konnte er sich der überaus heftigen Angriffe Guerrazzis und der zwar gemäßigteren, aber confusen Polemik, wie sie die Darstellung des Neapolitaners Karl Dalbono in seinem Buche Storia di Beatrice Cenci 1864 giebt, nicht erfolgreich erwehren.

Kaum glücklicher war der Domherr Torrigiani mit seiner Schrift Clemente VIII. ed il processo della Beatrice Cenci, Florenz 1872. Dagegen förderten die Forschungen des Archivars Bertolotti in römischen Archiven überraschende Resultate an die Oberfläche und wirkte sein Buch Francesco Cenci e la sua famiglia 1877 (zweite bedeutend vermehrte Auflage 1879) bestimmend auf die heutige Anschauung.

Nach Bertolottis Darstellung war Francesco Cenci zwar von den Fehlern seiner Zeit angekränkelt, sonst aber ein leidlich anständiger Mensch, braver Familienvater und guter Katholik, der trotz großer Reichthümer sehr sparsam lebte und deshalb seine Kinder etwas knapp hielt. Dagegen ist leider von diesen und der Stiefmutter nichts Gutes zu vermelden. Namentlich die Tochter Beatrice war ein loses Ding und hatte, kaum den Kinderschuhen entwachsen, schon ein Malheur mit einem Bedienten des Vaters. Es ist kein Wunder, daß Francesco, durch diesen Fehltritt seiner Tochter aufgebracht, sie unter harter Aufsicht hielt. Da verschwor sich Beatrice mit ihrer Stiefmutter und dem leichtsinnigen Bruder Giacomo und ließ durch gedungene Meuchelmörder Ehren-Francesco in seinem Schlosse Petrella im Neapolitanischen ermorden. Die Geschichte von dem blutschänderischen Attentate ist eine Fabel, erfunden von Farinaccio zum Zwecke der Vertheidigung. Daß die Güter der Hingerichteten vom Papste eingezogen wurden, ist zwar richtig, aber in der damaligen Gesetzgebung begründet, und weder der Papst noch seine Nepoten aus der Familie Aldobrandini hatten viel davon, da sie an dessen Nachfolger unter die Familie Borghese kamen.

Man kann es dem Archivar Bertolotti auf sein Wort glauben, daß er bei seinen Cenci-Forschungen tausende von Documenten und Actenstücken durchgemustert hat; seine tausende von Documenten und Acten beleuchten jedoch nur eine Seite des Falles und zwar mit getrübtem Lichte.

Zunächst wollen wir näher die Natur seiner Quellen betrachten. Es sind darunter Notariatsurkunden, sie geben Aufschluß über Vermögensverhältnisse, Testamente, Heirathen, Geburtsfälle und anderes mitunter interessantes Beiwerk, sie enthalten aber Nichts über den Kernpunkt der Frage, war Beatrice schuldig, und warum verfiel sie der Schuld?

Die von ihm beigebrachten Proceßacten sind zum Theile schon vor ihm durch andere Schriftsteller, namentlich durch Dalbono benutzt worden, der freilich ganz andere Schlußfolgerungen daraus zog. Die Originalakten haben jedoch weder Bertolotti noch Dalbono gesehen. Als Ersterer sich an Seine Eminenz den Cardinal Nina mit der unterthänigsten Bitte wendete, es möge ihm die Einsicht in diese Acten gestattet werden, bedauerte dieser höflichst, nicht dienen zu können, da das geheime Archiv Seiner Heiligkeit solche Acten nicht besitze. Bertolotti konnte nur in der vaticanischen Bibliothek einen Aktenauszug einsehen, der den Vertheidigern der angeklagten Cenci seinerzeit zur Verfassung ihrer Vertheidigungsschrift mitgetheilt wurde. Wie mager dieser Auszug, kann man daraus ersehen, daß er blos etwa zwanzig Protokolle begreift, während der Originalproceß aus viertausend und einigen hundert Bogen bestand. Selbst diesen Auszug erlangte Bertolotti nur durch eine Kriegslist. Er verlangte nämlich vom Bibliothekar eine Denkschrift über das Jubiläum vom Jahre 1600, von der er wußte, daß sie mit dem Proceßauszuge zusammengebunden war. So erhielt er das Heft, hätte er den Cenci'schen Proceß verlangt, so würde der Bibliothekar diesen gewiß nicht gefunden haben. Denn als er zwei alte Chroniken über die Hinrichtung der Cenci wünschte, waren sie nicht zur Stelle, der Bibliothekar wußte nicht, ob sie ausgeliehen, ob sie beim Buchbinder, oder gar im Cabinete Seiner Eminenz seien.

So sind fast dreihundert Jahre seit der blutigen Tragödie verflossen, und noch immer scheut sich die Curie, Nachforschungen hierüber in ihren Archiven und Bibliotheken zu gestatten. Daß sie in diesem Processe sehr viel zu verheimlichen hatte, geht daraus hervor, daß Papst Clemens VIII. nach der Hinrichtung verbot, die Proceßacten Jemandem zu zeigen und überhaupt über den Fall Etwas drucken zu lassen, daß die Originalprozeßacten, die von der Erzbrüderschaft S. Girolamo di Carità aufbewahrt wurden, spurlos verschwunden sind, und daß in den Notariatsregistern des capitolinischen Geheimarchivs alle Hinweisungen auf die Familie Cenci ausradirt sind, so daß es nicht möglich ist, die betreffenden Documente zu finden.

Nun liegen allerdings Abschriften jener Protokolle vor, in denen die Beschuldigten das Verbrechen gestehen, allein alle Geständnisse wurden durch

die Tortur erpreßt. So liefern die Proceßacten unvollständiges Material, und dort, wo sie Etwas bringen, klebt ihrer Glaubwürdigkeit der Makel des Zwanges an.

Neben diesen „authentischen" Documenten giebt es in den römischen Bibliotheken, bei Privatfamilien, in Venedig und anderswo zahlreiche Manuscripte, die eine geordnete Darstellung des Criminalfalles versuchen. Schon Shelley und Stendhal hatten diese benutzt, am ausgiebigsten Dalbono. Bertolotti verwirft sie alle, da sie aus äußeren und inneren Gründen nicht vor Ende des 17. Jahrhunderts entstanden sein können.

Ich denke nicht, daß man ohne Benutzung dieser Manuscripte eine Darstellung des Falles Cenci versuchen kann, wobei allerdings eine eingehende Kritik unerläßlich ist. Es wird zugegeben werden können, daß sie so, wie sie vorliegen, erst fünfzig und mehr Jahre nach der Hinrichtung niedergeschrieben wurden und viel romanhaftes Beiwerk enthalten, aber sie werden sich auf alte gleichzeitige Relationen zurückführen lassen, die der spätere Abschreiber freilich nach seinem Geschmacke umgestaltete. Es möge hier auf eine Bemerkung in Rankes Päpste erinnert werden: Für die Zeit, in der die Geschichte spielt, finden sich die wichtigsten historischen Documente nicht in den päpstlichen Archiven, sondern in den Hausarchiven der römischen Großen, aus deren Familien Päpste und Cardinale hervorgegangen sind, denn diese hohen Würdenträger betrachteten die Staatscorrespondenz, die sie führten, namentlich, wenn sie heikliger Natur, als ihr Privateigenthum, ihr Privatgeheimniß.

In diesen Privatarchiven liegt ohne Zweifel genug Material für die Cencifrage aufgespeichert; war der Besitzer liberal oder nachlässig, so konnten es die Verfasser jener Manuscripte (die man sich als verbotene Lectüre, bestimmt für gewähltere Kreise, zu denken hat) benutzen. Keineswegs ist es denkbar, daß ein Fall, der seinerzeit in Rom so ungeheueres Aufsehen erregte, nicht durch die Schrift der Nachwelt überliefert worden sei, mit der größten Heimlichkeit natürlich.

Doch auch das ihm zu Gebote stehende unzulängliche Material benutzt Bertolotti mit Parteilichkeit, nicht selten läßt sich seine Darstellung aus den von ihm selbst beigebrachten Documenten widerlegen; aus den Berichten der Zeitungsschreiber und Gesandten scheidet er als unglaubwürdig aus, was zu Gunsten Beatricens gedeutet werden könnte, und um es kurz zu sagen, sein Buch ist eine mit unzulänglichen Mitteln unternommene Schutzschrift für die römische Curie und deren Justiz.

Sonderbar ist, daß nur in Italien Widerspruch gegen dieses Buch sich erhob*), im kritischen Deutschland erhielt Bertolottis Darstellung kanonische Geltung, sie findet sich in den meisten Conversationslexikons.

*) Siehe z. B. den trefflichen Aufsatz Labruzzis im Aprilhefte 1879 der Nuova Antologia.

In den folgenden Blättern soll gezeigt werden, daß es sich im Falle Cenci nicht um eine ganz gewöhnliche Mordgeschichte, höchstens gut für ein Bänkelsängerlied, handelt, sondern um eine tief ergreifende Tragödie von höchstem psychologischen Interesse, die trotz aller archivalischen Forschungen immer noch des Räthselhaften genug bietet.

II.

Gleich den anderen römischen Adelsfamilien führten die Cenci ihren Stammbaum in mythischer Genealogie bis in die altrömischen Zeiten auf eine gens Cintia zurück, deren Name kaum anders auf die Nachwelt gekommen ist, als durch den Titel eines Aufwandgesetzes der republikanischen Zeit, der lex Cintia.

Häufiger begegnet man dem Namen der Cenci im Mittelalter. Zweifelhaft ist, daß Papst Johann X. (915—928) der Familie angehörte, jener Papst, welcher auf schmachvolle Art durch die Ränke seiner Geliebten, der ausschweifenden Theodora, auf den apostolischen Stuhl gehoben, als kraftvoller Heerführer durch den Sieg über die Sarazenen am Garigliano (14. Juni 916) sich Ruhm erwarb, der ihn freilich nicht davor schützte, daß ihn Marozia, die Schwester seiner Geliebten, um einen neuen Papst einsetzen zu können, in der Engelsburg Hungers sterben ließ.

In späteren Zeiten gehörten die Cenci zu jenen senatorischen Familien, die in steter Auflehnung bald gegen kaiserliche, bald gegen päpstliche Gewalt die Herrschaft in Rom und der Campagna an sich gerissen hatten. Sie nisteten sich in irgend ein antikes Bauwerk, die Ruinen eines Theaters, Tempels oder Bades ein, erbauten dort einen Thurm und lebten als Raubritter im ewigen Kampfe unter sich und gegen jede staatliche Ordnung. Die Burg der Cenci erhob sich im heutigen Ghetto nicht weit vom Theater des Marcellus. Dort horstete im 11. Jahrhundert der grimmige Ritter Cencio Cenci, der sich in der Christnacht 1076 den Papst Gregor VII. aus der Kirche St. Maria Maggiore holte, allein durch einen Volksaufstand gezwungen wurde, die Beute aus seinen Fängen zu entlassen. Mit der Zeit wurde das trotzige Geschlecht der Cenci zahmer. Rechtsgelehrte, Bischöfe und Prälaten zierten den Stammbaum, allein unter den hohen Namen, welche zu den Zeiten der Renaissance Künste und Wissenschaften förderten, findet man ihren nicht. Durch Zertheilung in viele Zweige scheinen sie zwar vom alten Reichthume und Glanze herabgesunken zu sein, doch gehörten sie immer noch zu den angesehensten Familien von Rom und waren mit den großen fürstlichen Häusern der Stadt durch Verwandtschaft und Verschwägerung verbunden.

Im Jahre 1556, zur Zeit des Papstes Paul IV., war Schatzmeister der apostolischen Kammer Monsignore Cristoforo Cenci, Sprößling einer jüngeren Linie, der zwar nicht die höheren geistlichen Weihen besaß, aber

doch die Pfründe eines Pfarrers der Kirche St. Tommaso oberhalb des Palastes Cenci erhalten hatte. Die niedrigen Weihen hinderten ihn nicht, im Concubinate mit einer verheiratheten Frau Namens Beatrice Arias zu leben, die ihm noch zu Lebzeiten ihres Mannes einen Sohn Namens Francesco gebar.

Monsignore Cristoforo verwaltete die päpstliche Kammer so sorglich, daß er sich schon beträchtliche Reichthümer zusammengescharrt hatte, als bald nacheinander seine beiden Oheime Giacomo und Rocco kinderlos starben und ihn zum Erben des bedeutenden Stammvermögens einsetzten.

Im Jahre 1561 starb auch Cristoforo; auf dem Todtenbette ließ er sich noch nach erhaltenem päpstlichen Dispens mit Dame Beatrice, die inzwischen Wittwe geworden, trauen und seinen erst zwölfjährigen, nun legitimirten Sohn Francesco volljährig erklären.

Die Wittwe heirathete schon im nächsten Jahre zum dritten Male.

Der Knabe Francesco war sonach in einem Alter, wo andere Kinder noch zur Schule gehen, ganz allein auf sich gestellt und Herr eines Vermögens, so bedeutend, wie es wenige in Rom gab, aber auch bereits in eine Reihe böser Processe verwickelt. Noch war der Vater nicht todt, als man am päpstlichen Hofe schon herausgefunden hatte, wie übel er mit dem anvertrauten Gute gewirthschaftet. Indessen Papst Pius IV. war ein milder Herr und ließ mit sich reden. Er sah ein, daß er seinen Schatzmeistern gestatten mußte, ein wenig zu stehlen, sonst hätte er ja gar keine verläßlichen mehr aufbringen können. Der Junge zahlte also einen Ersatz von 30 000 Thalern in Bausch und Bogen, und die Sache hatte vor der Hand ihr Ende.

Francesco war ein frühreifes Männlein, an Geist sowohl als auch an Körper. Deshalb vermählte er sich mit 14 Jahren und zwar mit der edlen Jungfrau Ersilia aus dem Hause Santa Croce, die ihm eine Mitgift von 5000 Thalern mitbrachte. Um diese zu erlangen, mußte er jedoch mit den Verwandten seiner Frau jahrelang Proceß führen.

Mit Ersilia lebte Francesco 21 Jahre in nicht glücklicher Ehe, der zwölf Kinder entsprossen.

Vielleicht war damals Francesco nicht schlechter als die anderen römischen Edelleute auch. Wie diese kümmerte er sich nicht viel um seine Familie, hielt Frau und Töchter strenge im Hause eingeschlossen, suchte Unterhaltung bei feilen Weibern, war rauflustig und proceßsüchtig, tyrannisch gegen das Dienstgesinde, mit dem er auch wieder in vertraulicher Kameradschaft lebte, dabei ein sparsamer Hauswirth, der einfach, wie ein mäßig bemittelter Landedelmann sich kleidete, es nicht unter seiner Würde hielt, selbst das Getreide nachzumessen, und die Einkäufe und Auslagen der großen Wirthschaft selbst besorgte. Mit den Gerichten kam er bald in Conflict. Schon als elfjähriger Knabe wurde er angezeigt, weil er unter Beihilfe seines Hofmeisters einen anderen Knaben durchgeprügelt hatte, doch durch

Zahlung einer Geldstrafe löste ihn der Vater los. Im Jahre 1566 bedrohte er thätlich seinen Vetter Cesare Cenci und dessen Bruder, weshalb er gerichtlich gezwungen wurde, auf vier Jahre gegen Friedensbruch Bürgschaft zu leisten. Im nächsten Jahre verwundete er aber doch diesen Vetter bei einer Straßenrauferei, kam indeß mit Hausarrest davon. So hatte Francesco in den folgenden Jahren jährlich sein kleines Criminalproceßchen, zumeist wegen schwerer Mißhandlung seines Hausgesindes oder gotteslästerlichen Fluchens, die er alle durch Zahlung einer Geldsumme zu glücklichem Ende führte.

Hier muß indessen die päpstliche Justiz vor dem Vorwurfe in Schutz genommen werden, daß sie Cenci parteiisch begünstigt habe. Wenn er durch Zahlung einer Geldbuße sich von einer harten Criminalstrafe löste, so war dies keineswegs in Folge einer ihm allein erwiesenen Gunst, sondern Ausfluß des staatswirthschaftlichen Principes, die Laster der Menschen zu Gunsten der päpstlichen Finanzen auszunutzen. Im Kirchenstaate, wo Geistliches und Weltliches in untrennbarer Mengung vereinigt war, lag es außerdem nahe, dasselbe Princip, das die Kirche bei der Sündenvergebung beobachtete, auch in der Criminaljustiz zur Geltung zu bringen. Wenn der Sünder für Geld Ablaß erwerben und sich hierdurch von den zeitlichen Strafen im Fegefeuer befreien konnte, warum sollte der Verbrecher nicht durch Zahlung einer Buße sich vom Galgen oder dem Gefängnisse lösen? Wer also Geld hatte, zahlte seine Buße, dafür gab es den technischen, den legibus Barbarorum entlehnten Ausdruck: compositio, zu deutsch Wehrgeld. Wer nun kein Geld hatte, dem war freilich nicht zu helfen, für ihn gab es das Schafott, die Galeere, das Gefängniß.

Im Jahre 1584 starb Ersilia. Die Sage erzählt, sie sei an Gift gestorben, das ihr der Gatte beigebracht, um eine junge schöne Wittwe Lucrezia Petroni heirathen zu können. Diese Sage wird zwar dadurch widerlegt, daß die Hochzeit zwischen Francesco und Lucrezia erst neun Jahre später stattfand, daß dieser aber mit seiner ersten Gattin in offenem Zwiespalte lebte, geht daraus hervor, daß er schon in einem Testamente vom Jahre 1567 die Mutter der Vormundschaft über die Kinder beraubte und sogar untersagte, daß sie mit ihnen in demselben Hause wohne.

Im Jahre 1586 machte Francesco ein zweites Testament, worin er seinen ältesten Sohn Giacomo, der ohne seine Zustimmung sich verheirathet hatte, auf den Pflichttheil setzte, seinen Töchtern Antonina und Beatrice ein Heirathsgut von je 18000 Thalern und den Zins von gewissen Gewölben vermachte, seine übrigen Söhne Cristoforo, Rocco, Bernardo und Paolo zu Universalerben ernannte und auch eine Bastardtochter Lavinia mit einem Legat bedachte.

Bald jedoch kamen für Francesco böse Tage. Im Jahre 1585 hatte Sixtus V. den päpstlichen Stuhl bestiegen, der Vernichter der Banditen, Zähmer der widerhaarigen römischen Edelleute und sparsame Staatswirth.

Alte Sünden wurden auf's Neue ausgegraben und hierbei wieder an's Tageslicht gebracht, daß der alte Cristoforo doch noch mehr gestohlen habe, als man gedacht, und daß auch nicht recht klar sei, ob dessen Ehe mit Beatrice Arias wirklich eine rechtmäßige gewesen. War letzteres nicht der Fall, so blieb Francesco nur ein Bastard ohne Erbrecht nach der Hinterlassenschaft des Vaters, die sonach dem Fiscus anheimfiel. Aus dieser peinlichen Lage konnte sich Francesco nur durch große Geldopfer befreien; er zahlte dem Fiscus 25000 Thaler und erhielt dafür vom Papste die Anerkennung der Ehe seines Vaters, somit die Legitimation seiner Geburt und die Verzichtleistung auf weitere Prüfung jener alten Rechnungen.

Sixtus V. starb 1590, allein auch für die folgenden Päpste blieb Francesco eine fast unerschöpfliche Geldquelle, indem er sich nun von zahlreichen schweren Criminaluntersuchungen, die für einen weniger bemittelten Mann die höchsten Strafen nach sich gezogen hätten, loskaufen mußte.

Es ist unmöglich, in die Einzelheiten dieser Processe einzugehen, die von Bertolotti mit aller Treuherzigkeit eines Archivars erzählt worden. Wer Scheußlichkeiten liebt, mag sie dort nachlesen. Nur so viel sei gesagt, daß sogar in der unzüchtigen Pfaffenstadt Rom, wo man an alle Laster gewöhnt war, das scandalöse Leben Cencis Aufsehen erregte. Er trieb sich mit dem gemeinsten Gesindel herum, Gegenstand seiner Zärtlichkeiten waren Küchendirnen und Stalljungen, die er wieder gelegentlich auf das Grausamste mißhandelte. Er ist kein großartiger Verbrecher, kein Miltonscher Satan, wie die Poesie ihn dargestellt hat, vom Born des Wissens hat er nicht gekostet und ihn zu schaal befunden. Den Trieb, Großes zu leisten, sei es auch im Laster, hat er nie verspürt, er ist ein ganz gemeiner sinnlicher Schuft.

Nachdem Francesco einige Monate im Gefängnisse zugebracht hatte, kaufte er sich endlich durch Erlag einer Summe von 100000 Thalern los.

Kaum aus dem Gefängnisse erlöst, begann er Streit mit seinen Kindern.

Er hatte damals noch fünf Söhne Giacomo, Cristoforo, Rocco, Bernardo und Paolo, beide letzteren noch kleine Knaben, während Giacomo schon verheirathet war und die anderen, obwohl in sehr jugendlichem Alter, bereits verhältnißmäßige Freiheit genossen. Die ältesten Söhne wurden Studirens halber nach Salamanca gesendet, gelernt werden sie jedoch nicht viel haben. Der karge Vater hielt die Söhne äußerst knapp, da sie jedoch die jungen eleganten Ritter spielen wollten, so machten sie Schulden. Francesco brauchte dann seine väterliche Autorität, und der Familienzwist wurde so heftig, daß der älteste Sohn Giacomo gegen den Vater einen Proceß wegen Alimentation anstrengte, der Letztere verklagte wieder den Sohn wegen versuchten Vatermordes. Die Proceßacten werden von Bertolotti im Auszuge mitgetheilt, ergeben aber nicht das Resultat, welches dieser daraus herleitet. Es fehlen selbst die leisesten Indicien eines

Mordversuches, und alle Zeugen sprechen sich auf das Günstigste über den Charakter Giacomos, auf das Ungünstigste über den Vater, der seine Kinder und vor Allem den Aeltesten Noth leiden ließ, aus. Ein Spiegel für junge Leute war Ersterer freilich nicht, konnte es auch bei einem solchen Vater nicht sein, von dem er die Rohheit gegen das Dienstgesinde geerbt hatte. Dagegen trat er oft abwehrend den Excessen der Brüder entgegen, und mit seiner Gattin lebte er in Eintracht und Liebe.

Der zweite Sohn Cristoforo war ein Raufbold und verschuldet bei Christen und Juden, die er mit Prügel statt mit Geld bezahlte. Im Jahre 1598 wurde er gelegentlich eines Liebesabenteuers von einem Rivalen erstochen.

Der wildeste der Cenci'schen Brut war der dritte Sohn Rocco, der wegen roher Mißhandlung einiger Fischer für einige Zeit von Rom nach Padua verbannt wurde. Dort ließ ihn der Vater ohne Unterstützung im Elende schmachten. Zuletzt bequemte er sich doch zu den geforderten Zahlungen an die päpstliche Kasse, und Rocco durfte nach Hause.

Kaum nach Rom zurückgekehrt, beging er einen Diebstahl im Hause des Vaters in Gemeinsamkeit mit Monsignore Mario Guerra (oder Guerro). Dieser bekleidete die Stelle eines Secretärs oder Auditors beim Cardinal Montalto, war Hausfreund der Cenci'schen Familie, gleichzeitig Genosse der Ausschweifungen der beiden Brüder Cristoforo und Rocco. Trotz des Titels Monsignore scheint er die höheren Weihen nicht gehabt zu haben, denn er zeigte sich als zierlicher Stutzer mit dem Degen an der Seite.

Man weiß nicht, ob diese Untersuchung weiter verfolgt wurde, wahrscheinlich stand der Vater von der Klage gegen seinen Sohn ab.

Am 11. März 1593 wurde Rocco in einem Duelle getödtet. Ursache desselben war ein brutaler Scherz, den sich dieser und sein Freund Mario Guerra mit einem Edelmanne erlaubten.

Der vierte Sohn war Bernhard, zu Lebzeiten seines Vaters noch ein Knabe, der schon mit Erfolg, dem Beispiele seines Vaters nacheifernd, dem weiblichen Dienstgesinde nachstellte.

Der letzte Sohn Paul war ein kränkliches Kind und starb 14 Jahre alt, bald nach der Ermordung des Vaters.

Nach dem Tode der ersten Frau hatte Francesco seine Töchter der Erziehung einer Verwandten, Porzia Cenci, übergeben und wenigstens die löbliche Vorsicht geübt, den weiblichen Theil der Familie in einem anderen ihm gehörigen Hause (wahrscheinlich im Palaste am Dogana-Platze) unterzubringen. Er wollte für seine Person frei sein, aber auch nicht, daß seine Töchter sehen sollten, was er treibe.

Im Jahre 1593 schritt Francesco zur Ehe mit Lucrezia Petroni, der Wittwe eines gewissen Velli. Es ist kein Zweifel, daß diese davon wußte, wie sich Francesco während seiner Wittwerschaft die Concubine aus dem Stalle und aus der Küche holte, wie er abscheulicher Verbrechen wegen

im Kerker gesessen. Ebenso mußte ihr bekannt sein, daß im Hause Cenci fortwährend Zank und Unfrieden herrschten, woran der Geiz und die Brutalität des Vaters Schuld trugen. Wenn die Wittwe Petroni demungeachtet ihr Favort nicht verweigerte, so kann nur die Lockung des Reichthums sie bestimmt haben. Aus der ersten Ehe brachte Lucrezia drei Töchter mit, die indessen nicht in die Familie Cenci aufgenommen worden, sondern bei Verwandten geblieben sind. Francesco gewährte jeder nur eine Monatszulage von drei Thalern, doch selbst diese Zahlungen leistete er nicht pünktlich. Außer den Töchtern hatte Lucrezia aus erster Ehe einen Sohn, welcher gleichfalls unter der rohen Behandlung des Stiefvaters zu leiden hatte. Ob Lucrezia eine gute Stiefmutter gewesen, läßt sich nicht entscheiden. Die Tyrannei Francescos, unter der alle Glieder der Familie gleichmäßig zu leiden hatten, sollte die Mutter allerdings veranlaßt haben, sich enge an die Kinder anzuschließen, allein der spätere Proceß zeigt auch nicht die mindeste Spur eines herzlichen Verhältnisses zwischen ihr und jenen. Sicher ist, daß sie im Hause keine Autorität genoß und, furchtsam und charakterlos, auch nicht einmal den Versuch machte, sich eine solche zu erringen.

Die älteste Tochter Francescos, Antonina (von anderen Margherita, auch Olympia genannt) ist jene, welche durch ein Memoriale an den Papst ihre Vermählung durchgesetzt haben soll. Bertolotti konnte Nichts finden, was auf eine Intervention des Papstes schließen ließe, wohl aber gelang es ihm, klarzustellen, daß Antonina im Jahre 1595 unter voller Zustimmung des Vaters, der ihr eine Mitgift von 20000 Thalern aussetzte, einen Lutio Savelli Baron von Rignano heirathete.

Die zweite Tochter ist Beatrice, geboren am 12. Februar 1577 und in der Kirche S. Lorenzo di Damaso getauft. Ihre erste Jugend brachte sie in einem Nonnenkloster zu und erhielt dort ebenso wie ihre Schwester Antonina die gewöhnliche Erziehung der römischen Mädchen aus besserem Hause, also vor Allem Anleitung zur Frömmigkeit und zur Verehrung der Madonna, sowie der übrigen Heiligen, unter denen sie dem heiligen Franciscus von Assisi besondere Andacht widmete. Nach der zweiten Verheirathung des Vaters kam Beatrice unter die Obhut der Stiefmutter. Daß sie nach dem Brauche der römischen Familien strenge in fast klösterlicher Absperrung gehalten wurde, ist kein Zweifel. Der Kirchenbesuch konnte ihr indessen nicht verboten werden, und wir wissen, daß ihre Lieblingskirche S. Pietro in Montorio war, wo damals Raffaels Verklärung zum Entzücken aller Römer ausgestellt war. Ein Mönch dieses Klosters blieb von frühester Jugend an ihr Beichtvater und Vertrauter. Beten und Kirchenbesuch war ihr nicht blos Gewohnheit, wie den meisten anderen römischen Mädchen, sondern Herzenssache; einige Briefe, die aus ihren letzten Tagen erhalten sind, zeugen von inniger Religiosität. Für eine schmachtende Schwärmerin, welche den Ueberfluß an Liebe, für den

hienieden keine Verwendung zu finden ist, hinauf nach oben wendet, darf man sie jedoch nicht halten. Es floß auch in ihren Adern das heiße Cenciblut, sie war eine leidenschaftliche, stolze Natur.

Im Processe gegen ihren Bruder Rocco als Zeugin vernommen, beantwortet sie schlagfertig die Fragen des Richters und klagt mit aller Heftigkeit Monsignore Guerra als Verführer des Bruders an. Guerra, der bereits das vierzigste Lebensjahr überschritten hatte und ziemlich beleibt war, kann sonach nicht ihr Geliebter gewesen sein, zu dem sowohl Guerrazzi, als auch Dalbono ihn machen wollen.

Bald nach dem Tode Roccos hatte Cenci Rom verlassen und mit Frau und Tochter sich nach Petrella im Neapolitanischen begeben.

Petrella, ein ziemlich bedeutendes Dorf in den Abruzzen, überragt von einem alten Ritterschloß, gehörte zum Feudum von Cicolo, das damals die Colonna besaßen. Als Wohnung bot es keine besondere Bequemlichkeit, denn der erste Stock bestand nur aus dem Saale, aus dem sich die Zugänge zu sechs Zimmern öffneten; darüber erhob sich noch ein thurmartiger Aufbau mit einem kleinen Saale und zwei Zimmern, im Untergeschosse lagen die Kirche und die Gefängnisse, die in einem Feudalschlosse nicht fehlen durften. Um den Hof reihten sich einige Wirthschaftsgebäude und die Kapelle, in der Mitte lag ein Fischteich, der durch eine Wasserleitung mit trefflichem Quellwasser genährt wurde. Für Lustgärten fehlte es an Raum. Von drei Seiten durch Felsenstürze gesichert, stand zur Burg nur gegen Süden ein Zugang offen, der zum Dorfe hinabführte.

Ringsum dehnte sich, überragt von den Felsenhäuptern, des Apennin, wilder Wald, die Schlupfstätte der Banditen. Mit diesen standen die Dorfbewohner auf dem Fuße der Freundschaft, und auch der jeweilige Schloßherr fand es für angezeigt, angenehme Beziehungen mit den Räubern nicht zu vernachlässigen.

Petrella war der Lieblingssitz Francescos, oft sein Zufluchtsort, wenn er mit der geistlichen Justiz nicht auf gutem Fuße lebte. Seine sinnliche Natur verleitete ihn auch dort zu manchen Liebesabenteuern zum Verdrusse der eifersüchtigen Gattin.

Die Manuscripte, auf denen Dalbonos Darstellung beruht, erzählen, daß Francesco schon in Rom der Unschuld seiner Tochter nachgestellt und als Geschenke und Liebkosungen nichts fruchteten, durch Härte und Drohungen den Widerstand derselben zu brechen versucht habe. Wahrscheinlicher ist, daß er seine Nachstellungen erst in Rocca Petrella begann, denn in den Untersuchungsacten ist festgestellt, daß er sie in strengstem Gewahrsam im Obergeschosse, wo er selbst seine Wohnzimmer hatte, unter Schloß und Riegel hielt und sogar an den Fenstern Holzverschläge anbringen ließ, die nur Oberlicht gewährten und der Gefangenen jeden Ausblick in das Freie unmöglich machten. Die Nahrung wurde ihr durch ein Guckloch in der Thüre gereicht. War er abwesend, was häufig geschah, so bestellte er

ihr einen Kerkermeister, der, nachsichtiger, der Gefangenen bei Tag den Ausgang innerhalb des Schlosses verstattete und nur des Nachts sie in ihrem Zimmer abgesperrt hielt. Doch die Frauen sind listig, und so wußte auch Beatrice die Wachsamkeit ihres Vaters zu täuschen.

Francesco hatte im Schlosse einen Diener Marzio Catalano, wie es scheint, ein ehemaliger Bandit. Er erbarmte sich seiner jungen Herrin und unternahm es, für sie einen Brief an ihren Bruder Giacomo in Rom zu besorgen, worin sie diesem schrieb, sie könne es nun nicht länger ertragen, er möge sich bei den Verwandten für sie verwenden, damit sie, sei es durch eine Heirath, sei es durch Aufnahme in ein Kloster aus ihrer elenden Lage erlöst werde. Der Brief kam in indiscrete Hände, der Vater erfuhr davon, in seiner Wuth mißhandelte er die Tochter mit einem Ochsenziemer, den Diener Marzio ließ er in das Gefängniß werfen.

Gleich üble Behandlung erfuhr Donna Lucrezia, auch sie hatte öfters den Ochsenziemer zu fühlen, den der zärtliche Gatte in seinem Schlafzimmer aufgehängt hatte.

Im Schlosse diente als Castellan Olympio Calvetti, früher Bedienter im Hause Giacomos in Rom, auch früher Bandit, der eines Mordes wegen bereits in Untersuchung gestanden, doch durch die Vermittelung einer Brüderschaft frei geworden war. Es waren nämlich zu jener Zeit einige Brüderschaften berechtigt, die Befreiung eines Mörders zu erbitten, auch erwarb man sich durch Tödtung eines Banditen, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt, die Verzeihung der eigenen Missethaten, eine Verzeihung, die übertragbar war und Anderen zu Gute kommen konnte, wenn man selbst nichts Hängenswerthes verübt. Olympio war von seinem Herrn aus dem Dienste gejagt worden, weil er sich eifersüchtig zeigte, als Jener seiner Frau handgreifliche Liebesanträge stellte. Grund genug, daß er, ebenso wie Marzio, den wildesten Haß gegen Francesco hegte.

In harter Haft gehalten, mit Schlägen bis auf's Blut mißhandelt, stündlich in Gefahr, der ekelhaften Lüsternheit des scheußlichen Greises zum Opfer zu fallen, fand nun Beatrice zwei Leute, beide schwer von ihrem Vater gekränkt, beide Rachedurst im Herzen und zu jedem Verbrechen fähig. Wahrscheinlich hat Olympio, dessen Banditennatur die ihm angethane Schmach nicht ertragen konnte und dessen Frau mit Lucrezia und Beatrice fortwährend verkehrte, das Mordproject zuerst ausgeheckt, Lucrezia es gebilligt, aber Beatrice, deren Verzweiflung auf das Aeußerste gesteigert war, mit aller Leidenschaft, deren ein Weib fähig ist, auf dessen Ausführung gedrungen.

Man beabsichtigte zuerst, Francesco in einen Hinterhalt zu locken und durch Banditen erschlagen zu lassen. Der Versuch wurde laut den Untersuchungsacten schon im Frühlinge 1598 gemacht, das Nähere hierüber ist unbekannt, sicher nur, daß er nicht zur Ausführung kam.

Zu jener Zeit ließ Francesco seine beiden Söhne Bernardo und Paolo nach Petrella kommen, beide noch Knaben, ersterer 17, letzterer nur 14 Jahre alt, indessen die einzigen männlichen Glieder der Familie, die zur Hand waren. Beatrice wollte sie in das Geheimniß ziehen, denn es drängte sie, daß gewissermaßen ein Familienrath den Tod des Vaters beschließen solle. Allein bei der strengen Abgeschlossenheit, in der Beatrice gehalten wurde, war eine Besprechung mit den Brüdern nicht möglich, mit Olympio in Berührung zu kommen, gelang indessen.

Dieser wollte in einer so wichtigen Angelegenheit mit Knaben Nichts zu thun haben, deshalb begab er sich nach Rom, um die Sache mit Giacomo zu bereden. Dorthin hatten sich auch die beiden Brüder Bernardo und Paolo, die in Rocca Petrella von ihrem Vater sehr übel behandelt worden waren, geflüchtet. Giacomo, anfangs zögernd, ging auf den Plan ein und verschaffte Olympio ein Gift, Beatrice sollte es in den dem Vater gereichten Wein mischen. Der Versuch gelang jedoch nicht, denn der alte Cenci war vorsichtig genug, sich jeden gereichten Trank von der Tochter vorkosten zu lassen.

Es wurde nun beschlossen, Francesco im Schlafe zu erschlagen. Als Olympio und Marzio aber in das Zimmer Francescos drangen, trat ihnen Lucrezia, die die Nacht bei ihrem Gatten zuzubringen pflegte, entgegen und beschwor sie, für heute von dem Vorhaben abzustehen, denn es sei der Vorabend des Festes Mariä Geburt und ein Mord deshalb doppelt Sünde; die Mörder sahen das ein und wichen zurück.

Mitternachts am 9. September 1598 kamen sie wieder, Lucrezia welche abermals die Nacht bei ihrem Gatten zugebracht, ließ sie ein, doch hatten sie nicht den Muth, den tödtlichen Streich zu führen. Da stürzte ihnen Beatrice entgegen und warf ihnen Feigheit und Wortbruch vor. Nun ermannten sich die Banditen und schritten an's Werk, ihnen voran eilte Beatrice in des Vaters Zimmer und öffnete die Fensterbalken, damit die Mörder zur Arbeit sehen könnten.

Merkwürdigerweise fehlte es diesen am Handwerkszeuge. Olympio hatte Nichts als ein paar Nägel mitgebracht und einen hölzernen Hammer, wie er zur Bereitung von Maccaroni gebraucht wird, von Beatrice erhalten. Marzio war nur mit einem Prügel bewaffnet. Doch trafen sie ihr Opfer so gut, daß es nur einen unterdrückten Schrei ausstoßen konnte, in wenigen Minuten war Alles vorüber.

Diese Darstellung, welche den Manuscripten Dalbonos entnommen ist, erhält durch die Proceßacten zwar einige Abänderungen, in der Hauptsache wird sie richtig sein. Namentlich ist es psychologisch vollkommen erklärlich, daß Beatrice mit der wildesten Energie den Zögernden und Zurückweichenden entgegentritt. Es mag tiefe Seelenkämpfe gekostet haben, bis bei ihr der entsetzliche Entschluß reif wurde. Einmal aber zur Ueberzeugung gelangt, daß nur Cencis Tod sie von der Schande befreien

könne, gab es für sie keinen Rückweg, kein Zögern mehr. Die vatermörderische Beatrice ist begreiflich, aber wie ekelhaft erscheint die Stiefmutter, die aus dem warmen Ehebette heraussteigt, um den Mördern des Gatten die Thüre zu öffnen!

Schon vor der That hatten die Mörder einen Theil des Blutgeldes erhalten, sie forderten jetzt den Rest des bedungenen Lohnes; die Frauen konnten ihnen nicht viel geben, denn die Schränke Francescos, in denen man Geld zu finden hoffte, waren leer. So erhielt denn Olympio nur einen kostbaren Ring, Marzio einen geringen Geldbetrag, konnte aber sich einen mit Gold verbrämten Mantel des Vaters nehmen, der ihm gar sehr in die Augen gestochen hatte. Die weitere Belohnung wurde ihnen von Rom aus in Aussicht gestellt.

Nun brannte den Banditen der Boden unter den Füßen, sie wollten sogleich entfliehen, ließen sich aber durch das Jammern der Frauen, die mit dem Leichnam nichts anzufangen wußten, bewegen, noch an den Anstalten zur Verheimlichung des Mordes theilzunehmen. Sie bekleideten den Leichnam, wobei Lucrezia selbst die in den Kopf getriebenen Eisennägel herausgezogen haben soll. Sodann wurde der Körper auf ein Bettlaken gelegt, auf die Gallerie getragen und hinabgestürzt auf einen im Hofe stehenden Hollunderbaum, dessen Aeste in die Wunden geführt wurden.

Noch in der Nacht entflohen die Mörder. Am nächsten Morgen erscholl im Schlosse großes Weinen und Wehklagen. Den herbeilaufenden Landleuten wurde erzählt, der alte Herr sei des Nachts wahrscheinlich trunken vom Weine auf die Gallerie hinausgetreten und hinabgestürzt, wobei er so unglücklich auf den Hollunderbaum fiel, daß der Arme das Leben verloren.

Die Landleute schüttelten zwar ungläubig den Kopf, aber er war sein Leblang ein schlimmer Herr gewesen und hatte ein böses Ende wohl verdient, sie machten daher ihre Glossen, ließen es aber dabei bewenden, und die Aufbahrung der Leiche und deren Beisetzung erfolgte, als ob der Tod ein natürlicher gewesen wäre.

Unmittelbar nach dem Morde benahmen sich Lucrezia und Beatrice auf eine Weise unklug, daß man sich zur Annahme versucht fühlt, sie hätten geglaubt, Frau Justitia bedürfe gar keiner Binde mehr, denn sie sei bereits ganz blind. Schon am Tage nach dem Morde gaben sie die blutigen Betttücher einer Wäscherin des Ortes zum Waschen; Plautilla, die Frau Olympios, erhielt auf die Frage, was mit ihrem Gatten geschehen, die Antwort, sie möge ruhig sein, Olympio sei an der Sache nicht betheiligt, sondern Marzio habe den alten Cenci von der Gallerie heruntergeworfen.

Auf die Nachricht vom Tode des Vaters kamen die Brüder Giacomo und Bernardo, begleitet von einem Verwandten Cesare Cenci, nach Petrella, sie hielten sich nur einen Tag auf und besuchten nicht einmal die Kirche,

in welcher man den Vater begraben hatte, Paolo war in Rom geblieben, da seine Lungenkrankheit eine üble Wendung genommen hatte. Auf der Rückreise nahmen sie die beiden Frauen nach Rom mit. Auch Olympio gesellte sich zu den Reisenden, begleitete sie jedoch nicht bis Rom.

Die päpstliche Justiz scheint sich Anfangs um den räthselhaften Todesfall in Petrella gar nicht gekümmert zu haben, denn der Ort lag im Auslande, und was dort geschah, ging die neapolitanischen Gerichte an. So lebten denn die Geschwister seit langer Zeit zum ersten Male in erträglicher Freiheit, sich des Besitzes eines großen Vermögens erfreuend, ja bedacht, dasselbe zu vermehren.

Es starb damals die verheirathete Schwester Antonina im Wochenbette. Giacomo, streitsüchtig wie sein Vater, strengte einen Proceß gegen den Schwager Lutio Savelli an, er habe statt des todtgeborenen Kindes ein anderes Kind untergeschoben, und seine Anzeigen scheinen so gewichtig gewesen zu sein, daß Savelli in den Untersuchungsarrest abgeführt wurde. Doch wurde dieser schließlich schuldlos erkannt und Giacomo mit den Ansprüchen auf den Nachlaß seiner Schwester abgewiesen. Ein zweiter Todesfall traf das Haus zu Weihnachten, Paolo erlag seiner Lungenkrankheit.

Als böser Gast durchwandelte den Palast das Schuldbewußtsein. Doch die Kirche hat reiche Gnadenmittel zur Verfügung, sie spendet sie denen, die sich gegen sie freigebig zeigen. Daher stiftete Giacomo prächtige Meßgewänder für die Kirche Madonna del Pianto.

Dafür, daß die Familie an die Schuld stets erinnert wurde, sorgte Olympio, der sich in dem Hause förmlich einnistete und im Bewußtsein, Besitzer des großen Geheimnisses zu sein, sich unverschämt zeigte. Wenn Giacomo ihn in die gebührenden Schranken zurückweisen wollte, hielt ihn die ängstliche Beatrice ab, zu weit zu gehen. Es ist kein Zweifel, daß Monsignore Guerra als Vetter und Hausfreund die Familie häufig besuchte, wahrscheinlich ist sogar, daß Giacomo ihm die Verlegenheit anvertraute, in welche ihn die Unverschämtheit Olympios setze. Der Kerl muß weg, dürfte der Rath des geistlichen Herrn gewesen sein; das war denn auch die Ansicht Giacomos. Er ließ einen vertrauten Freund, Camillo Rosato, rufen, beklagte sich bei diesem, daß Olympio mit seiner Schwester ein Verhältniß habe, welches er nicht dulden könne, und trug ihm auf, denselben aus der Welt zu schaffen. Giacomo stellte gleichzeitig Olympio vor, daß seines Bleibens im Kirchenstaate nicht sei, und gab ihm Geld, damit er sich in Begleitung Rosatos in Sicherheit bringe.

Es scheint, daß auch Marzio auf diese Weise in Sicherheit gebracht werden sollte, allein Beatrice, durch das Orakel eines Sterndeuters erschreckt, ließ es nicht zu.

Rosato führte seinen Auftrag schlecht aus. Er versuchte auf der Reise in Novellara seinen Reisekumpan zu vergiften, und als das Gift nicht wirkte, ließ er ihn als Mörder — er hatte nämlich einen Wirth erschlagen —

in's Gefängniß werfen, nachdem er ihm Beatricens Ring und sein Geld genommen. Doch gelang es Olympio zu entfliehen.

Mittlerweile kamen aus dem Neapolitanischen böse Nachrichten. Auf das Gerücht hin, daß Cenci durch Mörder, welche seine eigenen Kinder gedungen, erschlagen worden sei, ordnete die Regierung in Neapel schon am 10. December 1598 den Auditor der Provinz Abruzzen nach Petrella ab. Dieser ließ die Leiche Cencis exhumiren und die mit unzureichenden Mitteln von drei unwissenden Aerzten vorgenommene Autopsie ergab, daß derselbe mit Axthieben getödtet worden sei; der Untersuchungscommissär fand sogar die Axt, mit der das Verbrechen geschehen. Wir haben bereits mitgetheilt, daß der Mord auf ganz andere Weise verübt worden war.

Schwerwiegend waren die Aussagen der Dorfbewohner, der Wäscherin, welche von Beatrice die blutigen Betttücher des Ermordeten erhalten hatte, der Frau Olympios, alle wiesen bestimmt auf die Thäter und Anstifter hin. Nun rührte sich auch die römische Justiz, durch geheime Anzeige auf das aufmerksam gemacht, was die neapolitanischen Behörden erhoben hatten. Schon im Jänner 1599 wurde Giacomo Cenci gefänglich eingezogen, die Frauen blieben vor der Hand noch im väterlichen Palaste unter scharfer Ueberwachung.

Von den beiden Mördern wurde Marzio bald ausfindig gemacht, in den Gebirgen bei Tivoli gefangen und nach Rom gebracht. Olympio aber hatte sonderbare Schicksale nach seiner Entweichung aus dem Gefängnisse von Novellara. Es war ihm gelungen, auf neapolitanisches Gebiet zu entkommen, aber dadurch lief er geradezu in den Rachen des Löwen, denn die dortige Regierung hatte einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. In Teramo traf er Freunde, einen gewissen Pacifico Bosone, mit dem er im Hause der Cenci gedient hatte, dessen Bruder Cesare, zur Zeit Haushälter bei Giacomo Cenci, und deren Schwager Marco Tullio Borsati. Cesare gab an, auf einer Wallfahrt zur Madonna in Loreto begriffen zu sein. Olympio erzählte, er wolle nach Anticoli, um sein Weib zu besuchen, sodann sich in die Büsche schlagen, schon habe er zahlreiche Gefährten, um eine Räuberbande zu bilden, und zuerst werde er sich an den Colonnas, man weiß nicht für welche Unbilden, rächen. Die drei Freunde beschlossen, Olympio zu ermorden, Marco Tullio und Pacifico durch den Preis auf den Kopf des Banditen angelockt; Cesare war als vertrauter Diener der Cenci mit dem Plane einverstanden. Als der Mord geschehen, brachten jene das Haupt des Erschlagenen nach Cosenza, Cesare aber reiste nach Rom zurück, denn der Zweck seiner Pilgerfahrt war erfüllt, er konnte Giacomo und Guerra gute Nachrichten bringen.

Begreiflich war dieser Mord der römischen Justiz sehr ungelegen, er beraubte sie eines Hauptzeugen im Processe Cenci. Die Mörder erhielten daher ihre Belohnung nicht und wurden eingezogen. Die römischen Richter schöpften natürlich Verdacht, daß der Mord absichtlich von Giacomo oder

Mario Guerra in Scene gesetzt wurde, um einen Belastungszeugen aus dem Wege zu räumen, Giacomo gab dies halb und halb zu, doch habe er die That veranlaßt, um unziemlichen Vertraulichkeiten zwischen Olympio und seiner Schwester ein Ende zu machen. Gegen Guerra müssen schwer wiegende Verdachtsgründe vorhanden gewesen sein, denn obgleich begünstigter Schützling von Cardinälen, blieb er, ohne verurtheilt zu werden, drei Jahre im Gefängnisse und mußte nach seiner Freilassung in die Verbannung nach Malta. Es hinderte dies jedoch ihn nicht, später wieder in die päpstliche Gnade und zu hohen Ehren zu gelangen.

III.

Mit allem Eifer nahm nun die römische Justiz die Untersuchung gegen die Mörder Francescos auf.

Der erste der Gefangenen, Marzio Catalano, verlegte sich anfangs auf's Leugnen. Er gab an, Beatrice nur vom Sehen zu kennen, ihre hohe Schönheit bewundert, doch nur einmal sie angesprochen zu haben; vielleicht hätte sie nicht einmal seine Worte gehört. Der Richter zeigte und erklärte ihm den Gebrauch der Folterwerkzeuge und ließ die Daumenschraube spielen. „Um Gottes willen," rief Marzio aus, „gebt mir nicht die Folter, ich will gestehen."

Dalbono erzählt, Marzio habe gestanden, von Guerra zum Morde des alten Cenci gedungen worden zu sein, als Mitschuldige habe er vorerst Olympio, Lucrezia, Giacomo, Bernardo, zuletzt auch Beatrice bezeichnet. Im Constitute, das Bertolotti mittheilt, dem jedoch andere vorhergegangen sein müssen, bezeichnet Marzio entschieden Beatrice als die hauptsächlichste Anstifterin des Mordes, Olympio als ihren Vertrauten, dem es gelang, in die streng verschlossene Kammer derselben zu dringen, und der ihn selbst zur Mitwirkung geworben habe. Seine Bekenntnisse erzählen die Mordthat nur in Nebenumständen, etwas abweichend von der früheren Darstellung und sind von grauenhafter Lebendigkeit.

Nachdem der Versuch mit dem Gifte mißlungen war, erklärte eines Tages Beatrice ihm und Olympio, sie wolle dem Vater am nächsten Abend Opium in den Wein schütten, wenn er hierdurch betäubt geworden, sollten die Mörder ihn erschlagen und über die Galleriebrüstung in den Hof werfen, damit es scheine, er sei durch einen Fall umgekommen. Die beiden Banditen blieben im Schlosse verborgen, und Olympio erzählte später dem Freunde, er habe die Nacht im Zimmer Beatricens zugebracht. Am nächsten Tage erzählte Beatrice, sie habe dem Vater Gift in den Wein geschüttet, auch selbst davon kosten müssen, allein der Trank habe ihn zwar etwas betäubt, doch keinen Schlaf bewirkt. An jenem Tage und in der darauffolgenden Nacht geschah noch nichts. Beim Morgengrauen des nächsten Tages kamen die Banditen wieder und gelangten in das Zimmer Beatricens, die sie zum Schlafzimmer des Vaters führte. Dort trat ihnen Lucrezia

entgegen, sie sprach leise mit Olympio, was? konnte Marzio nicht verstehen. Olympio sagte hierauf: Diesen Morgen ist es Nichts. Lucretia wollte vom Morde Nichts mehr wissen, Beatrice hingegen drang fest darauf, er müsse geschehen. Unter Tags blieben die Banditen wieder im Schlosse verborgen. Als sie des Nachts sich herausschlichen, um an's Werk zu gehen, bekam Olympio einen heftigen Hustenanfall. Olympio hielt dies für eine üble Vorbedeutung und sandte Marzio zu Beatricen, er möge ihr sagen, die That könne nicht geschehen. Auf diese Botschaft kam Beatrice selbst und machte Olympio wüthende Vorwürfe. Hierüber gerieth dieser in leidenschaftliche Aufregung, stieß gotteslästerliche Flüche aus und rief ihr zu: „Du willst, daß ich thue, was ich nicht thun kann. Wenn Du aber willst, daß ich zum Teufel fahre, so fahre ich meinethalben dahin." Mit diesen Worten verließ er das Schloß. Marzio folgte ihm nach.

Am nächsten Morgen, es war Mittwoch, der Tag nach dem Marienfeste, weckte Olympio seinen Genossen aus dem Schlafe. Nun ist es Zeit zur That, sagte er, Marzio widerstrebte anfangs, ging aber zuletzt doch mit in das Zimmer Beatricens. Dort warteten sie, bis der Tag graute und Lucrezia aus dem Schlafgemache des Gatten herauskam. Diese machte nun keine Einwendungen mehr, und die Mörder drangen in die Kammer, der Mord geschah sodann in der bereits beschriebenen Weise.

Dieses Verhör Marzios fand am 5. Februar 1599 statt, er wiederholte seine umfassenden Geständnisse, auch als er später zweimal auf die Folter gespannt wurde.

Nun erfolgte die Verhaftung Lucrezias und Beatricens, sie wurden zuerst in das Castell S. Angelo und erst im Juni in die neuen Gefängnisse in Corte Savella gebracht. Nach einer Nachricht der Zeitungscorrespondenten (Menanti) sollte die Ueberführung wegen Entdeckung eines Complottes zur Befreiung der Gefangenen erfolgt sein. Man erzählte sich, der Vicecastellan des Castelles, dem man die Hand der schönen Beatrice und eine Mitgift von 30000 Thalern in Aussicht stellte, sei mitverflochten gewesen. Andere behaupteten wieder, die Ueberführung sei der besseren Ueberwachung wegen geschehen, denn die Kerker in der Corte Savella waren die härteren und strengeren.

Die Gefangenen hatten die Freiheit, sich selbst zu verpflegen, allein das hierzu nöthige Geld wurde ihnen nicht zur Verfügung gestellt, so daß sie genöthigt waren, solches sich sogar von den Soldaten der Wache auszuborgen.

Trotz der bestimmten Aussage Marzios kam der Richter Ulysses Moscat nicht vom Flecke. Beatrice leugnete. Wie sie sich vertheidigte, wissen wir nicht, da die Protokolle über ihre ersten Vernehmungen nicht vorhanden sind. Der Richter schritt zu einer Confrontation der Beschuldigten mit Marzio. Die Unerschrockenheit, mit der sie diesem entgegentrat, setzte ihn

in solche Verwirrung, daß er alle früheren Aussagen zurücknahm und sie als durch die Furcht und die Qualen der Tortur abgepreßt erklärte.

Nun wurde Marzio nochmals der Tortur unterzogen, standhaft hielt er die Behauptung aufrecht, Beatrice sei unschuldig, die Martern wurden gesteigert bis zu einem Grade, die selbst die Banditennatur Marzios nicht ertragen konnte, er unterlag den Qualen, ohne zur Wiederholung des Geständnisses gebracht zu werden.

Ebenso wenig war ein Geständniß von den anderen Beschuldigten herauszubringen. Wie Giacomo und Lucrezia sich vertheidigten, ist nicht bekannt, da für jene erste Periode des Processes nur die Protokolle mit Bernardo vorliegen. Diese letzteren zeigen, daß der Untersuchungsrichter sehr geschickt vorging, Bernardo sich nicht weniger geschickt vertheidigte. Er giebt sich als ein junger Mensch von geringem Verständniß, den die erwachsenen Familienmitglieder noch nicht an ihren Geheimnissen Theil nehmen lassen, und der darum sich auch nicht kümmert.

In Rom war die öffentliche Meinung für die Cenci. Die Einen hielten die Anklage für eine Machination des Schwagers Lutio Savelli, der sich an Giacomo wegen der Anklage der Unterschiebung eines Kindes rächen wollte, Andere glaubten, es handle sich nur um eine Finanzspeculation des apostolischen Hofes, die auf Einhebung einer tüchtigen Geldstrafe von den reichen Cenci abziele. Die einflußreichen Verwandten der Familie begannen sich im Interesse der Gefangenen zu rühren. In der Kirche Araceli ließen sie ein vierzigstündiges Gebet abhalten, um den Schutz des Himmels für dieselben anzuflehen, und so sehr hatte es den Anschein, daß Alles gut ablaufen werde, daß Cardinal S. Giorgio, Pathe Giacomos, dem Fiscal sagen ließ, er wolle, daß die Sache rasch beendet werde. Er habe nichts dagegen, daß sie, falls schuldig, bestraft würden, allein die Schuldlosen solle man frei lassen, man bringe daher den Proceß endlich einmal zum Abschluß und gebe den Gefangenen die Abschrift der Proceßacten zu ihrer Vertheidigung.

Allein plötzlich nahm die Sache eine schlimme Wendung durch Ausfindigmachung neuer Belastungszeugen, nämlich des Bruders Olympios, des Mönches Pietro Calvetti, und jenes Camillo Rosato, der im Auftrage Giacomos den mißglückten Versuch gemacht hatte, Olympio aus dem Wege zu räumen.

Fra Pietro Calvetti erzählte, sein Bruder habe ihm gesagt, daß er auf Auftrag Giacomos und im Einverständnisse mit den Frauen den Mord verübt habe, wofür ihm 2000 Thaler als Mitgift für seine Tochter Vittoria versprochen wurden, ungeachtet der Geschenke, die ihm Beatrice gemacht.

Anders lauteten die Mittheilungen, welche Rosato von Olympio erhalten haben wollte. Von Giacomo als Anstifter des Mordes ist hier nicht die Rede, dafür giebt Olympio als Mitwisser neben Lucrezia einmal

Bernardo an, ein anderes Mal wieder behauptet er, Bernardo habe von den Mordanschlägen Nichts gewußt. Es darf freilich nicht vergessen werden, daß Rosato ein vertrauter Diener Giacomos war und deshalb wohl Mittheilungen über die Schuld seines Herrn, die ihm allenfalls Olympio gemacht haben mochte, dem Richter verschwieg.

Sowohl gegenüber seinem Bruder als auch gegenüber Rosato war Olympio nicht karg an Anspielungen, daß ihn eigentlich ein Liebesverhältniß zu Beatrice zum Morde getrieben habe. Rosato scheint diese Liebesgeschichte sehr ungläubig aufgenommen zu haben, denn er bemerkt, Olympio sei ein arger Schwätzer.

Um dieselbe Zeit wurden Briefe aufgefangen, welche die Cenci durch bestochene Soldaten aus dem Kerker schmuggeln wollten. Die vorliegenden Documente geben keinen Aufschluß über deren Inhalt, doch vermuthen die Zeitungsnotizen, sie seien sehr compromittirend gewesen.

Nun riß dem Papste der ohnehin schon sehr dünn gespannte Faden der Geduld, als oberster Richter auf Erden konnte er es nicht mehr ruhig ansehen, daß in der Hauptstadt der Christenheit Kinder ihren Vater mordeten. Er erließ ein Motu proprio an Ulysses Moscati, in dem er diesem die weitgehendsten Vollmachten mit dem Auftrage ertheilte, Alles aufzubieten, daß die Uebelthäter, wenn nöthig, durch die Tortur zum Geständniß gebracht und dann den strengsten Strafen an Leib und Gut unterzogen würden.

Giacomo indessen beharrte bei seinem Leugnen, auch als ihm Rosato und Calvetti gegenübergestellt wurden. Der Richter schritt nun zur Anordnung der peinlichen Frage, der Corda. Die Arme des Delinquenten wurden nach rückwärts geschnürt und durch einen Strick, der zu einer Rolle am Kerkergewölbe lief, in die Höhe gezogen, wodurch sie schmerzvoll ausgerenkt wurden. Die Pein konnte man vergrößern, indem man dem Körper eine schaukelnde Bewegung ertheilte.

Kaum in die Höhe gezogen, jammerte Giacomo: „Laßt mich herab" und gestand, als er wieder am Boden war, daß Olympio zuerst den Mord ausgedacht, um sich an alten Cenci, der der Ehre seiner Frau nachgestellt und ihn aus dem Schlosse gejagt, zu rächen. Empfohlen sei ihm Olympio durch seine Brüder worden, die er aus der Haft in Petrella befreit habe. Von Beiden habe er auch die Mißhandlungen vernommen, die Beatrice vom Vater auszustehen hatte. Eine directe Aufforderung oder einen Auftrag zum Morde will er nicht gegeben, dem Drängen Olympios nur geantwortet haben: er möge thun, was er für gut finde.

Mit einer raschen Wendung geht er nun auf Beatrice über, der Ursache des Unterganges seines Hauses, die mit Olympio und der Stiefmutter die Hauptschuld trage. Welche Ursache gerade diese zum Morde hatte, diese Frage läßt er unberührt. Wie er selbst hätten auch seine Brüder Bernardo und Paolo dem Olympio erklärt, sie seien einverstanden

mit dem, was Beatrice thun würde. Die Belohnung für Olympio war bereits von Beatrice ausgemacht, er habe nur das von Beatrice Versprochene ratificirt.

Da er sich über die Ermordung Olympios zu rechtfertigen hatte, wiederholt er, daß er zwischen diesem und Beatricen Vertraulichkeiten zu bemerken glaubte und mit Rücksicht auf die Ehre der Familie die bekannten Aufträge ertheilte.

In allen Processen, in denen die peinliche Frage angewendet wurde, kann man die Bemerkung machen, daß die von der Folter herabgeholten Inculpaten von einer plötzlichen, fieberhaften Gesprächigkeit befallen werden. Sie scheinen alle nur von der einen Angst beseelt zu sein: „Nur nicht wieder hinaufschweben mit ausgerenkten Gliedern." So lange sie sprechen und gestehen, fühlen sie sich sicher vor dem „Hinauf", was später, kümmert sie wenig. So auch Giacomo. Er hat die Fassung verloren, häuft Beschuldigungen bald auf den todten Olympio, bald auf Beatrice, zieht die anderen Glieder der Familie als Mitwissende und Mithandelnde herbei, nur sucht er seine Mitwirkung im mildesten Lichte darzustellen. Diesem fassungslosen, verwirrten Menschen gegenüber behält der Richter sein zielvolles Wollen und kann sonach seine Redefluth dahin lenken, wohin es ihm gefällt.

Wie bemerkt, liegt noch am vollständigsten die gegen Bernardo geführte Untersuchung vor, der sich bisher glücklich aus der Schlinge gezogen hatte. Die Folter scheint gegen Bernardo nicht angewendet worden zu sein, allein durch die fortwährenden Kreuzverhöre war er bereits verwirrt und mürbe, als zur Confrontation mit dem geständigen Giacomo geschritten wurde.

Giacomo wiederholte ihm seine Aussage in's Angesicht, Bernardo leugnet zuerst, dann giebt er folgendes halbe Geständniß: „Giacomo sagt die Wahrheit, sowohl was die Ankunft Olympios in Rom, als auch was das Gespräch mit ihm betrifft. Ich habe die näheren Umstände der Ermordung von Olympio, Beatrice und Lucrezia in Gegenwart Giacomos erfahren."

Man sollte meinen, dem Richter mußte es vor Allem daran gelegen gewesen sein, zu erfahren, warum die Brüder zu einem solchen Verbrechen die Hand boten. In den vorliegenden Untersuchungsacten ist keine Spur aufzufinden, daß an die Angeschuldigten eine solche Frage gestellt worden sei.

Die Stiefmutter Lucrezia hielt sich tapferer in der Marterkammer als Giacomo. Sie hielt, nach den Nachrichten des Zeitungscorrespondenten, die schreckliche Pein der Vigilia oder Veglia durch neun Stunden aus. Diese Art der Tortur bestand darin, daß der Patient auf einem mit stumpfen Nägeln besetzten Blocke (equuleus) in labilem Gleichgewichte erhalten wurde; ungemein schmerzhaft war diese Tortur durch ihre lange Dauer. Nach dem von Bertolotti mitgetheilten Protokolle scheint indessen

Lucrezia der Tortur der Corda unterzogen worden zu sein, kaum emporgezogen, erzählt sie in demselben angsterfüllten Redestrome wie Giacomo:

Beatrice habe drei Monate vor dem Tode Francescos von diesem furchtbare Schläge bekommen, weil sie an ihre Brüder (wegen der Verheirathung oder des Klosters) geschrieben. Von nun an wiederholte sie fortwährend, diese Schläge soll er bereuen. Sie fing an, mit Olympio allerhand Heimlichkeiten zu haben, sprach mit ihm bald von der Stiege, bald vom Fenster aus, manchmal durch ein Loch im Fußboden. Wenn aber Francesco von Petrella abwesend war, kam Olympio in das Zimmer der Frauen, um mit Beatrice zu sprechen. Die Mutter ließ sie ungestört und ging zu Bett.

Ungefähr vierzehn Tage vor dem Morde, als Olympio nach Rom gereist war, sagte Beatrice der Mutter: „Ich will den Vater umbringen, koste es, was es wolle." Die Mutter ermahnte sie: „Mein Kind, das wäre eine große Sünde und würde zu Deinem und unserem Verderben führen." Allen Zureden der Mutter setzte die Tochter hartnäckig ihren Entschluß entgegen: sie müsse den Vater tödten lassen. Als Olympio von Rom zurückkehrte, theilte sie der Mutter mit, daß dieser Giacomos Zustimmung zum Morde erlangt habe.

Von der Zustimmung Bernardos und Paolos zum Morde weiß Lucrezia nichts, ebenso wenig vom Vergiftungsversuche, wohl aber, daß der Vater mit starken Opiumdosen betäubt wurde. Sie nimmt ihre Erzählung erst mit dem Momente wieder auf, in welchem sie am 7. September Morgens, aus dem Schlafgemache ihres Mannes heraustretend, die Mörder vor der Thüre findet. Auf ihre Vorstellung, daß die Madonna von Loreto die Schändung ihres Festtages durch ein großes Wunder rächen würde, stehen Jene von dem Vorhaben für den Augenblick wohl ab, doch Olympio sagt ihr: „Lucrezia, ich muß es dennoch thun, denn ich habe es versprochen."

Die vertrauliche Anrede blos mit dem Vornamen an die Schloßherrin ist wohl zu beachten. Man erinnert sich, daß Olympio in einem anderen kritischen Momente Beatrice mit „Du" ansprach.

Während des Tages erfährt sie von Marzio, daß Olympio auf Auftrag Beatricens hinab in das Dorf gegangen sei, um dort gesehen zu werden (und eventuell ein Alibi vorschützen zu können). Wieder Beatrice war es, welche die Mutter zu Marzio sendete, wie diese glaubte, nur deshalb, um auf ihre Schultern einen Theil der Schuld wälzen zu können. Indessen will sie die Gelegenheit benutzt haben, um Jene von den Mordplänen abzubringen. Als echter Bandit weist Marzio jedoch darauf hin, daß, wie er von Beatrice und Olympio wisse, der Alte viel Geld im Schlosse aufbewahrt habe. Lucrezia leugnete dies, und als sie zu weinen anfing, habe ihr Marzio versprochen, Olympio am Morde zu verhindern.

Leicht geht sie über die Nacht vor dem Morde hinweg. Als sie aus dem Schlafgemache des Gatten des Morgens herauskam, fand sie Beatrice, Olympio und Marzio. Sie ging nun mit Beatrice in deren Kammer und sah nicht, was weiter geschah, doch hörte sie die dumpfen Schläge der Mordgesellen. Als diese herauskamen, erhielt sie auf die Frage: „Wehe! was wollt Ihr nun machen?" die Antwort: „Es ist geschehen." Nun machten die Mörder jene Vorbereitungen, die wir kennen, um den Mord als zufällige Verunglückung erscheinen zu lassen. Als sie gehen wollten, hielt Lucrezia sie auf, sie sollten noch die übrigen Spuren der Unthat vertilgen helfen. Die Banditen trennten nun das blutige Bettzeug in Stücke, Lucrezia stopfte dieselben in den Abtritt, ein blutiges Leinentuch war jedoch auf einem Sessel liegen geblieben. Plautilla, die Frau Olympios, sah es und half ihr beim Waschen. Als Beide über diesem Geschäfte zu weinen anfingen, kam Beatrice und fragte: „Warum diese Thränen?" Lucrezia erwiderte ihr: „Glaubst denn Du, daß diese Blutthat ein Nichts sei?" „O Du Vieh!" war die Antwort.

Lucrezia giebt ferner an, daß sie Bernardo und Giacomo, Jedem besonders, erzählt habe, wie es beim Morde zugegangen sei. Giacomo sagte ihr: „O Lucrezia, was ist das, wie konnte dies Verbrechen geschehen?" Sie antwortete: „Das wisset Ihr besser und thut nun so verwundert? Ihr habt die ganze Sache angerichtet, und jetzt stellt Ihr Euch, als ob Ihr Nichts wisset?" Hierauf habe Giacomo sie beruhigt, es könne ihnen nichts geschehen, Marzio werde es schon so einrichten. Von Cesare, dem Hausverwalter Giacomos, hörte sie, daß Olympio ermordet worden sei. „O der Arme," rief sie aus, „warum hast du es gethan? Du wirst noch in's Gefängniß kommen!" Cesare erwiderte: „Ich habe es im Dienste meines Herrn gethan, mir wird nichts geschehen, und Monsignor Guerra sein Wort halten.

In den späteren Verhören kommt sie immer darauf zurück, daß sie den Mord nach Kräften zu verhindern bestrebt war. Mehr hätte sie nicht thun können, sonst wäre sie selbst ermordet worden, denn man habe ihr gedroht, so sie plaudere, werde es ihr Verderben sein.

Von Lucrezia gilt sonach, was von Giacomo gesagt wurde. Gestehen mußte sie Etwas, sonst wäre sie wieder hinaufgeschwebt, vielleicht auch noch mit Gewichten an den Füßen, gestehen mußte sie Gräßliches, Etwas, das im Verhältnisse zur gräßlichen Marter stand, anders wäre der Richter nicht zufrieden gewesen, allein die Schuld suchte sie von sich ab und Beatricen zuzuwälzen. Diese war jung und von seltener Schönheit; auch die Richter sind Menschen und für Schönheit nicht unempfindlich, daher konnte das Mädchen am ehesten noch Milde erwarten. Wenn nun gar der Hauptschuldigen Gnade zu Theil wurde, so konnte die Minderschuldige nicht die volle Strenge des Richters treffen.

Die dunkelsten Partien des Processes sind jene, die Beatrice betreffen. Bertolotti bringt kaum mehr als Auszüge aus jenen Protokollen nach der Folterung, in denen ihr Geständniß enthalten ist. Mehr hat ihm auch nicht zu Gebote gestanden. Dalbonos Darstellung stimmt nahezu mit jener im Romane Guerrazzis überein, er beruft sich hierbei auf handschriftliche und zuverlässige Quellen, die in einer römischen Bibliothek enthalten seien. Die Bibliothek selbst will er mit Rücksicht auf deren Eigner nicht näher bezeichnen, denn zur Zeit, als er sein Buch schrieb (1864), schaltete der Papst noch in Rom als weltlicher Gebieter. Aber abgesehen von dieser Handschrift, deren unbedingte Glaubwürdigkeit zu bezweifeln sein wird, hat er von den Verhörsprotokollen mehr gekannt, als Bertolotti. Besäßen wir indessen die Protokolle vollständig, so hätten wir doch nicht die ganze Wahrheit; denn wie der Florentinische Agent seinem Hofe in einem Berichte vom 1. Januar 1600 mittheilt, ist in den Proceßacten ausdrücklich bemerkt, daß Beatrice auf die Frage, warum sie den Vater ermordet, Vieles gesagt habe, das nicht aufgezeichnet wurde.

Nach Dalbono soll also Beatrice allen möglichen Torturarten unterzogen worden sein, wobei man die Grausamkeit auf das Aeußerste trieb und selbst jene Schonung nicht gewährte, die nach der bestehenden Uebung dem kräftigen, schmerzgewohnten Räuber der Campagna nicht verweigert wurde. Allein alle Pein, die der grausame Richter erfinden konnte, vermochte nicht, Beatrice ein Geständniß zu erpressen. Zum fünften Male wollte er schon zur Anwendung der peinlichen Frage schreiten, als er noch als letzten Versuch ihr die bereits geständigen Geschwister und Lucrezia gegenüberstellte. Auf deren Zureden erklärte sie endlich: „Da Ihr schon durchaus wollt, daß ich unser Haus mit Schande bedecke, so werde ich thun, was Ihr sagt. Leset mir das Verhörsprotokoll vor, und was Ihr wollt, das ich gestehen soll, will ich gestehen.“ Mit dieser Darstellung stimmen jedoch die von Dalbono beigebrachten Verhörsprotokolle nicht. In einem vom 10. August datirten Protokoll gesteht Beatrice schon, und zwar ohne Anwendung der Tortur, daß sie von dem durch Olympio entworfenen und von Giacomo gebilligten Mordplan wußte, ja ihn auch billigte; am nächsten Tage gesteht sie auch noch, und zwar gleichfalls vor Anwendung der Tortur, daß sie von der Absicht Giacomos wußte, Olympio aus dem Wege zu räumen. Sie sagte dem Bruder, die Sache wird zum Himmel stinken, und wir werden eingekerkert werden, worauf dieser sie beruhigte und versicherte, auf seinen Freund Rosato könne er sich verlassen. Erst nach diesen Geständnissen, glaubt Dalbono, erfolgte die Anwendung der peinlichen Frage.

Nach den „Avvisi“ der Zeitungscorrespondenten sollen Beatrice und Lucrezia der Tortur der Vigilia unterzogen worden sein. Letztere hat nach neun Stunden gestanden, Beatrice nicht. Endlich wurde die Tortura

capillorum angewendet, es war dies eine Variante der Corda, bei welcher der Strick an den Kopfhaaren befestigt wurde.

Kaum emporgezogen (vix elevata), ist Beatrice zum Geständniß bereit. Das Schuldbekenntniß enthält nun das von Bertolotti mitgetheilte Protokoll, bei dessen Würdigung nicht außer Acht zu lassen ist, daß ihr vorher die gegen sie zugespitzten Aussagen Lucrezias und Giacomos vorgehalten worden waren, die sie aller Rücksichtnahme gegen die Genannten enthoben.

Nach Beatricens Geständniß ward der Mordgedanke zuerst von Olympio ausgeheckt, der den beiden Frauen vorstellte, daß der Tod ihres Tyrannen allein sie aus der Gefangenschaft, vielleicht vom Tode retten könne. Beatrice wollte Anfangs nicht, denn ein solches Verbrechen käme ja doch an's Tageslicht und brächte sie an den Galgen, Olympio aber tröstete: „Keine Angst, den Mord besorge ich, und dann fliehen wir alle Drei." Nun kam die Geschichte mit den Schlägen, so beschlossen denn die Beiden nachzugeben, doch verlangte Beatrice noch vorher die Zustimmung aller drei Brüder. Olympio holte diejenige Giacomos ein, der ihm den guten Rath gab, er möge bei der Ermordung vorsichtig sein, denn der Vater habe sieben Leben wie eine Katze. Die weitere Darstellung stimmt mit der früher gegebenen überein, doch gesteht Beatrice vom Gifte Nichts, auch wollte sie nicht wissen, warum das erste Mal die Mörder den Plan nicht ausführten. Dagegen behauptet sie, vor dem Morde vergeblich versucht zu haben, Olympio und Marzio vom Verbrechen abzuhalten.

Mit größerem Nachdrucke kommt sie dann in späteren Aussagen auf die Mitschuld der Stiefmutter zu sprechen. Diese habe ihr fortwährend zugeredet, den unversöhnlichen Olympio gewähren zu lassen. „Der Vater," stellte sie ihr vor, „würde uns immer hier in Gefangenschaft halten, Dir die Ehre rauben, Dich in Schande stoßen, tausend Uebel würde er Dir zufügen." Ein anderes Mal habe Lucrezia ihr gesagt: „Dieser Verräther, Dein Vater hat mir bei der Hochzeit versprochen, jeder meiner drei Töchter eine Aussteuer von tausend Thalern für's Kloster zu geben und dort sie zu erhalten. Nun giebt er ihnen Nichts, deshalb mußten meine Mädchen aus dem Kloster, und Gott weiß, was aus ihnen werden soll. Das muß einmal ein Ende nehmen."

Was die Belohnung der Mörder betrifft, so hatte sie nur den Mantel mit Goldfranzen dem Marzio und einen Sack mit Thalern dem Olympio gegeben, den Ring hatte Letzterer sich selbst genommen. Die Aussteuer für dessen Tochter sei von Giacomo bewilligt, von ihr nur genehmigt worden.

So hatte nun der Richter, was er mit heißer Mühe erstrebt hatte, ein Geständniß so klar, so ausführlich, als es nur je einen Verbrecher auf das Schafott gebracht hatte.

Gleichsam um das erlangte Schuldbekenntniß zu feiern, ließ nun die Strenge in der Ueberwachung der Gefangenen etwas nach, es wurde ihnen

sogar gestattet, sich in Corte Savella zu einem gemeinsamen Mahle zu vereinigen. Ein freundschaftliches Familienfest wird es nicht gewesen sein, jeder der Gefangenen mußte die Mitgefangenen mit bitterem Groll betrachten, denn Jeder hatte das Aeußerste gethan, um durch Belastung des Anderen sich selbst zu entlasten.

Die Hoffnung verließ trotzdem die Gefangenen noch nicht, am wenigsten Giacomo, der ernst glaubte, man werde die Cenci am Geldbeutel strafen, nicht am Leben. Diesmal, sagte er, dauert es lange, bis der Richter mit dem Vorschlage kommt, die Sache vernünftig mit einer Geldbuße abzumachen, er werde aber kommen, das wisse er gewiß.

In Rom fing man indessen an, die Sache pessimistisch aufzufassen. Noch immer gab es Leute, welche die Schuld Beatricens bezweifelten, kaum aber zweifelte Jemand an der Verurtheilung, und Rechnungen wurden aufgestellt, was der Fiscus bei diesem schönen Criminalfalle gewinnen würde. Den Verurtheilten wurde eine Frist von zwanzig Tagen gewährt, um ihre Vertheidigung vorzubereiten. Allein bei Ausübung dieses Rechtes stellten sich Schwierigkeiten ein, der Papst war der Ansicht, daß bei einem so furchtbaren Verbrechen jede Vertheidigung als eine unzulässige Gunst zu verweigern sei. Ein unkluger Advocat, Georg Diedi, voll tiefsten Mitleides mit dem unglücklichen Mädchen, stellte an den Papst die Bitte, er möge ihm gestatten, die Vertheidigung desselben zu übernehmen. Statt aller Antwort ließ ihn der Papst so lang in's Gefängniß setzen, bis er reuevoll um Verzeihung für sein „dummes Geschwätz" bat.

Indessen soviel vermochten die Verwandten der Cenci doch, daß der Papst nach einigem Sträuben sich herbeiließ, jene Advocaten in Deputation zu empfangen, die den Muth gehabt hatten, die Vertheidigung der Verurtheilten zu übernehmen. Es waren dies der berühmte Sachwalter Prosperus Farinaccio, der beim Papste so hoch in Gnade stand, daß er sich schon Etwas herausnehmen durfte, der Armenadvocat Altieri, der seines Amtes wegen Niemandem die Uebernahme der Vertheidigung abschlagen konnte, und Deangelis, Consistorialadvocat.

Der Papst fuhr die Drei bei ihrem Erscheinen hart an und sagte: Er hätte nie geglaubt, daß es in Rom Leute gebe, die fähig seien, Vatermörder zu vertheidigen. Farinaccio hatte die schlagfertige Antwort: Advocaten vertheidigen nicht das Verbrechen, sondern die Rechte der Unschuld, wenn aber der Papst meinte, daß genug geredet sei, würden sie schweigen.

Der Papst schien besänftigt und hatte die Geduld, durch vier Stunden die Erörterungen der Advocaten anzuhören. Beim Abschiede entschuldigte sich noch Altieri, daß er die Vertheidigung übernommen, allein sie sei seines Amtes ... „Ich weiß," unterbrach ihn der Papst, „ich wundere mich nur über die Anderen."

Bertolotti erwähnt über diese historische Audienz Nichts, nennt aber noch einen anderen Vertheidiger, den Consistorial- und Armenadvocaten Planca Coronato Coronati, dessen Vertheidigungsrede er aufgefunden hat.

Der Papst gestattete also die Vertheidigung. Die Römer bemerkten jedoch mit gewohnter Bosheit, dieser Gnadenact habe keinen anderen Zweck, als den Advocaten und Schreibern ein gewinnbringendes Geschäft zuzuwenden, nützen werde die Vertheidigung den Cenci gar Nichts, denn ihr Untergang sei beschlossen.

Die Hauptrolle bei der Vertheidigung spielte unzweifelhaft Prospero Farinaccio. Obgleich er die Stelle eines Fiscals bekleidete, hatte er selbst doch oft sich wegen schwerer Anklagen bei Gericht zu verantworten gehabt. Ausschweifend, streitsüchtig, habgierig, unehrlich, stand er als Mensch und Beamter im schlechtesten Rufe und wurde deshalb auch seines Postens entsetzt. Allein als Jurist hatte er solches Ansehen, daß der Papst, der ihn buona farina in un cattivo sacco nannte, nie ganz fallen ließ. In wie weit sein Ruf als Leuchte der Jurisprudenz gegründet war, wird seine Vertheidigung zeigen.

IV.

Beatrice hatte einige Male um Farinaccio bittend schreiben müssen, bis er endlich, durch die Fürsprache eines Verwandten Lucrezias bestimmt, ihre Vertheidigung übernahm.

Es liegt uns noch eine Abschrift des letzten Briefes vor, den das Mädchen an den berühmten Rechtsgelehrten in unbeholfener Ausdrucksweise schrieb. Rührend, wie jener Blick des Barberini-Bildes, klingt aus demselben die Klage: „Ich weiß nicht, was zu thun, um nicht von einem Uebel in das andere zu fallen, auch wenn ich mir selbst das Leben genommen hätte, würde mich der Fluch des heiligen Vaters ereilt haben."

Noch andere Briefe Beatricens aus jener Zeit liegen vor, einer an des Papstes Neffen, den Cardinal Pietro Aldobrandini, der bereits verzweiflungsvoll auf Freiheit und Habe verzichtet, falls ihr nur das Leben geschenkt werde. Voll Schamgefühl deutet sie leise auf das furchtbare Attentat, dem sie, „das arme, führerlose Mädchen, gemartert und unterdrückt vom eigenen Blute", ausgesetzt war. „Wie oft habe sie die heilige Jungfrau gebeten, sie aus dieser Lage zu befreien, doch umsonst."

Auch hier gebraucht sie die Wendung: Alles, was ich gethan oder hätte thun können, wäre in gleicher Weise dem Fluche des heiligen Vaters verfallen. Wo sie einen Ausweg suchte, drohend trat ihr die Sünde entgegen.

In anderen Briefen ruft sie ihren alten Beichtvater Pater Lucas v. S. Pietro in Montorio zu sich, um ihm das zu beichten, was sie dem Papiere nicht anvertrauen kann. Dieser Brief athmet herzliche, tiefe Religiosität, in ihrem Innern fühlt sie sich rein, wohl aber drückt sie das

Bewußtsein zu Boden, daß sie der Schuld nur durch eine andere Verschuldung entrinnen konnte.

Kaum hätte die Scham Beatricen abgehalten, dem Richter den wahren Sachverhalt, den Grund zu bekennen, warum sie die Ermordung des Vaters veranlaßte. Unser gelehrter Archivar findet allerdings in den Proceßacten Nichts von dem blutschänderischen Attentate und schließt daraus, daß ein solches gar nie stattgefunden habe. Seine Verhörsprotokolle schweigen, die Avvisi der Zeitungsschreiber schweigen, die Authenticität der Manuscripte, die allerdings ausführlich darüber berichten, erkennt er nicht an, Nichts leichter für ihn als der Schluß: Gewäsch und Erfindung Farinaccios.

Nun, so ganz schweigen hierüber doch nicht die Acten! Beatrice giebt in jenem, nach der Folterung aufgenommenen Protokolle an, daß die Stiefmutter sie auf die Gefahr der Entehrung durch den Vater aufmerksam gemacht habe.

Die Behauptung, daß Farinaccio dieses Motiv, ohne hierfür Anhaltspunkte in den Untersuchungsacten gefunden zu haben, bei den Haaren sozusagen herbeigezogen habe, wird Jeder, der einmal mit Juristerei zu thun gehabt, als unsinnig bezeichnen. Vor Geschworenen können Improvisationen von Seite des Vertheidigers oft möglich sein, unter der selbstverständlichen Voraussetzung jedoch, daß Thatsachen, wenn nicht für die Wahrscheinlichkeit, so doch für die Möglichkeit der Annahme angeführt werden können. Bei rechtsgelehrten Richtern, die an dem Principe festzuhalten gewohnt sind: „Was nicht in den Acten enthalten ist, existirt für uns gar nicht," würde eine derartige Improvisation nur unwilliges Erstaunen hervorrufen. Es muß also in der Untersuchung die Frage des blutschänderischen Attentates schon aufgeworfen worden sein. So ungeschickt sind die damaligen Richter sicher nicht gewesen, die Nachforschungen nach der Ursache des Verbrechens zu unterlassen. Wie uns die Acten vorliegen, sind Beatrice und Lucrezia in das Complot eingegangen, weil sie mißhandelt und in Haft gehalten wurden: das ist kein hinreichender Grund zu einem so furchtbaren Verbrechen. Bernardo und Giacomo hatten gar keinen Grund, denn um in den Besitz der Erbschaft zu kommen, brauchten sie ja nur wenige Jahre auf den natürlichen Tod des Alten zu warten. Bei allen diesen ist der Mord ein psychologisch unlösbares Räthsel. Nur Olympio als Rächer seiner Ehre und Marzio als Bandit, dessen Gewerbe Mord, sind Mörder aus durchsichtigen Motiven.

Um den ganzen Fall zu verstehen, muß man daher ein Etwas annehmen, was nicht in den erhaltenen Acten liegt, ein Etwas, welches man in die Acten vielleicht nicht hineinließ oder, wenn es sich eingeschlichen, wieder hinauszuschaffen Ursache hatte. Man sollte doch annehmen, die Andeutungen Beatricens hätte den Richter zu weiteren Fragen veranlassen sollen, sodann zu weiteren Zeugenvernehmungen. Es war da die Mutter zu befragen, welche die warnende Aeußerung gethan, Plantilla, die vom

alten Wüstling hätte erzählen können, Giacomo, der Auskunft über den hilfesuchenden Brief Beatricens zu geben hatte. Es drängt sich die Frage auf, sind diese nothwendigen Ergänzungen der Untersuchung geschehen, und wenn nicht, warum nicht?

Farinaccio ist mit seiner „Fiction" auch durchaus nicht vor ein unvorbereitetes Richtercollegium getreten, seine Vertheidigung beginnt mit dem Satze: „Wenn es wahr ist, wie allgemein geglaubt wird — (si tamen verum est prout verissimum creditur) —, daß Cenci seine Tochter in dunklen und verschlossenen Kammern eingeschlossen hielt und ihre Schamhaftigkeit zu schänden versuchte. . . ."

Nicht anders verhält es sich mit dem zweiten Vertheidiger Coronato Coronati, der in seiner Rede sagt: Beatrice wäre überhaupt von jeder Strafe loszusprechen, da bewiesen ist, wie ich (Coronati) es in der That annehmen muß — (quia probatur ut mihi in facto praesupponitur) —, daß sie die That nur verübte, weil der Vater sie zum Inceste zwingen wollte.

Vertheidigungsreden sind Antworten auf die Klageschrift des Fiscals, setzen daher diese voraus. Die Anklageschrift ist in unserem Falle zwar nicht erhalten, allein Farinaccio hatte sie vor sich und berührt sie in seiner Rede an den Fiscus zwei Mal, das eine Mal citirt er eine vom Fiscus gemachte Bemerkung: Beatrice hätte den Vater wegen des Attentates auf die Ehre anklagen und nicht tödten sollen, das zweite Mal kommt er einer Bemerkung zuvor, welche der Fiscus machen könnte: Beatrice hätte den Vater beim verübten oder versuchten Attentate gleich selbst ermorden sollen und nicht nachträglich durch gedungene Mörder.

Zu zweifeln ist also nicht, daß schon die Anklageschrift des Schändungsversuches erwähnte, jedoch denselben nicht für erwiesen annahm oder darin keine Entschuldigung eines Vatermordes erblicken wollte.

So mußte denn die Vertheidigung ihren Ausgangspunkt im Schändungsversuche des alten Cenci suchen, und das war löblich. Weiteres ist aber an der Vertheidigung nicht zu loben. Farinaccio fertigt in seinem Plaidoyer Beatricen in sechs kurzen Paragraphen ab, um dann sogleich mit größter Wärme und Ausführlichkeit die Entlastung Lucrezias und Bernardos zu versuchen. Beatrice ist ihm die Hauptschuldige, die Anstifterin des Mordes, alle gegen sie lautenden Aussagen Marzios, Lucrezias und der anderen Mitschuldigen werden als vollkommen erwiesen angenommen. Von der Gerechtigkeit kann sie sonach Nichts erwarten, nur von der Milde des Papstes darf sie noch hoffen. Mehr am Herzen als die Vertheidigung seiner Schutzbefohlenen liegt ihm die Schaustellung seiner Gelehrsamkeit, er läßt Ninus und Semiramis, Cyanus und Cyane, Aruntius und Medollina, Orestes und Klytemnästra aufmarschiren, durchstöbert das ganze römische Alterthum nach Beispielen von blutig gerächter Schändung und citirt den halben Corpus juris, um zu beweisen, daß bei den alten Völkern eine

solche Rache nicht strafbar gewesen sei . . . immer kühl bis an's Herz hinan. Mit mehr Feuer plaidirt er auf Nichtschuldig für Lucrezia, weil sie vor der Ausführung zurückgetreten, und für Bernardo, zu dessen Gunsten das jugendliche Alter, die geistige Beschränktheit und die entferntere Theilnahme angeführt werden.

Giacomo wurde von Farinaccio nicht vertheidigt, diese Aufgabe fiel dem Armenadvocaten Coronato zu, der auch Bernardo und Lucrezia seinen Schutz angedeihen läßt, von Beatrice jedoch, wie bereits erwähnt, nur kurz bemerkt, sie könne nicht bestraft werden, weil sie den Mord zur Vertheidigung ihrer Ehre verübt.

Es scheint fast, daß auch Advocaten Beatrice als die am wenigsten Gefährdete ihrer Clienten betrachtet haben. Weil man ihr wegen des Incestversuches nicht viel anhaben könne, so bringe es ihr keinen Schaden, den Anderen jedoch Nutzen, sie als die Hauptanstifterin hinzustellen.

Das Gericht, welches das Urtheil zu fällen hatte, war ein Ausnahmegericht, die letzte Entscheidung lag beim Papste. Vielleicht hätte dieser noch Gnade walten lassen, allein ein neuer Muttermord setzte die Stadt in Entsetzen und beschleunigte den Entschluß des heiligen Vaters.

Paul Santacroce, einem mit den Cenci nahe verwandten Hause angehörig, lebte mit seiner Mutter, einer noch lebenslustigen Wittwe, seit geraumer Zeit in Unfrieden. Sie beschuldigte den Sohn der Verschwendung, der Sohn hatte die Mutter wieder im Verdacht, daß sie durch geheime und wenig standesgemäße Liebschaften ihren Rang und den Wittwenschleier entehre. Paul theilte seine Besorgnisse dem älteren Bruder Onofrio Marchese von Oriolo mit und frug an, wie er sich zu benehmen habe. Die wahrscheinlich unbedachte, jedenfalls zweideutige Antwort lautete: er möge vorgehen, wie es die ritterliche Ehre erfordere. Diese Antwort legte Paul in seinem Sinne aus, er erdolchte die Mutter, die er für schwanger hielt, während sie an Wassersucht litt.

Es geschah dies in der ersten Septemberwoche, als die Acten im Processe Cenci noch beim Papste lagen.

Paul floh, irrte unstät von Ort zu Ort und ist verdorben und gestorben, man weiß nicht wo. Bei einer Durchsuchung in seinem Hause fand man den Brief mit des Bruders zweideutiger Antwort.

Onofrio war ein lebenslustiger Cavalier, der viel Glück bei den Frauen hatte, zu seinem Unglücke auch bei einer Dame, deren scheinbar bevorzugter Verehrer der Cardinal Pietro Aldobrandini war, nun nicht blos der Neffe, sondern auch die rechte Hand des Papstes. Seine Eminenz hatte jener schönen Dame einen kostbaren Diamantring geschenkt, Onofrio war eitel genug, ihr denselben abzukaufen, um prahlen zu können, er habe über einen Cardinal den Sieg davongetragen.

Nicht lange darauf begegnete Onofrio dem Cardinal auf der Straße. Er stieg vom Pferde, der Cardinal ließ die Sänfte zum freundschaftlichen

Gespräche halten. Gleichsam herausfordernd legte der Marchese den beringten Finger auf die Brüstung des Sänftenschlages: „Ei, Ihr habt einen schönen Diamantring," bemerkte die Eminenz. „Schade, daß er einen Blutflecken hat." Das war noch vor der Ermordung der Wittwe Santa Croce geschehen.

Nun kam für den zornigen Cardinal der ersehnte Tag der Rache, als der Brief im Hause Pauls gefunden wurde. Beweise für die Mitschuld Onofrios an dem Muttermorde waren allerdings nicht aufzubringen, allein der Brief und das Ansehen des päpstlichen Nepoten genügte den Richtern vollkommen zur Ueberweisung: Onofrio wurde zum Tode verurtheilt und enthauptet.

An einem Sonntag, es sollte gerade die Weihe eines neuen Bischofs oder Cardinals, eines Grafen Dietrichstein, stattfinden, erhielt der Papst die Nachricht von dem Muttermorde und der Entweichung des Mörders, am nächsten Tage sandte er nach Ulysses Moscati und dem Fiscal Pompejus Molella und ließ das Urtheil ausfertigen, der Gouverneur von Rom Monsignore Taverna, der später wegen seiner Verdienste im Processe Santa Croce den Cardinalshut erhalten sollte, bekam den Befehl, das Nöthige zur Hinrichtung zu veranlassen.

Das Urtheil ist zuerst von Bertolotti vollständig mitgetheilt worden. Es ist vom 11. September, dem Tage der Hinrichtung datirt, unterschrieben nur von Moscati und seinen Notaren, der es nach Anhörung des Gerichtshofes auf Grund der ihm vom Papste für diesen speciellen Fall verliehenen unbeschränkten Vollmacht gefällt hat. Einleitend wird die Darstellung des Verbrechens vorausgeschickt, dann folgt ausführlich der Wortlaut der Vollmacht, endlich das eigentliche Urtheil. Giacomo als der verruchteste der Vatermörder soll durch die Straßen der Stadt geschleppt, auf dem Wege mit glühenden Zangen gezwickt und auf dem gewöhnlichen Richtplatze mit einer Keule erschlagen, sein Leib geviertheilt werden, Beatrice und Lucrezia den Tod durch Enthauptung erleiden. Aus billigen Ursachen (justis causis) wird Bernardo die Strafe zwar erlassen, doch soll er mit den Anderen zum Richtplatze geführt und gezwungen werden, deren Hinrichtung anzusehen. Hierauf soll er für ein Jahr in strenger Haft gehalten und nach Ablauf dieser Zeit für immer auf die Galeeren geschickt werden, so, daß ihm das Leben eine Qual, der Tod eine Erlösung erscheine." Zum Schlusse wird die Confiscation über sämmtliche den Verurtheilten gehörigen beweglichen und unbeweglichen Güter ausgesprochen . . . Et ita dicimus, pronuntiamus, sententiamus, decernimus, declaramus, condemnamus, applicamus, adimus, aufferimus, infiscamus, incorporamus, decernimus, relaxamus singula singulis etc. non solum predicto sed omni alio meliori modo. Mit diesem entsetzlichen Latein, würdig des entsetzlichen Spruches, schließt das Urtheil.

Die „billige Ursache", warum nicht auch Bernardo zum Tode verurtheilt wurde, ist die, daß Giacomo Cenci, durch die Ermahnung seines Beichtvaters bewogen, nach Schluß des Verfahrens (am 25. August) an den Cardinal Pietro Aldobrandini geschrieben hatte, er nehme die Aussage gegen seinen Bruder als unwahr und ihm nur durch die Tortur abgezwungen, zurück. Die Vertheidiger wissen von diesem Widerrufe Nichts, sonst hätten sie in ihrem Plaidoyer darauf hingewiesen; der Neffe des Papstes fand es zwar nicht für nöthig, sie hievon in Kenntniß zu setzen; wohl aber wird er beim Papste die Milderung der Strafe erwirkt haben. Ein gerechter Richter würde bei diesem Sachverhalte eine Strafe gar nicht verhängt haben, aber Bernardo war der Haupterbe nach dem alten Cenci, da Giacomo auf den Pflichttheil gesetzt, die Töchter mit der Mitgift abgefunden waren, was nützte also dann die Confiscation? . . . und diese war doch die Hauptsache. Farinaccio hat später sich und seiner ausgezeichneten Vertheidigung die Rettung Bernardos zugeschrieben, für Beatrice, fügt er bedauernd bei, hätte sich Nichts machen lassen, denn der von der Vertheidigung behauptete Versuch der Schändung ließe sich nicht beweisen.

Früh Morgens am 11. September 1599 erschien der Priester im Gefängnisse Beatricens und ihrer Stiefmutter. Zum letzten Male nahm er ihnen die Beichte ab und reichte ihnen die Sacramente der Sterbenden.

Bald darauf zog die Bruderschaft des heiligen Johannes des Enthaupteten daher, voran die Fahne, auf der kein Geringerer als Michelangelo eine Kreuzesabnahme gebildet hatte, hinter ihr die Brüder, deren Gesicht die schwarze Kapuze, nur Löcher für die Augen lassend, verhüllte. Es war Zeit. Die Verurtheilten wurden in den Gefängnißhof geführt und in den Zug gereiht, der sie zum Schafotte führen sollte. Weinend drängten sich die Soldaten der Wache um Beatrice, suchten ihre Hand zu küssen, ihre Kleider zu berühren, eine Huldigung ihrer Schönheit, ihrem Unglücke gebracht. Der Weg zum Schafotte war von Corte Savella nicht weit und mußte von den Frauen zu Fuß gemacht werden, doch im kirchenreichen Rom führte der Weg an vielen Kirchen, Kapellen und Heiligenbildern vorüber, vor jedem verneigte sich Beatrice, bekreuzte sich und murmelte: Adoramus te Christe.

Um so länger war der Weg, den der unglückliche Giacomo mit seinem Bruder von Tor di Nona aus zurücklegen mußte. Beide wurden auf Karren gesetzt, Giacomo halbnackt, Bernardo durch einen schwarzen Ueberwurf verhüllt. Vor Jedem war eine Tafel angebracht, so daß Keiner vor sich und auch nicht den Anderen sehen konnte. Erst als sie den Karren bestiegen hatten, wurde Bernardo die „Begnadigung" d. h. die Nachsicht der Todesstrafe verkündet und die Tafel weggenommen. Auch dies war eine „Gnade", welche Cardinal Pietro Aldobrandini aus eigener Machtvoll-

kommenheit ertheilt hatte, der Papst jedoch war sehr erzürnt, als er hiervon hörte.

Der Zug wurde durch die belebtesten Straßen geführt und an jedem Kreuzweg Halt gemacht, damit der Henker seine Schuldigkeit thun, seine Zangen glühend machen und in das Fleisch des Opfers eingraben konnte. Standhaft verbiß Giacomo den furchtbaren Schmerz, denn er fühlte sich als römischer Edelmann, den nicht das Schaffot, wohl aber die Feigheit im Angesicht des Todes entehrte.

Durch ungeheuere Volksmengen drängten sich die beiden Züge zum Platze vor der Engelsbrücke.

Es wird erzählt, ein junger Maler habe mit einigen Genossen den Versuch gemacht, die Volksmassen zur Befreiung Beatricens aufzuhetzen, es soll eine Verwirrung, fast ein Handgemenge um die Verurtheilten entstanden, doch mit leichter Mühe von den päpstlichen Reitern die Ordnung hergestellt worden sein. Die gleichzeitigen Quellen, die Avvisi der Zeitungsschreiber und die Gesandtschaftsberichte melden indessen hiervon Nichts.

Auf dem Platze vor der Engelsbrücke vereinigten sich die beiden Züge. Dort auf einem hohen Gerüste war das Schafott aufgerichtet, ringsum ein freier Raum durch Schranken abgesperrt, innerhalb des Raumes stand eine Kapelle.

Zuerst wurde Bernardo hinaufgeführt und ihm der Platz angewiesen, auf welchem er der Hinrichtung beiwohnen sollte.

Der Henker sollte sein Werk mit Lucrezia beginnen. Nach den Forschungen Bertolottis benutzte damals die römische Justiz zur Pflege ihrer Gerechtigkeit eine Art Guillotine, deren Einrichtung aus vorhandenen Zeichnungen ersichtlich ist. Onofrio Santa Croce wurde auf diese Weise hingerichtet, noch im Jahre 1635 der Marchese Francesco Mangoli bei Bentivagli wegen eines „Preßvergehens". Seiner Ansicht nach sind auch die Cencis durch eine solche Maschine in's Jenseits befördert worden. Es mag dies die Regel gewesen sein, da es sich jedoch um Frauen handelte, wird man dem edleren Beile den Vorzug gegeben haben. Noch edler wäre freilich die Erwürgung durch den Strick gewesen, ein Vorrecht hoher Geistlicher, auch bei Frauen angewendet. Es sei dem, wie es wolle, fest steht nur, daß die Hinrichtung auf diese Weise geschah, daß der arme Sünder sich rittlings auf eine Art Bock setzen und das Haupt auf den Hals dieses schauerlichen Reitthieres legen mußte, worauf der Henker, sei es mit dem Beile, sei es mit der Maschine, seines Amtes waltete.

Lucrezia hatte vor Angst schon die Besinnung verloren, so daß der Henker sie nur mit Schwierigkeit in die gewünschte Lage bringen konnte. Mit einem Hiebe trennte er ihr das Haupt vom Rumpfe; allein das Beil durchschnitt auch den üppigen Busen, der während jener Vorbereitung aus dem Mieder gequollen war, so daß Bäche von Blut hinabflossen über die Treppe des Schafotts bis zu der unten befindlichen Kapelle.

Nun kam die Reihe an Beatrice. Es scheint, daß man ihr den Anblick der Hinrichtung der Mutter erspart hatte, wahrscheinlich befand sie sich während der Zeit in der Kapelle. Denn als man sie holen kam, fragte sie, ob Lucrezia gut gestorben, küßte noch das ihr vorgehaltene Kreuz, stieß die Hand des Henkers, der sie unterstützen wollte, verächtlich zurück und stieg stolz und tapfer die Treppen hinauf zum Richtblock. Als man sie fesselte, soll sie die Worte gesprochen haben: „O Schmerzensfessel, du bindest diese Glieder zu Strafe und Pein, du befreiest aber die Seele zur Unsterblichkeit. Amen."

Es klingt dieses poetisch und stände schön in einem Sonette, entspricht aber nicht dem Charakter der feurigen, auch vor dem Schafotte tapferen Römerin. Der toscanische Geschäftsträger, der die Sache genau wissen konnte, meldet vielmehr, sie sei wie eine Heilige gestorben, aber mit dem letzten Athemzuge ihre Unschuld betheuernd und die Rache des Himmels herabrufend über Clemens, der sie nicht hören wollte und ihre Vertheidigung nicht prüfen ließ.

Als Beatrice ihr Haupt auf den Block legte, ertönte vom Castell Santangelo ein Kanonenschuß zum Zeichen, daß Seine Heiligkeit den Verurtheilten seinen Segen ertheile. Zwei Tauben flogen auf, durch den Knall erschreckt: um die Seele der unschuldigen Märtyrerin zum Himmel zu tragen, meinte das Volk.

Gleichzeitig fiel das Beil; der Henker faßte den Kopf, der noch die Augen rollte, und zeigte ihn dem Volke: das ist der Kopf Beatrice Cencis, der römischen Jungfrau. Der hauptlose Körper aber schnellte sich noch empor, und zum Entsetzen aller Zuseher wälzte er sich vier Mal auf der Erde.

Als der Henker den Rumpf Beatricens mit einem Stricke band, um ihn vom Schafotte herabzulassen, riß der Strick, und der Leichnam kollerte mit entblößten Gliedern die Treppe hinunter.

Nun kam Giocomo an die Reihe. Bevor er den tödtlichen Keulenhieb erhielt, erklärte er nochmals öffentlich seinen Bruder vor dem versammelten Volke für unschuldig und ließ nun heldenmüthig über sich ergehen, was das Urtheil verhängte.

Gegen Abend wurden die Leichen bei den Statuen der Apostelfürsten, am Eingange der Engelsbrücke öffentlich ausgestellt. Man hatte schindermäßig die Fetzen des geviertheilten Leibes Giacomos an den Armen des Apostels Petrus aufhängen lassen. Die beiden Frauen erhielten eine anständige Aufbahrung in von Fackeln umgebenen Särgen, die Köpfe den halslosen Leibern angefügt. Obgleich Beatricens Kopf nach der Enthauptung noch einige Zeit gelebt, hatten sich die Züge jetzt geglättet, zeigten ihre frühere Schönheit, und ein leises, melancholisches Lächeln umspielte ihre Lippen.

Am nächsten Abend zog eine Schaar von fünfhundert weißgekleideten, blumengeschmückten Mädchen zur Kapelle, wo man Beatricens Leiche aufgestellt hatte. Sie hoben den Sarg, und blumenstreuend trugen sie ihn hinauf zur Kirche S. Pietro in Montorio, wo sie ihre letzte Ruhestätte finden wollte. Die glänzenden Caroſſen des Adels folgten der Bahre, und ihnen nach drängte sich eine ungeheuere Menschenmenge in stummen Protesten gegen die Gerechtigkeit des Papstes.

Lange dauerten die über den armen Bernardo verhängten Qualen. Nach Ablauf der einsamen Haft wurde er auf die Galeeren des Papstes nach Civitavecchia gebracht. Es ist nicht bekannt, ob er, dem Brauche gemäß, dort an die Ruderbank angeschmiedet, unter den Peitschenhieben des Wächters rudern mußte, wie die anderen Galeoten, jedoch ersieht man aus einem Gnadengesuch an den Papst, daß seine Galeere im innersten Hafen von Civitavecchia im faulenden Wasser lag, und daß er deshalb vom Fieber befallen wurde. Erst nach drei Jahren brachte ihm fremder Fürsten Vermittelung die Begnadigung und die Freiheit.

V.

Der fromme Papst Clemens VIII. war über den Untergang des Hauses Cenci sehr betrübt. Als er hörte, Beatrice habe gestanden, soll er Thränen vergossen haben. Der Zeitungsschreiber, welcher dies meldet, setzt freilich hinzu: man möge dem Papste nicht auf die Augen, sondern auf die Hände sehen.

Den armen Sündern sendete er, wie bereits erzählt, noch auf das Schafott seine Benedictio in extremis, auch erkundigte er sich angelegentlich, ob sie gut gestorben seien, und las selbst für sie eine Todtenmesse, in der Kirche S. Giovanni decollato! Der Wittwe Giacomos sandte er einen Höfling, um ihr seine Condolenz über den Tod ihres Mannes auszudrücken, ja zuletzt ließ er sie noch zu sich kommen, tröstete und versicherte sie, daß er viel weniger gethan habe, als ein so schlimmer Fall eigentlich verdiente, auch gestattete er ihr, sich einen der Cardinäle zum Protector zu wählen, der ihre Vermögensansprüche vertreten solle, immer möge sie sich vor Augen halten, daß seine Gnade weiter reiche, als ihre Bitten.

Es war dies sehr schön gesagt, der boshafte Journalist hätte abermals bemerken können: Man muß dem Papste nicht auf den Mund sehen, sondern auf die Hände.

Denn diese Hände beschäftigen sich nun damit, zu Gunsten der päpstlichen, stets in Geldnöthen steckenden Kammer den reichen Cenci'schen Besitz in Beschlag zu nehmen, sowie jene zu belohnen, deren hervorragender richterlichen Thätigkeit der Fiscus dieses glänzende Geldgeschäft zu danken hatte. Der Blutrichter Ulysses Moscati wurde zum Ritter geschlagen, und der Fiscal Matella erhielt den zwanzigsten Theil des aus der Confis-

cation gezogenen Gewinnes. Mit weniger Großmuth wurden die untergeordneten Helfershelfer belohnt. Der Unterfiscal Giunti mußte lange bitten, seine geopferte Nachtruhe, die Unzahl der von ihm geführten Protokolle hervorheben, ohne zu dem beanspruchten zwanzigsten Theil des confiscirten Gutes zu kommen, ähnlich ging es den Abschreibern der Protokolle zum Zwecke der Vertheidigung, den Kerkermeistern, die Rechnungen für die Verpflegung der Gefangenen legten u. s. w.

Die Abwicklung der Confiscationsverhandlungen war in der That etwas schwierig. Allerdings war der Besitz groß, aber auch mit Schulden belastet, denn Francesco hatte der bekannten Jugendsünden wegen große Zahlungen an den Fiscus zu leisten gehabt und deshalb Geld aufnehmen müssen. Ein Theil seines Besitzes lag gar nicht auf römischem Gebiete, sondern im Königreiche Neapel, dessen Gerichte so ohne Weiteres ein in Rom gefälltes Urtheil im eigenen Lande nicht vollziehen lassen wollten. Der florentinische Geschäftsträger bemerkt in einem seiner Berichte, daß die neapolitanischen Richter jene Aussagen Beatricens, die nach einer ausdrücklichen Bemerkung in den Proceßacten gar nicht zu Protokoll genommen wurden, als gegen den römischen Fiscus beweisend vermutheten. Die römische Curie war so gnädig, dem Galeerensträfling Bernardo zu gestatten, gegen sie wegen dieser neapolitanischen Besitzungen einen Proceß zu führen, der durch unendliche Zeit sich hinzog. Bezüglich der im Römischen liegenden Besitzungen machte die Wittwe Giacomos einen Proceß gegen den Fiscus anhängig, in dem die Rechtmäßigkeit der Confiscation der unter dem Fideicommißbande stehenden Güter bekämpft wurde. Wie wir gesehen haben, geschah dies mit Genehmigung des Papstes, der ihr auch eine Gnadengabe von hundert Thaler des Monats auswarf. Für eine römische Adelsfamilie mit zahlreichen Kindern war das nicht viel, dazu erhielt sie diese Pension sehr unregelmäßig und nie im vollen Betrage, wie dies ihre Bittschriften an den Papst beweisen.

Um die Gläubiger des Cenci'schen Nachlasses befriedigen zu können, ließ die Curie schon Anfang des Jahres 1600 die Besitzungen von Torrenuova verkaufen, als Käufer aber erschien bei der abgehaltenen Versteigerung der Neffe des Papstes Johann Franz Aldobrandini, welcher den Preis von 90 000 Thalern erlegte. Es war die allgemeine Ansicht, der Käufer habe ein sehr gutes Geschäft gemacht. Es wird behauptet, daß noch andere ehemals Cenci'sche Besitzungen in die Hände päpstlicher Nepoten gelangt sind, ich habe jedoch hierüber nichts Sicheres ermitteln können. Im Jahre 1601 wurde ein Vergleich mit der Wittwe Giacomos abgeschlossen, laut dessen gegen Zahlung eines Betrages von 80 000 Thalern sie einen Theil der Cenci'schen Masse zurückerhielt, jedoch auch in einen Proceß mit Bernardo gerieth. An diesen Proceß reihten sich andere Processe, die bis in das vorige Jahrhundert dauerten, sie zu verfolgen, hat für uns hier kein Interesse.

Es ist auffallend, daß trotz der ausgesprochenen Confiscation aller Güter die Verurtheilten hierüber vor ihrem Tode testamentarisch verfügten. Man kann hieraus schließen, daß sie zwar auf die Todesstrafe, nicht aber auf die Güterconfiscation gefaßt waren. Vielleicht auch glaubten Giacomo und Bernardo, daß ein Fideicommißbesitz der Confiscation nicht unterliegen könne, eine Ansicht, die ja auch Farinaccio in irgend einem Buche ausspricht. Beatrice hingegen dürfte gemeint haben, über die Mitgift noch frei verfügen zu können.

Der Inhalt der letztwilligen Verfügung Giacomos und Bernardos ist für uns gleichgiltig. Beatrice hinterließ ein ausführliches Testament, in dem sie zum Haupterben die Serafica Campagnia delle Sacre Stigmate (einen weiblichen Franciscanerorden) mit der Verpflichtung einsetzte, sogleich dreißig arme Bräute mit einer Aussteuer zu bedenken, außerdem hatte der Orden alljährlich an 15 arme Mädchen eine Ausstattung zu vertheilen und zu diesem Zwecke einen Capitalsbetrag von 8000 Thalern fruchtbringend anzulegen; einige dieser Bräute nennt das Testament mit Namen und setzt ihnen Legate aus, weitere Legate bekamen Freunde und Personen, die ihr im Kerker Gutes erwiesen.

Ein merkwürdiges Legat von dreihundert Thalern wird einer Wittwe Caterina de Sanctis bestimmt, die von den Zinsen desselben Almosen nach den ihr mündlich gegebenen Instructionen austheilen soll. Im Falle des Todes kann Frau de Sanctis mit dem Capital zwar nach ihrem Gutdünken verfügen, jedoch für dessen Erwerber bleibt die Verpflichtung des Almosens aufrecht. Wenn jedoch die Person, für welche das Almosen bestimmt, todt sein sollte, erwirbt die de Sanctis über Capital und Zinsen freie Verfügung.

Eine unendlich lange Liste enthält Legate für römische Kirchen mit der Verpflichtung, für die Testirende Messe zu lesen. Am meisten, und zwar mit 3000 Thalern wird die Kirche St. Pietro in Montorio, wo sie ihre Grabstätte gewählt, bedacht; es sollte daraus eine Schutzmauer zur Verhinderung des Absturzes der Berglehne gebaut werden. Ein anderes Legat an dieselbe Kirche ist an die Verpflichtung gebunden, ihr daselbst einen Grabstein zu setzen.

Dieses Testament, welches früher gemachte annullirt, trägt das Datum vom 27. August, drei Tage darauf stellte sie ein Codicill aus, in dem sie den Töchtern ihrer Stiefmutter jeder 100 Thaler vermacht.

Mit einem zweiten Codicill hatte es ein sonderbares Bewandtniß.

Fünfunddreißig Jahre nach dem Tode Beatricens, also im Jahre 1634, kam der Fiscalprocurator von Sanct Peter zum Notar Colonna und theilte ihm mit, daß unter seinen Acten sich ein Codicill Beatricens mit dem Datum 8. September 1599 befinden müßte, er möge Nachforschungen halten.

Der Notar forschte unter den Acten seiner Vorgänger Ricci und Marefosco und fand richtig ein versiegeltes Packet. Auf der Adresse fand sich von der Hand des Notars Marefosco geschrieben, daß dieses Packet ihm am 8. September in den Kerkern der Corte Savella von Beatrice übergeben wurde und ihr erst nach dem Tode zu eröffnendes Codicill mit Bestimmungen enthalte, die sie im Leben geheim gehalten wissen wollte.

Der Inhalt dieses Codicills ist folgender:

Von dem Capitale, aus dessen Interessen die Franciskanerinnen die Ausstattung armer Mädchen besorgen sollten, sind 1000 Thaler auszuscheiden, dafür wird die Zahl der auszustattenden Mädchen von 15 auf jährlich 13 herabgesetzt.

Von den 1000 Thalern erhält die eine Hälfte Margherita Sarocchi Birago, die Dichterin und Freundin der im Testamente genannten de Sanctis, jedoch nur zum Fruchtgenuß, nach deren Tode fällt das Capital der Wittwe de Sanctis zu.

Die zweite Hälfte erhält de Sanctis sogleich mit der Verpflichtung, ein armes unmündiges Kind (un povero fanciullo pupillo), von dem sie ihr mündlich Mittheilung gemacht, zu unterstützen. Zu demselben Zwecke sind die Zinsen des Capitals von 500 Thalern zu verwenden, welche ihr nach dem Tode der Sarocchi zufallen werden. Erreicht das Kind das Alter von zwanzig Jahren, so ist ihm das ganze Capital auszuzahlen mit der Verpflichtung, für die Seele der Erblasserin zu beten. Es folgen noch einige Legate von minderem Belang. Dieses Codicill war vom Beichtvater Beatricens unter ihrem Dictate geschrieben. Es ist natürlich, daß alle diese Testamente keinen Erfolg hatten, nullis inventis würde der Jurist sagen, auch der povero pupillo konnte sich seinen Erbschaftstheil beim Papste suchen.

Das zweite Codicill ist die große Entdeckung Bertolottis, Niemand vor ihm hatte Etwas davon gewußt, für ihn ist es ein Blitz, der das ganze Cenci'sche Geheimniß taghell erleuchtet.

Was kann klarer sein? Der povero pupillo ist das uneheliche Kind Beatricens, dessen bessere Versorgung ihr der Beichtvater im letzten Momente zur Pflicht gemacht hat, der Vater ist Olympio. Der alte Francesco war der sauberen Tochter auf die Schliche gekommen, hatte Olympio davongejagt, die Tochter nach Verdienst gezüchtigt und eingesperrt, und aus Rache haben die Beiden den armen alten Mann ermordet, das ist nun Alles klar und stimmt auch wunderbar mit dem, was in den Proceßresten zu lesen ist!

Man erinnere sich: Schon Marzio ist es aufgefallen, wie Beide immer beisammensteckten und mit einander zischelten, wie Olympio den Weg in Beatricens Schlafgemach fand, wie er, in der Erregung sich vergessend, das Schloßfräulein mit „Du" anredete. Man erinnere sich des geschenkten Ringes, des vertraulichen Geständnisses Olympios, er hätte die That aus

iebe begangen, dann des versprochenen Galakleides, das er erst nach der Hochzeit tragen darf. Weiteres Beweismaterial findet sich in Lucrezias Bekenntnisse, die sich schlafen legte und die Beiden, Beatrice und Olympio, gleichsam als wären sie Liebende, mit ihren Heimlichkeiten gewähren ließ. Auch Giacomo ist nicht zu vergessen, der empört über die Vertraulichkeit zwischen der Schwester und dem Diener, zur Rettung der Familienehre letzteren aus dem Wege räumen ließ.

Zugegeben, daß Alles dies doch nur Verdachtsgründe, allerdings schwer wiegende seien, so liefert die Gewißheit das eigene Geständniß der Verführten.

Der modenesische Geschäftsträger Baldassar Paolucci berichtet an seinen Hof am 14. August 1599, daß Beatrice den Mitschuldigen gegenübergestellt und durch die Folter mürbe gemacht, ihr bisheriges Leugnen aufgegeben und erklärt habe, Gott könne ihre Schlechtigkeit nicht länger ertragen, weshalb sie mit den Ihrigen zu sterben bereit sei. Sie habe dann nicht blos den Vatermord, sondern auch gestanden, daß sie sich selbst den Tod bereitet, um ihren Vater sterben zu machen, und was sie am meisten bedrücke, ihre Jungferschaft an jenen verloren habe, der die That verübte.

„Das hatte man früher nicht gewußt," schließt der modenesische Diplomat seinen Bericht.

Daß das Verhältniß Folgen hatte, gehe aus ihrem Testamente hervor, Frau de Sanctis wird von Bertolotti für eine jener Hebammen gehalten, bei denen Damen in Verschwiegenheit und unter liebevollster Pflege entbinden konnten. Sie wußte um das Geheimniß und den Bankert, der sich offenbar bei irgend einer Bauernfamilie in der Campagna in Pflege befand. Auch die Sarocchi, die leichtsinnige Dichterin, Geliebte des Poeten Marini und vieler Anderen, wußte darum, wahrscheinlich auch Bernardos Amme, der Beatrice ja ein Legat hinterließ, obwohl augenscheinlich ein Grund nicht vorhanden war, diese Person, die sie Nichts anging, zu bedenken.

Es läßt sich annehmen, daß der Beichtvater den im Testamente für das Kind der Liebe ausgesetzten Betrag zu gering befand und die Mutter veranlaßte, im Codicille denselben zu erhöhen.

Nicht genug an diesem erdrückenden Beweismateriale, weiß uns Bertolotti noch nahe zu legen, daß Beatrice, die gar nicht besonders schön gewesen, trotz ihrer großen Mitgift im 21. Jahre noch keinen Bewerber um ihre Hand gefunden (welch' römischer Edelmann hätte eine so leichtsinnige junge Dame zur Frau begehrt?), und daß, wenn sie in ihrem Testamente so sehr darauf bedacht ist, arme Mädchen auszusteuern, dies keinen anderen Grund haben kann, als sie vor jenen Versuchungen zu bewahren, denen die Erblasserin selbst unterlegen ist.

So weit Bertolotti. Das Zeugniß kann seinen Ausführungen nicht versagt werden, sie sind scharfsinnig, ungemein scharfsinnig.

Allein Nichts ist scharfsinniger als die Unwahrheit, sagte einst der Cardinallegat Gasparo Contarini, der zu der Cenci Zeiten lebte.

Versuchen wir es übrigens, diesem Scharfsinne ein wenig näher an den Leib zu rücken.

Vor Allem wer war Olympio? Olympio war zuerst im Dienste Roccos, später Giacomos, wann er Burgwart in der Rocca Petrella wurde, ist nicht bekannt, wahrscheinlich fand er es in Rom nicht mehr geheuer, nachdem er einen Weinwirth erschlagen hatte. Eine wilde, gewaltsüchtige Banditennatur, wurde er vom alten Francesco, der solche Leute für seine Zwecke gut brauchen konnte, gerne in den Dienst genommen. Er war ein verheiratheter Mann, Vater eines Mädchens, das er so liebte, daß er als Belohnung für den Mord nichts für sich, sondern eine Aussteuer für die Tochter bedungen hatte. Auch seiner Frau war er sehr zugethan, daß Francesco ihr nachstellte, reizte ihn zur Rache, und er wollte sie eben aufsuchen, obgleich ein Preis auf seinen Kopf gesetzt war, als er seinen Mördern in die Hände fiel. Ebenso liebte die Frau ihren Mann, Beweis hierfür liefert ihre Aengstlichkeit, als Olympio nach dem Morde sich flüchtete. Die Vermählung Olympios muß in den Jahren 1592 oder 1593 erfolgt sein, damals war Beatrice ein fünfzehnjähriges Mädchen. Es ist nicht anzunehmen, daß Olympio mit der eben angetrauten jungen, geliebten Frau an der Seite seine Verführungskünste an Beatrice geübt habe, noch weniger ist anzunehmen, daß er dies vor seiner Verheirathung gethan, denn damals war Beatrice noch ein Kind. Dennoch ließe sich eher noch annehmen, daß die Verführung schon in Rom geschehen, als nach der Uebersiedelung in Petrella, wie Bertolotti glaubt. Welch' ungeheueren Scandal würde die dort nicht zu verbergende Geburt eines Kindes erregt haben! Wie kann man sich vorstellen, daß von einem solchen Falle weder der Untersuchungsrichter noch auch die Biographen Beatricens Kenntniß genommen hätten.

Olympio rühmt sich allerdings, Beatricens Gunst genossen zu haben. Allein er war ein Flunkerer und hat selbst bei seinen Freunden für seine Aufschneidereien Glauben nicht gefunden. Den Ring hat er von Beatricen nicht geschenkt erhalten, sondern sich selbst genommen (warum soll man ihr nicht ebenso gut Glauben schenken, wie dem Banditen Olympio?), und die Geschichte mit dem Galakleide ist eine ganz blöde Lüge.

Man bemerke weiter ihr Betragen, als sie hört, Olympio soll aus dem Wege geräumt werden. Sie hat gegen die Sache selbst nichts Anderes einzuwenden, als daß sie herauskommen könnte (questo negozio puzzerà); gegen die Ermordung Marzios hingegen protestirt sie mit aller Energie und beruft sich auf die Wahrsagung eines Sterndeuters. Falls Olympio ihr Geliebter, der Vater ihres Kindes, gewesen, würde sie wohl auch zu seinem Vortheile eine Sterndeuterei herausgefunden haben.

Nun aber die Heimlichkeiten und vertraulichen Gespräche! Diese haben sicher stattgefunden und müssen stattgefunden haben, denn Beide, Beatrice und Olympio, waren Verschwörer, sie verbanden sich zu einem Verbrechen. Beatrice suchte nicht einen Geliebten, sondern einen Banditen, den sie zu ihrem Zwecke brauchen konnte, in Olympio hatte sie einen solchen gefunden, ihr heimliches Verhandeln war kein Liebesgeflüster, sondern galt einem Mordanschlage; öffentlich und vor fremden Leuten pflegen ja die Mörder nicht ihre Pläne zu verhandeln.

Es ist dem Bertolotti nicht entgangen, daß Marzio erzählte, wie Olympio in einem Momente höchster Aufregung Beatrice mit Du anredete. Es war damals, als er vor der Vollbringung des Mordes scheu zurückwich und die auf's Aeußerste gebrachte Beatrice mit Drohungen und Vorwürfen auf ihn eindrang. In seinen Schuljahren dürfte Bertolotti wohl auch Grammatik betrieben haben, leider hat er vergessen, daß die Anrede in der zweiten Person des Singularis bei Personen, die sich sonst nicht duzen, in Momenten des Zornes und der Aufregung gebräuchlich und auch grammatikalisch zulässig ist. Ebenso hat er vergessen, daß Olympio auch sonst ein kecker Bursche war, die Schloßfrau Lucrezia redete er bei ihrem Taufnamen ohne Beisetzung des Titels „Frau" an, während die Cenci nach römischer Sitte gegenseitig sich nie anders als Signore und Signora nennen, sogar Olympio und Marzio erhalten von ihnen immer den Titel „Herr".

Der wichtigste Einwurf gegen das behauptete Liebesverhältniß liegt in den Sitten der Zeit. Keusche Leute sind die Römer jener Tage nicht gewesen, daß Frauen ihren Männern untreu wurden oder Mädchen sich verführen ließen, das kam alle Tage vor. Aber empfindlicher als heut zu Tage war damals das Gefühl der Familienehre. Der Edelmann durfte seiner Frau die Untreue nicht verzeihen, der Vater keine gefallene Tochter dulden, hätte er es auch gewollt, die Brüder, die Verwandten würden selbst die Wahrung der Familienehre in die Hand genommen haben. Weltliche und geistliche Gerichte mit solcher Angelegenheit zu behelligen, fiel Niemandem ein, Jeder mußte sich selbst Recht verschaffen, dazu trug er Waffen.

Wäre also Beatrice zum Falle gekommen und noch dazu durch einen gemeinen Banditen, so hätte Donna Lucrezia, die ja im Processe gegen die Stieftochter keine Rücksicht kannte, gewiß nicht die Schonung gehabt, sie zu Frau de Sanctis zu senden, wo sie heimlich entbinden mochte, sondern den Vater verständigt, der Mannes genug war, die ungeheure Schmach blutig an dem Verführer und an der Verführten zu rächen; hätte er es nicht gethan, so wären die Brüder für ihn eingetreten. Eine Cenci, die sich mi einem Bedienten hingiebt! Wer von ihnen hätte eine solche Schande ertragen können?

Als später Giacomo den Mörder Olympio aus dem Wege räumen wollte, sah Rosato den ihm ertheilten Mordauftrag durch den Hinweis auf

dessen Vertraulichkeiten mit Beatrice für vollkommen gerechtfertigt an. Indessen kann es gar nicht bezweifelt werden, daß Giacomo den Mord aus keinem anderen Grunde anordnete, als um einen höchst unbequemen Mitschuldigen aus dem Wege zu räumen, vor Gericht konnte er es freilich nicht gestehen, ohne sich selbst anzuklagen, und mußte daher bei jenem Vorwande beharren, den er früher Rosato angegeben.

Aber der modenesische Gesandte, könnte Bertolotti einwenden, erzählt ja, Beatrice selbst habe gestanden, vom Mörder verführt worden zu sein. „Der Modeneser muß es wissen." Warum muß es der Modeneser wissen, warum soll dieser allein Wahrheit sprechen, während die anderen Diplomaten, namentlich der Florentiner, wie Bertolotti behauptet, lügen, sobald sie von Beatrice erzählen, und parteiisch sind.

In den vorhandenen Resten der Untersuchungsacten ist Alles sorgfältig aufbewahrt, was gegen Beatrice spricht; verloren, verlegt, unauffindbar nur das, was für sie, was gegen den Fiscus sprechen würde. Warum findet sich dieses höchst wichtige Geständniß nicht unter den belastenden Acten? Für den Fiscus war es ja vom höchsten Werthe!

Wurde aber wirklich vom modenesischen Geschäftsträger behauptet, Beatrice habe den Mörder ihres Vaters als ihren Verführer bezeichnet? Ich glaube nicht.

Die Frage ist eine grammatikalische, denn der Gesandte Paolucci drückt sich in der berufenen Stelle sehr unklar aus, wörtlich übersetzt lautet sie: indem sie den Vater sterben lassen wollte, habe sie ihr eigenes Leben verwirkt, und was sie noch mehr schmerzte, ihre Jungferschaft an den verloren, der die That gethan — che fece l'effetto. Welche That, welcher „effetto"? Es kann die That des Mörders sein, es kann aber auch eine andere That sein, es kann der Vater sein, der die That, die Schändung der eigenen Tochter, verübt. Letztere Auslegung stimmt mit der Vertheidigung, stimmt mit der allgemeinen Meinung, auf die ja die Vertheidigung sich immer beruft. Nur war der gute Diplomat, der ja die Acten nicht einsehen konnte und blos niederschrieb, was er von Vertrauenspersonen erforschte, nicht genau unterrichtet, indem er die That als vollzogen voraussetzte, während doch Incoronati nur von einem Versuche spricht, was auch Farinaccio thut, der nur deshalb auf die Möglichkeit der vollbrachten That hindeutet, weil eine solche Voraussetzung für die Vertheidigung eine bessere Stellung gewährt hätte.

Den festesten und unwiderleglichsten Beweis dafür, das Beatrice eine schamlose Dirne gewesen, findet Bertolotti in seiner Entdeckung, in dem berühmten Codicill.

Wie viel Unwahrscheinlichkeiten sind hinwegzuräumen, bis man auch nur die Authenticität dieses Codicills glauben kann!

Drei Tage vor dem Tode übergiebt Beatrice ihr Codicill dem Notar Marefosco mit dem Auftrage, es sogleich nach ihrem Tode zu publiciren. Der Notar thut nichts, sein Nachfolger thut auch nichts, durch fünfunddreißig Jahre geschieht nichts, trotz des auf dem Umschlage geschriebenen Auftrages. Seit wann sind die Notare so nachlässig?

Man wende nicht ein, daß der Notar die Codicillsveröffentlichung für nutzlos hielt, als er von der Vermögensconfiscation erfuhr. Dieselben Bedenken konnte man beim Testamente haben, das doch am 13. November 1599 publicirt wurde, abgesehen davon, daß das Codicill auch andere Bestimmungen als Verfügungen über das Vermögen haben mochte.

Warum that der Beichtvater Nichts, der das Codicill veranlaßt und geschrieben hatte, und der auch im Testamente mit dem Vollzuge ihrer letztwilligen Anordnungen betraut wurde?

Warum erinnern die beiden Freundinnen Sarocchi und de Sanctis, die von der Willensmeinung der Sterbenden Kenntniß hatten, die nachlässigen Notare nicht an die Erfüllung ihrer Pflicht?

Warum deponirt Beatrice ihr zweites Codicill nicht auch beim Notar Pacobilli, wo sie ihr Testament und erstes Codicill hinterlegt hatte?

Wie gelangte jener Monsignore Julius Lanciano fünfunddreißig Jahre nach dem Tode Beatricens zur Kenntniß des Vorhandenseins jenes Codicills, und welche Zwecke verfolgte er bei seinen Nachforschungen?

Beatrice that bei ihrem Gange zum Schafotte den sie begleitenden Brüdern der Misericordia Erwähnung von ihrem Testamente und bat sie dringend, sich bei den Cardinälen und Seiner Heiligkeit dafür einsetzen zu wollen, daß ihre milden Stiftungen erfüllt werden. Warum erwähnt sie nicht dieses Codicill?

Nehmen wir aber meinethalben an, alle die Fragen seien gelöst und auf befriedigende Weise, gelöst und die Echtheit des Codicills sei so scharf bewiesen, als es in dem geheimnißvollen päpstlichen Rom nur möglich, was finden wir darin? Nichts als ein ziemlich mageres Legat für ein armes Waisenkind. Was giebt sie denn ihrem eigenen Schmerzenskinde, von dem sie nicht einmal weiß, ob es am Leben ist? (Mütter pflegen in solchen Angelegenheiten sich besser auf dem Laufenden zu erhalten.) Baare 1300 Thaler, von deren Interessen man wohl auch damals in Rom nicht leben konnte. Diesen povero pupillo anständiger auszustatten, wäre wohl mehr Herzens- und Gewissenspflicht gewesen, als die Ausstattung der 30 Jungfrauen, als die Stiftung von Messen in allen möglichen Kirchen Roms. Sie hat in ihrem Testamente Niemand vergessen, der je freundlich gegen sie gewesen, möglich ist, daß sie im letzten Momente auf ein armes hilfloses Kind, vielleicht Kind ihrer Freundin, vielleicht Kind ihres Bruders Rocco, vielleicht sogar Kind ihres Vaters (der Bastarde genug in die Welt gesetzt haben wird) aufmerksam gemacht wurde.

Sonach ist Bertolottis Beweisführung in allen ihren Theilen verunglückt. Allerdings hat die vorsichtige Hand der römischen Curie die Quellen, aus denen die ganze, die volle Wahrheit geschöpft werden könnte, wahrscheinlich für immer verschüttet, aber was noch vielfach getrübt zu Tage rinnt, gestattet keinen anderen Schluß als den, welchen die Vorgänger Bertolottis gezogen haben: Beatrice, ja, war eine Vatermörderin, sie mordete aber in Vertheidigung ihrer angegriffenen Ehre, und Guerrazzi behält Recht, wenn er die Vertilgung des Cenci'schen Hauses nicht dem Gerechtigkeitssinne des Papstes, sondern der Geldgier desselben und seiner Nepoten zuschreibt.

Die Italiener in Afrika.

Von

E. Maschke.

— Breslau. —

(Schluß.)

Als im Herbst 1894 der Anmarsch starker Heerhaufen der Derwische gegen den Atbara gemeldet worden war, hatte Baratieri mit dem Ras Mangascha einen förmlichen Vertrag abgeschlossen, in welchem Letzterer sich verpflichtet, am 18. December von der Landschaft Schire aus längs des Takazze gegen die mahdistische Provinz Ghedaref vorzugehen. Mangascha rüstete aber, wie zuverlässige Kundschaftnachrichten bald ergaben, nicht in Schire, westlich Adua, sondern in Entischo, nordöstlich von letzterem Punkte. Auch wurde auf den Märkten seines Landes ganz offen zum Kriege gegen die Italiener aufgerufen. Baratieri war in Folge dessen wohl wachsam, und doch sollte er durch den von Mangascha vorbereiteten Schlag vollständig überrascht werden.

Die südöstliche Landschaft Eritreas, das Okule Kusai, wurde durch die Bande des Batha Agos gesichert, der für gewöhnlich 300 Mann unter den Waffen hielt, aber bis 3000 mit Gewehren bewaffnete Leute aufbringen konnte. Derselbe war auch ein besonderer Vertrauensmann der Italiener. Menelik hatte es aber doch verstanden, ihn zum Treubruch zu verleiten. Am 14. December ließ plötzlich Batha Agos in Saganeiti den Residenten des Okule Kusai, Lieutenant Sanguinetti, und zwei Telegraphenbeamten festnehmen, verschanzte den Ort und bot die Beurlaubten seiner Bande auf. General Baratieri, der in Keren sich aufhielt, erfuhr bereits am 15. von den Vorgängen in Saganeiti, beorderte sofort telegraphisch den Major Toselli mit drei Compagnien dorthin und sorgte gleichzeitig dafür, daß zu dessen Verstärkung drei weitere solche aus nördlicher gelegenen

Garnisonen entsendet wurden. Toselli langte am 16. früh bei Maharaba, 4 Kilometer nordwestlich Saganeitis, an und führte, die Verstärkungen abwartend, langwierige Unterhandlungen mit dem aufrührerischen Batha Agos, der bereits über 1600 Gewehre gebot. Nach Eintreffen von zwei Verstärkungscompagnien und einer Gebirgsbatterie rüstete sich Toselli am Morgen des 18. zum Sturm, fand die Stellung aber verlassen. Batha Agos war in der Nacht nach dem etwa 20 Kilometer östlich von Saganeiti liegenden Halai gezogen, um des dortigen Forts sich zu bemächtigen, das die Straße aus dem nordöstlichen Abessinien nach Massaua sperrte und von einer Compagnie eingeborener Infanterie besetzt war. Der Commandant desselben, Hauptmann Kastellazzi, hatte aber Batha Agos durch Verhandlungen hinzuziehen gewußt, so daß dieser erst um 1 Uhr 30 Nachmittags zum Angriff schritt. Um 4 Uhr 45 Nachmittags traf dann die Vorhut Tosellis, der dem Gegner auf dem Fuße gefolgt war, noch rechtzeitig auf dem Gefechtsfelde ein; Gewehr und Geschütz der Abtheilung Toselli traten sofort in Thätigkeit, und um 6 Uhr Abends waren die Rebellen zersprengt. Batha Agos war im Kampfe gefallen. Lieutenant Sanguinetti hatte die Freiheit wieder erlangt, und das Okule Kusai ließ sich willig entwaffnen.

Die bedrohliche Haltung des Ras Mangascha erschien durch diesen offenbar voreilig in Scene gesetzten Aufstand des Batha Agos doppelt besorgnißerregend, zumal auch die Derwische mit einem Einbruch vom Atbara her drohten. In der Hoffnung aber, den Ras Mangascha noch durch eine demonstrative Machtentfaltung zum Aufgeben seiner feindseligen Absichten zu bewegen, beschloß Baratieri jetzt ein eiliges Vorrücken nach Adua in Scene zu setzen. Nach Aufgebot aller verfügbaren Kräfte trat der General am 25. December vom Fort Adi Ugri aus mit 3544 Mann den Vormarsch an und zog am 28. December, ohne den geringsten Widerstand gefunden zu haben, Nachmittags in Adua ein. Da indessen Ras Mangascha, der mit etwa 8000 Mann in Entischo stand, nicht die Absicht zu haben schien, zur Vertheidigung seiner Hauptstadt heranzurücken, räumte Baratieri am 1. Januar 1895 Adua wieder. Der von der militärischen Demonstration erwartete Erfolg war also nicht erreicht worden. Der General nahm wieder bei Adi Ugri Stellung und zog einige weitere Truppenverstärkungen an sich heran, so daß sein Corps auf 3907 Köpfe kam.

Nachdem dann am 8. Januar durch Kundschafter die Nachricht eingegangen war, daß Ras Mangascha den Belesa zu überschreiten und sich auf den Dighimberg vorzubewegen beabsichtige, wurde das italienische Corps am 9. südöstlich nach Chenafena am Mareb und am 12. früh noch weiter östlich über diesen Fluß nach Adis Adi nordwestlich des Totule-Berges vorgeschoben. Ras Mangascha, dessen Vorhut am 9. Januar am Belesa eingetroffen war, rückte nach abessinischer Kriegsgewohnheit, jedenfalls im Interesse möglichster Geschlossenheit, in ganz kurzen Etappen vor. Wie sich später als unzweifelhaft herausstellte, verfügte er über 12000 mit Gewehren

bewaffnete und 7000 mit Lanzen ausgerüstete oder gänzlich waffenlose Leute. Diese Unbewaffneten bildeten eine Art Reserve, bestimmt, die Gewehre der etwa Gefallenen zu nehmen und an deren Stelle in den Kampf einzutreten.

Da General Baratieri am 12. Januar bei Adis Adi die Gewißheit erhielt, daß der Feind am Dighimberg vorbei über Coatit auf Digsa zu marschiren im Begriff stand, ließ er sofort seine Truppen abermals weiter östlich, und zwar nach Coatit rücken, um hier dem Gegner den Weg zu verlegen. Beim Aufstieg auf die Höhe von Coatit sah man denn auch Marschcolonnen des Gegners in südöstlicher Richtung bei Amba Raindi.

Die Straße Adua-Digsa führt von Amba Raindi in nördlicher Richtung; Coatit liegt westlich dieses Gebirgsweges, 8 Kilometer nördlich von Amba Raindi; 4,5 Kilometer nordöstlich von Coatit befindet sich aber wie dieses auf der Kuppe einer Höhe gelegen, das Dorf Adi Auei.

Die Avantgarde Baratieris erreichte am 12. Januar um 3 Uhr Nachmittags Coatit und besetzte dann eine östlich und nordöstlich vorgelagerte Höhe, wo auch die Gebirgsbatterie Stellung nahm. Das Gros lagerte im Dorfe. Der Gegner hatte etwa 6 Kilometer süd-südöstlich von Coatit ein ausgedehntes, weithin sichtbares Lager bezogen und eine Avantgarde um 1 bis 1,5 Kilometer vorgeschoben. So unglaublich es auch erscheinen mochte, so hatten doch die Tigriner thatsächlich von dem Marsche der Italiener Nichts bemerkt.

Am 13. Januar ließ Baratieri seine Truppen sich in einer Gefechtsstellung mit der Front nach Süd-Südosten entwickeln. Sobald es hell wurde, eröffnete die Batterie ihr Feuer gegen das Lager der feindlichen Avantgarde. Die aufgescheuchten Abessinier stürzten sich nach Herstellung einer oberflächlichen Ordnung in starken Schwärmen gegen die italienische Gefechtslinie vor und begannen dann ihrerseits ein heftiges Feuergefecht, wobei sie sich vorzüglich im Gelände zu decken verstanden.

Nachdem hier das Gefecht eine Weile so fortgedauert hatte, verriethen aber Staubwolken im Osten, daß die Abessinier mit starken Kräften eine Umgehung ausführten. Dieser Umstand nöthigte Baratieri, noch eine neue Front — nach Osten und Nordosten — anzusetzen. Auf beiden Fronten wurden dann die italienischen Truppen von bedeutend überlegenen Kräften angegriffen, doch hielten sie sich nicht nur standhaft, sondern waren sogar auf dem rechten Flügel entschieden siegreich. Wiederholte erfolgreiche Gegenstöße zeugten davon. Der linke Flügel wurde aber inzwischen — gegen 9 Uhr Morgens — sehr hart bedrängt; immer stärkere Schwärme des Gegners setzten sich, von Adi Auei heranstürmend, auf einer nordöstlich und nördlich von Coatit gelegenen Höhe fest. Dieser Ort und damit der an der Kirche eingerichtete Verbandplatz, der Saumthierpark und eine Schlucht, die dem Dorfe das so überaus nothwendige Wasser lieferte, kamen bereits sehr ernstlich in Gefahr.

Da faßte General Baratieri den kühnen und ungewöhnlichen, aber durch die Gefechtslage vollständig gerechtfertigten Entschluß, daß er alle irgend nur entbehrlichen Compagnien auf dem mit Vortheil kämpfenden rechten Flügel aus dem Gefecht ziehen und durch dieselben den Nordrand der Kuppe von Coatit besetzen ließ. Die Maßregel gelang, und es war damit ein vollständiger Frontwechsel während des Gefechts noch gerade zur rechten Zeit durchgeführt. Denn nun folgten wiederholte Anstürme der von Adi Auei im weiten Bogen herumgegangenen abessinischen Massen gegen die Nordfront der italienischen Stellung, scheiterten aber sämmtlich an der musterhaften Feuerdisciplin der eingeborenen Infanterie. Im steten Gefecht vergingen so der Nachmittag und der Abend.

Die Nacht vom 13. zum 14. verlief ohne Störung. Bei Anbruch des neuen Tages schien Mangascha auf der von ihm besetzten Höhe nördlich der Kuppe von Coatit einen Angriff der Italiener zu erwarten. Es wurde auf beiden Seiten ein hinhaltendrs Feuergefecht geführt. Kurz vor Mittag setzte dann Mangascha wieder zu einem Angriff an, der aber, lau unternommen, nicht zur Durchführung gelangte. Baratieri beschloß nun, gegen den jedenfalls schon stark erschütterten Gegner seinerseits die Offensive zu ergreifen, um ihn vollständig zu vernichten. Dies sollte aber erst am 15. Januar früh geschehen, weil bis dahin beim Gegner der Wassermangel sich noch fühlbarer gemacht haben mußte.

In der Nacht zum 15. erhielt jedoch Baratieri die Meldung, daß Mangascha in der Richtung auf Senafe abgezogen wäre. Des Morgens folgte der General. Nach allen Anzeichen mußte der Rückzug des Feindes ein fluchtartiger gewesen sein. Den Stock des Doricianberges hinanklimmend, über Amba Schalai und Tokanda, gelangten die Italiener nach elfstündigem Marsch auf die Höhe des Tericaberges, dessen Südfuß im Thale von Senafe steht. Keine der vorzüglichen Nachhutstellungen an der überaus schwierigen Marschlinie war vom Gegner besetzt gewesen. Derselbe hatte schließlich auch gar nicht für die Deckung seines im Thale von Senafe aufgeschlagenen Lagers gesorgt.

Das Corps Baratieris marschirte noch beim Sinken der Sonne auf dem Südabhange des Tericaberges auf. Trotzdem ein dichter Nebel aufstieg, gab die Gebirgsbatterie noch einige Shrapnelschüsse auf etwa 2600 Meter gegen das 200 Meter tiefer gelegene feindliche Zeltlager ab, dann überzog eine undurchdringliche Finsterniß das Thal. Beim Gegner machte sich für eine kurze Zeit ein ungeheurer Lärm und Wirrwarr bemerkbar, dann wurde Alles still. Die von Baratieri abgesandten Kundschafter meldeten darauf, daß das feindliche Lager verlassen wäre. Die Beunruhigung durch die italienische Artillerie hatte die infolge der vorangegangenen Gefechte schon stark demoralisirten Schaaren Mangaschas derartig in Schrecken gesetzt, daß dieselben in wilder Flucht davon gegangen waren und sich vollständig aufgelöst hatten. Dem Ras von Tigre waren

nur noch einige hundert Mann verblieben, mit denen er in die Landschaft Tembien floh. Am 16. rückten die Italiener in das vom Gegner verlassene Lager ein. Dort stellten sich einige abessinische Fürsten, die sich von Mangascha getrennt hatten, Baratieri zur Verfügung. Einer derselben, Agos uold Tafari wurde mit der Verfolgung des flüchtigen Ras beauftragt. Die erfolgreiche Abwehr des abessinischen Angriffs hatte den Italienern einen Verlust von 4 Offizieren und 319 Mann gekostet: der Gegner sollte allein an Todten über 1000 Mann verloren haben.

Nach den Ereignissen bei Senafe rückte das italienische Expeditionscorps nach Asmara zurück und wurde dort am 23. Januar aufgelöst. General Baratieri war diesmal noch so klug gewesen, von einem weiteren Vorstoße in die Landschaft Tigre hinein Abstand zu nehmen. Er hatte wohl eingesehen, daß seine Streitkräfte dazu nicht hinreichten, namentlich da er auch jeden Augenblick bereit sein mußte, den Westen des Schutzgebietes, bei Kassala, gegen die Derwische zu vertheidigen.

Der Bericht Baratieris über die Kämpfe, welche die Colonialtruppen Italiens Ende 1894 und Anfang 1895 zu bestehen hatten, war Mitte März 1895 in der „Rivista Militare Italiana" erschienen; ihm sind hauptsächlich die vorstehenden Angaben und namentlich die Darstellung des Gefechts bei Coatit entnommen worden.

Die italienische Regierung mochte durch diesen Bericht doch wohl klar geworden sein, daß ihre Streitkräfte in Ostafrika durchaus unzureichende waren. Es erfolgte demnach eine Verstärkung der letzteren, und zwar sowohl durch Neuformationen in der Colonie, wie durch Truppensendungen aus dem Mutterlande. Im Februar 1895 konnte dann Baratieri über ein reguläres Feldtruppencorps von 7084 Köpfen verfügen, wozu noch im Westen wie im Süden der Colonie je 1000 Mann irregulärer Banden kamen. Der Gouverneur von Erithrea vermochte jetzt also auf der bedrohten Front mit einem mobilen Corps von 8000 bis 9000 Combattanten aufzutreten, während für die Besetzung der Forts und Etappenlinien noch 3159 Mann verblieben. Die von Tigre her drohende Gefahr war für den Augenblick beseitigt, und um im Westen die Derwische im Schach zu halten, dazu reichten jetzt die vorhandenen Streitkräfte wohl zur Noth aus; allerdings durfte aber nicht der Fall eintreten, daß man, während die Colonialtruppen sich vielleicht am Gasch oder Atbara zu schlagen hatten, auch im Süden der Colonie genöthigt war, gegen einen zweiten Feind Krieg zu führen.

General Baratieri hatte sich beim Ausbruch der Unruhen im südlichen Theil der Colonie im December 1894 sehr energisch und schnell entschlossen gezeigt, bei Gelegenheit des Zuges gegen den Ras Mangascha im Januar 1895, — namentlich durch seine Bewegung von Adi Ugri über Chenafena und Adis Adi, um sich dem Gegner bei Coatit vorzulegen — sich auch als ganz geschickter Taktiker erwiesen, eine strategische und militärpolitische Befähigung

konnte ihm jedoch nicht zugesprochen werden. Wie auch die Folge beweisen wird, besaß er nicht den nöthigen Scharfblick, um die strategischen Verhältnisse in Ostafrika übersehen und namentlich die militär-politische Lage Abessiniens richtig beurtheilen zu können. Aus der Vorgeschichte der ihm anvertrauten Colonie Erithrea mußte auch Baratieri bekannt sein, daß schon im Jahre 1888 der damalige Negus Johannes mit 80 000 Mann gegen das italienische Colonialgebiet in's Feld gerückt war. Wenn dann jener Feind auch durch besondere Gründe sich veranlaßt gesehen hatte, von einem ernsten Angriffe abzustehen und sich wieder in das Innere seines Landes zurückzuziehen, so war immerhin doch durch das Auftreten einer solchen Heeresmasse klar und deutlich erwiesen worden, welcher Kraftentwicklung das Land Abessinien fähig war. Baratieri mußte sich also sagen, daß die strategische Lage der Colonie Erithrea ein vorsichtiges und defensives Verhalten erforderte und daß demnach jedes Moment vermieden werden mußte, das einen numerisch so gewaltig überlegenen Gegner zu einem Racheact reizen konnte. General Baratieri war außerdem aber, trotz seiner Klugheit, den schlauen, verschlagenen und intriganten Halbbarbaren, mit denen er es als seinen Gegnern zu thun hatte, durchaus nicht gewachsen. In ihrer eigenartigen Diplomatie waren und blieben dieselben dem italienischen General bedeutend überlegen. Letzterer hätte von seinen russischen Collegen in Asien lernen sollen, wie man es den Halbwilden gegenüber zu machen habe.

Die schwächste Seite Baratieris war jedoch, daß er sich vollständig durch einen blinden Ehrgeiz beherrschen und von ihm leiten ließ. Kaum sah der General im Februar 1895 sich in seinen Streitkräften zur Noth verstärkt, so setzte er sich auch sofort über den Ernst seiner Lage hinweg und strebte nach neuen Großthaten, die er jedenfalls wohl, angereizt durch die letzten kriegerischen Erfolge, mit leichter Mühe zu vollbringen hoffte.

Er faßte zunächst die Eroberung der Landschaft Agame im Königreich Tigre in's Auge.

Als Basis für die Ausdehnung nach Süden war das gleich nach den Ereignissen von Coatit-Senafe in Angriff genommene Fort Saganeiti ausersehen worden, das bereits am 15. März eingeweiht werden konnte, von dort wurden zunächst einzelne Compagnien in der Richtung auf Adua und Adigrat vorgeschoben, die sich in ihren Stationsorten — Adis Adi am Tokuleberg und Adi Caje an der Straße Massaua-Senafe-Adigrat verschanzten. Nachdem dann General Baratieri bei Senafe ein Corps von etwa 4000 Mann versammelt hatte, begann er am 24. März mit der eigentlichen Operation. Am 25. bereits wurde Adigrat besetzt. Dasselbe liegt zwar in Luftlinie nur 50 Kilometer von Senafe entfernt, der Weg durch das äußerst schwierige Gelände beträgt aber deren 70. Eine Truppenabtheilung unter Oberst Pianavia drang darauf bis Makalle vor, 90 Kilometer südlich Adigrat. Ras Mangascha floh aus dieser seiner Residenz

mit etwa 700 Mann in südlicher Richtung. Oberst Pianavia bemächtigte sich dann der Bergfestung Amba Salama und rückte schließlich nach Adua, wo am 1. April auch General Baratieri mit einer Truppenabtheilung nach zweitägigem Gewaltmarsch (in Luftlinie 75 Kilometer) von Adigrat eintraf. In letzterem Orte war eine Besatzung unter Major Toselli verblieben und auch sofort mit dem Bau eines Forts begonnen worden. Die Landschaft Agame wurde der italienischen Colonie einverleibt, die Landschaft Tigre aber vorläufig nur unter italienischen Schutz gestellt. Da ferner auch die Landschaft Schire sich den Italienern unterwarf, so durfte nunmehr der Lauf der Flüsse Takazze-Thellari als südliche bezw. südwestliche Grenze Erithreas angesehen werden. General Baratieri zog am 8. April von Adua wieder ab und traf am 16. in Massaua ein. In Adua war nur eine stärkere Abtheilung als Besatzung zurückgeblieben.

Nach den italienischen Erfolgen und Maßnahmen in den ersten vier Monaten des Jahres 1895 sah sich Ras Mangascha jetzt lediglich auf den südlichen Zipfel seines Königreichs Tigre beschränkt. Er gab indessen den Kampf noch nicht auf, sondern suchte soviel Mannschaften zusammenzuraffen, wie die von Menelik ihm gesandten Geldmittel und die Leistungsfähigkeit des ihm verbliebenen Landstriches nur irgend gestatteten. Auch arbeitete er unablässig daran, die in ein freundliches Verhältniß zu den Italienern getretenen Feudalherren Tigres für sich zu gewinnen, und es schien ihm dies durch den Hinweis auf die bevorstehende Unterstützung seitens des Negus Negesti bei einzelnen wohlgelungen zu sein. Es war übrigens klar, daß Menelik endlich was thun mußte, wenn er nicht im eigenen Lande jegliches Ansehen verlieren und die dort sehr zahlreich vorhandenen zweifelhaften Elemente in das italienische Lager hinüberdrängen wollte. Französische, vielleicht auch andere Aufhetzer, die selbstverständlich nur auf eigene Rechnung und Gefahr gegen die italienischen Interessen intriguirten, während die betreffenden Regierungen officiell sich durchaus loyal verhielten, mochten Menelik auch zu dem Entschlusse zu einem offensiven Vorgehen treiben. Daß der Negus Negesti übrigens hauptsächlich der intellectuelle Urheber des Treubruches des Ras Mangascha gewesen, ging aus den im Zelte dieses Letzteren bei Senafe vorgefundenen Briefen hervor.

So hatte denn Menelik im Frühjahr 1895 seine Vasallen zu einem Kriegszuge gegen die Italiener aufgeboten und rückte dann im Juli mit Heeresmacht bis Uoro Ailu, 410 Kilometer südlich Adigrat vor. Was ihn dann aber wieder zur Umkehr bewogen, ist nicht bekannt geworden. Möglich, daß diese durch die Rücksicht auf die von Juli bis Ende September währende Regenzeit mit veranlaßt worden war, welche letztere militärische Operationen im Hochlande von Abessinien nicht gestattete.

General Baratieri wollte dann aber in Erfahrung gebracht haben, wie der Negus seine Lehnsfürsten auf's Neue aufgeboten und ihnen versprochen hätte, mit den Truppen seines Stammlandes Schoa bereits am

12. September in Borumieda zu sein, und traf aus diesem Grunde alle Vorbereitungen zu einem entscheidenden Schlage.

Während der Regenzeit begab sich Baratieri nach Italien, um mit der Regierung bezüglich seiner Pläne Rücksprache zu nehmen. Hier mußte es ihm leider gelungen sein, die gegen ein offensives Vorgehen herrschenden Bedenken zu zerstreuen. Die italienische Regierung gewährte wenigstens 2000 Gewehre für Neubildungen eingeborener Truppen.

General Baratieri ging im September nach Afrika zurück, ordnete alsbald die Einberufung der colonialen Landwehr an und versammelte alle verfügbaren Truppen bei Adigrat. Hier war das neue Fort bereits fertiggestellt. Mit seinen acht 7 cm Geschützen und einem Proviant für fünf Monate sollte dasselbe als Basis für weitere Unternehmungen dienen. Vom Gegner wußte man nur so viel, daß Ras Mangascha sich mit 5000 Mann südlich Antalo befand. Ueber das, was noch weiter südlich im Innern Abessiniens vorging, widersprachen sich die Nachrichten oder erschienen sehr unzuverlässig.

Doch hofften die Italiener nicht allein zu stehen. Nach dem Grünbuch „Galai-Coatit-Senafe" war es nämlich Baratieri gelungen, sich mit den Danakil-Stämmen und einzelnen östlich von Schoa sitzenden Galla-Völkern in's Einvernehmen zu setzen. Anfangs October sollte es bereits zwischen den Gilli Galla und Truppen Meneliks zu Scharmützeln gekommen sein. Von dem mächtigsten Danakil-Volk, den Haussa, hieß es ferner, daß ihr Sultan Mohamed Anfari mit Heeresmacht längs des Golima-Flusses, also in der Richtung auf den Aschangisee im Anmarsch wäre. Auch aus Amhara also dem eigentlichen Abessinien, hatte sich ein Großer des Landes, Uaschu Burru mit seinem Kriegsvolk den Italienern zugewendet.

General Baratieri verfügte an Operationstruppen über 6500 Mann reguläre und 2500 irreguläre. Er durfte seine verfügbaren Kräfte sämmtlich gegen den Süden verwenden, weil von den Derwischen im Westen erst wieder Gefahr drohen konnte, wenn der infolge der Regenperiode angeschwollene Atbara wiederum passirbar sein würde, also erst von Mitte November ab.

Anfangs October erfolgte der Aufbruch der Operationstruppen Baratieris gegen Antalo und zwar von Adigrat aus, einerseits über Dessa und Bujak, andrerseits über Agula, sowie noch Adua aus über Agula. Trotz der großen Entfernungen und der für die Colonnen äußerst schwierigen Gebirgswege stimmte doch Alles auf das Beste. Die italienische Avantgarde stieß 12 Kilometer südlich Antalo bei Debra Ailaf auf einen Theil der Truppen Mangaschas und vertrieb dieselben nach kurzem Kampfe. Der Ras selbst war mit seinen übrigen Streitkräften schon vorher nach dem Süden davongegangen. Die von Baratieri geplante umfassende Bewegung hatte also ihren eigentlichen Zweck nicht erreichen können. Von Antalo aus entsandte Baratieri den General Arimondi mit einer Abtheilung nach der

35 Kilometer südlich gelegenen Amba Aladschi, wo der Ras Sebat als Gefangener Mangaschas saß. Sebat war bis 1892 der Herr von Agame und den Italienern ein recht unbequemer Nachbar gewesen; dann aber von seinem Rivalen Mangascha hinterlistiger Weise festgenommen worden. Durch die Befreiung desselben glaubte jetzt Baratieri sich einen neuen Freund zu gewinnen. Die Operationen des italienischen Oberbefehlshabers hatten damit ihren Abschluß gefunden; derselbe löste das Expeditionscorps auf und ging nach Massaua zurück. Bei Antalo blieb Major Toselli mit einem Bataillon und einem Zuge Gebirgsartillerie stehen, bei Makalle General Arimondi mit zwei Bataillonen und einer Batterie. An letzterem Punkte wurde ein neues Fort angelegt.

Baratieri betrachtete jetzt das ganze Süd-Tigre, also das Gebiet östlich und nordöstlich des Takazze, sowie seines Nebenflusses Tsellari als Theil Erithreas; demgemäß organisirte er das neu gewonnene Land. Den nördlichen Theil nahm die Colonialregierung in eigene Verwaltung; die südlichsten Provinzen vergab Baratieri aber an abessinische Fürsten und Große, und zwar Vogerat an den Ras Sebat, die fast bis an den Aschangisee reichende Landschaft Moeni aber an den Deschak Ali, einen Neffen des gefürchteten Ras Alula.

So war anscheinend unter sehr geringen Opfern der italienischen Colonie ein weites Gebiet hinzugefügt worden, das für europäische Besiedelung wohl geeignet sein mochte. Auch steuerkräftig mußte dasselbe sein, hatte es doch lange Zeit ganz allein den Ras Mangascha mit seinem Heer ernähren müssen. Außerdem liegen östlich von Makalle die reichen Salzlager von Taltal, aus denen Mangascha jährlich gegen $1^1/_2$ Millionen Lire bezogen hatte. Nur noch die Salzlager des Assal-Sees, westlich der Tadschurabucht, haben für das sonst salzarme Abbessinien die gleiche Bedeutung. Die eingeborene Bevölkerung Süd-Tigres schien sich mit Freuden in die neue Ordnung der Dinge zu finden; denn sie erhoffte vom italienischen Regiment friedliches Gedeihen.

Das ganze ehemalige Königreich Tigre mit einem Flächeninhalte von 40 000 Quadrat-Kilometern, also annähernd so groß, wie die gesammte Schweiz, gehörte jetzt der italienischen Colonie Erithrea zu. Das abessinische Reich umfaßte aber auch ohne Tigre immer noch ein Ländergebiet von 37 000 Quadrat-Kilometern, war also noch größer als das vereinigte Königreich Großbritannien und Irland, zählte indessen freilich nur 6 500 000 Einwohner. Politisch zerfällt Abessinien in eine Anzahl von Königreichen unter einem obersten Könige, dem Negus Negesti. Die einzelnen Theilreiche bezw. Vasallenländer sind, abgesehen von Tigre: Lasta (Hauptstadt Sokata) unter Uagschun Burru, Amhara (Gondar), zur Zeit in mehrere Fürstenthümer: Kuarra, Begemeder, Dembea u. s. w. getheilt, die Uollo Galla (Uorello) unter Ras Mikael, Schoa (Addis Abeba) unter dem Negus Menelik II., Godjam (Moniover) unter Takle Aimanot,

Harar (Harar) unter Ras Makamen, Vetter und Stellvertreter des Negus Menelik, endlich die tributpflichtigen Gallaländer: Kaffa, Dschimma, Gomma u. s. w.

Man hat Afrika wiederholt das Land der Ueberraschungen genannt. Die Redensart ist also schon eine alte, doch trifft sie thatsächlich immer wieder zu.

Ueber die Verhältnisse in Abessinien waren in der Colonie sowohl, wie in Italien die buntesten Gerüchte im Umlauf. Bald hieß es, König Menelik wäre todt, bald wieder, er habe sich in seine Verschanzungen bei Uoro Ailu zurückgezogen; dann sollte er wieder auf Borumieda vorrücken. Dann ging das Gerücht, der König Takle Aimanot von Godjam habe rebellirt, Ras Mikael der Uollo Galla sei zwar zu Menelik gestoßen, aber seine Leute verließen ihn schaarenweise, weil sie als Mohamedaner nicht an der Seite der christlichen Abessinier kämpfen wollten. Also Alles günstige Nachrichten, und Baratieri sollte daher auch die ihm von der italienischen Regierung angebotenen Verstärkungen abgelehnt haben. In Rom war man mit den italienischen Erfolgen in Ostafrika äußerst zufrieden; man wähnte die Colonie in völliger Sicherheit, spöttelte wohl auch über den ewig zaudernden Menelik.

Da verlas auf einmal am 9. December der Kriegsminister in der Kammer eine Depesche Baratieris, wonach die Colonie des Major Toselli bei Amba Aladschi von dem ganzen schoanischen Heere angegriffen und umzingelt worden sei. In Rom war man ob dieser Kunde wie aus den Wolken gefallen; man fragte sich bestürzt, was denn eigentlich geschehen wäre. Daß der gemeldete Unfall nur das erste Anzeichen davon sein sollte, wie die blinde Eroberungssucht Baratieris allmählich ihre Früchte zeitigen ließ, davon hatte man in Italien ebenso wenig, wie in der Colonie Erithrea auch nur eine Ahnung.

Die „Agenzia Stefani" hatte am 3. December aus Massana berichtet, daß Ras Makonnen sich von Alomata aus mit Friedensvorschlägen an Baratieri gewandt, daß Letzterer sich auch zu solchen bereit erklärt habe und deshalb nach Adigrat gehen werde. Die Entfernung von Alomata bis zum Aschangisee beträgt aber nur noch 25 Kilometer; wenn also Ras Makonnen aus dem fernen Harar bis dahin gekommen war, so hatte er zweifellos auch sein Heer hinter sich, und wenn nicht Menelik selbst demselben gefolgt war, so befanden sich jedenfalls doch andere abessinische Fürsten in Makamens Begleitschaft. Ferner hatte bereits am 7. December der Berichtstatter der „Tribuna" seinem Blatte aus Adigrat gemeldet, daß man von der Amba Aladschi aus im Süden ein weit ausgedehntes feindliches Lager von mindestens 15 000 bis 20 000 Mann erblickte. Wenn endlich die abessinischen Fürsten an der Spitze ihrer Kriegerschaaren erst anfangen zu unterhandeln, so führen sie auch sicherlich Etwas im Schilde.

Diesen feindlichen Streitkräften gegenüber stand Major Toselli mit nur 1 320 Mann regulärer Truppen und 1 130 Irregulären der Banden

in der allerdings sehr starken Stellung bei Amba Aladschi, welche die Straße Aschangi-Antalo vollständig beherrscht. Wie später festgestellt worden ist, hatte Toselli schon am 5. December Unterstützungen für den nächsten Tag vom General Arimondi erbeten und auch zugesagt erhalten. Nachdem dann aber ein telegraphischer Befehl Baratieris in Makalle eingegangen war, Toselli dorthin zurückzuziehen, damit nicht einzelne vorgeschobene Abtheilungen von den Abessiniern geschlagen werden könnten, hatte General Arimondi noch am Abend des 5. den Rückzugsbefehl für Toselli in mehrfacher Ausfertigung durch verschiedene Boten abgesandt. Dieser Befehl ist merkwürdiger Weise nicht an seine Adresse gelangt, und so hatte denn Toselli, dann vom Feinde angegriffen, den ungleichen Kampf angenommen, im festen Vertrauen, daß die für den 6. in Aussicht gestellt gewesene Unterstützung unbedingt am 7. eintreffen würde.

Wie aus dem telegraphischen Gefechtsbericht hervorgeht, welchen General Baratieri am 11. December Abends aus Adigrat abgesandt hatte, wurde Toselli's Abtheilung am 7. früh zunächst von dem Hügel von Barta her durch die etwa 7000 Mann zählende Colonne des Ras Olie in Front und linker Flanke angegriffen, während die Schaaren der beiden Ras Makonnen und Mikael, an 15 000 Gewehre zählend, von dem Hügel von Boota aus die Hauptstraße einschlugen und gegen das Centrum Toselli's vorgingen. War schon dieser fast zehnfachen Ueberlegenheit gegenüber der Stand der italienischen Abtheilung in dem Gefecht ein äußerst schwieriger, so mußte er zu einem geradezu hoffnungslosen sich gestalten, als um 9 Uhr 45 die Meldung einging, daß eine dritte feindliche Colonne unter den Ras Mangascha und Alula gegen die Hügel von Togora vorrückte und den rechten Flügel Toselli's zu umfassen drohte. Da außerdem auch die erwartete Verstärkung ausblieb, ließ Major Toselli seine kämpfenden Abtheilungen sich nach der Amba zurückziehen, um, mit dem Rücken an diese gelehnt, die Vertheidigung weiter zu führen. Die Uebermacht des Feindes aber wirkte zu erdrückend, es blieb der italienischen Abtheilung schließlich Nichts übrig, als noch den Versuch zu wagen, auf dem Wege nach Togora langsam abzuziehen. Doch auch dieses Unternehmen mußte sich sehr bald als aussichtslos erweisen. Die äußerst enge Abzugslinie führte längs eines Abgrundes von 400 Meter Tiefe, die Höhe aber, auf deren halbem Hange eben dieser Weg hinlief, war bereits von den Leuten des Ras Alula besetzt, die jetzt auf 50 Schritt in die gedrängten Colonnen der Italiener hineinfeuerten, während auf der Rückzugsstraße selbst die verfolgenden Schoaner nachstürmten. In dieser Weise hart bedrängt, mußte die tapfere Schaar Toselli's den Abstieg nach der Straße von Makalle zu bewerkstelligen suchen. Der heldenmüthige italienische Führer befand sich unter den Letzten, die den Felsenhügel verließen, indem er mit einem kleinen Häuflein noch den Abzug der traurigen Trümmer seiner Abtheilung so gut als möglich deckte. In treuester Pflichterfüllung fand er dann seinen Tod

gemeinsam mit allen Denen, die um ihn herumkämpften. Die Reste der Colonne Toselli stießen endlich bei Aderac zu General Arimondi. Derselbe hatte von dem Gefechte bei Amba Aladschi gar keine Kenntniß erhalten. Er war allerdings am 5. um Mitternacht mit 1500 Mann von Makalle aufgebrochen, um Toselli aufzunehmen, falls dessen Rückzug durch die nachdrängenden Abessinier gefährdet werden sollte. Gegen vier Uhr des Nachmittags des 7. bei Aderac, 20 Kilometer nördlich von der Amba Aladschi, eingetroffen, sah er plötzlich die Trümmer der Abtheilung Toselli heranfluthen. Schnell besetzte Oberst Arimondi die Höhen von Aderac und brachte dann durch einen Vorstoß von dort aus die Verfolgung zum Stehen. Unter dem Schutze der Dunkelheit zogen die Italiener sich dann nach Makalle zurück. Von der regulären Truppe Tosellis fanden sich bis zum 27. December allmählich 573 Mann zusammen, ihr Verlust mußte also 747 Köpfe betragen haben. Wieviel die Irregulären verloren, welche unter Ras Sebat und Scheik Thali mit Toselli zusammen gefochten hatten, wurde nicht angegeben. Die Nachrichten über die Verluste der Abessinier schwankten zwischen den Zahlen von 4000 bis 8000. Jedenfalls hatten die Italiener bei Amba Aladschi es mit einem tapferen und — wenn man berücksichtigt, daß hier ein halbbarbarisches Kriegervolk auftrat, — mit einem gut geführten Gegner zu thun. Um so größer war der Ruhm für die kleine italienische Abtheilung, welche der fast zwanzigfachen Uebermacht einen halben Tag lang zu widerstehen vermochte.

Nach den Begebenheiten vom 7. December 1895 bei Amba Aladschi durfte keinen Augenblick mehr daran gezweifelt werden, daß es zu einem ernsten Kriege zwischen Abessinien und der italienischen Colonie Erithrea kommen mußte. Einerseits mochte in Rom wohl die Ansicht vorherrschen, daß die Scharte von Amba Aladschi auszuwetzen sei, wenn man nicht sein ganzes Ansehen in Abessinien und im Sudan in die Brüche gehen lassen wollte. Andererseits war nicht anzunehmen, daß Menelik sich ohne genügende Vorbereitung auf eine so ernste Sache, wie ein Zusammenstoß mit Italien sein mußte, eingelassen haben sollte, und noch weniger, daß er sich nach solchen Vorbereitungen und nach dem ersten kriegerischen Erfolge schon zu einem den Italienern genehmen Frieden verstehen würde, ohne vorher das Glück der Waffen noch weiter versucht zu haben. Trotz geringeren inneren Werthes seiner Soldaten und trotz schlechterer Bewaffnung derselben durfte Menelik immerhin doch hoffen, des kleinen Häufleins Italiener in Erithrea, dessen Stärke er zweifellos bis auf den letzten Mann kannte, Herr zu werden. Denn wenn man in Betracht zog, daß nach den üblichen Schätzungen Harar, Schoa und Godjam je 20000 Gewehrträger, die Uollo-Galla und Amhara deren je 15000 stellen konnten, und daß selbst nach der Besetzung von Tigre durch die Italiener dem Ras Mangascha noch 5000 Mann seines Landes treu geblieben waren, so vermochte also Menelik allein mit 95000 Gewehren in's Feld zu rücken. Außerdem

konnte er aber noch Massen von Lanzenträgern mit sich führen, deren Zahl in Anbetracht der kriegerischen Beanlagung der Abessinier und ihrer allgemeinen Wehrpflicht ganz unberechenbar war. Auch diese zehntausend in's Feld mitzunehmenden Lanzenträger durften nicht so ohne Weiteres geringgeschätzt werden. Sie bildeten vor allen Dingen eine Reserve des Heeres. Nach abessinischer Kriegsgepflogenheit wurden ihnen gelegentlich die erbeuteten Gewehre, sowie solche von Gefallenen, Verwundeten und Erkrankten in die Hand gegeben und, was die Hauptsache war, sie verstanden damit umzugehen.

Den Hauptstock der kriegsbrauchbaren Feuerwaffen der Abessinier bildeten die den Egyptern abgenommenen Remington-Gewehre, von den Italienern 1888 an Menelik gelieferte Vetterli- und ein Posten Gras-Gewehre. Von artilleristischer Ausrüstung kamen nur etwa 40 Mitrailleusen und Gebirgsgeschütze in Betracht, Geschenke französischer Unternehmer.

In Italien war man über die Stärke der abessinischen Gegner noch lange Zeit im Unklaren. Nach dem Tage von Amba Aladschi berechneten die amtlichen Veröffentlichungen das, fälschlicher Weise noch immer als schoanisch bezeichnete, abessinische Heer auf 20000 bis 30000 Mann. Allmählich räumte man dann ein, das von Makonnen geführte Heer hätte sich auf 40000 Mann beziffert; auf Menelik rücksichtigte man noch gar nicht. Ebenso beurtheilte man die politische Lage der Colonie Erithrea ganz unrichtig, wie solche sich nach dem unglücklichen 7. December gestaltet hatte. In der ersten Zeit hieß es, daß das Ansehen der Italiener keineswegs gelitten habe und daß die Bevölkerung sich ruhig verhalte. Später stellte sich heraus, wie wenig diese Nachrichten der Wahrheit entsprachen. Ruhig verhielten sich nur die befreundeten Abessinier am Takazze, dagegen gährte es in Süd-Tigre auf das Bedenklichste. General Arimondi war auf dem Rückzuge von Aderac nach Makalle von den Eingeborenen beschossen worden, und als er dann auf Ada Agamus zurückging, wiederholte sich diese bedrohliche Erscheinung. Auch waren trotz des Eilmarsches Arimondis bereits aller Orten die Eingeborenen auf unerklärliche Weise über die Niederlage der Italiener unterrichtet gewesen, ehe noch die Rückzugscolonne angekommen war. Ferner machte der mit seinem Bataillon in Makalle zurückgelassene Major Galliano die Entdeckung, daß in den Hütten verschiedener Eingeborener Kriegsbedarf für die Abessinier versteckt worden war. Ras Makonnen, der eigentliche Oberbefehlshaber der hier im Felde stehenden abessinischen Streitkräfte benahm sich aber auffallend menschlich und milde, behandelte die gefangenen Italiener gut und schrieb an Baratieri einen Beileidsbrief, daß er leider nicht habe vermeiden können, den Widerstand bei Amba Aladschi beseitigen zu müssen.

Makonnen rückte dann langsam in nördlicher Richtung vor, erreichte am 16. December Dolo, 8 Kilometer südlich Makalles, schob ein Corps nach Agula in den Norden des Forts und schloß dasselbe nach einem un-

bedeutenden Scharmützel von allen Seiten ein. Nach abessinischer Gewohnheit knüpfte er darauf mit Galliano einen regen Verkehr an; Friedensbotschaften und Nachrichten aller Art gingen hin und her. Auf des Abessiniers Bitten sandte Galliano sogar einen Arzt in das feindliche Lager, der dort so überaus freundlich aufgenommen wurde, daß man italienischerseits aus Makonnens Benehmen den durchaus irrigen Schluß zog, derselbe halte es in seinem Herzen mit den Italienern. Dem General Baratieri kam übrigens diese Pause in den Operationen sehr gelegen, denn er gewann dadurch Zeit, alle verfügbaren Truppen bei Adigrat zu versammeln. Auch die italienische Regierung vermochte in verhältnißmäßiger Ruhe ihre Verstärkungstruppen auszurüsten und abzusenden.

Noch immer hielt aber in Rom die Unterschätzung des Gegners an. Am 21. December bemerkte Crispi im Senat, daß Menelik mit seinen Schoanern wohlweislich zu Hause geblieben wäre und nicht daran dächte, sich ernstlich mit den Italienern einzulassen. In der beim italienischen Kriegsministerium redigirten „Rivista Militare" konnte man in der Nummer vom 1. Januar 1896 lesen: „Wer uns nach Amba Aladschi nicht angriff, als unsere Truppen noch über das weite Gebiet der Colonie zerstreut waren, wird uns schwerlich jetzt noch angreifen. Sobald der richtige Zeitpunkt da sein wird, gehen wir aber angriffsweise vor. Augenblicklich werden die Schoaner (?) und Tigriner, welche uns gegenüberstehen, von zwei schrecklichen Feinden bedrängt, durch den Hunger und von uns, zwei Gegnern, deren Stärke mit jedem Tag wächst." Der „Esercito" sprach aber gar am 5. Januar die Befürchtung aus, daß das abessinische Heer möglicherweise ohne Entscheidungsschlacht abziehen könnte und dann leider nicht mehr zu erreichen sein würde; in gleicher Art äußerte sich auch der „Populo Romano".

Die italienischen Verstärkungen gelangten unterdessen in gutem Zustande bei Adigrat an. Von den vielen Tausenden mitgeführten italienischen Maulthieren war jedoch gleich auf den ersten Märschen ein starker Procentsatz gefallen, so daß Mitte Januar schon gewisse Schwierigkeiten für die Verpflegung der Truppen erwuchsen.

Vor Makalle war inzwischen die Zeit der stillschweigenden Waffenruhe zu Ende gegangen. Am 4. Januar hatte sich der Negus Menelik im abessinischen Lager eingefunden, und es begann jetzt ein neuer Abschnitt des Krieges. Das vereinigte abessinische Heer zählte nun gegen 80000 Gewehrträger. Makonnen hatte kurz vor dem Eintreffen Meneliks den brieflichen Verkehr mit Galliano in schroffer Weise abgebrochen; am 31. December schrieb er: „Da ich sehe, daß Ihr Adigrat nicht räumen wollt, breche ich die Friedensverhandlungen ab und bin nun gezwungen, für meinen Herrn Menelik Blut zu vergießen." Erst am 9. Januar wurde die Ankunft Meneliks bei Baratieri bekannt und gleichzeitig auch die zweite wichtige Neuigkeit, daß der König Takle Aimanot von Godjam,

mit dem die Italiener bis dahin noch immer im Botenverkehr gestanden, dem Negus ein Corps von 10000 Gewehrträgern zugeführt hatte. Der italienische Kundschaftsdienst zeigte sich jedenfalls nicht mehr auf der Höhe von früher, und Baratieri mag sich wiederholt durch feindlicherseits verbreitete falsche Nachrichten haben täuschen lassen.

Am 7. Januar 1896 hatten die Angriffe der Abessinier auf das Fort Makalle begonnen. Dieses Letztere liegt 100 Kilometer südlich Adigrats und ist von hier auf einem verhältnißmäßig guten Wege in drei Tagemärschen zu erreichen. Das Fort erhebt sich auf der Höhe „Enda Jesus" und beherrscht das vorliegende Thal, wird aber seinerseits durch die in Kanonenschußweite ringsherum sich erhebenden Berge dominirt. Bei seiner Anlage hatte man noch nicht auf einen Gegner gerücksichtigt, der über Artillerie verfügte; die Umfassung bestand daher auch aus meist nacktem Mauerwerk. Ferner war die Versorgung mit Wasser im Fort selbst außer Acht gelassen worden; die Quelle, woraus dasselbe seinen Wasserbedarf beziehen mußte, lag außerhalb im Norden, etwa 800 Meter von der Umfassungsmauer entfernt. Die artilleristische Armirung des Forts bestand aus vier 7 cm Geschützen und zwei Mitrailleusen, die Besatzung aus Gallianos Bataillon Eingeborener, sowie aus kleinen Abtheilungen von Artillerie und Genie.

Die Angriffe auf das Fort erfolgten jedesmal mit mindestens zehnfacher Ueberlegenheit und wurden Tag für Tag, Nacht für Nacht bis einschließlich des 13. Januar wiederholt; nur am Sonntag dem 12. trat eine Pause ein. Die nächtlichen Angriffe waren eine neue Erscheinung in der abessinischen Kriegsführung, früher hatte man sie stets ängstlich vermieden. Ebenso neu war die Herstellung von Verschanzungen auf den das Fort umgebenden Höhen und die Verwendung von Geschütz gegen den festen Platz. Von letzterem wurden im Laufe des Angriffs 12 Stück gezählt; es waren dies meistens 37 mm Schnellfeuerkanonen, System Hotchkiß, doch befanden sich auch italienische Gebirgsgeschütze darunter, theils von Amba Aladschi herrührend, theils auch früher dem Ras Makonnen zum Geschenke gemacht.

Am 10. Januar Abends war die Quelle noch einmal in den Besitz der Fortbesatzung gelangt, am 11. aber vollständig verloren gegangen. Nach dem 13. wurde von beiden Seiten nur noch ein Feuergefecht geführt. Baratieri hatte unterdessen, sich jetzt stark genug zum Widerstand fühlend, seine Truppen am 11. Januar von Adigrat bis in die etwa 15 Kilometer weiter südlich gelegene Stellung von Ada Agamus vorgeschoben, blieb damit aber noch immer recht weit von Makalle ab.

Seit dem 13. Januar hatte Menelik sein Angriffssystem gegen das Fort Makalle geändert; er schloß es jetzt ganz eng ein, indem er es durch den Wassermangel in demselben bezwingen wollte. Innerhalb weniger Tage stieg denn auch die Noth der italienischen Besatzung bis zum Aeußersten,

am 20. war der Wasservorrath bis auf den letzten Tropfen erschöpft. Außerdem befanden sich in Folge der steten Gefechtsbereitschaft schon die Mannschaften des Forts im höchsten Grade ermattet; verwesende Leichen und Thiercadaver in unmittelbarer Nähe der Umfassung machten auch den Aufenthalt im Fort fast unerträglich. Da erschien am 20. ein Herr Felter im Fort, der seit einigen Tagen Unterhandlungen zwischen Menelik und Baratieri führte. Es war dies ein früherer italienischer Offizier, der dann als Vertreter eines Handelshauses, sowie als konsularischer Agent Italiens in Harar gewesen, Anfangs September 1895 aber auf Meneliks Geheiß von Makonnen ausgewiesen worden war. In merkwürdiger Voraussicht hatte Letzterer dem Ausgewiesenen damals gesagt, er möchte sich nur nach Massaua begeben, damit er später die Friedensverhandlungen führen könnte, wenn das abessinische Heer, welches eben vorzumarschiren im Begriff stände, in Tigre angelangt sein würde. Genau so war es dann gekommen, aber die Italiener hatten allen diesen Anzeichen und Warnungen nicht geglaubt.

Baratieri, der am 11. Januar etwa 14 000 Mann bei sich hatte und gegen Ende des Monats bei Ada Agamus fast über 20 000 verfügte, mußte Makalle seinem Schicksal überlassen, wenn er es nicht gerade zum Aeußersten kommen lassen und noch einen Ersatzversuch wagen wollte. Zu einem solchen Entschlusse vermochte er jedoch nicht sich aufzuraffen: die durch Felter besorgten Verhandlungen führten dann am 22. zum Abschluß eines Uebergabe-Vertrages.

Es muß hier ausdrücklich hervorgehoben werden, daß die betreffenden Verhandlungen lediglich zwischen Baratieri, bezw. der italienischen Regierung und Menelik geführt worden waren und daß Galliano mit denselben garnichts zu thun gehabt hatte. Der unglückliche Oberstlieutenant Galliano wurde nämlich später, nachdem er abermals von den Abessiniern gefangen genommen worden war, und zwar im Kampfe mit der Waffe in der Hand, wegen Wortbruchs vom Feinde kriegsrechtlich verurtheilt und nach schier unglaublichen Martern erschossen. Galliano ist aber thatsächlich ganz schuldlos gewesen und lediglich den Verhältnissen sowie den verkehrten Maßregeln Baratieris zum Opfer gefallen. Auf höheren Befehl hatte er das Fort Makalle übergeben, auf höheren Befehl dann wieder gegen denselben Feind in den Kampf treten müssen. Wenn die Capitulation der Fortbesatzung nur unter der Bedingung abgeschlossen worden war, daß diese Truppe in dem betreffenden Feldzuge nicht mehr die Waffen gegen die Abessinier führen sollte, dann durfte sie Baratieri auch nicht mehr zur Theilnahme an dem Kampfe befehlen.

Galliano mußte also am 23. Januar das Fort Makalle räumen. Am 30. traf er dann mit Waffen und Munition, begleitet von einer schoanischen Escorte im italienischen Lager bei Ada Agamus ein. Seinen Offizieren und Soldaten, Weißen wie Farbigen, vermochte er nur das rühmlichste Zeugniß auszustellen. Trotz der andauernden ungeheueren An-

strengungen und Leiden und trotzdem die Fortbesatzung bis zum letzten Mann 14 Tage und Nächte hindurch bei empfindlicher Kälte beständig auf den Wällen hatte ausharren müssen, war doch keinem einzigen Manne auch nur für einen Augenblick der Muth gesunken. Die Askaris hatten das fast täglich an sie gestellte Ansinnen, zu ihren Landsleuten in Meneliks Lager überzutreten, stets mit Verachtung zurückgewiesen; nicht einer war fahnenflüchtig geworden. Im Fort hatten sich auch gegen 100 eingeborene Frauen befunden, die in fester Haltung mit ihren Männern gewetteifert.

In Italien athmete man erleichtert auf, als die Nachricht von der Befreiung Gallianos einlief. Die Freude darüber äußerte sich aber jedenfalls zu stürmisch, wenn man die eigentliche militärische Bedeutung des Ereignisses in Betracht zog. Im Grunde genommen blieb das Aufgeben Makalles doch immer nur eine militärische Capitulation dem Sieger gegenüber. Auch war damit abermals ein Stück des von den Italienern beherrschten Tigre wieder verloren gegangen, und Menelik zeigte sich gleich darauf als Herr desselben, indem er den Landschaften Haramat, Tembien und Gheralta die Zahlung einer Kriegscontribution auferlegte. Der übergroße Jubel über die Befreiung Gallianos mußte auch bald wieder verstummen, als sich herausstellte, daß der Negus unter dem Schutze der zurückmarschirenden Abtheilung Gallianos einen geschickten Flankenmarsch ausgeführt und sich Aduas, der Hauptstadt von Tigre, bemächtigt hatte, von wo aus er die Rückzugslinie des Generals Baratieri auf Massaua bedrohte.

General Baratieri verblieb noch weiter in seiner Stellung westlich Adigrat. Am 21. Februar hatte er dann zwar beschlossen, sich nach Adi Caji zurückzuziehen, um sich seiner Verproviantirungsbasis mehr zu nähern, doch wurde der Befehl hierzu am 24. widerrufen.

Inzwischen war durch königliches Decret vom 22. Februar der General Baldissera zum Oberbefehlshaber der italienischen Streitkräfte in Ostafrika ernannt worden, mit allen Vollmachten in allen Militär- und Civilangelegenheiten. Man war also in Rom nicht nur mit dem Verhalten des Generals Baratieri unzufrieden, sondern die italienische Regierung gab auch die völlige Verkehrtheit ihrer in letzter Zeit in Afrika verfolgten Politik selbst zu. Wir hatten Baldissera bereits als Nachfolger des General San Marzano in Erithrea kennen gelernt, und zwar als einen Mann der Mäßigung, der Geduld und der kleinen Mittel, der aber dennoch ganz gute Erfolge erzielte. Baldissera hatte 1889 mit seinen 8000 Mann sich bis Keren und Asmara hinauf ausgedehnt und die italienische Herrschaft vom Barka bis zum Mareb befestigt, fast ohne einen Gewehrschuß abzugeben. Als man dann aber in Rom auf die ganz undurchführbare Großmachtspolitik in Ostafrika verfiel, war Baldissera, wie wir gesehen haben, diesem Gedanken entschieden entgegengetreten. Die Begebenheiten der späteren Jahre haben dem

General aber Recht gegeben; die italienische Diplomatie hatte mit ihrem Utschalli-Vertrage gründlich Fiasco gemacht.

Menelik stand also jetzt 1896 mit einer erheblichen Heeresmacht bei Adua. Die italienische Regierung konnte nur noch wünschen und hoffen, daß es dem General Baldissera gelingen möchte, die Abessinier zum Rückzuge zu veranlassen.

Da traf auf einmal die erschütternde Nachricht in Rom ein, daß Baratieri am 1. März eine schwere, ja vollständige Niederlage erlitten habe. Die Unglücksbotschaft rief eine große Bestürzung und darauf folgende ungeheuere Aufregung in ganz Italien hervor, bei den aufrichtigen Freunden der Italiener aber die innigste Theilnahme. Was thatsächlich geschehen war, wurde nur zu bald klar. Wie aus dem amtlichen Berichte des General Baratieri über die Schlacht bei Abba Carima hervorging, hatte derselbe plötzlich am 29. Februar einen Angriff auf die Stellung der Abessinier bei Adua beschlossen.

Er war dann in drei Colonnen in erster Linie und mit einer Reserve vorgerückt. Die Colonne des rechten Flügels unter General Dabormida bestand aus sieben Bataillonen und vier Batterien, das Centrum unter General Arimondi aus etwas mehr wie fünf Bataillonen, sowie zwei Batterien, die Colonne des linken Flügels unter General Albertone aus vier Bataillonen und vier Batterien. General Ellena befehligte die Reserve von fünf Bataillonen und zwei Batterien. Die beiden Flügelcolonnen marschirten auf zwei Wegen, welche von der Stellung bei Sauriat nach Adua führten, das Centrum und die Reserve auf dem Wege zwischen den Flügeln. Der Abmarsch erfolgte um 9 Uhr Abends bei hellem Mondschein. Der Operationsplan ging dahin, zunächst die Pässe von Rebbi Ariena und von Kidane Meret zu besetzen. Die beiden Wege der italienischen Flügelcolonnen führten in fast paralleler Richtung über die Pässe hinweg, doch wurden dieselben durch eine sehr bemerkenswerthe Bergkuppe, den Mont Rajo, von einander getrennt. Jenseits dieser Bergkuppe, d. h. nach Osten zu, sind diese Wege verhältnißmäßig leicht passirbar und gewähren die gegenseitige Uebersicht. Das Vorrücken entwickelte sich, wie geplant war. Bei Tagesanbruch des 1. März wurden die Pässe erreicht und ohne Zusammenstoß mit dem Feinde fast gleichzeitig besetzt. General Baratieri erhielt hiervon am Passe Rebbi Ariena Kenntniß.

Um 7 Uhr Morgens wurde aber vom italienischen Flügel her, und zwar von jenseits des Passes Kidane Meret, heftiges Gewehrfeuer in der Richtung auf Adua vernommen. Die linke Flügelcolonne unter General Albertone war bei Abba Carima in einen ernsten Kampf verwickelt worden. Genannter Ort lag etwa fünf Kilometer von dem Standpunkt des italienischen Oberbefehlshabers entfernt. Sobald Letzterer Meldung über die Sachlage erhalten, sandte er der Colonne Dabormida den Befehl, den General Albertone umgesäumt zu unterstützen.

Dabormida war inzwischen etwas weiter über den Paß von Rebbi Ariena hinausgerückt und hatte eine Stellung auf Mariam Schawitu zu eingenommen. Ob der Befehl Baratieris, die Colonne Albertone zu degagiren, den General Dabormida erreicht hatte, ist nicht aufgeklärt worden. Die Brigade Arimondi war nach dem Paß von Rebbi Ariena beordert worden. Sie wollte dann dem linken Flügel Hilfe bringen, konnte jedoch wegen der Terrainschwierigkeiten diese Absicht nicht ausführen. Die Abschwenkung dieser Brigade nach Süden war dagegen von den Abessiniern zu einem Durchbruche des italienischen Centrums benutzt worden, während gleichzeitig die ganze abessinische Front zum Angriff vorstürmte. Die italienischen Flügelbrigaden wurden überflügelt und umgangen, was dann die völlige Vernichtung der in erster Linie fechtenden Truppen zur Folge hatte. Wohl hatte General Arimondi von seiner neuen Stellung aus auf der Einsattelung in der Nähe des Passes Kidane Meret den Abzug der Brigade Albertone zu unterstützen versucht, den Ansturm der Abessinier aber ebenfalls nicht aufzuhalten vermocht. Die Colonne Dabormida focht in der schluchtendurchsetzten, unübersichtlichen Gebirgslandschaft von durchschnittlich 2000 Meter Höhe und Gipfeln bis 3000 Meter ganz isolirt und war in einen verlustreichen Kampf gegen die Ras Makonnen und Mangascha verwickelt; nur mit Mühe konnte hier schließlich der Rückzug nach dem Paß Rebbi Ariena und dann nach Belesa ausgeführt werden. Auch die Reserve des General Ellena wurde mit in das nachtheilige Gefecht hineingezogen, ohne demselben eine andere günstigere Wendung geben zu können. Der Rückzug der Truppen Baratieris artete schließlich in regellose Flucht aus; die nach vorangegangenem Nachtmarsche und nach einer heißen Schlacht an demselben Tage noch zurückgelegten Entfernungen beweisen dies schon zur Genüge. General Baratieri hatte den Verlust von 3 Brigadegenerälen, 200 Offizieren, 5000 Mann und 52 Geschützen, also fast der gesammten Artillerie, zu verzeichnen.

Aus der früheren Darstellung der Gefechte bei Agordat und Coatit in vorliegender Skizze war zu ersehen gewesen, daß in dem erstgenannten Kampfe die Derwische in tiefen geschlossenen Linien, im zweiten dagegen die Abessinier, anscheinend schon auf einer höheren Stufe der militärischen Ausbildung stehend, bereits in dichten Schützenschwärmen gefochten hatten. Wie nun aus einem in der österreichischen Militärzeitschrift „Reichswehr" veröffentlichten Schreiben aus Erithrea hervorgeht, soll das Angriffsverfahren der Abessinier bei Abba Carima schon Anzeichen einer gewissen modern taktischen Ausbildung des Fußvolks dieses halbbarbarischen Heeres gezeigt haben. An der Schlacht betheiligt gewesene Offiziere haben berichtet, wie das angriffsweise Vorgehen des ersten abessinischen Treffens in sechs bis acht eingliedrigen Linien ausgeführt worden sei, die auf 200 bis 300 Schritt Entfernung aufeinander folgten. Als die vorderste Linie fast die wirksame Schußweite von dem Gegner erreicht hatte, setzte sich die darauf

folgende in Lauf, so daß sie die bezeichnete Entfernung gleichzeitig mit der ersten erreichte. Jetzt erst wurde von den Anstürmenden das Feuergefecht aufgenommen, während die hinteren Linien, eine nach der anderen im vollen Laufe in der eigentlichen Gefechtslinie eintreffend, diese immer weiter gegen den Feind hin mit sich fortrissen, bis es schließlich zu einem regellosen Einbrechen in die Reihen der Italiener und zum Handgemenge kam. Das zweite Treffen der Abessinier hatte sich weit hinter den Flügeln des ersten in großen Massen formirt, befunden. Es war dies ein Angriffsverfahren, wie solches sich der moderne Taktiker für die Kämpfe der Zukunft zurechtgelegt hat, und es machte sich demnach bei Abba Carima unzweifelhaft der Einfluß bemerkbar, welche europäische Offiziere auf die kriegerische Ausbildung der Abessinier in neuester Zeit gehabt haben mußten.

Aus dem bereits erwähnten Schlachtbericht des Generals Baratieri geht wohl die Art und Weise, sowie die Bedeutung der Niederlage der Colonialarmee bei Abba Carima hervor, derselbe giebt aber durchaus keine Antwort auf die wichtige Frage, wie Baratieri eigentlich zu dem plötzlichen Entschluß gekommen ist, den so übermächtigen Gegner in seiner günstigen Stellung anzugreifen. Nach der strategischen Lage, in welcher der italienische General sich damals befand, hätte man eigentlich erwarten müssen, daß er zunächst auf die Defensive sich beschränken und in einer gut gewählten und künstlich verstärkten Position die Dinge an sich herantreten lassen würde. Bei einem solchen Verhalten vermochte er dann, wenn der Feind schließlich zum Angriff schritt, von der großen Ueberlegenheit seiner Truppen in der Schieß-Ausbildung und Fertigkeit, sowie von seiner zahlreichen Artillerie den ausgiebigsten Gebrauch zu machen.

Auch die kriegsgerichtliche Untersuchung gegen Baratieri hat über die beregte Frage keinen genügenden Aufschluß gebracht. Der General giebt als Grund für sein offensives Vorgehen nur an, daß seine Lage bei Adigrat zuletzt eine ganz verzweifelte gewesen, ein weiterer Rückzug ihm aber unstatthaft erschienen sei. Vertrauend auf die Vortrefflichkeit seiner Truppen, hätte er daher sich dazu entschlossen, den Feind in eine weniger günstige Stellung zurückzudrängen, indem er, ohne ihn direct angreifen zu wollen, durch ein entschlossenes Vorgehen denselben doch einzuschüchtern hoffte. Alle Berichte der Kundschafter hätten darin übereingestimmt, daß die Schoaner zu Tausenden nach Tembien hinausschwärmten, daß der König von Godjam unzufrieden sei und die Heeresfolge versage. Baratieri habe sich demnach dahin entschieden, die vor dem Rajo-Gebirge liegenden Höhen zu besetzen, falls sie nicht bereits in der Gewalt des Feindes wären, und dortselbst sich erst davon zu überzeugen, ob ein großer taktischer Vorstoß rathsam wäre oder nicht. Die ganze Rechtfertigung ist nicht recht klar und verständlich; es dürfte daher der Gedanke wohl naheliegen, daß die so unerwartet beschlossene Ablösung Baratieris von seinem Posten als Gouverneur namentlich

als psychologisches Moment auf das Verhalten des jedenfalls in großer Aufregung befindlich gewesenen Generals mit eingewirkt hat.

Die Trümmer des Corps Baratieri waren nach der unglücklichen Schlacht in verschiedenen Richtungen davongegangen, theils nach Mai Haini zu, theils auf Adi Caje. Die auf 80 bis 90 Kilometer sich ausdehnende Flucht hatte zweifellos auch noch zur weiteren Auflösung beigetragen. Adigrat war von einem italienischen Jägerbataillon besetzt geblieben. Außerdem waren der Niederlage von Abba Carima noch entgangen 8 Bataillone unter Oberst Stevani, die als Flankendeckung bei Mainaret gestanden, und 3 Bataillone Ameglio, die zum Schutze des Mareb-Ueberganges bei Gundet gedient hatten. Um diesen Kern vermochten sich dann die zersprengt gewesenen Colonialtruppen bei Asmara zu sammeln, denn das abessinische Heer, welches in den letzten zehn Jahren zwar wohl nach so mancher Richtung hin einen annähernd europäischen Habitus erhalten hatte, kannte zum großen Glück für die Italiener die strategische Verfolgung noch nicht, sondern feierte gewohnheitsmäßig seinen Sieg recht nachhaltig durch Ruhe und Feste. Anderen Falls wäre wohl das Ende der Colonie Erithrea mit Abba Carima besiegelt gewesen.

Der Negus Menelik hatte nach dem großen Erfolge bei Adua sein Lager nach Mai-Farras verlegt, südlich der Straße Adua-Entischo, und marschirte erst am 9. März in nördlicher Richtung vor. Sein Weg führte ihn über den Belosa in die Landschaft Okule Kusai. Der neue Gouverneur Baldissera stand zur Zeit mit der Hauptmasse seiner Truppen in stark befestigter Stellung bei Asmara; derselbe verfügte über etwa 30000 Mann, worunter 27 frische Bataillone und 8 Batterien. Zwischen der italienischen Regierung und Menelik wurden bereits Friedensverhandlungen gepflogen. Die vorläufige Waffenruhe benutzte daher Baldissera zunächst dazu, um das noch immer von den Derwischen bedrohte Kassala sicherzustellen. Zu diesem Zwecke wurde Oberst Stevani mit 2 Bataillonen dorthin entsendet. Nachdem dieses Detachement die 320 Kilometer betragende Entfernung in Tagemärschen von durchschnittlich 40 Kilometern zurückgelegt hatte und am 26. März Abends bei Sabderat eingetroffen war, schlug es am 2. April am Südabhange des Mokrani-Berges 5000 Derwische in die Flucht. Die Sicherheit für Kassala war dadurch hergestellt.

Die wohl auch am nächsten liegende zweite Aufgabe, welche sich Baldissera zum Ziele genommen hatte, war der Entsatz des Forts Adigrat, wo seit der Schlacht bei Adua die Besatzung von 2000 Mann durch die Ras Mangascha, Alula, Sebat und den Bandenführer Agos Tafari mit etwa 17000 Mann eingeschlossen gehalten wurde. Baldissera hatte zu dem Unternehmen ein Expeditions-Corps von 15000 Mann formirt, welches dann nach unbedeutenden Gefechten bei Gunaguna und Dongollo am 4. Mai Kerseber, dreiviertel Stunden nördlich Adigrats, erreichte. Von hier aus wurde die Verbindung mit der Fortbesatzung hergestellt und am

anderen Tage mit der Fortschaffung der in Adigrat vorhandenen 300 Verwundeten und Kranken begonnen. Mit den einzelnen Machthabern Tigres wurden friedliche Unterhandlungen angeknüpft, und es gelang dadurch, eine Anzahl in ihren Händen befindliche Gefangene zu befreien. Am 18. Mai übergab man das Fort in aller Form dem Ras Schum Tessai für Mangascha, nachdem es von Waffen und Vorräthen vollständig geräumt worden. Es mußte dies geschehen, weil die italienische Regierung beschlossen hatte, Süd-Tigre gänzlich aufzugeben und als Südgrenze der Colonie wieder die Mareb-Lelesa-Muna-Linie festzuhalten.

Unter den aus der Gefangenschaft bei Mangascha zurückgekehrten italienischen Offizieren befand sich auch der Major Salsa vom Generalstabe Baratieris, der nach der unglücklichen Schlacht von Abba Carima zu Menelik entsandt worden war, um Verhandlungen anzuknüpfen. Der Negus hatte mit seiner Hauptmacht bis gegen Ende März bei Ada Aganus gestanden, dann aber wegen bedeutender Verpflegungsschwierigkeiten den Rückmarsch nach Schoa angetreten; auch sollte er durch aufrührerische Bewegungen in Amhara und der Galla dorthin gerufen worden sein. Major Salsa hatte ihn erst am Aschangi-See erreicht und wurde dann, trotzdem er als Parlamentär erschienen war, viele Wochen lang als Geisel in dem abessinischen Lager zurückgehalten. Von dort endlich entlassen, ward Salsa wieder von Mangascha festgenommen, und zwar angeblich auf Meneliks Befehl, damit er über die ungünstige Lage in Abessinien nicht Mittheilung an Baldissera machen könnte. Erst den energischen Protesten Baldisseras war es schließlich gelungen, die Freigebung Salsas durchzusetzen. Die römische „Tribuna" veröffentlichte dann hochinteressante Berichte dieses Offiziers, der wohl Zeit und Gelegenheit gehabt hatte, das Heer Meneliks auf das Genaueste zu studiren.

Major Salsa veranschlagte dasselbe auf 150 000 Mann mit Hinterladern, ferner 70 000 Lanzenträger mit einem Train von 10 000 Maulthieren. Als Besatzung des Landes Schoa waren 8000 Mann zurückgeblieben; an der Schlacht von Abba Carinna hatten nur 80 000 Abessinier theilgenommen, 30 000 Mann waren auf den Hügeln dort als Reserve verblieben, um beim etwaigen Eintritt einer Krisis über die Italiener herzufallen. Die abessinischen Verluste in genannter Schlacht sollen 5000 Todte und 10 000 Verwundete betragen haben; in den früheren Kämpfen bei Amba Aladschi und Makalle hätten die Abessinier auch bereits 7000 Todte und 10 000 Verwundete verloren gehabt. Die in das Innere des Landes zurückkehrenden Truppen wären noch reichlich mit Munition versehen gewesen; Menelik hätte noch allein 1700 mit Patronen beladene Maulthiere mit sich geführt. Die abessinische Artillerie sollte bei Abba Carima von einem französischen Offizier Namens Clochette befehligt worden sein. Die Anzahl der italienischen Gefangenen bei Menelik hätte noch über 150 Offiziere und 1800 Soldaten betragen.

Der Negus Menelik versuchte durch das Zurückhalten dieser Gefangenen einen starken Druck auf die italienische Regierung auszuüben. Letzterer mußte auch durchaus daran gelegen sein, unter allen Umständen durch gütliche Verhandlungen den Friedensschluß und damit die Befreiung der Gefangenen herbeizuführen. Gelang dies nicht, dann stand Italien vor der unter den obwaltenden Verhältnissen im hohen Grade mißlichen Aufgabe, einen großen Krieg im Inneren Abessiniens führen zu müssen.

Nachdem General Baldissera Ende Mai seine Truppen staffelweise über Dongollo nach Bacharit und Senafé hatte abrücken lassen, wurde auf seinen Antrag seitens der Regierung auch genehmigt, mit der Rückbeförderung der italienischen Truppen nach der Heimat zu beginnen. Nur das eigentliche Colonialheer verblieb in Erithrea und zwar in der Stärke von einem italienischen Jägerbataillon und sieben Infanterie-Bataillonen, einer Eskadron nebst zwei Gebirgsbatterien an eingeborenen Truppen.

Der Negus Negesti Menelik befand sich wieder in seinem Stammlande Schoa; das mittlere abessinische Gebiet, Amhara und Godjam war unter der Verwaltung seiner Fürsten, der Vasallen Meneliks, wieder in vollem Frieden, und das eigentliche Reich Tigre mit der Hauptstadt Adua und der sagenumwobenen Krönungsstadt Aksum unter dem Regimente der Ras Alula und Mangascha.

Nach langwierigen Verhandlungen am Hofe Meneliks zu Addis Abeba, die oft eine recht kritische Wendung anzunehmen drohten, gelang es endlich dem italienischen Unterhändler Major Nerazzini Friedenspräliminarien zu vereinbaren, nach deren Vollziehung und Auswechselung die italienischen Gefangenen freigelassen und an die Küste geführt werden sollten. Die vorläufige Unterzeichnung dieses Vertrages durch Nerazzini geschah am 26. October 1896. Es wurde darin zunächst die Abschaffung des Vertrages von Utschalli und die Anerkennung der vollkommenen Unabhängigkeit Aethiopiens ausgesprochen. Da die beiden Parteien sich aber über die endgültige Festsetzung der Grenze noch nicht geeinigt hatten, wegen dieser Meinungsverschiedenheit jedoch die Friedensverhandlungen nicht unterbrochen zu sehen wünschten, wurde vereinbart, daß innerhalb eines Jahres, vom Tage des Vertragsabschlusses an gerechnet, Sondergesandten der beiden Regierungen die Grenze auf dem Wege freundschaftlicher Uebereinkunft festsetzen sollten. Inzwischen sollte der status quo ante und die Grenzlinie Mareb-Belesa-Muna in Geltung bleiben. Bis zur endgültigen Grenzfestsetzung verpflichtete sich indessen die italienische Regierung, keine Gebietsabtretung an eine andere Macht vorzunehmen, und wenn sie freiwillig einen Gebietstheil aufgeben wollte, so würde dieser an die äthiopische Herrschaft zurückfallen. Bezüglich der Freilassung der Gefangenen war noch gesagt, daß der italienische Bevollmächtigte bereitwillig die hohen Ausgaben anerkannt hätte, welche die äthiopische Regierung für den Unterhalt und die Zusammenziehung der Gefangenen gehabt, und daß es billig wäre,

dieselben der äthiopischen Regierung zurückzuerstatten. Der Negus hatte dabei erklärt, keine bestimmte Summe festzusetzen, indem er sich völlig auf den Billigkeitssinn der italienischen Regierung verließe.

Der Vertrag enthält für Italien noch immer günstigere Bedingungen, als man allgemein wohl erwarten zu können geglaubt hatte. Die Grenzlinie Mareb-Belesa-Muna würde der Stellung entsprechen, die Italien nach den Siegen bei Senafe und Coatit im Frühjahr 1895 inne hatte, und zugleich wegen der jäh eingeschnittenen, nur auf Saumpfaden zu überwindenden Thalschlucht militärisch eine sehr vortheilhafte Vertheidigungslinie bedeuten. Sehr fraglich dürfte nur noch sein, ob die definitive Grenzregulirung nicht etwa Gelegenheit zu abermaliger Veruneinigung bieten wird, ob überhaupt Menelik wirklich einen dauernden Frieden und fremdnachbarliche Beziehungen mit Italien wünscht, oder ob er nicht vielleicht durch die Häuptlinge in Tigre schon wieder Reibereien vorbereiten läßt, die ihm von Anlaß bieten könnten, aus seinem Stammlande vorzubrechen und den Italienern eine ähnliche Niederlage zu bereiten wie die von Abba Carima. Seine bisher bewiesene Doppelzüngigkeit und Unzuverlässigkeit, sowie fremde Einflüsse an seinem Hofe lassen dies wohl als nicht ganz ausgeschlossen erscheinen.

Die Colonialpolitik des italienischen Cabinets Rudini scheint nun dahin zu zielen, die militärische Colonie Erithrea allmählich zu einer Handelscolonie umzuformen, weil erstere eine beständige Gefahr für das Land bildete. Rudini glaubte allerdings nicht, daß es gleich möglich sein würde, sich auf das Dreieck Massaua-Keren-Asmara zu beschränken, denn die beiden Elemente des afrikanischen Problems, die Grenzbestimmungen und Auslagen, welche beide dem Vortheile und der Sicherheit Italiens untergeordnet werden müßten, könnten nicht sofort gelöst werden. Rudini glaubt an dem gewiß sehr richtigen Grundsatz festhalten zu sollen, daß Italien so lange nicht groß werden kann, als es sich in eine seinen Mitteln nicht entsprechende Colonialunternehmung verwickelt befindet.

Das Fräulein von Olbreuze.

Von

Siegfried Fitte.

— Berlin. —

Es wird nicht allgemein bekannt sein, daß in den Adern unseres Herrscherhauses auch ein paar Tropfen französischen Blutes fließen. Der Vater der Oranierin Luise Henriette stammte aus einer Verbindung des berühmten Schweigers mit einer Tochter des Hugenottenführers Coligny, und die Tochter eines anderen französischen Edelmannes, Eleonore d' Olbreuze, erlebte es noch, daß ihre Enkelin, Sophie Dorothea, Königin von Preußen wurde. Von dieser Französin hat Friedrich der Große vielleicht den beweglichen, echt französischen Geist geerbt, der sich bei ihm in so glücklicher Weise mit dem kernigen Wesen seines Vaters und dem philosophischen Sinn seiner Großmutter Sophie Charlotte verband.

Eine umfassende Biographie Eleonorens haben wir von ihrem Landsmann Horric de Beaucaire erhalten, der einst in Berlin der französischen Gesandtschaft attachirt war (Une mésalliance dans la maison de Brunswick, Paris 1884). Manche interessante Bemerkung findet sich in dem von Bodemann herausgegebenen Briefwechsel der Kurfürstin Sophie mit ihrem Bruder, dem Kurfürsten Karl Ludwig, und wichtige Einzelbeiträge zu Eleonorens Geschichte haben Köcher und Bodemann in den Jahrbüchern des historischen Vereins für Niedersachsen geliefert.

Es war Eleonoren nicht an der Wiege gesungen, daß sie einst auf einem deutschen Fürstenthrone sitzen würde. So untadelig auch der Adel ihres

Geschlechtes sein mochte, eine politisch bedeutsame Rolle hatten die Olbreuze, die sich im 15. Jahrhundert von der größeren Familie der Desmiers abzweigten, niemals gespielt. In den Zeiten der Hugenottenkriege waren sie tapfere Vorkämpfer des neuen Glaubens; später hielten sie sich von dem streng katholischen Hofe fern und lebten zurückgezogen auf ihrem Stammschloß, das in der Nähe von La Rochelle lag. In den engeren Kreisen des Provinzadels von Poitou feierte auch die junge Eleonore die ersten Triumphe ihrer Schönheit und Anmuth. Erst ein Zufall führte sie in die große Welt. Die Gemahlin des Prinzen von Tarent, der in diesen Gegenden seine Stammsitze hatte, wurde auf das liebenswürdige Edelfräulein aufmerksam und nahm es in ihr Gefolge auf. Ueber diese Stellung haben die Feindinnen Eleonorens später die boshaftesten Randbemerkungen gemacht. Die Pfälzerin Liselotte gebraucht sogar den verächtlichen Ausdruck „stadsjungfer". In Wahrheit war Eleonore die Ehrendame und Freundin der Prinzessin; sie folgte ihr an den Hof von Versailles und siedelte mit ihr nach Holland über, als der Prinz in die Dienste der Generalstaaten getreten war. Ueberall, wo sie erschien, lenkte sie die Aufmerksamkeit auf sich; sie verstand es, die Männer zu fesseln. Aber sie wurde doch fünfundzwanzig Jahre alt, ehe es ihr gelang, das große Glück ihres Lebens zu machen. Es war im Winter 1663/64 am landgräflichen Hofe zu Kassel, wo Eleonore zum ersten Mal den Welfenherzog Georg Wilhelm sah.

Das galante Europa kannte den Namen dieses Fürsten seit lange. Er hatte eine bewegte Jugend hinter sich und stand an der Schwelle der Vierziger. Sehr jung hatte er einst die Regierung des Fürstenthums Calenberg-Göttingen angetreten, sich aber niemals an dem kleinen und einsamen Hofe von Hannover behaglich gefühlt; er wollte die Welt sehen und das Leben genießen. So unternahm er denn nach der Weise der großen Herren der damaligen Zeit die kostspieligsten Reisen. Die Stände seines Landes murrten über seine fortwährenden Geldforderungen und bestürmten ihn unermüdlich mit der Bitte, ihnen eine Landesmutter zu geben. Endlich traf der hartnäckige Ehefeind Anstalten, sich diesem Wunsche zu fügen. Er warb um die Hand der Prinzessin Sophie, der jüngsten Tochter des Winterkönigs, die bei ihrem Bruder, dem Kurfürsten Karl Ludwig, in Heidelberg lebte. Nachdem die Vorverhandlungen zu glücklichem Abschluß gelangt waren, eilte er selbst in die Neckarstadt, um seine auserwählte Braut kennen zu lernen. Sophiens Schönheit und Liebenswürdigkeit, ein Erbtheil ihrer englischen Mutter, blieb nicht ohne Eindruck auf ihn, vermochte ihn aber doch nicht längere Zeit an ihrer Seite festzuhalten. Es zog ihn nach dem sonnigen Süden, und wieder, wie alljährlich, reiste er zum Carneval nach Venedig. Diesmal machte der leichtsinnige Mann hier recht traurige Erfahrungen: Er kam, wie Sophie sich später in ihren Memoiren weniger zart als deutlich ausdrückt „dans un état très malpropre pour le mariage". In dieser Verlegenheit fand er einen sehr eigenthümlichen Aus-

weg: sein jüngster Bruder Ernst August, mit dem ihn von Jugend auf die innigste Freundschaft verbunden hatte, sollte an seine Stelle treten und das der Pfalzgräfin gegebene Wort einlösen. Ernst August war kein regierender Fürst; er hatte zwar im Westfälischen Frieden die Anwartschaft auf das Bisthum Osnabrück erhalten, mußte sich aber vorläufig mit einem sehr bescheidenen Einkommen begnügen und war ganz auf die Güte des älteren Bruders angewiesen. Eine so schlechte Partie durfte man dem stolzen Heidelberger Hofe nicht anbieten. Als Georg Wilhelm aber einen Revers ausgestellt und sich darin feierlich verpflichtet hatte, „die noch übrige Zeit seines Lebens im Cölibat hinzubringen," schien die Zukunft des Prinzen gesichert, und der Kurfürst und Sophie gingen auf den seltsamen Tauschhandel ein. Im September 1658 wurde die Hochzeit in Heidelberg gefeiert, Ernst August führte seine Gattin nach Hanover in die Residenz seines Bruders, und hier lebten die Drei einige Jahre zusammen. Bald aber kam ein Mißton in das Familienglück zu Dreien. Aus dem aufmerksamen und ritterlichen Schwager wurde ein unbequem zärtlicher Liebhaber; Georg Wilhelm verstand es nicht, die neuerwachte Neigung zu der Frau, die er einst verschmäht hatte, zu unterdrücken und erregte dadurch die Eifersucht des jungen Gatten. Sophie hatte eine sehr schwierige Stellung zwischen den beiden Männern, und sie athmete auf, als der Tod des Bischofs von Osnabrück ihrem Gemahl endlich die langersehnte Selstständigkeit und Landeshoheit verschaffte. Im Jahre 1662 siedelten sie nach dem westfälischen Schlosse Iburg über. Nun wurde es wieder einsam am Hofe Georg Wilhelms. Er vermißte die heitere und geistvolle Unterhaltung seiner Schwägerin; er langweilte sich und ging zu seiner Zerstreuung wieder auf Reisen. So kam er einmal auch nach Kassel, und hier traf er mit Eleonore d'Olbreuze zusammen, die ihre Herrin, eine geborene hessische Prinzessin, in die Heimat begleitet hatte. Die schöne Französin bezauberte alle Welt, und bald hatte sie es auch dem vielerfahrenen Prinzen angethan. Er bestürmte sie mit seinen Huldigungen, errang aber nicht den leichten Sieg, auf den der verwöhnte Mann wahrscheinlich gerechnet hatte. In treuer und geduldiger Liebe mußte er um sie werben. Mit ihrem Widerstand wuchs seine Leidenschaft. Er folgte ihr nach den Niederlanden, als die Prinzessin von Tarent mit ihrem Gefolge dorthin zurückkehrte, und wich nicht von der Seite der Geliebten, obwohl seine Anwesenheit in der Heimat dringend nothwendig gewesen wäre. Sein ältester Bruder, der Herzog von Celle, lag im Sterben; er hatte keine Kinder, und da nach dem Testament des Vaters immer dem nächst älteren Bruder die Wahl zwischen den Herzogthümern Lüneburg-Celle und Calenberg-Göttingen freistehen sollte, so waren Georg Wilhelms Erbrechte nicht zweifelhaft; er mußte sie aber gegen die Ansprüche seines ehrgeizigen Bruders Johann Friedrich schützen. Dieser traf seine Vorbereitungen so geschickt, daß er sich noch an demselben Tage, an dem der Herzog von Celle nach langem Siechthum starb, der Hauptstadt und der

Regierung bemächtigen konnte. Zu spät eilte Georg Wilhelm, der alle Warnungen und Bitten nicht beachtet hatte, aus den Niederlanden herbei: Der Staatsstreich war geschehen, und ein Bruderkrieg im Hause der Welfen schien unvermeidlich. Beide Theile rüsteten, beide sahen sich nach Bundesgenossen um. Zuletzt aber kam es dank der Vermittelung Schwedens und Brandenburgs doch zu einem friedlichen Ausgleich. Johann Friedrich begnügte sich mit dem etwas vergrößerten Fürstenthum Calenberg, während Georg Wilhelm als Herzog von Lüneburg-Celle seine Residenz nach Celle verlegte. Und hier, in Celle, wurde er seßhafter, als er es je in Hannover gewesen war; er, der sich immer nur widerstrebend mit Staatsgeschäften befaßt hatte, wurde einer der pflichteifrigsten deutschen Regenten: aus dem sorglosen Verschwender wurde ein sparsamer Haushalter. Die Zauberin, die dieses Wunder vollbrachte, hieß Eleonore.

Der Herzog hatte sich in Holland so an das Zusammensein mit der Geliebten gewöhnt, daß er nicht glaubte, mehr ohne sie leben zu können; er wollte sie ganz für sich besitzen. Sein Bruder Ernst August und seine Schwägerin kamen seinen Wünschen entgegen. Sophie gönnte dem Schwager, wie sie später schrieb, gern „ein Vergnügen, bei dem er nicht mehr an sie selbst zu denken brauchte". Die Erfahrungen, die sie als jungverheirathete Frau mit ihm gemacht hatte, waren ihr noch in unangenehmer Erinnerung. Weit mehr noch aber ließ sich die kluge Fürstin von dynastischen Gründen bestimmen; sie wollte sich, nach ihrer eigenen Aussage, einen Mann verbindlich machen, der ihren Kindern sein Land vererben sollte: wenn Georg Wilhelm dauernd an die Französin gefesselt wurde, so kam er nicht in die Versuchung, eine andere, standesgemäße Verbindung zu schließen und seinem gegebenen Worte untreu zu werden. Wie Sophie, dachte auch Ernst August, der kühl überlegende Staatsmann; außerdem mochte es ihm eine Freude sein, dem inniggeliebten Bruder einmal einen Gefallen zu erweisen. So geschah es denn, daß die schöne Hofdame im Sommer 1665 zum Besuch auf Schloß Iburg eingeladen wurde. Eleonore wußte, was dieser Antrag bedeuten sollte. Aber längst hatte auch bei ihr die Liebe über den Stolz gesiegt. In vollem Vertrauen auf den ritterlichen Sinn des Geliebten trat sie die verhängnißvolle Reise an. Das, was wahrscheinlich das Ziel ihrer Sehnsucht war, die rechtmäßige Ehe, vermochte sie jedoch nicht durchzusetzen. Nach längeren Kämpfen wurde ein höchst merkwürdiges Uebereinkommen getroffen. Georg Wilhelm stellte eine Urkunde aus, in der er sein früheres Gelöbniß, sich niemals standesgemäß zu verheirathen, erneuerte und zugleich dem Fräulein von Olbreuze, „das sich entschlossen habe, mit ihm zu leben", ewige Treue zusicherte. Auch für die finanzielle Stellung der Geliebten und für ihre Zukunft wurden Bestimmungen getroffen, wie sie sonst nur in Ehecontracten üblich waren. Sophie, die mit ihrem Gemahl die Urkunde unterzeichnet hatte, durfte mit Recht von einer „Gewissensehe" sprechen. Eleonore erhielt den Titel einer „Frau von Haarburg", und wie peinlich

sie anfangs auch das Unwürdige dieses Verhältnisses empfinden mochte, so tröstete sie sich doch bald mit dem Gedanken, dem sie in einem Briefe Ausdruck verlieh: „Es ist nur die Treue, die das Wesen der Ehe macht." Und in dieser Hinsicht hatte sie sich nicht über den Herzog zu beklagen. Nicht ohne Neid berichtet Sophie in ihren Briefen an den Bruder immer wieder und wieder von der gegenseitigen Liebe des jungen Paares. „Ich weiß nicht, ob dies von Dauer sein wird," fügt sie einmal in ihrer spöttischen Art hinzu; denn sie selbst hatte es zu ihrem Schmerz erfahren müssen, daß ihr einst so eifersüchtiger Gatte sich sehr bald anderen Frauen zuwandte. Georg Wilhelm aber war von anderem Schlage als jener Ernst August, der würdige Ahnherr der berüchtigten englischen George; er hielt seiner Eleonore die Treue, die er ihr einst, wenn auch nicht vor dem Priester, geschworen hatte. Sophie wunderte sich um so mehr darüber, als sie die Schönheit der Schwägerin schon in den ersten Jahren des Verhältnisses hinschwinden sah; nur ihr Geist und ihre fröhliche Laune könnten den verwöhnten Mann noch an sie fesseln, sonst würde er ihrer längst überdrüssig geworden sein.

Ueber die Schönheit Eleonorens läßt sich heute schwer urtheilen. Die Bilder, die uns von ihr erhalten sind, stammen aus späterer Zeit. Aber noch aus ihnen leuchtet die Anmuth der Jugend hervor, und um den feinen Mund scheinen noch jetzt die Grazien zu spielen. Auch Sophie rühmte, als sie die Französin in Iburg zum ersten Male gesehen hatte, ihr schönes Gesicht und ihre hohe Gestalt. Größeren Eindruck aber scheinen auf sie immer ihre geistigen Vorzüge gemacht zu haben, und vor Allem war es ihre glänzende Unterhaltungskunst, „die Jeden gewinnen mußte, auch den, der sie nicht lieben mochte." Auf diesen Ton feinen geistigen Reizes wurde durch Eleonorens Einfluß auch das ganze Hofleben in Celle gestimmt. Während Johann Friedrich in Hannover nach dem Vorbild Ludwigs XIV. einen schwerfälligen Pomp entwickelte und selbst in der Begünstigung von Kunst und Wissenschaften die majestätische Würde nicht verleugnete, verstand es Georg Wilhelm, äußere Pracht mit gefälliger Anmuth zu verbinden. Die Fremden nannten seinen Hof den lustigsten der welfischen Höfe und fühlten sich hier am wohlsten. Das ganze Leben hatte, der Sitte der Zeit entsprechend, einen durchaus französischen Zuschnitt; ja vielleicht überwog das fremde Element, da Eleonore viele Landsleute heranzog, in Celle noch mehr als anderswo. „Alles sei verfranzt von oben bis unten," spottete Sophie, und ein Franzose soll einmal an der Tafel übermüthig zum Herzog geäußert haben: „Wir sind hier ganz unter uns bis auf Ew. Durchlaucht." Eleonore war die unbestrittene Herrscherin dieses heiteren und geselligen Kreises und prägte ihm die ihr eigenthümliche leichte und ungezwungene Art auf. Dabei wußte sie jede Zügellosigkeit fernzuhalten; es gab in Celle keine häßlichen Scandale wie an manchem anderen Hofe der damaligen Zeit. Die elegante und vornehme Weltdame war zugleich eine musterhafte Hausfrau, die dem

geliebten Manne das Leben so behaglich als möglich zu machen suchte, ihm die Untugenden seiner Junggesellenzeit abgewöhnte und den sorglosen Verschwender zur Sparsamkeit und Wirthschaftlichkeit anhielt.

Wie schmerzlich mußte es für Georg Wilhelm sein, daß er der Frau, die ihren Platz als Landesmutter an seiner Seite so würdig ausfüllte, nicht die ihr gebührende Stellung geben konnte. Zwar wurde die Etiquette bald nicht mehr so peinlich beobachtet wie in den ersten Jahren. Während Eleonore früher niemals mit der Gemahlin ihres Schwagers, Sophie, „en cérémonie" gespeist und selbst in kleinerem Kreise neben ihr immer einen niedrigeren Sitz erhalten hatte, kam es später bei einem Besuche der dänischen Königin in Altona vor, daß sie sogar ohne Weiteres an die königliche Tafel gezogen wurde. Aber sie blieb in den Augen der Welt doch immer noch die „Frau von Haarburg", die „Freundin" des Herzogs, und es bedurfte neuer schwerer Kämpfe, ehe sie endlich anerkannte Herzogin wurde.

Es handelte sich jetzt nicht mehr um Eleonore allein, sondern auch um die Zukunft ihrer einzigen Tochter. Georg Wilhelm hatte ein großes Vermögen für sie zusammengespart und bedeutende Liegenschaften angekauft; die kleine Sophie Dorothea galt als eine der reichsten Erbinnen in Deutschland. Das wußte Niemand besser zu würdigen, als ein Verwandter aus der älteren Linie des Welfenhauses, der durch seine Romane bekannte Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Der verschwenderische Fürst war fortwährend in Geldverlegenheit und hielt es deshalb für wünschenswerth, einem seiner Söhne die Hand der Celle'schen Erbtochter zu verschaffen. Vorher aber mußte die peinliche gesellschaftliche Stellung der Mutter geregelt werden, und so stiftete denn Anton Ulrich, von dem celliſchen Kanzler Schütz unterstützt, eine Intrigue an, der von dem Hofe zu Osnabrück entgegengearbeitet wurde. Ernst August und Sophie bangten um die Zukunft ihrer Kinder und fürchteten, daß der Bruder und Schwager seine früheren Versprechungen nicht halten würde. Schon hatte der Kaiser, der dem Herzog von Celle verpflichtet war, Eleonore zur Reichsgräfin von Wilhelmsburg erhoben: wer bürgte ihnen dafür, daß sie nicht noch Söhne gebar, die dann als erbfähig anerkannt wurden? Aber auch in diesem Punkte zeigte Georg Wilhelm das großmüthigste Entgegenkommen; er sicherte dem Bruder und seinen Nachkommen unter allen Umständen die Erbfolge in seinen Landen. Die Söhne, die ihm seine Frau etwa noch schenken würde, sollten sich mit dem Prädicat „Reichsgrafen von Wilhelmsburg" begnügen, nur Sophie Dorothea, die dem braunschweigiſchen Erbprinzen bestimmte Braut, durfte Wappen und Titel einer geborenen Prinzessin führen; Eleonore selbst blieb auch als Gemahlin des Herzogs Reichsgräfin von Wilhelmsburg. So stand es wenigstens in dem neuen Vertrage, über den die Brüder nach langen Verhandlungen einig wurden. Aber kaum hatte dieser Vertrag die Bestätigung des Kaisers erhalten, so that Georg Wilhelm, der immer von

dem Wolfenbütteler getrieben wurde, auch den letzten Schritt. Im Frühjahr 1676 ließ er sich in aller Stille mit Eleonore trauen, dann wurde ihr Name im Kirchengebet genannt, und bald darauf begrüßte sie der kaiserliche Gesandte in feierlicher Audienz mit dem ihr nun zukommenden Titel „Altesse". Aus der Reichsgräfin war die regierende Herzogin geworden.

In Osnabrück waren die Absichten Georg Wilhelms nicht unbekannt geblieben. Ernst August, weit mehr noch Sophie, hatten sich ihnen auf's Leidenschaftlichste widersetzt; es war beinahe zu einem Bruch gekommen. Dennoch wirkte die vollendete Thatsache wie ein Donnerschlag. Sophie nannte den Schwager ein „Kind", das sich von seinem Kanzler leiten ließe; die ganze Kraft ihres Hasses aber richtete sie gegen die neue Herzogin. Solange Eleonore nur die Geliebte gewesen war, hatte sie das Verhältniß geduldet und sogar manches Wort des Lobes für die bescheidene Französin gefunden. Jetzt sträubte sich ihr Stolz dagegen, sie als gleichberechtigt neben sich anzuerkennen; die Tochter eines einfachen Edelmannes neben der Tochter und Enkelin eines Königs! Jetzt griff die Frau, die so oft einen wahrhaft männlichen Sinn bewiesen hatte, die starkgeistige Freundin des Philosophen Leibniz, zu den kleinlichsten Mitteln weiblicher Rache; sie war unermüdlich darin, häßliche Reden über ihre Feindin zu verbreiten, ihre Herkunft und ihre Vergangenheit in den Staub zu ziehen. Der Ton, den sie anstimmte, fand in Paris und Versailles einen kräftigen Wiederhall. Dort lebte ihre Nichte, die berühmte Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, die zwar weit mehr natürliche Herzenswärme besaß als die verstandeskühle Sophie, sich in ihrem Urtheil aber doch sehr oft von persönlichen Einflüssen bestimmen ließ. Eleonore war ihr von vornherein verhaßt als Feindin der inniggeliebten Tante. Außerdem beleidigte es ihren Ahnenstolz, daß sich in Celle „der Mausdreck mit dem Pfeffer vermischte"; so pflegte sie unebenbürtige Verbindungen in ihrer drastischen Weise zu bezeichnen. Der neuen Herzogin gab sie den Schimpfnamen „Zott", den sie sonst nur noch für ihre eigene Todfeindin, die Maintenon, gebrauchte. Und fast hämisch war ihre Freude, als Eleonore bald nach der Standeserhöhung ein todtes Töchterchen gebar. Es kam ihr vor „wie das mergen vom milchbott, welches eine frau aufmm kopff trug und so viel ahnschläge machte, wan sie ihre milch verkauft hatte, und hernach mit dem pott in den treck fiel"; so sei es auch der madame de Haarburg — den Herzogstitel verweigerte sie der „Zott" — mit ihrem „messias" ergangen. Liselotte ist offenbar von der Furcht ihrer Tante angesteckt, daß der Herzog von Celle noch einen Erben bekommen und zu dessen Gunsten seine Neffen benachtheiligen könnte. Wo es sich um die Zukunft ihrer Kinder handelt, zeigt Sophie einen fast grausamen Egoismus. Sehr naiv und doch wieder sehr cynisch klingt es, wenn sie ihrer anderen Schwägerin, der Gemahlin des Herzogs Johann Friedrich, mit der sie doch in den innigsten Beziehungen stand, noch recht viele frohe Jahre des Lebens wünscht, vorausgesetzt, daß sie wie bisher nur

Töchter zur Welt bringe. „Wollte Gott," fügt sie hinzu, „daß sie auf einen Sohn ebenso lang warte, wie die Juden auf ihren Messias." Mit geheimer Freude und ängstlicher Spannung zugleich beobachtete sie, wie sich ihren Söhnen die Aussicht bot, nicht blos den Oheim von Celle, sondern auch den von Hannover zu beerben. Johann Friedrich starb im Jahre 1679 wirklich ohne männliche Nachkommenschaft, die Fürstenthümer Calenberg-Göttingen mit der Hauptstadt Hannover fielen an Ernst August. Ein Jahr darauf erneuerte auch Georg Wilhelm, nachdem sein Bruder Eleonore als Herzogin anerkannt hatte, in feierlichster Form seine Versprechungen. Dennoch blieb Sophie mißtrauisch. „Es ist das alte Lied, nur in neuer Tonart," meinte sie. Die beste Sicherheit sah sie darin, daß die „Dame" — bisweilen sagte sie auch die „Creatur" — keinen Sohn habe.

Ein trauriges Verhängniß wollte es, daß Eleonore dieser unerbittlichen Feindin zuletzt auch ihr Liebstes, die eigene Tochter, hingeben mußte. Der Verlobte der jungen Prinzessin, der braunschweigische Prinz, war im August 1676 vor Philippsburg gefallen. Wieder meldeten sich zahlreiche Freier. Da aber geschah es, daß Georg Wilhelm selbst den Freiwerber für seine Tochter machte; er bot ihre Hand dem ältesten Sohne seines Bruders Ernst August an. Ein starkes Familiengefühl war von jeher in ihm rege; die Entfremdung, die nach seiner Trauung mit Eleonore zwischen ihm und dem Osnabrücker Hofe eingetreten war, hatte ihn immer peinlich berührt. Nun mochte es ihm ein freundlicher Gedanke sein, durch diese Heirath alle Gegensätze auszugleichen und seiner Tochter zugleich eine glänzende Zukunft zu gründen. Er machte die verlockendsten Anträge: 50000 Gulden jährlicher Rente und 100000 Gulden sofort baar ausgezahlt, das waren Summen, die in dem kinderreichen Haushalt Ernst Augusts, der damals — im Frühling des Jahres 1679 — noch nicht Herzog von Hannover war, sehr gut gebraucht werden konnten. Trotzdem genügten sie noch nicht, „um die Pille zu vergolden". Für Sophie besonders schien es eine harte Zumuthung, die Tochter der „Creatur", das „legitimirte" Kind in ihr Haus aufzunehmen, und als die getreue Liselotte zum ersten Male von dem Plane hörte, fand sie es geradezu in den „heiligen Geist gesündigt, wenn ein solch stück fleisch einem solchen praven prinzen sollte unrecht thun". Auch der Prinz Georg Ludwig selbst, der in dem Hasse seiner Mutter groß gezogen war, sträubte sich sehr gegen die „alliance d'Olbreuse". Zuletzt aber gaben die unzweifelhaften pecuniären und politischen Vortheile der Partie doch den Ausschlag. Sophie Dorotheas Hand bot die beste Gewähr für die noch immer nicht völlig gesicherte Erbfolge in Celle und verbürgte, da Johann Friedrich von Hannover inzwischen gestorben war, die Wiedervereinigung des ganzen Länderbesitzes der jüngeren Linie des Welfenhauses. Die Tochter Eleonorens wurde das unglückliche Opfer einer so ehrgeizigen Staatskunst. Jahrelang zogen sich die Verhandlungen hin, bisweilen stockten sie gänzlich, da die Ansprüche und Geldforderungen Ernst Augusts sich in's Unermeßliche

steigerten. Kaum aber hatte der Celle'sche Hof Miene gemacht, einen anderen Bewerber, einen Prinzen von Nassau, zu begünstigen, als die Hannoveraner mit beiden Händen zugriffen. Sophie sogar unterdrückte ihren Stolz und erwies ihrer alten Feindin die größten Freundlichkeiten. Jetzt wurden beide Theile bald handelseinig, und im December 1682 konnte die Heirath vollzogen werden. Was Eleonore empfand, als sie ihre einzige Tochter an den Hof der Feindin ziehen sah, läßt sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln. Anfangs hatte sie den Heirathsplan offenbar begünstigt. Im Jahre 1679 wurde von einem Anonymus, in dem Bodemann jetzt den lüneburgischen Edelmann Mahrenholz entdeckt hat, ein Buch veröffentlicht, das sich „Aventure historique écrite par ordre de Madame ***" betitelte. Die „Madame" ist unzweifelhaft Eleonore, die berühmte „Clorinde", deren Abenteuer hier erzählt werden, soll gleichfalls Eleonore sein. Ihre Herkunft, ihre Erziehung, ihr ganzes späteres Leben erscheinen in dem denkbar günstigsten Lichte; das merkwürdige Buch darf als eine Rechtfertigungsschrift aufgefaßt werden und sollte dazu dienen, die Vorurtheile des Hannover'schen Hofes zu überwinden. Später mag Eleonore eingesehen haben, daß dies doch niemals gelingen würde; die zärtliche Mutter fürchtete für das Glück ihrer Tochter, und im vertraulichen Gespräch verhehlte sie dem französischen Gesandten nicht ihre Abneigung gegen die geplante Heirath. Um so merkwürdiger berührt es, daß sie in einem Briefe an den Bruder offen ihre Freude über den endlichen Abschluß der Verlobung ausspricht. Vielleicht hatte der Triumph weiblicher Eitelkeit sie für einen Augenblick geblendet; sie sah, daß ihre stolze Gegnerin sich ihr freundlich, ja bittend nahte und selbst die Hand bot, um die Enkelin eines einfachen französischen Edelmannes in ihren Familienkreis aufzunehmen.

Aber der Tag, an dem das geschah, wurde für Eleonore der Anfang ihres bittersten Mutterschmerzes, der Tragödie ihres Lebens. Die Ehe, die aus politischer Berechnung geschlossen war, gestaltete sich höchst unglücklich. Niemand liebte die junge Frau in der neuen Heimat; am wenigsten der eigene Gatte, ein kalter, rücksichtsloser Genußmensch, der nach dem Beispiel seines Vaters in aller Oeffentlichkeit Maitressen unterhielt. Sophie hatte die Untreue ihres Gemahls immer mit Selbstbeherrschung ertragen und sich mit Würde in das Unvermeidliche gefügt. Ihre Schwiegertochter war eine zartere und weichere Natur; sie fühlte sich unglücklich an der Seite dieses Mannes, der sie verrieth, in diesem Hause, das ihr nur Haß und Mißachtung entgegenbrachte, und lebhaft, wie sie war, verstand sie es nicht immer, ihre Gedanken und Empfindungen zu bemeistern. Die Frau, die ihr eine zweite Mutter hätte sein sollen, wies jede Annäherung mit Härte zurück. Die Schwiegertochter hatte ihre Pflicht gethan, indem sie dem Hause Hannover einen Erben gebar. Jetzt brauchte auf den „Eindringling" nicht weiter Rücksicht genommen zu werden. So stand die junge Prinzessin schutzlos und verlassen da in fremden Verhältnissen. Wer durfte sich wundern, daß sie

den Wenigen, die ihr freundlich entgegenkamen, sich mit besonderer Innigkeit anschloß? Da wurde es ihr zum Verhängniß, daß sie einem Unwürdigen ihr volles Vertrauen schenkte. Das war der Graf Philipp Königsmark, ein Bruder der berüchtigten Aurora. Wie weit das Einverständniß zwischen Sophie Dorothea und dem abenteuernden Wüstling gegangen ist, wird sich wohl niemals sicher feststellen lassen. Für einen Ehebruch fehlen bestimmte Anhaltspunkte. Wahrscheinlich hat sie nur mit Hilfe des Freundes den unerträglichen Fesseln entfliehen wollen. Schwer aber mußte sie ihre Unvorsichtigkeit büßen. In der Nacht vom 1.—2. Juli 1694 verschwand Graf Königsmark hinter den Mauern des Hannover'schen Schlosses, und niemals ist es aufgeklärt worden, auf welche Weise er seinen Tod gefunden hat. Bald darauf wurde ein Scheidungsverfahren gegen die Prinzessin eingeleitet, und merkwürdiger Weise waren beide Höfe, der von Celle und der von Hannover, in der Sache einig. Georg Wilhelm fügte sich, wie schon oft in politischen Dingen, so auch diesmal dem Willen des jüngeren Bruders. Im Interesse des Gesammthauses Hannover, dessen junge Größe — eben erst war Ernst August Kurfürst geworden — durch einen inneren Zwist gefährdet schien, unterdrückte er die Gefühle seines Vaterherzens. Auch er betrachtete Sophie Dorothea als verlorene Tochter; sie durfte nicht nach Celle zurückkehren.

Nur Eine hielt treu an der Armen fest, die Mutter. Aber sie vermochte nicht den Entschluß des Gatten zu ändern, nicht gegen den wachsenden Einfluß der hannoverschen Räthe anzukämpfen. Der einzige Trost, der ihr blieb, bestand darin, daß sie die Tochter von Zeit zu Zeit sehen und sprechen konnte. Die Besuche der Mutter waren die wenigen Lichtblicke in dem einsamen Leben, das die Prinzessin nach vollzogener Scheidung auf dem kleinen Schlosse Ahlden führte.

Auch Eleonore hat jetzt den Höhepunkt ihres Lebens überschritten, es beginnen für sie die Jahre der Entsagung. Nach Außen tritt ihre Wirksamkeit nicht mehr so bedeutsam hervor wie in früheren Zeiten. Einst hatten sich Minister und Gesandte bei ihr Rath geholt, in entscheidenden Augenblicken hatte sie die Politik ihres Gemahls bestimmt. Jetzt muß sie sich darauf beschränken, in kleinerem Kreise eine stille und segensreiche Thätigkeit zu entfalten; sie ist die sorgsamste Landesmutter, die Armen und Gedrückten verehren in ihr ihre Wohlthäterin. Ihres besonderen Schutzes hatten sich ihre Glaubensgenossen zu erfreuen, die nach der Aufhebung des Edictes von Nantes in Celle ebenso freundlich aufgenommen wurden wie in den Landen des großen Kurfürsten.

Eleonore hat das hohe Alter von dreiundachtzig Jahren erreicht. Sie sah fast alle diejenigen, die einst verhängnißvoll in ihr Leben eingegriffen hatten, vor sich hinscheiden. Zuerst, schon im Jahre 1698 starb ihr Schwager Ernst August, sieben Jahre später wurde ihr der geliebte Gatte entrissen, und 1714 folgte ihm die Kurfürstin Sophie im Tode nach. Eleonore

erlebte es noch, daß das Haus Hannover auf den englischen Thron kam, daß ihre Enkelin Königin von Preußen wurde. Erst am 5. Februar 1722 erlöste ein sanfter Tod auch sie von ihren Leiden, und ihre alte Feindin Liselotte kann die Bemerkung nicht unterdrücken: „Wollte Gott, daß sie vor sechzig Jahren gestorben wäre, so hätte sie viel Uebel und Unglück verhütet."

Eleonorens Leiche wurde in der Fürstengruft zu Celle beigesetzt, und neben ihr fand nach fünf Jahren auch ihre unglückliche Tochter ihre letzte Ruhestätte. Die Särge der beiden Frauen sind schmucklos inmitten des größten Prunkes. Der Haß und die Verachtung des Sohnes der Kurfürstin Sophie verfolgte sie noch über das Grab hinaus.

Campo Santo.

Von

Richard Zoozmann.

— Berlin. —

Der Campo Santo liegt in tiefer Stille —
Vom Feld herüber nur stört ab und zu
Ein Kinderruf die andachtsvolle Ruh'.
Im Gras beginnt ihr Abendlied die Grille,
Scheu, leis: als fürchte sie, es könnt' ihr Geigen
Noch allzudreist entweihn der Gräber Schweigen.
Es strömt berauschend durch die Luft
Ein schwerer Flieder- und Orangenduft,
Und schnell, zum Meere sich herniederwendend,
Streut, noch im Scheiden, lieb- und lichtverschwendend,
Der Sonne Hand
Rothgoldne Rosen über's Land.
Der Himmel breitet groß und feierlich
Wie eine mächt'ge Friedenspredigt sich,
Als hätte Gott in's klare Blau geschrieben:
Ich bin die Liebe — und ich will Euch lieben!

O Gottesacker, heilig-stiller Raum,
Der Du die Saat, gesät von Gottes Händen,
Einschließest in den dunkeln, kühlen Traum,
Bis sich die Blüthe einst zum ew'gen Licht darf wenden —
Du stummer Ort, an dem die Liebe schaltet,
Zu dem des Menschen Herz sich gerne flüchtet,
Das Gram und Leid und Reue spaltet —
Hier fühlt sich der Gebeugte aufgerichtet,
Verzweiflung findet Trost, der Schmerz wird lind,
Hier kniet — wie vor dem Vater kniet ein Kind —
Der Sünder selbst — hier, wo Dein Friede waltet,
Ist jeder Zwiespalt in der Brust geschlichtet.

Die letzten Beter sind durch's hohe Thor
Schweigsam gewandelt; ernst und einsam ragen
Die weißen Marmorbilder bleich empor,
Beredte Hüter an den Sarkophagen.
Ein blasses Weib, in schwarzem Trauerkleid,
Im Schoß verschränkt die Hände, thränenbar,
Kniet hinter'm Pfeiler vor dem Steinaltar,
Darunter sie den Gatten ihr gebettet
Vor weniger Jahre rasch entschwundner Zeit —
Die Thräne war im Anfang ihrem Leid
So eng mit reichem Strom verkettet,
Daß ihre Lindrung jetzt dem Schmerz versagt.
Kein Tag, daß sie sich nicht hierher gerettet
An diesen Port, der stark und sicher ragt,
Wie dem Gescheiterten der Leuchtthurm winkt,
Und ihr, mag sie des Lebens Meer umbranden,
Die Trostgewißheit giebt: hier darfst Du landen,
Wenn draußen jeder Halt versinkt!
Und doch! — wie groß und echt ihr Schmerz auch ist —
Sie fühlt: es will zu dieser Frist
Die Zeit mit linden Händen
Das tiefe Weh allmählich heilend enden —
Und diese Qualerkenntniß wetzt
Auf's Neue nur den Schmerz, daß sie entsetzt
Die Wahrheit jenes herben Spruchs gefunden:
Die rasche Zeit heilt alle Wunden.

Wie war's doch einst? . . . Es war im Mai,
Die Vögel haschten frank und frei
Mit munterm Flügelschlag sich in den Bäumen,
Ein Abend war's wie dieser: Blüthenduft
Schwamm durch den Garten, schmeichelnd floß die Luft,
Die Sonne starb — es war so recht die Zeit,
Wo gern das Herz, vom Zwang des Tags befreit,
Dem Sinnen und dem Träumen
Sich hingiebt unter sternerhellten Räumen.
Da fanden ihre Herzen sich, die jungen —
Von seinem Arm umschlungen,
Schritt sie mit ihm auf den gewundnen Wegen
Des Parks hinab zum dunkeln Mittelmeer.
Das Mondlicht, in des Wassers leisem Regen,
Warf bleiche Silberblitze hin und her,
Als ob ein Schatz darin versunken wär'.
Sie sprachen Nichts: in solchen sel'gen Stunden
Versagt das Wort, die Sprache wird empfunden;
Es übernimmt des Auges feuchter Stern
Die Dienste des verstummten Mundes gern,

Auf dem im Kuß von heil'gem Zwang gesegnet,
Das Herz dem Herzen keusch begegnet . . .
O Brautzeit, sanftes Ineinanderneigen,
Du trautes und holdseliges Verschweigen!
Von tausend Wundern ist die Brust befangen,
Ein Sehnen ist's, ein Hoffen und Verlangen,
So seltsam und so eigen!
Und dann, dies süße, ungeduld'ge Drängen,
Als gält es, Ketten zu zersprengen,
Als wollte sich ein duft'ger Blüthenflor
Zum Licht empor
Gewaltsam durch die Knospenhülle zwängen.
Es ist ein Traum, der mit der fliehenden Nacht
Das Herz nicht flieht, das er so reich gemacht —
Er wirft sein Schimmern über's ganze Leben,
Und die Erinn'rung läßt ihn nie verschweben!

Sie wurden glücklich — die Zufriedenheit
Schloß mit dem Frohsinn einen treuen Bund
In ihrem Eh'stand; — nur in letzter Zeit
Gab sich bei Marco etwas leise kund
Wie Unruh', das ihn oft von dannen trieb,
Als wär's ein Suchen — Suchen ohne Grund,
Als müss' er schmerzhaft irgend was entbehren!
Sie sah es tief an seinem Herzen zehren,
Und einmal fragte sie: Vergieb,
Was quält Dich, Lieb?
Was ist Dir? Fühlest Du Dich auch gesund?
Er blickte auf: . . „Ich fühl mich so allein!" —
Da wußte sie's! — Wie bei des Blitzes Schein
Dem Wandrer sich der dunkle Pfad erhellt,
Erkannte sie, was ihm das Herz zerspellt:
Er sehnte sich nach einem Erben! —
Stumm fühlte sie's: es ging ihr Glück in Scherben,
Weil ihr des Himmels Huld versagte,
Was sie seit zehen Jahren bang erhofft,
Was wie ein Wurm in stillen Nächten oft
Mit bitterm Zahn an ihrer Seele nagte.

Wie sich ein lachendes Gefild verdunkelt,
Wenn Dünste um der Sonne Gold sich ballen,
Doch gleich in tausendfach-verschöntem Glanze funkelt,
Sobald die Schatten thalwärts fallen —
So zog vorbei an ihrem Horizonte
Die kleine Trübung — freundlich sonnte
Sich Marco an der Gattin Liebe wieder;
Das alte ungetrübte Glück,
Das treulos schien, kam reicher nun zurück,

So reich, wie's dort nur einzukehren liebt,
Wo wankelmüthig sich's für immer fortbegiebt
Und nicht den Blitz läßt ahnen, der hernieder
Vom wolkenlosen Blau vernichtend stiebt . . .
Es kam der schwarze Tag — der Unglücksfall,
Der ihn inmitten seiner Vollkraft stürzte,
Sein Dasein um die Hälfte kürzte
Und ganz ihr Glück — sie brachten ihn getragen,
Verunglückt im Gebirg beim Jagen.
Gebrochen sank sie hin — so bricht beim heft'gen Prall,
So leicht und rasch ein edelfein Krystall.
O stirb, Erinn'rung! — Kann Dich nicht das Bluten
Der Wunden, die solch mächt'ger Schmerz geschlagen,
Ertränken? — Und vermag auch nicht das Fluthen
Der ungehemmten Zähren auszuwischen
Die dunkle Letterschrift,
Die jener Tag mit scharfem Stift
In das Gedächtniß grub? — Umsonst! nur aufzufrischen
Schien boshaft die Erinn'rung all das Leid,
Je mehr von dannen stob die Zeit . . .

Es dunkelt, und die ersten Sterne glimmen,
Da — horch! — da nah'n sich Schritte, Stimmen —
Marco? . . . Wer nannte den geliebten Namen?
Ward hier nicht, dicht vor der Kapelle Stufen,
Marco gerufen? . . .
Wer war's? — Zwei Beter zu dem Grabmal kamen,
Ein altes Mütterchen, gebückt am Stabe,
An ihrer Hand sich haltend tappt ein Knabe,
Die Alte spricht: „Hier, Marco, sieh, mein Kind,
Hier ruht Dein Vater!"
Und der Knabe spricht:
„Wo meine Mutter ist, das sagst Du nicht?"
Die Alte wischt sich über's Aug' geschwind:
„Mein Kind — Du mußt danach nicht immer fragen;
Sie ist verreist — sie kommt zurück — bald — bald!
Ach, Großmama, das pflegst Du stets zu sagen —
Ist sie auch todt? Sprich! wie der Vater hier?
Du weinst? Die Mutter kommt nicht mehr zu mir?
Still, still doch, Marco — und die Händchen falt',
Und bete, wie sich's ziemt an diesem Ort."

„Nein, Großmama — mir bangt, fort will ich, fort!"

Wie sich das Mütterchen zum Gehn will wenden,
Da richtet hinterm Grabmal die Gestalt
Der Wittwe sich hochauf: — „Halt," ruft sie — „Halt!"
Daß schier vor Schreck der Alten aus den Händen

Der Stock entfiel. — „Wer bist Du, räthselhaftes Wesen?
Und hast Du auch die Inschrift recht gelesen,
Daß der des Knaben Vater sei, der hier
Den ewigen Schlummer schläft?“ —

„Gott helfe mir,
Signora,“ murmelt leis die Alte — „ja! — —
Nie über meine Lippen wär's gekommen —
Sein Vater hat den Schwur mir abgenommen,
Doch da Ihr's hörtet eben da,
Nun — so vernehmt, wie Alles denn geschah!“

Die Alte hüstelte. — Nach einer Weile
Sprach sie: „Wie ich von der Geschichte
Euch nun am besten den Verlauf berichte —
Noch weiß ich's nicht. Gestattet, daß ich eile
Und Euch nicht Alles melde lang und breit,
Vertiefen müßt es mein und Euer Leid.
Ihr seid ein Weib, Ihr werdet es verstehen
Und lest den Sinn heraus aus mancher Zeile.
So kam's. — Die Beiden hatten sich gesehen,
Als Euer Herr — Gott schenk' ihm sanfte Ruh'! —
In einer Armenangelegenheit
Bei uns zu recherchiren kam. — Mein Kind,
Constanze, ward ihm gut — nicht so im Nu —
Und wie Verliebte einmal sind,
Zuerst kam Euer Herr nur ab und zu,
Dann folgten die Besuche sich geschwind.
Wir wußten nicht, daß er gebunden sei
An eine Andre — sonst bei Gott! ich sag es frei,
Hätt' eher ich mit diesen Händen hier
Mein Kind erwürgt. — Nachher gestand er's mir.
Constanze hat es nie erfahren dürfen,
Und ich — ich bracht's nicht über's Herz,
Sah ich sie aus des Glückes Becher schlürfen,
In ihren Trank zu träufeln diesen Schmerz! —
Ich zürnte wohl — doch eine Mutter kann
Im Busen tragen nicht ein ewig Grollen,
Zumal ich Euern Gatten liebgewann,
Dem stets die Lippen preisend überquollen
Von seiner Gattin! — Ach, wie manchesmal
Schlug er in Stunden bittrer Reuequal
An seine Brust, verwünschte sich, die Welt
Und Gott — er weinte, haderte und stöhnte,
Beklagte Euch, bedauerte Constanze,
Kein Zuspruch war, der ihn mit sich versöhnte!
Doch bracht ich ihm sein Söhnchen — gleich erhellt
War dann sein Angesicht im alten Glanze.

Sein Sohn, sein Marco war sein höchstes Gut,
Er lebte nur für ihn. — Wie oft,
Das Haupt in seine Hand geneigt, sprach er:
Ich glaubt' es, Mutter, nimmermehr,
Daß solch ein Glück, so groß und unverhofft,
Mir noch beschieden wär'!
O Marco, Du mein süßes Fleisch und Blut,
Wie liebt Dein Vater Dich mit um so größ'rer Glut,
Als er sie unter bittern Schmerzen
So oft ersticken muß im tiefsten Herzen!
Ach dürft' ich's wagen, Mutter, dürft ich's wagen,
Ich wollt ihn gleich auf diesen Vaterarmen
Zu ihr, zu meinem Weib, Verzeihung flehend, tragen.
Doch nein! Camilla hätte kein Erbarmen.
Und ach! was sollt' Constanze sagen,
Wenn sie erführe, daß ich schlechter Mann
Solch Doppelspiel mit Zweien treiben kann?!
Und wiederum versank er tief in Brüten
Und weinte leis und sprach: Warum, warum
Muß ich den Mund verschließen kalt und stumm
Und dieses Glück als ein Geheimniß hüten?

Genug, genug von all den bittersüßen Stunden!
Er starb zu schnell — — zwei Jahr ertrug's mein Kind,
Ein Wunder, daß sie's noch so lang verwunden —
Der Schlag traf sie in's Herz. Die Ärmste konnte
Hinsiechend bleich und still nicht mehr gesunden —
Mit ihres Grabes Blumen spielt der Wind,
Sie schläft dort drüben, wo die Andern sind,
Der Vater und der Bruder — sterbend sonnte
Sich noch ihr Aug' an ihres Marco Blicke,
Sie strich dem Kinde zärtlich über's Haar,
Sie drückte mir die Hand, sie hauchte was,
Ich konnt es nicht verstehn — da lag sie blaß
Wie Wachs; — es war:
Als ob man eine welke Blume knicke!

Acht Tage sind es heut. — Der Knabe weiß
Noch Nichts — ich hab' es ihm verhehlt mit Fleiß;
Doch täglich wächst sein ungestümes Fragen —
Was soll ich ihm, Signora, einmal sagen? . . ."

Die Wittwe richtete sich hoch empor —
Ihr Aug' ward feucht, ihr Blick war groß und rein —
Dann beugte sie sich zu der Alten Ohr
Und zeigte auf den eingeschlafnen Knaben:
„Das Kind soll wieder eine Mutter haben,
Und ich will Deine Tochter sein! — —"

Illustrirte Bibliographie.

Aus dem thessalischen Feldzug der Türkei 1897. Von Dr. C. A. Fetzer, Lieutenant d. L. — Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte des Kriegsschauplatzes. — Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. —

Bei dem allgemeinen Interesse, das der im vergangenen Jahre mit unglaublicher Kühnheit seitens Griechenlands hervorgerufene griechisch-türkische Krieg erregt hat, kann eine zusammenhängende Darstellung dieses Feldzuges nach den Berichten und Erinnerungen eines Augenzeugen nur erwünscht erscheinen. Der Verfasser des vorliegenden Buches hatte sich von Stuttgart aus als militärischer Berichterstatter, in erster Linie für „Ueber Land und Meer," über München und Wien nach der Türkei begeben. Freilich war, an Ort und Stelle zu gelangen, leicht gesagt und langsam gethan, denn im Orient lernt man erst den Sinn zweier Redensarten kennen: „nur immer langsam voran" und „so Gott will". Der Verfasser schildert zunächst in sehr anregender Weise seine Reise nach Saloniki. Sein Interesse nehmen da besonders die Serben in Anspruch. Er meint, daß sich die Auswanderung nach Amerika nicht mehr empfiehlt, auch für uns Deutsche nicht einmal wünschenswerth ist, denn was über's Wasser geht, verliert dort seine Nationalität und wird Amerikaner — da unten aber (in Serbien) erhält sich inmitten einer minder strebsamen und minder gebildeten Bevölkerung das Deutschthum noch immer unverdorben. Nach einem Besuch des deutschen Gesandten in Belgrad, der dem Verfasser weitere Empfehlung versprach, ging die Reise über Nischney-Saloniki, von dem der Verfasser eine interessante Beschreibung giebt. Die Zahl der nach dort abgegangenen türkischen Truppen war mit Anfang April bereits auf mehr als 100000 Mann gestiegen. Wenn man, so schreibt der Verfasser, dies in Erwägung zieht, so dürfte kaum ein Zweifel auftreten, wer den Gegner zu Boden werfen wird. Zu dieser Ueberzeugung mußte aber auch das Verhalten der türkischen Truppen beitragen, das ein sehr anerkennenswerthes war und überall eine gute Disciplin durchblicken ließ. Solchen Truppen konnte man nur wünschen, daß es ihnen bei guter Führung recht gut ergehen möchte. Wenn auch Griechenland die im Princip edle Absicht verfolgte, seinen Glaubensgenossen unter türkischer Herrschaft beizustehen, so hatte es doch kein Recht dazu, so ganz ohne Rücksicht auf die Gefahr damit einen Weltkrieg zu entfesseln und in arger Ueberschätzung seiner eigenen Kraft zum Angriff vorzugehen, mit Außerachtlassung allen völkerrechtlichen Herkommens. — Seitens der türkischen Beamten fand der Verfasser wohlwollendes Entgegenkommen und erlangte, allerdings nach vierzehntägigem Warten und Drängen, endlich die Erlaubniß, auf den voraussichtlichen Kriegsschauplatz, zunächst in das Hauptquartier nach Elassona abzugehen. Aus einer Unterredung, die der Verfasser mit einem türkischen Generalstabs-Offizier hatte, dürfte die Bemerkung des Letzteren von Interesse sein: „Man möchte doch endlich der Türkei freie Hand verschaffen, damit sie aus eigener Kraft des Angriffs eines kleinen

Raubstaates sich erwehren könne." In Elassona angekommen, begab sich der Verfasser bald zum commandirenden General, dem Marschall Edhem Pascha, und erfuhr dort, daß die Feindseligkeiten bereits begonnen, indem die Griechen ohne Kriegserklärung mit irregulären Truppen die Grenze überschritten hätten und daß der Ausbruch des vollen

Edhem Pascha. Aus: Fetzer, Aus dem thessalischen Feldzug der Türkei 1897. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

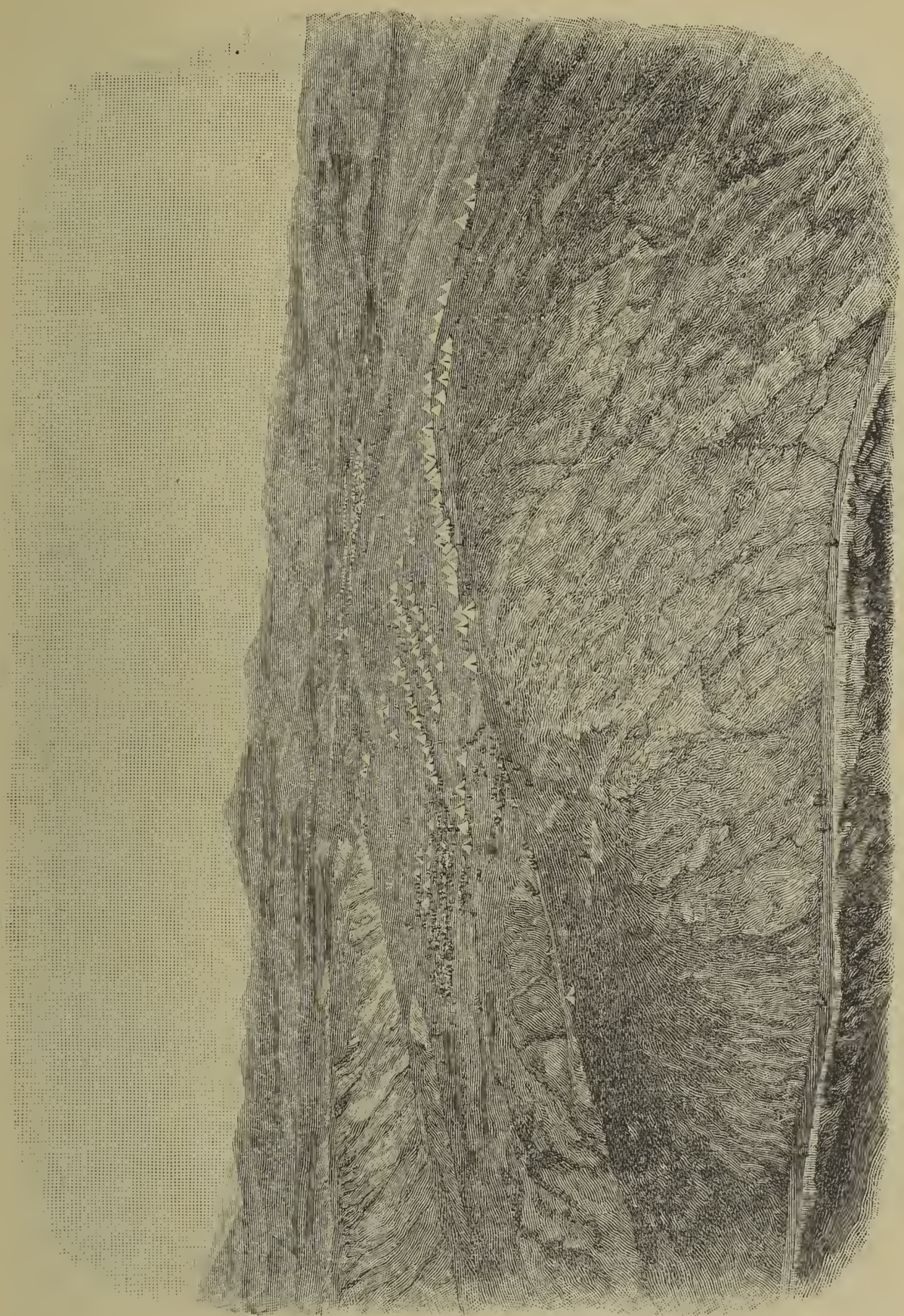
Krieges kaum noch zu bezweifeln sei. Zur Schilderung der Insurgenten theilt der Verfasser einen Bericht des englischen Berichterstatters der „Daily-News" mit, der auf griechischer Seite den ersten Angriff mitgemacht hat, und als traurige Ergänzung zu diesem Bericht den Brief eines italienischen Freischärlers, der mit Cipriani in diesen heiligen Krieg für Hellas gezogen war.

Daß mit einer Truppe aus derartig zusammengewürfelten Elementen Nichts zu erzielen war, lag auf der Hand. Bis zum Ausbruch des eigentlichen Kampfes lag nördlich Elassona und noch während der ersten Schlacht das Hauptlager der Türken, auf dessen Schilderung der Verfasser näher eingeht. Nicht genug rühmen kann er die Genügsamkeit der türkischen Soldaten. Mit einer Handvoll Reis im Tage und etwas Wasser ist der Mann zufrieden, erhält er gar noch Knoblauch und Tabak, dann ist er glücklich. Es sei hierbei darauf hingewiesen, was v. d. Goltz über den türkischen Soldaten seiner Zeit im Militär-Wochenblatt geschrieben hat. Artillerie war reichlich vorhanden, wie überhaupt diese die verhältnißmäßig stärkste Waffe der Türken ist. Interessant ist auch die Schilderung des Verkehrs im Hauptquartier Edhem Paschas, eines Mannes von feiner, gewinnender Art, der im Uebrigen aber doch den Eindruck machte, als sei er seiner Aufgabe wenig gewachsen. Auf den Bericht Grumbkow Paschas an den Sultan sollte er übrigens auch durch Ghazi Osman Pascha, den Helden von Plewna, ersetzt werden, wozu es aber schließlich nicht gekommen ist. Die Auslassungen Grumbkow Paschas verlangen überhaupt ganz besondere Beachtung, um die Kriegsführung der Türken und die zaudernde Haltung Edhem Paschas zu verstehen, der sich zweimal die Gelegenheit hatte entgehen lassen, das griechische Heer in Oberthessalien zu vernichten. Mittlerweile waren, nach der endlich am 17. April türkischerseits erfolgten Kriegserklärung, die Griechen zu einem großen Angriff auf die Hauptzufuhrlinien der Türken übergegangen, und damit hatte der eigentliche Kampf begonnen. Der Kampf drehte sich zunächst um ein Blockhaus der Paßstraße.

Insurgenten, zum Angriff vorgehend.
Aus: Fetzer, Aus dem thessalischen Feldzug der Türkei 1897. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Während von Damasi eine türkische Division den Eingang in die thessalische Ebene zu erzwingen suchte, hielten sich doch die Griechen noch mehrere Tage in einer guten Position. Hier näher auf die Beschreibung seitens des Verfassers einzugehen, würde zu weit führen. Er hebt namentlich hervor, daß er von den griechischerseits behaupteten Greueln der Türken Nichts gesehen habe. Niedermetzelungen von Verwundeten oder Gefangenen kamen überhaupt nicht vor. Nach tagelangem Kampf begann der langsame Abstieg von der Paßhöhe von Mylona, welche von den letzten Griechen in der Nacht vom 19. zum 20. April geräumt worden war, in das Karaderethal. Als Folge des sich hier entspinnenden Kampfes, der hauptsächlich durch Artillerie geführt wurde und wobei die türkische Artillerie bedeutend besser schoß als die griechische, zogen sich die Griechen in wilder Hast nach Larissa zurück. Anstatt nun energisch vorzugehen, schien es den Türken nur auf ein langsames Zurückschieben des Feindes anzukommen. Auf ein Wagniß und auf die Möglichkeit eines großen, raschen Erfolges, auf eine Umfassung des Gegners

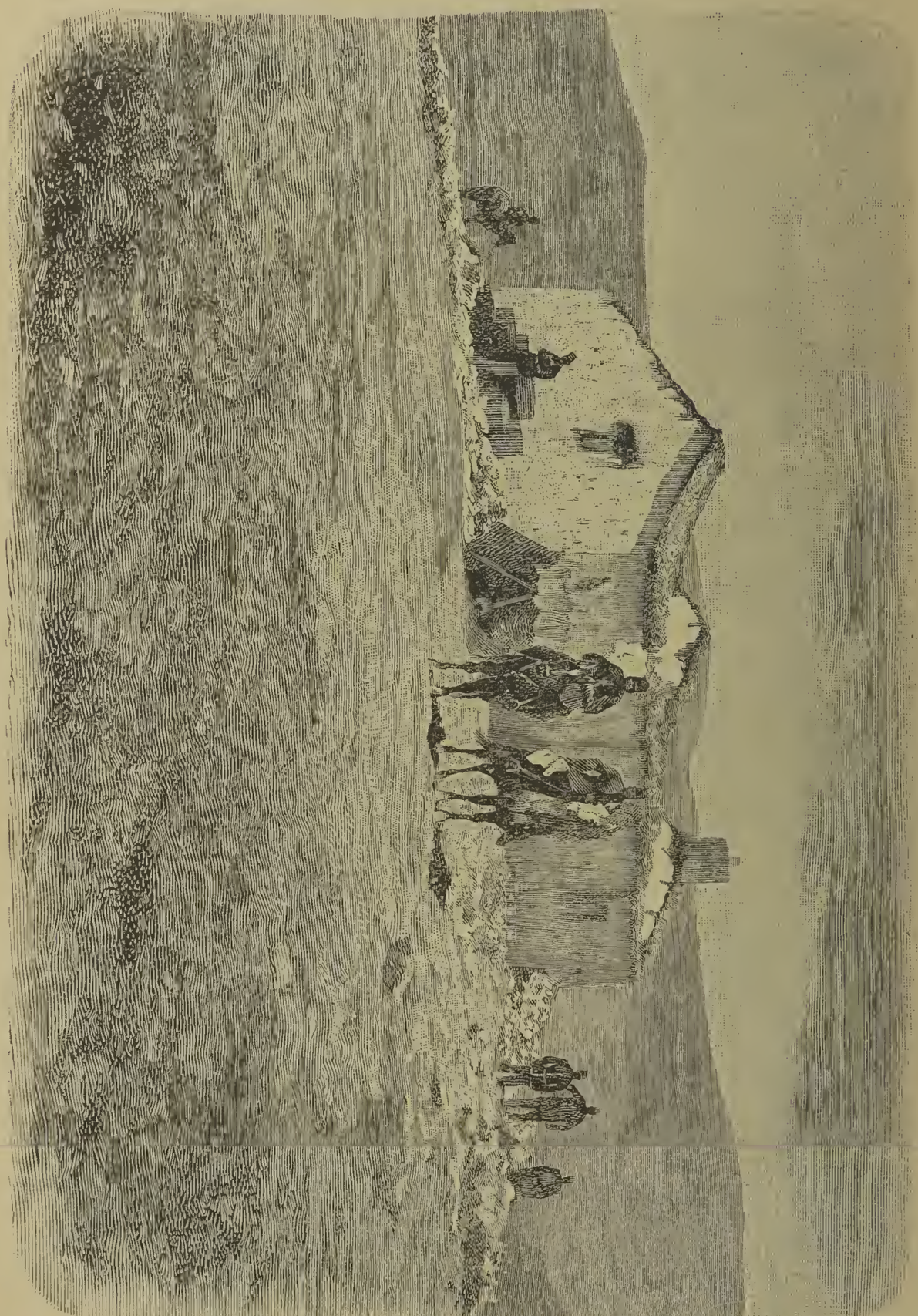
hatte es der türkische Oberfeldherr nicht abgesehen. Nach dem kopflosen Davonlaufen der Griechen lag die thessalische Ebene in ihrer Mitte offen für den Einmarsch der Türken, die den Griechen Zeit ließen, sich in der vortrefflichen Stellung bei Velestino festzusetzen.



Zeltlager bei Elassona.
Aus: Fetzer, Aus dem thessalischen Feldzug der Türkei 1897. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Es folgen nun die Berichte über das Gefecht bei Velestino, bei dem die Türken, namentlich die türkische Cavallerie, nicht sehr günstig operirten, ferner über die Schlacht bei Pharsalos, sowie die Gefechte bei Dhomoko resp. Furka. Die Griechen hielten jedoch nicht

Stand und zogen sich nach siebentägigem Kampfe auf Volo zurück. Eine interessante Schilderung giebt der Verfasser noch von einer Situation, in der er bald gefangen genommen worden wäre.



Blockhaus bei Larissa.

Aus: Fetzer, Aus dem thessalischen Feldzug der Türkei 1897. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Der Krieg war zu Ende. Sowohl bei Pharsalos als bei Dhomoko hatten sich die Türken die Möglichkeit entgehen lassen, das griechische Heer gefangen zu nehmen. In einem Rückblick bespricht der Verfasser in interessanter Weise die Kriegsführung der beiden

Heere. — Zahlreiche Illustrationen ergänzen den Text, für den ein Inhalts-Verzeichniß erwünscht gewesen wäre. Die beigefügte Karte über den thessalischen Kriegsschauplatz — Ausschnitt aus Kieperts: „Carte de l'Epire et de la Thessalie" — ist zu groß und wäre wohl besser durch eine kleine Uebersichtskarte des engeren Kriegsschauplatzes unter Aufnahme aller im Text angeführten Orte zu ersetzen gewesen. — Das recht gut ausgestattete Buch sei hierdurch bestens empfohlen. K.

Bibliographische Notizen.

Die Flottenfrage in ihrer Beziehung zu Deutschlands Weltpolitik von Alex. Freih. von Siebold. — Woerls Reisebücher-Verlag, Würzburg u. Leipzig. —

Die Frage betreffend die Vermehrung der deutschen Kriegsmarine hat in allen Kreisen der Bevölkerung lebhaftes Interesse erregt. Der Verfasser, wenn auch nicht selbst Seemann, jedoch durch Bereisen der bedeutendsten Weltmeere und Schifffahrtslinien sowie der Haupthandelshäfen der Welt ein gründlicher Kenner der in Betracht kommenden maritimen Verhältnisse, hat es als eine patriotische Pflicht angesehen, nach bestem Wissen und Können ein objectives und sachkundiges Urtheil in dieser hochwichtigen Angelegenheit abzugeben. Die nationalökonomische Zukunft Deutschlands und die Lösung der socialen Frage wird, seiner Ansicht nach, im höchsten Maße durch die Stetigkeit des Absatzes unserer industriellen Producte bedingt. Den überseeischen Handel der einzelnen Staaten weist er zahlenmäßig nach und gelangt zu der Ueberzeugung von der unabwendbaren Nothwendigkeit, die Kriegsmarine zu vermehren, um in ausgiebigerer Weise unseren überseeischen Handel und unsere Handelsmarine sowie des Weiteren unsere Küsten und Colonien zu schützen. Die gegenwärtigen unzulänglichen Stationsbezirke unserer Kriegsmarine sowie die überseeischen Flottenstationen werden auf zwei kleinen Karten veranschaulicht. Wer sich über diese wichtigen Verhältnisse, ohne langes Studium, ein eigenes Urtheil verschaffen will, dem sei die kleine Schrift (sie enthält nur 24 Seiten) bestens empfohlen. K.

Erinnerungen eines Kriegsgefangenen in Schoa. (März 1896—Januar 1897.) Von Giovanni Gamerra, Major der Versaglieri. — Aus dem Ital. übersetzt von Hedwig Jahn. — Berlin, Grunert.

Aus dem so unglücklich verlaufenen Feldzug der Italiener gegen den Negus Menelik schildert der Verfasser, als Commandeur des ehemaligen 8. Bataillons Eingeborener, seine persönlichen Erlebnisse, namentlich während seiner mehrmonatlichen Gefangenschaft. Der Verfasser bezeichnet selbst die Erzählung seiner Erinnerungen als „hingeworfen", wie sie ihm in den Sinn gekommen sind. Vielfach sind es rein persönliche Details, die er in mehr als ausführlicher Weise, gleichsam tagebuchmäßig, vorführt. Seine Schilderungen würden sichtlich gewonnen haben, wenn er auch in geeigneter Weise Streiflichter auf den ganzen Feldzug geworfen und in einer Einleitung den Leser in die Kriegslage kurz eingeführt hätte. Ein kleines Uebersichtskärtchen, selbst einfachster Art, auf der die einzelnen Märsche leicht zu verfolgen, wäre dabei ganz am Platze gewesen. Zu den interessantesten Partien des Buches gehört die Schilderung des Marsches nach Adua und der sich daran anschließende Kampf, in welchem das 8. Bataillon schließlich völlig isolirt, als Zielscheibe vieler tausend Schoaner, gänzlich aufgerieben wurde. Trotz der angedeuteten Mängel und obwohl die 20 Capitel des Werkes Manches enthalten, was als Selbsterlebtes mehr Bedeutung für den Verfasser, als für einen größeren Leserkreis hat, kann das Buch, das auch die Bildnisse des Verfassers und des heldenmüthigen Vertheidigers von Makalle, des Oberstlieutenants Galliano, enthält, denjenigen empfohlen werden, die sich für den italienischen Feldzug im Allgemeinen und im Speciellen für die Erlebnisse der gefangenen Italiener interessiren. K.

Atlas der Himmelskunde auf Grundlage der Ergebnisse der cölestischen Photographie. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. In 30 Lieferungen à 1 Mk. Wien, A. Hartleben. —

Von diesem vortrefflichen Werke sind die weiteren Lieferungen bis 24 erschienen. In den letzten 4 Heften werden die Sonne, die Planeten und Kometen textlich behandelt und hierzu wiederum eine Reihe sehr schöner Illustrationen geliefert. Hervorzuheben sind

namentlich die Originalphotogramme der Sonnenoberfläche, speciell der Sonnenflecken sowie die neuste Oberflächendarstellung der Planeten Venus, Mars, Jupiter und Saturn. Das bereits über das Werk abgegebene Urtheil findet sich auch in diesen letzten Lieferungen vollauf bestätigt.

K.

Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.

Von dem monumentalen Werke, das wir wiederholt besprochen haben und dessen Erscheinen in wahrhaft mustergiltig regelmäßiger Weise gefördert wird, liegen uns nunmehr der dritte und vierte Band vollständig vor. Der dritte Band beginnt mit dem Stichwort „Griechischer Unterricht", der vierte Band schließt mit „Muthwille". Gerade diese beiden Bände zeigen wieder deutlich, wie Recht wir hatten, als wir aus den Namen der Mitarbeiter darauf schlossen, daß das Werk nicht eine einzelne Richtung in der Pädagogik vertreten, sondern daß alle die wichtigsten Richtungen in den heutigen pädagogischen Anschauungen zur Darstellung gelangen sollen. Man vergleiche in dieser Beziehung nur die Artikel von Wendt-Karlsruhe, Schiller-Gießen und Nerrlich-Berlin.

Auch die vorliegenden Bände beweisen wieder, daß die Encyklopädie sich nicht nur an die Fachleute wendet, sondern daß sie für Jeden, der mit der Erziehung zu thun hat, eine Fülle von werthvollem Material enthält. Wir möchten aus diesem Grunde dem Werk einen Platz auch in jeder öffentlichen Bibliothek wünschen. Wp.

Die häusliche Erziehung. Von Eduard Ackermann. 2. Auflage. Langensalza, Beyer & Söhne.

Verfasser steht auf dem Boden der Herbart'schen Pädagogik und giebt von diesem Standpunkte aus eine inhaltlich gute und lehrreiche Darstellung des behandelten Gebietes. Wenn er aber meint, daß das Buch seine Leser hauptsächlich unter den Vätern und Müttern suchen soll, so steht dem doch unserer Meinung nach die Art der Darstellung, die in den ersten, allgemeinen Capiteln etwas zu gelehrt, im Ganzen aber zu schwer lesbar ist, entgegen. Die Perioden sind bisweilen von unheimlicher Länge. Wer vor der Arbeit nicht zurückschreckt, das Buch zu studiren — denn studirt, nicht einfach gelesen will es sein, — der wird sicherlich reichen Gewinn davontragen. Wp.

Wanderjahre. Sociale Essais. Von Willy Pastor. Berlin, Schuster und Löffler.

Es ist uns selten so schwer geworden, in kurzen Worten ein Urtheil über ein Buch abzugeben, wie bei dem vorliegenden. Das Buch liest sich ausgezeichnet, das letzte Capitel „Lumpenproletariat" ist besonders mit einer wohlthuenden Wärme geschrieben. Gewünscht hätten wir allerdings, daß einzelne unmotivirte Ausfälle gegen einzelne politische Parteien oder Persönlichkeiten unterblieben wären.

Was den Inhalt betrifft, so sucht der Verfasser peinlichst, „den Fluch fast aller philosophirenden Geister zu vermeiden, daß sie die Ereignisse der Geschichte nicht im Zusammenhang überblicken." Dieses Bestreben hat ihn aber, besonders im ersten Capitel: „Wanderungen" in den entgegengesetzten Fehler verfallen lassen, den nämlich, die Dinge zu sehr in einem bestimmten Zusammenhange zu sehen; ein Vorgehen, das nur zu leicht zu Künsteleien, zum Einzwängen der Thatsachen in das vorher feststehende System führt.

Nicht einverstanden sind wir u. A. mit der Erklärung des Begriffs Liberalismus auf S. 6.

Im letzten Capitel: „Lumpenproletariat" hätten wir neben der ausführlichen Schilderung der socialen Krankheit eine genauere Darstellung der Heilmethode, welche dem Verfasser vorgeschwebt, gewünscht. Es genügt doch nicht, einfach die Forderung aufzustellen: „Man sorge dafür, daß Jeder seine Fähigkeiten verwerthen kann;" die Hauptfrage ist die: wie kann das gemacht werden?

Auf zwei sachliche Fehler möchten wir den Verfasser noch aufmerksam machen: „Sachsengänger" sind nicht russische Unterthanen, die in unsere östlichen Provinzen kommen, sondern Arbeiter der östlichen Provinzen, welche im Frühjahr nach dem Westen — hauptsächlich in die Provinz Sachsen — wandern, um dort im Ackerbau (Rübencultur) bis zum Herbst thätig zu sein.

Wenn ferner im letzten Capitel gesagt wird, daß im Asyl für Obdachlose auf je zwei Pritschen drei Personen gekommen seien, so können bei sechzig Pritschen nicht einhundertachtzig, sondern nur neunzig Personen im Saale geschlafen haben.

Mag man nun sich zu den einzelnen Anschauungen des Verfassers stellen, wie man will, jedenfalls muß man zugeben, daß die Lectüre des Buches eine anregende ist.

Wp.

Felix Dahns Sämmtliche Werke. In 75 Lieferungen oder 21 Bänden. Preis Mk. 75. Gebunden Mk. 96. Monatlich 1 Bd. oder 3—4 Lieferungen von durchschnittlich 7 Bogen zu je 1 Mk. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Es ist ein dankenswerthes Unternehmen der altbewährten Firma, die poetischen Werke eines der beliebtesten Dichter der deutschen Lesewelt, der wie kein Anderer sein tiefes historisches Wissen in den Dienst seiner Muse gestellt hat und aus dem unerschöpflichen Born altgermanischer Geschichte seine frischesten, unverwelklichen Gaben geschöpft hat, in einer stattlichen und dabei verhältnißmäßig billigen Gesammtausgabe dem deutschen Volke vorzulegen.

Felix Dahn hat in der deutschen Litteratur einen festen, gegründeten Ruf, seine Physiognomie als Dichter und Schriftsteller steht in sicheren Umrissen vor uns, und wenn auch Jahr aus Jahr ein seiner fruchtbaren Phantasie immer neue Werke entsprießen, so ist doch kaum anzunehmen, daß diese den Gesammteindruck seines Wirkens und Schaffens noch irgendwie beeinflussen oder verändern könnten. Sein Bestreben war es von jeher, aus den tiefen dunklen Schachten germanischer Vorzeit das poetische Gold an's Tageslicht zu fördern und, sei es in klingenden Versen, sei es in markiger, gehaltvoller Prosa dem deutschen Volke zum Geschenk zu machen. Auf diese Weise hat er unseren nationalen Litteraturschatz wesentlich bereichert und dazu beigetragen, den historischen Sinn der Deutschen zu stärken, die Bewunderung für unsere großen Vorfahren zu erwecken und zu erweitern und dadurch die Liebe zum deutschen Vaterlande überhaupt zu pflegen und wach und rege zu erhalten.

Wir staunen über die stattliche Reihe von Werken, die der Dichter im Laufe der Jahre geschaffen, über die Fülle von Gestalten, die er in lebensvoller Frische vor uns hingestellt hat, über den Reichthum an Tönen, die seine Leier auch auf lyrischem Gebiete aufweist, und begreifen kaum, wie er es ermöglicht hat, all das hervorzubringen neben seiner ausgebreiteten wissenschaftlichen und Lehrthätigkeit.

Die erste vorliegende Lieferung beginnt mit Dahns bekanntestem und verbreitetstem Roman „Der Kampf um Rom". Die Ausstattung ist vorzüglich, das Umschlag- und Titelbild von Meister Johannes Gehrts in Düsseldorf.

Vorläufig sei hiermit auf das schöne Unternehmen hingewiesen. Wir behalten uns vor, über jeden einzelnen Band besonders zu berichten. —e.

Eulen und Krebse. Von August Niemann. Gotha, J. Goetsch.

Man hat diesen Roman mit Gustav Freytags „Soll und Haben" in Parallele gestellt und nicht ganz mit Unrecht; auch Niemann hat, wie Freytag, das Wort Immanuel Schmidts, daß der deutsche Roman das deutsche Volk da aufsuchen solle, wo es am tüchtigsten sei: bei der Arbeit, beherzigt und dabei in der Wahl des Milieus einen überaus glücklichen Griff gethan. Welch ein Beruf steht so im Zusammenhange mit dem ganzen Leben der Nation, spielt eine so entscheidende Rolle als Culturträger, wie der des Buchhändlers. War so Niemann in der Stoffwahl vielleicht noch glücklicher als sein klassisches Vorbild, so ist er in der künstlerischen Gestaltung nicht weit hinter demselben zurückgeblieben. Mit der lebendigen Zeichnung der Gestalten, dem frischen Humor, der sich bei einzelnen der vorgeführten Typen zu treffender Satire verschärft, erzielt Niemann eine Wirkung, die der des Freytag'schen Romans wenig nachsteht, nur daß die tragischen Töne, die der Letztere neben den heiteren anschlägt, die düsteren, mit so packender Kraft gestalteten Nachtscenen, in dem Niemann'schen Werke kein Seitenstück haben. Wünschenswerth wäre es gewesen, daß bei den Beziehungen zwischen Buchhandel und Schriftsteller- und Gelehrtenwelt, die der Roman schildert, den unbedeutenden Vertretern der letzteren ein Gegengewicht durch eine wirklich bedeutende Dichterindividualität gehalten würde. Auch ist nicht zu verkennen, daß der Verfasser seine Gestalten mitunter zu bewußt ihr Inneres bloßlegen läßt und die Schärfe der Charakterzeichnung hie und da der Caricatur nahe kommt. Aber diese kleinen Mängel hindern nicht, daß man das Werk mit dem lebhaftesten Vergnügen und stets reger Spannung liest, daß es eines der frischesten, humorvollsten Bücher ist, welches die neuere deutsche Romanlitteratur hervorgebracht hat. -l-.

Antiochus. Drama in drei Acten von Hans Eschelbach. Kempten, Kösel'sche Buchhandlung.

Eschelbach ist ein Spätepigone Schillers. Er verfügt über eine glänzende, nur hie und da in allzu wohlgefälliger Breite sich ergehende Diction und ein gewisses Geschick für das Bühnenwirksame. Die Charakteristik ist seine schwache Seite, über die altherge-

brachten Unterschiede zwischen Gut und Böse kommt er kaum hinaus. Seine Dichtung verräth ein warm und fromm fühlendes Gemüth, aber nicht eine Spur von eigenartigem Denken. Warum das Drama Antiochus heißen mag? Wahrscheinlich weil der Titel: „Die Maccabäer", der eigentlich richtig gewesen wäre, von Otto Ludwig und Anderen schon verwandt war. Um Antiochus wenigstens äußerlich zum Helden zu stempeln, hat E. eine fast komisch wirkende sentimentale Liebesgeschichte erfunden, sie aber wohlweislich bald in Klammern gesetzt, so daß sie auch wegbleiben kann!!! Das ist das einzige Charakteristische an dem Werke. L. S.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Neues Adressbuch des Deutschen Buchhandels u. d. verwandten Geschäftszweige 1898. Mit einem Bildniss Friedrich Spielhagens. Leipzig, Walther Fiedler.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift. 1897. Heft 20—24 incl. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
1898. Heft 1. Stuttgart, Deutsche Verlags- — Anstalt.

Balzo, Carlo del. Genti di Chiesa. Romanzo. Torino. Fratelli Boeca Editori.

Bernheim, Ernst, Der Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart. Berlin, S. Calvary & Co.

Freilicht. Zeitschrift für Litteratur und Wissenschaft. 1. Band, Heft 1 u. 2. Breslau, Erich Peterson.

Guth, Alfred, Draussen im Leben. Berlin, Hugo Storm.

Hager, Theodor, Metaphysisches Brevier. Ein Auszug aus dem Manuscript: Stoff und Kraft, Geist und Wille in Raum und Zeit. Vernunft und Freiheit. Mainzer Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.

Hanstein, Adalbert von. Zwei Welten. Roman aus dem modernen Berlin. 2 Bände. Berlin, Max Schildberger.

Hennig, Alfred, Nitokris. Roman aus dem alten Aegypten. Weinheim, Fr. Ackermann.

Henning, Carl, Aus Herzenstiefen. Ernste und heitere Klänge. Wien, Carl Graeser.

Hoffmann, A., K. v. Holteis und E. T. A. Hoffmanns Bergreise. Beiträge zu ihrem Lebensbilde mit Benutzung einer bisher unbekannten Holtei'schen Handschrift. Erinnerungsgabe zum 24. Januar 1898. Oppeln, G. Maske.

Jodl, Friedrich, Wesen und Ziele der ethischen Bewegung in Deutschland. Nach einem Vortrage, gehalten am 13. Februar 1893 in der Abtheilung Frankfurt a. M. der Deutschen Gesellschaft für ethische Cultur. 2. Auflage. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.

Kretzer, Max, Berliner Skizzen. Berlin, Carl Duncker.

Levi, Cesare Augusto, Wandlungen. Deutsche Ausgabe. Leipzig, August Schultze.

Lexikon deutscher Frauen der Feder. Eine Zusammenstellung der seit dem Jahre 1840 erschienenen Werke weiblicher Autoren, nebst Biographieen der lebenden und einem Verzeichniss sämmtlicher Pseudonyme. II. Bände. Herausgegeben von Sophie Pataky. Carl Pataky, Berlin.

Loreley. Liedersammlung für gemüthliche Kreise. Enthaltend Vaterlands-, Volks-, Heimat-, Wander-, Liebes-, Jäger-, Trink-, Studenten-, Vereins- und humoristische Lieder, sowie Lieder für Stenographen-, Feuerwehr- und Turnvereine. Herausgegeben von Wilhelm Wessel. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns Verlag.

Mossmann, Hans, Ferdinand. Sein Leben, seine Turn- und Vaterlandslieder. Zur Erinnerung an seinen hundertsten Geburtstag herausgegeben von Professor Dr. C. Euler und Dr. R. Hartstein. Mit fünf Abbildungen. Berlin-Charlottenburg, Verlag von Richard Heinrich.

Muret-Sanders encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Grosse Ausgabe. Theil II. Lfg. 4. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Nationalhefte, Deutsche. I. Band, 5. Heft. München, R. Oldenbourg.

Novellenbuch, ungarisches. Ernste und heitere Erzählungen. Aus dem Magyarischen übersetzt und frei bearbeitet von Dr. Adolph Kohut. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Conto.

Offermann, Alfred, Freiherr von, Parlamentarismus contra Staat in unserer Zeit. Wien, Wilhelm Braumüller.

Perlen französischer Dichtung. Auswahl und Uebersetzung von Heinrich Nitschmann. Nebst kurzen Lebensskizzen der Dichter. Cöthen, Anh., Paul Dünnhaupt.

Rathmann, Paul, Reales und Ideales. Neue Gedichte. Dresden, E. Pierson.

Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Baronin Bertha von Suttner. VI. Jahrgang No. 12. Dresden, E. Pierson.

Wrubel, Dr. Friedrich, Die Schweizerische Nordbahn. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Nordostbahn anlässlich des 50. Jahrestages der Eröffnung der ersten schweizerischen Eisenbahn, nach amtlichen Quellen bearbeitet. Zürich, Zürcher & Furrer.

Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz. I. Jahrgang 1897/98. Heft 10. Januar 1898. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Zorilla, Don José, Don Juan Tenorio. Religiös-phantastisches Drama in zwei Abtheilungen. Verdeutscht und mit einem Vorwort über die Don Juan-Sage versehen von Johannes Fastenrath. Dresden, Carl Reissner.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 104399743